UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

BINDING LIST OCT 1 1921.

Ger. Lit
D

Deutsche Rundschau

Band CLXXXIV

(Juli — August — September 1920)

167310
16/11/21

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 184-85

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertvierundachtzigsten Bande (Juli — September 1920)

Seite

Alfredo Hartwig. Die Methoden des Handelskrieges der Alliierten gegen Deutschland an der Westküste Südamerikas 1

Emma Bonn. Der tote Herr Sörensen 22

Moeller van den Bruck. Der Untergang des Abendlandes . 41

Luise Perty. Joseph Victor Scheffel und Caroline von Malzen 71

Politische Rundschau 105

Musik. Aus dem Berliner Musikleben 111

Berliner Theater 116

Literarische Rundschau 118

Literarische Notizen 129

Vom Geiste der Völker 141

Literarische Neuigkeiten 143

Detlef Schmude. Wege zur inneren Kolonisation und zum Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens 145

B. Stiegemann. Die Tätigkeit der Heimstättengesellschaft Neu-Deutschland m. b. H. zu Völpke, Kreis Neuhaldensleben 154

Max Hildebert Boehm. Der körperschaftliche Gedanke . . . 159

Wilhelm Franz. Fort mit dem Juristenmonopol! 167

Kurt Küchler. Gesine Karst 176

J. K. von Hoeßlin. Zur Psychologie des Monotheismus . 187

Eduard König (Bonn). Sprachlich-literarische Wirkungen des internationalen Verkehrs im Altertum 198

Richard Fester. Verantwortlichkeiten. III (Fortsetzung) . . . 204

Peter Eschels. Eine Reise nach dem Eismeer im Jahre 1836 224

Hugo Lehmann. Gottfried Wilhelm Leibniz im Briefwechsel mit Philipp Jacob Spener von 1686 bis 1700. I . . . 236

(Fortsetzung umstehend)

Seite

Friedrich v. der Leyen. Gedanken zur Hochschulreform . . . 247
Fl. Frhr. v. Biedermann. Die diesjährige Tagung der Goethe-Gesellschaft 253
Ein- und Auskehr 256
Literarische Notizen 267
Literarische Neuigkeiten 271
Victor Franz. Allgemeinste Geschichte des Lebenden . . . 273
Leo Schwering-Köln. Benedikt der Fünfzehnte. Ein Versuch zur Würdigung seiner Politik 306
Ludvig af Petersens-Stockholm. In Tschecho-Slowakien . . 316
Ernst Zahn. Am Abend 323
Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Reichswirtschaftsrat und berufsständische Vertretung 334
Major a. D. Otto Lehmann. Deutsche Luftfahrt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft 341
Stanislaus Graf Dunin Borkowski S. J. Die ideale Bedeutung des Adels 350
Hugo Lehmann. Gottfried Wilhelm Leibniz im Briefwechsel mit Philipp Jacob Spener von 1686 bis 1700. II (Schluß) 360
Friedrich Wiegand. Von deutschen Kirchen und Domen . . 375
H. Ch. G. J. van der Mandere-Den Haag. Der gegenwärtige Stand des internationalen Privatrechts 396
Alexander Castell. Pariser Brief 406
Ein- und Auskehr 409
Literarische Rundschau 420
Literarische Notizen 422
Literarische Neuigkeiten 431

Die Methoden des Handelskrieges der Alliierten gegen Deutschland an der Westküste Südamerikas

Von

Alfredo Hartwig

Alba: „... Nichts, nichts
Ist übersehen, Kraft und Widerstand
Berechnet, alle Quellen, alle Kräfte
Des Landes pünktlich angegeben; alle
Maximen, welche zu befolgen, alle
Bündnisse, die zu schließen. Der Entwurf
Ist teuflisch, aber wahrhaft — göttlich."
Don Carlos, 5. Akt, 8. Auftritt.

Der gegen Deutschland entfesselte Weltkrieg ist wohl die glänzendste Organisation zur Vernichtung eines wirtschaftlichen Gegners gewesen, die die Weltgeschichte gesehen hat. Während auf dem Weltkriegstheater von feindlicher Seite die denkbarste Konzentration der militärischen Kräfte geleistet wurde und gegen die deutsche Bevölkerung der erbarmungsloseste Aushungerungskrieg zur Durchführung gelangte, setzte auf allen Handelsplätzen der Welt, gleichviel ob in neutralen oder dem Vielverbande angehörenden Ländern, ein Vernichtungskampf gegen den deutschen Handel und gegen den einzelnen deutschen Kaufmann ein, der an Rücksichtslosigkeit gegen den Deutschen und Nichtachtung gegenüber den neutralen Regierungen und Interessen alles in den Schatten stellt, was je in Handelskriegen in der Geschichte geleistet worden ist. Es gibt keinen politischen Terror, der nur annähernd so systematisch ausgebaut und durchgeführt worden wäre und werden könnte wie dieser Vernichtungskrieg gegen den deutschen Wettbewerber auf dem Weltmarkte.

Will man den glänzenden Aufbau dieser Organisation unserer Feinde kennen lernen, so ist es zweckmäßiger, Wirken und Wirkungen der einzelnen Maßnahmen auf einem geschlossenen Teile des Welthandelsgebietes zu verfolgen und das reibungslose Ineinandergreifen der einzelnen Faktoren und Organe zu betrachten, als eine schematische Zusammenstellung aller Mittel und Kräfte zu geben, deren sich die Entente, in erster Linie England, in ihrer Politik, in ihren Handelsorganisationen und durch den Einfluß ihrer kaufmännischen Gesellschaften und Einzelpersonen bedient hat. Nach dieser Richtung hin ist der Südamerikamarkt besonders lehrreich, weil er der wichtigste Weltmarkt ist und der einzige, auf dem ein ziemlich ungestörtes Arbeiten

der Entente möglich war. Zwar haben auch dort die Japaner mit aller Energie sich einzunisten versucht; aber sie störten mehr die Kreise der Entente als der Deutschen. Ihre stille Kampfansage richtete sich von Anfang an nicht gegen den Deutschen, sondern gegen die starken Handelsstaaten innerhalb des Freundschaftsbundes der Entente selbst. Der Ostasienmarkt gibt kein so klares Bild, weil die Entente, mit Ausnahme Nordamerikas, von Anfang an so gut wie gänzlich ausgeschaltet wurde. Auf der Westküste Südamerikas, wo Chile den ersten Platz einnimmt und durch seine Dampferlinien einen ausgedehnten und merklichen Einfluß ausübt, hat die Entente besondere Anstrengungen machen müssen, weil sie es hier mit einem Staate zu tun hatte, der ein stark ausgeprägtes Selbstgefühl besitzt und nie einen Zweifel darüber gelassen hat, eine strikte und korrekte Neutralität auszuüben, soweit die Kräfte des Landes es zuließen. Diese ehrlichen Bemühungen darf Deutschland Chile nie vergessen!

Nominell ist der Friede ja nun geschlossen, und man könnte einwenden, daß eine Darstellung der Maßnahmen unserer Feinde gegen den deutschen Handel im Kriege stark post festum käme. Der politisch so ungeschulte Deutsche übersieht und will in seinem Drange nach Versöhnung und Internationalität so gern es nicht wahr haben, daß dieser „Friede" doch nur ein Krieg mit anderen Mitteln ist und wir nur in eine zweite Etappe dieses Weltwirtschaftskrieges eingetreten sind. Einige der Maßnahmen, die seitens der Entente während des Waffenkrieges zur Anwendung gelangten, müssen freilich nun fallen gelassen werden oder können nur noch durch diplomatische Vorstellungen (alias Drohungen) oder Verabredungen unter der Hand versucht oder ausgeübt werden. Der Engländer denkt nicht so romantisch oder christlich wie der Deutsche; jede Rührseligkeit ist bei ihm ausgeschlossen, wenn es um die Interessen seines Vaterlandes oder des eigenen Geldbeutels geht. Schon Ende 1918 machte der Engländer und im Anschluß an ihn der Franzose gar kein Hehl daraus, daß sie beabsichtigten, den Boykott gegen den Deutschen fortzusetzen, auch wenn der Friede geschlossen und die gesetzlichen Boykottbestimmungen aufgehoben sein sollten. Schon damals hatten sich die feindlichen Firmen verpflichtet, ihrerseits den Boykott auf eine längere Reihe von Jahren fortzuführen und durch hohe Konventionalstrafen sich gegenseitig zu binden.

Diese Willensäußerungen sind bei der Zähigkeit unserer Feinde durchaus ernst zu nehmen, und ihre Rückwirkungen auf die Neutralen dürfen nicht unterschätzt werden. Zu lange hat der Druck unserer Feinde auch auf den Neutralen gelastet; mehr als dem Durchschnittsdeutschen hat sich ihnen der Ernst und die Überzeugung von der Energie und dem rücksichtslosen Machtwillen unserer Feinde eingeprägt. Sie wissen, daß der Angelsachse nicht redet, sondern handelt.

Während man in Deutschland noch gar nicht daran dachte, dem Engländer irgendwelche Schwierigkeiten zu bereiten, begann England den Wirtschafts-

krieg mit dem am 5. August 1914 [1]) erlassenen Zahlungsverbot. Mit diesem Schritte führte England einen Schlag gegen die deutschen Interessen, der von wesentlich einschneidenderer Bedeutung war als die gleichartigen Zahlungsverbote an anderen Plätzen der Welt. Denn der ganze deutsche Handel Chiles hängt auf das innigste mit dem Salpetergeschäfte zusammen, das der deutschen Segelschiffahrt und einer Reihe von Dampferlinien die Lebensbedingungen gab und somit Deutschlands Stellung auf dem westlichen Teile des Südamerikamarktes erst ermöglichte. Salpeter ist der ruhende Pol für den Handel an der Westküste, der auch indirekt der deutschen Schiffahrt an der Ostküste einen wesentlichen Halt gab. Die nächste Folge des Zahlungsverbotes war, daß die von den deutschen Häusern auf London gezogenen Wechsel, die in erster Linie für Rechnung Hamburger Käufer gegen Salpeterladungen ausgestellt waren, nicht mehr akzeptiert wurden und daher zurückkamen. Der Umfang dieser finanziellen Transaktionen war bedeutender, als es auf den ersten Blick erscheint, da von Hamburg aus ein Teil der Verschiffungen wieder nach anderen Ländern, nicht zum mindesten nach England, geleitet wurden. Aus diesem Grunde kann man die Ausfuhr von Chile nach Deutschland im Jahre 1913 auf 252000000 Mark veranschlagen, obwohl die amtliche chilenische Statistik nur 84000000 Pesos Gold zu 18 d gleich 126000000 Mark ergibt. Die Einfuhr aus Deutschland im gleichen Jahre betrug 81000000 Pesos Gold zu 18 d gleich 121500000 Mark.

Die geschilderte Maßnahme der damals noch ohne Nordamerikas offizielle Hilfe arbeitenden Entente vermochte zunächst ihre volle Wirkung nicht zu zeitigen. Noch bestand ja für Deutschland die Verbindung über New-York, so daß hinsichtlich der Wechsel eine Umstellung möglich war, die es den Ausstellern in Valparaiso ermöglichte, ihre Wechsel in New-York unterzubringen. Sollte also der deutsche Handel auf dem Südamerikamarkte restlos ausgeschaltet werden, so mußte der Ring durch Eintritt Nordamerikas in den Krieg geschlossen werden. Englands Kriegsvorbereitungen gegen Deutschland wären keine vollständigen gewesen, wenn es nicht längst der Hilfe und Partnerschaft Nordamerikas, sowie des von den amerikanischen Stahl- und Eisenmagnaten abhängigen Wilson, versichert gewesen wäre. Dieser, weit entfernt, das Licht eines „zweiten Sternes von Bethlehem" ausstrahlen zu wollen, zu dem ihn die deutsche Diplomatie in typischer Kurzsichtigkeit und die deutsche Demokratie in einfältigem Kinderglauben erhoben, wartete nur auf den richtigen Moment, wo er zweckmäßig und mit Vorteil als Hoffnungsstern den Alliierten in der Dunkelheit ihrer Bedrängnis leuchten konnte.

Es ist charakteristisch für das Mißtrauen der angelsächsischen Vettern untereinander, daß, wenn sie auch die Absicht hatten, Deutschland gemeinsam zu schlagen, sie vorsichtshalber in der grundlegenden Organisation dieses Vernichtungskampfes doch getrennt vorgingen, um sich nicht der Möglichkeit selbständigen Abstoppens und freier Entschließungen zu begeben, wenn die eigenen

[1]) Verschärft durch die Proklamation vom 9. September 1914.

Handelsinteressen es einmal erfordern sollten. Wie weitausschauend Nordamerika hier gehandelt hat, zeigt die Haltung des nordamerikanischen Kongresses in der Friedensfrage, die den Ententebrüdern gegenüber gar kein Hehl daraus macht, daß man unter Umständen mit Deutschland sich auf einem Wege treffen will, der abseits von der Heerstraße geht, die der Sadismus Frankreichs und die politische Verlegenheit Englands wandeln wollen oder müssen.

Am 15. Juni 1917 erließen die Nordamerikaner den „Espionage Act", durch den der Export geregelt wurde. Diesem „Espionage Act" unterlagen fast alle Exportwaren hinsichtlich der Einholung einer Lizenz, bei deren Erteilung eine genaue Prüfung der Persönlichkeit des Käufers erfolgte. Diese erstreckte sich nicht nur auf den ersten Käufer, sondern verlangte bereits eine Darlegung des Weges, den die Ware gehen sollte, und der etwaigen Mittelspersonen, bis die Ware in die Hände der Konsumenten gelangen würde. Der Zweck dieser inquisitorischen Prüfung war, den endgültigen Käufer festzustellen, um jede Schiebung, jede indirekte Unterstützung oder Benutzung deutschen Handels oder deutscher Zwischenhand zu verhindern. Jedenfalls erreichten es die Amerikaner mit diesem chikanösen Vorgehen, daß die Schwierigkeiten für Umsätze in amerikanischen oder über Amerika gehenden Waren noch größer wurden als bei der englischen Handhabung, und daß die Abschreckung noch stärkere Wirkungen zeitigte.

Diesem „Espionage Act" folgte im September des gleichen Jahres die „Trading with the enemy Bill" [1]).

Die Handhabung und der Ausbau dieser Maßnahmen fanden ihre leitende Zentralstelle im amerikanischen Generalkonsulate zu Valparaiso, dessen kaufmännisch, technisch und wirtschaftspolitisch geschulte Beamte — ohne Befähigung zum Richteramte oder höheren Verwaltungsdienste! — direkt mit der amerikanischen Kaufmannschaft in Verbindung standen und somit in gemeinsamen persönlichen Verhandlungen und ohne „Verfügungsbetrieb" aus der Praxis und der jeweiligen Lage heraus die Schläge vorbereiteten, die den deutschen Handel so schwer trafen, weil sie eben der Arbeit von Männern der Praxis entsprangen.

Die Engländer ihrerseits legten ebenfalls die Handhabung der erforderlichen Maßnahmen in die Hände ihres Generalkonsulates in Valparaiso, sowie ihrer überall im Lande verteilten besoldeten oder ehrenamtlichen Konsuln. Obwohl schon in Friedenszeit der englische Konsulardienst in vorbildlicher Weise geregelt und geleitet und mit dem Weitblick des Engländers auf das reichste ausgestattet war, ernannte England nun außerdem noch kaufmännische Vizekonsuln ad hoc, denen ganz besondere Warenzweige zur Beobachtung zugewiesen waren, und die auch die Aufgabe hatten, in ihrem amtlichen Charakter mit den neutralen Firmen zu verhandeln und beaufsichtigend mit ihnen in Verbindung zu treten. So gab es zum Beispiel einen Vizekonsul

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Gesetz, das am 18. September 1914 in England in Kraft trat und die Zwangsverwaltung vorsah.

„for Yute-goods" und Spezialkonsuln für andere Warengattungen. Und es ist klar, daß diese Beamten sich über den Handelscharakter der ihrer Kontrolle zugewiesenen Waren sich nicht erst durch ein Konversationslexikon die erste Aufklärung zu verschaffen brauchten. Der Angelsachse würde Tränen lachen, wenn man ihm zumuten würde, zum Kommissar für Fischimport und Fischverwertung oder Kohlenverwertung einen Regierungsassessor zu ernennen. Solche Maßnahmen hat er schmunzelnd den Feinden gegönnt, die er vernichten wollte.

Abgesehen von diesen selbständigen Grundorganisationen hat ein gemeinsames Arbeiten der Alliierten, an der Spitze England und Nordamerika, stattgefunden, das sich zunächst dadurch kennzeichnete, daß die von den genannten Konsuln geleiteten Aufgaben und Arbeiten nach außen hin nicht mehr als das Werk der offiziellen Regierungsvertreter in die Erscheinung traten, sondern unter der neutralen Firma „Comité de los Aliados" eine unverfängliche Außenseite erhielten. Es war dies also keine offizielle Körperschaft mehr, sondern eine „kaufmännische Vereinigung", die hauptsächlich aus Angehörigen der englischen, französischen und italienischen Kolonie gebildet war. Diese nach außen hin in die Erscheinung tretende Interessengemeinschaft blieb aber in engster Fühlung mit dem britischen Generalkonsulat und der englischen, französischen und italienischen Handelskammer in Valparaiso. Die Einheitlichkeit des Vorgehens in den übrigen wichtigsten Handelsstädten des Landes wurde durch Bildung von lokalen „Committees" gewährleistet, die ihre Erfahrungen und Berichte an das englische Generalkonsulat nach Valparaiso mitteilten, das dann das gesamte Material an die Gesandtschaft nach Santiago weitergab. Von dort aus wurden dann alle zweckmäßigen Vorschläge nach London, der Zentrale aller antideutschen Maßnahmen, geleitet und dort im „Foreign Office" verarbeitet.

Ähnliche Organisationen hatten sich die Franzosen, Italiener und Jugoslawen geschaffen; jedoch war deren Selbständigkeit insofern eine untergeordnete und beschränkte, als sie sich dem englischen System unterordneten, ihre Meldungen via „Comité" an das englische Generalkonsulat beziehungsweise die englische Gesandtschaft weitergaben und somit de facto letzten Endes ihre Weisungen von England empfingen.

Die Krönung fand die angelsächsische Vernichtungsorganisation in dem „Listensystem", das von England ersonnen, von den übrigen Staaten zentralisierend aufgenommen wurde. Man hat in Deutschland im allgemeinen immer nur von „schwarzen" Listen gehört und gesprochen und war somit zur Ansicht gelangt, daß es für unsere Feinde nur „unbehelligte" Firmen und solche gab, die auf der schwarzen Liste standen. Das englische System war aber weit feiner ausgeklügelt und erlaubte eine Kombination, die spinnennetzartig alle feindlichen wie neutralen Firmen und Einzelpersonen erfaßte. England ließ die erste „schwarze" Liste[1]), die maßgebend für die anderen wurde, und an

[1]) Die „London Gazette" vom 29. Februar 1916 veröffentlichte die vermutlich erste zusammenfassende schwarze Liste, der im Dezember eine zweite Ausgabe folgte.

die im allgemeinen anschließend Nordamerika am 13. September 1917 seine erste Liste veröffentlichte. Auf diesen angelsächsischen schwarzen Listen standen zunächst sämtliche deutschen Banken, die vier deutschen Salpetergesellschaften, Schiffahrts- und Versicherungsfirmen, sowie der gesamte deutsche Großhandel und der überwiegende Teil des Kleinhandels, wobei auch die Apotheken nicht ausgeschlossen wurden. Für die Entente war es absolut gleichgültig, ob deutsche oder chilenische Angehörige oder sonstige Neutrale hierdurch getroffen wurden. Ebenso rücksichtslos und ohne Ansehen der Staatsangehörigkeit wurden Einzelpersonen, die Beziehungen zu schwarzlistigen Firmen oder Personen unterhielten oder ihre Namen als Deckadressen hergegeben hatten, auf die schwarze Liste gesetzt.

Wollte eine Firma oder Einzelperson Streichung von dieser Liste erlangen, so mußte sie sich einfach ihrer Selbständigkeit und Handelsfreiheit begeben und den Canossagang ins Bureau des „Comité" antreten. Zunächst wurde seitens dieses „Comité de los Aliados" die schriftliche Verpflichtung verlangt, alle Beziehungen, direkt oder indirekt, geschäftlicher oder persönlicher Natur zu Angehörigen der Zentralmächte abzubrechen und in Zukunft zu unterlassen; ferner wurde der Beitritt zum „Comité" mit einer Jahresquote von 200 Pesos gefordert und den neuen Mitgliedern der Zwang auferlegt, sich allen Anordnungen des „Comité" bedingungslos zu fügen. Die Vernichtung der Selbständigkeit dieser Firmen oder Personen ging soweit, daß sie sich eine Prüfung ihrer Bücher und Revisionen zu jeder Zeit gefallen lassen mußten. Dadurch war es möglich, alle Beziehungen usw. in Erfahrung zu bringen, die den deutschen Handel mit den Firmen des Landes verbanden. Hinsichtlich der Lieferanten auch in Deutschland, der Preise und aller sonstigen Abmachungen gab es nun keine Geheimnisse mehr. Handwerker und Arbeiter, gleichviel welcher Nationalität, die für Deutsche tätig waren, kamen ebenfalls auf die Liste und durften auf Beschäftigung seitens der Alliierten nicht mehr rechnen.

Ihre wichtige Vervollständigung fanden die schwarzen Listen durch die vom „Comité" herausgegebene, aber geheimgehaltene „Prohibitive List" oder „graue Liste". Die Existenz dieser Listen ist in Deutschland so gut wie unbekannt geblieben. Auf diese wurden alle Personen oder Firmen gesetzt, die zunächst nur verdächtig waren; eine Proskriptionsliste, die aber mit ziemlicher Regelmäßigkeit für die Opfer den Übergang zur Notierung auf der „schwarzen" Liste bedeutete. Auch von dieser Liste war eine Streichung nur unter den gleichen Bedingungen möglich, wie sie von der Löschung aus den schwarzen Listen galten.

Endlich gab es noch eine „weiße Liste", die diejenigen Namen enthielt, mit denen eine Geschäftsverbindung gestattet, die also als absolut hasenrein anerkannt waren. Diese Liste umfaßte ebenfalls nicht nur die Kaufleute oder Handeltreibenden im engeren Sinne, sondern auch die Zollagenten, Besitzer von Leichtern, Makler, Verschiffungsagenten usw. Man konnte sagen, daß alle Namen, die nicht auf der „weißen" Liste standen, boykottiert waren.

Die Führung und Vervollständigung dieser Listen, die Wirksamkeit dieses ganzen Systems erforderten naturgemäß ein ebenso umfangreiches wie skrupel-

loses und auch zweideutiges Spionagewesen, das sich auch auf alle neutralen Personen erstreckte, die irgendwelche freundschaftliche, wenn auch nur private Beziehungen zu Deutschen unterhielten oder mit einem Angehörigen der verfemten Nation noch auf Grüßfuß standen. Einer gewissen Beobachtung unterstanden naturgemäß auch alle, die mit Firmen oder Leuten der grauen Listen verkehrten. Genaue Kontrolle wurde zum Beispiel darüber geführt, wer deutsche Wohltätigkeitsvorstellungen besuchte. Infolge dieses Druckes der Alliierten weigerten sich die Besitzer von Theatern, ihre Lokale für deutsche Theatervorstellungen, Vorträge oder Vorführungen von Lichtbildern zur Verfügung zu stellen. Sogar Künstler, die sich in den Dienst solcher Wohltätigkeitsfeste gestellt hatten, wurden mit Schikanen aller Art verfolgt. So verweigerte man zum Beispiel einem neutralen Künstler bei einer englischen Dampferlinie das Billett nach dem neutralen Auslande!

Daß diese Spionage dazu führte, sich an jedem Konkurrenten zu rächen, für jede private oder geschäftliche Unbill oder verdiente Zurechtweisung aus früherer oder neuerer Zeit erkenntlich zu zeigen, ist selbstverständlich. In eine objektive Prüfung nach dieser Seite hin wurde natürlich nicht eingetreten; traf doch der Schade nie die Geweihten des Angelsachsentums, der Völker, die für die Freiheit und die Wahrung der Menschenrechte in den Kampf gezogen waren!

Neben dieser Spionage dem Feinde und den Neutralen gegenüber herrschte scharfe gegenseitige Kontrolle unter den Angelsachsen selbst sowie auch sonstigen Angehörigen der Entente, die vor Boykott und Verdächtigungen ebensowenig zurückschreckte. Auch hier wurde mit allen Mitteln gekämpft, und den Träumern von einer Versöhnung mit England müßten der Tiefstand und die Wut die Augen öffnen, mit denen man jeden Angehörigen der angelsächsischen Rasse verfolgte, der aus irgendwelchem Grunde sich noch eine Spur von anständig oder gerecht denkendem Wesen gegenüber Deutschen bewahrt hatte. Ein Beispiel mag zur Illustration hier angeführt werden: Bei einer bestimmten Gelegenheit wurde seitens einiger Mitglieder der englischen Kolonie Valparaisos, die sich durch ihren Deutschenhaß von Anfang an hervorgetan hatten und später auch bevorzugte Rollen in dem „Comité de los Aliados" spielten, ein Pamphlet herausgegeben, das sich speziell gegen einen andern Engländer richtete, der damals seine deutschen Beziehungen noch nicht aufgegeben hatte. Es hieß am Schlusse dieser Schmähschrift, daß sich die Herausgeber den Ausspruch des australischen Premierministers Hughes zu eigen machten, der folgendermaßen lautete: „The task which the people of the Empire have set themselves is the exstirpation — root and branch and seed — of German control and influence in British commerce, industry and social surroundings." Die Verfasser bekannten sich gleichzeitig zu dem Motto der „British Empire Union", die am 1. April 1915 gebildet[1]) wurde, und das nachstehenden Wortlaut hatte: „The development of Trade

[1]) Diese Union übernahm die gleichartigen und ähnlichen früheren Bestrebungen wie die „Anti-German Union".

and Commerce with the Empire and with our allies, and the elimination of German influence from our political, financial and social life."

Diese zur Vernichtung des deutschen Handels ins Leben gerufene Organisation war so einfach, daß sie nach deutscher Auffassung ihren Zweck nie hätte erreichen können. Wir müssen uns daran erinnern, wie man in manchen deutschen Kreisen, besonders in den der Regierung nahestehenden und einem Teil der mehr links orientierten Presse, geradezu frohlockte und den baldigen Erschöpfungszustand Englands voraussehen zu können glaubte, weil es dem Engländer anscheinend nicht möglich war, die Organisation der deutschen Kriegsgesellschaften und besonders der „Z. E. G." nachzuahmen. Man hielt den Engländer nicht für fähig, sich zu dieser Höhe wirtschaftlichen Weitblickes und Fassungsvermögens aufschwingen zu können. In dieser Auffassung lag ein Stück deutschen Schulmeistertums und bureaukratischer Überhebung, die fern von jeder wirklichen Kenntnis des Wirtschaftslebens und besonders der ausländischen Wirtschaft und Völkerpsychologie waren. Je komplizierter und schwerfälliger der Apparat, je mehr Beamte, je umfangreicher die Räumlichkeiten, je mehr Eigenbrödelei bei jeder Regierungs-„Organisation" waren, desto mehr Vertrauen verlangte man staatlicherseits vom Handel und Bürger zu diesen Zwangsgebilden. England ahmte die vielen Hunderte von deutschen Kriegsverwaltungsgesellschaften einfach deswegen nicht nach, weil es sofort gesehen hatte, daß ihm in diesen ein mächtiger Feind der deutschen Wirtschaft und ein Verärgerungsfaktor des deutschen Volkes erwuchs und somit indirekt ein Helfer Englands, auf dessen Wirkungen wir nicht nur das Sinken der öffentlichen Moral, sondern auch zum großen Teil den Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft zu setzen haben.

Diese Einfachheit, Beweglichkeit und Konzentration der englischen Vernichtungsorganisation erlaubten, auch an der Westküste Südamerikas Schläge zu führen, die auf allen Gebieten geradezu katastrophal gewirkt haben, wie die Beleuchtung der Folgen und Rückwirkungen auf die einzelnen deutschen und nichtdeutschfeindlichen neutralen Handelszweige zeigen mag.

Es galt zunächst, den Transport deutscher Waren zu unterbinden, um auf diese Weise die vorhandenen Läger sich bald erschöpfen zu lassen und eine weitere Verteilung über das Land zu verhindern. Wie im Großen, so mußte auch im Kleinen gleichzeitig Unterbindung der Zufuhr und Blockade geübt werden, wodurch jedes Warenlager kontrollierbar wurde. Die Schiffahrt für den Deutschen und die deutschen Waren mußte ausgeschaltet werden. Daher wurde zunächst als Passagier nach dem Auslande nur zugelassen, wer einen Paß mit dem Visum des englischen oder amerikanischen Konsuls vorweisen konnte. Bisweilen wurde auch das Visum beider Konsuln verlangt, wodurch doppelte Kontrolle ermöglicht wurde. Auf die chilenischen Reedereien wurde ein solcher Druck ausgeübt, daß diese Passagiere von einem chilenischen Hafen zum andern nur dann zuließen, wenn die Betreffenden einen alliierten oder neutralen Namen trugen. Deutsche wurden überhaupt nicht zugelassen und

Chilenen mit deutschen Namen nur dann, wenn sie eine Bescheinigung darüber beibringen konnten, daß sie chilenische Staatsangehörige waren. Aber auch dann noch erfolgte eine unterschiedliche Behandlung nach dem Datum des Erwerbes der ausländischen Staatsangehörigkeit.

Womöglich noch größere Schwierigkeiten wurden der Ladung bereitet. Ladung von Deutschen nach dem Auslande wurde von keiner Reederei angenommen, selbst von solchen Deutschen nicht, die nicht auf der schwarzen Liste standen. Einige chilenische Reedereien gingen sogar so weit, daß sie selbst Waren von einem zum andern chilenischen Hafen nur zuließen, wenn sowohl der Einschiffer wie der Bestimmer der weißen Liste angehörten. Mit dieser Bestimmung war die größtmöglichste Chance geboten, nichts durchzulassen, was den Alliierten nicht genehm war.

Man muß zur Ehre der Chilenen sagen, daß sie nur ungern diesem Drucke nachgaben, der auch dadurch sich erklärt, daß ein großer Teil der Aktien chilenischer Schiffahrtsunternehmungen sich in englischen Händen befindet. Bisweilen versuchten die chilenischen Gesellschaften, irgendeine Masche zu finden, um sich dem englischen Zwange zu entziehen, der dem chilenischen Selbstbewußtsein und Stolze so viel Verletzendes und Beleidigendes bot. So richtete sich zum Beispiel die größte chilenische Dampferlinie, die „Compañia Sudamericana de Vapores", bis Ende 1918 und vermutlich auch über diesen Zeitpunkt hinaus nur nach der amerikanischen schwarzen Liste und nahm somit auch Ladung für Firmen an, die nicht auf dieser Liste standen, ohne aber zu verlangen, daß sie dann wenigstens auf der weißen Liste verzeichnet waren. Trotz dieser Haltung war irgendeine Gewähr für glatte Abwicklung der Fracht und richtige Übergabe an den Empfänger nicht gegeben. Denn später weigerten sich dann die Agenten der Dampfergesellschaft im Ankunftshafen, die fast ausschließlich Angelsachsen sind, die Ladung an den Adressaten abzuliefern. Diesen blieb dann nur der Prozeßweg übrig, der ebenso wie bei uns im allgemeinen nur theoretischen Wert hat; denn zunächst entstanden nur Kosten und Verzögerungen, und die Ware verdarb. Einige deutsch-chilenische Reeder setzte man unter Nichtachtung aller Neutralität auf die schwarze Liste, bis sie gefügig wurden und sich unterwarfen, da sie von der geringen deutschen Fracht doch nicht bestehen konnten. So ist es denn erreicht worden, daß freiwillig oder gezwungen alle ausländischen Reedereien ihre Konnossemente mit einer Klausel folgenden Inhaltes versehen haben: „Es ist vereinbart, daß die Entlöschung und Auslieferung der Ware der Ermächtigung des Konsularvertreters der Vereinigten Staaten (beziehungsweise Großbritanniens) unterworfen wird. Der Kapitän oder der Agent des Dampfers muß die Instruktion des Konsuls befolgen. Mangels solcher Weisung kann der Kapitän oder Agent des Dampfers die Ware dem Konsulatsvertreter in Verwahrsam übergeben, sie für Rechnung, wen es angeht, entlöschen und lagern lassen oder sie nach einem andern Hafen im Belieben der Reeder überführen. Der Kapitän oder Agent kann ebenfalls die Ware zum Einschiffungshafen mit demselben

oder einem andern Dampfer zurückbefördern, alles auf Risiko und für Rechnung des Verschiffers oder Empfängers, und der Reeder wird in diesem Falle von jeder Verantwortlichkeit für die Ware befreit. Die Fracht und alle Kosten für irgendwelche Extraleistung gehen für Rechnung des Verschiffers oder Empfängers, und die Ladung kann als Sicherheit dafür zurückbehalten werden."

Wer gewohnt ist, die Welt nur vom Standpunkte des Verwaltungsjuristen, Völkerbündlers oder mit dem weltwirtschaftlichen Scharfblicke des Auswärtigen Amtes anzusehen, wird in diesen Bestimmungen entweder wenig Belastendes oder noch weniger Verfängliches finden. Es handelt sich ja nur um eine „Kann"-Bestimmung; und dann müßten doch erst Beweise, ganz besonders für die Höhe und Berechtigung der „Extraleistungen", angetreten werden, wobei man zunächst einmal zu entscheiden hätte, wer die Beweislast zu tragen hat!

Die vorstehende Klausel ist ein glänzendes Beispiel für den englischen Cant. Sie widerspricht aber dem chilenischen Gesetz. Einzelne Empfänger haben daher auch die chilenischen Gerichte angerufen, und in erster Instanz wurde auch in einem Falle entschieden, daß die Klausel ungesetzlich sei und daher auch in Chile keine Gültigkeit habe. Praktisch ist für den deutschen Interessenten damit natürlich nichts weiter gewonnen, als daß er die Freude hat, einen unparteiischen und ehrlichen Richter gefunden zu haben. Das Urteil ist eben nicht vollstreckbar, auch wenn es inzwischen durch die Oberinstanzen bestätigt sein sollte.

Das Kontrollsystem erstreckt sich aber auch auf ordnungsmäßig ausgestellte Konnossemente. Laut Gesetz muß der Empfänger von Waren aus dem Auslande bei der Verzollung das Visum der Reederei auf dem Manifest und Konnossement beibringen. Nun verlangten die Reeder, denen sich auch die „Compañia Sudamericana de Vapores" anschloß, daß der Konsul des Ursprungslandes vorher sein Visum zu geben hätte und jeden einzelnen Fall prüfen müßte. War der Empfänger verdächtig, oder hatte der Konsul sonst irgendeine Beanstandung, so verweigerte er eben seine Unterschrift, und dann war die Ware praktisch nicht verschiffungsfähig.

Auf diese Weise erreichte die Entente auf die allereinfachste und fast kostenlose Art eine doppelte Kontrolle: einmal vor der Einschiffung im Ursprungslande und sodann bei Auslieferung am Bestimmungsort. Die Amerikaner hatten nun noch eine besondere Schikane herausgeklügelt: auf Verlangen der Vereinigten Staaten muß der amerikanische Konsul in dieser Weise selbst bei Waren intervenieren, die gar nicht aus Nordamerika, sondern aus neutralen Ländern, wie Mexiko und Peru und einigen hinsichtlich ihres Verkehrs mit Chile unwichtigen Republiken nach Chile verschifft werden. Um dies durchzusetzen, wurde die „Compañia Sudamericana de Vapores" damit bedroht, daß ihre nach der Kanalzone verkehrenden Dampfer dort keine Kohlen erhalten würden und ihnen auch die Durchfahrt durch den Kanal nicht gestattet sein sollte. Durch diese Erpresserpolitik war die chilenische Gesellschaft gezwungen, sich zu fügen.

Auch wegen dieser Maßnahme wurden die chilenischen Landesgerichte angerufen, und in verschiedenen Fällen erster Instanz wurde dahingehend entschieden, daß der Reeder diese Forderung nicht stellen dürfte und das Visum auch ohne Genehmigung eines fremden Konsuls zu erteilen sei. Da es aber im internationalen Leben keine Rechts-, sondern nur Machtfragen gibt, so ist den Neutralen nur der Protest übrig geblieben.

Die Kontrolle der Ware und ihr etwaiger Boykott gingen aber noch weiter. Für die Einschiffung und Entlöschung durften längsseit nur solche Leichter verwendet oder geduldet werden, deren Besitzer auf der weißen Liste standen. Auf diese Weise ist es erreicht worden, daß die Leichter um die deutschen Krane herum gänzlich lahmgelegt wurden. Eine tadellos arbeitende Spionage verhinderte es auch, daß diese Leichter etwa an chilenische Hände verkauft und somit doch vielleicht irgendwie zur Beförderung deutscher Waren benutzt werden konnten. Außerdem machte man es dadurch dem Deutschen unmöglich, durch Verkauf dieser Leichter an neutrale Hände sein Vermögen zu verbessern, und behielt somit Vermögenswerte, die man später einmal beschlagnahmen konnte, wenn der Frieden von der Entente diktiert wurde.

Auch die Kohlenminen Chiles lieferten den deutschen oder schwarzlistigen Dampfern oder Hafenbetriebsgesellschaften keine Kohlen, so daß diese mangels Brennstoffes zum Stilliegen verurteilt waren. Ebenso war die Beschaffung von Proviant mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Endlich wurden auch Stauer und Zollagenten auf das schärfste beaufsichtigt und von Anfang an diejenigen auf die schwarzen Listen gesetzt, die in früherer Zeit für Deutsche gearbeitet hatten. Dagegen bestand eine weiße Liste solcher Stauer und Agenten, deren Dienste man sich ungestraft bedienen durfte. Tatsächlich haben die Unglücklichen, die vor oder während des Krieges irgendwie für Deutsche tätig gewesen waren, keine Arbeit wieder bekommen und sind somit in ihrer Existenz auf das allerschwerste geschädigt worden. Von wie abschreckender Wirkung derartige Schicksale für andere waren, braucht wohl nicht besonders betont zu werden.

Somit stand bald kein Schiff mehr den Deutschen zur Beförderung ihrer Person oder Waren zur Verfügung; mit anderen Worten: an der Westküste Südamerikas war der Handel Deutschlands zur See ausgeschaltet; es blieb nur der Transport mit der Eisenbahn oder auf Landwegen. Bei der eigenartigen geographischen Gestaltung Chiles kommen die Eisenbahnen als Warenbeförderungsmittel größeren Umfanges und auf weite Entfernungen nicht in Frage, da die hohen Preise im Verhältnis zur Seefracht und der Mangel an geeignetem Material hindernd wirken. Somit blieb der deutsche Handel auf den Nahverkehr mit der Eisenbahn beschränkt, wobei er eben sich der peinlichsten Kontrolle nicht entziehen konnte. Im übrigen machten die chilenischen Eisenbahnen, da sie in der Hauptsache dem Staate gehören, den Deutschen keinerlei Schwierigkeiten. Auf den englischen Bahnen konnte natürlich schikaniert werden; gänzliche Weigerung war aber nicht gut möglich, da nach dem

chilenischen Polizeigesetz für Bahnen die Verpflichtung besteht, Waren ohne Unterschied der Eigentümer und zum gleichen Tarife zu befördern. Wer aber einmal Konkurrenzkämpfe von Eisenbahngesellschaften draußen mitgemacht hat, der weiß, daß es eine Unsumme von Mitteln und Wegen gibt, um ohne Verletzung des Gesetzes die Ware unrentabel zu machen oder verderben zu lassen.

Auch die Benutzung der andern öffentlichen oder dem öffentlichen Verkehr dienenden Anstalten, wie Post, Telegraph, Telephon und Kabel, waren dem Deutschen nur mit Gefahr oder überhaupt praktisch nicht zugänglich. Die chilenischen Landtelegraphen sind zwar Staatseigentum; doch zeigte sich auch hier, daß englisches Bestechungsgeld Eingang an einzelnen Stellen gefunden hatte. Für geschäftliche Mitteilungen benutzt man aber an der Westküste nicht den langsam arbeitenden Landtelegraphen, sondern bedient sich der Kabel. Bekanntlich hat England aber in kluger Voraussicht etwaiger Verwicklungen auf der Welt sich ein Kabelmonopol gesichert und ist somit in der Lage, nicht nur alle Kabelmitteilungen zu überwachen, sondern ihm mißliebige Personen oder Völker einfach auszuschließen.

Die Benutzung der englischen Kabel war auch um deswillen schon praktisch geradezu illusorisch, als die englischen Kabelgesellschaften verpflichtet sind, den englischen Konsulaten sämtliche beförderte Kabel bekannt zu geben. Daß hier ein glänzender Spion- und Überwachungsdienst bestand, ist selbstverständlich. Der drahtlose Dienst aber kam für den Handelsverkehr innerhalb Chiles nicht in Frage, da die Stationen den Dienst nur auf große Entfernung versehen. Ganz abgesehen davon wäre es wohl anzunehmen gewesen, daß der Engländer auch hier Mittel und Wege der Überwachung gefunden hätte.

Die Telephongesellschaften sind ebenfalls fast ausschließlich englisches oder amerikanisches Eigentum, so daß in dieser Beziehung dasselbe zu sagen ist wie von den meisten andern Verkehrs- und Verbindungsmitteln.

Von großem Vorteil wäre es gewesen, wenn die deutschen Interessen wenigstens in der Presse ein Organ gehabt hätten, das nicht im Fahrwasser der Entente geschwommen wäre. Aber auch in Chile rächte sich die gänzliche Verständnislosigkeit des Auswärtigen Amtes für die Bedeutung der Presse, sowie die Interesselosigkeit der Deutschen in Chile selbst für ein finanziell gesichertes Organ. Nur mit Mühe waren in deutschen Kreisen Abonnements für deutsche Blätter in Chile unterzubringen. Man las die Landeszeitungen, eventuell Blätter aus der Heimat, und verließ sich im übrigen hinsichtlich aller Vorgänge auf dem Welttheater auf den guten Nachrichtendienst der englischen Kabel.

Die chilenische Presse mit ganz wenigen Ausnahmen war nicht deutschfeindlich, wenn auch vielfach ein ententefreundlicher Ton, der von Herzen kam, zu verspüren war. Es muß aber mit Dank anerkannt werden, daß gerade manche der großen Landeszeitungen herzliche deutschfreundliche Artikel brachten, und daß ein weiterer Prozentsatz versuchte, dem deutschen Standpunkte gerecht zu werden. Gegen diese Organe ging die Entente durch Entziehung der Abonnements, besonders aber durch Kündigung der Anzeigen vor und

legte dadurch die neutrale Tätigkeit dieser Zeitungen lahm. Ein anderes Mittel war die Einstellung der Papierlieferungen, die selbst bei deutschfreundlicher Finanzierung dem Unternehmen den Untergang gebracht haben würde.

Ein großes Verdienst haben sich im Laufe des Weltkrieges die „Deutschen Nachrichten" in Valparaiso erworben, die in erster Zeit noch über Nordamerika die deutschen Heeresberichte und sonstige Nachrichten vom übrigen Weltschauplatze brachten, dann noch einige Zeit auf andern Wegen Nachrichten empfingen, bis auch sie den Nachrichtenkampf einstellen mußten. Die Alliierten waren auch hinsichtlich des Nachrichtendienstes auf das energischste vorgegangen. Die Vereinigten Staaten unterhielten sehr bald in Santiago ein Preßbureau offiziellen Charakters, das mit reichlichen Mitteln und zahlreichem geschulten Personal ausgestattet war und sämtlichen Landeszeitungen kostenlose Kabelnachrichten und Artikel lieferte. Eine gleiche Organisation bestand auch in den übrigen Staaten Südamerikas. Dazu kam der Dienst von Havas und Reuter, die ebenfalls mit großen Vergünstigungen aufwarten konnten. Klischees und Illustrationen wurden geliefert und außerdem durch kinematographische Vorstellungen, Lichtanzeigen, Lichtbilder kostenlos und öffentlich versucht, einen Umschwung der deutschfreundlichen Grundanschauung der Chilenen herbeizuführen, was aber im gewünschten Umfange nicht gelang. Selbstverständlich mußten bei einer solchen Organisation die von deutschen Kreisen unternommenen Gegenbemühungen und Aufklärungsversuche ohne tiefergehende Wirkung bleiben; zum inneren Zusammenschluß der Deutschen haben diese Veranstaltungen und Schritte jedenfalls sehr beigetragen.

Auch an dieser Stelle soll hervorgehoben werden, wie den Auslandsdeutschen der Aufklärungskampf erschwert worden ist durch gewisse Reden und Äußerungen in der Heimat. Nichts hat dem deutschen Interesse im Auslande mehr geschadet, kein zugkräftigeres Verleumdungsmittel konnte sich finden, wie die „Vergewaltigung" des „armen, kleinen Belgiens". Bethmanns weinerliche Erklärung und Bestätigung hierüber in den Augusttagen 1914 im deutschen Reichstage ist einer der schwersten und nachhaltigsten Schläge gewesen, die dem Deutschtum im Auslande zugefügt werden konnten.

Wollte man dem deutschen Handel in Chile einen Schlag versetzen, der auch für die Zeiten nach dem Kriege Wirkungen auslösen sollte, so mußte man auch die Tätigkeit der deutschen Salpeterwerke unterbinden. Es handelte sich im ganzen um folgende vier Gesellschaften: H. B. Sloman & Co., Deutsche Salpeterwerke vorm. Fölsch & Martin Nachf., Salpeterwerke Gildemeister und die Augusta Viktoria, die insgesamt vor dem Kriege jährlich etwa zehn Millionen spanische Zentner produzierten. Die Stillegung dieser Werke erfolgte auf eine mehrfache Weise. Seit Anfang 1916 erhielten die deutschen Werke keine Jutesäcke mehr, in denen sie ihr Fabrikat hätten verschiffen können, wenn sich ihnen unerwartet eine neutrale Schiffsgelegenheit hierzu geboten hätte. Sodann wurde ihnen die Zufuhr von Brennmaterial in erster Linie für ihre Fabrikkessel unmöglich gemacht. Die meisten Kohlen für

die Salpeterfabriken kamen von Australien, also aus feindlichem Gebiete. Nach Einstellung dieser Lieferungen wäre aber noch immer ein Rückgreifen auf chilenische Kohle möglich gewesen. Um dies zu verhüten, wurde auf die chilenischen Kohlenlieferanten der gleiche Druck ausgeübt, der bereits in den Repressalien gegen die deutschen oder deutschen Interessen dienenden Schiffe sich bewährt hatte.

Im Laufe des letzten Jahrzehntes war nun ein großer Teil der Salpeterproduzenten dazu übergegangen, ihre Kessel mit Rohöl zu befeuern. Obwohl nun die Vertreter der nordamerikanischen und kanadischen Rohölwerke sich noch während des Krieges ausdrücklich zur Lieferung verpflichtet hatten, weigerten sie sich seit Anfang 1917, ihren Verträgen nachzukommen, so daß die zwangsweise Stillegung der Werke erfolgen mußte und gleichzeitig die Möglichkeit unterbunden wurde, nach Friedensschluß mit großen Beständen in den Weltbedarf eintreten zu können. Daß durch diese rigorosen Maßnahmen große Entlassungen chilenischer Arbeiter stattfinden mußten, die nun genötigt waren, sich mit sehr erheblichen Unkosten, teilweise in ganz andern Teilen des chilenischen Staatsgebietes mit ihren Familien Unterhalt zu suchen, daß durch diese Verschiebungen die chilenische Staatswirtschaft erheblichen Schwankungen und Beunruhigungen ausgesetzt war, die bis zur bolschewistischen Propaganda führte, war der Entente natürlich ganz gleichgültig.

Gegen diese Maßnahmen der feindlichen Agenten und ihren Kontraktbruch im neutralen Lande riefen die deutschen Werke selbstverständlich die Gerichte des chilenischen Staates an. Und wieder muß man die Unparteilichkeit dieser Gerichte anerkennend betonen, die das Recht der deutschen Werke, auf Lieferung zu bestehen, bestätigten und zwei deutschen Gesellschaften in erster, einer auch in zweiter Instanz die Beschlagnahme der im Lande befindlichen und den feindlichen Vertretern gehörenden Ölbestände zugestanden, sowie ihnen die Ermächtigung zur Abnahme des fälligen Quantums erteilten. Auf diesen durchaus korrekten Rechtsspruch antworteten die Vereinigten Staaten damit, daß sie alle Lizenzen für die Ausfuhr von Rohöl nach Chile aufhoben und damit über einen großen Teil der chilenischen Industrie tatsächlich den Boykott verhängten. Wieder eine wirtschaftliche Brutalität und Rechtswidrigkeit, die den Erfolg haben mußte, die chilenische Regierung zu einer Maßnahme zu zwingen, durch die die Vollstreckung des richterlichen Urteils vereitelt wurde. Unter dem Drucke der Gefahr, daß die nationale chilenische Salpeterindustrie ebenfalls völlig lahmgelegt und somit dem Staate eine Haupteinnahme entzogen wurde, bat die chilenische Regierung die deutschen Werke, von einer Vollstreckung des Urteils während des Krieges Abstand zu nehmen. Das Urteil wurde also nicht durch eine höhere richterliche Instanz zugunsten der Entente abgeändert, sondern die Deutschen gingen in bereitwilligster Weise auf diesen von Chile vorgeschlagenen Ausweg ein, der bei beiden Teilen ein Gefühl persönlicher Anteilnahme am ähnlichen Schicksal auslösen mußte.

Deutsches Kapital größeren Umfanges ist in Chile aber nicht nur in Salpeterfabriken, sondern noch in einer Reihe von Groß- und Kleinbetrieben

angelegt, die für die Volkswirtschaft Chiles von Bedeutung sind und zum Teil Anspruch auf die Bewertung als „lebenswichtige" Betriebe erheben können. Die Gerbindustrie, Schuhfabrikation, Werften, Brauereien, Schlächtereien und Mühlen im Süden des Landes und Mittelchile befinden sich in einem sehr erheblichen Umfange, zum Teil, so gut wie ausschließlich, in Händen von Deutschen oder von Deutsch-Chilenen. Besonders auch letztere mußten sich den Anforderungen der Feinde fügen, um den vollständigen Ruin ihrer Unternehmungen zu vermeiden, der weder im chilenischen, noch im deutschen Interesse gelegen hätte, da diese Geschäftszweige sonst ganz an die Entente übergegangen wären. Auch der Übergang an Neutrale, deren politische Haltung man von vornherein nicht bewerten konnte, wäre nicht wünschenswert gewesen. Gegen die Deutschen wurde nach der üblichen Methode verfahren. Alle übrigen Fabrikanten jedweder Branche wurden einer scharfen Kontrolle unterworfen und durften nicht an Deutsche verkaufen. Selbst die chilenischen Aktiengesellschaften wurden mit der schwarzen Liste bedroht und mußten sich verpflichten, ihre Produkte nicht an Deutsche zu verkaufen, um eine Stilllegung ihres Betriebes zu vermeiden. Die Zwangsmittel, die zur Anwendung gebracht wurden, waren auch hier Boykottierung seitens der alliierten Käufer und Verweigerung der Lieferung von Maschinen und Rohstoffen von Übersee, sowie aus dem Lande, soweit dies zu erreichen war.

Die Lahmlegung beziehungsweise Ausschaltung von sonstigen nicht gefügigen oder auch nur verdächtigen industriellen Unternehmungen mußten naturgemäß von stärkstem Einfluß auf Banken und Börsen sein und diesen zunächst bei den deutschen Banken äußern. Bei diesen kam es besonders darauf an, die neutrale Kundschaft, die nach wie vor vollstes Vertrauen zu den deutschen Banken bekundete, zu zwingen, ihre Konten bei den deutschen Banken zu kündigen oder einfach zu schließen und jeden Verkehr mit deutschen Banken direkt oder indirekt zu unterlassen. Alle ferneren geschäftlichen Transaktionen mußten bei den alliierten Banken vorgenommen und bei diesen die Konten untergebracht werden. Gehorchten neutrale Firmen oder Personen, von denen man wußte oder annehmen konnte, daß sie in irgendwelchen geschäftlichen Beziehungen zu den Alliierten standen, nicht sofort, so wurde ihnen die schwarze Liste angedroht, wie man im Mittelalter das „Geständnis" durch Androhung der „peinlichen Frage" herbeiführte. Nur die Zeit und die Methode, nicht der Geist hat sich im Laufe der „Kulturgeschichte" geändert. Kratzt man an der Patina des zwanzigsten Jahrhunderts, so kommt die „Kultur" längst verklungener Jahrhunderte sofort zum Vorschein. Der Fortschritt liegt in der Technik und der Kunst, etwas länger „das Gesicht zu wahren"!

Mit dieser zwangsweisen Zutreibung an die Banken der Alliierten erreichte die Entente ein weiteres Ziel: die Gewinnung eines Faustpfandes, das sie in Anspruch nehmen und ihren Diensten nutzbar machen konnte, wenn die Tatsache oder der Verdacht erneuter Beziehungen zu den verhaßten Wett-

bewerbern vorlag. Die Neutralen waren somit de facto auf ein Taschengeld gesetzt, das sie von der Gnade der Entente erhielten.

Litt aber das Bankgeschäft oder vollzogen sich große Schwankungen auf diesem Gebiete, so mußte auch die Börse hierauf reagieren. An der Hauptbörse Chiles, in Valparaiso, konnte es die Entente durchsetzen, daß die deutschen Makler, und somit auch die deutschen Häuser und Banken, von den offiziellen Operationen in der chilenischen Valuta, die in englischer Währung notiert wird, ausgeschlossen wurden. Diese Maßnahme war um deswegen auch von so einschneidender Bedeutung, als sie den deutschen Häusern und Banken die notwendige Kurssicherung so gut wie unmöglich machte, die wegen der in Chile herrschenden Papierwährung für die Sicherheit aller überseeischen Geschäfte, sowie größerer Transaktionen innerhalb des Landes so absolut notwendig ist. Mit dieser Ausschaltung der Deutschen wurde wieder der ganze Börsenverkehr auf das empfindlichste gestört, und der Börsenvorstand widersetzte sich daher dieser Maßnahme auch soweit wie möglich. England antwortete mit der Drohung, daß die Entente dann unter Englands Führung eine separate Börse gründen würde. Diesem Drucke mußten der Börsenvorstand und die nicht ententistischen Kreise sich fügen, nachdem sie eine Zeitlang den offiziellen Handel der chilenischen Valuta gegen 90 Tage Sicht auf London gänzlich untersagt hatten. In diesem Vorgehen lag eine Art Streik, die aber aussichtslos war, da der Engländer hier finanziell aushungern konnte.

Endlich wurden auch die Makler, welche mit Deutschen handelten und nicht auf der weißen Liste standen, nicht nur bei den Alliierten, sondern auch bei den Neutralen nicht mehr zugelassen. Diese Ausschließung erstreckte sich nicht nur auf den Handel in Wechseln, sondern auch auf den Handel in allen sonstigen handelsfähigen Waren, wie Landesprodukten, Wertpapieren, Waren für Import und Export usw.

Nur eine Branche gab es, gegen die seitens unserer Feinde zunächst keine Zwangsmaßnahmen ergriffen wurden: die Versicherungen. Die Gesetzgebung über den Handel mit dem Feinde nahm das Versicherungsfach sogar ausdrücklich aus. Es lag hierin selbstverständlich nicht ein Zug christlicher Milde, sondern diese Rücksichtnahme war einfach erklärt durch die ausgedehnte Tätigkeit der deutschen Versicherungsgesellschaften, deren Kunden vielfach Mitglieder der Entente waren. Die Geschäftsbeziehungen dieser Gesellschaften waren also zu verwickelte, als daß es sich ohne weiteres empfohlen hätte, mit diktatorischer Hand einzugreifen. Dazu war erst eine gewisse Klärung der Verhältnisse und planvolle Übersicht erforderlich. Gerade in dieser ursprünglichen Ausnahmestellung des Versicherungsgeschäftes zeigt sich die ruhige wirtschaftliche Überlegung und Überlegenheit unseres englischen und amerikanischen Feindes.

Diese Schonzeit dauerte aber nur bis ins Jahr 1918; dann erfolgte auch hier die Kampfansage mit allen Mitteln gegen die deutschen und deutsch-chilenischen Versicherungsgesellschaften. Man hatte in der Zwischenzeit eben Kaufleute und Firmen gezwungen, die Versicherungen bei nicht zur Entente gehörenden

Gesellschaften zu annullieren und jeden Verkehr abzubrechen, worauf dann der Abschluß der Versicherungen bei den „weißen" Gesellschaften erfolgt war.

Mit diesen Zwangsmitteln konnte England wohl in den Hafenstädten durchgreifen, aber die Tätigkeit der deutschen Versicherungsgesellschaften auf dem Lande war damit noch nicht in gewünschtem Maße unterbunden. Daher ging man Ende 1918 dazu über, die Agenten der deutschen Gesellschaften im ganzen Lande mit der schwarzen Liste zu bedrohen, obwohl diese Agenturen zum großen Teile gar nicht in deutschen Händen lagen. Ebenso wurde den deutschen oder deutsch-chilenischen Versicherern das Rückversicherungsgeschäft bei ausländischen oder inländischen Gesellschaften immer mehr erschwert.

So sind tatsächlich Deutschlands Export und Import seit Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg unmöglich gemacht worden. Aber auch der Handel mit Importwaren durch Ankauf am Platze selbst wurde so gut wie gänzlich dadurch unterbunden, daß die großen englischen und amerikanischen Importhäuser in ihre Kontrakte eine Klausel aufnahmen, die es den Kaufleuten untersagte, die bezogenen Waren direkt oder indirekt in deutsche Hände gelangen zu lassen. Zuwiderhandlungen führten zur Verurteilung auf die „schwarze Liste". So kam es, daß es bald darauf kein Kaufmann mehr wagte, solche Wiederverkäufe als Zwischenhändler vorzunehmen. Außerdem verteuerte ein solcher Kauf und Verkauf auf Umwegen die Waren für den Deutschen, so daß die Konkurrenzfähigkeit ausgeschlossen war. Und endlich warnte man die Kleinkundschaft, von den Deutschen zu kaufen. Da man aber wußte, was solche „Warnungen" zu bedeuten hatten, so fügte sich der größte Teil der Kleinkundschaft diesen Bestimmungen. Denn schließlich gab es nur wenige, die einen Boykott in der einen oder anderen Form nicht zu fürchten gehabt hätten. Selbst die kleinste Hypothek konnte aufgekauft und dem bäuerlichen Besitzer dadurch die Existenz untergraben werden. Geld hat ja beim Engländer nie eine Rolle gespielt, wenn es die Förderung englischer Interessen galt. Ganz besonders für die Ausbreitung des englischen Handels im Auslande, für eine gute Auslandspresse war stets Geld ohne jede Limitierung vorhanden.

Selbst bei öffentlichen Auktionen für Rechnung der Versicherer wurde der Auktionator gezwungen, Angebote von Deutschen zurückzuweisen. Gehorchte er nicht, so erfolgte wirtschaftliche Boykottierung. Dieser Fall der Beeinflussung war leider durch das chilenische Gesetz nicht zu fassen.

Um selbst für diese verhältnismäßig geringen Warenmengen eine Kontrolle zu haben, herrschte nicht nur eine genau arbeitende Spionage, sondern die amerikanischen Importfirmen wurden auch verpflichtet, an ihr zuständiges Konsulat täglich genaue Listen ihrer sämtlichen Verkäufe mit Bestimmungsangabe usw. einzureichen. So kam es, daß zuletzt nicht nur die neutralen Importfirmen, sondern auch die sogenannten „Zweite Hand-Häuser", die also selbst gar nicht einmal importierten, sich dem Zwange der Alliierten fügten und somit die Kette geschlossen war, die zur Absperrung des deutschen Exportes und Importes erforderlich gewesen war.

Wollten sich nun aber deutsche Firmen oder Einzelpersonen mit dem Vertrieb von Landesprodukten über Wasser halten, so stießen sie auch hier auf Boykott. Landwirte und ländliche Produzenten, die ihre Erzeugnisse an Deutsche verkaufen wollten, wurden von weiteren Lieferungen durch die Drohung abgehalten, daß sie in Zukunft weder Maschinen, noch sonstige für ihren Betrieb notwendige Gerätschaften oder Waren mehr würden kaufen können. Somit mußte auch der chilenische Landmann sich fügen, obwohl er den deutschen Käufer mit Freuden bedient hätte.

Mit der zeitweisen Niederringung des deutschen Wettbewerbers wollte der Engländer sich aber nicht begnügen; die Zähigkeit des deutschen Auslandskaufmanns, die verwandte Seelen erkennen ließ, barg für den Briten immer noch die Gefahr erneuter Betätigung bei nächster sich bietender Gelegenheit. Der Selbsterhaltungstrieb des Deutschen mußte diesen zur höchsten Leistungsfähigkeit anspannen, sobald sich wieder eine gewisse Bewegungsfreiheit bot, die ja einmal kommen mußte. Der Engländer kannte seinen Gegner und wußte, daß diesem, im Gegensatze zum englischen Pionier, nicht nur die Hilfe seines Staates gefehlt hatte, daß er hochgekommen war oft sogar im Kampfe gegen die elende Auslandsvertretung und das mangelnde Verständnis seiner heimatlichen Behörden. Der deutsche Kaufmann war ein Einzelkämpfer gewesen; denn die deutsche Eigenbrödelei und mangelnder Zusammenhang untereinander, sowie oft von der Heimat herübergeschleppte soziale Gegensätze hatten verhindert, daß dem geschlossenen britischen Kaufmanntum ein auch nur annähernd harmonisches deutsches Ganzes gegenüber gestanden hätte. Um so gefährlicher erschien der Gegner, der trotz aller dieser Hemmnisse dem Engländer mit dieser Sicherheit aufgelaufen war.

Daher erforderte die Durchführung des englischen Vernichtungsprogramms, die möglichste „Exstirpation and Elimination" noch weitere Eingriffe, die mit dem rein Kaufmännischen nichts mehr zu tun hatten, sondern eine Friedlosmachung, eine persönliche capitis deminutio bezweckten, die in gewisser Weise ein Gegenstück zu dem Aushungerungskrieg und dem Kindermord in Deutschland und Österreich waren. Wenn England die letzteren Mittel im Auslande nicht anwandte, so lag es einfach daran, daß seine Machtmittel hierzu nicht ausreichten. An Aufgaben, deren Bewältigung von vornherein aus irgendwelchen Gründen ausgeschlossen ist, oder deren Durchführung aus politischer Klugheit sich nicht empfiehlt, geht der Engländer überhaupt nicht erst heran. Wo der Deutsche aus leitenden oder auch nur besseren Stellungen herausgedrängt werden konnte, da setzte der englische Hebel ein, ganz gleichgültig, ob Anstellung bei einem chilenischen oder sonst neutralen Unternehmen vorlag. So mußte der langjährige Direktor der Spanischen Bank in Santiago, ein Deutscher, entlassen werden, obwohl gegen ihn persönlich nicht das Mindeste vorlag. Fügten sich die Unternehmungen nicht, so kam sofort die „schwarze Liste" und machte den sich Weigernden gefügig. Erhöhte Stellungslosigkeit und Not waren die Folgen dieses Vorgehens der Engländer, denen es natürlich auch

völlig gleichgültig war, was nun aus den Familien der brotlos Gewordenen wurde.

Da die physische Aushungerung der Deutschen sich nicht ermöglichen ließ, war die Entente bestrebt, wenigstens das wohnliche Unterkommen der Deutschen sowie ihre materielle Lage als Vermieter zu erschweren, so weit es in ihren Kräften stand. Zunächst wurde nicht nur den Ententemitgliedern, sondern auch den Chilenen englischer Abstammung durch das britische Generalkonsulat verboten, Wohnungen zu mieten, die Deutschen gehörten. Indirekt erweiterte sich aber der Kreis der durch dieses Verbot betroffenen Personen dadurch, daß es nun auch die neutralen Angestellten englischer Häuser nicht mehr wagten, ihre bisherigen bei Deutschen innegehabten Zimmer oder Wohnungen weiterhin zu behalten. Andererseits wurden auch Hausbesitzer gezwungen, ihren deutschen oder deutsch-chilenischen Mietern zu kündigen, gleichgültig, ob diese dort schon lange wohnten, stets gut gezahlt und sich immer als liebenswürdige Hausgenossen gezeigt hatten.

Diese Maßnahmen wurden rigoros durchgeführt, obwohl infolge des fast völligen Aufhörens der Bautätigkeit auch in Valparaiso und anderen Städten des Landes eine große Wohnungsnot sich geltend gemacht hatte, die naturgemäß nun noch eine Steigerung erfuhr. Wollten aber die ansässigen deutschen oder deutsch-chilenischen Architekten neue Häuser bauen, so begegneten sie dem erbitterten Widerstande der feindlichen Gegenmaßnahmen und mußten, selbst wenn ihnen die Ausführung des Baues gelang, damit rechnen, keinen Mieter zu bekommen.

Wenn nun das deutsche Element doch nicht außer Landes getrieben worden ist; wenn es doch deutschen Firmen gelungen ist, sich über Wasser zu halten, so daß ein wirtschaftlicher Aufbau nicht ausgeschlossen ist, so kann dieser Hoffnungsstrahl nicht auf das Wohlwollen der Entente, ein Einlenken oder gar eine Gesinnungsänderung geschoben werden. Die Grenze des vorläufig Möglichen war eben erreicht. Dieselben Kräfte, die sich der Erreichung weiterer Ziele durch die Entente entgegenstellten, sind aber am Werke, wenn nun der langsame Wiederaufbau beginnen soll. Auch hierfür sind die Bedingungen und Voraussetzungen in Chile charakteristisch für den größten Teil der latein-amerikanischen Staaten und gelten im allgemeinen auch für die übrige Welt, soweit sie nicht Gebiet der Entente ist.

Von hervorragendem Einfluß ist zunächst die Stellung, die der Landesangehörige, der Chilene, dem Deutschen gegenüber einnimmt. Man kann zur Beurteilung auch hier nur das Gesamtbild heranziehen und muß die wenigen Züge ausschalten, in denen eine deutschfeindliche Gesinnung sich offenbarte. Schon die hier mitgeteilten Tatsachen zeigen, daß von einer deutschfeindlichen Grundstimmung in Chile nicht die Rede war, sondern daß nach wie vor ein herzliches Einvernehmen zwischen Chilenen und Deutschen herrschte. Übereinstimmend wird bekundet, daß man auch in Chile mit lebhaftem Interesse die deutschen Waren erwartet und dem deutschen Kaufmann eine freundschaftliche Anhänglichkeit bewahrt hat. Man setzt hierbei allerdings voraus, daß

die ehrlichen Bedingungen des deutschen Kaufmannsstandes durch die Revolution keine Erschütterung erfahren haben. Es wäre dringendst zu wünschen, daß dieses Vertrauen nicht einer Enttäuschung Platz machte. Wenn allerdings die üblen Gepflogenheiten und Ansichten eines großen Teiles unserer Lieferanten hinsichtlich Lieferung und einmal eingegangener Verpflichtungen sich in Zukunft wiederholen oder gar zur Regel sich herausbilden, so ist dem Ententekaufmann das sicherste Fundament und die beste Gewähr gegeben, endgültig Herr des Marktes zu werden. Der südamerikanische Kunde, in erste Linie der Chilene, ist von urkonservativer Anhänglichkeit. Hat er sich aber auf Grund schlechter Erfahrungen aus innerster Überzeugung einer anderen Ware, einem anderen Lieferanten zugewendet, so macht es ebenso viel Mühe, ihn wieder zurückzugewinnen, wie vordem, ihn zu einem Wechsel zu bewegen. Einmal verlorenes Terrain auf diesem Gebiete ist dauernd verloren!

Der Auslandsdeutsche hat in diesem Kriege ein ehrliches und vielfach unerwartet treues Bekenntnis zum Deutschtum abgelegt. Mit den neuen Zuständen und dem Wortgeklingel von den „Errungenschaften der Revolution", der Besserung aller Verhältnisse und dem Aufgang der Sonne einer neuen seligen Zeit kann er sich nicht befreunden. Er übersieht die Verhältnisse zu klar, ist wirtschaftspolitisch und volkspsychologisch ein zu ruhig und nüchtern denkender Kopf. Wo ihm Fundamente und solide Mauern geschildert werden, erkennt er die Widerstandslosigkeit des Kartenhauses. Wo die Regierung von „klugem" Verhandeln und weiser Politik im Innern wie nach außen redet, hört er nur das jammervolle Stammeln der Schwäche, Einbildung und Angst. Die Regierung verlangt von ihm einen Glauben an das Handeln der Regierungsmänner aus reinem Patriotismus und ohne materielle oder persönliche Interessen, und er sieht nichts wie sich vordrängende, eitle Unfähigkeit und ein Erzbergertum, das immer weitere Kreise zieht. So kommt es, daß der deutsche Auswanderer, der im neuen Lande nach Anschluß sucht, kühlster Zurückhaltung und Nichtachtung begegnet, bis er sich als Deutscher alten Schlages legitimiert. Die Südamerikaner sind Republikaner, aber in ihrer Gesinnung Aristokraten und nicht Plebejer. Der einfachste chilenische Arbeiter nennt sich mit Stolz „Arbeiter" und mit noch größerem Stolze „Chilene"; die Bezeichnung als „Proletarier" oder gar „Internationalist" wäre in seinen Augen eine Beleidigung, die sich ein Europäer ihm gegenüber nicht ungestraft leisten dürfte.

Die Reformbedürftigkeit des Auswärtigen Dienstes als dringendstes Erfordernis zur Unterstützung der Auslandsdeutschen und der Wiedergewinnung von Absatzgebieten ist schon zu oft betont worden, um an dieser Stelle noch einmal ausführlich behandelt zu werden.

Hier hat sich im innersten Kern bisher nichts geändert; mit unerbittlicher Logik wird sich auch in Zukunft der Satz bewahrheiten: Was von der Mittelmäßigkeit erzeugt und geboren wird, muß in der Sterilität endigen. Vor-

geschichte und Verlauf des Weltkrieges haben das Urteil über das alte Auswärtige Amt gesprochen; der Farbenwechsel scheint nichts Neues zu bringen. Es liegt eine bittere, aber nicht ganz unberechtigte Kritik darin, wenn die „Münchener-Augsburger Abendzeitung" (17. Oktober 1919) das neue Auswärtige Amt „eine schwächliche Mischung von preußischer Phantasielosigkeit, malitiösem Beamtentum, sozialistischer Parteiidealogie und semitischer Betriebsamkeit" nennt.

Aber die Welt ist rund und dreht sich; und so ist auch mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß im Laufe der Jahre manche Gegensätze sich ausgleichen und manche Kluft sich umgehen oder überbrücken lassen wird, die heute als ein hoffnungsloses Hindernis erscheint. Der wirtschaftliche Zusammenschluß der Entente gegen Deutschland wird mit der Zeit brüchig werden und sich in einen Konkurrenzkampf der Gegner untereinander auflösen, und die Niederringung Deutschlands wird nicht dauernd im Brennpunkte der wirtschaftlichen Entwicklung unserer Feinde stehen können.

Auf theoretische und philosophische Erwägungen, auf die Forderungen aus idealen oder ideologischen Gesichtspunkten zu bauen, wird aber immer ein schwankendes Fundament abgeben. Maßgebend ist allein das Vorhandensein realer Garantien und positiver Unterlagen. Und da heißt es, die Verhältnisse mit brutaler Offenheit anzusehen: Deutschland ist heute gefesselt; nicht in erster Linie, weil der Friedensvertrag ihm Unmögliches auferlegt, sondern weil durch die verbrecherische Auslieferung der deutschen Handelsflotte Deutschland wirtschaftlich zum europäischen Festlandsstaate verurteilt ist und dahin begrenzt werden kann, solange und soweit es der Entente gefällt. *Freiheit und Höhe der Frachtsätze sind der entscheidende Faktor für die wirtschaftliche Konkurrenzfähigkeit eines Volkes.* Deutschland hat keine eigene Flotte mehr; die Unausführbarkeit des Friedensvertrages gestattet jeder Zeit die Repressalie, den Rückgriff auf die Neubauten. Solange die Anwendung der Erpresserpolitik gegenüber Deutschland noch Werte und Beute zutage fördert, wird die Begehrlichkeit der Feinde, insbesondere Frankreichs, nicht aufhören. Frankreichs Volkswirtschaft fristet nur noch ein Leben von Deutschlands Resten. Erzbergers fluchbeladener Blankofriede ist das Elixier, das Frankreichs ausgemergeltem Wirtschaftskörper noch einige Zeit Leben und vielleicht sogar die Möglichkeit eines Fortkommens über die Krise bis zu einer Rekonvaleszenz ermöglicht.

Auslandsdeutschtum und deutsche Kaufmannschaft alten hanseatischen Geistes draußen und in der Heimat werden den schwersten Kampf zu kämpfen haben, der menschlichen Nerven zugemutet werden kann. Auf ihnen beiden beruht Deutschlands Hoffnung, wenn noch einmal einer deutschen Flagge ein Platz auf dem Weltmarkte werden soll. *Ihnen*, nicht den „Errungenschaften der Revolution", dem „Internationalismus" oder der „Demokratie" unserer Ideologen, wird es zu danken sein, wenn Deutschland nicht für dauernd in der Dämmerung eines binneneuropäischen Agrar- oder Helotenstaates versinkt.

Der tote Herr Sörenſen

Von

Emma Bonn

Am Spätnachmittag eines naßkalten Novembertages trat Frau Brigitte Sonntag in die Heinrothſche Buchhandlung am Maximiliansplatz. Während ſie den triefenden Regenſchirm in den Ständer neben die Tür einſtellte, glitt ihr Blick ſuchend durch den Raum, der ſich durch die ganze Tiefe des Hauſes erſtreckte und trotz der an langen, grünen Schnüren herabhängenden elektriſchen Lampen in ein ſanftes Halbdunkel getaucht war.

Ein höflicher junger Menſch, langaufgeſchoſſen, bleich, mit zuvorkommenden Geſten und ſtachelbeergrünen Augen unter einer fliehenden Stirn, fragte in glatten Ladentönen nach ihren Wünſchen.

Ob Herr Sörenſen nicht frei ſei?

Herr Sörenſen ſei — leider — nicht da.

Frau Sonntags Augenbrauen bildeten feine Bogen der Verwunderung über den ſchöngeſchnittenen grauen Augen. Ein leiſer Ausruf des Erſtaunens entfuhr ihr.

„Herr Sörenſen iſt doch nicht etwa krank?“

Nein, ſagte der höfliche junge Mann, die langen Finger kunſtvoll ineinander verflechtend, krank ſei Herr Sörenſen gerade nicht . . ., übrigens könne er Herrn Heinroth ſelber aus dem Antiquariat herunterrufen, wenn die gnädige Frau es wünſche.

Frau Brigitte Sonntag wandte ſich zum Gehen; es habe keine Eile mit der Beſtellung, und Herr Sörenſen werde doch wohl in einigen Tagen zurück ſein.

Angſtvoll ſtellte ſich der geſchmeidige Jüngling zwiſchen ſie und die Tür, in aller Höflichkeit ihr den Weg verſperrend. Es ſah aus, als müßten die verflochtenen Finger in allen Gelenken zu krachen beginnen. Das bleiche Geſicht färbte ſich mit einem matten, ſchmutzigen Stubenrot. Man hatte ihn gelehrt, daß für die Kunden ein Verkäufer kein Privatleben habe; wie aber verhielt es ſich mit ſeinem Tod? In ſeiner Unſchlüſſigkeit entſchied er ſich zur knappen Wahrheit.

„Herr Sörenſen iſt tot.“

Frau Sonntag neigte ein wenig den Kopf, griff nach ihrem Schirm und ging stumm zur Tür, die der junge Mann ihr widerstandslos öffnete. Als sie den Fuß schon auf das nasse, glänzende Pflaster gesetzt hatte, wandte sie sich halb zurück.

„Wann ist Herr Sörensen gestorben?"

„Vor etwa einer Woche, ja, das stimmt, am Mittwoch war es — — Herzschwäche, Folge einer Blinddarmoperation. Ja . . . wenn ich der gnädigen Frau etwas zuschicken soll?"

Also, dachte Frau Sonntag draußen im Regen, am Mittwoch war Herr Sörensen gestorben. Sie mußte sich besinnen . . . ja, jetzt hatte sie den Mittwoch wieder eingefangen und baute den Tag Stunde um Stunde auf. So schön hatte die Sonne geschienen! Am Morgen war sie leicht und frei aufgewacht, und sie hatte auf ihrem Morgengang der Versuchung nicht widerstehen können, in ein kümmerliches Blumenlädchen einzutreten und wenigstens einen Veilchenstrauß zu erstehen. Zu Sonnenschein gehörte doch ein wenig Blumenduft, war es ihr durch den Sinn gefahren, und die Veilchen hatten sich den langen, seidigen Haaren ihres Pelzes sanft angeschmiegt, als wäre ihnen dort wohl. Und mittags beim Essen hatten sie in einer zarten Kristallvase neben Frau Sonntags Teller gestanden und ihren etwas müden Appetit mit freundlichen Visionen von Frühlingsgrün, von stillen Buchenwäldern und weiten, lichten Wiesen aufgestachelt.

Frau Sonntag ward es plötzlich gewahr, daß die Vorübergehenden sie verwundert anstarrten; unwillkürlich griff sie sich an den Hut und sandte einen prüfenden Blick über Kleid und Schuhe. Sie war wie immer unauffällig gekleidet, daß sie zwischen den Mitmenschen unbemerkt durchglitt; sie selber dachte nicht daran, daß sie eine noch junge, reizvolle Frau war. Selbst wenn sie sich vor dem Spiegel kämmte, trat ihr das nicht länger ins Bewußtsein, so wenig, wie sie daran dachte, daß ein Mann einst diese blassen, ruhigen und abwehrenden Züge geküßt hatte. Weder ihr Gesicht noch die ebenmäßige, etwas spröde Gestalt pflegte Aufsehen zu erregen, und darum machten die Augen der fremden Straßengänger, in denen Neugier sich unverhohlen zeigte, sie jetzt unsicher, bis sie mit leisem Schrecken bemerkte, daß sie ihren Schirm zu öffnen vergessen hatte und den unerbittlich herabsausenden Regenstürzen völlig preisgegeben war. Erst als sie das schützende Dach aufgespannt hatte, überließ sie sich von neuem widerstandslos ihren Gedanken.

An jenem Mittwoch also war Herr Sörensen gestorben. Sie suchte mit äußerster Anstrengung das Bild seines Sterbens heraufzubeschwören, aber sie brachte es nicht über eine unbestimmte Vorstellung von dumpfer, schwerer Qual. Er hatte gelitten, gewiß, Sterben war keine leichte Sache, aber wo hatte sich dieses Leiden des letzten, stummen Kampfes abgerollt? In einer jener ungepflegten, möblierten Stuben mit fettiger, brauner Tapete und zerschlissenen Vorhängen oder in dem hellen Saal eines Krankenhauses, wo sein Bett, schmal, zweckvoll und nüchtern in einer langen Reihe ähnlicher

Betten stand? Oder war ihm die Würde ungestörten Sterbens auch im Spital vergönnt gewesen?

Daß er keine Angehörigen in der Stadt besaß, wußte sie; sie hatte den nordischen Tonfall seiner Sprache gleich von den groben süddeutschen Stimmen unterschieden und ihn nach seiner Herkunft gefragt. Es war mitten im Sommer gewesen, der Laden still und verlassen wie immer zur Zeit der Universitätsferien. Er war bei ihrer Frage rot geworden, langsam und schmerzhaft rot, wie eben ein Mensch errötet, dessen Nervenbahnen schon den leisesten Reiz weitergeben, und der unter dieser zu großen Empfindsamkeit leidet.

Wie lange mochte das her sein, zwei Jahre oder gar schon drei . . .? An jenem Tage hatte sie zum erstenmal bemerkt, daß dieses feine, häßliche Gesicht noch ganz jung war, und obgleich Herr Sörensen sehr ruhig sagte, er stamme aus Husum, so hatte sie in jenem Augenblick deutlich eine Regung des Mitleids verspürt, als übertrage sich das Heimweh des in die Fremde Verschlagenen auf sie selbst. Von Zeit zu Zeit hatten sie dann über den Büchertisch, auf dem die Neuerscheinungen ausgebreitet lagen, kurze Fragen und Antworten ausgetauscht, ganz schnell und leise, wie Menschen, die eigentlich zu anderem Zwecke zusammenkommen und es sich versagen müssen, Tieferliegendes zu berühren. Der Wunsch, Bücher zu kaufen, führte sie ja in das Geschäft, und sein Amt war es, ihr solche vorzuschlagen, sie in ihrer Wahl zu beraten und zu einem Ankauf zu überreden. Freilich hatte sie die bestimmte Überzeugung, daß er von dem Willen beherrscht war, in seinem Berufe auch zu wirken, und daß er, so leise und unaufdringlich er sich gab, doch solche Kunden mit Vorliebe bediente, die seinem Einflusse sich zugänglich zeigten.

Heute sah sie das klarer denn zuvor; überhaupt war das Bild Herrn Sörensens mit größter Schärfe ihr vor die Seele gerückt, seit der Tod sein Bild auf die helle Leinwand der Vergangenheit geworfen hatte. Ja, der Verkäufer Sörensen aus der Heinrothschen Buchhandlung gehörte der Vergangenheit an; in einen Sarg unter der Erde, sie wußte nicht wo, hatte man den schmächtigen Körper, der nichts mehr war als kommende Auflösung, eingescharrt. Aber als könne Herr Sörensen sich noch nicht von dieser Welt trennen, als müsse er ein letztes Asyl sich suchen, ergriff er von ihren Gedanken Besitz. Sie hatte deutlich die Empfindung, als öffne sich ihr Herz weit wie ein geräumiges Tor, und als niste sich Herr Sörensen, nicht der tote, sondern der lebende Herr Sörensen mit der feinen, leisen Stimme und der lächelnden Traurigkeit seiner kurzsichtigen Augen dort ein. Trauer empfand sie nicht, eher ein Gefühl der Bereicherung und eine ungewohnte Erregung, die ihren Schritt vorwärts trieb, achtlos des Weges und der Menschen.

Es wurde dunkler, und die Schaufenster gaben mit immer gleißenderem Leuchten ihre Auslagen preis. Aus einsamen Seitengassen sah Frau Sonntag

das Schwanken gelber Lampen, losgelöst im Dunkeln. Die Straßendämme glänzten wie schweres, stilles Öl, und den Fugen der Häusermauern entströmte ein feuchtfaulender Atem.

Auf einmal war Frau Sonntag so müde, daß sie kaum die Füße heben konnte. Auch kannte sie die Straße nicht, in die sie geraten war. Es war einer jener ärmlichen Winkel, wie sie in jeder Großstadt nur wenige Schritte von dem Glanz und der Bewegung der Hauptstraßen zu finden sind. Zwischen den hohen, verfärbten Häusern liegt die Stille des Gleichmaßes und der Hoffnungslosigkeit, über das holprige Pflaster rasselt nur selten ein anderes Fuhrwerk als Milchkarren und Leichenwagen, und die Bewohner haben eine seltsam versteckte Art, durch die Türen ein- und auszuschlüpfen.

Frau Sonntag wollte umkehren, aber schon wußte sie nicht mehr, von wo sie in diese traurige Gasse eingebogen war, und in beklommener Eile irrte sie durch winklige, übelriechende Gäßchen, nach rechts und nach links, wie in einem angstvollen Traum, bis endlich das Klingeln der Elektrischen ihr tröstend ins Ohr drang und sie sich wieder im Gewirr heimeilender Menschen befand.

Durchnäßt und erschöpft erklomm sie die drei Treppen zu ihrer Wohnung und trat, der triefenden Kleider ungeachtet, in die blankgescheuerte Küche ein.

„Jessas, die Gnädige!" schrie das Mädchen und lief herbei, ihr Schirm und Mantel abzunehmen.

„Hier ist's gut warm", sagte Frau Sonntag mit steifen Lippen und streckte wie hilfesuchend die gespreizten Finger der Herdglut hin.

Sie habe sich schon geängstigt, sagte das Mädchen, ob denn der gnädigen Frau etwas zugestoßen sei, daß sie so spät komme — die Kleider so durchnäßt und sie selbst so . . . so . . . anders —?

„Draußen ist's häßlich", sagte Frau Sonntag mit langsamem Widerwillen, während ein leichter Schauder ihr über die Schultern kroch. „Ja, häßlich."

Das Mädchen sah sie befremdet an. Ihr Hut hatte sich ein wenig verschoben, und eine Strähne feuchten Haares klebte unordentlich auf der Stirn. Ob sie nicht lieber ins Bett wolle und einen heißen Tee trinken? Lindenblüten seien im Haus.

„Sonst gibt es morgen einen Schnupfen oder gar einen Brustkatarrh", sagte das Mädchen.

„Was meiner Schwester ihr Schwager war, den hat's auch so gepackt. Aus dem Tanzsaal hinaus in den Regen, den Knacks hatte er gleich weg, und in drei Tagen war's aus. Ein schöner junger Mensch, mit 'ner reichen Braut noch obendrein. Sie hat sich auch die Augen nach ihm ausgeweint . . . na, das geht ja vorbei. Nun ist sie schon Mutter von Dreien. Was ihr Mann ist, der haut sie freilich. Aber so alleine sitzen und dem Toten nachtrauern, was hätt' sie davon gehabt? Wiederkommen tun die Toten nicht. Die gnädige Frau sind auch zu viel allein, ich sag' es immer, und nun womöglich noch krank!"

Frau Sonntag stand noch immer am gleichen Fleck. Man wußte nicht, hörte sie zu oder nicht; aber jetzt schüttelte sie den Kopf. „Ich bin nicht krank, Resi. Aber einen Tee nehm' ich schon. Holen Sie mir nur erst trockene Schuhe."

Das Mädchen lief geschäftig hin und her, brühte den Tee an und richtete das verspätete Abendbrot so appetitlich wie möglich her. Es war ihr so feierlich-eifrig zumute wie bei einem Begräbnis. Der Gnädigen mußte doch etwas zugestoßen sein, nie kam sie unpünktlich zu den Mahlzeiten, und wann wäre sie je mit schmutzigen Stiefeln und nassem Rocksaum in die gescheuerte Küche eingetreten? Es hatten sich ja auf den Steinfließen häßliche braune Flecke und förmliche kleine Rinnsale gebildet, ohne daß sie es nur bemerkte!

Als Frau Sonntag in dem großen Erkerzimmer, das ihr seit dem Tode ihres Mannes gleichzeitig als Wohn- und Speisezimmer diente, ihr Abendbrot verzehrt hatte — nicht ohne Appetit — erlosch der Taumel von Müdigkeit und Erregung. Es blieb eine nüchterne Schwere und das beschämende Gefühl, sich der Neugier ihres Dienstmädchens ausgeliefert zu haben. Sie ließ abräumen.

„Es ist ein Verwandter von mir gestorben", sagte sie dem eintretenden Mädchen rasch und fast ohne Bewußtsein der Lüge, und nachdem die erste Unwahrheit ausgesprochen war, log sie tapfer weiter. Sie habe den Telegraphenboten an der Haustür getroffen und sei wieder umgekehrt, einen Kranz zu bestellen.

Das Mädchen unterdrückte ein Lächeln des Triumphes. Hatte sie nicht den Atem des Ungewöhnlichen, einen Hauch von Tod und Tränen gewittert?

„Da kondolier' ich aber der gnädigen Frau. Hoffentlich doch kein naher Verwandter?"

„So nah' grade nicht . . ."

„Noch jung?" Resis Neugier wagte sich nur zögernd hervor, aber ein nicht zu bestimmender Zug in Frau Sonntags Gesicht ermunterte sie zu weiteren Fragen. „Ist er lange krank gewesen? Hat er schlimm aushalten müssen? Es gibt ja so viele schreckliche Krankheiten . . ."

Frau Sonntag begann leise und hastig zu reden; ja, es sei ein noch junger Mensch gewesen, sehr begabt, er hätte es gewiß noch weit gebracht im Leben. Die Krankheit sei ganz plötzlich ausgebrochen, sie habe nichts davon gewußt, an den Folgen einer Blinddarmoperation sei er gestorben.

„Ach, am Blinddarm!" Resi nickte bedeutungsvoll und faltete die Hände über der Schürze. Wann wohl die Beerdigung stattfinde, und ob die gnädige Frau dazu hinfahre?

Frau Sonntag schrak zusammen. Sie hatte die eigene Lüge vergessen; was sie dem Mädchen erzählt hatte, war ja nur zu wahr, die Krankheit, der Tod, dieses unverständlich Plötzliche eines jähen Erlöschens. Sie sah die Fragende, deren lebhafte braune Augen lüstern-erwartungsvoll blickten, ver-

stört an. Ihre Lippen zitterten; nein, sagte sie leise, zur Beerdigung fahre sie nicht, und zu ihrem eigenen Erstaunen fühlte sie Tränen in den Augen.

Am anderen Morgen fragte Resi, während sie die Läden öffnete und das bleiweiße Novemberlicht ins Zimmer ließ, ob die gnädige Frau sich nicht eine Auswahl Trauerkleider kommen lassen wolle. Sie, Resi, könne ja in den ersten Stock hinunterlaufen und um Benutzung des Telephons bitten.

„Nein," sagte Frau Sonntag schnell, „Sie wissen, ich mag das nicht, immer fremde Menschen bemühen."

„Aber gnädige Frau, heute, bei einem Trauerfall in der Familie . . ."

„Nein, nein," wiederholte Frau Sonntag. „Das mag ich nicht. Ich werde nachher unter meinen alten Witwenkleidern nachschauen."

Resi war enttäuscht, das bescheidene Flämmchen einer harmlosen Freude so kurzerhand ausgeblasen zu sehen. Es wäre doch nett gewesen, in Bergen schwarzer Blusen und Trauerröcke, in Krepphüten und Schleiern wühlen zu dürfen. Die Gnädige sah gewiß allerliebst in tiefem Schwarz aus. Heute freilich war sie ein wenig bleich und hatte trübe, wenn auch nicht sichtbarlich verweinte Augen. Vielleicht hatte der Vetter ihrem Herzen nahe gestanden, vielleicht war ihre Neigung zu ihm das, was man so eine „unglückliche Liebe" nennt? Resi glaubte einen Schlüssel für das ihr unverständlich gleichförmige Einsiedlerleben der jungen Frau gefunden zu haben. Über der Morgenarbeit ließ sie ihrer Phantasie freies Spiel; ihrem der Liebe geneigten Herzen tat es wohl, die Witwe von dem unnahbaren Gipfel kühler Selbstgenügsamkeit herabsteigen zu sehen.

Frau Sonntag kramte wirklich nach einem kaum berührten Frühstück unter ihren alten Trauerkleidern, jenen vorschriftsmäßig düsteren Gewändern, in denen sie einst dem toten Gatten ihren Tribut an Kummer und Tränen gezahlt, in deren Falten sie ihre frische Jugend begraben hatte. Herr Sonntag war ein guter Mensch gewesen, um zehn Jahre älter als sie, behäbig und ein wenig lehrhaft, wie es beschränkte Naturen gerne sind. An dem weichen Wachs ihres Mädchenherzens hatte er mit plumpen, wenn auch gutmütigen Fingern herumgemodelt, bis er in ihr ganz die Frau sich schuf, die ihm konvenierte. Und als er nach nur dreijähriger Ehe starb, hielt sie ihre Hilflosigkeit für unauslöschlichen Gram.

Aus mangelnder Energie, ihr Leben in neue Bahnen zu lenken, vielleicht auch aus Scheu vor der Engherzigkeit ihres Heimatstädtchens, in dem Familientradition und die Gültigkeit des Hergebrachten von der Jugend noch absolute Unterwerfung heischten, war sie in München hängen geblieben. Sogar die gleiche, geräumige Wohnung hatte sie beibehalten. In dieser geruhsam heiteren Stadt, in der die Menschen mit der Toleranz der Gleichgültigkeit aneinander vorbeigehen, in der nur wenige sie kannten und keiner sie mit Ratschlägen behelligte, wo sie sich in eine phlegmatische Trauer einspinnen und ein von keinem Zwang und keiner Leidenschaft getrübtes Dasein führen konnte, spulten sich ihre Jahre leicht und sorglos ab.

Sie begann sich mit Büchern zu umgeben, die ihr Freunde und Schicksale ersetzten, und hatte sie in langen Abendstunden erst wahllos nach Büchern gegriffen und kaum gewußt, war das, was sie las, gut oder schlecht, so formte sich langsam am Guten ihr Geschmack. Das, was ihn verletzte, schied aus, immer freier und reiner durfte ihr Instinkt entscheiden; sie verlangte nach solchen Werken, die ihr die Welt größer, edler, harmonischer erscheinen ließen; sie liebte es, an mächtigen Leidenschaften anderer sich zu berauschen und ihnen ihr Herz in Mitleid und Trauer verschwenderisch hingeben zu dürfen.

Die stillen Stunden in der Heinrothschen Buchhandlung waren ihr ein Gottesdienst; sie trat dort meist in jenen Grenzstunden zwischen Tag und Abend ein, wenn die laute Geschäftigkeit verstummt war und nur die Stillen, die Wissenden in dem langen, dämmrigen Raum die Bücher mit ehrfürchtigen Händen berührten. Dann stand der kleine, blasse Herr Sörensen neben ihr, sah sie mit seinen großen, still leuchtenden Augen an, strich mit versteckter Zärtlichkeit über einen Einband hin und sprach ihr von den Dichtungen junger, ringender, unfertiger Menschen oder holte seine liebsten Schätze der Vergangenheit herbei. Seine Hand hatte sie geführt, unmerklich, in aller Bescheidenheit.

Herr Sörensen aber war tot ...

Frau Sonntag legte vor dem Spiegel ein schwarzes Kleid an, das von allen ihr noch am wenigsten veraltet schien; es war ein wenig zu eng geworden über den Schultern, und die Ärmel zeigten einen vergessenen Schnitt. Aber in diesem vertragenen, reizlosen Gewand kam es ihr zum erstenmal wieder zum Bewußtsein, daß sie jung und begehrenswert war, und daß viele schöne Jahre ihr ungenützt entglitten waren.

Herr Sörensen war tot ...

Wann auch sie in das Heinrothsche Geschäft einzutreten pflegte, immer wußte sich Herr Sörensen zu ihrer Bedienung freizumachen. War er noch beschäftigt, so grüßten seine Augen in diensteifriger Freude zu ihr herüber, und sie lächelte zurück und geduldete sich die wenigen Minuten, bis er bei ihr sein konnte. Der Blick, den sie wechselten, glich dem Blick zweier Verschwörer. Und seine leise Stimme konnte die einfache Geschäftsphrase: „Und womit darf ich heute dienen?" in eine Fülle von Freude und Ritterlichkeit, fast von Zärtlichkeit tauchen. Sie versäumte nie, ihm zu sagen, wie ihr ein Buch gefiel; sie waren nicht immer der gleichen Meinung, aber sie ließ sich gerne von ihm belehren.

Ein einziges Mal nur hatte sie Herrn Sörensen außerhalb der Buchhandlung gesprochen. Das war bei der Erstaufführung einer Tragikomödie, die einen jener Unfertigen zum Verfasser hatte, von denen Herr Sörensen zu sagen pflegte: „Sie können wenig, aber sie haben etwas zu sagen. Und darum muß man ihnen die Möglichkeit geben, an ihren Fehlern zu lernen. Man muß sie aufführen."

Der Abend gestaltete sich zu einer qualvollen Niederlage. Zwei Akte lang hatte sich das Publikum zwischen Trauer und Heiterkeit hin- und herschaukeln lassen; im dritten, dem künstlerisch reifsten, empörte sich seine Aufnahmefähigkeit, und es suchte in johlendem Gelächter, das jede Replik lärmend begrub, Befreiung. Am Ausgang traf Frau Sonntag mit Herrn Sörensen zusammen. Sein Gesicht war von der Röte des Unmutes überzogen, und sein Mund zitterte in verhaltenem Grimm.

„Die Feigen," sagte er, „oh, die Feigen!"

Er half ihr in den Mantel und begleitete sie bis zum nächsten Halteplatz der Straßenbahn. Es war eine klare Winternacht. Herr Sörensen deutete zum Himmel. „Alles ehrliche Streben ist dem mächtigen Tier Publikum so fern und unverständlich wie die Sterne da oben. Wenn man den Leuten sagte, der Nachthimmel sei Menschenwerk, so schwiegen bald die Loblieder auf Mond- und Sternenschein, und man hörte nur noch Tadel wegen der ungenügenden Helle."

Die Elektrische hielt, und Frau Sonntag mußte einsteigen. Sie sah einen Augenblick noch Herrn Sörensen barhaupt unter den Sternen. — —

Nach einigen untätig verbrachten Morgenstunden rüstete sich Frau Sonntag zum Ausgehen. In ihrer alten schwarzen Kleidung, das Gesicht von dem schwarzen Schleier verdüstert, schaute sie in die Küche ein.

„Ich bin vielleicht etwas spät zum Essen zurück."

Einen festen Plan hatte sie nicht, nur eines beherrschte ihren Willen jetzt ganz: sie mußte erfahren, wo Herr Sörensen begraben lag. Hatte sie im Leben ihm nie etwas Liebes erwiesen, so wollte sie jetzt wenigstens sein Grab schmücken. Während sie unter dem trüben Himmel kräftig ausschritt, überlegte sie, daß es gewiß ein Leichtes sein müsse, das Grab eines erst Kurzverstorbenen festzustellen. Starb einer, so wurde ja alles aufs genaueste gebucht und den Akten einverleibt; aber sie mußte sich gestehen, daß sie nicht ahnte, an welche amtliche Stelle sie sich um Auskunft zu wenden hatte. Es blieb also nur die Heinrothsche Buchhandlung. Wie von ferne dämmerte ihr das Seltsame ihres Vorhabens, ja ihres ganzen Gebarens, aber sie unterdrückte die Regung bürgerlich-kritischer Vernunft. Sie stand unter einem Zwang, dem zu gehorchen ihr eine Lust war.

Sie ging die Türkenstraße hinauf, bog am roten Palais in die Briennerstraße ein, wo an der Ecke eine alte Blumenfrau Veilchensträuße und Mimosen feilbot. Unwillkürlich streckte sich Frau Sonntags Arm aus und sank ihr dann in jähem Sicherinnern schlaff zur Seite: an jenem Mittwoch war, während sie an Veilchenduft und Sonnenschein sich labte, Herr Sörensen gestorben.

Am Maximiliansplatz trat Frau Sonntag, gelassen und zurückhaltend in ihren Bewegungen wie nur immer, in den Buchladen. Sie erwarb einige ihr völlig gleichgültige Bücher und äußerte dann den Wunsch, Herrn Heinroth über eine neue Zeitschrift zu sprechen.

Ob Herr Heinroth ihr zu dem Abonnement rate? Sie pflegte sich, sagte sie, immer ein wenig auf Herrn Sörensens Urteil zu stützen, solche Neuerscheinungen versprächen oft so viel und hielten dann so wenig.

Es sei ein sehr starkes Blatt, sagte Herr Heinroth mit seiner etwas rostigen Stimme. Er hatte ein langes, verstaubtes Gesicht und glich dem Antiquariat, dem sein Herz gehörte. Für die Modernen hatte er das Wort „stark" aufgegriffen und kam gut damit aus. In Jahren hatte er keine Neuerscheinung auch nur durchblättert, dafür war Herr Sörensen da. Er blinzelte Frau Sonntag mit seinen Maulwurfsäuglein an und wiederholte: „Ein außerordentlich starkes Blatt. Darf ich die Bestellung vormerken?"

„Herr Sörensen war ein so guter Ratgeber, so merkwürdig belesen . . .; er wird Ihnen gewiß im Geschäft fehlen", sagte Frau Sonntag so nebenher. „Er schien überhaupt ein tüchtiger junger Mann."

„Gewiß, gewiß", sagte Herr Heinroth beflissen und dachte an den Auktionskatalog einer kostbaren englischen Sammlung, der auf seinem Schreibtisch im Privatkontor lag und mit unsichtbarem Magnet sein Hirn anzog.

„Man gewöhnt sich auch an einen bestimmten Verkäufer . . ." Frau Sonntag wurde ein wenig unsicher.

„Gnädige Frau sind ja auch eine unserer treuesten Kunden", sagte Herr Heinroth, der kaum ihren Namen kannte, auf gut Glück. Frau Sonntag wurde ganz überflüssigerweise rot. Sie sah den alten, vertrockneten Menschen zögernd an. Sie sagte ganz schnell:

„Liegt eigentlich Herr Sörensen hier begraben? Er war ja wohl aus dem Norden . . .?"

„Gewiß, gewiß, wollte auf dem Waldfriedhof beerdigt sein. Merkwürdige Passion das. So'n alter Kirchhof, die Gräber hübsch dicht beisammen, das ist ja nicht mehr modern. Man braucht frische Luft, selbst im Tode. Rückkehr zur Natur heißt es ja wohl. Als ob wir nicht alle zur Natur zurückmüßten, rascher vielleicht, als manch' einem lieb ist." Er lachte ein trockenes, raschelndes Lachen, das klang, als stoße man mit dem Fuß in einen trockenen Laubhaufen, gab sich dann einen Ruck und sagte rasch und höflich, die Hand schon auf der Türklinke: „Also ein Jahresabonnement auf den ‚Freien Boten', nicht wahr?"

Am Nachmittag fuhr Frau Sonntag zum Waldfriedhof hinaus, den sie nicht kannte. Ihr Schritt war zögernd und unsicher, als sie durch das weiße, von freundlichen Pförtnerhäuschen flankierte Tor eintrat. Ihr war, als dringe sie ungebeten in fremden Besitz ein, und das breite, rote Gesicht des Torwächters verschüchterte sie, als könne der Mann wissen, welch' abenteuerlicher Fährte ihr Herz nachging.

Auf ihre kaum hörbare Frage gab der Verwalter ihr Sektionsnummer und Reihe in dem Tone an, mit dem im Warenhaus der Rayonchef sagt: „Bitte, zweiter Stock, dritte Abteilung links."

Der Friedhof war menschenleer. Den ganzen Tag war ein feiner Regen

niedergegangen, und die Wolken hatten ihre schweren, geballten Massen auf die Dächer gedrückt. Jetzt schimmerte der Westen hell, und die Wolken schmückten sich mit einem glühenden, rotgoldenen Saum. Auf den Tannenzweigen sprühten die Tropfen in Edelsteinfarben. Der Nadelwald sandte seinen herben, starken Atem, einen Atem des Lebens, nicht des Todes, in die stille Luft, und Frau Sonntag schritt in zunehmender Befreiung dahin, ebenso losgelöst von der Unruhe der großen Stadt, die vergessen hinter ihr lag, wie von ihrer eigenen beengten Wirklichkeit. Zur Rechten erhoben sich die ruhigen Massen des Hauptgebäudes in sachlichem Ernst, der nichts von aufrührerischem Schmerz zu wissen schien; zur Linken ragte eine Kreuzesgruppe auf, überlebensgroß und drohend wie ein Schandfleck der Menschheit in dem hoheitsvollen Schweigen des Waldes. Und nun bogen schmale Seitenpfade von dem breiten Hauptweg ab. Ruhig, in längliche Felder gegliedert, unaufdringlich und einträchtig, reihte sich hier Grab an Grab. Der immergrüne Buchs leuchtete frisch im Schmucke seiner harten, regennassen Blättchen, und selbst die verwelkten Kränze von Allerseelen her vermochten nicht den feierlichen Ernst der stillen grünen Gänge zu zerstören.

Frau Sonntag schritt langsam den Garten des Todes ab; sie fühlte sich zu all' jenen hingezogen, die hier ruhten. Um jeden trauerte irgendwo ein Herz, klagte sich vielleicht auch der Lieblosigkeit an, wie ihr Herz sie anklagte. Warum war sie nicht aus der Umfriedung ihrer zwecklosen Einsamkeit hervorgetreten und hatte ein wenig Wärme in Herrn Sörensens Leben getragen? In Büchern, da las man von Frauen, die zu einem Mann gehen und ihm sagen konnten: Hier bin ich, nimm mich. Solche Frauen waren groß, und ihre Liebe war heilig, es waren milde Frauen, die nicht mit sich geizten. Vielleicht lebte Herr Sörensen noch, wenn sie ihm ein Heim bereitet hätte; wer konnte wissen, wie solch' Junggeselle sich durchschlug — —

Er hatte sie oft mit seinem langen, stillen Blick betrachtet, als lege er sich eine Frage vor. Hatte er zu ergründen gesucht, ob sich kein Zugang zu ihrem eigensinnig verschlossenen Herzen fand? Hatte er Sehnsucht danach verspürt, dieses Herz zu besitzen?

Herrn Sörensens Grab lag am Ende der Reihe. Eine einfache Holztafel trug in schwarzen Lettern die Aufschrift:

Claus Sörensen
geb. 1883 zu Husum
gest. 1912 zu München.

Einige welke Kränze lagen davor, die frischgeschaufelte Erde verhüllend.

Frau Sonntag sprach den Namen halblaut vor sich hin: „Claus Sörensen, Claus —". Wie sonderbar, sie hatte nicht einmal seinen Vornamen gewußt, er war ihr einfach „Herr Sörensen" gewesen. Nun fühlte sie sich wie durch ein kostbares Geschenk beglückt, und der sonderbare Einfall durchzuckte ihr Hirn, es sei dies ein letzter, ein verzeihender Gruß des Verstorbenen, ein Zeichen, daß über den Tod hinweg ein seltsames geheimes Band sie ver-

knüpfte. Von nun war er für sie nicht länger „Herr Sörensen", der ihr Bücher verkauft und dabei manches Wort gesprochen hatte, das ihre schlummernde Seele weckte; dem toten „Claus" durfte sie ihr Herz öffnen und darin sein Gedächtnis mit Liebe schmücken, wie sie sein Grab mit Blumen schmückte. Und sie legte die zwei langgestielten Rosen, die sie noch immer in der Hand hielt, mit einer zarten, ehrfürchtigen Bewegung auf die Holztafel nieder.

Nachdem sie sich von den Knien erhoben hatte, wanderte sie noch ein wenig zwischen den stillen Reihen umher. Der Himmel glänzte in feuchter Helle, und die Tannen dufteten immer stärker in dem leisen Lufthauch, der ihre Nadeln streifte und ihnen eine bitterlich aromatische Würze entlockte.

Von nun wurde es Frau Sonntag zur Gewohnheit, Herrn Sörensens Grab zu besuchen. Manchesmal brachte sie ihm Blumen, oft auch nur ihr treues Gedenken und die Pflege ihrer ordnenden Hand. Kein welkes Blatt duldete sie auf der Grabstätte, und wenn sie den Handschuh abstreifte, um die Holztafel und den Erdhügel von Tannennadeln zu säubern, dachte sie oft, ob es wohl da oben im Norden eine andere Frau gab, die dazu berufen wäre, diese Arbeit der Liebe für den Toten zu verrichten.

Ihre Trauerkleidung legte sie nach einigen Wochen ab, um lästige Fragen zu verhüten; auch nahm sie äußerlich ihr altes Leben wieder auf. Sie besuchte fleißig Konzerte und Theater, mit Vorliebe Erstaufführungen, und wenn sie dann in dem dichtgefüllten Saale ganz allein zwischen fremden, angeregt plaudernden Menschen saß, glaubte sie sich von einem geheimnisvollen Ring umgeben, den keiner zu durchbrechen wagte. Sie saß da ganz ruhig, sicher und sich selbst genügend, mit den spärlichen, so sonderbar festumrissenen Erinnerungen an Herrn Sörensen. Sie wußte immer — oder glaubte zu wissen — was er zu dem Stück gesagt hätte. Sie sah sein schmales Gesicht, ein wenig zur linken Schulter geneigt, wenn er ein sorgsam erwogenes Urteil abgab mit einer Stimme, in der leidenschaftliche Parteinahme und eine ebenso leidenschaftliche Gerechtigkeit um die Vorherrschaft stritten. Sie fühlte sich seltsam erhoben während dieser Zwiesprache mit dem Toten inmitten von Licht, Leben und Bewegung, als gehe sie diese Unrast der Menschen nichts mehr an, als sei sie allein davon befreit und mit einem Schlüssel zum Geheimnis des Friedens versehen.

Einmal wurde ein Stück jenes jungen Münchener aufgeführt, für dessen Erstling Herr Sörensen sich mit solch' kampfbereiter Wärme eingesetzt hatte. Das Stück hatte einen großen Erfolg, obwohl es Frau Sonntag einzelner wuchtiger Stellen ungeachtet nicht ganz echt klang. Es fielen große Worte, und im dritten Akt gab es nach berühmtem französischen Muster eine große Szene, die über den Erfolg entschied. Es war alles so erstaunlich geschickt, kaum zu glauben, daß nur ein Jahr zuvor jener Erstling mit seinem Stammeln der Verzückung, seinem die Form durchbrechenden Zorn und dem unwirksamen Schluß eines stummen Abschieds denselben Menschen, der jetzt jubelnden Erfolg einheimste, dem Hohne der Allzuvielen ausgeliefert hatte.

Um sie herum wogten beifallsfreudige Hände, und das Geräusch tönte ihr roh und schmerzhaft in die Ohren. Sie fühlte Tränen der Enttäuschung und der Erbitterung aufsteigen, als habe der Autor ihren toten Freund betrogen. In einem herrlichen, neuen Frack, die weiße Nelke im Knopfloch, ein Lächeln um die wulstigen Lippen und mit erregtem, lachendem Blick stand der junge Mensch, sich wieder und wieder verneigend, vor dem Publikum und genoß seinen Triumph; man hatte ihn ausgepfiffen, nun feierte man ihn. War er erst der Gunst des Publikums sicher, so konnte er die Töne anschlagen, die ihm beliebten. Keinen Deut brauchte er sich dann um das Pack da unten zu kümmern.

Etwas von dem, was in ihm vorging, teilte sich Frau Sonntag mit; sie wußte, er spielte mit den Zuschauern, aus seinen festgefügten, groben Zügen sprach ein harter, fast tierischer Wille zu siegen — um jeden Preis.

Frau Sonntag war froh, daß Claus Sörensen diesen Sieg nicht hatte miterleben müssen.

Überhaupt überkam es sie oft wie eine Beruhigung, daß der Freund dem Häßlichen und Armseligen, dem Unfrohen und Verlogenen auf immer entrückt war. Über ein Leben nach dem Tode hatte sie nie gegrübelt; aber nun lebte in ihr eine Gewißheit, daß der Mensch nicht plötzlich von dem Weltall abgeschnitten werde, daß es irgendein verborgenes Band zwischen dem Vergänglichen und dem Ewigen geben müsse. Wenn sie an den toten Freund dachte, so spürte sie, daß ihre Gedanken nicht ins Leere gingen und im Uferlosen sich verloren, sondern daß sie auf etwas Helles, Freudiges, etwas lebendig Bejahendes stießen, an dem sie sich aufrichtete und erstarkte.

Sie gewöhnte sich, den geheimen, triebhaft arbeitenden Kräften, die im täglichen Leben der rohen Gewalt des Zweckmäßigen unterliegen müssen, Gehör zu schenken; sie ließ sich von ihnen treiben wie ein Stück Holz auf stillgleitendem Wasser. Sie waren es, die ihre Schritte ins Theater oder auf den Friedhof lenkten, sie bestimmten die Wahl der Blumen für Herrn Sörensens Grab, sie drückten ihr ein Buch in die Hand oder weckten die Lust zu einem Gang ins Freie.

An den Schneeabenden, die selbst das Häusergewirr einer Großstadt mit einem Ring der Lautlosigkeit umziehen können, kamen ihr sonderbare Gedanken; gewisse Handlungen, zu denen sie sich gedrängt fühlte, erschienen ihr wie die Fortführung des Lebens von Claus Sörensen, so, als seien noch unverbrauchte Kräfte und ungestillte Wünsche durch sein Sterben obdachlos geworden und in sie eingegangen. So überwand sie ihr Vorurteil gegen jedes Vereinswesen mit seiner lauten Manifestation eines Gesamtwillens, der oft nur die Willensschwankungen vieler maskiert, und ließ sich in einen literarischen Verein aufnehmen, der es sich zum Ziele setzte, jungen Autoren zur Aufführung zu verhelfen. Sie begann, zu ihren wenigen Bekannten von Büchern und Stücken zu reden und über die gangbare Schwank- und Operettenware sich abfällig zu äußern. Dabei ertappte sie sich auf gewissen Sätzen und Redewendungen,

die ganz das Gepräge Claus Sörensens trugen; ja selbst in ihrem Tonfall konnte sich ein Anklang an seine norddeutsche Sprachfärbung einschleichen.

Ihre Bekannten sagten: „Die junge Frau Sonntag geht ganz aus sich heraus. Cherchez l'homme." Man wartete auf eine Verlobungsanzeige, munkelte von einem Verhältnis. Es sei ja eine schöne Partie, meinten die Männer, und die Frauen sagten neidisch, nichts konserviere besser als ein sorgenloses Witwenleben.

An einem sonnigen Januarmorgen nahm Frau Sonntag den ihr jetzt wohlvertrauten Weg zwischen den Gräberreihen hindurch. Sie trug einen vollen Strauß heller Parmaveilchen in der Hand und ging, von der kaum erst durchsonnten Frostluft angeregt, in raschem Gleichmaß des Schritts. Der Himmel wölbte sich tiefblau über den Tannenkronen, die steif ihre Schneelast trugen wie Grandseigneurs die Allongeperücke. Die Welt hatte ihren festlichen Tag, und Frau Sonntag öffnete leicht die Lippen, um die kristallkühle Luft wie einen Labetrunk zu schlürfen.

Am Grabe Herrn Sörensens kniete eine Frau; sie war mit einem altmodischen faltenreichen Rock und einem weiten Umschlagtuch bekleidet. Unter dem kleinen Kapotthut, auf dem zwei sorgfältig gekräuselte Straußfederchen schwankten, zeigten sich dünne, fest zusammengeballte Flechten von einem schmutzig farblosen Grau. Die schwarze Gestalt sah in dem glitzernden Schneebild wie ein ungeheurer trüber Fleck aus.

Frau Sonntags Herz tat einen wuchtigen Schlag und drohte still zu stehen. Eine Fremde an meinem Grabe, sagte das aufrührerische Herz, eine Fremde — und doch — vielleicht die rechtmäßige Besitzerin dieses Totenwinkels. Unbeweglich stand Frau Sonntag da; nur die Blumen in ihrer Hand zitterten, als spürten sie den angstvollen Schlag ihres Herzens, und unbeweglich kniete die Frau am Grabe. Endlich rang sich ein Seufzer aus Frau Sonntags bedrückter Brust, leise, als müßten ihre Füße wie Diebesschritte das Knirschen des Schnees vermeiden, ging sie den Weg zurück. Die Parmaveilchen, die in der Sonne tausend zarte Töne, mattblau, violett und rosa, annahmen, führte sie an den Mund, um einen Augenblick die trockenen Lippen auf den kühlen Blumenblättern ruhen zu lassen; dann löste sie das Band, das die Stiele zusammenhielt, und einzeln fielen die Blüten in den Schnee, wie man einen Festweg mit Blumen bestreut oder die Bahre eines sehr Geliebten.

Am Tor stand breitspurig der Pförtner und fing die Sonnenstrahlen auf sein gutmütiges, rotes Gesicht auf.

„Schöner Morgen heute", sagte er in dem ehrerbietig-vertraulichen Ton, mit dem er die regelmäßigen Besucher des Friedhofes auszeichnete. Es klang, als wollte er sagen, es sei doch schöner über der Erde als darunter.

Und Frau Sonntag bestätigte: „Ein schöner Morgen."

Aber sie sah die Sonne nicht mehr und fühlte ihre Wärme nicht. Sie ließ sich von der dröhnenden, schaukelnden Straßenbahn nach Hause befördern;

Menschen stiegen aus und ein, ihr Atem ging in leichten Dunstwolken durch den kalten Wagen, in den Falten ihrer Kleider dampften die Gerüche ungelüfteter Stuben. Frau Sonntag aber spürte nichts von alledem. Sie kam von dieser schwarzen Gestalt am Grabe nicht los, sie fühlte sich ins Kalte hinausgestoßen, um etwas betrogen, wie ein Hungriger, der sich zu Tische setzt und sehen muß, daß ein anderer die Schüsseln geleert hat.

Am nächsten Morgen aber stand sie frühzeitig wieder an Herrn Sörensens Grab. In der Nacht hatte es stark gefroren, und an den Tannenzweigen hingen schlanke Eiszapfen, in denen sich buntschillernd die Sonne brach. Auf dem Grab lag statt der Holztafel, die sich in Sturm und Regen so schön gebräunt hatte, eine schwere, kalte Steinplatte, körnig-grau mit zu hellen Goldbuchstaben; fremd starrte es sie an:

„Claus Sörensen",

und unter der Jahreszahl stand ein Spruch, auch er in dem zu neuen Goldglanz der Buchstaben:

„Die Liebe höret nimmer auf."

Am Fußende, mit den Zweigen die harte Kante des Granits ein wenig überdeckend, lehnte ein großmächtiger Kranz aus Wintergrün und braunen duftenden Tannenzapfen. Rings im Schnee lagen trockene Tannennadeln und leuchteten in der Sonne wie blankes Kupfer.

Es kostete Frau Sonntag einige Überwindung, an der fremdgewordenen Stätte niederzuknien; dann aber lag sie so lange, die Stirn zu dem Stein gesenkt, bis die Kälte durch ihre Röcke kroch.

Als sie sich erhob und zum Gehen wandte, stand in geringer Entfernung hinter ihr die alte Frau von gestern und sah zu ihr herüber; es war, als hätten sie die Rollen getauscht. Sie erkannte gleich den faltenreichen Rock, den Umhang, die sorgfältig gekräuselten Federn auf dem Hut. Sie erkannte aber noch mehr: es waren Claus Sörensens Augen, in die sie blickte, wenn sie auch in einem verwitterten, alten Gesicht saßen, zwischen viele Fältchen eingebettet und von geröteten Lidern umrahmt.

Die Blicke der beiden Frauen lagen fest ineinander. Dann machte die ältere einige kleine unsichere Schritte vorwärts und legte die Hand in dem abgetragenen, billigen Handschuh auf den Arm der Jungen.

„Sie haben meinen armen Jungen wohl sehr lieb gehabt?" sagte sie in einer hohen, zitternden Stimme; es klang kaum wie eine Frage.

„Ja", sagte Frau Sonntag.

Plötzlich füllten sich die Augen der alten Frau mit Tränen. Sie brach in eine leise Klage aus. „Und der böse Jung' hat seiner alten Mutter kein Sterbenswörtchen von gesagt."

„Seien Sie nicht traurig", sagte Frau Sonntag leise und schnell. „Er konnte Ihnen ja nichts sagen — es gab nichts zu sagen, nichts, nichts — —"

Sie begann zu weinen, überwältigt von dem eigenen „nichts, nichts", und

auch die alte Frau schluchzte vor sich hin, leise und stoßweis. Dazwischen sprach sie von dem Toten.

„Er war ein so guter Jung'. Immer, schon wie er noch so klein war" — sie machte eine unbestimmt abmessende Handbewegung — „und sein Vater starb; da hat er zu mir gesagt: ‚Wein' nicht, Mutter, du hast ja mich. Ich will schon für dich sorgen.' Wie ein Mensch ist, das weiß nur eine Mutter so recht, ich meine, ob ein Herz so ganz echt und ohne Falsch ist wie bei meinem Claus. Und wie er klug war, immer nur lernen und wieder lernen, als könne er gar nicht genug von der Gelehrsamkeit haben! Unser Pastor sagte immer: ‚Frau Sörensen, Ihr Junge muß studieren.' Er hätte ihm auch ein Stipendium verschafft. Aber der Jung' wollte ja nicht, daß ich noch länger arbeiten sollte — ich habe nämlich früher ein bißchen genäht, weil doch die Pension knapp war — er wollte verdienen, damit ich es gut und leicht haben sollte, und da wurde er eben Buchhändler; so ganz ohne Bücher hätte er ja wohl nicht leben können."

Es war zu kalt, um lange still zu stehen; die beiden Frauen begannen langsam zwischen den Gräbern auf und ab zu gehen.

„Hat er wohl sehr leiden müssen?" fragte die alte Frau in ihrer hohen, singenden Stimme, die vor Kummer und Ergebung zitterte, als habe sie einen Sprung bekommen.

„Nein, ach nein, gewiß nicht. Man hat ja so viele Mittel und Wege, die Schmerzen zu stillen; auch im Krankenhaus ist man human."

„Im Krankenhaus", wiederholte Frau Sörensen trostlos. „So allein zu sterben, nur eine Nummer unter vielen — — — mein armer, feiner Jung' mit seinem weichen Herzen! Ob eine der Schwestern — es sind hier ja wohl lauter katholische — auch nur für eine einzige kleine Träne Zeit fand?"

Frau Sonntag preßte das Taschentuch an die Lippen, ihr Gesicht war ganz in Tränen gebadet.

„Haben Sie ihn sehen dürfen?" fragte die arme Mutter.

„Ich wußte ja nichts von der Operation", rief Frau Sonntag in plötzlich ausbrechendem Schmerz. Ihre Stimme klang in der Erregung ganz fremd, so rauh, fast tierisch laut, als wühlten sich die Worte aus unbekannten Tiefen hervor. „Ich habe nichts gewußt, nichts geahnt, nichts für ihn getan. Mir blieb nichts als sein Grab."

„Wie schön es gepflegt ist", sagte die alte Frau leise und streichelte scheu den Arm der Schluchzenden.

Sie knieten noch einmal nebeneinander weinend an der grauen Steinplatte nieder und fuhren zusammen zur Stadt zurück. Während der langen, stoßenden Fahrt erfuhr Frau Sonntag so manches; daß die alte Frau ihre Ersparnisse abgehoben hatte, um die Pilgerfahrt zum Grabe ihres Sohnes anzutreten, daß ihr durch Vermittlung des Husumer Pastors eine billige Stube bei reinlichen Leuten verschafft worden war, und daß ihr nun sei, als könnte sie nie wieder von der Stelle fort, wo „der Jung'" gelebt und sein kurzes Leben

ausgelitten hatte, und wo es sie noch wie ein Hauch dieses jäh abgerissenen Lebens umwehte. Und daß sie verstört und verängstigt in der großen Stadt herumging, wo sie die Menschen nicht verstand und sie den Menschen ebenso fremd und unverständlich war.

Frau Sonntag geleitete die alte Frau bis zu ihrem Absteigequartier, einem hohen, schmalen Hause in einer dichtbevölkerten Gegend, wo es nach Menschen, nach Küchenabfällen und nach verschüttetem Bier roch. Frau Sörensen war müde, ihr alter Rücken schmerzte von dem langen Knien, sie war plötzlich zittrig und hilflos und klammerte sich an den jungen, starken Arm, der sich ihr bot.

„Morgen," sagte Frau Sonntag tröstend, „morgen früh hole ich Sie wieder ab."

Aber am Abend fand sie in ihrer schönen, behaglichen Wohnung keine Ruhe, immer mußte sie an die einsame, alte Frau denken, die nun wohl in ihrer dürftigen Stube saß, dem toten Sohne nachweinte und die müden Gedanken zwang, sich die leere, hoffnungsbare Zukunft auszumalen.

Die Bücher, ihre zuverlässigsten Freunde, verblaßten zu blutlosen Schemen, immer wieder irrte ihr Interesse ab und verlor sich in den sie quälerisch bestürmenden Bildern der alten Frau. Sie ging ruhelos durch die Wohnung, die ihr noch nie so groß und leer erschienen war; selbst in die seit dem Tode ihres Mannes verschlossenen Räume trat sie ein. Unter ihrer weißen Hülle standen die Möbel leblos und erstarrt, und von jedem einzelnen Gegenstand schien ein Hauch von Tod und Fäulnis auszugehen; so dumpf war es hier — und es waren doch einst freundliche, belebte Räume gewesen. Warum ließ sie Türen und Fensterläden verschlossen und sperrte Licht und Luft aus? Hatte sie geglaubt, Erinnerungen künstlich festhalten zu können? Wo aber waren die Erinnerungen geblieben? Fortgeweht wie Spinngewebe im Sturm! Dort der große, schwere Schreibtisch, an dem Herr Sonntag seine seltenen Briefe erledigt hatte — trug die glänzende Platte auch nur den leisesten Eindruck seiner Hand?

Nein, nein, nein. Erinnerungen lassen sich nicht befehlen, es sind freie Gäste, keinem untertan, die kommen und gehen, wie sie mögen, und denen ein armes Menschenherz preisgegeben ist. Frau Sonntag seufzte tief und schmerzlich. Diese toten Stuben schienen ihr wie ein Symbol: der Rahmen war zu weit geworden für den dürftigen Inhalt.

Und plötzlich wurde es um sie ganz licht — sie fühlte sich jung, stark und von einer überquellenden Kraft durchströmt; am liebsten wäre sie noch jetzt, zu dieser späten Stunde zu der alten Frau hingeeilt, hätte ihre Arme um sie gelegt und die steifen, zittrigen Finger in ihren jungen Händen erwärmt. Je mehr sie an Claus Sörensens Mutter dachte, desto sicherer und freier pulste diese neue Wärme durch ihre Adern; wie wenn man hartes Gestein anbohrt, und es bricht ein schier unversieglich sprudelnder Quell hervor, seine Wasser tief aus dem gnadevollen Schoß der Erde schöpfend.

In der Nacht träumte ihr, sie habe der alten Frau Rosen gebracht, schöne, tiefdunkle Rosen an langen Stielen, und aus jeder Rose, die sie mit den

welken Händen berührte, erwuchs ein ganzer leuchtender Strauß, bis das kleine Zimmer mit seinen trüben, braunen Wänden wie ein Sommergarten glühte und duftete.

Den nächsten Morgen klopfte Frau Sonntag lange vor der vereinbarten Stunde an Frau Sörensens Tür. Die alte Frau saß am Fenster und stopfte ihre schwarzen Handschuhe; die Augen hinter der großen Hornbrille blickten trübe und rot umrändert auf die Eintretende. Ein zittriges Lächeln bot ihr den Willkommengruß.

Sie habe sich so sehr gebangt, ob Frau Sonntag auch wirklich käme, und nun habe sie ein großes Anliegen; sie könne die Sehnsucht nicht überwinden, und wenn es nur auf einen Augenblick sei, das Sterbezimmer ihres Jungen zu betreten. Ob Frau Sonntag, die doch klug sei und hier Bescheid wisse, ihr nicht helfen könne?

Sie zog aus der Kleidertasche einen zerknitterten Brief, über den Tränenspuren wie dunkle Furchen liefen, und hielt ihn mit ausgestrecktem Arm weit von sich ab, um besser lesen zu können. „Krankenhaus links der Isar, chirurgische Abteilung." Da sei ihr Jung' gestorben.

Man könne vielleicht versuchen, die Oberschwester zu sprechen, schlug Frau Sonntag vor.

So fuhren die beiden Frauen zum Krankenhaus, die Ältere in ihrer kleinstädtischen, altmodischen Frauenkleidung, Frau Sonntag jung und frisch in dem kleidsamen Dunkelblau ihres Straßenanzuges, den kleinen, schwarzen Samthut tief über die Augenbrauen gezogen. Nach mancherlei Irrfahrten durch den weiten Bau des Spitals, nach vielem Fragen und Warten, gelangten sie zur Oberschwester. Aus dem Schatten der weißen Flügelhaube blickte ihnen ein strenges, bleiches Gesicht entgegen. Ja, sie entsinne sich des Patienten, sagte sie mit tiefer, klangvoller Stimme, er habe einen ruhigen, friedlichen Tod gefunden; ohne langes Leiden habe das Herz ganz still versagt. Aber das Zimmer besehen, das ginge nicht, darin läge ein frisch Operierter.

Frau Sörensen hatte noch kein Wort gesprochen, nur ihre Augen bettelten um Erfüllung ihres Herzenswunsches.

Die Schwester fuhr zu sprechen fort, und ihre tiefliegenden Augen glühten geheimnisvoll in dem weißen Gesicht.

„Glauben Sie mir, es brächte Ihnen auch keinen Trost. Was sollte Ihnen in diesem kahlen Krankenzimmer, in dem die Gäste sich in immerwährender Folge ablösen, von Ihrem Sohne reden? Und kann es uns nicht auch gleich sein, in welcher Umgebung uns die Stunde trifft, da Gott uns abberuft?"

Draußen im Sonnenschein, der aus dem Schnee Funken schlug, weinte die alte Frau untröstlich und bitterlich in ihr Taschentuch. Die weißen Nonnen mit ihren lautlosen Schritten, den still beschatteten Gesichtern unter den steifen, bläulich glänzenden Haubenflügeln waren ihr wie fremde, unheimliche Wesen erschienen. Der Rosenkranz, der ihnen leise klirrend zur Seite hing, war ihr ein äußeres Zeichen jener seelischen Fremdheit, die das Totenbett ihres Jungen

umstarrt hatte. Als habe sie zum zweiten Male ihn verloren, so drückte der Kummer sie nieder.

„Wir wollen an sein Grab," sagte Frau Sonntags warme, junge Stimme, „den Zutritt kann uns niemand wehren." Und ein leuchtender Triumph überglänzte die Worte.

Draußen unter den Tannen brach die alte Frau fassungslos zusammen. Unter leisem Wimmern stieß sie immer wieder die gleiche verzweifelte Klage hervor: „Ich kann von hier nicht fort", und umklammerte mit den steifgefrorenen Fingern die harten Kanten der Steinplatte.

„Warum mußte er sterben, und ich alte, unnütze Frau muß weiterleben?"

Ihr greiser Körper zuckte und bog sich unter der Gewalt des Ausbruches. Frau Sonntag spürte es nicht, daß ihr eigenes Gesicht von Tränen überschwemmt war; in einer Leidenschaft des Erbarmens gab sie sich ganz der Ekstase des Tröstens hin.

„Sie Arme", flüsterte sie wieder und wieder. „Kommen Sie zu mir — ich will Sie pflegen und Ihnen helfen, das Furchtbare zu tragen, wir werden zusammen weinen, zusammen sein Grab hüten." Sie schlang die Arme um die Kniende, zog sie auf und küßte das zuckende, runzlige Gesicht. „Sie dürfen hier nicht länger bleiben, Sie machen sich krank. Denken Sie an Claus, der sich grämen müßte, könnte er Sie im Schnee liegen sehen."

Willenlos ließ die alte Frau sich fortführen. Sie war ganz gebrochen, blind in ihren Schmerz verbohrt. Von Zeit zu Zeit murmelte sie in einer fremden, von Bitterkeit durchtränkten Stimme abgerissene Sätze. „Ich gehe nicht nach Husum zurück — — — nein, nie gehe ich weg von hier — — neben ihm will ich schlafen." Und Frau Sonntag hielt mit leisem Druck ihre Hand fest und sagte tröstend: „Nein, nein, ich lasse Sie schon nicht fort."

Sie schien es kaum zu beachten, daß die junge Frau sie mit sich in ihre Wohnung nahm. Erst als ein fremdes Mädchen um sie bemüht war, ihr gewärmte Schuhe und ein Glas Wein brachte, wurde sie aus ihrem vergrübelten Brüten aufgescheucht.

„Sie sind bei mir," sagte Frau Sonntag, kniete vor ihr nieder und schmiegte den Kopf an ihre Hände, die ihr müde und greisenhaft welk im Schoße lagen, „sind jetzt daheim."

Frau Sörensen kam langsam in die Wirklichkeit zurück. Hier könne sie nicht bleiben, sagte sie unruhig, wie käme sie wohl dazu, Frau Sonntag ins Haus zu fallen. Ihr Blick glitt scheu an den blank polierten, hellen Birnbaummöbeln und den dichtgefüllten Bücherregalen entlang. Das sei ihr Platz nicht.

Frau Sonntag verlegte sich aufs Bitten; ihr, der Schweigsamen, überstürzten sich die Worte, als stiegen sie aus einem tiefen, unbekannten Schacht des Empfindens gebieterisch auf.

Sie seien beide einsam, beide des Liebsten beraubt, der Gedanke an den Toten werde sie mit unlöslichem Band zusammenhalten.

Die alte Frau schüttelte den Kopf. Es ginge nicht.

„Warum?“ fragte Frau Sonntag.

Frau Sörensen weinte wie ein in die Enge getriebenes Kind vor sich hin. Sie sei eine einfache, alte Frau, sie passe nicht her.

Frau Sonntag stand auf: „Sie sind seine Mutter, mehr weiß ich nicht.“ Und nach einer kleinen Pause sagte sie leiser: „Sehen Sie nicht, daß ich in Einsamkeit erstarre?“

Die alte Frau blickte erschreckt und ungläubig auf. „Sie sind noch so jung, sind schön, gesund, wohlhabend, lange werden Sie nicht allein bleiben.“

„War Claus ein Mensch, den man mit dem Ersten, Besten vergessen kann?“

— — — — — — — — — — — — — — — —

An einem schönen Morgen zu Ende Mai saßen im sonnigen Erker Frau Sörensen und Frau Sonntag. Zwischen ihnen auf dem kleinen, runden Birnbaumtisch lagen Hefte und lose Manuskriptblätter.

„Hat er eigentlich je zu dir von seinen Gedichten gesprochen, Brigitte?“ fragte Frau Sörensen.

Frau Sonntag bekam einen roten Kopf. „Er sprach ja so wenig von sich.“

Frau Sörensen seufzte. „Ja, er war immer zu bescheiden. Damals, als ich sein erstes Gedichtbuch fand — solch' ein dünnes, blaues Schreibheft war es, die Seiten ganz voll beschrieben mit seiner hübschen, sauberen Schrift — da nahm er mir das Versprechen ab, keiner Seele, auch dem Herrn Pastor nicht, der es doch so gut mit ihm meinte, ein Wort von zu sagen. Er sei ja nur ein armseliger Stümper, sagte er, zum Glück wisse er es aber selbst, und die Mitwelt solle von solchem Machwerk verschont bleiben. Und ich finde die Gedichte doch so schön, du nicht, Brigitte?“

„Sie sind schön, Mütterchen,“ sagte Frau Sonntag langsam, „weil sie rein und unerschrocken sind wie er. Aber ich glaube, Claus selbst würde urteilen: ein guter Mensch und schwacher Musikant.“

„Das verstehe ich ja nicht so.“ Frau Sörensens Stimme klang demütig und ein wenig bedrückt. „Aber das letzte Gedicht, ist das auch nichts wert? Ich meine das ‚Wie Goldlack leuchten deine braunen Augen‘ —“

Frau Sonntag beugte den Kopf tief über die Hefte; erst nach einer Pause hob sie tapfer die grauen Augen zu der Fragenden auf.

„Ja, Mütterchen, es sind seine schönsten Verse. Aus ihnen singt die Liebe.“

Die alte Frau merkte nichts von ihrer Bewegung.

„Mein Kind, wie kann ich dir je genug danken, daß durch dich mein armer Jung' noch ein letztes Glück kennen lernte, daß er mitten im Hoffen und Sehnen sterben durfte.“

„Meine Augen sind grau“, sagte Frau Sonntag leise.

Im ersten Augenblick verstand die alte Frau sie nicht. Dann lächelte sie ein allerliebstes, gütiges Altweiberlächeln.

„Und du bist auf die goldlackbraunen eifersüchtig? Ach, mein Kind, was anders als seine Liebe sollte unsere Herzen zusammengeführt haben?“

Der Untergang des Abendlandes

Für und wider Spengler

Von

Moeller van den Bruck

1

Die Geschichte ist die Lehre von der Zukunft.
Dostojewski.

Man muß in geschichtsphilosophischen Dingen erfahren sein, um die Tragweite einer Weissagung ermessen zu können, die heute vom Untergange des Abendlandes spricht.

Zwei Erfahrungen wiederholen sich. Die eine Erfahrung sagt, daß noch niemals ein Ding zum Ereignis wurde, das nicht vorher von Irgendwem geahnt und von Allen gefühlt worden ist. Wir drücken diese Erfahrung gemeinverständlich aus, wenn wir nachträglich feststellen: „So, und nicht anders, mußte es kommen." Die andere Erfahrung dagegen sagt, daß ein Ding sich niemals ereignet, sobald es einmal ausgesprochen ist. Das Wort scheint dann das Verhängnis zu bannen und in die Bahn einer ganz anderen Vorbestimmung abzulenken, wenn wir vorwegnehmend sagen: „Es kommt ja doch alles anders."

So leben die Menschen vor dem Ungewissen des Schicksals. Zwischen jenen beiden Erfahrungen bewegt sich alle geschichtliche Wirklichkeit. Sie schließen einander aus und werden doch immer bestätigt. Und in dem Bewußtsein ihrer gedoppelten Möglichkeit müssen wir uns mit der Frage auseinandersetzen, die nicht zufällig gerade in unseren Tagen, als eine Frage an die Zukunft, von dem Spenglerschen Buche aufgeworfen wurde: ob das Schicksal, dem Europa entgegengeht, nicht den Untergang des Abendlandes überhaupt bedeutet?

2

Das Geschehene ist nur zum Teil in der Sinnenwelt sichtbar, das übrige muß hinzu empfunden, geschlossen, erraten werden.
Wilhelm von Humboldt.

Der geschichtsphilosophische Wert des Spenglerschen Buches besteht darin, daß es überhaupt wieder von Schicksal spricht. Es durchbricht den Wahn des Kausalitätsgedankens, durch den der Historismus die Geschichte nach ab-

gezogenen Grundbegriffen in eine Ordnung zu bringen suchte, die immer nur eine Aneinanderreihung war, und löst ihn durch die Macht eines Schicksalsgedankens ab, der die Geschichte aus einem Urphänomene deutet, das allem Lebendigen seine mögliche Gestalt gibt.

Spengler macht damit einem Zwiespalt ein Ende, in dem wir uns befinden, seit wir uns einer materialistischen Geschichtsauffassung beugten. Dieser Zwiespalt liegt nicht darin, daß wir, die wir eine idealistische Geschichtsanschauung besaßen, die materialistische Geschichtsauffassung überhaupt hervorbrachten. Im Gegenteile, die materialistische Geschichtsauffassung hat wenigstens, als unser pragmatisches Denken über Geschichte epigonenhaft und idolatrisch, geschwätzig und völlig gegenstandslos wurde, die entstandene Leere wieder mit lebhaften und anschaulichen Wirklichkeiten gefüllt. Aber eine Schande war, daß wir, die wir uns innerlich längst für überzeugt hielten, die materialistische Geschichtsauffassung könne sich immer nur auf den wirtschaftlichen Teil der Geschichte beziehen, dagegen niemals die geistige Gesamtheit des Daseins umfassen, gleichwohl unfähig gewesen sind, die geschichtsphilosophische Herrschaft von Marx und Darwin zu brechen. Oder sind wir mit unserem Gefühle nicht schon seit einem Menschenalter und länger über den Satz hinaus, daß es die „Produktionsweise des materiellen Lebens" ist, die den „sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß bedingt"? Aber die Tat des Umdenkens unterblieb, die dem Menschen wieder die Ehre auf Erden gab und seine Geschicke eher noch an die Gestirne knüpfte, als in seinen Magen verlegte. Wenn schließlich die Revolution unser Denken nicht minder geschichtsphilosophisch überrumpelt hat, als sie dies politisch tat, dann lag die Schuld auch hier an uns selbst. Wir hatten kein Weltbild mehr. Deshalb brach ein Staatsleben zusammen.

Spengler räumt jetzt mit einem Historismus auf, der in seiner Ohnmacht wohl noch immer versucht, die Geschichte pragmatisch zu deuten. Und er setzt gleichzeitig den Materialismus von einer Herrschaft ab, die er in den Vordergründen des politischen Lebens und in den Hintergründen eines pseudogeschichtsphilosophischen Denkens vor wie nach ausübt. Spengler machte sich die Arbeit nicht leicht, indem er sich dem Leitseile einer billigen Teleologie überließ — um dann irgendwo im Nichtvorhandenen abzurutschen. Schon deshalb sollten sich die Pragmatiker lieber nicht auf Spengler berufen und ihn als den Ihren beanspruchen, wie dies bereits eifrig geschieht. Spengler tat, was sie nicht vermochten. Er tat, was sie gar nicht versuchten oder woran sie scheiterten. Er gab eine Morphologie der Zusammenhänge, indem er überall die gestaltenden Beziehungen feststellte, die zwischen den geschichtlichen Erscheinungen hin- und hergehen — und wäre es die Beziehung von Gegensätzen. In diesen Dingen liegt die innere Mächtigkeit, der Reichtum, der Glanz des Spenglerschen Buches. Es fordert eine Metaphysik der Geschichte, die auf dem Gleichnis beruht. Und es enthält bereits eine metaphysische Geschichtsanschauung, deren Formensprache das Symbol ist.

Und doch ist Spengler kein Metaphysiker. Er ist ganz Skeptiker des Abendlandes. Auch er ist zur Hälfte seines Wesens ein Rationalist und ist damit dem Verhängnis alles Rationalistischen unterworfen. Er spricht einmal von dem metaphysisch erschöpften Boden des Abendlandes. Und er verspricht gleichzeitig eine Metaphysik der Geschichte, die erst kommen soll und dann die letzte große philosophische Leistung sein wird, die dem Abendlande noch vorbehalten blieb. Aber er sagt selbst, daß eine so metaphysisch geschaute Geschichte eigentlich nur von dem Dichter erwartet werden dürfe. Und allerdings könnte sie immer nur aus dem Mythos kommen, zu dem auch unser Zeitalter, wie jedes katastrophische, sehr bald werden wird. Ja, sie könnte eher noch aus dem Chaos kommen, als dem Brodem des neuen Dogmas, das uns zu unserer Rettung auch jetzt wieder verbleibt. Aber sie kann nicht aus einer Skepsis kommen, die Abend ins Land gehen sieht, und die doch nur sich selbst zugekehrt ist und an der eigenen Gegenwart haftet.

Die große Frage schließt sich daran, ob es möglich ist, daß der Rationalist zum Propheten wird? Es ist unsere Schicksalsfrage, die wir an Spengler beantworten müssen. Von ihrer Bejahung oder Verneinung hängt das Schicksal des Abendlandes unmittelbar ab. Hat ein Rationalist das innere Recht, den Untergang des Abendlandes zu erklären?

Schicksal selber ist noch keine Antwort auf die Frage nach dem Schicksal. Auch Schicksal ist zunächst nur ein Wort, ein Begriff, und zwar ein axiomatischer Begriff. Schicksal ist Schicksal und bedarf keines Beweises. Wenn Spengler von den Dingen nur feststellen würde, daß sie Schicksal erfüllen, dann sagte er damit lediglich einen Gemeinplatz über sie aus. Die letzte aller Fragen wird immer wieder die nach dem Grunde als dem Verbindenden der Erscheinungen sein — nur daß wir sie nicht empirisch, sondern transzendent beantwortet haben wollen.

Das Schicksal ist nur metaphysisch zu fassen, nicht rationalistisch. Es wird erst recht unfaßbar sein, wenn es nach vorwärts gewandt ist und Zukunft vorwegnimmt. Der Rationalist erklärt und kann widerlegt werden. Der Metaphysiker spricht aus und bleibt immer wahr.

Aber Spengler ist zugleich Morphologe. Und wo er Gestalt gibt, dort ist auch er unmittelbar wahr. Seine Sehweise ist die des Künstlers. Sie ist voller Figur und mit Bewußtsein nicht auf Kant, sondern auf Goethe gegründet. Auch vor ihr wird außen, was innen ist, und innen, was außen ist. Sein Buch ist ein glühend faustisches Buch. Es zeigt uns wieder, daß auch die Geschichte eine Welt von Problemen ist, die dort, wo sie stofflich gestellt werden, nur geistig, und dort, wo sie geistig gestellt sind, nur bildlich gelöst werden können.

Das Spenglersche Buch löst die Probleme nicht, die es aufwirft. Aber es führt dicht an die Linie heran, von der ausgehend eine metaphysische Geschichtsanschauung des zwanzigsten Jahrhunderts sie lösen kann, die der materialistischen des neunzehnten ein Ende macht. Hier wird es Tat. Hier bekommt es seine Tragweite.

Und es sagt uns vor allem, daß auch Schicksal ein Problem ist.

3

Gesetz eines Geschehens überhaupt wird man, ohne Widerspruch zu finden, als einen Satz definieren können, demgemäß der Eintritt gewisser Tatsachen unbedingt den Eintritt gewisser anderer zur Folge hat. Simmel.

Das Spenglersche Buch ist kein zufälliges Buch. Es ist selbst das Schicksalsbuch unseres ganzen Zeitalters. Wir werden uns immer mit ihm auseinander zu setzen haben, ob wir nun seine Schlußfolgerungen bekennen, oder ob wir sie bestreiten. Und wir werden es nicht wie mit einem Buche tun, das auch ungeschrieben hätte bleiben können, sondern wie mit einem Ereignis, das wir nicht zu umgehen vermögen. So sehr ist es die Erfüllung jenes Versprechens, das der zweite Unzeitgemäße gab, als er die Geschichte auf ihren Nutzen und auf ihren Nachteil untersuchte: nur soweit die Historie dem Leben dient, wollen wir ihr dienen.

Simmel hat das Spenglersche Buch das beste Geschichtswerk seit Hegel genannt. Das ist die äußere Einschätzung seines ungewöhnlichen Ranges. Aber als innere Wertung ist dieses Urteil doch nur das Zeichen eines alexandrinischen Geistes, der sich bei Katalogisierungen wohlfühlt — desselben Geistes, der Banalitäten, die er ausspricht, für Wichtigkeiten hält, die er feststellt.

Der Wert des Spenglerschen Buches ist lebendiger. Es spottet der Literatur. Es greift unmittelbar ins Wirkliche. Hegel und Spengler stehen auf einer so ganz anderen Ebene der Anschauung, daß, wer die dialektische Metaphysik des einen mit der organischen Metaphysik des anderen vergleicht, in der Tiefe gar nicht begriffen haben kann, um was es sich bei dem einen von beiden handelt, und vielleicht nicht, um was es sich bei beiden handelt.

Eher ist fruchtbar, Herder heranzuziehen, auch hier nicht, um Werturteile abzugeben, sondern um Zeitabstände festzustellen: um der verhängnisvollen Entwicklung nachzugehen, die der geschichtsphilosophische Fortschrittsgedanke im Ablaufe von hundertfünfzig Jahren nahm. Es gehört zu den mannigfachen Verdiensten des Spenglerschen Buches, daß es mit ihm endgültig aufräumt: daß es nachweist, wie wenig dieser Fortschrittsgedanke doch ein dauernder Grundsatz und wie sehr er nur ein schöner Einfall ist. Einem einzelnen und edlen Geschlechte wird immer unbenommen sein, sich so großen Illusionen hinzugeben, wie die Forderungen waren, denen die „Ideen zur Philosophie der Geschichte" ihre Entstehung verdankten. Aber ein kleines und nachgeborenes Geschlecht wird diese selben Forderungen sofort verleugnen, obwohl es und vielleicht weil es sich auf sie beruft.

Der rationalistische Eifer des achtzehnten Jahrhunderts und dann wieder der mechanisierende Ehrgeiz des zwanzigsten haben uns an den Fortschrittsgedanken gewöhnt. Der Liberalismus dieser Zeit machte aus ihm einen Ersatz für die Weltanschauung, die er nicht besaß. Lange merkten wir nicht, daß es nur sein schlechtes Gewissen war, das ihn immerfort von Zukunft

reden ließ, weil sein gepflegter Leib sich in der Gegenwart so überaus wohlfühlte. Fortschritt wurde Sättigung. Und auch der ungesättigte Imperialismus wie der ungesättigte Sozialismus, die beide wenigstens nicht Behagen und Genuß, sondern Forderung und Arbeit waren, haftete immer noch an der gleichen Ebene eines materialistischen Lebens, das von den Vorspiegelungen des Fortschrittsgedankens abhing. Nur als unbestimmter Zukunftsglaube hat er sich schließlich in die dünne chiliastische, freilich gleichfalls materialistisch betonte Hoffnung des Kommunismus hinübergerettet, der die opportunistisch entartete Zivilisation, in der wir leben, endgültig zerschlagen will, um wieder in einer allzu schimärisch vorgestellten Natur leben zu können.

Die Spenglersche Sehweise macht dieser ganzen Ideologie ein Ende. Sie macht jeder Ideologie ein Ende, in der wir, ob wir es nun eingestehen oder nicht, bis dahin irgendwie zu denken pflegten. Spengler setzt Urphänomen wider Kausalitätsvorstellung. Er erklärt den Entwicklungsgedanken, soweit er einen Zweck der Entwicklung voraussetzt, für ein Mißverständnis der natürlichen ebenso wie der historischen Werdegänge. Er nennt die Teleologie einmal die „Karikatur der Schicksalsidee", den Versuch, das Leben „durch das mechanistische Prinzip einer umgekehrten Kausalität zu bannen", und spricht in diesem Zusammenhange von der eigentlichen und tiefsten Tendenz des Darwinismus als „einer alles Organische und Schicksalhafte tötenden materialistischen Geschichtsauffassung".

Wir haben inzwischen erlebt, daß es auch eine Karikatur des Fortschrittsgedankens gibt. Wer heute den humanistischen Glauben, der Mensch sei zur Ausbreitung des Fortschritts bestimmt, mit der politischen Wirklichkeit vergleicht, wer die großen Versicherungen, unter denen die westlichen Vertreter des Menschheitsgedankens den Weltkrieg führten, mit dem Schicksale vergleicht, das sie, sobald sie die Macht bekamen, dem gewiß nicht vorsichtigsten, aber vorgeschrittensten Volke der Erde in der Absicht bereiteten, hier kein Fortschritts-, sondern ein Verkümmerungsschicksal zu schaffen, der steht vor dem Zusammenbruche der Fortschrittswelt, in der Herder lebte. Wir wollen doch nicht vergessen, daß auch zu Wilson eine letzte Beziehung geht, die vom Humanismus herkommt und sich jedenfalls auf ihn beruft. Der große Pädagoge des Menschengeschlechtes und der heikle Präzeptor Europas bedienen sich der gleichen Worte. Aber sie sind zu Schlagworten geworden, die keiner mehr glaubt, und die man benutzt, um zu betrügen, und wäre es sich selbst.

Das Spenglersche Buch macht auch dieser geschichtsphilosophischen Lüge ein Ende. Es breitete bereits den verdächtigen Hintergrund aus, auf dem sich der Bankbruch eines Liberalismus in dem Augenblicke vollzog, in dem er sein größtes Geschäft machte. Es erklärt, nimmt erklärend vorweg, wie es kommen konnte, daß der Menschheitsgedanke in Versailles seine politische Widerlegung erfuhr. Es spricht aus, was sein Verfasser durchschaute, als er an das Augurentum von Fortschrittspredigern eine Skepsis setzte, die deren eigenem westlichen Rationalismus entstammt. Aber es verbindet mit dieser

Skepsis eine noch schärfere, weil wahrere Kritik. Und das ist, wie jede Wahrheit, eine Wohltat.

Fortschritt ist Wahn. Geschichte wird durch Urzeugung. Von ihr handelt Spengler.

4

> Auf der anderen Seite geben uns die zivilisierten Klassen den noch widrigeren Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist. Schiller.

Im Mittelpunkte des Spenglerschen Buches steht das Problem der Zivilisation.

Spengler ist universal durch mancherlei Spezialismen. Sein Buch hat viele Seiten, von denen aus es gesehen werden kann. Es hat seine methodologische Seite. Es hat seine mathematischen, seine stilkritischen, seine besonderen geschichtsphilosophischen Probleme. Aber alle diese Seiten und Probleme beziehen sich irgendwie auf das Verhältnis von Kultur zu Zivilisation.

Wir waren lange gewohnt, die beiden Begriffe der Kultur und der Zivilisation einander gleichzustellen. Unbedachte Denker haben sie mit einer eigentümlichen Unbekümmertheit ohne jede Unterscheidung verwendet: haben Kultur genannt, was Zivilisation bedeutete, und umgekehrt. Bedachtere Denker machten schon immer ihren stillen Vorbehalt und ließen sich von ihm die Begriffsverwendung wie die Sprachführung bestimmen: aber es geschah nicht bewußt, sondern gefühlsmäßig und ergab sich mehr aus der Sache als aus einem Grundsatze.

Erst sehr allmählich gingen wir dazu über, Kultur und Zivilisation wenigstens als Wertgegensätze zu verstehen: Kultur als die Herrschaft des Schöpferischen und Zivilisation als die Herrschaft des Bildenden. Im Nützlichen der Zivilisation, auch dort, wo sie sich denkbar verfeinerte, in Hygiene, Luxus und allerlei späten Künsten, erkannten wir einen Ersatz für Natur, der zugleich ein Ersatz für Kultur war. Wir gebrauchten die beiden Begriffe nunmehr polar, aber wir gebrauchten sie immer noch auf der gleichen zeitlichen Achse.

Erst Spengler faßt sie jetzt periodisch, als Ausdrücke für „ein strenges und organisches Nacheinander". Solange die Menschen schöpferisch sind und in der Kultur stehen, bleiben sie der Erde nahe, und deren Bindungen halten auch ihre Gebilde zusammen. Sobald dagegen die Kultur zur Zivilisation und das Bildende zum Selbstzwecke wird, sobald die Menschen den Zusammenhang mit der Erde lösen und ein Leben nicht mehr der Natur, sondern der Retorte führen, lösen sich auch ihre Gebilde auf. Kultur stirbt, indem sie Zivilisation wird. Und mit ihr stirbt allmählich das geschichtliche Leben des zugehörigen Formenkreises: „Die Zivilisation ist das unausweichliche Ende einer Kultur", sagt Spengler.

Die Entdeckung ist von großer Einfachheit. Sie wird, wie jede Entdeckung, schon morgen eine große Selbstverständlichkeit sein. Sie ist heute eine Überraschung, weil sie jäh den Schwerpunkt verschiebt, den wir bis dahin für alle Entwicklung annahmen. Sie kehrt das selbstzufriedene Weltbild um, in das ein Fortschrittsgedanke sich eingelebt hatte, dessen gehegte Lieblingsvorstellung war, daß die Dinge durch Entwicklung schließlich ihre Vollendung bekommen. Er wird sich damit abfinden müssen, daß diese Vollendung immer an einem Anfange liegt, dort, wo sie als Form zum ersten Male errungen wird — und daß nur der Fortschrittsgedanke selbst, daß die zivilisierte Welt, die ihn zur Beschönigung ihrer Unfruchtbarkeit hervorbringt, allerdings ein Ende ist. Wenn Urzeugung der symptomatische Schöpfergrund aller Kultur ist, dann ist Fortschritt die typische Selbsttäuschung jeder Zivilisation.

Die Spenglersche Entdeckung setzt Kultur und Zivilisation in dieses Verhältnis von Anfang und Ende — ohne freilich daraus die entsprechenden Schlußfolgen für die auch uns immer noch verbleibenden Zukunftsmöglichkeiten zu ziehen. Aber sie deckt auf, daß Zivilisation zwar die materielle Vollendung der Kultur ist, doch zugleich ihre atomhafte Auflösung. Und sie behauptet von dem Werdekreise, den wir den abendländischen nennen, daß er den Punkt erreicht hat, von dem ab ihm als Schicksal nur der Untergang bevorstehen kann. Wenn Kulturen aus Mythos entstehen — sind dann nicht deren Möglichkeiten für uns längst erschöpft? Und wenn Zivilisationen immer mit Rationalismus verebben — haben wir dann nicht dessen letzte Möglichkeit in der Statistik erreicht? Der Weg vom Mythos zur Statistik drückt die äußerste Spannweite aus, die von der Kultur zur Zivilisation hinüberfaßt. Sobald die Menschen die Welt so vervollkommnet haben, daß sie die Welt ausrechnen können, zerfällt sie alsbald in ihre Bestandteile.

Die Skepsis des Spenglerschen Buches selbst, als Selbstzeugnis der Gegenwart, als ein Versuch, der unter uns möglich war, die Zukunft von nun an ausrechnen zu wollen, wäre ein Zeichen, daß wir auf dieser Stufe angelangt sind. Aber diese Skepsis beweist nur gegen die Zivilisation, deren Ausdruck sie ist. Sie beweist jedoch nicht gegen das Leben. Anfang ist immer.

Das Berechenbare hat immer das Unberechenbare gegen sich. Spengler selbst hat das Unberechenbare gegen sich.

5

Überhaupt müssen wir uns hüten, unsere geschichtlichen Perspektiven ohne weiteres für den Ratschluß der Weltgeschichte zu halten.
Jakob Burckhardt.

Man kann Zukunft nicht beweisen. Man kann auf Zukunft nur schließen. Das Spenglersche Buch bedient sich daher der Analogie als eines „Mittels", wie Spengler sagt, „lebendige Formen zu verstehen", zu denen wir hier die sterbenden Formen rechnen müssen. Und er entnimmt seine Analogie wesent-

lich dem untergehenden Altertume, nicht weil sich jede andere Kultur nicht ebenso gut vergleichen ließe, sondern weil das Altertum besonders auffällige Vergleichspunkte bietet.

Der Historismus hat sich oft mit dem Versuche blamiert, aus Analogien auf bestimmte Regelmäßigkeiten in der weltgeschichtlichen Entwicklung zu schließen. Er hat sich vor 1914 mit umständlichem Eifer bemüht, die Vergleichspunkte herauszusuchen, die etwa zwischen dem deutsch-englischen Gegensatze und dem karthagischen Kriege gefunden werden können, wobei man sich nur darüber nicht recht einig wurde, wem nun eigentlich heute die Rolle der Römer und wem die Rolle der Punier zufallen sollte — was immerhin wesentlich gewesen wäre. Derselbe Historismus ist seit der Revolution an der Arbeit, das deutsche Schicksal nunmehr auf den Peloponnesischen Krieg hin zu studieren. Und er würde sich morgen nicht scheuen, nachdem er das Spenglersche Buch aufgenommen hat, auch den hellenistischen Laden aufzumachen, wenn ihm Spengler nicht die Vergleichspunkte vorweggenommen und bereits in Gesichtspunkte umgedeutet hätte.

Spengler ist in den Ohnmächten dieses Historismus erfahren genug, der sich von den Ereignissen immer widerlegt sieht, um nicht den billigen Gebrauch abzulehnen, den man bis jetzt von der Analogie gemacht hat. Er fordert deshalb eine Analogie, die darauf verzichtet, von bloßen Ähnlichkeiten aus jene Scheinschlüsse zu ziehen, die dann hinterher aus irgendeinem Grunde, der sich aus dem Unberechenbaren ergibt, mit verhängnisvoller Regelmäßigkeit niemals zutreffen. Er fordert vielmehr eine Analogie, die nicht von außen, sondern von innen ausgeht. Er fordert eine Kunst der Analogie, die nachbildet, die erst auf das feinste ausgebildet werden muß, und die von ihm selbst auf das geistreichste durchgebildet worden ist. Er fordert eine Kunst der Psychologie, die nicht Gesetze, sondern Gestalt gibt, die nicht kausal, sondern morphologisch vorgeht und selbst eine Kunst der Morphologie als einer neuen Wissenschaft um Geschichte ist.

In diesem Sinne hat Spengler dann von dem Untergange des Altertums auf den Untergang des Abendlandes hinübergeschlossen: hat er die Menschen von 100 vor Christi Geburt bis 300 unserer Zeitrechnung mit denen von 1800 bis 2000 künftigen Erdgeschehens verglichen: hat von ihnen festgestellt, indem er sie als „Zeitgenossen" in psychologischem und einem besonderen interchronologischen Sinne auffaßte, daß sie nach ihren Lebensgewohnheiten waren, was wir heute sind: „späte Menschen". Er sagt: „Man hätte längst im Altertum eine Entwicklung finden können und müssen, die ein vollkommenes Gegenstück zur eigenen westeuropäischen bildet, in jeder Einzelheit der Oberfläche verschieden, aber völlig gleich in dem inneren Drang, der den großen Organismus seiner Vollendung entgegentreibt." Die „Oberfläche" ist das Leben. Der „innere Drang" ist das Schicksal.

Aber nur das Menschliche läßt sich vergleichen. Also gerade die Oberfläche läßt sich vergleichen. Das äußere Leben läßt sich vergleichen. Daran

dachte Goethe, wenn er die Worte seiner Altersweisheit sprach: „Die Welt bleibt immer dieselbe, die Zustände wiederholen sich, das eine Volk lebt, liebt und empfindet wie das andere." Und doch erfaßt diese große Einfachheit der Goetheschen Anschauung immer nur das episch sich Gleichbleibende des Daseins. Das hat allerdings kein Schicksal! Das lebt, wie Natur lebt, und kann immer nur so sterben, wie Natur stirbt!

Der „innere Drang" dagegen ist unvergleichlich: und mit ihm das dramatisch sich Ändernde des Daseins. Es ist also gerade das unvergleichlich, was Spengler vergleichen will: das Schicksal. Warum hat sich, wenn sich auch das Menschliche wiederholte, das Geschichtliche nicht wiederholt? Warum gleichen sich, wenn sich auch die Menschen gleichen, doch nicht die Völker? Warum bekam noch niemals ein Volk die Geschichte eines anderen Volkes? Weil hinter dem Vergleichlichen immer noch ein Unterschiedenes ist. Weil dann, wenn man alles Vergleichliche des Lebens abzieht, immer noch das Unvergleichliche des Schicksals übrig bleibt. Weil es etwas gibt, das spontan, entschlußfrei und selbstherrlich aus dem Genie der Völker ihre Geschichte bestimmt. Schicksal ist immer verschieden.

Spengler selbst scheidet Natur und Geschichte. Im natürlichen Leben herrscht das Allgemeine über das Besondere. Im geschichtlichen Schicksale herrscht das Besondere über das Allgemeine. Geschichte ist Schicksal im Unterschied, Gegensatz, Widerspruch. Geschichte ist an Rassen, Staatsformen, Zeitideale gebunden, die sie sich selber schafft. Geschichte hängt von der Gnade der großen Inspirationen und der großen Persönlichkeiten ab.

Wo irgend in der Welt die Menschen sich gleichen, dort werden sich auch die Schicksale gleichen: das ist der Schluß, den Spengler zieht. Aber nur was zweimalig wäre, könnte im Vergleiche erfaßt werden. Schon der Versuch des Vergleiches hebt den Begriff des Schicksals wieder auf.

Das Schicksal ist „nichtumkehrbar", wie Spengler sagt. Das ist Spenglers Feststellung. Aber es ist auch nicht, wie Goethe sagt, „wiederholbar". Hier kehrt sich Spenglers Feststellung um. Und sie kehrt sich gegen sich selbst.

Schicksal ist einmalig.

6

Die metaphysische Wissenschaft ist ein historisch begrenztes Phänomen; das metaphysische Bewußtsein der Person ist ewig. Dilthey.

Spengler nimmt für sich in Anspruch, das ptolemäische System der Geschichte durch ein kopernikanisches abgelöst zu haben. Er sagt mit der Sicherheit eines Naturwissenschaftlers: „Ich sehe statt des monotonen Bildes einer linienförmigen Weltgeschichte das Phänomen einer Vielzahl mächtiger Kulturen, die mit urweltlicher Kraft aus dem Schoße einer mütterlichen Landschaft, an die jede von ihnen im ganzen Verlaufe ihres Daseins streng gebunden ist, aufblühen, von denen jede ihrem Stoff, dem Menschentum, ihre

eigene Form aufprägt, von denen jede ihre eigene Idee, ihre eigenen Leidenschaften, ihr eigenes Leben, Wollen, Fühlen, ihren eigenen Tod hat." Und es wird nicht nur terminologisch bleibend sein, sondern unsere ganze Anschauung künftig nach Spengler bestimmen, wie er, über Nietzsche und den mittelmeerländischen Gegensatz des Apollinischen und des Dionysischen hinausgehend, ein antikes Prinzip und im Gegensatze dazu ein ganz anderes abendländisches Prinzip herausgearbeitet hat, die von ihm als die Offenbarungen eines apollinischen und eines faustischen Elementes vorgestellt werden. Die Kultur des Altertums und die Kultur des Abendlandes werden aus einem völlig verschiedenen Raumgefühle abgeleitet. Die Welt des Meßbaren und die des Unermeßlichen werden gegeneinandergestellt. Aus der euklidischen Größenrechnung wird die eine, aus der infinitesimalen Raumauflösung wird die andere entwickelt. Spengler sieht ihre Erscheinungen im Symbole der Statue und in dem der Fuge. Er weist diesen Gegensatz auf allen Gebieten hier des antiken, dort des abendländischen Lebens nach. Und es ist das Bedeutsame des Spenglerschen Buches, daß es im Zusammenhange mit diesen scharfen Grenzziehungen den Begriff einer „Menschheit" in einem demokratischen Zeitalter auslöscht, das vom Wahne der Ausgleichung erfaßt ist, obwohl es soeben am eigenen Leibe und Leben erfuhr, wie es doch Gegensätze der Völker, Rassen, Erdteile und hinter ihnen der Kulturen, Religionen, Staatsprinzipien sind, von denen Geschichte beherrscht wird.

Aber dann hat Spengler an die Stelle jenes „monotonen Bildes einer linienförmigen Weltgeschichte", das er bekämpft, doch wieder das isolierende Bild einer punktförmigen Weltgeschichte gesetzt. Auch Spengler entging der Gefahr eines unfolgerichtigen Dualismus nicht, der, wenn er rationalistisch wird, genau so wie jeder folgerichtige Monismus am Ende bei Atomisierung anlangt. Es ist das Wesen von Grenzen, daß sie sich berühren. An Grenzen überschichten sich die Kulturkreise. Wenn es keine Berührung gäbe, dann gäbe es auch keine Grenze. Aber Spengler sieht vor lauter Grenzen schließlich die Berührung nicht mehr. Er übersieht schon, daß Antike und Abendland durch das Medium erst des Hellenismus, dann des Christentums, schließlich der Völkerwanderung ineinander übergingen. Er sucht wohl die Lücke durch die Anerkennung besonderer ägyptischer oder arabisch-magischer Kultureinflüsse zu füllen, die er zugibt und in ihrer symbolischen Bedeutung heraushebt. Aber gerade er, der überall Zusammenhang feststellt, übersieht hier den Zusammenhang aller Zusammenhänge, die Verbundenheit aller Kulturen, die Hierarchie in der Völkerschichtung, die jedem einzelnen Volke eine besondere Sendung gibt und Geschichte zu einem Aufbau von Sendungen türmt. Er übersieht, daß Kultur immer alte Kultur ist, vermehrt um die Formen einer neuen, und daß auch Zivilisation immer alte Zivilisation ist, vermehrt um die Formen einer neuen. Er übersieht, daß es sich hier nicht nur um Einflüsse handelt, die von der Seite her zufließen, sondern um einen Strom, der von Grund auf strömt, und der jeden Kulturkreis, der von einem Volke geschaffen

wurde, an den räumlich zeitlich geistig nächsten Kulturkreis weitergibt. Er übersieht, daß es sich hier um ein Gesetz handelt, dessen Auswirkung bis ins Unendliche möglich erscheint: um das einzige geschichtliche Gesetz, das es überhaupt gibt, um ein Gesetz der Natur, das zu einem Gesetz der Geschichte wurde: um Weitergabe.

Es muß ein Wille in der Welt sein, der nicht duldet, daß Dinge, die von Menschen geschaffen wurden, wieder verloren gehen. Dieser Wille wird nicht dadurch widerlegt, daß uns Dinge unvollendet hinterlassen werden. Im Gegenteile, er wird dadurch bestätigt, daß wir sehen, wie Völker ihre Probleme aufwerfen und wie andere Völker dann die Problemstellung aufnehmen. Dieser Wille wird auch nicht dadurch widerlegt, daß wir die Dinge oft zertrümmert überkommen. Im Gegenteile, auch an einem Torso, den die eine Kultur der anderen vermachte, haben sich die Probleme wieder und wieder entwickeln lassen. Und dieser Wille wird erst recht nicht dadurch widerlegt, daß die Dinge von den Menschen eines neuen Kulturkreises ganz anders aufgefaßt zu werden pflegen, als sie ursprünglich gemeint waren, daß sie mißverstanden und jedenfalls umgedeutet werden. Im Gegenteile, ohne diese Umdeutung würde die Weitergabe zur Wiederkunft, der nur übrig bliebe, immer die gleichen Formen sinnlos zu wiederholen, während doch jedes Volk ein jedes Problem immer in seinem Sinne zu lösen strebt und aus der Problemlösung regelmäßig ein neues macht, das nunmehr ihm angehört. Auch Weitergabe beruht auf Urzeugung, die immer wieder einsetzt. Und Urzeugung kann gar nicht zeugen, wenn sie nicht Stoff hat, mit dem sie zeugt. Diesen Stoff entnimmt jeder neue Kulturkreis den Formen, die er vorfindet. Unter ihnen wählt er die ihm wahlverwandten aus und bindet sie zu einer neuen Formeneinheit zusammen, die es vordem niemals gegeben hat. Weitergabe ist Auslese.

Weitergabe ist deshalb nicht Fortschritt. Nur politische Banalisierung, die nun einmal mit jeder Fortschrittsvorstellung verbunden zu sein scheint, könnte auch hier wieder einer teleologischen Irreführung erliegen und sich etwa auf den chiliastischen Glauben berufen, mit dem die Menschen in ihrer Not dem Dasein einen bestimmten Zweck zuschreiben, von dessen Erfüllung sie dann eine Versöhnung der Weltgegensätze erwarten. Die Völker selbst haben in diesen Dingen ganz anders gedacht und mehr katastrophisch als pazifistisch empfunden. Die einen haben sich gerne goldener Zeitalter erinnert, die hinter ihnen lagen. Die anderen haben sich dann wieder auf irdische Paradiese vertröstet, die erst vor ihnen liegen sollten. Die Griechen haben der Gegenwart gelebt und wieder die Vergangenheit gelobt. Und wenn Augustinus das besonders deutliche Beispiel einer Weitergabe gab, die den Römerstaat in den Gottesstaat umdeutete, dann hat diese christliche Umkehrung die Menschen nicht gehindert, das Jahr 1000 mehr zu fürchten, als es zu erwarten. Sie werden jetzt von dem Jahre 2000 enttäuscht werden, wenn sie dem Meister vom Stuhle einer Weltgerechtigkeit vertrauen, der den amerikanischen Ehrgeiz faßte, ein anderer Moses oder Solon zu sein, und ihnen den Weltfrieden eines Völkerbundes

versprach, der jede Geschichte unterbinden soll. Fortschritt ist in allen diesen geschichtlichen Wandlungen nicht zu endecken. Eher ist Rückschritt darin, Abfall von dem, was einmal war Geschichte als Schicksal ist Beweis gegen Fortschritt. Stufen werden erreicht. Stufen werden wieder verlassen. Die Entwicklung springt von der einen Stufe auf eine andere Stufe über. Und zwischen einem so sprunghaften Verlaufe der Geschichte schalten dann immer wieder die großen Augenblicke ein, die aus irgendeinem Unberechenbaren kommen.

Ja, eher als Fortschritt geht neben der Weitergabe bereits eine Vorwegnahme her: geht ihr voraus. Eine Stufe wird geahnt, wird angedeutet, wird vorpunktiert. Aber jäh wird die gerade Straße verlassen, die schon auf sie zuzuführen schien. Und erst auf neuer Ebene wird der Weg von ganz anderen Rassen, aber wahlverwandten Menschen wieder aufgenommen. Unsichtbare Weitergabe, geistige Weitergabe vollzieht sich. Als Pythagoras mit den Größenverhältnissen der Zahl die Gesetze des Tones in Übereinstimmung brachte, als er den bereits infinitesimalen Versuch machte, Schwingungen zu messen, da war dies, wenn wir den Nachdruck auf die „Schwingung" legen und nicht wie Spengler auf das „Maß", schon nicht mehr griechisch, sondern irgendwie nordisch oder auch irgendwie indisch und urarisch und lag auf der gleichen Bahn, auf der hernach Leonardo genau wie Pythagoras soviel vom indischen Magier hatte und zugleich ein faustischer Mensch war. Doch zunächst versank der pythagoreische Kosmos, und die platonische Akademie trat hervor: der hellenische Selbstzweck siegte, die ebenmäßige Form, der goldene Schein, die Antike als ideale Welt des wohlgebildeten Menschen, deren euklidische Faßbarkeit und apollinische Vollkommenheit von jedem Klassizismus erneuert wurde, und deren humanistischen Ideale uns lange geleitet haben, bis wir sie als politische Ideen nun allmählich verkommen sahen. Aber immer wieder taucht auch die andere Welt auf, die schon die der gotischen Formen war, und die der deutschen Musik wurde: immer wieder drängt auch sie auf Durchbruch ins Wirkliche, und was von uns aus als Wiederanknüpfung erscheint, das ist von ihr aus Vorwegnahme. Wer den Willen in dieser Vorwegnahme mit Willen zum Fortschritt verwechseln wollte, der vergißt, daß die ewig sich verändernde Welt spontan ist, daß Spontanität ihre ewige Genialität ist, während Rationalismus eine Rechnung bleibt, die das Schicksal hat, ewig verfehlt zu werden.

Über die rationalistische Gleichung, nach der 2 mal 2 allerdings 4 ist, geht die metaphysische Erkenntnis hinaus, daß in der Geschichte 2 mal 2 vielmehr 5 wirkt. Geschichte ist die Geschichte des Unberechenbaren. An dieses Unberechenbare rühren wir, wenn wir in der Politik von Imponderabilien sprechen, die noch immer mächtiger als alle Ponderabilien gewesen sind. An dieses Unberechenbare rührt auch Spengler, wenn er die chronologische Zahl in einen Gegensatz zur mathematischen Zahl setzt. Aber es ließe sich eher die Schlußfolgerung daraus ziehen, daß das Abendland nach mathematischer Berechnung vielleicht untergehen muß, während es in der chronologischen Wirk-

lichkeit gar nicht untergehen kann. Vergangenheit gibt sich immer wieder an Gegenwart, und Gegenwart gibt sich immer wieder an eine Zukunft weiter, die wir nicht kennen. So lange es Weitergabe gibt, so lange gibt es keinen Untergang. Es gibt nur ewige Gegenwart.

Nach Spengler beruhte die apollinische und euklidische Kultur des Altertums, weil sie sich innerhalb des Endlichen hielt, auf dem geschlossenen Körper. Die faustische und infinitesimale Kultur des Abendlandes dagegen beruht auf dem Unendlichen des offenen Raumes. Das Schicksal, das ihr vorbestimmt ist, ist das Schicksal einer Unbekannten.

Spengler schließt gleichwohl von dem antiken Schicksal rationalistisch auf das nordische Schicksal hinüber.

Aber eine faustische Kultur muß anders enden, als eine apollinische endete. Spengler hat hier Spengler gegen sich.

7

Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Prinzipien. Goethe.

Es gibt keine Wiederholung des Gleichen. Es gibt nur eine Wiederkehr des Anderen. Sie beruht auf unendlicher Verbindung, auf einer ständigen Abwandlung der ewigen Urzeugung, und gehorcht dem großen Gesetze, das Franz Evers in einem Urworte ausgesprochen hat: „Alles kehrt anders wieder."

Wir werden deshalb auf den Glauben an eine ewige Wiederkunft verzichten müssen. Sie ist der Glaube unerlöster Romantiker. Aber wir können nicht auf den Begriff einer ewigen Weitergabe verzichten. Sie ist metaphysische Wirklichkeit.

Wenn die Geschichte ein Punkt wäre, dann ließe sie sich berechnen. Der Punkt kann von dem Naturforscher physikalisch und von dem Geschichtsphilosophen rationalistisch festgestellt werden. Aber das Ganze der Geschichte kommt aus der Rotation. Und Rotation ist wie der Kosmos, aus dem sie stammt, in ihrem Verlaufe für uns unberechenbar. Sie läuft nicht in einem Ringe wieder in sich selbst zurück, in dessen Bilde sich Nietzsche die ewige Wiederkunft vorstellte. Sie verschiebt sich vielmehr in einer ewigen Überschichtung, die in ihrem Spiralenverlaufe immer wieder elliptisch ausholt, neue Möglichkeiten aufnimmt und neue Stufen ansetzt.

Schon das K. E. von Baersche Gesetz stellte einen Zusammenhang zwischen der Erdoberfläche und der Schicksalsgestaltung des Menschengeschlechtes fest, der von der Achsenneigung der Erde abhing. K. E. von Baer dachte geographisch, wie wir heute geopolitisch denken. Wenn wir sein Gesetz zu Ende denken, dann dürften wir uns nicht scheuen, Schlußfolgerungen aus ihm zu ziehen, die tellurisch und kosmisch zugleich sind und vom Biologischen bis ins Astrologische hinausreichen.

In der Rotation verschiebt sich alles ins Unendliche. Rotation ist der Erreger der Geschichte. Rotation ist der Träger der Weitergabe. Aus ihr kommt das Genie der Völker. Aus ihr kommen die Symbole, durch die Kulturen eine Rechenschaft von sich ablegen. In der Rotation scheidet sich Gut und Böse. In der Tiefe der Rotation bleiben die Bulgen der Hölle, während in ihrer Höhe die Lichter des Himmels erscheinen. Aus der Rotation kam die Rose in Dantes Vision. Aus der Rotation kommt heute der Ararat in Däublers Nordlichtphantasie. Und wenn die Geschichte ein Turmbau ist, und wäre es ein Turmbau zu Babel, an dem die Arbeit im Wechsel von Kultur und Zivilisation immer wieder aufgenommen wird, dann ist dieser Turm ein Gefüge zwar, aber ein Gewinde zugleich, das ins Endlose verläuft.

Rotation verschiebt. Die Geschichte wandert. Die Rotation der Erde setzt sich als Rotation der Geschichte fort. Sie erzeugt erdmagnetische Kräfte, die von planetischen Kräften im Weltraume herströmen und im Menschen wieder psychische Kräfte auslösen. Sie bedient sich der Erde als eines riesenhaften Körpers, in dem die Völker in embryonaler Lage ruhen. Aber sie erweckt auch die Völker zum Leben, gibt dem Menschen seine aufrechte Gestalt und treibt durch ihn den Blutkreislauf der Geschichte über die bewohnte Erde. Sie schafft überall Ortsgeist, der vermenschlichter Weltgeist ist, und gibt bald hier, bald dort einem Volke den stärkeren Herzschlag, aus dem dann die großen Leidenschaften, aber auch die großen Gestaltungen kommen.

Der Orbis Ptolemaei kannte noch keine Pole. Das Leben des Altertums sah sich in den Buchtungen der Mittelmeerlandschaft festgelegt. Im begrenzten Raume bildete sich damals die Kultur des vorbildlichen Körpers. Aber die Rotation ruhte nicht. Die Rotation ist ein motorischer Wille, der niemals stille steht, der immer wieder einschaltet und nicht eher abläßt, als bis er sich durchgesetzt hat. Der Augenblick kam, in dem die Kraft von den Menschen des Südens genommen und in die Menschen des Nordens verlegt wurde. Die hyperboreischen Berge wurden von ihnen durchschritten, und die wüsten Gegenden, mit denen das antike Weltbild sich umzogen gedacht hatte, wandelten sich in den neuen Schauplatz der Geschichte. Wir kennen diese Gegenden. Wir leben in ihnen. Von Süden aus begann Norden schon in den Bergen Italiens und reicht nun bis zu den Ufern der Nordsee und der Ostsee. Wir leben in diesem Norden. Wir kennen heute die ganze Erde. Die letzte terra incognita fiel. Und der Mensch drang bis zu den Polen vor.

Aber das Unbekannte ist geblieben. Es wurde noch größer. Es wurde über die ganze Erde hinaus in kosmische Zusammenhänge verlegt. Und es wurde auf der Erde ganz in den inneren Menschen verlegt. Die Zeit ist vorüber, in der die Natur sich spenderisch urerzeugter Rassen bedienen konnte, um aus ihnen neue Geschichte zu schaffen. Die Geschichte muß sich jetzt der ihr bekannten Nationen bedienen, um aus ihnen in immer neuen Verbindungen neue Möglichkeiten zu bilden: neue Rassen, junge Völker.

Auch die Rotation hat ihre Hemmungen. Weitergabe schleppt Wider-

stände mit sich. Wir müssen abstoßen, um frei zu werden. Die Menschen möchten wohl noch immer das leichtere, sinnlichere, glücklichere Leben des Südens führen. Aber Norden verpflichtet, und die Menschen sind gezwungen, sich für geistige Möglichkeiten zu entschließen. Das besagt die Nordlichtzeile: „Der Weg zum Norden wird den Menschen immer schwerer." Süden ist Rückfall. Die Menschen im Aufstieg haben den Zug zum Süden gegen sich. Aber sie überwinden diesen Zug. Süden wird Sünde.

Die Rotation ist geblieben. Sie hat an Geschwindigkeit zugenommen. Sie hat den Süden bereits abgestoßen. Der Süden wurde zum Westen. Noch einmal versuchte das Altertum, das sich an diesen Westen weitergegeben hatte, dem Abendlande den geschichtlichen Weg zu verlegen. Und der Versuch glückte. Er glückte noch einmal. Hier liegt der Sinn des Weltkrieges. Aber nun ist die Rotation zur Revolution geworden. Nun wühlt sie in den Völkern und wühlt in keinen mehr, als in denen, die von Süden und Westen abgewandt sind und im Norden und Osten sich selbst suchen.

Altertum und Abendland sind zwei voneinander abgekehrte Welten. Sie gehen an den Berührungsgrenzen ineinander über. Sie überschichten sich ständig. Aber sie haben jede ihr besonderes Karma. Das Horoskop des Altertums war ein anderes, als das Horoskop des Abendlandes ist. Wer sie gleichwohl vergleicht, der vergleicht Festes mit Fließendem: der tut gerade das, was Spengler vermeiden wollte, der setzt Erscheinungsvorgänge mit Bewegungsvorgängen gleich. Spengler hat die Umdrehung der Erde vergessen: gerade ihm ist geschehen, daß er, als er seinen neuen Globus, seine große Schicksalskarte, seinen Orbis Spengleri entwarf, die Achsenneigung vergaß, aus der sich die entgegengesetzten Schlüsse ergeben, als Spengler sie zog.

Das Schicksal, das Spengler seinem Weltbilde zugrunde legte, ist vorgefaßt. Er ist ein relativistisches Schema. Spengler hat die Urphänomene beschworen, aus denen Geschichte wird. Er hat aus ihnen ein relativistisches System gemacht, das unseren letzten psychologischen Einfühlungsversuchen genau so entspricht, wie unseren jüngsten kosmologischen Vorstellungsversuchen. Das war seine geschichtsphilosophische Tat, vor der unser Denken lange zögerte. Und doch sind die Urphänomene nur vorstellbar, wenn wir sie uns nicht relativ, sondern absolut denken. Über den Relativismus hinaus kündigt sich heute schon eine nächste Empfindungssphäre des Menschen an, die, wie sie das Relativistische auf jedem Gebiete überwindet, dereinst auch den relativistischen Schicksalsbegriff weit hinter sich lassen wird, zu dem Spengler vordrang. Unser geschichtliches Denken wird statt dessen zu einem absoluten Schicksalsbegriff vordringen. Seine Psychologie, die durch Spengler bereits zur Morphologie wurde, wird zur Karakterologie führen. Und unser Denken selbst wird dogmatisch sein.

Spengler nahm ein Segment, einen Viertelbogen, eine Zirkelspanne, mit der er die Erscheinungen dort des Altertums, hier des Abendlandes abmaß. Er nahm die uns bekannte Erdoberfläche, die wir mit Kultureinheiten bedeckt

sehen, um sie nach ihren Analogien abzupunktieren. Er stellte im Großen zunächst die Kulturunterschiede fest, indem er jede Kultur aus ihrem Karma ableitete. Bis hierher ist Spengler unwiderlegbar.

Dann aber stellte er Punkt für Punkt fest, was gleichwohl vergleichbar blieb, und übertrug das Ergebnis von dem einen Raum in den anderen Raum. So verglich er Schicksale. Und jeder einzelne Punkt stimmt. Aber alle Punkte zusammen stimmen nicht. Das Ganze der einen Ebene stimmt nicht zum Ganzen der anderen Ebene. Das Schicksal stimmt nicht. Wie kommt das?

Weitergabe ist nicht Wiederholung. Urzeugung setzt immer wieder ein. Gnadenwahl läßt sich nicht berechnen.

Das Relative ist auch nur ein anderes Absolutes.

8

Welchen Nutzen stiftete wohl, wer das von Cicero verteidigte Altertum noch einmal zu verteidigen sich zur Aufgabe machte? Dante.

Weitergabe schließt Wiederanknüpfung nicht aus, sondern ein.

Es ist sehr bezeichnend, daß Spengler in dem abgeteilten Weltbilde, das er gibt, die Renaissance auszuscheiden sucht. Er nennt sie gelegentlich eine „letzte Verirrung". Er spricht von der „Episode von Florenz". Er macht sich über die Lehre lustig, die in der Renaissance eine „Wiedergeburt der Antike" gesehen und aus ihr die Möglichkeit gefolgert habe, „Künste durch gewaltsame Wiederbelebung neuerdings in Gang zu bringen". Aber diese Lehre ist längst abgetan, und wer sie noch einmal totschlagen will, der wird dann erst recht danebenschlagen, wenn er unter ihren Verkündern an Jakob Burckhardt und seine große aufräumende zusammenfassende Arbeit denken sollte. Gerade in der Beziehung der Renaissance zur Antike hätte sich ein Beleg für die These finden lassen, die das Spenglersche Buch aufstellt: daß jedes Land seine eigene Form will: daß jedes Volk diese Form sucht. In der Renaissance wollte und suchte Italien sich selbst.

Aber Spengler verfehlt das italienische Problem schon in seiner italischen Wurzel. Es geht eine stille Feindschaft gegen die Antike durch das Spenglersche Buch. Es setzt auf seine Weise die fruchtbare Umwertungsarbeit fort, die eine letzte Tat stilgeschichtlicher Forschung gewesen ist, ob wir sie nun mit dem Namen von Riegl oder dem von Strzygowski verbinden. Aber diese Umwertung schlägt bei Spengler in das Bedürfnis um, den antiken Formenkreis nicht nur in seinem Geltungsbereiche zu verengern, sondern auch im Werte einzuschränken. Es fallen schon die herabsetzenden Worte auf, mit denen er von der römischen Architektur der kaiserlichen Zeit spricht. Sie sind um so merkwürdiger, als man von einem Freunde der Technik, der Spengler ist, hätte erwarten sollen, daß er ihr die gewaltigen Raumprobleme zubilligen werde, die Rom in einer vollkommenen Einheit des Tektonischen mit dem

Dekorativen löste. Aber sogar das Römische möchte er den Römern absprechen und eher den Syrern geben. Er nennt das Pantheon eine erste Moschee. Er glaubt, daß es landfremd gewesen sei. Er sieht nicht, daß es eine Wiederkehr des etruskischen Elementes und eine Wiederanknüpfung an das lateinische Urfundament war. Er sieht nicht, daß auch Rom sich schon einmal erneuerte, und daß in diesem Willen zur Erneuerung, der ein erstes, ein zweites und schließlich ein drittes Rom geschaffen hat, das italienische Urphänomen durchbricht, aus dem auch die Renaissance wieder verstanden werden muß.

Von der Völkerwanderung an wurde Italien zu der Brücke, auf der nordische Menschen und südliche Formen einander begegneten, und auf der nun alle Probleme noch einmal aufgeworfen wurden, die das Altertum hinterlassen hatte, um jetzt faustisch und apollinisch zugleich gelöst zu werden. Das Grabmal des Theoderich und die Kirchenbauten der Langobardenkönige waren die erste Auseinandersetzung des Nordens mit dem Süden in dessen unreinen frühchristlichen oder spätbyzantinischen Formen. Die lombardische Phantastik zumal, die in romanischer Zeit das italienische Leben erfüllte, und die das Spenglersche Buch übergeht, offenbarte den neuen und doch ursprünglichen Geist, der über das Land gekommen war. Aus ihr wuchs in Italien die Gotik. Als dann im Norden der Augenblick kam, in dem das euklidische Formprinzip, das sich im Süden immer klassizistisch erhalten hatte, von einem infinitesimalen abgelöst wurde, da machte auch Italien diese Wandlung mit, aber unverkennbar italienisch und eher noch maurisch als fränkisch. Der italienische Ortsgeist behauptete sich. Und auch die italienische Gotik behielt noch eine antikische Einfachheit.

Aber auch der Augenblick kam, in dem Italien diese italienische Gotik als landfremd empfand. Die italienischen Künstler konnten den Spitzbogen nicht mehr ertragen. Sie besannen sich, daß sie Italiener waren, und daß die Italiener am größten als Römer gewesen waren. So wollten auch sie wieder Römer sein. Ein anderes kam hinzu. Die gotischen Formen waren in sich erschöpft. Der gotische Geist war in sich erschöpft. Man wußte nicht weiter. Wenn die gotischen Künstler gleichwohl fortgefahren hätten, in gotischer Weise zu bilden, dann wäre die Gotik allerdings geworden, was Spengler der Renaissance vorwirft: eine Kopie, und die schlimmste, die ihrer selbst. Wie groß die Gefahr war, das zeigt der für uns sehr pittoreske, aber dekorativ mißbrauchte und tektonisch dünnwertige Palastbau von Venedig, wo man am längsten der Gotik treu blieb. In Toskana fühlte man diese Gefahr. Die toskanischen Künstler kehrten zur Antike zurück, um das Land zu retten. Aber es war nicht Kopie, wenn sie die antiken Formen als Motive erneuerten. Sie nahmen die antiken Formen vielmehr als ein Element auf. Hier setzt das Spenglersche Mißverständnis ein. Er faßt die Renaissance als eine rein antiquarische Bewegung auf, wie aus einer Bemerkung gegen Petrarca hervorgeht. Aber sie war eine nationale Bewegung. Sie war eine enthusiastische Bewegung.

Sie setzte schon mit Dante als Drang ein. Sie brach in Pisa und mit den Pisanos auch in den Formen durch. Und das Quattrocento wurde dann ihr großes Jahrhundert, das denn doch nicht nur aus dem humanistischen Geschmacke der Gesellschaft, sondern aus einem tiefsten Instinkte des Volkes kam.

Die Tatsache, daß zunächst das gotische Florenz und nicht das klassische Rom führte, zeigt den Gehalt an Norden und Neuheit und Gegenwart an, der gleichzeitig in dieser Kunst der Wiedergeburt lebte. Auch in ihr lebte zunächst noch Gotisches weiter und vermählte sich wieder das Faustische mit dem Apollinischen, nur daß jetzt nicht das Infinitesimale herrschte, sondern ein Euklidisch-Statisches. Das Faustische wurde durch Form selbst zum Apollinischen. Es war das Problem aller Probleme, das hier seine Lösung fand. Doch Spengler sagt: „Die Renaissance kennt keine Probleme." Unter ihren Problemen waren die formalantiken sogar die geringsten. Sie bedeuteten jenachdem konstruktive oder ornamentale Motive. Wie sich hier die mannigfachsten Abwandlungen, Übergänge und Umdeutungen vollzogen, das hat Spengler vorzüglich gesehen. Aber er hat es nicht für die Renaissance, sondern gegen die Renaissance gewertet. Er übersah, was die Renaissance in der Antike eigentlich suchte: daß es nicht die Antike war, sondern die Natur, das Geheimnis ihrer inneren Statik als Gleichnis aller äußeren Form.

Die Renaissance ist für Spengler nur ein Widerspruch gegen den Übergang von der Gotik zum Barock, wobei er nicht sieht, daß sich dieser Übergang erst auf dem Umwege über die Renaissance vollzogen hat. An sich ist freilich jeder Stil nur ein Übergang zum nächsten. Und doch handelt es sich immer um den Eigenwert der Stile. Aber auch ihn bestreitet Spengler, wenn er die Renaissance nur einen „Traum von antikem Dasein" nennt, in dem „für Augenblicke etwas Wunderbares erreicht" wurde, und der sie doch gar nicht war, weil sie ganz etwas anderes sein wollte. Spengler sagt: „Sie hat zwischen Dante und Michelangelo keine genialen Persönlichkeiten aufzuweisen." Aber da war Masaccio, der die Gestalt des Menschen erneuerte. Da war Uccello, der als ein erstes Genie der Perspektive die räumliche Erscheinung der Messung unterwarf. Da war Leone Battista Alberti, der den goldenen Schnitt als Mittel zur Raumbeherrschung lehrte. Da war Bramante, der die Architektur auch in ihrer inneren Linienführung von den letzten gotischen Spannungen befreite und dafür die Konstruktion wie die Dekoration auf die Grundfunktion von Quadrat und Kreis zurückführte, deren feste Durchzeichnung nunmehr das tektonische Gesetz erfüllte. Sie alle fehlen bei Spengler, fehlen dem Probleme nach, das mit ihnen verbunden war, fehlen meist sogar dem Namen nach. Und vor allem fehlt der große Mann, in dem sich das Statisch-Antike und das Infinitesimal-Nordische, ein Statuarisches und ein Kontrapunktisches kreuzten, als er das Mysterium der Perspektive, der Proportion und der Komposition in die Einheit einer italienischen Schönheit auflöste, die metaphysisch war, indem sie malerisch war: es fehlt der Monarcha des Rinascimento: Piero della Francesca. Statt dessen belegt Spengler die An-

schauung, die er über die Renaissance vorträgt, eher durch Mitläufer und Ausnützer der Bewegung: durch so schlechte Künstler, wie Perugino einer war, oder durch so ungleiche Künstler, wie Bellini. Und nur mit dieser Einschränkung, daß er bestimmte Gefahren meinte, die sich allmählich herausstellten, wird man sein Urteil über die Renaissance als ein Werturteil gelten lassen können. Aber auch dann noch darf man nie vergessen, daß es nicht so sehr die Renaissance trifft, als ihre europäische Auswirkung.

Spengler bekommt erst wieder Boden unter seine Beweisführung, wenn er sich dem Barock nähert: dort, wo die Gotik mit neuer Macht durchbrach. Spengler selbst ist ein gotischer und barocker Mensch. Und so richtet er den Blick auf diese Gotik, die sich auch im Rinascimento noch erhielt, soweit das Bewußtsein ihrer Menschen nicht bereits die unbedingte Klassizität wollte, und gibt von ihr aus allen Renaissanceerscheinungen, die über das Quattrocento hinauswiesen, ihre Zwischen- und Übergangsstellung: Raffael zur Akademie und zur Linie, Leonardo zur Fläche und zum Impressionismus, Michelangelo zum Körper und zum Barock selbst. Hier hat Spengler seine Erlebnisse. Hier ist seine Welt. Hier ist seine Meisterschaft. Und doch darf auch in diesem Zusammenhange nicht vergessen werden, daß es nie eine Barockform gegeben haben würde, wenn es nicht vorher eine Renaissanceform gegeben hätte. Auch in der Antike hat es ein Barock gegeben, jene römische Hochantike, die Spengler in ihrem architektonischen Werte bestritt, und die der Hochrenaissance entsprach — genau so, wie es einen hellenistischen Impressionismus gegeben hat, den Spengler leugnet. Jetzt gibt Spengler diesen architektonischen Spätwert dem Barock — aber erklärt ihn aus dem Gotischen. Doch der Widerspruch bleibt, daß die erschöpfte Gotik außerstande gewesen wäre, aus eigener Kraft ein Barock hervorzubringen: daß sie diesen Umweg um die Renaissance brauchte, um zu einer Barockform zu gelangen, die nunmehr, wir mögen sie in der Seele so gotisch empfinden, wie wir wollen, als Körper eine Renaissanceform erhielt.

Die Abneigung gegen die Aufnahme antiker Formen wiederholt sich dort, wo Spengler über Klassizismus spricht. Schon der Ton fällt auf, in dem er von der „frostigen Akademie" des Palladio spricht. So wirkt Palladio allerdings in der morgenländischen Buntheit von Venedig. Aber auf der Terra ferma, wo Palladio für den Vincentiner Landadel baute, wirkt er zartvornehm und wunderbar-kräftig. Spengler muß hinnehmen, daß diese klassizistischen Formen für Winkelmann, Lessing und Goethe von der ernstesten Bedeutung gewesen sind. Der Norden schuf erst die weiße Antike. Der Mensch des Nordens schuf durch Weitergabe ihre reinste Gestalt. Er erblickte, „antiker Form sich nähernd", ein Urbild, das es so edel niemals in der griechischen Wirklichkeit gegeben hatte, wie edel sie auch gewesen sein mochte. Der Faust handelt von nichts anderem als von der großen Auseinandersetzung zwischen Altertum und Abendland. Wenn Florenz die erste Kreuzungsstätte der mit ihr verbundenen Formprobleme gewesen war, dann wurde Weimar

die zweite. Und die Lösung fiel allerdings um so viele Grade nordischer aus, als Thüringen nördlich von Toskana liegt. Es wurde spürbar, daß das Abendland vom Süden abrückte. Wir verdanken diesem Vorgange unsere Klassizität. Spengler leugnet auch hier, soweit es sich nicht um Dichtung handelt, sondern um Stil, den besonderen Wert. Für ihn endet die faustische Kultur mit dem reizenden Schaumwerk des Rokoko. Er behandelt die Übernahme ägyptischer Motive in das napoleonische Empire als eine Spielerei, obwohl es sich dabei nicht nur um Dekoration und Möbel und Mode gehandelt hat, sondern im Gegensatze zum Rokoko um die Wiedergewinnung eines statisch-massiven Unterbaues für die Architektur. Er spricht ausdrücklich davon, daß um 1800 unsere architektonischen Möglichkeiten erschöpft gewesen sind. Er weiß nicht von Gilly. Er geht an Schinkel vorbei. Und er übersieht, wenn er vom Preußentum spricht, für das er sonst einen sicheren politischen Blick hat, jene zarte und doch so starke Kultureinheit, die wir in Deutschland bekamen, als ein preußischer Stil sich ebenbürtig neben die Weimarer Horen stellte.

Aber will der Norden nicht endlich selbständig werden? Immer wieder bricht Barock auf. Immer wieder bricht Gotik durch. Aus dem Willen zu dieser nordischen Selbständigkeit ist die Stimme und Stimmung verständlich, die schon vor Spengler zu uns von der Renaissance als einer „Verderberin der deutschen Kultur" gesprochen hat. Trotzdem ist hier ein Mißverständnis. Wenn diese Stimme und Stimmung so von Renaissance spricht, dann muß sie den Mut haben, die Antike zu meinen. Und doch handelt es sich bei dem vermeintlichen Klassizismus gar nicht um Antike als Form, sondern um Statik als Gesetz. Es handelt sich um eine Erneuerung aus der Natur. Erinnern wir uns, daß statische Form die letzte und durchaus eigene Form war, in der sich ein moderner Baugedanke so ausdrücken ließ, daß wir ihn als technisches Gefüge und nicht als stilisierende Ausschweifung empfanden.

Aber Spengler leugnet auch die moderne Tektonik. Er spricht ihr die Möglichkeit der Kultur ab, wie er der römischen Tektonik den Wert absprach. Er blieb seiner Sehweise treu, die in jeder Zivilisation einen Abfall erblickt, und schloß auch hier, im Angesichte der modernen Zivilisation, mit einer äußersten Folgerichtigkeit. Und doch ist sehr wahrscheinlich, daß von Deutschland aus dem modernen Leben eine imperialistische Ausdrucksform von besonderer Mächtigkeit gegeben worden wäre, wenn Deutschland den Weltkrieg gewonnen hätte. Es würde dann auch von uns aus die römische Frage aufgeworfen worden sein, ob Spätformen der Zivilisation durch eine monumentale Steigerung nicht wieder den Rang von Kulturformen bekommen können. Dieser Möglichkeit, die zur Voraussetzung immer den Imperialismus, die persönliche Repräsentation, die staatliche und wirtschaftliche Verfügungsfreiheit über große Machtmittel hat, sind wir durch den Ausgang des Weltkrieges enthoben worden. Es ist nun eher die Frage, ob uns dieser Ausgang des Weltkrieges nicht die tektonischen Möglichkeiten überhaupt genommen hat — mögen

wir sie nun Kultur, mögen wir sie Zivilisation nennen. Aber es ist auch die andere Frage, ob nicht gerade dieser Ausgang des Weltkrieges, der uns zu einem Verzicht auf den äußersten Ehrgeiz zwang, dessen Erfüllung eine Nation von der Geschichte erwarten darf, uns dafür andere Möglichkeiten wiedergegeben hat — jene letzten, die immer wieder die ersten sind: von der Einfachheit, von einem natürlicheren Leben, von dem mütterlichen Boden der menschlichen Dinge her zu den Urbedingungen einer Weiterentwicklung zurückzufinden, in deren Verlauf aus vernichteter Zivilisation, und wäre es aus erneutem Chaos, schließlich wieder Kultur hervorgehen kann?

Hat der Ausgang des Weltkrieges nicht die Voraussetzungen umgeworfen, unter denen Spengler auf den Untergang des Abendlandes schloß? Hat er es nicht gerade für das Schicksal der Besiegten getan? Hat er nicht unser Schicksal hinausgerückt?

Mit diesen Fragen greift das Problem des Spenglerschen Buches ins Politische über.

9

Es kam, wie alles gekommen ist, wie es kommen mußte, und wie es kommen wird. Schlieffen.

Das Spenglersche Buch ist als Gedanke vor dem Kriege empfangen worden. Es ist als Werk während des Krieges entstanden. Und es wurde noch mit dem Glauben an einen Sieg des deutschen Volkes abgeschlossen.

Spengler erwartete von diesem Siege den Anbruch einer großen imperialistischen Epoche: ein Zeitalter der Weltherrschaft durch Weltorganisation unter wesentlich deutscher Führung, in dem das Abendland, das nach der Spenglerschen Wertung bereits mit dem Rokoko von der Kultur seinen Abschied genommen hatte, in einer großen Zivilisation seine europäischen Kräfte zum letzten Male zusammenfassen werde — um nach diesem machtpolitischen Höchstaufwande gleich dem römischen und jedem anderen Imperium endgültig zu zerfallen.

Wenn das deutsche Volk den Weltkrieg gewonnen hätte, dann wäre es die allmächtige Nation des Abendlandes geworden: dann würde dieser Sieg den politisch-ökonomischen Schwerpunkt des europäischen Staatengefüges unfehlbar nach Deutschland verschoben haben — und unsere Zukunft wäre zunächst sehr glänzend gewesen. Der Ausgang des Weltkrieges hat die Entwicklung abgebrochen, auf die das Leben in Deutschland vor dem Kriege so stürmisch hindrängte. Sie besaß, was wir uns auch jetzt nicht nehmen lassen dürfen, eine starke Berechtigung in bevölkerungspolitischen Gründen und in einer großtechnischen Begabung. Beide hätten uns besonders geeignet gemacht, auf unsere zivilisatorische Arbeitskraft zum mindesten die gewaltigen mitteleuropäischen und binnenasiatischen Aufgaben einer Aufschließung zu nehmen, die in südöstlicher Richtung wartete. Und noch die wunderbare

Bewährung unserer Volkskräfte im Kriege war ein Zeichen dieser Bestimmung.

Von ihr aus schloß Spengler, noch während des Krieges, auf unser Schicksal. Er nahm an, daß wir besonders berufen seien, die westlichen Völker, die sich zu einem gemeinsamen Kampfe gegen unsere mannigfachen Anwartschaften zusammengefunden hatten, in der politischen Herrschaft abzulösen — auf die Gefahr, in den allgemeinen Kulturzusammenbruch der folgenden Jahrhunderte mit hineingerissen zu werden. Spengler bejahte auch dieses Schicksal noch. Er tat es in der Erwartung, daß der Sieg eine große imperialistische Epoche unter deutscher Führung bringen werde, in der wir dann die letzte Tat der abendländischen Menschheit sehen müßten. In dieser Bejahung liegt die große Tapferkeit des Spenglerschen Buches, seine entschlossen moderne Einstellung, seine rücksichtslos unhumanistische, aber auch unsentimentale Sehweise. Spengler sagte: „Imperialismus ist reine Zivilisation", und lehrte ihn als das Symbol des Ausgangs, als das typische Ende eines großen Volkes begreifen. Er sah ein Zeitalter kommen, in dem die kulturellen Kräfte von den zivilisatorischen endgültig abgelöst werden würden und die Spezialisierung, aber auch Atomisierung ihre äußerste Grenze erreichte, hinter der dann nur die Auflösung folgen konnte. Er sah voraus, daß wir, wenn auch wir diesen Weg politisch beschritten, auf vieles verzichten mußten, was unser Leben bis dahin besonders reich, wertvoll und eigentümlich deutsch gemacht hatte. Aber er fand sich damit ab, daß nun einmal der kultivierte Mensch seine Energie nach innen, der zivilisierte dagegen nach außen habe — und er sagte gefaßt, sagte überlegen: „Wir haben diese Zeit nicht gewählt." Er forderte die Deutschen auf, dafür ganz das zu sein, was zu sein ihnen auch jetzt noch gegeben war. Er forderte sie auf, sich keiner Selbsttäuschung hinzugeben und nicht mehr Dichter oder Künstler sein zu wollen, deren Zeit sich, wie er meinte, längst erfüllt hatte. Er forderte sie auf, ihr Schicksal mit Würde und ohne Halbheit noch Spielerei zu tragen und lieber Techniker zu werden, Kaufherren, Seeleute, Großunternehmer, Beherrscher der modernen Zivilisationsformen. Er sah in dem deutschen Weltmanne unseren nächsten Typ, führte ein Wort an, das Cecil Rhodes gesprochen hat, wonach „Ausdehnung alles ist", und verkündete Cecil Rhodes selbst als den Vertreter einer „ferneren abendländischen, germanischen und insbesondere deutschen Zukunft".

Jetzt hat sich mit einer tragischen Schnelligkeit herausgestellt, daß diese Voraussage, die das Schicksal aller europäischen Völker unter dem einheitlichen Probleme vom einheitlichen Untergange des Abendlandes zusammenfaßte, in einem wesentlichen und für uns entscheidenden Problempunkte nicht eintraf. Ihr Verkünder, für den „alles, es sei, was es wolle, den Charakter eines Symbols besitzt", wird dadurch in seinen allgemeinen Voraussetzungen noch nicht widerlegt. Es wäre vorstellbar, daß sich schließlich auch der deutsche Zusammenbruch auf eine symbolische Weise in das morphologische und psychologische Weltbild einfügen ließe, das Spengler uns gab. Es wäre denkbar,

daß Deutschland nur das erste Beispiel eines ungeheueren Zusammenbruchs gegeben hätte, der allmählich alle anderen Länder und Völker des Abendlandes miterfassen wird. Aber immer bleibt die Tatsache, daß die besondere Schlußfolgerung nicht zutraf, die Spengler aus seinen allgemeinen Voraussetzungen für Deutschland zog. Immer bleibt, daß die besondere Voraussage für Deutschland nicht zutraf. Immer bleibt, daß eher die umgekehrten Ereignisse eintraten.

Hier muß ein Widerspruch enthalten sein, aus dem sich die Möglichkeit eines doppelten Schicksals ergibt, und der die ganze Problemstellung ändert. Wird das Untergangsschicksal des Abendlandes sich jetzt nicht bei den Siegern besonders beschleunigen? Und werden die Besiegten, zu denen wir in diesem Zusammenhange auch die Russen rechnen müssen, diesem Untergangsschicksal nicht in dem Grade entrückt sein, wie sie vorläufig aus dem Weltvorgange überhaupt ausscheiden? Werden sie in dieser Zeit nicht die Möglichkeit bekommen, sich auf ihre Teilnahme an einem nächsten Geschichtszeitalter vorzubereiten? Und wird dessen Schauplatz nicht wieder Europa und sein eurasisches Hinterland sein, weil hier sich der geschichtliche Übergang vollzieht? weil in Mitteleuropa die natürliche Anknüpfung an die abendländische Vorentwicklung gegeben ist? und weil die Deutschen, in deren Lande nun einmal der Westen in den Osten übergeht, die geborenen Vorkämpfer auch dieser Entwicklung sein werden?

10

Eine ungeheure Besinnung nach dem schrecklichsten Erdbeben: und neue Fragen.

Nietzsche.

Es gibt kein einheitliches Abendland. Schon deshalb kann es nicht einheitlich untergehen.

Spengler kämpft gelegentlich, und sehr mit Recht, gegen den summarischen Gebrauch des Begriffes „Europa" an, der ihm unter den Vorurteilen einer geographischen Abgrenzung gleichermaßen wie unter der Vortäuschung einer kulturellen Einheit entstanden zu sein scheint. Aber werden wir nicht auch über den Begriff des Abendlandes umlernen müssen, den Spengler gebraucht? Und ist es nicht gerade der Ausgang des Weltkrieges, der uns dazu zwingt?

Abendland war einmal der Süden. Er war es für die Menschen des Morgenlandes, die ihn vom Orient aus sahen. Abendland wurde später der Westen. Wer heute vom Abendlande spricht, der verwechselt Europäertum mit Westlertum. Schon die Renaissance zerstörte die Einheit, die es im Mittelalter gab, als Abendland noch den Gegensatz zum Morgenlande ausdrückte. Von der Renaissance an wurde Europa nach dem Westen verlegt. Erinnern wir uns, daß die Entwicklung von Florenz, wo Machiavelli vergeblich die Entwicklung für Italien zu retten suchte, nur flüchtig nach Rom überging und dann sehr bald nach Paris abbog. Erinnern wir uns, daß

zwar ein Medici Papst, aber eine Medici Königin von Frankreich wurde. Erinnern wir uns, daß auf die toskanische Akademie, die noch früh und platonisch gewesen, die französische folgte, die spät und alexandrinisch war.

Von nun an schrieb der Westen den europäischen Völkern die Formen vor, unter denen sie zu leben hatten. Es entstand die Herrschaft des westlichen Geistes. Die lateinischen Völker schlossen sich der Bewegung in dem sicheren Gefühle an, daß es sich um wahlverwandte Dinge handelte. Bei den germanischen Völkern folgten in den katholischen Ländern aus gegenreformatorischen Gründen wenigstens die Höfe. Aber schon war quer durch Europa eine Trennungslinie gegen den Westen gezogen, die nicht auf Form, sondern auf Kosmos beruhte, und deren innerem Gebiete das deutsche Barock wie die deutsche Musik angehörte.

Immer wieder versuchte der Westen, diesen abermals aufgerichteten Limes zu überschreiten. Er versuchte es politisch. Und er versuchte es ideologisch. Frankreich sandte Voltaire nach Potsdam. Aber in Hamburg verteidigte Lessing. Französische Aufklärung war nicht deutsche Aufklärung. Und in Kant schied sich von der skeptischen Welt alsbald eine metaphysische, die in Goethe so unnahbar wurde, wie sie in Beethoven unvergleichlich war. Der Westen war auf sich selbst angewiesen. Ihm verblieb die Latinität, der Rationalismus, freilich auch die intellektuelle Propaganda. Und in der französischen Revolution, die seine größte Reklame war, tat er schließlich, was Spengler feststellt und festhält, den entscheidenden Schritt, der auf englisch-utilaristischer Grundlage den endgültigen, den lange erwarteten, den vom Rokoko noch eine künstliche Weile hintangehaltenen Übergang von der Kultur zur Zivilisation bedeutete.

Aber auch Weitergabe hat einmal ein Ende. Auch die Rotation kehrt sich einmal gegen sich selbst. Auch die westliche Werbekraft läuft einmal leer. Weitergabe endet dort, wo sie nicht mehr einbezieht, sondern selbst einbezogen wird. Rotation steht stille, wenn die Werte, die sie auswirft, gegen andere entgegengesetzte, mächtiger widerstrebende Werte nicht mehr aufkommen können. Werbekraft verliert ihren Spielraum, sobald ihr die Formen, für die sie wirbt, entwunden, in eigentümlichere Formen umgedeutet, jedenfalls von neuen und notwendigeren Formen abgelöst werden. Immer kommt im Leben der Völker der Augenblick, in dem die Menschen einer bestimmten Kultur erleben müssen, daß die Werte, die von ihr ausgehen, sich an einem anderen Kulturkreise, Völkerkreise, Formenkreise brechen. Europa erlebte diesen Augenblick zum ersten Male, als der Limes zwischen der römischen Reichsgrenze und einem hercynischen Hinterlande aufgerichtet wurde, dessen Menschen sich in der Folge oftmals in Hingabe an den Westen verloren, aber auch immer wieder den Entschluß faßten oder durch ihr Schicksal dazu gezwungen wurden, sich gegen den Westen zu behaupten. Dieser Augenblick tritt regelmäßig ein, sobald die Erde in ursprünglichen Völkern die ungeheure Umdrehungskraft aufbringt, ein neues Schicksal zu schaffen. Er ist für Europa jetzt wieder-

gekommen und stellt aus Krieg und Revolution die europäischen Völker vor eine letzte Entscheidung, wohin sie gehören wollen: zum Westen? oder zu einem zweiten Abendlande, das jenseits vom Westen beginnt? Spengler wies bereits dem Russentum eine besondere, eine nicht europäische, eine, wie er sie nennt, nicht mehr abendländische Bestimmung zu. Er zählte dagegen das Deutschtum dem Westen zu. Er nannte dann in der Schrift, die er seinem Buche folgen ließ, und in der er, dem Osten sich nähernd, die Soziologie des Preußentums entwickelte, das deutsche Volk „das jüngste und letzte unserer Kultur". Er spricht darin von den „reichen unverbrauchten Möglichkeiten in uns" und „den ungeheuren Aufgaben vor uns". Aber er gibt uns noch immer eine westliche Einstellung. Er sieht uns nach wie vor in westlicher Zugehörigkeit. In dem Spenglerschen Weltbilde selbst ist Deutschland von Westen aus gesehen. Und es ist nicht von Deutschland aus gesehen.

Rußland und Deutschland teilen heute miteinander, daß sie, ein jedes Land auf seine vorbestimmte Weise, eher im Chaotischen stehen, als in jenem Anorganischen mit seinen sicheren, scheinfesten, bereits verhärteten und deshalb sehr leicht brüchigen Lebensformen, die den Ländern einer siegreichen Zivilisation vorbehalten sind. Rußland blieb immer dem Organischen nahe. Deutschland ist einem Organischen zurückgegeben. Mit den imperialistischen Möglichkeiten sind uns auch die zivilisatorischen genommen. Unter dem Drucke des Friedens von Versailles besitzen wir gar nicht mehr die Mittel, um der Zivilisation jene Vollendung zu geben, die ihre Bestimmung, aber auch die Voraussetzung ihres Unterganges wäre. Wir werden von unserer industriellen Lebensform eher zu einer agrarischen übergehen. Wir werden vielleicht schon in einem Menschenalter autark sein, wozu für ein halbindustrielles Volk, das wir im Gegensatze zu den ganz agrarischen Russen bleiben, die industrielle Autarkie gehört. Wir werden uns gleichwohl in unseren Lebensbedingungen, die sich immer mehr den surrogathaften der reinen Zivilisation genähert hatten, nunmehr eher denjenigen der östlichen Völker angleichen. Wir werden deshalb nicht selbst zum östlichen Volke werden. Aber wir teilen mit ihnen das nichtwestliche Schicksal.

Der Ausgang des Weltkrieges hat uns zwischen Westen und Osten genau in die Stellung zurückgeworfen, die wir immer unter den Nationen gehabt haben. Das Wort von Kant, daß Deutschland in der Mitte liegt, war mehr als eine geographische Feststellung. In Deutschland geht das Raumgefühl des Südens in dasjenige des Nordens und ebenso das Raumgefühl des Westens in dasjenige des Ostens über. Wir sind das Volk einer Vermittelung, die oft in Aufnahme und Weitergabe, aber auch immer wieder in Widerspruch und Abwehr bestanden hat. Das verstand Dostojewski, als er von Deutschland sagte, daß es so lange eine Sendung habe, wie es das protestierende Land bleibe. Wir haben einst dem Süden gegeben, was des Südens war. Und wir haben schließlich gegen den Süden protestiert. Wir haben jetzt zu lange dem Westen gegeben, was des Westens ist oder nicht

mehr ist. Nun verbleibt uns der Protest gegen den Westen. Die Russen sind dieser Protest als Rasse. Sie sind in ihrer Unberührbarkeit ein stiller, wartender, ewig drohender Protest. Das verbindet, aber es unterscheidet auch. Wir sind dieser selbe Protest als Bewußtsein. Wir sind angreifbar und können uns nur durch Widerangriff behaupten. Uns verbleibt nicht, das protestierende Land zu sein, sondern das protestierende Volk zu werden. Uns verbleibt, den Protest gegen den Westen durchzuführen.

11

Erst wenn ein Volk auch im Frieden zurückgeht, werden ihm Kriege verhängnisvoll, aber dann beschleunigen sie nur eine Entwicklung, die auch ohne sie ihren Fortgang genommen hätte. Seeck.

Der Untergang des Altertums war die Geschichte einer Erschöpfung.

Sie ist von ihrem Geschichtsschreiber, der sie lange vor Spengler erzählt hat, auf drei Gründe zurückgeführt worden, die damals zusammen wirkten: auf die Ausrottung der Besten — die Entvölkerung Italiens — den Barbarensturm. Von diesen drei Vorgängen vollzieht sich die Ausrottung der Besten im Leben eines Volkes ständig. Sie kann durch Kriege und Revolutionen auf das verhängnisvollste gesteigert werden. Aber sie bleibt, so schmerzlich sie immer ist, doch bedeutungslos, solange ihr vom Boden her, von dort her, wo sich ein Volk in Wurzelhaftigkeit erhalten hat, durch Übervölkerung wieder entgegengewirkt wird. Als die Antike starb, besaß sie diese Möglichkeit nicht mehr. Das Abendland besitzt sie noch immer. Unterschied des Wachstums scheidet die modernen Nationen mehr als jedes andere beiläufige und wäre es noch so augenfällige politische Erfolgsmoment. Wachstum scheidet sie von Grund auf in entvölkernde und in übervölkernde Nationen und stellt in überaus bemerkenswerter Weise die Gruppe der Sieger im Weltkriege, stellt Franzosen und Engländer als Nationen eines Bevölkerungsstillstandes und Rückganges auf die eine Seite, während sie die Gruppe der irgendwie Besiegten, die Deutschen, die Russen, die slawischen und die finnischen Nationalitäten, die Völker des europäischen, des eurasischen, asiatischen Ostens bis hin zu den Japanern, als die Völker der ständigen Vermehrung auf die andere Seite stellt.

Der Friede von Versailles entläßt uns mit dem widerspruchsvollen Ergebnisse, daß Sieger die alternden Völker des Westens blieben, Besiegte dagegen die Nationen der größeren Lebenskraft sind. Das deutsche Volk hätte wenigstens die große Tragfähigkeit besessen, die von der Mitte des Festlandes aus eine dauernde Herrschaftsaufrichtung gestattete. Jetzt ist der Imperialismus auf Frankreich und England, auf ein Randvolk und ein Inselvolk übergegangen, die das Festland und Hinterland wohl vorübergehend beherrschen, aber um so weniger tragen können, als sie Nationen der Entvölkerung

sind. Die Sieger im Weltkriege besitzen die Form der Zivilisation. Aber sie besitzen nicht die Menschen, um diese Form dauernd mit Leben zu füllen. Der Westen würde die Massen der ihm versklavten Nationen auch dann nicht bewältigen können, wenn es barbarische Massen wären. Er kann es um so weniger, als zu den bevölkerungspolitischen Gründen bestimmte geistespolitische Gründe treten, die dem Westen Europas seiner politischen Ideologie, seiner rückwärts gewandten Idolatrie, seiner längst überholten Schlagwortwelt überall dort, wo der Westen endet, eine völlig neue und rein zukünftige Welt entgegensetzen: seinem Liberalismus einen Sozialismus, seiner materialistischen Geschichtsauffassung eine metaphysische Schicksalsanschauung, seinem gesättigten Lebenskult einen ungesättigten Lebenshunger des Leibes und der Seele.

Auch in den Ländern der Besiegten wird zu den Folgen des Weltkrieges ein Bevölkerungsrückgang gehören. Sogar für Rußland ist zunächst die Zeit vorüber, in der in jeder Minute vier Russen geboren wurden. Aber diese Erscheinung, die in Deutschland schon vor dem Kriege eingesetzt hatte und eine Erscheinung der Gesellschaft und ihres großstädtischen Anhanges war, kommt nicht aus dem Willen des Volkes. Im Gegenteile, ein Bevölkerungsstillstand wird hier in Zukunft das Zeichen eines politisch, also nicht natürlich gehemmten Willens sein, dem der Frieden von Versailles den Weg in die Welt verlegte. Dieser Wille möchte sich ausbreiten, aber er darf sich nicht ausbreiten und muß sich deshalb in inneren Stauungen zunächst gegen sich selbst wenden.

Der Krieg hat an dem Bevölkerungsverhältnis der einzelnen Länder nichts geändert. Wenn seine Folge in allen Ländern ein Bevölkerungsrückgang sein wird, dann trifft er die Länder der Sieger genau so wie die der Besiegten, und er trifft die der Sieger um so verhängnisvoller, als er hier nur den sinkenden Vorgang aufnimmt und fortsetzt, in dem sie sich vor dem Kriege bereits befanden. Deutschland besitzt auch jetzt noch seinen ziffernmäßigen Vorsprung. Es besitzt die Menschen. Aber es besitzt nicht das Land. Es hat an Land, an Bewegungsfreiheit, an Unterbringungsmöglichkeit noch verloren. Das Unverhältnis von Volk und Boden ist nur noch größer und grausamer geworden. Zwanzig Millionen, die das Land nicht zu ernähren vermag, suchen jetzt einen verzweiflungsvollen Ausweg in diejenige Welt, die ihnen der Krieg hätte erschließen sollen, und die nun der Friede verschließt. Zwanzig Millionen Deutsche besitzen den Raum nicht, um sich in ihrem Lande einzurichten, während in Frankreich der Boden öde und ohne Unternehmungskraft liegt.

Wofern die Revolution den konservativen Sinn bekommt, der noch jeder Revolution eines lebenskräftigen Volkes vorbehalten war, wird die Nation ihre neue Lebensform in der Richtung suchen, nun nicht etwa Masse zu bleiben, sondern sich zu gliedern, neue Stände, völlig neue Verfassungs- und Wirtschaftskörper zu bilden, Leibgemeinschaften, wie M. H. Boehm sie nennt,

Zellen, die schließlich in der großen Leibgemeinschaft einer bewußt gewordenen Nation münden. Aber immer wieder wird ihr das Land fehlen, um wirklich leben zu können. Und immer wieder wird das Volk in Bewegung kommen, wird Auswege suchen und, da es diese Auswege nicht findet, sich durch innere und äußere Umlagerungen neue Lebensmöglichkeiten zu schaffen suchen.

Rußland wiederum besitzt das Land und besitzt die Menschen. Die Opfer, die das russische Volk im Weltkriege brachte, wird sein mächtiger Körper gar nicht merken. Die dünne Gesellschaftsschicht, die vor dem Kriege auch in Rußland das Leben eines alten westlerischen abendländischen Volkes führte, ist durch die Revolution ausgetilgt worden. Aber ob ein wiederhergestelltes Rußland nun eine Zarendemokratie oder eine Bauerndemokratie sein oder eine bolschewistische Autokratie bleiben wird — immer wird das russische Volk für das Land und für die Menschen, die es beide von Natur besitzt, den Durchbruch suchen müssen, der die Kräfte seiner großen dunklen unerschütterten Leibgemeinschaft freigibt. Und wenn dann das russische Volk nach Krieg und Revolution zu einer Besinnung auf seine Stellung in der Welt kommt, dann wird es erkennen, mit welchem Ergebnis diese fünf Jahre für den russischen Staat abschlossen: daß an allen Ausgängen der russischen Erde vom Eismeere und von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer und zum Kaspischen See die Engländer mit dem Anspruche stehen, ein Herrenvolk auch über Rußland zu sein.

Spengler konnte noch über das bevölkerungspolitische Problem in der abendländischen Menschheit hinwegsehen. Er nahm ganz allgemein an, daß, soweit hier ein Problem lag, der Imperialismus die Lösung schon finden werde. Er forderte den Sozialismus auf, dem Imperialismus auf seinem Wege zu folgen, lehrte die Expansion als ein Weltprinzip und sah voraus, daß „der heutige noch wenig entwickelte Sozialismus, der sich gegen die Expansion auflehnt, eines Tages mit der Vehemenz eines Schicksals ihr vornehmster Träger sein wird". Er nahm damit eine Entwicklung der abendländischen Menschheit vorweg, die auch durch den Ausgang des Weltkrieges nicht verfehlt, die durch den Frieden zu Versailles nur gehemmt wurde. An dem Tage, an dem die Arbeiterschaft begreift, daß es Ihr Krieg war, den sie gegen den Liberalismus einer ausbeutenden und nutznießenden Völkergesellschaft des Westens verlor, während ein deutscher Imperialismus die beste Sozialform für ein übervölkerndes Land gewesen wäre, wird sie die Verkündung wahrmachen, die Spengler aussprach, und die Entwicklung nachzuholen suchen. Und dann wird die angesammelte zusammengedrängte niedergehaltene Lebenskraft nun nicht mehr imperialistisch, sondern explosiv durchbrechen und in allen übervölkernden Ländern nicht die Klassen, sondern die Nationen selbst zu Trägern haben.

Die Völker des Ostens, der für den Westen in Deutschland beginnt, sind die Bringer des Sozialismus. Aber es wird nicht der kleinstirnige Parteisozialismus sein, der den Gegner im eigenen Volke sucht. Es kann auch

nicht der engherzige Klassensozialismus sein, der die Frage nach dem Privateigentum stellt. Es ist vielmehr der große Völkersozialismus, der erkennt, daß es nur eine Unterdrückung in der Welt gibt: die der Nationen, und aller Klassen Berufe Stände in ihnen. Er wird einmal vor die Herren und Mächte dieser Erde treten und die Frage nach dem Länderbesitz stellen: wie es kommt, daß den alten und zurückgehenden Nationen des europäischen Westens die Welt gehört, während junge und überschwengliche Völker nicht den Boden haben, nicht das Meer, die Luft und die Freiheit, um zu leben? Wenn diese Widersprüche einmal ausbrechen, in den nächsten Jahren, Jahrzehnten, Jahrhunderten, dann wird eine Analogie eintreten, die Spengler noch nicht vorsehen konnte, als er sein Buch in dem Glauben schloß, daß schon der Weltkrieg die Besiegung des Westens bringen werde, die aber durchaus im Zuge seiner Vision vom Untergange des Abendlandes liegt: dann wird die Welt ein Erdgeschehen erleben, das sich, unter veränderten Erscheinungsformen, nur mit dem Ausbruche der Völkerwanderung vergleichen läßt. Es gibt heute keine urerzeugten Rassen mehr, die aufbrechen könnten. Aber es gibt unterdrückte Nationen, die ausbrechen müssen.

Die Wüste wächst. Weh dem, der Westen birgt! Die Menschen des Westens, die heute die ersten sind, werden morgen die letzten sein.

Die jungen Völker werden sich gegen die alten Völker erheben.

12

Wer weiß, wozu es gut ist. Hindenburg.

Wir haben in diesem Augenblicke vor unseren Gegnern nur das Unberechenbare voraus.

Der Sieger ist immer auf seinen Sieg festgelegt. Er muß nach den Zwangsläufigkeiten handeln, die der Ausgang des Weltkrieges geschaffen hat. Er hält sich jetzt an sein Papier von Versailles und fordert die endgültig geschichtslos gewordene Welt, die eine so vorteilhafte Welt für ihn ist. Zu ihrer Verewigung hat er sich die prästabilierte Harmonie dieses Völkerbundes erfunden, der die dauernde Herrschaft der Sieger über die Besiegten gewährleisten soll.

Aber der Sieger ist seiner Sache noch immer nicht sicher. Er hat nur den Einen Wunsch, daß es auf der eroberten Erde in alle Zukunft so bleiben möge, wie er sich in der Gegenwart auf ihr einrichten darf. Und er hat nur die Eine Furcht, daß etwa neue Probleme auftauchen möchten, die mit der Macht einer Unbekannten alles fragwürdig und schließlich rückgängig machen könnten, was so kunstvoll erreicht wurde.

Wenn am Ende des Chaos und nach dem Ablaufe der Flut sich doch wieder nur dasselbe Kräfteverhältnis zwischen den europäischen Nationen herstellt, das sie vor dem Kriege als Anspannung ihrer Länder so überaus unterschied, und das sich während des Krieges, in diesem Kampfe der Zehn gegen

den Einen, als Leistung der Schlachten abermals bewährte, dann nützt dem Sieger nichts, daß er sich jetzt Sicherungen über Sicherungen schafft. Dann haben die jüngsten, die lebensfähigsten, die wachstumswilligsten Völker alle Aussicht, auch wenn sie zunächst die niedergeworfenen sind, sich bei einem neuen Stande der Gestirne abermals zu erheben. Und vielleicht sind es gerade die Sicherungen, die sich, weil sie unnatürliche Maßregeln sind, aus irgendeinem dunklen Grunde, den der Sieger heute noch nicht kennt, gegen ihn wenden werden. Er ist bei seinen Berechnungen abhängig von 1919, von einem Jahre, von einer Ziffer. Vor dem Unberechenbaren schützt auch das Berechenbare nicht.

Der Besiegte dagegen, der äußerlich gebunden erscheint, ist innerlich frei. Er ist vogelfrei, gewiß, aber immerhin frei. Er muß politisch allen Bewegungen folgen, die der Sieger ihm vorschreibt. Aber er braucht deshalb noch nicht die Politik mit der Geschichte zu verwechseln. Er ist niemals gezwungen, die Ergebnisse der einen bereits für die Ergebnisse der anderen zu halten. Er hat das gute Bewußtsein, daß erst einer erdrückenden Massierung, erst technischem Aufwande und dem Aufgebote aller Erdteile gelang, einen Sieg herbeizuführen, der dann, wenn Volkskraft gegen Volkskraft gestanden hätte, von dem Sieger niemals errungen worden wäre. Der Besiegte hat jetzt den unermeßlichen Spielraum, um die unterirdische Auswirkung der Ergebnisse abzuwarten, die immer neben der oberflächlichen hergeht und den Tag vorbereitet, an dem die Tücksale der Geschicke sich rächen.

Nur Er, der nichts mehr zu verlieren und immer nur zu gewinnen hat, darf die furchtlose Vorstellung wagen, wie diese Welt in 15, in abermals 44 und nun erst nach 100 Jahren oder 300 Jahren aussehen wird.

Nur Er darf ohne Schrecken die Frage aufwerfen, ob es sich bei dem Weltkriege nicht nur um das Landkartenergebnis des Friedensschlusses handelt, sondern um eine allgemeine europäische Angelegenheit, die vor allem für die Unvernunft des Westens zeugt.

Und wieder nur Er darf das Problem vom Untergange des Abendlandes aufwerfen und sich fragen, ob ein allgemeiner Zusammenbruch nicht vor allem den Sieger lähmen muß, weil es seinen Sieg sinnlos macht — zu einer vorläufigen Gebärde ohne weltgeschichtliche Tragweite, die als Schicksal wesentlich auf den Sieger zurückfällt, während sie den Besiegten diesem selben Schicksal entrückt.

Joseph Victor Scheffel
und
Caroline von Malzen
in den Jahren 1864 bis 1869

Nach Tagebuchblättern von

Luise Perty

Vorbemerkung

Als die nachfolgenden Erinnerungen an Joseph Victor Scheffel und Caroline von Malzen niedergeschrieben wurden, geschah es nicht mit der Absicht, sie der Öffentlichkeit zu übergeben. Dem Freundeskreis, für den sie, als Manuskript gedruckt, bestimmt waren, sollten sie nicht vor dem Tode der Verfasserin bekannt werden.

Wenn nun hiervon abgegangen wird, so ist für diese Willensänderung bestimmend, daß seit 1916, in welchem Jahre das Urheberrecht an Scheffels Werken erlosch, eine Reihe neuer Scheffel-Ausgaben erschienen ist, die in biographischen Einleitungen sich auch mit dem Eheleben des Dichters beschäftigen. Die vielfach unzutreffenden, mindestens ungenauen Urteile, die über die Scheffelsche Ehe gefällt worden waren, wurden von neuem ausgesprochen. Gestützt auf eigene Wahrnehmung und unanfechtbare Belege glaubt die Verfasserin manches feststellen oder aufklären zu können, was bis jetzt ungewiß oder unklar geblieben war; ihre kleine Schrift zu veröffentlichen, hat sie sich aber doch erst entschlossen, nachdem einsichtsvolle, unparteiische Beurteiler, denen ein Einblick in das Manuskript gestattet war, sie wiederholt und dringend dazu aufgefordert hatten.

Die Originale der vollinhaltlich oder bruchstückweise abgedruckten Briefe (oder Konzepte von solchen) sind der Badischen Landesbibliothek zu Karlsruhe in Verwahrung gegeben, ebenso Zeichnungen und Photographien, die erwähnt werden oder auf die Jahre 1864 bis 1869 sich beziehen.

Bern, im Herbst 1919.

Luise Weber geb. Perty.

*

„Luischen, du wirst Scheffel kennen lernen!" schrieb mir zu Anfang des Jahres 1864 Caroline von Malzen[1]), ehe ich auf einige Monate zum Besuch in ihrem väterlichen Hause in Karlsruhe eintreffen sollte. Vor kurzem erst war sie dem meist auswärts lebenden Dichter begegnet, dessen „Trompeter" und „Ekkehard" sie mir bei einer früheren Anwesenheit in Karlsruhe mit Ent-

[1]) In neuerer Zeit schreibt sich die Familie Malsen.

zücken vorgelesen hatte. In ihrem letzten Briefe schwärmte sie besonders für „Frau Aventiure", vor allem für das „Wächterlied".

Caroline hatte durch ein altes Fräulein, Therese Stuber, eine intime Freundin der Frau Majorin Josephine Scheffel, viel Gutes über deren berühmten Sohn Joseph gehört. Am 1. März 1864 schrieb sie mir: „Ich habe durch Therese erfahren, daß J. S. sich leidenschaftlich für mich interessiere und daß die Eltern mit fieberhafter Aufregung seine Neigung und deren Folgen besprechen ... J. S. interessiert mich tief, so daß ich kaum den Mut hätte, ihn auszuschlagen, wenn er um mich anhielte. Er ist ein prächtiger Mensch, geistvoll, edel und zart."

In jener Zeit wurde Caroline im Atelier des Malers Feodor Dietz von einer Schweizer Freundin unter des Meisters Leitung gemalt. Wie früher in Berlin Kaulbach, so fand es auch Dietz nicht leicht, die feinen Züge und zarten Farben der besonders im Profil schönen Caroline wiederzugeben. Trotz seinem menschenscheuen Wesen fand sich der mit dem Maler persönlich befreundete Dichter Scheffel öfter während der Sitzungen im Atelier ein.

Bald nach meiner Ankunft in Karlsruhe machten wir Besuch bei der mir schon bekannten Mutter des Dichters. Es kam wie Sonnenschein über ihr liebes, hübsches altes Gesicht, so oft sie Caroline ansah. „Joseph meidet zwar meinen Salon, wenn er denkt, daß ich Besuch habe," sagte sie, „aber wenn er hört, daß Sie, Fräulein von Malzen, da sind, wird er gewiß kommen." Er kam. Ich hatte ihn mir ganz anders gedacht. Trotz seiner auch für mich freundlichen Begrüßung wurde ich ein unbehagliches Gefühl nicht los. Seine ganze Erscheinung, das ziemlich gerötete Gesicht, sein Blick, der durch die Brille Menschen und Gegenstände nur flüchtig zu streifen schien, das kurz geschnittene, in der Mitte gescheitelte Haar, etwas Derbes, Ungelenkes in den Bewegungen, sein langer, schwarzer Rock, der dem eines Landgeistlichen glich — das alles kam mir unharmonisch vor. Aber was hätte es bedeutet, würde ich nicht geahnt haben, daß ihn und Caroline vielleicht bald ein ernstes Band verbinden werde! Ich konnte sie und Scheffel mir nicht als ein Paar denken.

Wohl hatte Caroline oft das Oberflächliche, Gehaltlose getadelt, das sich in der sogenannten „Gesellschaft" breit mache; sie suchte den Umgang mit geistig bedeutenden Menschen und freute sich, daß ihr Vater Künstler und Gelehrte, wie Schirmer, Lessing, Schrödter, Dietz, sah und manche mit ihren Familien in sein Haus lud. So waren ja auch Carolinens und meine, gleichfalls aus München stammenden, Eltern Ende der 1830er Jahre in Bern, wo Freiherr Conrad Adolf von Malzen als Gesandter Bayerns bei der schweizerischen Eidgenossenschaft und mein Vater als Professor der Naturwissenschaften an der Berner Hochschule lebten, befreundet geworden, ehe ich geboren war. Caroline war durch diesen Verkehr an einfache, gebildete Menschen gewöhnt, sie liebte die Einfachheit. Und doch — und doch! Ich weinte die ganze Nacht hindurch. Erst mit dem Morgengrauen wurde ich

ruhiger. Ich redete mir ein: dich quält Eifersucht, die Furcht, deine Freundin zu verlieren! Dagegen mußt du kämpfen; denn Caroline findet Gefallen an Scheffel, und das Urteil der um neun Jahre älteren Freundin ist ja viel reifer als das deine, nennt sie dich doch ihr Kind, ihr Baby! Als ich dann Caroline in das Atelier des Professor Dietz begleitete und dort hörte, wie lebhaft und humoristisch Scheffel sprach, wie er und Caroline, die für Literatur und bildende Kunst ein außergewöhnliches Verständnis hatte, sich in ihren Anschauungen begegneten, da begriff ich der Freundin wachsende Neigung mehr und mehr.

Am Nachmittag des 24. April 1864, während eines Besuches, verlobten sich Joseph Viktor Scheffel und Caroline von Malzen in dem sogenannten Balkonzimmer des Scheffelschen Hauses.

Das Glück der Eltern Scheffel war unbeschreiblich groß. Carolinens Wesen hatte ja auch sie bezaubert. Papa Malzen dagegen war von dem Ereignis schmerzlich berührt. Seine mit inneren und äußeren Vorzügen so reich ausgestattete Tochter hatte manche Partie ausgeschlagen; er hoffte, sie bei sich behalten zu können. Im Jahre 1849 hatte er seine der österreichischen Adelsfamilie von Peckenzell entstammende zweite Frau, Carolinens Mutter, verloren, als die Tochter 16 Jahre alt war. Dann mochte wohl dem alten Herrn Scheffels ganze Art nicht so recht sympathisch sein. Freiherr von Malzen war bei großer Einfachheit eine vornehme Erscheinung und zeigte stets eine gewisse Zurückhaltung. Im Grunde seines Wesens aber war er ein freundlicher, wohlwollender Mann. In seinem Hause herrschte eine wohltuende Ruhe; er war gewohnt, auch die unangenehmen Dinge gelassen und besonnen zu behandeln. Gegen Arme und Kranke betätigte er seine Menschenfreundlichkeit in reichem Maße, und auf seinen Fußwanderungen durchs Land — eigentlich seine einzige Freude — offenbarte er sie namentlich auch Kindern gegenüber in herzlicher Weise. Alljährlich lud er einen armen schwäbischen Maler auf einige Wochen in sein Haus ein, damit derselbe bei guter Kost sich kräftigen und neue Eindrücke empfangen könne. Der Gast war als Mensch wie als Maler so matt und farblos, daß seine Gesellschaft eine eigentliche Geduldsprobe bedeutete. Papa Malzens Frage an Scheffel, ob dieser sich nicht zur Annahme einer seiner juristischen oder literarischen Fachbildung entsprechenden amtlichen Stellung, wie sie auch ein Goethe und ein Schiller bekleidet hatten, entschließen würde, verstimmte, ja verletzte den Dichter aufs tiefste und legte bei ihm den Grund zu einer geradezu feindseligen Gesinnung gegen seinen, wie er wähnte, von Standeshochmut erfüllten Schwiegervater. Und doch hatten Scheffels Eltern, bei aller Anerkennung seiner glänzenden dichterischen Anlage, ihrem Sohne wiederholt den nämlichen Gedanken nahegelegt.

Auf beiden Seiten wünschte man die Verlobung geheim zu halten bis kurz vor dem Zeitpunkt der Verehelichung, die im August 1864 stattfinden sollte.

Scheffel begab sich wieder nach Pinzenau in Oberbayern, von wo er nur auf einige Monate ins Elternhaus zurückgekehrt war. Dort bewohnte er ein dem Kunstkritiker Dr. Ernst Förster in München gehörendes Häuschen. Caroline bekam außer Briefen von ihrem Verlobten häufig Kartons, geschmackvoll mit Moosen und Flechten des Waldes geschmückt, unter denen jeweilen einige, launigen Gnomen in den Mund gelegte Worte standen.

Im Scheffelschen Hause an der Stefanienstraße zu Karlsruhe herrschte eine glückselige Stimmung, wie sie vordem lange nicht dagewesen war. „Mir sagte es längst eine innere Stimme," wiederholte die „Majorin" fast täglich, „vom Himmel ist uns noch ein ganz besonderes Glück bestimmt nach all dem Leid, das über uns gekommen!" Einmal äußerte sie zu mir: „Wenn ein Wesen imstande ist, auf Joseph beruhigend zu wirken, so ist es Caroline mit ihrer Sanftmut und ihrem anmutsvollen Humor." Und Vater Scheffel nickte zustimmend. Man sah sich viel, schrieb sich, obwohl dieselbe Stadt bewohnend; ich wurde wie ein Schwesterlein Carolinens behandelt, und die Majorin gebot mir, sie auch Mutter zu nennen. Noch besitze ich zwei Briefe der lieben Frau aus jenen Tagen, die zeigen, mit welch jugendlicher Überschwänglichkeit die Neunundfünfzigjährige schreiben konnte. Wurden der genialen Mutter die kleinen häuslichen Sorgen oft allzu lästig, dann bewährte sich der neben seinen Familiengenossen vielfach unterschätzte „Major" (Scheffels Vater Philipp Jakob, Großherzoglich badischer Baurat und Major im badischen Geniekorps) bis ins kleinste als tüchtiger Hausvater.

Als wir uns eines Nachmittags zu einer Teegesellschaft ins Scheffelsche Haus begaben, fanden wir den guten Major unter der Haustür ängstlich die Straße auf- und abspähend. „Meine Frau ist vor zwei Stunden ausgegangen," sagte er, „um einen ganz kurzen Besuch zu machen. Bis jetzt ist sie nicht zurück, und sie hat alle Schlüssel mitgenommen, man kann den Teetisch nicht richten! Schon sind einige der geladenen Damen im Salon oben!" Bald nach uns trat — zum Glück — die Majorin ein; vom schnellen Gehen atemlos, ließ sie sich auf einen Stuhl nieder, mit der Hand da- und dorthin Grüße winkend. Als sie sich erholt hatte, zählte sie in lebhaftem Redefluß all die Hindernisse auf, welche sich ihrem rechtzeitigen Nachhausekommen entgegengestellt hatten. Das Lachen wollte kein Ende nehmen. Die allgemeine Heiterkeit mußte die Erzählerin befriedigen; allein es lag doch etwas wie eine leichte Wolke auf ihrer Stirne. „Kinder," sagte sie während einer Lachpause, „ich habe noch ein schweres Bekenntnis abzulegen: mein Schlüsselbund ist verlegt und nicht wiederzufinden — das Geschirr für den Teetisch ist eingeschlossen! Nun schlage ich vor, daß jede der Damen unter den herumstehenden Nippsachen sich eine Tasse aussuche, das Fehlende wird dann aus der Küche herbeigeschafft." Unter lautem Jubel holten wir von Kommoden und Etageren Tassen herbei. War das ein buntes Publikum! Uralte, neuere, große, kleine, Französinnen, Holländerinnen, Chinesinnen — auch ein derbes „Schweizerkacheli", an Stelle des Henkels mit Ohrläppchen versehen! Als der Tee ein-

genommen war, stellte eine der Damen den Antrag, es sei über die Hausfrau noch eine besondere Strafe zu verhängen, und zwar solle sie Herkunft und Schicksal der verschiedenen Tassen erzählen. Mit großer Anmut, spielend, löste die phantasievolle Majorin die ihr zugedachte Strafaufgabe, und vergnügt wie selten nach einer Teegesellschaft verließen wir alle das Scheffelsche Haus.

Nach einigen Wochen wünschte Scheffel, daß man sich sehe. Er wählte als Ort der Zusammenkunft das schwäbische Städtchen Lauffen am Neckar, den Geburtsort Hölderlins. Vorher besuchte Caroline mit mir in dem benachbarten Vaihingen die Töchter einer württembergischen Pfarrersfamilie, mit denen sie sich befreundet hatte zur Zeit (in den 1840er Jahren), da ihr Vater als bayrischer Gesandter in Stuttgart akkreditiert war. Dann trafen wir in Lauffen mit Mutter und Sohn Scheffel zusammen. Es folgten Tage voll Sonnenscheins, voll heitern Reiseglücks. Auf den kleinen Spaziergängen in der Umgegend Lauffens lernte ich Scheffels großen persönlichen Zauber kennen. Jeden Baum, jeden Strauch, jede Beleuchtung besprach er. Wir sahen dies alles auch; aber er wußte mit Künstlersinn an jedem Gegenstand etwas Besonderes herauszufinden. Als wir die Neckarbrücke überschritten, sprang ein kleines Kind auf ihn zu, dem langen, schwarzen Rock zu Ehren ihm das Händchen entgegenstreckend; aber ein älteres Schwesterlein, das den Schnurrbart bemerkt hatte, zupfte es am Ärmel und flüsterte: „'s isch der Letz." Einmal wünschte Mutter Scheffel mit mir allein zu gehen. Unterwegs fragte sie da und dort mit geheimnisvoller Miene nach einer Frau. Ein burgähnliches, ziemlich zerfallenes Gebäude war unser Ziel. Umsonst suchten wir den Eingang. Da rief aus einem offenen Fenster von weit oben herab ein kleines Mädchen: „Wollen die Damen etwa von meiner Großmutter sich wahrsagen lassen? Sie ist für den ganzen Tag fort." „So," sagte sehr enttäuscht die Majorin, „wie heißest du denn, und wie kommt man zu dir hinauf?" „Zerline Königsbacher heiße ich, und da muß man heraufsteigen", antwortete das Mädchen, auf eine hohe Leiter deutend. Entsetzt über diese Zumutung verzichtete lachend Mutter Scheffel auf alles Weitere und bat mich, Joseph dies mißlungene Abenteuer nicht zu verraten.

Als Scheffel in Lauffen die reizende gotische Kapelle der heiligen Regiswindis zeichnete, trat aus dem nahen Pfarrhause der (protestantische) Ortsgeistliche auf uns zu und lud „die wohl sehr kunstverständigen Herrschaften" ein, ein Bild in seinem Hause zu besichtigen. Mit viel Geschick wußte die Mutter seinen Fragen nach Namen und Herkunft der kleinen Gesellschaft auszuweichen. Jahr und Tag nachher hatte der gute Herr aber doch seine Neugier zu befriedigen gewußt. Er schrieb an Scheffel: Nun es ihm kein Geheimnis mehr sei, wer die Fremden gewesen, welche die Regiswindis-Kapelle bewunderten, müsse er seiner Freude Ausdruck geben, in der Gemahlin des Dichters das Urbild der Herzogin Hadwig und in ihrer jungen Freundin das der Griechin Praxedis gesehen zu haben. (Ekkehard war aber neun Jahre, ehe Scheffel Caroline kennen lernte, erschienen!)

Der musikalische Wirt des kleinen Gasthofes in Lauffen spielte uns einmal auf seinem uralten Spinett etwas vor. Scheffel, der damals die Musik gar nicht liebte, ließ es über sich ergehen, äußerte sich aber sehr zufrieden darüber, daß Caroline kein musikalisches Talent habe.

Die Rückfahrt machte die Mutter Scheffel mit Caroline und mir zu Schiff auf dem Neckar von Heilbronn bis Heidelberg. Bald raunte uns die Majorin zu: „Kinder, mit dem jungen, flotten Kapitän hat's was Besonderes auf sich, mit dem Manne muß ich anbandeln." Und wirklich! Es stellte sich heraus, daß er ein Student war und nur für jenen Tag den Schiffskapitän, seinen Bruder, im Dienste vertrat. Der Herr Studiosus lud die (das Inkognito streng wahrende) „gnädige Frau und Fräulein Töchter" auf den Abend zu einem Tanzvergnügen nach Neckarsteinach ein, was selbstverständlich dankend abgelehnt wurde.

Zu Anfang des Monats August 1864 traf Scheffel wieder im Elternhause ein. Alle waren dort in voller Geschäftigkeit. Scheffel hatte fürs erste als Wohnsitz ein Landhaus des Oberrichters Eduard Dössekel in Seon im schweizerischen Kanton Aargau gewählt und dasselbe zu längerem Aufenthalt gemietet. Den Vorbereitungen des Umzuges nach der Schweiz schrieben wir es zu, daß der gemütliche, heitere Ton, der in den letzten Monaten im Scheffelhause geherrscht hatte, sich mehr und mehr verlor und einer aufgeregten, oft gereizten Stimmung wich. Als Caroline und ich eines Abends dort erwartet wurden, hatte die Mutter in dem Granatbäumchen auf dem Balkon ausgestopfte Vögel befestigt und einige farbige Papierlaternchen aufgehängt. Über diese, künstlerisch allerdings nicht gerade befriedigende, Schmückung des Balkons geriet Scheffel außer sich, und nur mit Mühe gelang es Caroline, ihn zu beruhigen und zum Tisch zurückzuführen. Einige Tage vor der Hochzeit fanden wir die Mutter tief verstimmt. „Ich wollte Euch meinen Verdruß verheimlichen, aber Ihr merkt mir ihn doch an. Versprecht mir, keinem Menschen etwas davon zu verraten! Joseph hat die sechsunddreißig neuen Hemden, die gewaschen und gebügelt im Bügelraum für ihn dalagen, in die Kohlenfässer hineingestopft! Was sage ich nur der Wäscherin und der Büglerin?!" — Sie wußte keine Veranlassung zu diesem argen Streich; aber sie gestand, daß es schon öfters Szenen zwischen ihr und dem Sohne gegeben habe. „Dir, Caroline," so versicherte sie indes immer und immer wieder, „wird so was nicht geschehen, deinem Zauber kann er nicht widerstehen, du wirst ihn auch nicht reizen, wie ich es vielleicht zuweilen tue. Erinnere nur Joseph stets daran, daß er die starken Weine meiden muß; sie sind ihm schädlich und haben ihm einmal ein schweres Augenleiden zugezogen." Auf dem Heimweg sagte Caroline sehr ernst zu mir: „Ich werde bis ins kleinste bedacht sein, Josephs leicht reizbare Nerven zu schonen."

Mit dem Myrtenkranz sandte die Mutter am Hochzeitstage der Braut folgende Strophen:

„Teures Kind!
Nimm den Kranz aus meiner Hand!
Deine Mutter half ihn winden,
Wie ich deutlich dies empfand,
Wirst auch du es froh empfinden.

Ihres Segens Himmelstau
Kam sie drüber auszugießen:
Hoffe! — Glaube! — und vertrau! —
Deinem Kranz wird Heil entsprießen.
Die Mutter Scheffel."

Am 22. August 1864, mittags 12 Uhr, fand in dem zur Kapelle umgewandelten Malzenschen Salon die Trauung statt. Außer Papa Malzen und den Eltern Scheffel wohnten ihr nur einige ältere Damen, der österreichische Hauptmann a. D. Karl Klose, sein Bruder Wilhelm, der Landschaftsmaler, und ich bei. Nach einem Gabelfrühstück reiste das junge Paar ab, um vorerst einige Tage in der Schweiz und darauf längere Zeit in Oberitalien zu verbringen.

Am Abend des Hochzeitstages versammelte sich eine fröhliche Gesellschaft im Balkonzimmer des Scheffelhauses, an der unter anderem auch Wilhelm Klose und, sprudelnd von froher Künstlerlaune, Anton von Werner teilnahm.

Den folgenden Morgen in aller Frühe trat ich, wie verabredet, bei den Eltern ein, um Abschied zu nehmen. Den Vater fand ich tief gebückt im Lehnstuhl sitzend. „Liebe Luise," sagte er, „wir haben eine schreckliche Nacht hinter uns. Josephine (die Mutter), die voll Zuversicht in die Zukunft geblickt hatte, wird jetzt von furchtbaren Zweifeln gequält. Der allgütige Gott helfe uns!" Da kam die Mutter laut schluchzend auf mich zu: „Kind, Kind, o sag mir, daß Joseph den sanften Engel nicht unglücklich machen wird!" Händeringend ging sie auf und ab. Ich war wie betäubt. Was sollte, was konnte ich sagen?! Es war eine Erlösung für mich, als der Wagen gemeldet wurde, der bestellt war, um die Mutter zur Messe zu fahren. Ich fuhr eine Strecke mit und nahm dann Abschied von ihr. Noch lange winkte sie mir aus dem Wagenfenster zu, wehmütig lächelnd. Ich sollte die mir so lieb gewordene Frau nicht wiedersehen.

Beim Frühstück war Herr von Malzen ernst, fast trüb gestimmt. Zum Andenken an den gestrigen Tag schenkte er mir vor meiner Abreise eine Ausgabe des „Ekkehard", mit der von seiner Hand geschriebenen Widmung: „Der Freundin des Hauses von Malzen. 22. August 1864."

Vier Tage darauf erhielt mein Vater von ihm einen Brief, dessen Inhalt den Charakter des (damals) 73 Jahre zählenden Mannes besser als jede Schilderung zeichnet, wie die folgenden Sätze beweisen.

Carlsruhe, den 26. August 1864.

Wertheſter Herr Professor!

Ich habe seiner Zeit Ihre gefällige Zuschrift vom 8. Juli empfangen und wartete seitdem auf irgend welche Gelegenheit, auf den Inhalt derselben zu ant-

worten. Eine solche Veranlaßung wäre allerdings in der Rückkehr Ihres Töchterchens geboten gewesen. Allein der Zeitpunkt ihrer Abreise traf mit einer solchen Bewegung in Haus und Familie zusammen, daß ich zu der nöthigen Sammlung nicht zu gelangen vermochte. Welcher Natur diese Aufregung gewesen, wird Ihnen Ihre Tochter aus bester Quelle zu berichten im Stande sein, da sie seit 5 Monaten Zeuge von Allem war, was sich in unsern Familienverhältnissen zugetragen hat. Ich glaube daher auch nicht am Ort auf ein Detail hierüber eingehen zu sollen, und beschränke mich lediglich auf das Resultat, daß aus einem glücklichen Vater ein verlaßener Vater, aus einem sorgenlosen und befriedigenden Alter eine Zeit der schwersten Bewegung und sorgenvoller Befangenheit geworden ist. Es ist die mißlichste Epoche in einem Lebenslauf von 73 Jahren. Und alle Betrachtungen hierüber vermögen keine Milderung in tief verlezte Gefühle zu bringen. Es ist daher auch gänzlich nutzlos, irgendwie auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Es heißt eben sich mit einem fait accompli zurechtfinden. Ich gehe lieber auf einen andern Gegenstand über — zunächst auf die freundschaftlichste Geneigtheit, mit welcher Sie uns auf so lange Zeit Ihr Töchterchen überließen. Ich denke, sie wird hier sich nicht gelangweilt und auch für ihre allgemeine Ausbildung ihre Zeit nicht verloren haben. Möge es ihr im Leben gut gehen und sie durch Vorgänge, die sie so nahe vor Augen gehabt, Belehrung für ihr eigenes Leben geschöpft haben. Grüßen Sie sie, ich bitte, auf das allerfreundlichste . . . . . .

. . . . . .

Nun, wertheſter Herr Professor, leben Sie wohl, und entfernen sich auch unsere Bahnen immer mehr, so sollen dieselben uns doch nicht ganz trennen.

In unveränderlicher Ergebenheit

Ihr

Malzen.

*

Was ich am Morgen nach Scheffels Hochzeitstag in seinem Elternhause erlebte, das habe ich vor meiner Freundin und gegenüber jedermann bis zu dieser Stunde als tiefstes Geheimnis bewahrt.

*

Caroline schrieb mir am 29. August von Rheineck (St. Gallen) aus unendlich glücklich. Sie klagte über Müdigkeit, herrührend von langen Fußwanderungen, aber ihr Glücksgefühl war unbegrenzt. „Wie gerne möchte ich Dich wiedersehen und Dich versichern, daß ich so recht von Herzen glücklich bin! Mit merkwürdiger Leichtigkeit habe ich mich in die neuen Verhältnisse gefunden. Joseph ist die Liebe und Güte selbst — fast wie ein Vater mit seinem unmündigen Kinde — und dabei so natürlich, so wohltuend und heiter. Wir führen ein höheres Handwerksburschenleben und bummeln viel zu Fuß herum; ich war auf allen Ekkehardbergen, außer dem Säntis . . . Ich glaube, daß ich die Frau für Joseph bin und daß niemand so zu mir gepaßt hätte . . .“ Auch den Eltern Scheffel kamen gute Nachrichten zu. Die Mutter war beruhigt und schrieb auch so an mich. Aber sie klagte über oftmaliges, heftiges Unwohlsein. Um die Weihnachtszeit wurde sie beängstigt durch eine Nachricht aus Weimar: der dem Dichter huldvoll geneigte Großherzog Karl Alexander wollte Scheffel den Hofratstitel verleihen. Sie schrieb darüber an die mit ihrem Gatten im Dössekelchen Landhaus zu Seon weilende Caroline. In dem Briefe beklagte sie Josephs Mißtrauen gegen alle, auch die ihm gut-

gesinnten, Menschen und sprach die Befürchtung aus, er möchte die fürstliche Gunstbezeugung schroff zurückweisen. Meine Freundin sandte mir diesen Brief mit der Bemerkung zu, sie habe leider schon mehr als einmal die gleiche Wahrnehmung machen müssen. Josephine Scheffel schrieb an ihre Schwiegertochter:

Theures Kind!

Gestern Abend erhielt ich einen Brief von Joseph worin er mit Abneigung von Weimar spricht — mich aber doch nicht mehr der Intrige beschuldigt wie es in seinem Brief an meinen Mann geschah, daß ich auch nicht mehr böse auf ihn bin saht Ihr aus meinem eingeschobenen Zettelchen in den Brief an dich — und somit lebte ich heute in dem sehr angenehmen friedlichen Gefühl daß nichts Störendes in unsrer gegenseitigen Weihnachtsfreude sey. Nun aber denke dir meinen Schrecken — erhalte ich so eben einen Brief von Arnswald worin er mir meldet, daß der Großherzog zur Weihnachtsfreude Joseph — zum Hofrath ernennen werde. Ob die Nachricht ihm schon zugekommen weiß ich nicht — weiß auch durchaus nicht was ich dazu sagen soll — sie erfüllt mich mit Angst und Sorge — während es etwas sehr Erfreuliches sein könnte wenn Joseph anders gesinnt wäre. Da aber eine so heftige Abneigung gegen die dortigen Hofleute in seinem Herzen sizt — so wünsche ich meinerseits nicht, daß er hingehe. Ob das Hingehen aber eine Consequenz dieses Titels ist weiß ich nicht er kann vielleicht ruhig dabei in der Schweiz bleiben. .... und es ist beßer zufrieden und glüklich im Dorfe Seon als mißbehaglich in Thüringen. Nach Weimar selbst wäre überhaupt nicht gut für Joseph. Sein unglükliches Mißtrauen würde ihm Alles verbittern. Er weiß recht gut daß der Großherzog und Arnswald es immer gut und redlich mit ihm gemeint haben und daß der Großherzog ja eine unverwüstliche Zuneigung zu ihm hat — folglich unmöglich etwas gegen ihn jemals gethan hat noch auch thun wird mit Arnswald ist es ebenso — dennoch vermengt er manchmal diese Beiden mit jenen die aus Neid und Mißgunst gegen ihn zu wirken vielleicht versuchten oder wirklich versucht haben. Will er nicht hingehen und auch nicht Hofrath sein — so suche theures Kind nur so viel zu erwirken daß er wenigstens freundlich ablehnt — und den Großherzog und Arnswald der ein so treuer Freund von uns ist nicht beleidigt. Ich kann vor Angst nicht heiter sein bis ich von dir weiß wie es steht denn ich kenne Josephs Aufregung wenn von Weimar die Rede ist. Wenn er doch um Gotteswillen diese Angelegenheit einmal unbefangen ins Auge faßen könnte. Tausende würden sich freuen und sich glücklich preisen über die so lange Zeit immer sich gleich gebliebene Gunst, Freundschaft darf man es wohl nennen — eines guten Fürsten.

Steht ihm nun aber seine völlige Unabhängigkeit höher als das — so seid Ihr ja Gottlob und Dank in der glüklichen Lage diese Unabhängigkeit nicht opfern zu müssen, bleibt ruhig und glüklich in Seon! — Die gemütlichen Beziehungen können sich ja harmlos in der Ferne erhalten. Wer könnte in der Welt noch glüklich sein — der alles — mit Mißtrauen betrachtet! — Gott hat ihm so viel Glük geschenkt — er soll es doch dankbar und harmlos genießen — ach theures Kind — wenn man ihm doch das in die Seele geben könnte!!! Er hat so viele vortreffliche Eigenschaften könnte man ihm doch dazu Vertrauen in die Menschen geben!! Wie viele Gespenster hat er schon gesehen wo keine Spur von Intrige war. Wer ihm doch diese unglüklichen Gedanken jemals erregt hat! Biete alles auf theures Kind — mit deiner unwiderstehlichen Herzensgüte von diesem Mißtrauen ihn zu heilen. Du bist die Einzige die er mit vollem Vertrauen liebt ...

Die Mutter, deine und seine Mutter.

Auf Wiedersehn!

Am 5. Februar 1865 erhielt mein Vater von Scheffel ein Telegramm, das den nach kurzer Krankheit unerwartet eingetretenen Tod der Mutter meldete und zugleich die Bitte enthielt, mich nach Seon reisen zu lassen, da er (Scheffel) vielleicht lange Zeit in Karlsruhe verweilen müsse. Mit Caroline trauerte ich innig um die Heimgegangene. Vom 20. Januar 1865 datiert der folgende letzte Brief, den ich von ihr besitze:

Liebes Kind! Karlsruhe den 20ten Januar 65.

Was ist das für eine Mama die zwei so herzige Briefe und eine so allerliebste Arbeit deiner Hände gerade zu liegen läßt als wärs gar nicht. Es hat aber damit eine eigene Bewandtniß. — Nach der Abreise unseres theuren Paares lag ein ansehnlicher Berg von Gratulations Schreiben da, den niemand abtrug als ich — sie kümmerten sich nicht darum — nun machte ich mich an diese Herkules Arbeit ehe ich aber damit fertig war erfaßte mich plötzlich eine so krankhafte Schreibscheu die beinah ein bedenkliches Nervenübel zu werden drohte auch wurde ich im September wirklich krank und erholte mich kaum noch recht zeitig um die Kisten für die lieben Leute in Seon packen zu können was wiederum eine Zeit so großer Unruhe war daß ich ebenfalls unmöglich schreiben konnte, denn so vieles fehlte in der Einrichtung und so vieles mußte nachgeschoben werden daß ich Alles Andere mußte liegen laßen um da einzustehen als endlich auch dieß erreicht war und dabei so viele Herzens und Geschäftsbriefe an das liebe Paar geschrieben — erfaßte mich abermals die krankhafte Tintenscheu wie mit Koboldsspuk — ich ergrimmte ordentlich wenn ich nur Feder oder Papier sah und ließ die dringendsten Dinge liegen. Ich sorgte und arbeitete nun für Weihnacht — hatte auch dir eine kleine Freude zugedacht — da wurde ich eine Woche vor Weihnacht abermals krank und bin zur Zeit noch nicht recht hergestellt — es kommt jeden Tag noch etwas Anderes — eine ganze Musterkarte von rheumatischen Plagen. Als ich nun nicht mehr ausgehen konnte war mein Vorhaben für dich noch nicht ausgeführt — ich war vom Hexenschuß im Rüken — zu 3wöchentlichem fast ununterbrochenem Kanapeesitzen verurtheilt und konnte nur noch um dir wenigstens ein Zeichen meines Denkens zu geben ein Schächtelchen süße Früchte in Carolinens Kiste für dich legen — selbst ein Paket zu machen gehörte zu den unausführbaren Dingen. Wahrscheinlich hat dirs Caroline mit meinen Grüßen gesendet — was aber mit hätte kommen sollen das bring ich nun im April nach Seon um dirs von dort zu senden, damit ich nichts mit der Zollpost zu thun kriege — mit welcher wir unangenehme Erfahrungen gemacht haben. Indeßen bleib ich tief in deiner Schuld.

Sehe aber daran, wie lieb ich dich habe daß ich so gern deine Schuldnerin bin während ich dieß Gefühl bey unliebsamen Menschen gar nicht ertragen kann. Ich hoffe der schöne Frühling auf dem Kißen wird mir eine Vorbedeutung des bald kommenden Frühlings sein — der mich wieder frisch und kräftig machen wird damit ich denen die mich lieben ihre Zuneigung auch mit sichtbaren Zeichen erwiedern kann. Wie glüklich wäre ich — könntest du liebes Kind mit deinem holden Wesen manchmal bei mir sein — ich kämpfe mich schwer durch diesen Winter durch.

Unwohlsein, schlechte Hausbedienung, Stubengefangenschaft — und was das traurigste oft ist — große ungewöhnliche Aufregung meines armen Carl.

In Seon sind sie glüklich — das ist der Sonnenschein in meiner Trübsal. Die Bücher deines Papas habe ich imer in meiner Nähe und nippe daran und möchte ganz genießen und kann es nicht da ich altes dummes Kind mich gleich

fürchte und abbrechen muß wenn es gerade so recht tief interessiert im Sommer bei den langen Tagen ertrage ichs vielleicht kühner — im schönen grünen Garten — in meiner jetzigen Nervenverfaßung würde ich gleich selbst Gestalten sehen, indeßen sehe ich zwar auch Gestalten, aber sehr liebe schöne — zum Beyspiel dich mein liebes Kind — in deiner ganzen Anmut und Holdseligkeit — in deiner Treue und Liebe zu mir. Ich hoffe wir sehen uns im Sommer — und du besuchst mich hier so bald Papa es erlaubt . . . . . .

. . . . . .

In meinem nächsten Brief erzähle ich dir noch viel zu was ich heut noch unfähig bin. Dank Dank Dank — für den gestikten Frühling für die nicht gestikte sondern lebendig warme Liebe deines Herzens — sie ist von mir tief erwiedert. Alles Schöne an Papa und auch von meinem Mann mit herzlichem Kuß auf Wiedersehen

Die Mutter.

Wenige Tage vor ihrer Erkrankung hatte sie auf einem Blatt, das sich in ihrer Schreibmappe fand, folgende Strophen niedergeschrieben:

„Die Tropfen hör ich rinnen
Vom überwärmten Schnee;
Das gibt mir viel zu sinnen,
Das weckt mir tiefes Weh.

Wie dieser Schnee nun schwindet,
So schwand schon manches hin,
Das nie sich wieder findet . . .
Mir ist so trüb zu Sinn."

Wir suchten unser Leben in dem einsamen, von hohen Schneemassen umgebenen Hause zu Seon freundlich zu gestalten. Caroline las mir viel vor; auch erfanden wir Stickmuster, welche ihre feinen, von Künstlern vielbewunderten Hände mit Stramin und Wolle gewandt und zierlich ausführten.

Scheffel kam früher zurück, als er dachte, da die von ihm zu besorgenden Geschäfte rasch erledigt waren. Seine trübe Stimmung war bald durch das herrliche Winterwetter besiegt. Wie ein mutwilliger Schuljunge bombardierte er uns mit Schneeballen, warf sich rücklings mit ausgebreiteten Armen in das Schneefeld und stand so geschickt auf, daß sein Abdruck ganz intakt blieb; er verlangte von uns ein Gleiches, was wir jedoch nicht leisteten.

Ich nahm die Erinnerung an schöne Wintertage von Seon mit mir nach Hause. Als die liebliche Gegend im Blütenschmuck prangte, wurde ich von den Freunden wieder gerufen.

Scheffel in seinem Hausanzug, einer ihn gut kleidenden bayrischen Joppe, kam mir nun vor wie ein Student in der Ferienzeit, der sich sorglos jeder Stimmung, jeder Laune hingibt. So machte er mit uns unter anderem eine tolle Kraxelpartie von einem Tälchen aus an steiler, schlüpfriger Berghalde hinauf — eine Carolinens Kräfte weit übersteigende Zumutung. Umgekehrt war er von übertriebener Rücksicht und Aufmerksamkeit, als Caroline sich einmal ganz leicht eine Hand verstaucht hatte. Obschon sie ihm die Sache als unbedeutend darstellte und ihn dringend bat, sich und ihr doch deshalb den Schlaf nicht zu rauben, brachte er die Nacht an ihrem Bette sitzend zu.

Scheffel liebte es, einzelne Tage durch Hervorhebung ihrer historischen oder poetischen Bedeutung zu individualisieren und dann alle Vorkommnisse des Tages in dieses Licht zu rücken. War das ein Treiben am 1. Mai! Scheffel ward den ganzen Tag nicht müde, mein harmloses Tun als Hexenspuk zu deuten. Und Caroline half getreulich mit. Mich selbst erfaßte die Tagesstimmung mit solcher Macht, daß ich Goethes Vers:

„Kauz und Eule,
Heul' in unser Rundgeheule!"

in Mendelssohns Vertonung beständig vor mich hinsummte. Als ich später in Bern auf Scheffels Wunsch die verwischte Abbildung eines altrömischen Armbandes zu seiner Zufriedenheit nachzeichnete, trug mir diese „Hexerei"(!) mit lieben Zeilen Carolinens eine Photographie des Dichters aus früheren Jahren ein, ein Bild, das ich für sein edelstes halte. Er hatte das Motto darauf geschrieben: „Schief, aber stolz." Caroline schrieb mir:

Seon den 28 Oktober (1865).

Baby! Ich danke dir für alles Uebersandte und danke dem Papa für seine lieben Zeilen. Mit dem Theegeschirrchen bin ich bis in Euer innerstes häusliches Leben gedrungen — ich wollte, du kleine Hexe könntest mich hie und da zur 1/2 6 Uhrfeier in das weinumrankte Stübchen zaubern. Da wollten wir wieder einmal auf „boarisch" lachen.

Joseph dankt dir für das Armband, das ihn in seinem Glauben, die Walpurgisnacht betreffend, nur bestärkt. Er ist indessen überzeugt, daß du ihm nie mehr was Schlimmes zufügen kannst, sobald du einen Blick auf die anliegende unwiderstehliche Photographie geworfen. Ihrer wahrhaft komischen Unwiderstehlichkeit wegen kann sie nicht anders als zu Scherzen benützt werden. Später erhältst du eine im Profil, die sehr schön im Ausdruck ist und dir großen Spaß machen wird. Carl sandte ich gleich die Rose und setzte einen Gruß von dir in meinen Brief. Der Gedanke war zu lieb und wird Vater rühren wie deine alte C.

. . . . . .
. . . . . .

Eines Abends, als wir bei offenem Fenster im Zimmer saßen, flog, von einem Raubvogel verfolgt, eine Lerche herein und verbarg sich in einem Winkel. Bald jedoch verließ sie uns wieder. Tags darauf unternahm Scheffel einen Ausflug nach Murten und Avenches (Aventicum). Von Murten flog ins Seoner Landhaus folgender reizende Gruß:

„Kommt ein zweiter Vogel geflogen."

„Lerch' auf der Turmspitz' drauß,
Heb' dich von hinnen,
Suche mein kleines Haus,
Grüß' mir die drinnen.

Such's nicht zum Tode wund
Nächtlich erschrocken —,
Such's nur als Bote und
Pick' ihre Locken!

Fragen sie, wie mir's geh'
Und wo ich throne,
Zwitsch're: Am Murtensee,
Gasthof zur Krone.

Fragen sie, was ich denk'
Zu dieser Stunde,
Zwitsch're: Die Sonne sänk'
Goldig zu Grunde

Und es verström' der Tag
Luftklar und labend
Und der Herr Wand'rer sag':
Recht guten Abend!"

Von seinem Ausflug zurückgekehrt, erklärte Scheffel: „Von morgen an wird scharf gearbeitet." Als wir am folgenden Tage, seinen Ausspruch respektierend, uns im Wohnzimmer stille hielten, kam er nach kurzer Zeit und sagte: „Ja, was soll denn das, warum kommt man denn nicht herüber zu mir?" Wir erinnerten an seine gestrige Ankündigung, worauf er meinte: „Ha ja, so war's aber doch nicht gemeint!"

Obgleich mit einigen Familien der Umgegend Verkehr gepflegt wurde, war die Lebensweise doch eine äußerst stille. Scheffel durchging öfter seine musterhaft geordneten Mappen, welche die Manuskripte aller in der Folge noch erschienenen größeren Werke schon enthielten, korrigierte da und dort etwas — einiges, so das Gedicht „Die Schweden in Rippoldsau" schrieb ich ihm auf seinen Wunsch ab —, er las auch manches Carolinen vor, die den Dichter in seiner Eigenart verstand wie selten eine Frau. Verschiedene Gedichte, naturhistorische und andere, die später ins «Gaudeamus» aufgenommen wurden, schrieb sie mit großer Freude für meinen Vater ab.

Zu eigentlichem, ernstem Arbeiten fand sich Scheffel während des ganzen Seoner Aufenthaltes nicht angeregt. Auch seine Nerven vermochte die Landluft nicht zu beruhigen und zu stählen. Als die Kuh des Nachbars, mit dem man in freundlichem Verkehr stand, einige Male nacheinander brüllte, fuhr Scheffel den Bauer heftig an — er glaubte an eine böse Absicht des harmlosen Mannes.

Ich verließ Seon beim Beginn des Sommers und sah die Freundin im September wieder für kurze Zeit in Clarens, wo ich mit meinem Vater einen Ferienaufenthalt machte. Caroline war froh, daß für den Spätherbst 1865 die Übersiedelung nach Karlsruhe in Aussicht genommen wurde. Scheffel meinte, Vater und Bruder pflegen zu müssen; sie aber hoffte, Joseph werde dort mehr Anregung zu schriftstellerischen Arbeiten finden. Der Major, gewohnt, den Seinigen in aller Stille beizustehen, ohne etwas für sich zu begehren, war von der Aussicht, seine Kinder im Hause zu haben, hochbeglückt, hätte es jedoch von sich aus nicht verlangt.

Bald nach Neujahr 1866 riefen mich die Freunde wieder nach Karlsruhe ins Scheffelhaus.

Die Parterrewohnung hatten der Vater und der jüngere Sohn, Carl, inne. Carl war schwachsinnig, aber keineswegs blödsinnig. Der Arme, dessen untere Extremitäten gelähmt waren und dem deshalb ein eigener Diener zur Pflege gehalten wurde, saß den ganzen Tag in seinem Fahrstuhl und unterhielt sich gerne mit Zeitungslesen. Dabei strich er mit einem Bleistift die Stellen an, von denen er glaubte, daß sie für seinen Vater Interesse bieten könnten. Caroline besuchte ihn täglich. Sein trauriges, unschönes Gesicht nahm einen freundlichen Ausdruck an, wenn sie mit ihm sprach; halb ängstlich, halb wild aber blickte er nach der Tür, wenn sein Bruder Joseph hastig und laut ins Zimmer trat, rasch auf und ab ging und zerstreut einige Fragen an ihn richtete. Niemand mutete übrigens dem Dichter die Pflege des kranken Bruders zu, zu der er beim besten Willen nicht geeignet gewesen wäre. Der Vater sorgte auf das zärtlichste für die Unterhaltung und die nicht immer leichte Beruhigung des Kranken. Kamen über den hilflosen Unglücklichen Wutanfälle und Schreikrämpfe, so widerhallte das ganze Haus von geradezu tierischen Lauten.

Ich fand Scheffel aufgeregt und nicht so heiter wie in Seon, Caroline auffallend still und blaß. Mit großer Ruhe führte sie den Haushalt, auch für Vater Scheffel und Carl, die jedoch die Mahlzeiten in der Parterrewohnung einnahmen. Kleinere Hausgeschäfte besorgte sie gerne selbst.

Wann Scheffels Freunde, Hauptmann a. D. Klose, sein Bruder Wilhelm, Anton von Werner und andere zum Abendessen kamen, so verbrachte die kleine Gesellschaft solche Stunden in wohltuender Heiterkeit, die Schranken des richtigen Genusses niemals überschreitend. Caroline war eine stets liebenswürdige Wirtin, der man die Freude, Freunde ihres Gatten zu empfangen, anfühlen mußte. Scheffel, dessen herzliches Lachen bewies, daß er ganz dem fröhlichen Augenblick angehörte, führte meistens die von frischem Humor gewürzte Unterhaltung. Indes, wenn er von Politik zu reden anfing, verstummten die andern, vor allen Caroline, die sonst an einem politischen Gespräche sehr gut teilzunehmen verstand; denn Scheffels politisches Urteil war schroff und einseitig. Im Jahre 1866 war er geradezu leidenschaftlich gegen alles Preußische eingenommen; seinem Freunde A. von Werner allein verzieh er die norddeutsche Abstammung.

Äußerst selten und nur wider Willen folgte Scheffel einer Aufforderung ihm befreundeter Familien, mit uns einen Abend bei ihnen zuzubringen, und wenn es geschah, führte er uns auf Umwegen durch die ödesten Straßen der damals noch sehr stillen Stadt Karlsruhe. Oft verließ er während vierzehn Tagen das Haus nicht, aus Furcht, ihm nicht sympathischen Bekannten zu begegnen.

Waren wir abends allein, so brachten Caroline und ich nach Scheffels Wunsch das bescheidene Abendessen in sein Studierzimmer. Mit einem burschikosen Ruck schob er dann die Bücher auf dem großen, mit Wachstuch überzogenen Tisch zusammen, und wir tafelten gemütlich wie drei Kameraden.

Allabendlich stattete man dem Vater in der Parterrewohnung noch einen

Besuch ab. Da galt es, zu verhindern, daß die beiden Herren mit ihren verschiedenen Anschauungen unsanft aufeinander stießen. Der Major war ein überzeugungsvoller, aber keineswegs intoleranter Katholik. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen seinem Sohn und Georg Längin, dem freisinnigen evangelischen Pfarrer der Weststadt Karlsruhe, freuten ihn. Aber er vertrug nicht die exzentrische Art des Sohnes, über politische und religiöse Dinge zu sprechen. Und dieser wäre durch des Vaters Ermahnung, maßvoller zu urteilen, aufs äußerste gereizt worden. Caroline wußte jeweilen das Gespräch auf des Majors Jugendzeit, von der er gern erzählte, zu lenken, und so ging man in freundlicher Stimmung auseinander, wobei Scheffel zu sagen pflegte: „So, jetzt wird noch geschafft." Wie erstaunt war ich daher oft des Morgens, Caroline still und verweint zu sehen, Scheffel aber in Aufregung, Trepp auf Trepp ab planlos im Hause herumlaufend. Niemals war am Morgen die Rede von der abends geplanten Nachtarbeit. Ja, er fand überhaupt, auch während des Tages, die Stimmung nicht zu ernstlicher, andauernder Beschäftigung. Das allein kann erklären, warum er Besuche seiner Bekannten niemals als Störung empfand, sie vielmehr zu längerem Verweilen veranlaßte, wobei regelmäßig Bier vorgesetzt wurde. Man mußte den Eindruck bekommen, daß ihm solche Unterbrechungen immer erwünscht waren. So kam er nicht einmal dazu, den literarischen Nachlaß seiner Mutter zu ordnen, wie er sich für jene Wintermonate vorgenommen hatte.

Nur noch ausnahmsweise gab es eine freundliche Frühstücksstunde. Einer solchen verdanke ich eine kleine Landschaft von Scheffels Künstlerhand. Er nahm eines Morgens während des Frühstücks mein Zeichnungsbuch, das auf einem Seitentische lag, zur Hand; beim Durchblättern brachte er einen Kaffeefleck hinein. „Ha, das wollen wir wieder gut machen", sagte er, und mit Hilfe von Bleistift und etwas Farbe entstand ein sehr hübsches Bildchen, eine romantische Landschaft, in meinem Buche.

Scheffels Abneigung gegen seinen Schwiegervater steigerte sich, ohne daß derselbe irgendwelche Veranlassung dazu gegeben hätte. Papa Malzens Einladungen zu Tisch oder zu Spazierfahrten wurden einfach nicht angenommen. Überhaupt verstärkte sich Scheffels Mißtrauen gegen die Menschen. Caroline ließ ihren gewohnten Verkehr ganz fallen und wendete sich ausschließlich dem Freundeskreise ihres Mannes zu; sie tat es aufrichtigen Sinnes, schrieb sie mir doch einmal: „Es ist eine eigene Sache um verständnislose vornehme Damen, sie verstehen, auch wenn sie wenig bemittelt sind, so gar nicht die Poesie der Einfachheit." Um nicht den Glauben aufkommen zu lassen, als vermisse sie irgend etwas von ihrem früheren Leben, bediente sie sich auch beim schlechtesten Wetter keines Fiakers, sondern ging immer zu Fuß. Wir besorgten so viel wie möglich die Einkäufe selbst. Aber es war unvermeidlich, größere Gegenstände ins Haus bringen zu lassen. Dann erblickte Scheffel in den Ausläufern und Dienstmännern Spione; ganz besonders gefährlich erschien ihm Papa Malzens Diener, der zuweilen Briefe und Zeitungen brachte.

Am 16. Februar 1866 feierten wir Scheffels vierzigsten Geburtstag. Er war bei guter Laune und erfreute uns unter anderem durch eine originelle Bemerkung. Als ich des Nachmittags mit dem Rücken an ein Fenster des Zimmers mich lehnte, fiel ein Sonnenstrahl auf mein hochgekämmtes Haar, so daß die Anwesenden meinen Kopf wie von goldenem Lichte umflossen sahen. „Da schaut mal her," rief Scheffel, „so sind die Maler auf den Heiligenschein gekommen!" Abends sprach er voll Humor über den gewaltigen Ruck, den er mit dem Eintritt ins Schwabenalter getan habe.

Einige Tage später rief mich ein Telegramm nach Bern, wo mein Vater an einer Lungenentzündung lebensgefährlich erkrankt war. Die kräftige Natur des teuren Patienten trug den Sieg davon. Nach seiner vollständigen Genesung erwartete man mich wieder in Karlsruhe, wo man meinen Koffer zurückbehalten hatte. Bei meiner Ankunft ward ich von allen so herzlich aufgenommen, daß der Wunsch mich mehr denn je beseelte, etwas Heiterkeit in das Haus zu bringen, wo so viel Gutes und Schönes sich vereinigte, aber das Gefühl eines glücklichen, harmonischen Daseins nicht aufkommen wollte. Auf Caroline und Vater Scheffel lastete es wie ein schwerer Druck. Was war aus der einst so lebensfrohen, gleichmäßig heitern Freundin, die von einer „nervösen Dame" nichts an sich hatte, geworden?!

Gleich in den ersten Nächten, die ich wieder im Scheffelhause verbrachte, wurde ich durch Gepolter auf Treppe und Gang und durch Zuschlagen von Türen geweckt, und doch war der erste Stock nur von dem Scheffelschen Paar und mir bewohnt. Als ich am Morgen Caroline über den Grund dieses Lärms befragte, traten ihr Tränen in die Augen; statt mir zu antworten, fragte sie mich, ob ich denn vor meiner Abreise nach Bern nie etwas Ähnliches gehört habe. Ich verneinte es. Damals schlief ich noch fest wie die sorglose Jugend. Seit ich am Krankenbett meines Vaters gewacht hatte, war mein Schlaf leiser geworden. In einer der folgenden Nächte wurde mir klar, daß die schweren Schritte aus Scheffels Studierzimmer kamen. Morgens fanden sich jeweilen in einer Ecke desselben leere Weinflaschen. Bei Scheffels Freude, materielle Genüsse mit sympathischen Menschen zu teilen, war nicht anzunehmen, daß er den Wein aus dem Keller heraufgeholt habe, um sich einen geheimen Genuß zu verschaffen. Er wollte offenbar auf diese Weise seine dichterische Phantasie beleben. Was der unglückliche Mann in jenen nächtlichen Stunden, die ernster Arbeit gewidmet sein sollten, mit sich selbst durchgemacht hat, das erfuhren die intimsten Freunde nicht, das ahnten nur die, welche, durch einige Wände von seinem Studierzimmer getrennt, den Schlaf nicht finden konnten. Frühmorgens suchte er nach solchen Nächten durch eine kalte Dusche auf den Kopf sich zu erfrischen oder zu beruhigen. Sonderbare Gefühle in den Augen ängstigten ihn; er trank dann während mehrerer Tage nur Wasser und unternahm längere Fußwanderungen. Eine solche in Gesellschaft des Malers Ferdinand Keller ließ Zeichnung und Gedicht vom Isteinerklotz entstehen. Zu unserer Freude entschloß er sich auch zu

zwei Landpartien mit uns, den Malern Keller, von Werner, Klose und des letzteren zwei Nichten. Die eine Partie führte nach dem Forsthaus Langenkandl, die andere, zu der auch zwei befreundete Damen aus Stuttgart sich einfanden, brachte uns nach dem berühmten Kloster Maulbronn. Es waren schöne, unvergeßliche Stunden, verklärt durch den Zauber, den nur Dichter und Künstler aus ihrem Wunderhorn auszugießen vermögen. Auch Caroline genoß sie; aber unsäglich weh tat es mir, sie äußerlich und innerlich so verändert zu sehen, nur noch ein Schatten von ihrem früheren Wesen. Es war, als ob flüchtige Sonnenstrahlen eine vom Sturm geknickte Rose streiften.

Nach solchen Tagen schien eine Wendung zum Besseren eintreten zu wollen; aber nur kurze Zeit, dann war alles wieder beim alten.

Einmal rief Scheffel Caroline und mich in sein Studierzimmer. „Da schaut, zwei welke Blätter hat man durchs Fenster hereingeworfen, um mir eine Kränkung anzutun!" Trotz seiner unheimlichen Stimmung faßte ich den Mut, ihm zu entgegnen: „Ach was, ein Windhauch hat die leichten Dingerchen hergeweht, kein Mensch hätte sie da hereindirigieren können!" Heftig erwiderte er: „Sie kennen die Bosheit der Menschen nicht, Sie sind viel zu jung und unerfahren, Sie kennen die Welt nicht!" Wenige Augenblicke später trat Anton von Werner in den Scheffelschen Garten, um dort eine Ölskizze von mir zu malen. Ich hatte die größte Mühe, auf seine Scherze einzugehen. Keiner der Freunde würde es geglaubt haben, daß Scheffel solch unsinnige Reden führen konnte, am allerwenigsten Anton von Werner, er, der gewohnt war, bei Besprechung der Illustrationen zu den Scheffelschen Werken leuchtenden Auges zu seinem fast zwanzig Jahre älteren Freunde, dem Meister Josephus, aufzuschauen, er, der begeistert an seinen Lippen hing, wann Scheffel, glücklich, von neuem in seine Werke sich zu versenken, dem jungen Künstler so plastisch Menschen, Zeit und Schauplatz seiner Dichtungen vorführte! — — —

Als eines Morgens Caroline und ich beim Fenster des Wohnzimmers saßen, mit Handarbeiten beschäftigt, wollte Scheffel ein Buch aus dem Balkonzimmer in sein gegenüberliegendes Studierzimmer tragen. Der nächste Weg führte über den Korridor. Scheffel ging aber durch die zwei an das Balkonzimmer stoßenden Räume, beschrieb dabei einen Bogen und stieß heftig an Carolinens Stuhl an. In gleicher Weise trug er acht einzelne Bücher, jedesmal Carolinens Stuhl stoßend, an uns vorüber in sein Zimmer. Er trat so stark mit den Absätzen seiner Stiefel auf, daß im Zimmer alles zitterte und klirrte, und hatte eine steife Haltung nach rückwärts angenommen; sein Blick war unheimlich, die Stirne in vielen Falten in die Höhe gezogen, das kurzgeschnittene Haupthaar stand buchstäblich zu Berge. Ein Freund wurde gemeldet. Sofort erlangte Scheffel seine natürliche Haltung wieder und begrüßte den Eintretenden mit gewohnter Herzlichkeit. Unglaublich rasch konnte er von einer Stimmung in die andere überspringen.

Wehe dem Tier, Hund, Katze oder Fliege, das in böser Stunde ihm, der doch die Tiere so reizend in seine Dichtungen zu verweben wußte, nahe kam!

Obwohl Caroline Tag und Nacht darauf bedacht war, Scheffels Nerven zu schonen, wurden die rätselhaften Ausbrüche immer häufiger und heftiger. Während derselben mußte man sich stille verhalten; waren sie vorüber und wurden ihm Vorstellungen gemacht, so behauptete Scheffel, Anlaß dazu gehabt zu haben, oder er höhnte die „lächerlich sensitiven" Nerven seiner Umgebung. In einer besonders unruhigen Nacht stürzte Caroline entsetzt in mein Zimmer, in welchem sie, schlotternd vor Angst, bis zum Morgen verblieb.

Vater Scheffel, dem es nicht entgehen konnte, daß seine Schwiegertochter seelisch und körperlich litt, drang darauf, daß der Arzt gerufen werde. Dr. Homburger kam und verordnete eine Kur in St. Moritz im Engadin und einen nachherigen mehrwöchigen Herbstaufenthalt am Genfersee. Scheffel willigte ohne Widerrede ein. Ich sollte die Freundin begleiten. Wir weilten den ganzen Juli in St. Moritz. Im August trennten wir uns. Ich begab mich zu meinem Vater, der im Soolbad Schweizerhalle (bei Basel) einen Kuraufenthalt machte. Caroline, weit entfernt, hergestellt zu sein, aber doch durch die Engadiner Luft und vor allem durch die Ruhe etwas gekräftigt, fuhr nach Basel, welche Stadt Scheffel zu einer kurzen Zusammenkunft mit seiner Frau gewählt hatte. Einige Wochen später besuchte uns Caroline in Bern. Sie war niedergeschlagen, entmutigt. Scheffel, in Gegenwart von Fremden wie immer fröhlich und liebenswürdig, sei im intimen Verkehr krankhaft aufgeregt gewesen, in seinem Benehmen gegen sie rücksichtslos. Manches muß damals zwischen den Gatten zur Sprache gekommen sein und ihr bewiesen haben, daß Scheffel, fern von jeder Selbsterkenntnis, an seinem Verhalten nichts auszusetzen finde. Sie bat meinen Vater, mich auf einige Wochen mit ihr nach Clarens gehen zu lassen. Da ich ihm von seiner Familie allein verblieben war, entschloß mein Vater sich hierzu nicht leicht; er tat es aus Mitleid, angesichts der traurigen Lage meiner Freundin, die er seit ihrer Kindheit kannte und ihrer ausgezeichneten Eigenschaften wegen hochschätzte.

Ein Brief Carolinens, worin sie ihrem Gatten die Adresse der gewählten Pension in Clarens mitteilte, hatte sich mit der von ihm aus Kempten an mich (in Bern) gerichteten Anfrage nach dem Aufenthaltsort am Genfersee gekreuzt. Eine Stelle seines Briefes beweist, wie wenig er damals noch den Sieg der preußischen Waffen verschmerzt hatte. Er schreibt:

Verehrtestes Fräulein Luise,

Ich vermuthe Sie noch in Bern und habe noch keine Nachricht von Lina und ihrer Adresse am Genfer See. Daher die freundliche Bitte, die Inlage an sie zu befördern und mir, unter der Adresse poste restante Ulm, mitzuteilen, wie sich Lina, um deren Gesundheit ich besorgt zu werden anfange, befindet und wo sie am Genfer See sich einen Herbstaufenthalt gewählt hat.

Ich werde in minder schönen Bergen — im bairischen Allgäu, bei Immenstadt u. s. w. noch einige Septembertage verwandern und dann nach Preussisch Carlsruh zurückkehren.

In alter Freundschaft

Ihr ergebener
Meister Josephus.

Kempten, 13. Sept. 1866.

Ihrem verehrten Herrn Vater meine herzlichen Empfehlungen. Mit Bitte um einigen Urlaub für Sie nach Karlsruhe. Der Obigste.

Es war eine freundliche Fügung, daß gerade zu jener Zeit in der kleinen Pension Mury in Clarens eine schlichte, aber sehr gebildete deutsche Gesellschaft sich zusammenfand. Caroline sollte dort lange, bange Monate verleben — sie fühlte sich Mutter werden. Die von Scheffel konsultierten Ärzte wünschten, daß sie diese Zeit in Ruhe am Genfersee verbringe, und er erklärte sich damit ganz einverstanden.

War Caroline nicht wohl genug, um selbst zu schreiben, so sollte ich es für sie tun. Unsere Berichte wurden, wie übrigens jede Begebenheit des täglichen Lebens, je nach der Stimmung des Dichters verschieden aufgefaßt. Und ebenso lautete, je nach der Stimmung, die Antwort, bald zärtlich besorgt, bald über die Pflege der Nerven spöttelnd oder wegen der langen Abwesenheit der Gattin grollend. Ganz entgegengesetzte Schilderungen des Lebens im Scheffelhause gingen uns zu. Am 6. November schrieb mir der Dichter:

C Ruhe 6 Nov. 1866.

Verehrtes Fräulein Luise

Ich danke Ihnen aufrichtig für den Brief vom 30! v. M. und für die freundschaftliche Pflege, die Sie meiner Frau widmen. Behaglich — und unbehaglich fühlen sind so individuelle Dinge, daß ich mich jeder Ansicht entschlage, ob Sie alle in diesem Winter behaglich und „wohlgeborgen" leben; ich meinerseits halte es mit dem Spruch der Edda, die freilich verfaßt ward eh es trauliche Pensionen gab:

„Eigen Haus,
Ob eng, geht vor.
Daheim bist du Herr!"

Für diesen Winter ist mir aber selber sehr lieb, daß Lina und Sie der hiesigen Luft enthoben sind, denn sie ist keine wohlthuende und der Herr des Landes Großherzog Friedrich folgt selbst Ihrem Beispiel und zieht sich auf etliche Novemberwochen an den Genfer See.

Ueber meiner theuren Lina Gesundheit habe ich zwei Aerzte consultirt: Dr. Homburger in Carlsruhe und Dr. Heusler in Lenzburg. Ersterer versichert mich auf das bestimmteste, daß keine Gefahr eines Rükkenleidens d. h. eines angegriffenen Rükkenmarks vorhanden. Dr. Heusler schreibt, daß er als Arzt mit voller Ueberzeugung tadeln müsse, daß man die Leidende nach Sankt Morizz schikkte, da — abgesehen von der rauhen Witterung — die scharfe Bergluft in dieser Höhe und der starke Eisensäuerling auf einen so zarten Organismus angreifende Wirkung nicht verfehlen konnte.

Beide Aerzte sind aber vollkommen damit einverstanden, daß Clarens als Winteraufenthalt gewählt wurde, und wollen den ganzen Winter dort zugebracht wissen.

Da dies mit den Wünschen meiner guten Lina vollkommen übereinstimmt, so theile ich Ihnen dies zur Beruhigung mit. Sind Sie in der Lage, Ihren Winter ohne Einsprache Ihres Herrn Vaters in Clarens verbringen zu können, so bin ich Ihnen für Alles dankbar, was Sie der Leidenden thun. Ich bitte Sie, dringend auf Beruhigung des Gemüths von den durch Liebe dictirten Vorstellungen, als werde durch die Abwesenheit irgend Etwas versäumt, hinzuwirken. Es wird hier still, ruhig, bescheiden und in Gott ergeben sturmfrei gelebt; ich habe die feste Ueberzeugung, daß Lina die ihr jezt bevorstehende Campagne als Heldin bestehen und uns Allen gesund und fröhlich wiedergegeben wird.

Ihnen, theure Freundin, lege ich nur den einen Wunsch ans Herz, daß Sie mir zu jeder Stunde wo Sie meine Anwesenheit in Clarens für wohlthuend, oder nothwendig, oder in Ihrer Aller Interesse und Schutz erforderlich erachten, telegrafische Mittheilung zukommen laßen. Ich werde sofort mit nächstem Schnellzug abreisen. Die Kosten sind so mäßig, daß es zu wagen ist; man erhält in Carlsruhe ein Billet nach Vevey für nicht ganz 15 fl.

Ich empfehle täglich in stillem Gebet Sie Alle dem Schutze eines Mächtigeren als ich bin. Gott mit Ihnen!

Joseph Victor Scheffel.

Und am 1. Dezember schrieb er mir (nach Bern):

Verehrtes Fräulein Luisa

Ich danke herzlich für Ihre Mittheilungen, so betrüblich sie auch zur Zeit lauten. Doch hege ich die Hoffnung, daß ein ruhiger Winter Vieles gut macht. Mir ist diese Aenderung der Dinge schwer ... ich würde mich nicht wundern, wenn nervöse Verstimmung nach einem in Deutschland verlebten Krieg, wie wir andere es durchmachten, sich einstellte ... aber da sich Lina durch die schon im Juni erfolgte Abreise all das erspart hat, und seither nichts gethan als sich gepflegt, so scheint mir beinah, daß, wenn man eben nur der Pflege seiner Nerven lebt, diese so gepflegt werden, daß sie sich täglich bemerkbar machen wollen. Gott besser's, sagt der Türk.

Da Sie, Fräulein Luise, mit Ihrem schönlokkigen „Mädchenkopf" die Dinge klar und richtig ansehen, so werde ich meinen Besuch in Clarens wohl besser auf den Frühling sparen.

Ich bin hier mindestens ebenso nothwendig wie dort. Mein Vater läßt Sie freundlichst grüßen; wir leben in musterhafter Stille, Ordnung und Arbeitsamkeit. Auf meiner bildergezierten Studierstube ists freilich einsam geworden, und findet keine Lebensmitteleinfuhr durch liebliche Haende mehr statt — aber gearbeitet wird doch und vielleicht mehr — weil ohne Zerstreuung.

Da Sie an Wort und Bild Freude haben, schikke ich Ihnen drei Abdrükke Wasgenstein. Vielleicht gibt es Gelegenheit, „dem von Wildegg" [1]) einen mit Empfehlung von mir zu überreichen, damit er in guter Stimmung gehalten wird.

Wenn Ihr Herr Vater wieder Urlaub gibt, bitte ich Sie, Clarens nicht zu vergessen und auf Lina freundschaftlich beruhigend zu wirken. Wer übrigens ohne Sorge und Plage an einem der schönsten Winkel der Erde in freundlicher Umgebung leben kann, hat wahrlich keinen Grund zur Beunruhigung. Schreiben Sie mir doch ein paar Worte, wer und wie die Frau Prof. Huber ist und ob ich ihr confidentiell schreiben kann oder es besser unterlasse.

Der Name Hengstenberg ist mir nicht ganz heimlich. — Sie sehen, daß ich auf Ihren „Mädchenkopf" ein ziemliches Vertrauen setze. Als Weihnachtsgabe werde ich, da an Gewand nichts Passend ist, ein schönes illustrirtes Werk suchen. Der Juniperus wird noch lang nicht fertig.

[1]) Herrn von Effinger auf Schloß Wildegg (Aargau).

Ihrem Herrn Vater viel freundliche Empfehlungen. Ich habe für die Naturforscherversammlung des nächsten Jahres ein Lied vom erratischen Blokk gemacht, das ihn seiner Zeit auch zum Lachen bringen wird.

Ich empfehle mich Ihnen in herzlich freundschaftlicher Gesinnung.

Karlsr. J. Vict. Scheffel.

1. Dezemb. 66.

Am 8. Dezember aber schrieb mir der Vater:

Karlsruhe, den 8ten Dezember 1866.

Meine hochverehrte junge Freundin!

Ihr liebes Schreiben vom 17t. v. M., womit Sie mich erfreuten, ist schon so lange in meinen Händen, daß ich mich ordentlich schäme. Ihnen erst jetzt meinen herzlichsten Dank dafür, und für Ihre guten Wünsche eines meiner Gesundheit zuträglichen Winters, so wie für die Mittheilung der mir so wichtigen Nachricht von der lieben Caroline, eigenhändig hiermit kund zu geben.

Von Joseph werden Sie schon vorläufig die Anzeige von dem richtigen Empfang Ihres Schreibens und von meinem Dank erhalten haben. Meine eigene Verspätung bitte ich Sie, mir freundlichst nachzusehen.

Ihr Wunsch, mir einen Talisman umzuhängen gegen alles feindliche, ist bis jetzt wenigstens in Bezug auf meine Gesundheit in Erfüllung gegangen; ich befinde mich, Gott sey Dank, körperlich wohl, und besuche auch noch an manchen Abenden von 7 bis 8 Uhr den s. g. faulen Pelz, allein ich entbehre bei alledem das Angenehmste, was mir der letztverfloßene Winter gewährt hat, den täglichen traulichen Verkehr mit Carolinen, und mit Ihnen, ihrer treuen heitern Freundin. Ueberhaupt wird mein Leben, bei aller Gesundheit, deren ich mich erfreuen darf, doch immer ernster und sorgenvoller für die Zukunft.

Mit welcher Freude hätte ich unter andern Umständen und Verhältnißen die Nachricht begrüßt, welche Caroline in einem Schreiben vom 20 Oktober an mich und Joseph uns gemeinschaftlich mitgetheilt, und welche Sie in dem Ihrigen vom 17. v. M. theilnehmend bestätigt haben, die Nachricht nämlich, welche schon meine Frau selig mit Sehnsucht erwartete, aber, leider, nicht mehr erlebte, daß die liebe, gute Caroline Hoffnung hat, Mutter zu werden. Wie glücklich würde mich das Ereignis machen, wenn Caroline gesund und nervenstark, wenn sie nicht auf ganz unbestimmte Zeit und — mit Ausnahme einer Zwischenzeit von 14 in Basel gemeinschaftlich zugebrachten Tagen — schon seit 5 Monaten von ihrem Gatten getrennt, und wenn endlich Joseph der Mann wäre, der seine gute sanfte Frau durch sein Benehmen zufrieden und glücklich machen könnte im gemeinschaftlichen häuslichen Zusammenleben, was, leider, wie Sie wissen, der Fall nicht ist.

Jetzt aber wird meine Freude über die Aussicht, noch Großvater zu werden, bei näherer Erwägung dieser so ungünstigen Verhältniße sehr gemindert, und sogar in ernste, große Sorge für die Zukunft meiner Kinder verwandelt. Wie ist dies auch anders möglich, wenn ich aus Carolinens Brief vom 20 Oktober ersehe, „daß sie fortwährend leidend und so nervös seye, daß jeder Brief sie in die größte Aufregung versetzt" und wenn sie weiter schreibt: „Ich sehe ruhig und gefaßt der Möglichkeit des Todes entgegen, und habe nur einen Wunsch — den, daß mein Kind mit mir sterben möge," und wenn Caroline schließlich Joseph bittet, sie einstweilen nicht zu besuchen, weil sie fühle, die Aufregung des Wiedersehens in ihrem jetzigen Zustande nicht ertragen zu können. Ist dies Alles nicht Grund genug, mich traurig zu stimmen? — Doch ich will das Vertrauen auf eine — mit Gottes Hilfe mögliche, noch glückliche Entwicklung der Dinge nicht ganz verliehren, sondern

der Hoffnung Raum geben, daß Carolinens verlängerter Aufenthalt in der von ihr selbst und von Ihnen so äußerst günstig geschilderten Pension, unter dem Einfluß eines milden Climas, und im Umgang freundlicher, sorglicher Frauen ihr Nervensystem kräftigen, und daß sie glücklich über die bevorstehende Catastrophe hinwegkommen, und daß die Mutter, und das Kind, zur Freude der Eltern, gesund erhalten und — so Gott will — lange leben werden.

Möge mit des Himmels Beistand diese Hoffnung in Erfüllung gehen! —

Daß Sie wegen Kränklichkeit Ihres Herrn Vaters, dem ich mich mit dem herzlichsten Wunsch baldiger Wiedergenesung zu empfehlen bitte, Carolinen verlaßen mußten, ist mir sehr leid, und Caroline selbst wird Sie schwer vermissen. Indessen hat Ihr Hr. Vater durch die lange Trennung von Ihnen schon große Opfer gebracht, und deswegen gönne ich ihm von Herzen die Freude, jetzt wieder mit der lieben Tochter vereinigt zu seyn, und unter Ihrer Pflege ganz zu gesunden. — Ich hatte Joseph, als er gegen Ende August nach Basel abreiste, beauftragt, Ihnen und Ihrem Hrn. Vater auch in meinem Namen dafür zu danken, daß Sie Monate lang bei Carolinen verweilen konnten, und ihr als treue, heitere Freundin zur Seite gestanden, und wohl das Meiste dazu beigetragen haben, der lieben Frau das Leben angenehm zu machen. Joseph kam aber, leider, und gegen meine Absicht, zu spät in Basel an, um Sie und Ihren Hrn. Vater noch in Schweizerhall anzutreffen, wo Sie bereits abgereist waren. Empfangen Sie hiermit jetzt noch meinen besten Dank für alle guten Dienste, die Sie meiner lieben Schwiegertochter oft in trüben Stunden — die ich meinerseits ihr von Herzen gern erspart hätte — erwiesen haben. Der Himmel wolle es Ihnen vergelten! —

Ich hätte Ihnen noch Manches, was sich auf Joseph bezieht, mitzutheilen, allein ich schweige lieber, bis mir durch seine — noch immer von mir gehoffte — Sinnes- und Handlungs-Aenderung das Herz erleichtert und mir Gelegenheit geboten wird, Ihnen nur Angenehmes über ihn und unser gegenwärtiges Beisammenleben ꝛc. ꝛc. melden zu können. Einstweilen trage ich mit Geduld, was ich nicht ändern kann; nur für die liebe Caroline ist's mir herzlich leid, daß auch sie schon so viel unter diesen Verhältnißen gelitten hat, und noch leidet. — Es ist mir nicht möglich, ihr selbst meine heißen Wünsche für ihre Gesundheit und glückliche Zukunft kund zu geben; mein Kopf ist wirklich nicht geeignet, meine Gedanken so, wie ich möchte, und der Gegenstand es erfordert, schriftlich auszudrücken; ich bedarf auch Ihrer Nachsicht für gegenwärtigen Brief, der besser stylisiert und zierlicher hätte ausfallen sollen. Der Mensch thut eben, was er kann, und ich kann es, leider, jetzt nicht besser. — Wenn sie an Caroline schreiben, so melden Sie ihr meine herzlichsten Glückwünsche, und die Versicherung, daß ich täglich und stündlich an sie denke, und hoffe, sie seiner Zeit gesund und vollkommen erstarkt wieder umarmen zu können. —

Ihren hiesigen Bekannten habe ich Ihre Grüße gemeldet, und die freundlichsten Erwiederungen dafür für Sie entgegen genommen. Und jetzt schließe ich mein unordentliches Schreiben mit wiederholtem Dank für das Ihrige, und mit der Bitte, daß Sie, Verehrteste, mir noch ferner ein Plätzchen in Ihrem Gedächtnis bewahren mögen.

Leben Sie recht wohl, heiter und vergnügt, und genehmigen Sie den Ausdruck meiner aufrichtigen Ergebenheit.

J. Scheffel.

Caroline ertrug alle Beschwerden ihres Zustandes mit Ergebung; sie äußerte jedoch wiederholt — und hatte es auch ihrem Schwiegervater geschrieben — sie habe nur einen Wunsch, den, daß ihr Kind mit ihr sterben möge.

Kurz ehe ich für mehrere Monate zu meinem Vater zurückkehrte, erhielt Caroline als Zimmernachbaren den Literarhistoriker und politisch-sozialen Schriftsteller Victor Aimé Huber, emeritierten Professor der Universität Berlin, und dessen Frau. Er war der Sohn von Therese Heyne (der Tochter des berühmten Göttinger Altertumsforschers), welche nach dem Tode ihres ersten Gatten Georg Forster, des Weltumseglers, in zweiter Ehe dessen Freund, Hubers Vater, geheiratet hatte. Das geistig hochstehende Ehepaar Huber und mein Vater waren außer mir die einzigen Menschen, die damals um Carolinens Seelenleiden wußten. Echt christliche Gesinnung, feine Geistes- und Herzensbildung und ein liebenswürdiger Humor zeichnete die beiden Huber aus. Sie wirkten auf Caroline in wahrhaft wohltuender Weise ein. Als sie den Winteraufenthalt in Clarens beendet hatten, suchten sie vor der Rückkehr nach ihrem damaligen Wohnort Wernigerode ihre Verwandten von Greyerz in Bern, meinen Vater und mich auf. Caroline sei ruhiger geworden, sagten sie, aber sie entbehre jeder Lebensfreudigkeit. Deshalb drangen sie in meinen Vater, er möge mich von neuem der Freundin überlassen. So kam ich für kurze Zeit nochmals nach Clarens. Auf Ende der dritten Woche des Mai sollte Carolinens Jugendfreundin, Mathilde Keller geborene Freiin von Rotberg, eintreffen, um bei der Geburt des erwarteten Kindes anwesend zu sein. Das Ereignis trat aber früher, am 20. Mai 1867, einen Tag vor meiner Abreise ein, und so wurde mir übertragen, die Geburt eines Söhnchens nach Karlsruhe zu melden. Hocherfreut kündigte Scheffel telegraphisch sein baldiges Eintreffen in Clarens an. Der alte Major aber antwortete mir freudig und zugleich schmerzlich bewegt:

Karlsruhe, d. 25 Mai 1867.

Verehrteste Freundin,

Haben Sie Dank, tausend Dank für Ihren lieben Brief vom 21t d., in welchem Sie mir zu meiner Freude, daß ich durch Carolinens glückliche Geburt eines gesunden Buben in meinen alten Tagen doch noch „Großvater" geworden bin, Ihre theilnehmenden Glückwünsche aussprechen, und mir über den Anfang und Verlauf des am 20. d. eingetretenen, nicht ohne bange Sorge erwarteten, und — Gott sey dafür gedankt! — doch glücklich vorübergegangenen Ereignißes so ausführliche höchst wichtige und mir willkommene Mittheilung machen.

Ich danke Ihnen auch recht herzlich für alle Freundschaftsdienste, die Sie unserer lieben Caroline vor- und nachher mit edler Hingebung und kluger Umsicht geleistet, und danke insbesondere für das Telegramm, mit welchem Sie uns die freudige Botschaft sogleich gemeldet haben. Sie können leicht denken, mit welchem Jubel solche von Joseph, von mir und von Karl aufgenommen wurde.

Joseph ging alsbald zu H. v. Malzen, und packte nach seiner Rückkehr die schon in Bereitschaft gehaltenen Koffer, um andern Tags, am 21., mit dem ersten Schnellzug abzureisen. Weil aber ein noch vorher eingelaufenes Telegramm der Frau Oberst Keller weniger Eile empfahl fuhr Joseph erst nachmittags mit dem zweiten Schnellzug von hier ab, um wenigstens noch die Station Olten zu erreichen, und erst am 22. sich Clarens zu nähern, und entweder von Lausanne oder von einem Clarens nahgelegenen Ort aus der Frau Oberst Keller seine Ankunft in der Gegend zu melden und in Geduld (?) oder Ungeduld — abzuwarten, bis

ihm das Wiedersehen seiner Frau und die erste Begrüßung seines Erstgeborenen ohne Nachtheil für die Gesundheit der lieben Wöchnerin gestattet werden wird.

Ich habe hievon die Frau Oberst Keller bereits gestern, unter bester Verdankung für die Eile, mit welcher sie Ihrer telegraphischen Einladung zur dringenden Ablösung Folge geleistet, in Kenntniß gesetzt, und denke, daß sie inzwischen von Joseph selbst Nachricht werde erhalten haben; ich bin deren heute noch von ihm gewärtig, und erwarte solche mit Verlangen.

Ihr Schreiben über die von der guten Caroline ausgestandenen furchtbaren Schmerzen hat mich zu Thränen gerührt, und für Joseph, der bei all seinem Geist und Verstand, und bei all seiner Gelehrsamkeit von den Qualen einer Wöchnerin keine Vorstellung hat, wäre es sicherlich gut und heilsam gewesen, wenn er jene angst- und schmerzvollen Geburtsstunden seiner lieben, sanften Frau hätte an Ort und Stelle mitzubringen können. Man wird ihm ohne Zweifel noch eine Beschreibung davon nachträglich mittheilen, als wirksames Recept für sein künftiges, ruhigeres und rücksichtsvolleres Verhalten gegen seine gute Caroline, die ihn unter Lebensgefahr und stundenlangen, argen Schmerzen mit einem gesunden Knaben beschenkt hat. Gott wolle Mutter und Kind fortan in bester Gesundheit erhalten! Wann aber werde ich mein Enkelkind an die großväterliche Brust drücken und seine liebe Mutter wieder sehen können? Ich fürchte, noch lange auf diese Freude warten zu müssen.

Daß es schwer ist und viele Geduld und Ueberwindung kostet, mit Joseph allein in Gemeinschaft zu leben, habe ich den ganzen verfloßenen Winter über, und bis in die jüngste Zeit zur Genüge erfahren, und Caroline hat — was ich erst jetzt recht einsehe — ganz klug und wohl daran gethan, die Zeit ihrer „interessanten Umstände" in größter Ruhe und getrennt von ihrem oft heftigen und polternden Hrn. Gemahl, nur ihrer Gesundheit und der Stärkung der Nerven für das ihr bevorstehende Ereigniß in guter milder Landluft am Genfer See lebend, zuzubringen. — Ich selbst habe freilich viel, sehr viel durch ihr Abwesenheit entbehrt. Allein ich tröste mich jetzt mit dem glücklichen Erfolg, den diese Abwesenheit hatte, und der vielleicht am meisten Carolinens ungestört genoßener Ruhe und angenehmer Umgebung ꝛc. zu verdanken ist.

Ich hoffe auch zugleich auf eine freundlichere Zukunft, und auf ein späteres — nicht allzu fernes — glückliches und zufriedenes Zusammenleben der beiden Ehegatten. Ein erstgeborenes Kind hat schon oft Wunder gethan, und seine Eltern inniger vereinigt, als sie es vorher waren.

Dies wird, denke ich, auch hier der Fall seyn, und Joseph, jetzt glücklicher Vater, wird gewiß viel von seiner bisherigen Erregtheit und Schroffheit ꝛc. ablegen, und sich soviel als möglich eines ruhigen, practisch verständigen und gegen seine Frau und andere Umgebung im Hause gelaßenen rücksichtsvollen Verhaltens befleißigen. Auch dazu wolle der Himmel seinen Segen spenden. —

Jetzt aber nehme ich Abschied von Ihnen, verehrteste junge Freundin;

Ich danke Ihnen wiederholt für alles meiner lieben Schwiegertochter Geleistete und danke Ihrem verehrten Herrn Vater unter bester Empfehlung für den Urlaub, den er Ihnen zu diesen freundschaftlichen Dienstleistungen ertheilt hat.

Leben Sie recht wohl! Behalten Sie mich in freundlichem Andenken, und empfangen Sie die achtungsvollsten Grüße von meinem dankbaren Carl und von mir, Ihrem ganz ergebensten

J. Scheffel.

Als Frau Mathilde Keller heimkehren mußte, ward ich von Caroline und von Scheffel wieder nach Clarens gebeten. Er wohnte in Vevey, von wo er täglich nach Clarens kam, wenn er nicht Ausflüge in der Umgegend machte.

Die Ankunft des gesunden, kräftigen Söhnleins, eines Stammhalters, schien seinen Stolz zu befriedigen. Aber sein ganzes Auftreten — ich hatte ihn über ein Jahr nicht gesehen — erinnerte mich an die trübsten Zeiten in Karlsruhe, ja, es war schlimmer: er hatte etwas Hochfahrendes, Rücksichtsloses angenommen. Ernste Zweifel an der Möglichkeit einer glücklichen Zukunft stiegen in mir auf.

Die wenigen Gäste, die noch in der Pension Mury waren, hielten sich von dem Dichter fern. Nur ein würdiger, alter Pastor aus Kurland hatte den Mut, in Gegenwart Carolinens ihn anzusprechen mit den Worten: „Ich habe wohl die Ehre, den Herrn Gemahl zu begrüßen?" — „Zufällig — ja!" war Scheffels barsche Antwort. — Während einer Eisenbahnfahrt von Vevey nach Clarens, die er mit Caroline machte, bat ein kranker Mitreisender höflich, wegen des Luftzugs das Wagenfenster, an dem Scheffel saß, zu schließen. Scheffel empfand diese Bitte als eine beleidigende Zumutung und fuhr den Leidenden hart an. — Als Caroline, die sich der Pflege des Kleinen hingebend widmete und sich alle Mühe gab, Scheffels Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken, äußerte: „Ich hoffe, er wird ein gutes Kind", entgegnete er: „Gut braucht er nicht zu werden, nur stark!" — Er schlug größere Partien vor, die mitzumachen Caroline ganz außerstande war; darauf unternahm er allein Fußwanderungen in Savoyen.

Da Scheffel jedes klare und ruhige Urteil über sein eigenes Verhalten und über die Schonung, deren eine Frau bedarf, abging, mußte allerdings die Gereiztheit seiner Stimmung sich steigern, wenn er sich vergegenwärtigte, daß Caroline ihm, dem von aller Welt und nicht am wenigsten von der Frauenwelt Bewunderten und Gefeierten, so lange ferne geblieben war und es auch jetzt sichtlich vermied, ihn allein zu sehen. Sie hatte eben die Überzeugung erlangt, daß eine Sinnesänderung Scheffels und damit eine Besserung des ehelichen Verhältnisses nicht mehr zu erwarten sei, und war denn auch fest entschlossen, ihrem Vater, der zu Anfang Oktober 1867 sich einige Wochen in Konstanz aufhielt und seinen Besuch in Clarens zur Begrüßung des Enkelchens auf die nächsten Tage angesagt hatte, sich zu eröffnen. Bis jetzt hatte sie ihm mit keinem Worte angedeutet, daß sie sich unglücklich fühle; nun wollte sie es tun und ihn um Rat und Hilfe für die Zukunft bitten. Daß die Verhältnisse nicht waren, wie sie sein sollten, mußte der ruhig beobachtende alte Herr freilich schon längst erkannt haben.

Am 14. Oktober 1867 traf in Clarens ein Telegramm aus Konstanz ein; doch statt der sehnlichst erwarteten Ankunft meldete es den nach kurzer Krankheit infolge eines Lungenschlages eingetretenen Tod des Freiherrn von Malzen. Caroline war der Verzweiflung nahe. Scheffel, der sofort nach Konstanz eilte, berichtete viel von seinen Bemühungen, „den alten Herrn" feierlich zu bestatten — für seine tiefbetrübte Frau aber hatte er kein wohltuendes Wort der Teilnahme. Als auf die letzten mit ihm verbrachten Wochen nun auch diese Erfahrung kam, hatte meine Freundin jede Hoffnung auf eine bessere

Zukunft aufgegeben. Sie erklärte mir, sie fühle nur allzu sicher, daß ihr Gatte sie nicht wirklich liebe, und sei gewiß, daß er auch in Zukunft wieder alle die Rücksichten unbeachtet lassen werde, die ein häusliches Zusammenleben mit ihm zur Not noch erträglich machen könnten. Dem Poeten, fügte sie tieftraurig bei, habe sie viel verziehen und nachgesehen, aber ihre Wahrnehmungen hätten sie überzeugt, daß Scheffel, durch sein allzu lange dauerndes ungebundenes Junggesellenleben abgestumpft, unfähig geworden sei, in treuer Liebe einem weiblichen Wesen sich hinzugeben, sie vermöge nicht den geringsten Einfluß auf ihn auszuüben. Ihr Vertrauen war zerstört, ihre Zuneigung vernichtet. Auch die Freude an dem eben jetzt veröffentlichten „Gaudeamus" war ihr vergällt. Am Anfang ihrer Ehe hatte sie sich gefreut über den köstlichen Humor so mancher Lieder; jetzt, da es in furchtbarer Klarheit vor ihr stand, daß die vielbesungene „feuchtfröhliche" Stimmung zu der Nervenzerrüttung des Dichters, die ihm die Selbstbeherrschung raubte, am meisten beigetragen, wenn nicht den Grund gelegt hatte, jetzt erfaßte sie Wehmut beim Anblick dieses Liederbuches. Eine eigentliche Furcht vor ihrem Manne überkam sie: sie fühlte sich nach dem Tode ihres Vaters schutzlos. Scheffels Freunde kannten diesen ja nur von seinen besten Seiten, von ihnen war kein Verständnis und keine Hilfe zu erwarten. Flucht! das wurde der die unglückliche Frau beherrschende Gedanke.

Ich selbst fühlte mich viel zu jung und unerfahren, um irgendwie einzugreifen. Mein Bestreben war, so lange es ging, beruhigend und erheiternd zu wirken. Nun mußte auch ich die Hoffnung aufgeben, daß es wieder besser kommen werde. Scheffel war offenbar in den Räumen des Elternhauses, wo er glaubte, sein weiteres Leben zubringen zu müssen, in die alte Gewohnheit zurückgefallen, jedem leidenschaftlichen Affekt sich hinzugeben und seine Nächsten rücksichtslos zu behandeln. Und das hatte während Carolinens Abwesenheit in erschreckendem Maße zugenommen.

Getreu meinem bisherigen Verhalten redete ich auch jetzt weder zu, noch riet ich ab, um so weniger, als Caroline mehr als einmal mir gegenüber erklärte, eher würde sie sich ein Leid antun, als zu weiterm Zusammenleben mit Scheffel nach Karlsruhe zurückkehren. „Und dann stände es um nichts besser", setzte sie hinzu.

Caroline beschloß, mit dem kleinen Victor nach Pfaffstädt (Österreich) zu ihrer Großmutter von mütterlicher Seite zu reisen, die sie seit ihrer Verheiratung nicht mehr gesehen hatte.

Sowohl ihr Stiefbruder als sämtliche übrige Verwandte waren seiner Zeit nicht erstaunt, als Caroline, die vorurteilsfrei Geist und Bildung schätzte, ihnen ihre Verlobung mit einem bürgerlichen Schriftsteller anzeigte. Konnte auch ein persönlicher Verkehr zwischen den Verwandten und dem Scheffelschen Ehepaar, schon der örtlichen Entfernung wegen, nicht eintreten, so zeigte sich doch die ganze Verwandtschaft Scheffel freundlich gesinnt. Jetzt, da Caroline ihnen ihre Lage mitteilte, enthielten sie sich grundsätzlich jeder Einmischung.

Mit größter Schonung schlug Caroline von Pfaffstädt aus ihrem Gatten eine friedliche Trennung vor. Darauf fand in Lenzburg (Aargau) eine Zusammenkunft statt, an der sie, ihr Vetter Baron Mandl und ihre Cousine Baronin Peckenzell einerseits und Hauptmann Klose andererseits teilnahmen. Caroline blieb fest bei ihrem Entschlusse, und die übrigen Anwesenden mußten ihre Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse zugeben. Die Besprechung hatte daher nicht den geringsten Erfolg. Um so hartnäckiger bestand Scheffel auf seiner Meinung, die Haltung seiner Frau könne nur die Folge einer krankhaften Gemütsstimmung und des aufhetzenden Einflusses der adeligen Verwandtschaft, sowie der alten Dienerin Resi sein. Resi, ein Muster der Pflichttreue, diente seit Carolinens fünfzehntem Jahr im Hause des Freiherrn von Malzen und war mit Scheffels Zustimmung der jungen Frau gefolgt. Außer dem alten Major, Caroline und mir war sie die einzige Person, welche Scheffels schreckliche Zustände miterlebt hatte, beobachtete aber, wie wir, darüber das strengste Schweigen. — Scheffel verlangte nun, daß diese Dienerin entfernt, die adelige Verwandtschaft, die, wie er wähnte, auf Erbschleicherei ausging, gemieden und eine kleine Wohnung in München bezogen werde. Dort sollte der Direktor der Irrenanstalt Giesing, Professor Dr. Solbrig, Caroline als eine Gemütskranke behandeln. Um den Preis, von Scheffel fern bleiben zu können, willigte sie in alles ein, bat nur meinen Vater für mich um die Erlaubnis eines mehrmonatigen Aufenthaltes in München. Es war ihr zu peinlich, als geisteskrank erklärt Fremden allein gegenüberstehen zu müssen.

Scheffel hatte die ihm befreundeten Familien in München aufgefordert, seine Frau zu besuchen und zu beobachten und ihm Berichte über sie einzusenden. Es entstanden rege Beziehungen zwischen ihr und den meisten dieser Familien. So verkehrte Caroline namentlich mit dem Kunstkritiker Dr. Ernst Förster, mit Appellrat Gramm, mit dem Konservator der Königlichen Bibliothek Julius Maier, mit Dr. Ludwig Steub, Moritz von Schwind, Robert von Mohl. Moritz von Schwind lud uns ein, ihn auch in seinem Atelier zu besuchen, wo er eben an seiner „schönen Melusine" arbeite. Häufig waren wir beim Großherzoglich badischen Gesandten in München, Robert von Mohl, eingeladen. Diese hervorragenden Männer schätzten in Caroline nicht nur die feingebildete und geistvolle, sondern auch die klar und verständig urteilende Frau, und ihre Gattinnen fühlten sich von ihrer natürlichen Anmut angezogen. Mehr und mehr befestigte sich in ihnen allen die Überzeugung, der liebenswürdige Gesellschafter, frohe Wandergenosse und treffliche Freund Joseph Victor Scheffel sei als *Gatte* nicht zu ertragen und seine Behauptungen, das Ehezerwürfnis entspringe krankhaften Vorstellungen seiner Frau, eine Familienintrige werde gegen ihn gesponnen, Erbschaftsbetrug werde versucht und anderes mehr, beruhen durchweg auf eigener krankhafter Einbildung. Mehrere seiner Münchener Freunde, wie auch mein Vater rieten Scheffel dringend zu einer friedlichen Trennung. Nach ihrer offen ausgesprochenen

Ansicht stemmte er sich aus persönlicher Eitelkeit und Rechthaberei, nicht aus Liebe zu seiner Frau gegen die von ihr vorgeschlagene Scheidung.

Keine näheren Beziehungen ergaben sich zwischen Caroline und Scheffels Universitätsfreunden Professor Julius Braun und Appellrat August Eisenhart und deren Gattinnen. Frau Louise Eisenhart geborene von Kobell insbesondere nahm sich Scheffels Bitte um Überwachung seiner Frau und des sie behandelnden Irrenarztes Solbrig als schmeichelhaften Vertrauensbeweis sehr zu Herzen.

Nach allen Seiten hin horchte und spähte Scheffels mißtrauischer Geist, Nahrung suchend für seine phantastischen Vorstellungen. Die Caroline natürlich genau bekannte Korrespondenz, die ich während ihres Aufenthaltes in Clarens zeitweise mit Scheffel zu führen hatte, war mir nicht sehr schwer gefallen. Außer Berichten über Carolinens Befinden und geringfügige häusliche Dinge hatte ich etwa auf Scherze, wie Scheffel sie liebte, zu antworten. Nun aber verlangte er von mir zu wissen, wer seine Frau gegen ihn beeinflusse, er verlangte, daß ich Partei ergreife. Darauf konnte ich ihm nichts anderes erwidern, als was seine Freunde und Professor Solbrig ihm bereits gesagt hatten. Damit aber hatte ich seine Sympathie und sein Vertrauen verloren. Das tat mir leid; denn ich wußte ihm aufrichtigen Dank dafür, daß er unter schwierigen Verhältnissen mir beides lange bewahrt hatte. Noch in einem seiner letzten Briefe schrieb er mir: „Sie gehören zu den naiven Naturen und sind weder bei den Jesuiten noch den Diplomaten in die Schule gegangen."

Professor Solbrig besuchte Caroline wöchentlich ein- bis zweimal und gab Verordnungen zur Hebung ihres körperlichen Befindens. Später fanden wir uns auf Solbrigs Wunsch an den Sonntagnachmittagen in seiner Wohnung in der Irrenanstalt Giesing (bei München) ein, wo er Gäste empfing. Caroline selbst hatte nur ein Verlangen: Ruhe! Ruhe! Allen Versuchen, sie zur Rückkehr nach Karlsruhe zu bestimmen, setzte sie den entschiedensten Widerstand entgegen. Solbrig entließ sie aus seiner Behandlung, überzeugt, daß sie psychiatrischer Beobachtung überhaupt nicht bedürfe. Er sprach diese Überzeugung einmal mir gegenüber mit den Worten aus: „Wenn eines von den beiden meines psychiatrischen Rates oder Beistandes bedarf, so ist es nicht die Frau." Er übergab Caroline von seiner Hand geschriebene Konzepte zu zwei an Scheffel gerichteten Briefen, sowie einen Brief, den er von diesem erhalten hatte, mit der Erlaubnis, zur Wahrung ihrer Rechte davon Gebrauch zu machen. Caroline bat mich, diese Schriftstücke aufzubewahren. Ich mache von der ihr erteilten Erlaubnis Gebrauch, indem ich den Inhalt der Konzepte, zugleich mit Scheffels Brief an Solbrig vom 30. Mai 1869, hier veröffentliche.

(Anrede fehlt im Konzept.)

Ihre neuesten Werke, die Sie mir als freundliche Gabe übersandt, haben doppelten Werth für mich, da ich mich rühmen kann, sie aus berühmten Dichters

eigener Hand zu besitzen. Deßhalb auch doppelten herzlichen Dank. Die Ausstattung ist pompos, die Holzschnitte auch vom künstlerischen Standpunkt sehr gelungen. Das „Gaudeamus“ ein unsterbliches Volksbuch hat mich einen ganzen Nachmittag gekostet. Ich konnte nicht aufhören fortzulesen, obwohl mir das Meiste schon von früher bekannt. Ich stimme ohne Rückhalt in Ihre Expektoration ein: daß es ein schweres Geschick ist für Sie, mit Ihren Werken so Vielen heitre Stunden zu bereiten und selbst nur Betrübtes zu erleben; in erster Linie jetzt an Ihrer eigenen Frau. Wie das nur so kommen konnte! Ich besinne mich hin und her. Ich kann an Ihrer Frau keine Bosheit, keine Falschheit, keinen Standeshochmut, keine Beschränktheit, keine Unempfindlichkeit gegen Ihre Bedeutung und Größe als deutscher Dichter entdecken — und doch dieser souveräne Widerwille fortan mit Ihnen als Frau zu leben. Von dem Gedanken, daß sie darin von ihren Verwandten, zumal von ihrem Bruder unterstützt werde, müssen Sie ganz absehen . . . . . .
Sie sehen, ich bin bereits mitten im ärztlichen Bericht. Wollen wir zunächst von dem Guten reden, das ich zu berichten habe(n). Es ist die körperliche Seite im Befinden Ihrer Gemahlin. Ihr Appetit, Verdauung und Schlaf sind gut und hat unter diesem Einfluß ihre Ernährung und ihr Aussehen wesentlich gewonnen. Die gewohnten Rückenschmerzen sind nicht vollends gewichen, allein sie sind immerhin erträglich und hindern sie nicht an der nothwendigen täglichen Leibesbewegung. Die Verstandeskräfte sind intakt, die Stimmung ist frei mit Ausnahme der häuslichen Beziehungen. In dieser Richtung stehen wir auf dem alten Fleck. Selbst von dem Versuch, mit dem beginnenden Mai es wieder in Ihrer Nähe zu probieren, will sie nichts wissen. Die ihr vorgestellten Motive, daß es sich um die Ehre und den Frieden des Hauses, um ihren eigenen Frieden und ihr mütterliches Interesse handle, auch die Erwägung: daß, wenn von Ihrer des Gemahls Seite Eigenthümlichkeiten vorlägen, welche zur Begründung einer Antipathie beigetragen hätten, diese doch eines Abschlusses fähig wären ꝛc. ꝛc., dieß Alles will bis jetzt nicht verfangen und sie setzt diesen Motiven ein immer gleich entschloßenes Nein entgegen, das um so entschiedener erscheint, je weniger es im Tone der Leidenschaft, als in dem tiefster Resignation ausgesprochen wird. Hic hæret aqua! und ich mit!

Ich will nicht aufhören meine Schuldigkeit zu thun und noch nicht alles Vertrauen auf die Zeit, die Vieles heilende verlieren.

Traurige Weihnachten für Sie und nun noch zu allem dem der kritische Zustand Ihres Herrn Vaters woran ich wie an Allem, was Sie betrifft, den innigsten Antheil nehme(n). Möge Ihnen der Genius über diese Trübsal alle hinüberhelfen! Der Ihnen schon so Vieles hat gelingen lassen.

In aller Verehrung

Ihr ganz ergebenster
Solbrig.

M. d. 25
Dec. 1868.

Verehrtester Freund und Herr!

Der mir in Ihrer freundlichen Zuschrift auf Eintritt des Frühlings angekündigte Besuch meines Kindes Victor hat nicht stattgefunden und wird nunmehr auf mein wiederholtes und wahrhaft sehnliches Ersuchen definitiv und auf das schroffste verweigert.

Ich denke, auch Sie, verehrter Freund, haben wenig Lust, in einer so erbarmungswürdigen Comödie, in welcher Simulation und Verstellung zu ganz andern practischen Zwekken angewendet werden, länger als Rathgeber und vorgeschobene Autorität genannt zu werden; ich erlaube mir, noch ein mal um einen

Bericht über das körperliche und geistige Befinden meiner Frau und meines Kindes zu bitten und glaube, es kommt dann die Zeit bei mir, wo auch die Geduld eines Lammes zu Ende geht.

In dankbarer und hochachtungsvoller Gesinnung

J. Victor Scheffel.

Carlsruhe 30. Mai 69.
Stefanienstr. 18.

Verehrtester Freund und Herr!

Seit Anfang Mai haben meine ärztlichen Beziehungen zu Ihrer Frau Gemahlin um so mehr ihr vorläufiges Ende erreicht, als der eingetretene Besserungszustand meiner besondern Intercession auch nicht weiter zu bedürfen schien. Es ist mir auch nicht bekannt geworden, daß seitdem Schwankungen zum Schlimmeren eingetreten seien, was an sich nie außer dem Bereich der Möglichkeit liegt.

Ihr Söhnchen betreffend, so war ich nie dessen Arzt, wie bereits früher mitgetheilt zu haben mir erinnerlich ist, und ich kann über dessen Befinden nichts Maßgebendes berichten. Daß Sie über den Modus Ihres Zusammentreffens mit dem Kinde sich bis jetzt mit der Mutter noch nicht einigen konnten, thut mir leid zu vernehmen.

Was Sie von Comoedie, Simulation und Verstellung „zu ganz andren Zwecken" (?), wozu ich als Rathgeber und Autorität vorgeschoben sein soll, schreiben, ist mir nicht klar. Ich kann hierauf zunächst nur erwiedern, daß weder die Blutleere, noch die Gelbsucht, noch die Spinalirritation, noch die hochgradige psychische Verstimmung Ihrer Frau ein Produkt der Verstellung war und daß ich weder an Jahren so jung, noch an Witz und Wissen so arm bin, um mich „zu andren praktischen Zwecken" von irgend Jemand am Narren- oder Comoediantenseil führen zu lassen.

In aller Hochachtung und Ergebenheit

München, d. 4. Juni 1869.

Solbrig.

Nachdem wiederholte Besuche Scheffels in München das Verhältnis der Gatten durchaus nicht zu verbessern vermocht hatten, machte er einen letzten Versuch, seine Frau zurückzubringen in das „Stammhaus Scheffel" (von wo er die Briefe an seine Frau zu datieren pflegte, obschon damals noch kein Scheffel in dem Hause geboren war): er verhängte „Geldsperre" über sie, das heißt: Zurückbehaltung der Zinsen ihres eigenen, von ihm verwalteten Vermögens. Allein Caroline war entschlossen, die Weiterführung ihres kleinen bescheidenen Haushaltes durch Erteilung von Sprachstunden sich zu ermöglichen, was bei ihrer gründlichen Kenntnis und tadellosen Aussprache des Französischen, Englischen und Italienischen ihr leicht geworden wäre. Da fiel ihr durch den Tod ihrer Großmutter in Pfaffstädt ein kleines Erbe zu, das nach den österreichischen Gesetzen ihr persönlich, nicht dem Gatten eingehändigt wurde. So konnte sie weiter existieren, bis Scheffel, die Erfolglosigkeit der Geldsperre einsehend, diese aufhob.

Im Frühling 1869 verlangte Scheffel kategorisch, daß ihm das Kind auf längere Zeit nach Karlsruhe gesandt werde. Caroline, welche befürchtete, den Kleinen nicht mehr zurückzuerhalten, wollte anfänglich darauf nicht eingehen:

sie willigte nach langem Hin- und Herreden ein, wenn Scheffel den Herren Professor Kußmaul und Robert von Mohl sein Ehrenwort gebe, das Kind nach sechs Wochen zurückzusenden.

Dies geschah. Anfangs September kam der kleine Victor nach Karlsruhe. Am 11. Oktober brachte ihn Scheffel selbst wieder nach München zurück. Caroline hatte sich am Bahnhof eingefunden. Während der Fahrt nach ihrer Wohnung geriet Scheffel in steigende Aufregung. Dort angelangt, tobte er dermaßen, daß die Hausbesitzerin herbeieilte und an der Seite der zitternden Frau verblieb, bis Scheffel sich entfernt hatte. Am folgenden Tage fuhr Caroline mit dem Kinde nach Giesing zu Professor Solbrig. Das vernahm Scheffel in ihrer Wohnung und begab sich sofort auch dorthin. Im Garten der Anstalt sah er Fräulein Solbrig mit dem Kleinen. Er riß das Kind von ihrer Hand weg und fuhr mit ihm im Fiaker zum Bahnhof, um es nach Karlsruhe mitzunehmen. — Die Münchener Freunde bezeugten der armen Mutter rührende Teilnahme, rieten ihr aber, von allen Bemühungen, das Kind zurückzubekommen, abzustehen, da sie erfolglos bleiben müßten. Lange Zeit stand sein Bettchen bei ihr bereit. Ihr einziger Trost war, daß treue Karlsruher Freunde ihr von Zeit zu Zeit Nachrichten über des Kindes Befinden sandten, wobei sie Schreckensberichte Scheffels von Erkrankungen Victors, die weiter nichts waren, als leichte Kinderkrankheiten, auf das richtige Maß zurückführten.

*

Im Mai 1870 habe ich mich verheiratet. Caroline verbrachte alljährlich mehrere Monate bei uns. Ihr Leben war trüb. Die Verhältnisse blieben unabgeklärt, für die Nichteingeweihten unverständlich. Sie bat aber alle Freunde, es ihr zu ersparen, daß sie ihr Schicksal öffentlich besprochen sehen müsse. Obschon durchaus nicht eine zu unnützen Reflexionen geneigte Natur, lebte sie still dahin.

Als im Jahre 1884 mein teurer Vater hochbetagt starb, schrieb mir Scheffel einen in warmen Ausdrücken abgefaßten Kondolenzbrief, was ich herzlich dankbar auch hier erwähnen will.

Hochverehrte Frau!

Gestatten Sie mir, aufrichtige und herzliche Theilnahme an Ihrer Trauer auszusprechen; ich habe Ihren seligen Herrn Vater als Menschen wie als Mann der Wissenschaft verehrt und verdanke seinen Werken Aufschlüsse und Anregungen mannigfachster Art. Die Räthsel irdischen Lebens, mit deren Lösung sein reicher Geist sich beschäftigt hat, hat ihm nun der Tod erschlossen: er ruhe in Frieden!

Sie waren ihm allzeit eine treue liebevolle Tochter und dürfen in der Erinnerung, ihm so lange Zeit nahe gestanden zu sein, reichlichen Trost finden ... ich habe meinen Vater auch erst im 80ten Lebensjahr verloren und denke gern an die letzte Zeit zurück.

Inzwischen bin ich selber alt geworden und Victor als hünenhafter Jüngling ist um volle Kopfeslänge höher.

Ihrem nun in Gott ruhenden Herrn Vater, dessen Bücher sämmtlich meine

Bücherei zieren, werde ich allzeit ein ehrendes Andenken bewahren; Ihnen, wertheste Frau, und ihrem Herrn Gemahl, empfehle ich mich und meinen Sohn bestens.

Radolfzell Seehalde
11. August 1884.

Jos. Victor von Scheffel.

Auf Scheffels lebhaft geäußerten Wunsch eilte Caroline im April 1886 an das Sterbelager des Dichters. Er zeigte sich von ihrem Erscheinen sichtlich befriedigt; sie aber blieb sich bewußt, daß eine dauernde Wiedervereinigung zu nichts Gutem geführt hätte. Im Gefühle tiefsten Mitleids schrieb sie mir aus Karlsruhe von dem „Unstern in der eignen Brust", der dem Dichter zum Verhängnis geworden sei und über ihn und seine Nächsten so viel Jammer gebracht habe. Dankbar gedachte sie des aufopfernden Freundes von Scheffel, Karl Kloses, der ihr in jener schweren Zeit teilnahmsvoll und mitfühlend zur Seite gestanden hat.

Da wir uns nicht mehr so häufig begegnen konnten, führten wir einen regen Briefwechsel. Im Jahre 1897, da mein Mann, Dr. jur. Leo Weber, als Mitglied des Schweizerischen Bundesgerichts in Lausanne seinen Wohnsitz aufschlagen mußte, kam Caroline, obwohl leidend, ein letztes Mal zu uns, um unser neues Heim zu sehen. Scheffels großes schriftstellerisches Talent wurde von ihr damals wie immer mit Wärme anerkannt. „Er war ein Dichter." So sagte sie oft, und mit diesen Worten wollte sie hervorheben, wie hoch er so viele andere, die auf diesen Namen Anspruch machen, überragte. In ihrem letzten Lebensjahre ließ sie sich den „Ekkehard" vorlesen — es war, als ob sie ihre Wahl vor sich selbst noch einmal rechtfertigen wollte!

Am 17. Dezember 1904 schloß Caroline von Malzen nach qualvollen Leidenswochen in Meran für immer die Augen.

Ich widmete ihr im Berner „Bund" den folgenden, ihr Leben kurz zusammenfassenden Nachruf.

Caroline von Scheffel,

die Witwe des Dichters, ist am 17. Dezember nach längerer Krankheit im zweiundsiebzigsten Lebensjahre in Meran gestorben. Seit 1866 lebte sie von ihrem Manne getrennt, zumeist in München. Als Scheffel im Frühjahr 1886 schwer erkrankte und den Wunsch äußerte, seine Frau wiederzusehen, eilte sie an sein Krankenlager. Mit vollkommenem Takte verstand sie es in jenen schwierigen Tagen, ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Am 9. April 1886 starb der Dichter, dessen Popularität, an der Verbreitung seiner Schriften gemessen, eine bisher unerreichte genannt werden muß. Nach seinem Tode ist, wie zu erwarten stand, über das Verhalten seiner Frau manch hartes Urteil laut geworden. Unberufene Kritiker nahmen sich heraus, über ein eheliches Verhältnis zu urteilen, das ihnen im besten Falle nur oberflächlich bekannt war. Tendenziöse Veröffentlichungen versuchten es, Scheffel als schuldlos hinzustellen. In edler Selbstverleugnung schwieg sie. Die Gattin hatte als ihre Pflicht erkannt zu schweigen, und treulich hat sie es gehalten.

Caroline von Scheffel, die einzige Tochter des Freiherrn Conrad Adolf von Malzen, der dreimal (1827 bis 1828 als Ministerresident, 1838 bis 1841 und 1855 bis 1862 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister) Bayerns diplomatischer Vertreter bei der Schweizerischen Eidgenossenschaft gewesen ist, war

eine mit ungewöhnlich feinem Sinn für Kunst und Literatur begabte, hochgebildete und schöne Frau. Den Dichtungen Scheffels hatte sie nicht bloß Verständnis, sondern warme Begeisterung entgegengebracht. In Berlin, wo ihr Vater in der ersten Hälfte der 1850er Jahre als Gesandter wohnte, stand das Malzensche Haus in lebhafter Fühlung mit den Brüdern Grimm, mit Schelling, Cornelius, Kaulbach. Das waren die sonnigsten Tage ihrer Jugend — sie wurde von jenen Großen „Unser gnädiges Kind" genannt — und über diesem Verkehr schwebte der Zauber, den nur weibliche Lieblichkeit und Bescheidenheit verleihen. In München, das seit 1868 ihr Wohnort war, wurde sie mit allen bedeutenden Freunden Scheffels, die in der bayrischen Residenz lebten, bekannt. Ernst Förster, Ludwig Steub, Moritz von Schwind, Robert von Mohl zählten zu diesem Kreise. Ihnen allen gewann sie binnen kurzem unbedingte Hochachtung und Verehrung ab; sie wurde Moritz von Schwinds, des großen Meisters, erklärter Liebling, und wie Robert von Mohl, der berühmte Staatsrechtslehrer, über sie und ihr Verhältnis zu Scheffel dachte, sagte er in seinen 1902 im Druck erschienenen „Lebenserinnerungen" (Band II, Seite 361—362) [1]).

Die so sichern Fußes auf den geistigen und gesellschaftlichen Höhen zu wandeln wußte, ist zeitlebens schlicht und anspruchslos geblieben. In stiller Zurückgezogenheit verlebte sie die letzten Jahre. Dem Sohne und seiner Familie war sie eine zärtliche Mutter und Großmutter. Voll Herzensgüte und Wohlwollen fand sie ihre Freude und ihren Trost darin, anderen Beweise der Liebe und Teilnahme zu geben.

So ging ein Leben zur Neige, dessen Eingang, vom hellsten Sonnenglanz bestrahlt, nur Glück, reinstes Glück zu verheißen schien. L. W.-P.

*

Mit den Tagebuchblättern aus den Jahren 1864 bis 1869 sind nur wenige von den Briefen, die mir Scheffel und seine Eltern geschrieben haben, erhalten geblieben. Caroline verlangte, daß ich ihre Briefe sofort verbrenne. Dasselbe tat ich mit vielen anderen aus jugendlicher Unbesonnenheit. Alles, was mit dem Schicksal meiner Freundin zusammenhing, hatte sich in meinem Gedächtnis so tief eingeprägt, daß ich in späteren Jahren oft versucht war, auch die noch vorhandenen Schriftstücke der Vernichtung preiszugeben. Einsichtsvolle, befreundete Männer, am eindringlichsten mein Gatte, rieten mir davon ab, ja noch mehr, sie forderten mich wiederholt auf, meine Erinnerungen an Joseph Victor Scheffel und Caroline von Malzen in zusammenfassender Darstellung wenigstens einem berufenen Freundeskreise zugänglich zu machen und sie zu diesem Behufe drucken zu lassen. Was nach langem und starkem Widerstreben den Entschluß, der Aufforderung Folge zu leisten, endlich in mir zur Reife brachte, das war die tiefe Entrüstung, die sich meiner bemächtigte, als ich tendenziös ausgewählte Briefe und Bruchstücke von Briefen Scheffels über sein eheliches Verhältnis veröffentlicht sah [2]), briefliche Auslassungen des

[1]) Mohl erklärt, er habe, durch Scheffel selbst zu einer Einmischung herangezogen, „bei übeln Streitigkeiten mit seiner Gattin nicht auf seiner Seite sein können", und spricht die Überzeugung aus, daß Scheffel „keineswegs immer ganz zurechnungsfähig" sei.

[2]) Vgl. Josef Victor Scheffel und seine Familie. Nach Briefen und mündlichen Mitteilungen. Von Louise von Kobell (Frau Eisenhart). — Schwetzingen-Heidelberg und Wien 1901. Verlag des Scheffelbundes.

Dichters, dem es nun einmal nicht gegeben war, die ihn persönlich angehenden Dinge und Vorkommnisse ruhig und objektiv zu beurteilen und zu schildern.

Man hat sich daran gewöhnt, in Scheffel einen vom Unglück verfolgten Mann zu erblicken, dessen Schaffenskraft durch Schicksalsschläge gelähmt worden sei. Wer aber hat, wie er, durch äußere Verhältnisse und innere Vorzüge gefördert, in überschäumender Lust die Studentenjahre und nach dem 26. Jahre noch das frohe, freie Künstlerleben genießen können? Und heimgekehrt, wer hat, wie er, an selbstgewählten schönen Aufenthaltsorten ein ungebundenes Junggesellenleben, das Leben eines „fahrenden Spielmanns" führen können, frei von jeder äußeren Sorge?

Trübe, niederdrückende Erfahrungen bleiben keinem Menschen erspart. Ungewöhnlich schwere Prüfungen, die über Scheffel kamen, waren zwei ernste, durch seine Lebensweise wohl einigermaßen mitverschuldete Erkrankungen (Gehirnaffektionen) in jüngeren Jahren. Da sie für sein ganzes Leben nicht ohne Folgen geblieben sind, ist es gerecht, sie bei der Zeichnung seines Lebensbildes nicht außer acht zu lassen. Diese Gerechtigkeit ist ihm aber reichlich zu teil geworden. Sein krankhaftes Mißtrauen, die Maßlosigkeit und Unbeständigkeit seiner Empfindungen, die an Wahnsinn streifenden Ausbrüche seiner Natur finden so jedenfalls die Scheffels Charakter in weitestem Maße schonende Erklärung. Caroline hatte vor der Verehelichung von jenen Erkrankungen keine Kenntnis; sie hatte bloß gehört, Scheffel sei infolge von Überarbeitung nervenleidend gewesen.

Ein solcher Mann war nicht, jedenfalls nicht mehr mit 38 Jahren, geeignet, eine hochgebildete, feinsinnige Frau in der Ehe zu beglücken.

Die Eltern, besonders die Mutter, litten unsäglich unter ihres Sohnes krankhaftem Wesen, und *sie* hätte sich sagen sollen: was von der Mutter kaum zu ertragen ist, wird einer Gattin unerträglich sein. Nur die große Elternliebe, zumal die Liebe der schwärmerisch an dem Sohne, der so ganz *ihr* Sohn war, hängenden Mutter, läßt es entschuldbar erscheinen, wenn die Eltern, nach allem, was sie wußten, die Verbindung Scheffels mit Caroline von Malzen so sehr gewünscht und begünstigt haben. Doch ich bin es gewiß: nicht allein der ehrenfeste Major, auch die hochherzige Mutter wäre, die Folgen ihres schweren Irrtums überschauend, um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen damit einverstanden, daß das Bild ihrer Schwiegertochter in seiner Reinheit wiederhergestellt werde.

Caroline aber, die in diesen Blättern nicht im bezaubernden Lichte ihrer Jugend dargestellt werden konnte, nur als stille Dulderin, sie, die nie aufgehört hatte, den Dichter zu bewundern, würde lebhaft einstimmen, wenn ich zum Schlusse sage: Ich möchte den *Dichter* Scheffel ehren durch einen solennen akademischen Fackelzug, und dann, wenn die Fackeln zusammengeworfen würden, all das Unschöne, das Krankhafte des *Menschen* hineinwerfen in den lodernden Brand, auf daß die Flammen es verzehren.

Politische Rundschau

Berlin, den 14. Juni 1920.

Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, wird man klarer sehen, ob die Idee von Spaa überhaupt noch verwirklicht werden wird, oder ob sie gescheitert ist. Bisher kann nur der sogenannte unverbesserliche Optimist gegenüber der sich in Frankreich deutlich abzeichnenden Entwicklung auf Verhinderung der Konferenz ganz ruhig sein. Das erste Resultat dieser Entwicklung war die Deutschland als vollendete Tatsache mitgeteilte Verschiebung der Konferenz.

Uns selbst hat der Wahlkampf in Deutschland, wie es scheint, etwas reichlich an einem Aktivismus in der Politik gehindert. Es gewann eine Zeitlang den Anschein, als ob es auf der ganzen Welt nur noch Putschabsichten von rechts und von links gäbe. Gewiß, die innere Politik ist das Fundament für die äußere, und ohne eine gefestigte Regierung im Innern können wir schließlich auch keine Außenpolitik mehr treiben; aber wir sollten es uns abgewöhnen, nur Innenpolitik zu treiben.

Da bringen wir es in der Tat zur Meisterschaft, und es gibt keine Intrige, keine politische Kombination, deren wir nicht fähig wären. Ach, hätten wir doch dieselbe Leidenschaft für die Außenpolitik! Generalfeldmarschall Hindenburg sagt in seinem Erinnerungswerke, daß Betätigung innerhalb der Gegenwartspolitik seinen Neigungen widersprochen habe. Er gesteht dann seine Abneigung gegen alles Diplomatische und spricht als sein Empfinden aus, daß die diplomatische Beschäftigung wesensfremde Anforderungen an uns Deutsche stellt. Das sei wohl einer der Hauptgründe für unsere diplomatische Rückständigkeit.

Es liegt sicherlich manches Wahre in diesen Aussprüchen des großen Heerführers, aber andererseits haben doch gerade wir Deutschen große Diplomaten gehabt wie Bismarck, der der größte Diplomat aller Zeiten war, Friedrich den Großen, Metternich, und von den guten und überdurchschnittlichen Diplomaten hat die Bismarcksche Epoche ein ganzes Teil hervorgebracht.

Allerdings — die Militärs taugen nicht zu Diplomaten; das hat der Krieg zur Evidenz bewiesen, und allzusehr hereinpfuschen sollen die Parteiagitatoren auch nicht in dieses Handwerk, das gelernt werden will wie jedes andere, das hat der Fall Erzberger gezeigt — aber wir brauchen in Deutschland notwendig eine Vergrößerung derjenigen Bevölkerungsschicht, die sich berufsmäßig mit der Außenpolitik beschäftigt. In England kümmert sich die Masse des Volkes ebensowenig wie bei uns um die Außenpolitik. Dafür ist aber der Kreis der Politiker, die mit aufmerksamen Augen und mit lebhaftem Verständnis den Vorgängen auf der Weltbühne folgen, viel größer als bei uns. Die Leute arbeiten, informieren sich und haben infolge der dauernden Beschäftigung mit den außenpolitischen Problemen ein gutes Flair für das Wesentliche. Sie können Anregungen und Ideen geben, und aus ihnen können die zukünftigen Außenminister sich jederzeit rekrutieren. Ein Cecil, ein Mac Lean könnte ohne weiteres bei einem politischen Regierungswechsel in England das Außenportefeuille übernehmen, auch die Arbeiterpartei kann Leute wie Trevelyan stellen. Bei uns muß man sich immer geängstet umsehen, wer wohl zum nächsten Außenminister geeignet sein könnte; wir haben zwar viele außenpolitische Kränzchen, aber im großen öffentlichen politischen Leben hört man mit Ausnahme von Ministerinterviews wenig prominente politische Äußerungen.

Wir sind zu faul in der Außenpolitik. Die Leute informieren sich nicht genug, weil die Information etwas unbequem zu erlangen ist, und die meisten ihrer Äußerungen gehen nicht über den Rahmen der Bierbankpolitik hinaus.

Wahrscheinlich haben wir, wenn diese Zeilen gedruckt werden, mit einem neuen Kabinett auch einen neuen Außenminister. Er wird keine leichte Aufgabe haben, weil die innerpolitische deutsche Situation immer bis zu einem gewissen Grade auf die Außenpolitik einwirken wird. Möchte es uns gelingen, diejenige Kombination zu finden, die uns ein ungestörtes Weiterarbeiten im Innern und nach außen verbürgt. Die unglücklichen deutschen Parteiverhältnisse müssen notgedrungen die Folge haben, daß, welche Regierung auch immer zustande kommt, ihr besondere Stärke nicht zu eigen sein wird, und das ist nach außen hin ein großes Manko.

Zwei Lehren muß man aus der Vergangenheit gezogen haben, erstens, daß die Unabhängigen Sozialisten nicht zur Regierung taugen, und zweitens, daß man nicht gegen die Arbeiter regieren kann. Echt deutsch und von anderen Ländern kaum nachgeahmt ist der gegenseitige Haß zweier liberaler Parteien, wie er bei uns zwischen der demokratischen und der Volkspartei zu bestehen scheint. Leider hat die Parteientwicklung nach der Revolution die Bildung einer großen bürgerlichen liberalen Partei gehindert. Die nächste Zukunft wird zeigen, ob die liberalen Parteien mit der Zeit werden zusammen arbeiten können, und ob die mehr rechts orientierte Volkspartei das Mißtrauen der Arbeiter überwinden kann.

Ein hervorragender italienischer Staatsmann hat einmal gesagt, daß die Kunst eines Kabinettschefs darin bestehe, möglichst viele Parteileute zum Verrat zu bewegen. Möchte das der Mann fertigbringen, der unser neues Kabinett bilden wird! Und möchte es uns gelingen, einen ähnlich starken Mann zu bekommen, wie es Giolitti in Italien ist.

Sein Kommen zur Macht ist typisch für unsere Zeit. Eine italienische Zeitung schrieb darüber: „Nicht die Haltung Giolittis gegen den Krieg gibt ihm die Macht zurück, sondern ein Ausscheidungsprozeß, in dem er zuletzt allein übrig blieb. Indem sich Parlament und öffentliche Meinung für ihn entscheiden, handeln sie nach den Grundsätzen des Arztes, der in kritischen Fällen zu jedem Mittel, auch zum Gift greift, um eine Reaktion hervorzurufen. Nach einer Politik der Unentschiedenheit begrüßt das Volk Giolitti wie einen Messias, von dem es Wunder erwartet. Es weiß, daß in Zukunft das ministerielle Programm nicht mehr ein Kompromiß der Meinungsverschiedenheiten im Ministerrat sein wird, sondern der Wille des Präsidenten, an dem nicht gerüttelt werden darf."

Also Männer und nicht Parteiprogramme, das haben die Italiener als erste begriffen. Sie wollen zu gleicher Zeit los von dem unproduktiven Geiste von Versailles, zurück zu einer europäisch aufbauenden Politik, für die auch Nitti schon so viel getan hat, aber auch zurück zu einer für Italien günstigeren internationalen Politik. Man hat es in Italien übel vermerkt, daß Italien an den Abmachungen von Hythe nicht beteiligt war, und wenn auch der Sturz von Nitti in der Hauptsache von innerpolitischen Motiven herrührte, so war doch der Ärger der Italiener über Hythe offenkundig genug. Man darf Giolitti nicht als Deutschenfreund auffassen, wie die französische Presse das tut. Er ist Italiener und wird die Interessen der italienischen Politik wahrnehmen, gleichgültig ob dies den deutschen Wünschen entspricht oder nicht. Es trifft sich aber, daß Italien, wie dies auch Nitti wiederholt betont hat, europäische Politik machen will, und daß wir mit unseren schwachen Kräften dasselbe tun wollen.

Dies ist vielen Franzosen sehr unbequem, denn in Frankreich, ebenso wie in manchen Kreisen unserer übrigen eben aus dem Kriege herausgegangenen Feinde, herrscht noch eine absolut militaristische, unpolitische Auffassung der Wirklichkeit. Wer sich davon überzeugen will, der lese den Bericht über die Hinrichtung der

vier Mitarbeiter an der „Gazette des Ardennes“ in den französischen Zeitungen. Etwas Scheußlicheres kann es für einen Europäer des zwanzigsten Jahrhunderts nicht geben. Man lese, wie die Opfer, die bis zur Hinrichtung ihre Unschuld beteuerten, und von denen eines bereits vollkommen irrsinnig gewesen ist, zur Richtstätte geschleppt wurden, wie es nicht gelang, den einen Verurteilten gleich zu töten, sondern wie dieser nur an seinem Pfahl unter furchtbarem Geheul zusammenbrach, und wie dann ein Unteroffizier hingehen und ihm den Fangschuß geben mußte. Das alles ist in der französischen Presse von den Bildern über die Hinrichtung begleitet, und es erhebt sich in dem ganzen Lande kaum ein Funken von Kritik gegen diese barbarischen Handlungen gegenüber eigenen Landsleuten. Was erwartet man bei solcher Grundverfassung der öffentlichen Meinung eines Landes von seiner Einsicht in die Lage der Welt, die so drohend ist, daß sie selbst die Siegerstaaten bis zu einem gewissen Grade zum Verzicht nötigen sollte? Der Wortführer der öffentlichen Meinung scheint nach wie vor Herr Poincaré, trotzdem im Prozeß wegen der Kapitulation von Maubeuge die Äußerung des Abgeordneten Desfontaines bekundet worden ist: „Der Präsident Poincaré hat den Krieg verursacht, er müßte dafür kriegsgerichtlich erschossen werden.“

Seine Gesinnung ergibt sich zur Genüge aus seinen Taten und jetzt aus der Tatsache, daß er nach den Beratungen von Hythe aus der Wiedergutmachungskommission demonstrativ ausgeschieden ist, diesem politischen Monstrum, dessen Väter die Clemenceau, Tardieu nebst Poincaré selber gewesen sind, und das dazu bestimmt war, durch das Verfahren des sogenannten Offenen Kontos Deutschland in ewiger Knechtschaft zu halten. Solche unpolitischen Gedanken, die sich in der Wirklichkeit doch nicht durchführen lassen, sollen das eigene schlechte Gewissen betäuben, und nur so sind sie erklärlich. Poincaré schreibt keinen Artikel, ohne uns zu beschimpfen, und noch in seiner politischen Revue in der „Revue des deux mondes“ vom 15. Mai kämpft er gegen den Gedanken, die Deutschen am Wiederaufbau in den zerstörten Gebieten zu beteiligen, was doch gerade im wohlverstandenen Interesse Frankreichs liegen müßte, weil sonst die „officiers incendiaires“ im Zivilgewande in die befreiten Gegenden kommen könnten! Niemand wird doch abstreiten, daß dies krankhaft sadistische Gedankengänge sind, die sich selbst richten. Poincaré will offenbar „l'herbe sur le chemin“ nicht wachsen lassen. Das Blut darauf soll immer erneuert werden.

Deutscherseits besteht große Geneigtheit, sofort in unsern Beziehungen gegenüber Frankreich das aufzugreifen, was die beiden Völker etwas zusammenführen könnte. Man vergleiche das Interview Dr. Kösters über die Millerandschen Äußerungen seiner Politik des „Einverständnisses mit Deutschland“. Köster ist ganz Bereitwilligkeit, mit Frankreich zusammen zu arbeiten. Wie überhaupt die deutsche Politik dies bei jeder Gelegenheit, zuletzt noch bei ihrer Förderung der Wirtschaftsverhandlungen in Paris, gezeigt hat. Wir müssen dies schon in unserm eigenen Interesse tun, und es scheint, als ob unsere Politik sich hier ganz nach den Realitäten richtet.

Wir haben aber gleichfalls ein Interesse daran, der Welt zu zeigen, daß wir glauben, noch überall in Frankreich Dokumentierungen des anderen zerstörenden politischen Geistes zu sehen, der eben einen vernünftigen Wiederaufbau Europas hindert. Das hat auch Dr. Köster angedeutet. Frankreichs Rheinpolitik (vergleiche die jüngsten Äußerungen von Tardieu) ist keineswegs aufgegeben, auch nicht seine auf den gänzlichen Zerfall Deutschlands gerichtete Politik. Es wird gegen den Bestand unseres Reiches Propaganda getrieben, als ob wir noch im Kriege lebten, und wenn man jetzt Herrn Allizé, der Deutsch-Österreich zu einer Ententekolonie gemacht hat, als Botschafter zu uns schicken will, so tröstet uns das auch nicht über die Endziele der französischen Politik.

Herr Millerand hat in der von Köster zitierten Rede gesagt, Frankreich müsse „eine männliche Politik der Realisationen und der Verantwortlichkeiten" treiben. „Man könne nicht unter der Ulme die Stunde der Fälligkeiten abwarten." Das klingt schon etwas anders als die Worte von der Politik des Zusammenarbeitens mit Deutschland und gewinnt seine besondere Bedeutung durch den Hinweis auf das Einverständnis der Alliierten in San Remo mit der Besetzung weiteren deutschen Territoriums, ein Hinweis, der übrigens englischerseits in Abrede gestellt worden ist.

Jedenfalls dürfen wir, wie weit auch immer unsere Bereitwilligkeit geht, bis zur Selbstverleugnung den französischen Wünschen entgegenzukommen, doch nicht etwa uns über die wirklichen Ziele der französischen Politik täuschen. Sie geht noch immer auf unsere vollkommene Vernichtung als Einheitsstaat, Zerschlagung in kleine Tributärstaaten, die dann als französische Satrapien ein ähnliches Leben führen sollen wie jetzt Deutsch-Österreich, ausgepreßt und ausgesogen von dem französischen Oberaufseher.

Frankreich wird lediglich durch die Rücksichtnahme auf die übrigen europäischen Mächte, namentlich auf England, dazu gebracht, diese Ziele nur versteckt zu verfolgen und, wie wir bei der Besetzung des Maingaus und dem schließlichen Rückzug der Franzosen gesehen haben, seine Realisationen unter Umständen wieder aufzugeben.

Daß sich unter der Oberfläche ein ziemlich starker diplomatischer Kampf unter den Siegernationen fast auf allen Gebieten der großen Weltpolitik abspielt, lehren die augenblicklichen Weltbegebenheiten. Wir können nicht vorübergehen an dem bezeichnenden Ausdruck, den die englisch-französischen Beziehungen in dem Briefe eines prominenten Franzosen an die „Times" gefunden haben, dessen Stichwort ist: in Frankreich zweifelt man zuweilen schon an der moralischen Unterstützung durch England bei der Ausführung des Friedensvertrages, und in England dichtet man uns Absichten an, die wir nicht haben.

Wir haben keinen Anlaß und keine Ursache, solche Gegensätze zu affichieren. Uns sind sie nur bedeutsam, insoweit wir leidender Teil dabei sind, und wir würden wünschen, daß sich diese Gegensätze zugunsten einer vernünftigen Auffassung der Weltpolitik auch in Frankreich ausgleichen möchten. Nur auffallend ist die Schärfe, mit der sich die französischen Zeitungen, denen doch sonst unterdrückte Völker ziemlich gleichgültig sind, der Iren annehmen; auffallend ist die absolut anti-englische Haltung der französischen Presse in der Orientfrage und in der russischen Angelegenheit.

Bezeichnend aber vor allem sind die Vorgänge aus Anlaß der französisch-belgischen Bündnisverhandlungen und im Zusammenhang damit der Abbruch der belgisch-holländischen Verhandlungen. Im Laufe der Bündnisverhandlungen zwischen England, Frankreich und Belgien ist England das Anerbieten des Beitritts gemacht worden. England hat dieses Anerbieten rundweg abgeschlagen, und Frankreich hat diese Weigerung als Definitivum hingenommen. Jetzt wünscht man in Frankreich lediglich Erneuerung der Entente sowohl für die europäischen wie für die außereuropäischen Fragen. Dieses Programm findet aber in liberalen Kreisen Englands wenig Gegenliebe. Man verlangt in England, daß Frankreich eine erträgliche Behandlung der Besiegten eintreten läßt, eine Behandlung, die diesen das Leben wieder möglich macht, und daß Frankreich sich zu einer allgemein europäischen Völkerbund-Politik im Gegensatz zur Supreme Council-Politik allmählich bekennt. Im liberalen England beklagt man den Mangel an Verständnis auf französischer Seite für solche Ziele, und wir lesen im „Manchester Guardian": daß die französische Politik weite Kreise mit gemäßigten Anschauungen in England nicht dem französischen Volke, sondern den französischen Politikern entfremdet, und daß die Überzeugung wächst, daß, „wenn wir nicht eine Verständigung ganz anderer Art bekommen können, we had better resume full freedom and independence of action".

Wie weit diese Meinung von Lloyd George und den augenblicklich in England maßgebenden Leuten geteilt wird, wissen wir nicht. Die französische Regierung mag aus solchen Äußerungen jedenfalls die Gefahren sehen, die sie mit einer einseitigen, sturen Politik für ihren Gesamtkurs läuft. Auch aus diesem Gesichtspunkt ist eine intransigente Haltung in den allgemein europäischen Fragen nicht zum Vorteil für Frankreich selbst. Millerand hat sehr richtig gesagt, daß Frankreich nicht dasitzen sollte, „mit stierem Blick seine Augen auf Texte gerichtet, die mehr voll von Versprechungen als von Wirklichkeiten sind". Die offizielle französische Haltung scheint aber noch ganz dieser Charakteristik zu entsprechen.

In Hythe hat Frankreich eigentlich einen gewaltigen Vorteil ohne irgendwelche Gegenleistungen eingeheimst, dadurch nämlich, daß ihm England die Zinszahlungen erlassen hat, solange Deutschland nichts bezahlt; ein Vorteil, den jetzt auch die übrigen Schuldner Englands erstreben. Auch hat Frankreich weiter platonische Versicherungen über eine allgemeine Regelung der Alliierten-Kriegsschulden und der Finanzierung der deutschen Schuldbonds im Zusammenhang damit erhalten. Das Statement über die Konferenz war im übrigen nicht ungünstig für uns. Man will uns zur Wiedererlangung unserer finanziellen Autonomie behilflich sein. Man will auch die deutsche Zahlungsfähigkeit bei der Ermittlung des Minimalbetrages der deutschen Schuld in Rechnung stellen; eigentlich eine selbstverständliche Sache, aber für uns immerhin ein Fortschritt. Was aber haben die Franzosen aus alledem gemacht? Man schreit nach Pfändern und weiteren Sicherheiten; man erklärt, auf die deutsche Zahlungsfähigkeit käme es nicht an, nur auf den Buchstaben des Vertrages; man erklärt, die Besetzung des Rheins niemals aufgeben zu wollen usw. Man will uns trotz der Bonar Lawschen Versicherungen in Spa nach alter Art als Schwerverbrecher behandeln und uns Rechenschaft abverlangen, uns 120 Milliarden Goldmark Entschädigung aufzwingen usw.

Es ist unter solchen Umständen unklar, was wir überhaupt in Spa sollen. Wenn die Franzosen Interesse daran haben, praktische Wege zu wandeln, um von uns positive Leistungen zu erzielen, so sollen sie uns nicht die Kehle abschnüren. Dann können, wollen und werden wir nichts liefern und leisten. Namentlich wenn man uns die Lieferungen nicht anrechnen will. Internationale Anleihen unter Verpfändung von Eisenbahnen, Staatseinnahmen usw. nehmen wir nicht. Es hängt von dem Arbeitswillen unserer Bevölkerung ab, was wir leisten können, und diesen gilt es, durch eine einigermaßen vernunftgemäße Politik auch im Interesse Frankreichs selbst zu stärken. Wir dürfen und können nicht mehr ja sagen zu unmöglich auszuführenden Forderungen, wie wir es leider in Versailles getan haben. Daß diese Politik, die unter dem Druck der Unabhängigen erfolgte, falsch war, haben jetzt die Enthüllungen von Tardieu gezeigt, aus denen wir entnehmen müssen, daß man auch etwas Risiko in der Politik laufen muß, wenn man das Recht und die Vernunft auf seiner Seite hat.

Konsul Wustrow ist in Täbris gefallen, bewußt in den Tod gehend, nur weil er die Ehre des deutschen Namens bis zuletzt aufrechterhalten wollte. Möchte er uns ein Vorbild sein!

Die mit der Ausführung des Friedensvertrages zusammenhängenden Probleme sind in den Hintergrund getreten gegenüber den englisch-russischen Verhandlungen und den Ereignissen im nahen Orient.

Nachdem Krassin mit den Schweden und den Italienern einen Vertrag abgeschlossen und in Norwegen ebenfalls offenbar größere Geschäfte gemacht hatte, erhielt er von der englischen Regierung nach einigem Hin und Her an Stelle von Litwinow, der von Lloyd George abgelehnt worden ist, die Erlaubnis, nach England zu fahren. Offenbar hatte Krassin sehr große Geldmittel mit, denn er lebt in London auf großem Fuße und hat sehr beträchtliche Bankkonten angelegt. Er verhandelt mit

Lloyd George und den englischen Ministern direkt, und es war von Anfang an klar, daß es sich hier nicht um Wirtschaftsfragen, sondern um rein politische Fragen handelte. Krassin wurden zunächst Garantien abverlangt, die sich auf die Freilassung der in Rußland noch inhaftierten Engländer, auf das Abstandnehmen von jeder Propaganda usw. bezogen. Wahrscheinlich hat Krassin in allen diesen Punkten befriedigende Erklärungen gegeben. Die Hauptsache für Lord George ist aber die Orientfrage, die er mit Krassin zusammen regeln will. Das Vorgehen der Bolschewiken nach Persien hinein und die Beziehungen der bolschewikischen Politik zur Türkei, das heißt das Bündnis, das Lenin mit Mustapha Kemal Pascha hat, beunruhigt die englische Politik in hohem Grade.

Die Engländer waren gerade so weit, durch den Vertrag mit Persien diesen wichtigen Schlußstein nach Afghanistan herüber ihrem Reiche einzugliedern, sie waren gerade im Begriffe, durch den Friedensvertrag mit der Türkei ihre Herrschaft in Konstantinopel dauernd zu festigen, da kommt diese unwillkommene Landung der Bolschewiken in Enseli, ihr weiteres Vorrücken auf Resecht, die damit in Zusammenhang stehende Bewegung in Persien und der Rückzug der englischen Truppen. Die Befürchtung ist vorhanden, daß in Persien die alte Regierung, die sich sowieso nur von Englands Gnade hält, gestürzt wird, daß sich Mustapha Kemal mit den Bolschewiken vereinigt und der ganze Curzonsche Brückenbau gefährdet wird. Hier gilt es nun, mit Krassin zu verhandeln, und ihn aus Persien herauszumanövrieren, und ferner die Bolschewiken zur Aufgabe ihres Bündnisses mit den türkischen Nationalisten zu veranlassen.

Krassin wird natürlich seine Gegenbedingungen stellen. Eine sehr wesentliche wird sein, daß die Polen zum Frieden mit Sowjetrußland gezwungen werden. George wird das tun, denn schon wird der Gedanke einer Unterbreitung des russisch-polnischen Konflikts unter den Völkerbund, ebenso wie die der persischen Angelegenheit, in der englischen Presse lebhaft erörtert. Daneben wird Krassin Aufhebung der Blockade über Rußland, Aufnahme von Handelsbeziehungen und diplomatische Beziehungen verlangen. Überall werden sich die bolschewikischen Vertreter wie einst Joffe in den europäischen Hauptstädten befinden und ihre unterirdische Agitation treiben.

Lord George wird heftig angegriffen von seinen englischen Gegnern und von der französischen Presse. Frankreich hat das persische Abenteuer Englands mit Mißgunst gesehen, es wünscht keine allzu große englische Machterweiterung im nahen Orient, weder in der Türkei noch in Mesopotamien, ihm wäre die bolschewikische Landung ganz recht, nicht insofern, als sie die Bolschewiken, die Nibelungen des russischen Goldschatzes, stärkt, sondern die Gegenspieler von England in Persien. Frankreich wünscht das russische Gold nur für sich. Es hat Angst, daß etwas davon in die Länder abfließt, mit denen Bolschewiken in Handelsbeziehungen steht. Frankreich wünscht England nicht in Konstantinopel und will eine Verständigung mit Mustapha Kemal, mit dem es eben Waffenstillstand geschlossen hat. Frankreich wünscht, daß die Polen, trotzdem sie Mißerfolge geteilt mit Erfolgen, über deren Tragweite man nichts Genaues weiß, gehabt haben, weiter unterstützt werden. Polen soll als Gegenmacht gegen Deutschland die Grenzen von 1721 und außerdem Oberschlesien erhalten. Aus allen diesen Gründen betrachtet Frankreich jede Verhandlung mit den Bolschewiken mit Mißtrauen. Cambon hat ein Memorandum überreichen müssen, worin er sich gegen Verhandlungen mit Krassin ausspricht; das hat aber nur dazu geführt, daß Frankreich an den Verhandlungen nicht teilnimmt, während der italienische Geschäftsträger dabei ist. Im übrigen macht Avenol im Wirtschaftsrat, wo mit Krassin zusammen mit Wise verhandelt werden soll, seine Bedenken geltend. Das nutzt meist nichts.

Lloyd George hat neulich die drei Stadien der Beratungen unter den Alliierten

über das russische Problem resümiert: Verhandlung in Paris mit Clemenceau über Wiederaufnahme des Handels mit Rußland, später Verhandlungen in London mit Millerand, dahin: nicht eher die Beziehungen mit den Bolschewiken aufzunehmen, ehe diese ihren Terror und ihre unzivilisierten Methoden aufgeben, und schließlich den Orakelspruch von San Remo, der die Bereitschaft der Alliierten zur Aufnahme der Handelsbeziehungen ausspricht.

Was die politischen Beziehungen anlangt, so steht England offen auf dem Standpunkt, daß es diese Sache ganz allein angeht. Es kommt sicher wegen der Wichtigkeit der Sache für England zu einer Verständigung mit Rußland. Leider wird dadurch der Bolschewismus in der ganzen Welt, auch bei uns gestärkt.

Wir haben Zeit in der Politik. Nur allmählich können wir zu unserer Ruhe kommen. Davon, daß wir unser Recht jetzt erreichen, oder daß wir Aussicht haben, der Vernunft zum Siege zu verhelfen, ist vorläufig noch nicht die Rede. Wir dürfen uns aber selbst nicht dadurch den Weg zu diesem Ziele verbauen, daß wir jetzt gegen unsere Überzeugung uns auf die Übernahme phantastischer Verbindlichkeiten einlassen, deren Unsinnigkeit sehr treffend von Dernburg nachgewiesen worden ist. Sowohl die englischerseits wie die französischerseits genannten Ziffern rechnen nicht mit der Wirklichkeit, die zu erkennen der erste Grundsatz einer vernünftigen Politik ist.

Schon sind wir mitten in der ersten großen wirtschaftlichen Krise, die die Welt mit ihrer erschöpften Kaufkraft und ihrem Assignatenwesen bedroht. Solche Krisen werden verschärft werden, sie werden endlich zur Katastrophe führen, wenn der französische Standpunkt in der Weltpolitik siegt. Die Ereignisse werden ihn ad absurdum führen, ebenso wie die jetzigen Grenzen des Deutschen Reiches, die von der Entente festgesetzt werden. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker läßt sich auf die Dauer auch durch spanische Stiefel nicht einschnüren. Die lebendige Kraft der Völker, das allgemeine Gewissen und die Zeit werden stärker sein als erklügelte unnatürliche Formulierungen und erzwungene Paragraphen.

Musik

Aus dem Berliner Musikleben

Der Umschwung im Leben und Denken unserer Zeit greift auch auf die Musik über. Nicht nur unsere Kunstanschauung ist eine andere geworden, auch unsere Stellung zu den Problemen einer neuen Tonkunst hat sich geändert und mit manchen Werten und Urteilen gebrochen, die früher hoch im Kurse standen. Diese Umstellung wirkt auf alte und neue Kunst zurück. Sie sieht Beethovens Lebenswerk im Zusammenhang mit den großen Bewegungen unserer Zeit, sie drängt Brahms zurück und bevorzugt Bruckner und Mahler, sie stellt Richard Strauß unter die älteren Meister und lebt und fühlt mit den modernen Tonkünstlern, die aus der Revolutionierung der Kunstformen und -gesetze Neues und Eigenes zeugen wollen. Es gärt und treibt in der heutigen Produktion wie am Vorabend entscheidender Kunstbewegungen.

In diesen Kampf der Richtungen und Ideen tritt Richard Strauß mit seiner neuesten Oper „Die Frau ohne Schatten" fast wie ein Verteidiger der älteren Zeit. Er ist der große Könner geblieben, der alles, was er will, interessant und mit seltenem artistischen Geschick zu gestalten weiß, und er versteht noch immer, die musikalische Welt mit Überraschungen und eigensten Wirkungen zu fesseln und anzuregen. Diesmal hat er die Form der Zauberoper gewählt, deren

Geschichte beinahe so alt ist wie die Entwicklung der Gattung selbst. Hugo von Hofmannsthal ist dichterisch Strauß' treuer Gefährte geblieben. Ein Literat, der klangvolle Verslein zusammenfügt, ein Ästhet, der zu viel herumspintisiert, um wirksam zu sein, und schließlich ein quellenkundiger Historiker, der aus wenigen Motiven ganze Mythen und Märchen entwickelt, ohne die Bindung mit Bühne und Theaterwelt zu finden. Daß eine rein äußerliche Ideenverbindung zum neuen Stoff geführt hat, ist kaum ausgeschlossen. Man kennt Strauß' Liebe zur Mozart-Oper und weiß, daß der „Rosenkavalier" mit dem „Figaro", die „Frau ohne Schatten" mit der „Zauberflöte" verwandt ist. Sollte Strauß eine Erneuerung Mozartschen Geistes aus moderner Einstellung zu Kunst und Leben ersehnen? Er wird sie in Verbindung mit Hofmannsthal nie erreichen. Was aus dessen Werkstatt bisher gekommen ist, hat dem Musiker Strauß enge Fesseln angelegt, hat die Phantasie angeregt, aber den schaffenden Künstler gehemmt und gebunden.

Sein neuer Text ist ein Unikum an verschleiertem Tiefsinn und gewollter Vieldeutigkeit. Ein so breit ausgewirkter Stoff, daß der Musiker sich gar nicht anders helfen kann, als mit einem Nebenherkomponieren, mit einem Schreiben auf Bestellung und nach gelegentlicher Stimmung. Zugrunde liegt eine alte Idee: die Macht der Ungeborenen über die Lebenden. Sie wird in ein seltsames Geschehen hineingeheimnißt. Ein überirdisches und ein menschliches Paar kommen durch mannigfache Prüfung zur Läuterung, fast wie in der „Zauberflöte". Nur lassen Hofmannsthals Kaiser und Kaiserin kühl bis ans Herz hinan. Die Kaiserin, die keinen Schatten wirft, will sich den Schatten, das Zeichen und die Kraft der Fruchtbarkeit bei der Färbersfrau erhandeln. Sonst muß der Kaiser versteinen. Und die Färberin, die ihren Mann betrügen will und doch nicht kann, ist wohl willfährig, aber nicht brutal genug, um ihre Menschlichkeit zu verschachern und gegen Zauberspuk einzutauschen. Wie nun beide Paare doch zur seligen Vereinigung kommen, das zu begründen und herauszukryställisieren ist eine Doktorarbeit für sich. Denn zu dem Kaiser- und Färberpaar kommen noch Geister, ungeborene und fremde Kinder, Stimmen aus der Ferne und andere Requisiten, die aus dem Bereich des Goetheschen „Faust" in Hofmannsthals Opernbuch herübergleiten. Es bleibt ein Geheimnis, wie sich Zeichen und Bezeichnetes, Menschentum und Zauberei, Kaiserreich und Unirdisches zum Bühnengleichnis einen. Der Hörer versteht von alledem nichts, da die Musik alles Mystische, ja auch alles Erklärliche mit breitem Orchester eindeckt, und nur der vermag zu folgen, der den Text gründlich durchstudiert im Kopfe hat.

Am gefährlichsten wird die völlige Lösung der Handlung vom rein Menschlichen. Man sitzt diesen Opernfiguren teilnahmslos gegenüber. Der Kaiser wie die Kaiserin sind Spielball höherer Mächte und handeln nur auf Geheiß des Dichters. Die Färberin steht dem Leben näher, doch ist auch ihr Wesen zwiespältig, schwankend zwischen Menschlichem und Theatralischem. Das ganze Bühnenbild geht kaleidoskopartig vorüber; man sieht angeregt zu, hört die Straußsche Musik wie eine stimmungverbreitende Illustrierung und geht aus der Oper mit dem Gefühl, daß Strauß viel Arbeit und Muße für wenige aussichtslose Bühnenabende vertan hat.

Er konnte nicht gut einen eigenen Märchenstil finden. Dazu sagte ihm wie uns das Buch zu wenig, und das Wenige blieb noch in undurchdringlichem Dunkel. Wie jeder Musiker in solchem Falle half sich Strauß mit musikalischer Dekorierung der Bühnenvorgänge. Er klammerte sich fest an die wenigen prägnanten Szenen der Oper. So wird der Ruf des Falken zum unvergeßlichen Leitmotiv; und sobald im Hause des Färbers Leidenschaft und Zwist aufbegehren, da packt Strauß mit fester Hand zu und wird dramatisch und mitreißend wie in seinen besten Werken. Wie überall bei ihm, finden sich auch hier Schönheiten der Situationsmalerei, der Stimmung und Orchestrierung. Aber diesen wenigen Partien steht

der Hauptteil gegenüber, der von Erinnerungen und rein artistischen Wirkungen lebt. Strauß zitiert sich selbst, nicht wörtlich, aber doch so, daß man gleich an „Ariadne", „Rosenkavalier" und „Elektra" denkt. Er war nie ein großer Erfinder und ist es in der „Frau ohne Schatten" weniger denn je. Das Liebesthema klingt an alle möglichen Gebrauchsstücke an und führt noch dazu ein allzu reich mit Sequenzen gesegnetes Dasein. Und hinzu kommt eine Melodieseligkeit, die bei den Cellokantilenen des Färbers und in den Männerchören den Geist Mendelssohns und Conradin Kreutzers heraufbeschwört. Es wäre unbillig, wollte man die große Könnerschaft leugnen, die auch dieser Partitur eine Stellung in der Musik unserer Zeit sichert. Aber es fehlen musikalische Ideen von mitreißender Kraft, es fehlt Wärme und Leben. Man hofft auf Strauß' künstlerische Meisterschaft und erlebt ein Nachlassen und Altern der früheren Kraft.

Die Berliner Aufführung verhalf der Oper nach manchen fehlgeschlagenen Premieren zu einem starken äußeren Erfolg. Leo Blech hatte die musikalische Leitung unseres herrlichen Orchesters. Und daneben wirkten die ausgezeichnete Barbara Kemp, der stimmgewaltige Karl Armster und die treffliche Karin Branzell in der undankbaren Rolle der Amme. Von der Inszenierung verlangt Hofmannsthal beinahe Unmögliches. Die Staatsoper ging allen Ideen nach, sorgte für Zauberspuk ebenso wie für schnelle Verwandlungen und Trennung des Kaiser- und Menschenreichs. Eine Sehenswürdigkeit, die ihresgleichen sucht, aber keine Oper, die ihr Entstehungsjahr lange überleben wird.

Neben diesem großen Bühnenabend hatte die Oper zu neuen Ballettaufführungen geladen. Wir haben noch immer eine große Ballettruppe, die mit Neid und Sehnsucht auf die vielen Tanzabende in den Konzertsälen sieht. Nun ist auch hier ein neuer Mann gekommen, Heinrich Kröller aus München, der gründlich reformiert und organisiert. In kurzer Zeit hat er neues Leben und Fühlen in die Truppe gebracht. Man sieht moderne Bewegungen, farbige Pantomimen, geschickte Solotänzerinnen und spürt einheitliche Leitung und künstlerisches Wollen. Sobald die Musiker auch diesem Gebiet wieder Interesse schenken, könnte vielleicht eine neue Ballettkunst entstehen. Bis dahin bleibt alles hängen am Tanzstück Rubinsteins, Glucks und anderer Gelegenheitswerke, die im besten Falle eine kleine Szene pantomimischen Charakters füllen. Der Weg für die Ballettreform im Stil eines Noverre bleibt schöpferischen Kräften noch immer frei.

Daß Puccini wieder im Spielplan erscheint, war mehr Kassen- als künstlerische Pflicht. „Madame Butterfly" sentimentalisiert nun in der Staatsoper, und „Toska" bewährt sich mit derber, rücksichtsloser Kraft im Charlottenburger Opernhaus. Hier ist auch Hermann Goetz wieder zu Ehren gekommen, dessen Oper „Der Widerspenstigen Zähmung" ein kleines Kabinettstück fein ziselierter Opernkunst bleibt. Nur schade, daß diese wunderhübschen Sätzchen und Ensembleszenen nicht in einer kleinen Kammeroper zu hören sind, wo die Feinheiten der Partitur viel heller und klarer herauskommen. In Charlottenburg war man überhaupt reichlich weit mit Strichen und Zusammenziehungen gegangen. Die Wirkung blieb aber auch so nicht aus, denn es war von allen Beteiligten sorgsam und gut studiert.

Im Konzertleben gab es trotz Streik und Kappiade eine schier unermeßliche Flut von Konzerten. Sieht man auf die Saison zurück, so macht sich eine entschiedene Wendung von Strauß zu Mahler hin bemerkbar. Die Straußschen Tondichtungen, früher ein wahrer Hort für alle, die ein wenig mit der Zeit gehen wollten, traten gegen früher erheblich zurück, ja sie erschienen überhaupt nur an wenigen Tagen. Dagegen wurden viele Symphonien von Bruckner und Mahler gespielt. Bei Bruckner vollzieht sich der Umschwung unter der Einwirkung der großen abendfüllenden Symphonie. Die Gewöhnung an große Formen führt zu einem intensiveren Auffassen der breitgedehnten Brucknerschen Sätze. Man sieht

mehr und mehr, daß Bruckner nicht in naiver Unbekümmertheit musiziert, sondern daß auch er seine Formen nach dem inneren Gesetz der leitenden Ideen gestaltet. Vor allem ist die Symphonie Gustav Mahlers in den Vordergrund gerückt. In Amsterdam gab man ein Mahler-Fest unter Mengelbergs hingebender, fast prophetischer Führung, und in allen deutschen Städten klang diese Musik wieder, die in engster Bindung mit unserem heutigen Fühlen und Denken steht. Berlin hat, bis auf die Achte, alle Symphonien in dieser Saison gehört, viele mehrere Male hintereinander von den verschiedensten Dirigenten. Bruno Walter aus München, dann der Mahler-Apostel Heinz Unger, weiter Arthur Nikisch, Oskar Fried, Klaus Pringsheim und Selmar Meyrowitz brachten Mahlersche Symphonien vor überfüllten Sälen. Dies Durchdringen einer lange zurückgestellten oder doch arg vernachlässigten Kunst hat den Streit der Meinungen noch nicht behoben. Es gibt Musiker, die bei Mahler von kapellmeisterlicher Technik auch im Komponieren sprechen, und andere, die von Anklängen und Abhängigkeiten, ja auch von der Rassenfrage bei ihrer Einstellung nicht abkommen. Gewiß ist, daß Mahler kein Erfinder im Sinne Beethovens oder Bruckners war, aber er war ein Gestalter und Kämpfer, der sich das Höchste abrang, der sein eigenstes Empfinden in einem wahren Bekennertum immer von neuem verkünden wollte. Und er faßte die Zahl seiner Hörer immer weiter und weiter bis zur „Symphonie der Tausend", die zu allen Menschen sprechen sollte. Diese mächtige, auf der Gesamtheit fußende und mit ihr unlöslich verbundene Urkraft seiner Symphonie packt unsere Zeit und ihre Strömung an der Wurzel. Eine Kunst, die, fern dem Artistischen eines Strauß, auf Volkslied und -kunst zurückgreift, die mit dem Volk und für das Volk vom Höchsten und Letzten singt. Seine Symphonien erschienen in den großen Konzerten der „Freien Volksbühne", oft mehrere Male wiederholt, und fanden auch hier begeisterten Widerhall.

Bei Arthur Nikisch, der nun fünfundzwanzig Jahre lang die Philharmonischen Konzerte dirigiert, gab es die gewohnten Abende mit klassischer Musik, die bereits zu einem unverrückbarem Halt unseres Musiklebens geworden sind. Dabei ist des Hörenswerten und des Lernens kein Ende, denn Nikisch ist und bleibt der unübertreffliche Meister der Philharmoniker, der wie kein anderer das Orchester zu blühendem Klingen bringt. Neben ihm ließ sich Weingartner an ein paar Abenden hören, um dann aus politischen Gründen ganz aus Berlin zu verschwinden. Für ihn trat Karl Muck ein, der lang entbehrte, der sich mit seiner gediegenen, nur der Sache dienenden Direktion schnell alle Musikfreunde verpflichtete. Und als letzter unter den großen Dirigenten fand sich Wilhelm Furtwängler ein, der für den scheidenden Richard Strauß die Symphonieabende der Staatskapelle übernahm. Sein erstes Konzert bedeutete einen Erfolg ohnegleichen. Wir hörten ihn vor den Philharmonikern und bewunderten seine temperamentvolle, hinreißende Stabführung; aber erst mit der Staatskapelle zeigte er, wie Orchester und Hörer ihm folgen, wenn er sich ganz seinem Fühlen und Kunstwillen hingeben kann. Er ist als Dirigent eigenwillig und nicht immer gleichmäßig, aber seine Kraft der Darstellung und die Glut und Ekstase seiner rhythmischen Steigerungen zwingen jeden in den Bann seiner fest geprägten Musikauffassung. Von nun an wird er an der Stelle, wo früher Richard Strauß seine Kunstanschauung gegen den Willen alteingesessener Abonnenten durchsetzte, die Symphoniekonzerte dirigieren und inhaltlich hoffentlich auch reformieren.

Eine eigene Note kam in unser Konzertleben durch die „Neue Musikgesellschaft". An ihrer Spitze steht Hermann Scherchen, der Führer der Modernen, der mit aller Kraft für die Jungen und Jüngsten eintritt. Eine eigene Zeitschrift „Melos" tritt seinen Konzertveranstaltungen zur Seite, und durch Wort und Tat wird der Kampf aufgenommen gegen die Tradition und für eine moderne, freie

Tonkunst. Es steckt starker Idealismus hinter der Bewegung, die an Arnold Schönberg, den großen Revolutionär der Musik, anschließt, die das Gesetz der Form sich selbst stellt und nur das Gebot des Ausdrucks und der inneren Wahrhaftigkeit anerkennt. Die großen Veranstaltungen der Gesellschaft brachten bisher sieben Orchesterkonzerte und fast ebensoviele Kammermusikveranstaltungen. Ein Blick auf die Programme zeigt eine seltene Verbindung von historischer Kunst und modernen wie jüngsten expressionistischen Werken. Daraus spricht nicht nur der Trieb, bisher nicht gespielte Kompositionen zu bieten, sondern mehr noch ein innerer Drang, aus den Alten zu lernen, neue Brücken zu finden, die nicht zum Klassizismus leiten, oder Techniken nachzuspüren, die vor der Zeit des streng geregelten Harmonieablaufs in Übung waren. Von den Alten hörte man Werke des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in modern-musikwissenschaftlicher Bearbeitung, und daneben Purcell und Kuhnau, den Komponisten der ersten Klaviersonate. Noch stärker war die Zahl der Modernen, die von Reger, Mahler, Strauß und Pfitzner bis zu Busoni, Schreker, Schönberg, Tiessen, Bartock, Wense, Alkan und Ravel reichten. Schönberg stand mit Fug und Recht im Mittelpunkt. Ist er doch der erste, der mit dem bisherigen Regelwerk gebrochen hat und eine neue Technik gefunden und durchgesetzt hat. Seine Kammersymphonie bedeutet vielleicht einen Wendepunkt in der Musikentwicklung. Hier ist der neue Weg mit seltener Konsequenz gezeigt und mit starker künstlerischer Kraft durchmessen. Frühere Werke Schönbergs, wie das Streichsextett „Verklärte Nacht" und die Tondichtung „Pelleas und Melisande" leiteten herüber, Schöpfungen, die, von Wagner und Strauß beeinflußt, noch kaum etwas von der späteren Auflösung der Vertikalharmonie in reine horizontale Eigenlinien spüren lassen. Unter den Jüngern Schönbergs ragt Eduard Erdmann, einer der Modernsten unter den Klavierspielern unserer Zeit, durch charakteristische Klavier- und Liedkomposition hervor. Seinem Kater „Poptilus" widmet er eine kuriose Fuge, und in anderen Stücken schwärmt und träumt er Schönbergschen Ideen nach. Belà Bartock, der Ungar, hält mehr die gerade Entwicklungslinie von Strauß ein. Er stärkt Phantasie und Klangsinn an volkstümlicher Kunst des Ostens, schreibt lyrische Stimmungsbilder und daneben geniale Etuden und Pantomimen. Unter den Jungen ist er vielleicht der stärkste Erfinder und Gestalter. Ganz Sturm und Drang ist die „Musik für Klavier" von Jürgen von der Wense. Schönbergs Prinzip erscheint noch überboten. Dissonanzen und Auseinanderklänge häufen sich neben merkwürdigen Klangeffekten. Man spürt aber hinter abstruser äußerer Einkleidung einen eigenkräftigen Willen, ja noch mehr: das Genialische eines leidenschaftlichen Temperaments. Mehr zu innerer Klarheit und Reife ist Heinz Tiessen vorgedrungen. Auch er hat unter Schönbergs Einfluß eine neue Linie gefunden und in „Ophelias Tod" ein Stück von unmittelbar packendem Ausdruck geschaffen. Es ist moderner Geist, modernes Fühlen und Empfinden in seinen Liedern und Kammermusikwerken. Und zu diesen Expressionisten, wie man sie nennen kann, treten die großen Anreger des Auslands: Debussy und Ravel in Frankreich, der Pole Skriabine mit seiner Eigenbrödelei, Strawinsky als letzte Steigerung experimenteller Klangkombination, und — uns am nächsten — Ferruccio Busoni. Auch er geht neuen Wegen in Technik und Klangwirkung nach, hält aber stets die Bindungen romanischer Formklarheit ein.

Alle diese Musiker, die Hermann Scherchen durch die „Neue Musikgesellschaft" zur Aufführung kommen ließ, rütteln gewaltig am überlieferten System. Sie durchbrechen Kunstschranken, stellen und finden neue Ausdrucksgebiete. Es ist Bewegung in die starre Masse der Traditionsmusik gekommen, und sind es auch nur erste Versuche, die unternommen werden, so wirken sie doch tief auf Musik und Musiker ein.

Georg Schünemann.

Berliner Theater

Max Reinhardt hat dem „Großen Schauspielhaus" in zwei Aufführungen von Shakespeares „Julius Caesar" und Aristophanes' „Lysistrata" die vorläufig letzten Möglichkeiten abgerungen. Sie waren keine Erfüllungen, sondern Begrenzungen. Die Debatte ist zum Abschluß gelangt, das Problem verschwunden. Denn niemals wird dieses Riesenhaus dem rein geistigen Bedürfnis in gesteigertem Maße Neues bringen, ungeahnte, aber ersehnte Kontakte herstellen, unbetretene Provinzen erschließen. Alles Feine und Zarte muß vergröbert, alles Seelische in verzerrtem Ausmaß projiziert werden. Auch die erschöpfendste Sprechkunst wird die Peinlichkeit nicht beseitigen können, geistige und seelische Bedeutsamkeiten mit Trompetenstärke herausschreien zu müssen. Der Masse auf der Szene gehört das neue Theater, und die Masse wird dem Geiste Tyrann.

Im „Julius Caesar" konnte Reinhardt seine Kraft und Kunst in der Beherrschung bewegter Massen, der Gliederung bis in überzeugende Einzelheiten und ihrer Zusammenballung zu einem Wesen schrankenlos ausleben. Es war von suggestiver Kraft, den Herrn unserer Tage, das Volk, in der verdeutlichenden und Erkenntnisse vermittelnden Stilisierung der Bühne zu beobachten, wie es in dumpfem Drang, voll ungeahnter Kraft, in trotzigem Beharrungsdrang und leicht beweglich wie ein Rohr im Winde zu einem unwiderstehlichen Willen geschweißt werden kann, der sich auf alles Große, jede Hingabe und Opferbereitschaft, aber auch auf die furchtbarste, blinde Zerstörung richten kann — je nachdem der geschickte Einbläser es lenkt. Die Wirkung der Masse und sehr starke Bühnenbilder von Ernst Stern waren der Gewinn dieses Abends.

Sonst aber wurde man zwischen Langerweile und Wut über die barbarische, unkünstlerische Hinmordung des Shakespeareschen Geistes hin- und hergeworfen. Schon das grobe Mittel, die Stimmung auf erregte Volksansammlungen vorbereiten und halten zu wollen dadurch, daß im dunklen Hause wüstes Geschrei von der Bühne her die hohe Wölbung füllte, war einer der sich mehrenden künstlerischen Versager in dem Problem Reinhardt — denn so muß jetzt die Frage des Theaters der Viertausend gefaßt werden — daß man die völlig unzulängliche Besetzung fast aller Rollen schon mit Ergebung hinnahm. Aber das gewaltsame Betonen der Masse in einem Werke, das den gewaltigen Genius verherrlicht, der auch als Toter noch beherrschend durch das Stück geht, deutet auf einen bedenklichen Fehler der Grundanlage. Sehr interessant war Werner Krauß als Caesar, der die zeit- und bedingungslose Größe und Einsamkeit des Genies in die eisige Luft des Symbols hinaufrückte.

In der „Lysistrata"-Aufführung war im Gegensatz zu dem Verbrechen an Shakespeare kein Mißton, und die bunten Bilder mit den vielen gut gewachsenen Frauen, nach griechischer Mode gefällig, aber nicht allzusehr bekleidet, waren in ihrer rhythmischen Gliederung von höchstem Reiz. Else Heims, freilich mehr Helena als Lysistrata, spielte die Titelrolle mit schöner Linie und Anmut, wirksam unterstützt von Else Eckersberg als Myrrhine. Den Aristophanes hatte Leo Greiner für die reifere Jugend bearbeitet und die in Athen so selbstverständlichen, hanebüchenen Zoten des genialen Spötters salonfähig gemacht. Dieser Aristophanes

wußte mehr von der großen Komödie des Lebens mit seinen Menschlichkeiten und Torheiten als das ganze moderne Geschlecht! Er kuriert nicht nur die politisierenden Demokraten Athens, sondern das Weltübel, den Krieg, aus dem einen Punkte, indem die vereinigten Frauen Griechenlands die Männer bezwingen dadurch, daß sie entschlossen den Generalstreik der Ehe und der Liebe durchführen, trotzdem es sie bald, recht ausgesprochen, „männert".

Aristophanes hatte einen unbestrittenen Erfolg, Reinhardt hat ohne Hemmung die Massen in Bewegung setzen können, und die Bahn für die Pantomime ist im „Großen Schauspielhaus" nun frei.

*

In der „Tribüne" erlebte Oscar Wilde's „Bunbury" mit einer flotten Aufführung eine fröhliche Auferstehung. Das „Bunburisieren", das heißt das Erfinden von nicht existierenden Personen, die einen bequemen Vorwand liefern, von den Angehörigen nicht zu kontrollierende Pfade zu wandeln, führt zu den tollsten Handlungsverschlingungen, die trotz schreiender Unwahrscheinlichkeiten und Überkarikierung der Typen ohne Widerstreben genossen werden. So voll Witz, Laune und funkelnder Bosheit sind die ungezogenen Aphorismen, die mit verschwenderischer Fülle über den Dialog ausgestreut sind, weil dahinter eben ein Geist und ein Temperament stehen, die in ihren ärmsten Momenten tausendmal reicher sind als die Geistesblitze der witzigen Autoren, von denen zwölf bis dreizehn auf ein Dutzend gehen.

*

Während die meisten größeren Theater ihren Sommerspielplan mit der üblichen leichten, seichten und fast ausgesprochen eindeutigen Ware bestreiten, deren literarischer Wert überhaupt vor jeder Erörterung zurückweicht, wobei die moralische Seite zu rügen leider vergeblich ist, hat die Direktion der „Volksbühne", deren Leistung sich in ganz ausgezeichneter Form zu einer wahren Volkskunst abrundet, für ihren Sommerspielplan einen besonders glücklichen Griff getan. Sie fügt zwei Stücke aus dem Berliner und Wiener Biedermeier zusammen zu einem Spielabend, der, wenn man es tiefer fassen will, den Anschlußgedanken in sympathischer Form verkörpert. Adolf Glasbrenners „Eine Landpartie", Idyll in sechs Bildern, gibt ohne jede pikante Würze das Leben einer Berliner Kleinbürgerfamilie an einem Sonntag, der zu der damals üblichen Kremserpartie benutzt wird. Glasbrenner beschränkt sich auf die scharfe Charakterisierung der einzelnen Typen, die ihm ausgezeichnet gelungen ist, und gibt ein naturgetreues Bild des damaligen Berlin. Hier leben und atmen, schwatzen und trinken diese Spießer in all ihrer derben Saftigkeit, ihren platten Späßen, ihrer auf Wortwitz gestellten Geistreichelei und Schlagfertigkeit, ihrer horizontlosen Engigkeit und ihrem nicht zu erschütternden „Helf-er-sich"-Standpunkt — ohne daß man ihnen doch böse sein könnte, denn das Herz haben sie doch auf dem rechten Fleck! Die frische Regie von Jürgen Fehling, der die einzelnen Bilder mit einer entwaffnenden Blechmusik („Kommt dich einmal ein guter Freund besuchen") einrahmte, half dem Stück zu einem vollen Erfolg, und das dankbare Publikum zeigte, daß ursprüngliches, echtes Empfinden an harmlosen Lustigkeiten sein Genügen findet und auf jede Zweideutigkeit gern verzichtet. Angefügt war die Posse von Nestroy „Verwickelte Geschichte", die trotz ihrer Buntheit und der lustigen, von Guido Herzfeld ohne Stimme vorgetragenen Couplets sich neben Glasbrenner nicht vollwertig behaupten konnte.

R. P.

Literarische Rundschau

Neues zur Beurteilung der Operationen des Weltkrieges

Generaloberst von Kluck veröffentlicht eine Schilderung der Operationen seiner 1. Armee von der Feldzugseröffnung bis zur Marneschlacht[1]) und läßt uns dadurch Einblick in die Ereignisse auf dem rechten deutschen Heeresflügel gewinnen. Er setzt damit zugleich seinen Truppen ein schönes Denkmal. Ihre Leistungen kennzeichnet allein schon die Tatsache, daß sie seit dem Abmarsch aus dem Aufmarschgebiet bis zum Eintreffen am Grand Morin östlich Paris unter fortgesetzten Kämpfen 500 Kilometer zurückgelegt haben. Hieran schloß sich ein Rückmarsch von weiteren 100 Kilometern in wechselnder Gliederung bis hinter die Aisne; 30 Tage hindurch ist die Armee ohne Ruhetag in Bewegung geblieben. Gleich zu Anfang sah sie sich vor die denkbar schwierigste marschtechnische Aufgabe gestellt, da sie sich zunächst in der Richtung auf Aachen zusammenziehen und hierzu auf drei dicht nebeneinander herlaufenden Marschstraßen mit je zwei Armeekorps hintereinander vorgehen mußte. Die gesamte Armee hatte alsdann die Stadt Aachen zu durchziehen, auf engstem Raum zwischen der holländischen Grenze und Lüttich die Maas zu überschreiten und sich jenseits des Flusses nach rechts angesichts der belgischen Armee zu entfalten. Später hat die Armee mit überraschender Schnelligkeit aus ihrer Front südlich der Maas eine neue westwärts gerichtete am Ourcq hergestellt. Dergleichen zeugt von der vortrefflichen Friedensschulung unseres Heeres und einer hervorragenden Durchbildung seines Generalstabes für den Massenkrieg.

Generaloberst von Kluck sah sich während der ganzen Dauer des Vormarsches vor die schwierigsten Entschlüsse gestellt. Es kam darauf an, die vor ihm befindlichen Engländer nicht zur Ruhe kommen zu lassen, die Verbindung mit der 2. Armee nicht zu verlieren und gleichzeitig eine aus westlicher Richtung durch stärkere feindliche Kräfte drohende Flankierung abzuwehren. Aus der Schilderung des Generaloberſten geht unzweifelhaft hervor, daß an der Marne ein deutscher Sieg erfochten werden konnte, wenn ein besserer Einklang zwischen den Bewegungen der 1. und 2. Armee hergestellt worden wäre. Solchen herbeizuführen, war beim Fehlen eines Heeresgruppenkommandos nur die Oberste Heeresleitung imstande. In welchem Grade dieser in jenen entscheidenden Tagen die Zügel entglitten waren, erfahren wir aus einer Schrift des damaligen Chefs der Operationsabteilung, nunmehrigen Generalleutnants Tappen[2]). Ihr zufolge haben die günstigen Nachrichten, die bis zum 25. August einliefen, im Großen Hauptquartier den Glauben erweckt, daß die Entscheidung im Westen im wesentlichen bereits zu unseren Gunsten gefallen sei, so daß Abgaben für den schwerbedrängten Osten geleistet werden konnten. Das erklärt auch zum Teil, daß man die 6. und 7. Armee den Versuch machen ließ, zwischen Toul und Epinal den ostfranzösischen Festungsgürtel zu durchbrechen, und nicht rechtzeitig darauf Bedacht nahm, dieser Armee Kräfte zu entziehen, um eine Staffel hinter dem rechten Heeresflügel zu bilden, die diesen sichergestellt hätte; denn was Generalleutnant Tappen sonst dagegen anführt, kann nicht

[1]) Der Marsch auf Paris und die Marneschlacht 1914. Berlin 1920, E. S. Mittler und Sohn.

[2]) Bis zur Marne 1914. Oldenburg-Berlin 1920, Gerhard Stalling.

als durchaus stichhaltig bezeichnet werden. Die frohe Siegesstimmung im Großen Hauptquartier, wie sie durch die fortgesetzten Meldungen der Armeen von „fluchtartigem Rückzug des Feindes" erzeugt worden war, hat offenbar beim Generaloberſten von Moltke, wenn er sie je ganz geteilt hat, nicht lange bestanden, denn Helfferich berichtet uns[1]), daß der Chef des Generalstabes am 4. September in Luxemburg ihm gesagt habe: „Wir wollen uns nichts vormachen. Wir haben Erfolge gehabt, aber wir haben noch nicht gesiegt. Sieg heißt Vernichtung der Widerstandskraft des Feindes."

Aus der Darstellung des Generaloberſten von Kluck ergibt sich mit Sicherheit, daß ein deutscher Sieg an der Marne nur gewonnen werden konnte, wenn man ihn dort suchte, wo er am 9. September sich bereits durch Umfassung der Pariser Ausfallarmee anbahnte, auf dem rechten Flügel der 1. Armee, um so mehr, als die Engländer nur äußerst zögernd in den Raum zwischen der 1. und 2. deutschen Armee eindrangen und genügende Kräfte verfügbar gemacht waren, die ihre Bewegungen weiterhin verlangsamt hätten. Bei dem gegenseitigen Kräfteverhältnis war die Schlacht im Sinne eines Durchbruchs nicht zu entscheiden, wie es in einer anderen, sonst sehr beachtenswerten Studie[2]) als möglich hingestellt wird. Ihr ungenannter Verfasser stellt eine Reihe durchaus sachlicher Betrachtungen über die Vorbereitung der Armee für den Krieg, insbesondere des Generalstabes, an. Er ist ein eifriger Verfechter der Lehren Schlieffens, in deren Nutzanwendung er stellenweise zu weit geht, so unter anderem bezüglich der Operationen im Osten, wo er die räumlichen Bedingungen nicht genügend berücksichtigt. Durchaus zutreffend ist dagegen die Bemerkung, daß wir bei den Anfangsoperationen im Westen 1914 mehrfach durch zu ungestümes frontales Drängen die Umfassung der feindlichen Flanken nicht ausreifen und so es zu Vernichtungsschlachten im Sinne Schlieffens nicht kommen ließen. Die Schlußoperationen im Jahre 1918 finden nicht den Beifall des Verfassers, und sie geben allerdings Anlaß zur Kritik. Ob die Richtung des ersten großen Stoßes beiderseits Lille auf Calais zu größerem Erfolge als in der auf Amiens, wie sie tatsächlich gewählt wurde, geführt haben würde, ist allerdings zweifelhaft. Mit Recht wird in der Studie hervorgehoben, daß es nicht angezeigt war, nachdem unser erster großer Vorstoß nicht den erhofften entscheidenden Erfolg gebracht hatte, in den großen dadurch entstandenen Ausbuchtungen in wenig haltbaren Stellungen stehen zu bleiben. Der Entschluß, sie freiwillig zugunsten einer engeren Versammlung aufzugeben, war gewiß sehr schwer. Es muß aber doch hervorgehoben werden, daß die Entschlüsse der deutschen Obersten Heeresleitung im Endjahre des Krieges sich wohl durch Kühnheit und Beharrlichkeit auszeichnen, die erforderliche Biegsamkeit aber vermissen lassen.

Frhr. v. Freytag-Loringhoven.

Reformation, Renaissance, Humanismus[3])

Über der Forschung Konrad Burdachs waltet entschieden ein Unstern. Vor beinahe zwei Lustren erschienen die ersten Bände seiner tiefgründigen Untersuchungen „Vom Mittelalter zur Reformation", die, nach Titel und Inhalt an

[1]) Der Weltkrieg II, S. 17. Berlin 1919, Ullstein und Co.

[2]) Kritik des Weltkrieges. Das Erbe Moltkes und Schlieffens im großen Kriege. Von einem Generalstäbler. Leipzig 1920, K. F. Köhler.

[3]) Reformation, Renaissance, Humanismus. Zwei Abhandlungen über die Grundlage moderner Bildung und Sprachkunst. Von Konrad Burdach. Berlin 1918, Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel).

eine frühere Abhandlung anknüpfend, auf breiteste, in ihren Ergebnissen zum guten Teil überraschend neue Grundlage stellten, was zuvor mehr programmatisch angedeutet worden war. Damit verbunden war die Erschließung eines bedeutenden Quellenwerkes, das, aus unbekannten und entlegenen Fundstellen schöpfend, erstmalig in solcher Reichhaltigkeit vorgelegt und zugleich wissenschaftlich ausgewertet wurde. Leider ist das großzügige, auf fünf teilweise wiederum reichgegliederte Bände gestellte Unternehmen (erschienen sind bisher „Vom Mittelalter zur Reformation", 2. Band: Briefwechsel des Cola di Rienzo. 1. Teil, 1. Hälfte, „Rienzo und die geistige Wandlung seiner Zeit". 1913; 3. Teil, Kritischer Text, Lesarten und Anmerkungen. 1912; 4. Teil, Anhang. Urkundliche Quellen zur Geschichte Rienzos. 1912. — 3. Band, 1. Teil: Der Ackermann aus Böhmen, 1917. Sämtlich im Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin) mehr, als es die Notlage der Zeit einsehen läßt, ins Stocken geraten: Bände, die nach der Vorrede früher erschienener Teile bereits längst gesetzt waren oder ihrer Vollendung entgegengingen, konnten noch immer nicht herausgebracht werden. Da ist es denn in mehr als einer Hinsicht dankenswert, daß sich Konrad Burdach entschlossen hat, zahlreichen, nur zu begreiflichen Wünschen Raum gebend, zwei Vorträge, die das Thema seiner Untersuchungen in glänzender Weise paraphrasieren, in erweiterter Form zu neuem Abdruck zu bringen und somit Studien bequemer Benutzung allgemein zugänglich zu machen, die in hervorragendem Maße geeignet sind, in die ganze verwickelte und vielfach erst von ihm richtig gesehene Problemstellung einzuführen; Abhandlungen, die zudem, was gleich dabei erwähnt sei, darüber weit hinaus mit Fragen zur Genesis der Reformation und Renaissance der deutschen Schriftsprache und überhaupt der deutschen Bildung vertraut machen, die trotz dem glänzenden Werke Jakob Burckhardts und den Arbeiten seiner Nachfolger oder gerade deshalb nicht beantwortet, ja noch gar nicht aufgeworfen worden waren. In der Tat ist es höchst erstaunlich, daß so zahlreiche Halbheiten und noch mehr so viel ganz Schiefes auf diesem Tummelplatz der Wissenschaft bisher stehen bleiben konnte. Um so überraschender, ja fast erdrückender wirkt die Fülle neuer Resultate oder vielmehr die Zusammenfassung bereits früher gewonnener Einsichten und Erkenntnisse, die Burdach in diesem Buch nebeneinandergestellt hat. Ihrem ursprünglichen Zweck gemäß — dem ersten Teil liegt eine Akademieabhandlung, dem zweiten ein Vortrag vor der Marburger Philologentagung von 1913 zugrunde — werden diese teils in streng akademischer Beweisführung erbracht, teils in mehr darlegender Weise behandelt. Die Betrachtung knüpft dabei vornehmlich an die Schöpfungen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts und ihre Träger an; aber die Anfänge liegen viel weiter zurück, und so wird ein ungeheurer Komplex an Geistigkeit vom Altertum bis zur beginnenden Neuzeit und weit in diese hinein durchmessen, um die den so geläufigen und anscheinend so selbstverständlichen Begriffen „Renaissance" und „Reformation" zugrunde liegenden Verben renasci und reformare auf ihrer Wanderung aus mystisch umhegten Bezirken, die der christlichen wie der heidnisch-eschatologischen Literatur angehören, in die politisch-religiöse und schließlich ethische Sphäre zu verfolgen. Eine nicht geringere Arbeit erforderte die klare Scheidung dessen, was wir mit der Vorstellung Humanismus zu verbinden gewohnt waren, von dem, was er wirklich gewesen, weil hier die Einsicht, namentlich durch die Aufklärung, stark getrübt war. Burdach gibt eine sehr eindrucksvolle Illustration dazu, wenn er daran erinnert, wie Goethe, ganz in den Anschauungen seiner Zeit befangen, auf seiner italienischen Reise, Raphael Mengs und Winckelmann zum Muster nehmend, an den Werken der italienischen Gotik und Frührenaissance achtlos vorüberging. Aber noch hundert Jahre später hat man den Humanismus in anderer, doch ähnlicher Verengerung lediglich als wissenschaftliche Erscheinung erfaßt, statt ihn viel allgemeiner als ein Sehnen nach Verjüngung und neuer Blüte

aus den Bedürfnissen und Strebungen seiner Zeit heraus zu begreifen, die mit ihm zugleich den Nationalitätsbegriff — von freilich noch anderem Aussehen als den unsrigen — heranwachsen sah. Burdachs Darlegungen räumen mit einem dichten Gestrüpp irriger Auffassungen, wie sie selbst bei den berühmtesten Namen vertreten sind, gründlich auf, wobei auch Rienzos viel verkannte politische Tätigkeit, die keineswegs schlechthin der Wiederherstellung einer römischen Republik galt, in das rechte Licht gesetzt wird. Nachdruck wird ferner auf die Feststellung gelegt, daß Humanismus wie Renaissance geistige Bewegungen gewesen seien, mit denen der gleichzeitige wirtschaftliche Aufschwung Italiens nur mittelbar in Zusammenhang gestanden habe. Das von dieser Strömung getragene Streben nach einer Reformation des gesamten inneren Lebens gibt Burdach Veranlassung, auch die geistig gedeutete Vorstellung vom Urmenschen Adam und dem homo spiritualis in den Kreis seiner Betrachtungen einzubeziehen und zu erhellen und läßt seine Auseinandersetzungen in eine zusammenfassende Charakteristik der beiden bedeutendsten literarischen Erscheinungen jener Adam-Mystik: Peters des Pflügers von William Langland und des Ackermanns aus Böhmen des Johann von Saaz ausklingen.

So wird reiche, ja überreiche Anregung in dem schmalen Bändchen geboten, das eine Sendung haben könnte und sollte: hinzuführen zu den unerschlossen-erschlossen daliegenden Schätzen, die Burdachs Forschung in dem großzügigen Sammelwerk „Vom Mittelalter zu Renaissance" ausgebreitet hat. Walter Heynen.

Das Auslanddeutschtum nach dem Kriege

1

Mehrere Zeitschriften sind seit dem letzten Bericht[1]) neu erschienen oder bedeutsam erweitert.

Das im Oktober 1918 begründete Nachrichtenblatt des Deutschen Ausland-Institutes Stuttgart hat sich so günstig entwickelt, daß es seit dem Herbst 1919, räumlich und stofflich erweitert, zweimal monatlich unter dem Titel „Der Auslanddeutsche, Halbmonatsschrift für Auslanddeutschtum und Auslandkunde" erscheint. Außer Artikeln und einer reichhaltigen Nachrichtensammlung enthält es eine gute Bibliographie.

Gleichfalls vom Deutschen Ausland-Institut Stuttgart unterstützt wird die neue Monatsschrift „Weltwirtschaft, Zeitschrift für Weltwirtschaft, Auslandkunde und Auslanddeutschtum" (Carl Heymanns Verlag, Berlin), seit Januar 1919, und zwar speziell für die letzte der drei genannten Abteilungen. Diese Zeitschrift trägt mehr wissenschaftlichen Charakter.

Neuerdings — Januar 1920 — ist nun auch der Verein für das Deutschtum im Ausland mit einer Zeitschrift größeren Stils hervorgetreten. Mitten in dieser schwierigen Übergangszeit hat er den Mut gehabt, seine bisherigen Vierteljahrshefte eingehen zu lassen, damit allerdings das Band, das all seine Mitglieder umfaßte, zu zerschneiden und eine neue, größere, würdigere Halbmonatsschrift ins Leben zu rufen: „Volk und Heimat"[2]). Sie erscheint bei Reclam in Leipzig, und gleichzeitig kündigt der Reclamsche Verlag an, daß er in seiner eigenen Zeitschrift, dem „Universum", den Fragen des Auslanddeutschtums größere Aufmerksamkeit widmen werde.

[1]) „Deutsche Rundschau", Januar 1919.

[2]) „Volk und Heimat." Zeitschrift des Vereins für das Deutschtum im Ausland. Nachrichtenblatt des Deutschen Schutzbundes für die Grenz- und Auslanddeutschen.

Nimmt man hinzu, daß auch sonst in Zeitungen und Zeitschriften etwas mehr vom Auslanddeutschtum die Rede war als vor dem Kriege, so scheint hier mitten in unserer Trübsal eine verheißungsvolle Entwicklung einzusetzen, nicht natürlich in der Weise, daß es dem Auslanddeutschtum anfinge besser zu gehen, sondern nur in der Weise, daß das Verständnis und die Teilnahme an seinen immer wachsenden Nöten und Schwierigkeiten im reichsdeutschen Volk im Wachsen begriffen sei. Bei näherem Zusehen aber geht auch diese Freude einigermaßen in die Brüche. In zunehmendem Maße nämlich wird es üblich, unter der Bezeichnung Auslanddeutsche nur die Reichsdeutschen zu verstehen, die im Ausland leben oder gelebt haben. Das egoistisch reichsdeutsche Interesse macht sich geltend, zieht die Teilnahme von den alten, echten „Auslanddeutschen" ab, und diese, das ist die Deutschen, die außerhalb des Deutschen Reiches leben und keine politische Beziehung zu ihm haben, also die vielen Millionen Deutsche, welche keine Reichsdeutschen sind, haben das Nachsehen. Schon werden Versuche gemacht, diese Teile unseres Volkes als Deutsche minderen Ranges, als „Kulturdeutsche" oder „Deutschstämmige" in den Hintergrund zu schieben. Diese rückschrittliche Bewegung ist um so bedenklicher, als sie unter dem Schein des Fortschritts auftritt. Die Sache kommt im Grunde darauf hinaus, daß die Deutsch-Amerikaner, Deutsch-Brasilianer usw. dazu da sind, den reichsdeutschen Kaufleuten, die im Ausland Geschäfte machen, ihre geschäftlichen Erfolge zu erleichtern. Es ist das ja auch eine Betrachtungsweise. Aber es läßt sich doch eine Auffassung denken, die auf höherem Niveau steht.

Daß irgendwie eine Teilung oder Abgrenzung der Arbeitsgebiete zwischen dem Deutschen Ausland-Institut Stuttgart und dem Verein für das Deutschtum im Ausland angestrebt würde, läßt sich — wenigstens aus den Zeitschriften — nicht erkennen. Nur so viel läßt sich vielleicht sagen, daß das Ausland-Institut mehr kaufmännisch und reichsdeutsch, der Verein für das Deutschtum im Ausland mehr kulturell und volksdeutsch orientiert ist. Doch handelt es sich dabei nicht um eine grundsätzliche Stellungnahme (die für die Ausgestaltung der beiderseitigen Arbeiten vielleicht sogar ganz aussichtsreich wäre), sondern nur um Nuancen; die Dinge fließen ineinander.

Teilgebieten des Auslanddeutschtums — das Wort immer im alten ursprünglichen Sinne verstanden — dienen eine neue Zeitschrift in Ungarn und eine umgewandelte für die Nachfolgestaaten Österreichs.

Im verkleinerten Ungarn tritt seit November 1919 die „Deutsche Arbeit in Ungarn", frei von jeder Parteifessel, unabhängig von jeder Parteirichtung, für deutsches Volkstum und deutsche Kultur ein[1]); versteht sich: deutsches Volkstum auf dem Boden des ungarischen Staates. „Deutschtum und Vaterlandsliebe (zu Ungarn) sind für uns eins."

Die „Deutsche Arbeit"[2]), welche für die Deutschen in den verschiedenen Nachfolgestaaten des alten Österreich eintritt, kann bereits auf eine reiche Geschichte zurückblicken. Sie hat sich aus provinzialen Anfängen herausgearbeitet. Gegründet im Jahre 1902 von der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen", wollte sie als „Deutsche Arbeit in Böhmen" Repräsentant des geistigen Lebens der Deutschen in Böhmen sein. Dem bekannten Germanisten

[1]) „Deutsche Arbeit in Ungarn." Wochenschrift für deutsches Volkstum und deutsche Kultur. Parteiloses Organ. Budapest. Herausgeber Dr. Ernst Imrich.

[2]) „Deutsche Arbeit." Eine Grenzlandzeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hermann Ullmann. Monatlich zwei Hefte. Geschäftsstellen: für das tschechoslowakische Gebiet Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg i. B.; für Deutschösterreich und Ungarn Verlag Ed. Hölzel, Wien; für Deutschland und das Ausland Verlag Georg D. W. Callwey, München.

an der deutschen Universität in Prag August Sauer (und neben ihm Adolf Hauffen) war sie in dieser Periode für einflußreiche Mitarbeit verpflichtet. Mit der Übernahme der Schriftleitung durch Hermann Ullmann begann sie mehr und mehr über die Kronlandsgrenzen hinauszuwachsen: auch den Deutschen Österreichs außerhalb von Böhmen brannten die Nationalitätenprobleme auf den Fingernägeln. Während der Kriegsjahre ergab sich die besondere Aufgabe, für besseres Verständnis zwischen den Reichsdeutschen und den Deutschen Österreichs zu wirken — ein weites Feld der Tätigkeit. Nach dem Zusammenbruch sah sich die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur" infolge der Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatte, genötigt, sich auf die Unterstützung von Gelehrten und gelehrten Arbeiten zurückzuziehen und daher die Zeitschrift aufzugeben. Diese aber setzte ihre Arbeit unerschüttert und zur Halbmonatsschrift erweitert fort, zunächst (1918) als „Deutsche Arbeit in Österreich"; dann (1919) nach dem offenkundigen Zerfall des Staates strich sie den Namen des nicht mehr existierenden Reiches und bezeichnete sich als Grenzlandzeitschrift. Der Südosten Europas, insbesondere Deutschösterreich, die Tschechoslowakei und Südslawien, ist ihr Interessengebiet. Hier werden nicht nur lyrische Ergüsse völkischen Hochgefühls vom Stapel gelassen, nicht nur theoretische Erwägungen angestellt und Berichte über Geschehenes mitgeteilt, wie es in bloß reichsdeutschen Blättern leicht geschieht, hier wird mitten aus dem Drängen der Not heraus unmittelbarste, konkrete, nüchterne Arbeit am Volkstum geleistet. Diese Zeitschrift dürfte der primus inter pares sein.

2

Drei Schriftenreihen wurden teils fortgesetzt, teils neu begründet.

Die (schon zweimal in diesen Blättern erwähnten) „Flugblätter für Deutschösterreichisches Recht", herausgegeben von Dr. A. Wotawa [1]), setzten ihren Kampf um die Deutschen der österreichischen Grenzländer sachkundig fort. Ging er auch (abgesehen vielleicht von Deutsch-Westungarn) verloren, so ist darin doch viel Material für die Zukunft angesammelt. Im Reich trat der Verein für das Deutschtum im Ausland mit einer Schriftenreihe in den Kampf um das „Selbstbestimmungsrecht" der Deutschen im (kontinentalen) Ausland ein [2]). Besonders kam es darauf an, die

[1]) Wien, bei Alfred Höder; in Deutschland zu beziehen durch die Deutschösterreichische Mittelstelle, Berlin, Kurfürstenstraße 105. Es muß genügen, die Titel der vier letzten Hefte zu nennen:

Nr. 36. Pirchegger, Die slowenischen Ansprüche in Untersteiermark.
„ 37. Schenk, Der wirtschaftliche Vernichtungsfriede von St. Germain.
„ 38. Winkler, Die Gemeindewahlen in Deutschböhmen (Juni 1919) — eine Volksabstimmung.
„ 39. Winkler, Die Tschechen in Wien.

[2]) Schriften zum Selbstbestimmungsrecht der Deutschen außerhalb des Reiches. Im Auftrage des Vereins für das Deutschtum im Ausland, herausgegeben von Dr. Paul Träger. Berlin 1919, Verein für das Deutschtum im Auslande.

1. Rohmeder, Das Deutschtum in Südtirol.
2. Eichler, Die Deutschen in Kongreßpolen.
3. Edmund Schmid, Die deutschen Kolonien im Schwarzmeergebiet Südrußlands.
4. Kaindl, Die Deutschen in der Bukowina.
5. Weber, Die Zipser Deutschen.
6. Althausen, Die deutschen Kolonien in Wolhynien.
7. Edmund Schmid, Die deutschen Kolonien in Sibirien und Mittelasien.
8. Wilde, Deutschböhmen.
9. Schleuning, Die deutschen Kolonien im Wolgagebiet.
10. Imendörffer, Deutsch-Westungarn.

verschiedenen Formen eines kulturellen Selbstbestimmungsrechtes für die deutschen Minoritäten in fremden Staaten herauszuarbeiten. Welche Rechtsgrundlagen benötigen die Deutschen jeweils, um sich in ihrer Kultur als Deutsche zu erhalten? Es ist ein Grundthema mit mannigfachen Variationen.

Endlich ist auch das Institut für Auslandkunde und Auslanddeutschtum in Leipzig mit einer Schriftenreihe hervorgetreten[1]). Vorträge, die in seinen Veranstaltungen zu Leipzig gehalten sind, macht es hier in kleinen zwanglosen Heften einem weiteren Leserkreis zugänglich. In solcher Aufklärungsarbeit kann ja einstweilen nicht genug geschehen.

3

Die Einzelschriften, die zu Aufklärungszwecken geschrieben sind, sind meist von den Ereignissen überholt; bei den meisten muß es genügen, den Titel zu nennen[2]). Einige verdienen besonders hervorgehoben zu werden. Die von Grab-

[1]) Schriften des Instituts für Auslandkunde und Auslanddeutschtum. Leipzig, Kommissionsverlag K. F. Köhler.

1. Praesent, Das Deutschtum in Kongreß-Polen und seine Geschichte.
2. Schirmer, Geschichte und Entwicklung der deutschen Bauernkolonien in den russischen Schwarzmeerprovinzen.
3. Brunau, Die deutschen Ansiedlungen an der Wolga.
4. Strohal, Das deutsche Volkstum an den Grenzen des jugoslawischen Staates.
5. Weichert, Ist Südrußland ein deutsches Auswanderungsziel?

[2]) Für Tirol:

Montanus, Die nationale Entwicklung Tirols in den letzten Jahrzehnten. Deutschtum im Kampf gegen italienisches Ausbreitungsbestreben. Mit 14 statistischen Tabellen und 1 Karte. Wien, Innsbruck, München, Verlagsanstalt Tyrolia.

Straganz, Mitteltirol deutsches Gebiet. Wien, Innsbruck, München 1919, Verlagsanstalt Tyrolia.

Für die Tschechoslowakei:

Deutschböhmen. Eine Skizze von Land und Volkstum, Geistesart und Wirtschaft im Spiegel des Kriegs- und politischen Kampfjahres 1918. Mit 6 Karten. (Sonderheft der „Deutschen Kultur in der Welt".) Leipzig, Verlag K. F. Koehler.

Ullmann, Was jeder Deutsche über Deutschböhmen wissen muß! Verlag Cermak und Patzel, Teplitz-Schönau; Verlag für das Deutsche Reich Georg D. W. Callwey, München. (Sehr geschickt!)

Das Selbstbestimmungsrecht der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien. München 1919, Verlag von Georg D. W. Callwey. (Deutschösterreichische Flugschriften. Herausgegeben von der Deutschösterreichischen Mittelstelle, Berlin W 62, Kurfürstenstraße 165.)

Sudetenland. Ein Notschrei von dreiviertel Millionen geknebelten Deutschen. Hilfszentrale zum Schutze Sudetenlands und Deutschböhmens in Ziegenhals in Schlesien.

Rudolf Maier, Deutschösterreich ohne Böhmerwald nicht lebensfähig! Zweite verbesserte Auflage. Wien 1919, Hilfsvereinigung für Südböhmen.

Ernst Broda, Benötigt die tschechoslowakische Republik zu ihrer Lebensfähigkeit den Anschluß fremdnationaler Gebiete? Wien 1919, Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung.

Für Deutschösterreich:

Karl Kautsky, Habsburgs Glück und Ende. Berlin 1918, verlegt bei Paul Cassirer. Darin S. 38 bis 45 über die Deutschen in Österreich. Ohne tieferes Verständnis.

Friedrich Payer, Deutschösterreich und wir. Stuttgart und Berlin 1919, Deutsche Verlagsanstalt. (Der Aufbau. Herausgegeben von Conrad Haußmann. Heft 2.)

Alfred Verdroß, Deutschösterreich in Großdeutschland. Ebenda 1919. (Der Aufbau. Heft 7.)

Gustav Stolper, Donaukonföderation oder Großdeutschland. Berlin 1919, Hans Robert Engelmann. (Großdeutschland. Flugschriften, herausgegeben von Walter Schotte. Heft 1 und 2.)

Anton Ohorn, Deutschösterreich auf ewig deutsch! Chemnitz 1919, Vaterländischer Verlag Dr. Wilhelm Striem.

Gerhard Seeliger, Deutschösterreichs Anschluß. Dresden 1919, Verlag Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch-Stiftung.

mayr herausgegebene Sammelschrift[1]) gibt ein reiches Bild vom vergangenen und vom gegenwärtigen Südtirol. Ein entsprechender Band schildert die Deutschen Böhmens in ihrer historischen und kulturellen Bedeutung[2]).

In die Nationalitätenverhältnisse der Ostmark mit ihrem Mangel einer Sprachgrenze und ihrem Ineinander von Polen und Deutschen sucht Moritz Weiß[3]) Klarheit zu bringen. Einen Beitrag zu der, gelinde gesagt, nicht sehr rühmlichen Geschichte des Verlustes von Posen steuert bereits ein ausgewanderter Posener bei[4]). Dabei fällt auch von ungefähr ein charakteristisches Streiflicht auf das Verhalten der im Reich verbliebenen Deutschen. „Erstaunt war ich," bemerkt der Verfasser gelegentlich, „als ich die posensche Grenze hinter mir hatte, bei der deutschen Bevölkerung so wenig Interesse für den Osten zu finden." Und er wird sich inzwischen überzeugt haben, daß auch sein Bemühen, größere Teilnahme zu wecken, einen wesentlichen Erfolg nicht gehabt hat. Die Masse der Reichsdeutschen ist in diesen Dingen so gleichgültig und apathisch geblieben wie zuvor.

Einen summarischen Überblick über die veränderte Gesamtlage der Auslanddeutschen gibt Fehlinger[5]) — einen Überblick, der sich mit der Erfassung der großen Umrisse begnügt und an der Oberfläche haften bleibt.

Grundsätzlich neue Wege schlägt, soviel ich sehe, nur Kaufmann ein[6]). Nachdem nun einmal das große Erdbeben geschehen ist, gilt es, nicht wehleidig der Vergangenheit nachzuweinen, sondern ein neues Leben in den neuen Verhältnissen zu beginnen. Die erste Voraussetzung dazu für die neuen Auslanddeutschen wider Willen ist, sich über den Rechtsboden zu orientieren, auf dem sie als Minorität im fremden Staate stehen. Mag es auch noch so wenig sein, das ist die Basis, auf der sie festen Fuß fassen und von der aus sie weitere Forderungen stellen und den unvermeidlichen Kampf um die völkische Selbstbehauptung aufnehmen können. Kaufmann hat diese grundlegende Arbeit für die Deutschen der an Polen gefallenen Ostmark geleistet (auf Grund des Versailler Friedensvertrages und des zwischen Polen und den Ententemächten abgeschlossenen Vertrages über den Schutz der Minoritäten). Es wäre dringend zu wünschen, daß diese Arbeit auch für alle übrigen Staaten, in denen jetzt deutsche Minderheiten leben, geleistet wird. Es ist das um so nötiger, als die Bestimmungen und Verhältnisse in all den vielen Staaten im einzelnen immer wieder anders sind. Es müßte ein Gehirn — sei es aus einem oder mehreren Einzelgehirnen bestehend — geschaffen werden, welches alle diese verzwickten Fragen von Grund aus beherrscht.

[1]) Südtirol. Land und Leute vom Brenner bis zur Salurner Klause. Eingeleitet und herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender tirolischer Gelehrter und Schriftsteller von Dr. Karl von Grabmayr, Präsidenten des deutschösterreichischen Verwaltungsgerichtshofs. Berlin 1919, Verlag Ullstein und Co.

[2]) Deutschböhmen. Herausgegeben unter Mitwirkung von Dopsch, Hauffen, Winkler, Wolkan, Neuwirth, Wieser von Dr. Rudolph Lodgman. Berlin 1919, Verlag Ullstein und Co.

[3]) Moritz Weiß, Die Stellung des Deutschtums in Posen und Westpreußen. Mit einer Sprachenkarte der deutschen Ostmark. Berlin 1919, Verlag von Wilhelm Greve.

[4]) Der polnische Aufstand in Posen 1918. Erlebtes und Erlauschtes eines Posenerers. Selbstverlag W. Koch, Hanau, Rosenstraße 2.

[5]) Deutsche in der Fremde. Eine Übersicht nach Abschluß des Weltkrieges von Hans Fehlinger. Leipzig 1920, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

[6]) Die Rechtsverhältnisse der an Polen abgetretenen Ostmark. Von Dr. Erich Kaufmann, ordentlichem Professor der Rechte an der Universität Berlin. Berlin 1919, Verlag der Grenzboten, G. m. b. H.

4

Die wissenschaftlichen Arbeiten, die vorliegen, sind sämtlich, wenn auch in verschiedener Weise, durch den Krieg veranlaßt.

Zwei Arbeiten bemühen sich um das Elsaß und wollen verstehen lassen, was es mit diesem so heiß umstrittenen Lande auf sich habe; die eine von einem deutschen Schweizer, die andere von einem Reichsdeutschen geschrieben. Wackernagel[1]) führt in das Verständnis der älteren Zeit ein, als die Landschaft — wie auch eine beigefügte Karte veranschaulicht — in eine Unzahl Territorien zersplittert war und seit dem Dreißigjährigen Kriege nach und nach von Frankreich annektiert wurde. An der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts, also gerade da, wo das eigentliche Interessante erst beginnt, macht er halt. Hier tritt Spahn[2]) ergänzend ein. Denn er legt alles Schwergewicht auf die Darstellung des letzten Jahrhunderts. Und ihm, der nicht bloß Professor an der Straßburger Universität war, sondern der auch durch rege Teilnahme am parteipolitischen Leben mit dem elsässischen Volke in seinen breiten Schichten zusammengelebt, ja (wie er sich ausdrückt) zusammengegessen und zusammengeschlafen hat, ist es gelungen, manchen Aufschluß zu geben, und sein Buch ist daher geeignet, das oberflächliche Gerede, als ob alles Unheil auf gewisse preußische Mißgriffe zurückzuführen sei, verstummen zu lassen. In der Sache selbst lagen, auch bei geschickter Behandlung, enorme Schwierigkeiten. Von der zweihundertjährigen französischen Beeinflussung der elsässischen Volksseele, um diesen Ausdruck einmal zu gebrauchen, zu schweigen. Nur ein Punkt sei hervorgehoben: während in Deutschland alles der Meinung lebte, mit der Loslösung von Frankreich und der Einfügung in das Deutsche Reich sei die staatliche Zugehörigkeit des Elsasses klar und einheitlich geregelt (auf der Karte sah es ja so aus), war in Wirklichkeit das Gegenteil der Fall. Etwa ein Drittel (!) der Bevölkerung wanderte nach Frankreich aus, behielt aber sein Besitztum im Elsaß. Die Folge war — trotz der Regelung im Friedensvertrage — „ein unerhörter Zustand der tatsächlichen Zugehörigkeit desselben Gebietes zu zwei Großmächten, die unversöhnlicher als je in Feindschaft miteinander lebten". Wieviel Unheil aus dieser, bei uns meist ignorierten Quelle geflossen ist, bedarf — nachträglich — kaum der Erwähnung.

Die beiden anderen Arbeiten gelten den deutschen Kolonisten in Rußland.

Bonwetsch[3]) gibt die erste wissenschaftliche Darstellung der Geschichte der Wolgakolonien. Er hat zwiefach recht, es zu tun, und es gerade jetzt zu tun. Denn solange den deutschen Kolonisten in Rußland die nötigen geistigen Kräfte fehlen (und das wird noch lange, sehr lange der Fall sein), müssen reichsdeutsche wissenschaftliche Arbeiter in die Bresche springen und ihnen ihre Geschichte schaffen. Ohne Geschichte nämlich, das heißt ohne geistiges Selbstbewußtsein, ohne ein Wissen um das eigene Sein und Werden, kann sich auf die Dauer keine deutsche Gruppe in der Fremde erhalten. Und er hat recht, diese Arbeit gerade jetzt zu leisten, obwohl der Krieg die Benutzung russischer Quellen unmöglich machte. Denn der Krieg, mit der Revolution im Gefolge, wird nicht bloß viele Quellen zerstört haben, er hat auch völlig neue Verhältnisse geschaffen, so daß die Zeit vor dem Kriege als eine fest abgeschlossene Periode völlig historisch geworden ist. Diese bleibt aber der rechtliche und der historische Boden, der auch für den Auf-

[1]) Rudolf Wackernagel, Geschichte des Elsasses. Basel 1919, Druck und Verlag von Frobenius A.-G.

[2]) Martin Spahn, Elsaß-Lothringen. Berlin 1919, Verlag Ullstein und Co.

[3]) Bonwetsch, Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga. Stuttgart 1919, Engelhorns Nachf. (Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart, Nr. 2.)

bau eines neuen Daseins — wenn es einmal erst so weit sein wird — nicht ignoriert werden darf.

Interessante Dialektstudien liefert Unwerth[1]). Die Objekte zu seinen Untersuchungen — Deutsche aus den Wolgakolonien und dem Gouvernement Cherson — fand er in deutschen Gefangenenlagern vor. Außer der genauen Erfassung der betreffenden Dialekte kommt er auch durch Vergleich mit reichsdeutschen Dialekten dazu, die Herkunft der einzelnen Auswanderergruppen ziemlich genau zu bestimmen. Gewiß hat der Verfasser recht, wenn er auf eine Fehlerquelle aufmerksam macht, aus der für seine Dialektaufnahmen manche Ungenauigkeiten geflossen sein können: Die Leute waren jahrelang dem Heimatdorf und dem Heimatdialekt entrissen, erst russischen, dann reichsdeutschen Einflüssen ausgesetzt; da kann ihr Sprachgefühl schwankend geworden sein. Aber ebenso recht hat er, wenn er meint, daß mit seiner Feststellung einiger deutscher Typen unter den deutschrussischen Mundarten (denn ob und wieviel verschiedene Dialekte es unter den Kolonisten gibt, muß ja erst untersucht werden) und durch ihre Vergleichung mit den Dialekten des Heimatgebiets bereits brauchbare Grundlagen für eine künftige erschöpfende Behandlung des Themas gewonnen sind.

Diesmal hat der von Unwerth entschlossen benutzte Zufall der reichsdeutschen Wissenschaft einen schönen Ertrag in den Schoß geworfen. Wann aber wird sie selbst in die Dörfer der deutschen Kolonisten gehen?

5

Endlich die Dichtung.

Ob nun Deutsche im Zusammenleben mit einem fremden Volke Subjekt oder Objekt der Dichtung sind, immer ergeben sich interessante Gesichtspunkte.

Die deutschen Dichter aus Prag zum Beispiel, die vereinigt vor uns erscheinen[2]), treten rein literarisch auf, ohne irgendeine völkische Note. Sie können es auch, sind doch Dichter wie Rainer Maria Rilke und Franz Werfel unter ihnen. Und doch — gerade auch die rein ästhetische Betrachtungsweise zwingt, sie als Gesamtheit gesehen, zum Rückgang aufs Volkstum. „Drei verschieden geartete Kulturen stoßen hier in Prag noch immer zusammen, vereinigen und verdichten sich zu einer einzigen, untrennbaren Geistigkeit. Deutsche, tschechische und jüdische Einflüsse wirken gleichzeitig auf den schöpferischen Geist ein und zwingen ihn zu Eingebungen, die er anderwärts nicht finden könnte. Aus dem dreifach gedüngten Boden sprießen Blüten, deren Eigenart sonst nirgend zu gedeihen vermöchte."

Das bunte Milieu, in dem die Deutschen Brasiliens neben Lusobrasilianern und Indianern leben, gibt den farbigen Hintergrund ab für Ernesto Niemeyers anspruchslose Novellen[3]).

Bedeutender ist Friedrich Lienhards Roman „Westmark" (Stuttgart 1919, Greiner und Pfeiffer). Etwas von dem Geist der „Zeder" Oberlins, die seinem

[1]) Wolf von Unwerth, Proben deutschrussischer Mundarten aus den Wolgakolonien nnd dem Gouvernement Cherson. Berlin 1918. (Aus den Abhandlungen der preußischen Akademie der Wissenschaften, 1918, philosophisch-historische Klasse, Nr. 11.)

[2]) Deutsche Dichter aus Prag. Ein Sammelbuch, herausgegeben und eingeleitet von Oskar Wiener. Wien-Leipzig 1919, Verlag von Ed. Strache. — Die Vorrede ist vom Herbst 1918 datiert, die Sammlung stammt also noch aus der Zeit vor dem Zusammenbruch. Welche Beiträge aus früheren Veröffentlichungen der Dichter entnommen sind, welche hier zum ersten Male gedruckt werden, ist nicht kenntlich gemacht. Neben rein deutschen sind auch jüdische Dichter deutscher Zunge verhältnismäßig stark vertreten.

[3]) Das Heim im neuen Land und andere Novellen aus Brasilien. Von Ernesto Niemeyer. Stuttgart, Verlag der „Neuen Schöpfung".

früheren großen Elsässer Roman aus dem achtzehnten Jahrhundert das Gepräge gab, ist auch in diesem Roman aus der jüngsten Vergangenheit lebendig. Aber wie die Weltgeschichte dem Elsaß rauh und rücksichtslos mitgespielt hat, so hat sie auch in die Genesis dieses Romans störend eingegriffen. Er ist im Herbst 1916 begonnen, um Weihnachten 1918 vollendet worden. Das heißt: zwischen Anfang und Vollendung stürzten wir in die Tiefe und verloren das Elsaß. Diese Wendung der Dinge mußte auch den Roman völlig umgestalten.

Angelegt ist er von Haus aus auf Neubau im deutschen Elsaß. Unter den Stürmen des Krieges geht eine alte, böse, seelenlose Zeit zu Ende. Gefährliche Gegner sind im Begriff, überwunden zu werden: die Vergiftung des Elsasses durch welsche Intrigen und Wühlerei, das geistlose pseudo-preußische Paragraphenregiment (wir wollen Lienhard danken, daß er zwischen dem echten innerlich vornehmen Preußentum und seiner Entartung zu scheiden weiß), der praktische Materialismus, mit dem Deutschland seit 1870 das neuerworbene Land seelisch verwüstete. Ein neues beseeltes Deutschtum, voll gläubigen Idealismus, tatkräftiger Arbeit, grenzenloser Liebe- und Opferfähigkeit bildet sich im Kreise der Besten. Der Pfarrer-Philosoph Arnold und die Seinen pflanzen den Keim dieses neuen Deutschtums im Elsaß. Sie werden damit für das Elsaß eine neue glücklichere Zeit inaugurieren und zugleich für das übrige Deutschland ein Vorbild sein: „Wir stecken vom Elsaß aus die ganze deutsche Welt mit einem neuen Feuer an."

Aber so konnte der Roman nicht zu Ende geführt werden. Statt des neuen Tages brach tiefe Nacht über das Elsaß herein, und die Handlung des Romans mußte umgebogen werden. Was wurde nun aus den Gestalten?

Aus schöpferischen Menschen wurden sie zu Entsagenden. Bei den neuen Herren des Landes ist ihres Bleibens nicht, sie flüchten über den Rhein. Statt tiefer in der Heimat festzuwurzeln, werden sie entwurzelt.

So ist ihr persönliches Schicksal zwar zur abschließenden Darstellung gebracht. Aber das Problem des Elsasses, des innerlich deutsch gebliebenen Teiles des Landes unter französischer Herrschaft, muß aufs neue gestaltet werden.

*

Lienhard, der um das Problem der Westmark ringen wollte, wurde schließlich vom Problem Deutschland, dem Problem seiner seelischen Neubelebung, gefesselt.

Nicht ganz selten liest man jetzt Hindeutungen darauf, es möchte dem deutschen Volk ein ähnliches Schicksal bestimmt sein wie dem jüdischen Volk nach der Zerstörung Jerusalems. Ich weiß nicht, ob die, welche diesen Vergleich lieben, sich alle des vollen Ernstes des Problems, das sie damit anrühren, bewußt sind. Die Juden besaßen in ihrer Religion einen Besitz, um den sie sich sammeln konnten. Ohne diesen Besitz hätte ihre Zerstreuung unter die Völker sehr bald ihren völligen Untergang herbeiführen müssen. Haben wir Deutschen heutzutage einen geistigen Schatz, der uns Ähnliches leisten kann? Und welches ist er?

Gottfried Fittbogen.

Neue belgische Literatur

Eine glückliche Form hat eine Gruppe junger belgischer Literaten gefunden. Allmonatlich erscheint unter dem Namen: „Cahiers indépendants 8. Rue de la Tribune, Brüssel" das abgeschlossene Bändchen eines Verfassers. Es sind sowohl Dichtungen als Erzählungen, Reiseschilderungen und Dramen in zwangloser Folge. Verspürbar ist jedoch ein leichtgeschlungenes Band; die vorliegenden Werke zeigen literarische Kultur, es rechnen sich die Verfasser zu den Neuen, ihr Ton ist jedoch

allzeit einwandsfrei — warum sollte auch das Moderne und das Anstößige für gleichbedeutend gelten? Kriegsgefühle, Kriegshaß werden nicht gesungen. Der Bekannteste ist Franz Hellens; Maeterlinck hat sich günstig über diesen Band Nocturnal ausgesprochen; diese Skizzen, diese Traumvisionen besitzen Eigenart, zeugen von einer krausen, gelegentlich das Exotisch-Okkulte streifenden Einbildungskraft. Pierre Broodcoorens Coin des Tisserands hätte eigentlich vlämisch geschrieben werden sollen; aus den Seiten spricht Flanderns satte, sonnige und doch dunstige Schönheit, bäuerlich-kleinbürgerliche Behaglichkeit, alte, reizvoll malerische Vergangenheit. L'Idole portative von Melot du Dy ist eine Gedichtsammlung, in der vor allem einige gemütlich ironische Lieder auffallen. Der Gegensatz zwischen dem Alltag und dem Dichterdufträumen hat es ihm angetan. Maurice Lecat bringt eine Sammlung von Lesefrüchten. Pensées sur la science, la guerre et sur des sujets très variés (Maurice Lamertin, Brüssel 1919). Eine glückliche Auswahl, und in dem vorliegenden Ausschnitt zeigt sich ein vorurteilslos gerechter Geist. Deutschunfreundlich sind nur einige wenige Äußerungen bekannter Deutscher; Helmholtz und Ostwald, Schiller und Kant, Fichte, Wilhelm der Zweite und Bismarck sind mit guten, bezeichnenden Aussprüchen vertreten.

Marie von Bunsen.

Gespräche Friedrichs des Großen. Herausgegeben von Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Gustav Berthold Volz. Berlin, Reimar Hobbing.

Die Jugend Friedrichs des Großen. 1712—1730. Von Ernest Lavisse. Berechtigte Verdeutschung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Ebenda.

Als Meister des Gesprächs ist Friedrich der Große von A. Menzel auf dem berühmten Gemälde der Tafelrunde zu Sanssouci ausgezeichnet worden. Die Lust der Unterhaltung sprüht aus den Mienen des Kreises. Eben erwidert der jugendliche Herrscher schlagfertig einer prickelnden Anspielung Voltaires. Man empfindet unwillkürlich den ganzen Reiz der geistvollen Plauderei. „Wir schwatzen", so charakterisiert Friedrich selbst das Moment, „tüchtig darauf los. Am nächsten Morgen ist alles vergessen." Aber eine wesentliche Seite der Persönlichkeit des Königs kommt dabei zum Ausdruck. Daher ist obige Sammlung der Gespräche mit Fug und Recht jener großen Ausgabe der friderizianischen Werke angegliedert worden, welche der Verlag Reimar Hobbing in deutscher Sprache unter Leitung des besten Kenners jener Zeit, des Professors Dr. G. B. Volz, unserem Volke beschert hat (Werke Friedrichs des Großen, in deutscher Übersetzung herausgegeben von G. B. Volz [10 Bände] und „Briefe Friedrichs des Großen" von M. Hein [2 Bände], Berlin 1911—1914). Die Anordnung der Gespräche folgt im wesentlichen dem chronologischen Prinzip; sie beginnen auf dem Jagdschloß Friedrich Wilhelms des Ersten zu Wusterhausen im Oktober 1728 und enden am 11. Juli 1786 in Sanssouci, als der zur Konsultation berufene Arzt Zimmermann aus Hannover, die erste Autorität jener Tage, den kranken König auf seinem Todeslager verläßt. Es ist nur eine Auswahl des Überlieferten, das uns geboten wird, denn man hat nach zwei Seiten hin Beschränkung geübt. Zunächst ist nur Wichtiges, das für den König Charakteristisches bot, berücksichtigt worden, während die unwichtige Spreu beiseite gelassen worden ist. Zweifellos mit Recht. Noch verdienstvoller ist aber wohl, daß alles Unechte ausgeschieden worden ist. Wie vieles hatte sich da nicht eingeschlichen. An einem Beispiel weist Volz die Berechtigung seines Standpunktes dar. In Berlin war seinerzeit ein Gespräch zwischen dem König und dem gelehrten Gymnasialdirektor Meierotto in wörtlicher Rede und Gegenrede verbreitet. Wie verhielt es sich nun mit ihm? Meierotto selbst hat dazu erklärt, daß viele Äußerungen, die dem Herzen und der Vaterlandsliebe des Monarchen die größte Ehre machten, fortgelassen seien, und daß vieles unrichtig niedergeschrieben, ja erdichtet sei. „Im ganzen ist keine einzige Wendung richtig und ungeändert aufgefaßt worden. Solche Überlieferungen haben gewiß auch ihren Wert, indem sie uns zeigen, wie die Mitwelt sich ein Gespräch mit dem König ausmalte, aber sie gehören nicht in eine kritische Ausgabe hinein, denn sie sind ja nicht historisch. Es ist ein großes Verdienst, daß Volz es auf sich genommen hat, hier scharf zwischen Echtem und Unechtem zu scheiden. Im übrigen ist der Begriff des Gesprächs in weitester Aus-

dehnung genommen, so daß zum Beispiel auch Ansprachen berücksichtigt worden sind. Die Art der Überlieferung, ob Rede und Gegenrede oder nur Referat, hat keinen Unterschied gemacht. König Friedrich beherrschte das Wort virtuos; wem er immer entgegentrat, den wußte er zu packen. Er ist seiner Wirkung gewiß und beobachtet den Erfolg genau. Bei der Natürlichkeit des Auftretens fällt seine Anlage zur Beredsamkeit und der Adel seines Ausdruckes um so mehr auf. Dies tritt namentlich bei seinen Ansprachen hervor, von denen die an seine Generale am Vorabend der Schlacht von Leuthen gerichtete am mächtigsten einschlug. In der gewöhnlichen Unterhaltung pflegte die geistvolle Art am meisten aufzufallen, denn „seine Meinung", so äußert sich der Marquis Bouillé, „war stets hervorragend, mochte es sich nun um Krieg, Politik, Verwaltung, Finanzen, Geschichte, ja selbst Medizin handeln. Die schöne Literatur kam nicht zu kurz." Alle diese Gegenstände wurden vom König berührt, denn „sein Gespräch umfaßt die ganze Welt", wie Lucchesini sich einmal ausdrückt. Aber am liebsten verweilt er doch bei den ernsten Fragen über die letzten Gründe des Daseins. Auf die philosophische Anschauung lenkt er immer wieder und wieder hin, sobald er nur auf Verständnis hierfür stößt. Man merkt dabei förmlich, wie er aus diesen Betrachtungen immer neue Kraft in allen Widerwärtigkeiten gewinnt. Dabei legt er das größte Gewicht darauf, daß er Menschen von „Gefühl und Geschmack" zum Austausch der Gedanken findet. Selbst schwerkrank kann man sich keinen frischeren Geist, keine liebenswürdigere Unterhaltung denken, wie Mirabeau in unnachahmlicher Grazie es schildert. Alle Stände kommen zu Wort, alle Lebensalter. Die königliche Familie, einschließlich der jungen Prinzessinnen, Militärs jeden Grades, vom Feldmarschall bis zum einfachen Soldaten, Minister und Diplomaten, Beamte aller Gattungen, vornehme Fremde, sonderlich Franzosen, Geistliche, Gelehrte und Ärzte, Gastwirte, kurz alle, die ihm begegnen, stehen unter seinem Eindruck: er ist ihnen ein alter Zauberer. Die in deutscher Sprache überlieferten Gespräche sind wortgetreu übernommen worden; fremdsprachige Niederschriften in deutscher Übersetzung. Das Verdienst hierfür gebührt Friedrich von Oppeln-Bronikowski, der ja bereits an dem früheren Werk einen erheblichen Anteil hat. Ihm gebührt dafür kein geringer Dank, der sich aber noch auf das zweite obengenannte Buch, auf die Übersetzung von Ernest Lavisses Jugend zu erweitern hat. Der Name von Ernest Lavisse klingt uns zurzeit gewiß nicht angenehm entgegen, denn er hat sich während des Krieges und auch jetzt noch als Politiker in einer Weise gegen uns gewandt, die einem Historiker nicht zur Ehre gereicht. Aber in diesem Buche tritt uns ein anderer Geist entgegen, ein geschichtlicher, der mit grandioser Weite und liebevoller Versenkung das Preußen Friedrich Wilhelms des Ersten und das Werden seines Sohnes in einem Gemälde schildert, dem man kaum tiefere Untertöne geben kann, als Lavisse es getan hat. Gewiß muß die Kritik manche Einwürfe gegen ihn machen, denn manche Seite des damaligen Lebens hat er, man möchte sagen, zu pathologisch empfunden, so in der Gestalt Friedrich Wilhelms des Ersten, in dem ihm die biederbe Art unserer Vorfahren, die uns heute vielleicht selbst, nicht aber der Zeit als Ausartung erscheint, fremd blieb und indem er manchen Bericht von Franzosen und Französisierten nicht genug prüfte. Aber die Gesamtheit des alten Preußens hat er richtig erkannt und zur Grundlage einer psychologischen Schilderung des jungen Friedrichs gemacht. Mit Recht reiht daher von Oppeln dies Werk dem rauschenden Heldenlied Carlyles an, von denen beiden der Deutsche in weitem Kreise durch Übersetzung Kenntnis nehmen müßte. Lavisses Buch gebührt daher auch ein Platz auf dem Programm des Hobbingschen Verlages, das alle hervorragenden Veröffentlichungen zur Geschichte Friedrichs des Großen in deutscher Sprache zusammenfassen will. Hoffen wir, daß der Verlag diese Absicht ohne Rücksicht auf äußere und innere politische Verhältnisse durchführen kann, denn dann werden die politischen Gedanken unseres großen Königs die Verbreitung finden, welche für unser Volk so notwendig ist.

M. Klinkenborg.

Tagebuch des Herrn von Chantelou über die Reise des Cavaliere Bernini nach Frankreich. Deutsch bearbeitet von Hans Rose. München 1919, F. Bruckmann A. G.

Es war eine große Affäre, als Bernini im Jahre 1665 der Einladung Ludwigs des Vierzehnten Folge leistete und nach Paris reiste, um dem Entwurfe zum Neubau des Louvres endgültige Gestalt zu geben. Eine ähnliche Einladung Ludwigs des Dreizehnten hatte Urban der Achte früher rundweg abgeschlagen. Der Besitz ausgezeichneter Künstler stand an den Barockhöfen hoch im Kurse, und der Großherzog von Toskana war nicht wenig in Sorge, als sich die Rückkehr des von ihm nach Wien „ausgeliehenen" Sustermans über Erwarten verzögerte. Bernini aber war damals ohne Widerstreit die glänzendste Persönlichkeit des europäischen Kunstlebens, ein Universalgenie, zugleich Bildhauer, Baukünstler, Maler, Theaterdichter, dazu ein höchst beliebtes Mitglied der römischen Gesellschaft, und erst nach einem längeren diplomatischen Schriftwechsel, den man in Baldi-

nuccis Lebensbeschreibung nachlesen kann, erteilte Alexander der Siebente dem „Cavaliere" Urlaub. Dieser Einleitung entsprechend gestaltete sich seine Reise zu einem Triumphzuge; der Großherzog von Toskana und der Herzog von Savoyen sorgten für Berninis Geleit, an der Grenze Frankreichs und in jeder französischen Stadt wurde er amtlich empfangen, und einige Tagereisen vor Paris stieß zu ihm der persönliche Attaché, den der König ihm für seinen Aufenthalt in Paris beigab: Herr Paul Fréart, Sieur de Chantelou. Die Wahl dieser Persönlichkeit war sehr glücklich: Chantelou war in Rom ein überzeugter 'Anhänger und Bekenner der römischen Kunst geworden; durch sein lebendiges Kunstinteresse, seinen geraden und vornehmen Charakter, seine Gewandtheit im Umgange und seine Kenntnis des Italienischen (denn Bernini verstand nicht ein Wort Französisch) war er besonders geeignet, das Vertrauen des gefeierten Gastes zu gewinnen. Das gelang ihm denn auch um so leichter, als er Bernini die aufrichtigste Bewunderung entgegenbrachte; und aus dem vollen Gefühle der Bedeutung seines Besuches in Paris und dem Werte des nahen persönlichen Umganges mit ihm entschloß er sich, über seine Erlebnisse mit dem Cavaliere ein Tagebuch zu führen. Daß dies Tagebuch dann nicht in Druck gegeben wurde, hängt wohl mit Berninis Mißerfolg in Paris zusammen; erst in den Jahren 1877 bis 1885 hat es Lalanne in der „Gazette des Beaux Arts" veröffentlicht, und es ist als eine wirkliche Bereicherung unserer kunstgeschichtlichen Literatur mit Dank willkommen zu heißen, daß Rose jetzt Chantelous Aufzeichnungen in einer sorgsamen und geschickten Bearbeitung der deutschen Lesewelt zugänglich gemacht hat. Denn Wert und Interesse dieses in seiner Art einzigen Tagebuches sind bedeutend und weitgreifend. Von Tag zu Tag den Pariser Lebenslauf Berninis verfolgend, gibt Chantelou über den Fortgang seiner Arbeiten, über den Kampf um sein Louvre-Projekt, aber auch über die Unterhaltungen mit ihm einen fortlaufenden, genauen, intimen, in der Hauptsache durchaus wahrheitsgetreuen, wenngleich natürlich durch seine Überzeugungen gefärbten Bericht. Höchst lebendig tritt darin die Persönlichkeit des Cavaliere in die Erscheinung: das starke Selbstbewußtsein des souveränen Künstlers, das durch ernste Religiosität genährte Pathos seines Denkens und Empfindens, seine weltmännische Gewandtheit, sein reger, vielseitiger, oft blendender Geist, sein immer waches Mißtrauen und seine leicht zu weckende Empfindlichkeit. Man bereitete ihm die glänzendste Aufnahme, schmeichelte und huldigte ihm, bestaunte ihn als Sehenswürdigkeit, und seine Werkstatt wurde von vornehmen Besuchern nicht leer; aber von Anfang an sieht man ihn fremd und einsam in dieser Pariser Gesellschaft, die er denn übrigens auch sehr kritisch beobachtete und beurteilte, und deren Eitelkeit er durch seine Kritik wiederholt verletzte. Die Welt Berninis war nicht die Welt Ludwigs des Vierzehnten und seines Hofes, und Rose hat die Verschiedenheit in seiner feinen Einleitung zutreffend gekennzeichnet. In Bernini verkörperte sich die klassische Barockgesinnung: er war das souveräne geniale Individuum, hatte das höchste Gefühl von Würde und Ehre der Kunst und des Künstlers und erwartete und forderte ähnliche Stimmungen und Ideen von seinen Mäzenen und Auftraggebern. Ein Mann wie Urban der Achte erfüllte diese Voraussetzungen; der kluge Barberini-Papst hatte ganz wohl gewußt, warum er den Meister nicht nach Paris reisen ließ, er sagte damals: „che egli era fatto per Roma e che Roma era fatto per lui." Ludwig der Vierzehnte hatte persönlich kein Verhältnis zur Kunst und war im Zuge, sie mit Hilfe Colberts zu bürokratisieren, sie als Staatsfunktion zu organisieren. Die neubegründete Akademie war eine stramm geführte Staatsanstalt und die „Gobelins" eine großartige staatliche Organisation des Kunsthandwerks im Dienste des Staates, oder richtiger gesagt: in maiorem regis gloriam. In dieser Organisation war für das freie geniale Individuum kein Platz; da paßte der geschmeidige, stets brauchbare, nie durch Originalität verletzende Le Brun ganz anders hinein. Le Brun war der geborene Gegner Berninis; zu ihm stellten sich die gleichgesinnten französischen Künstler, vor allem Perrault, der Kritiker von Berninis Louvre-Plan, dem der hochgemute Italiener die Worte zu schmecken gab, daß er in künstlerischen Dingen nicht wert sei, ihm die Schuhriemen zu lösen. Es entwickelte sich ein stiller, bald ein öffentlicher Intrigenkampf, in dem Bernini unterlag — unterliegen mußte, weil der Absolutismus Ludwigs des Vierzehnten an Kunst und Künstler eben ganz andere Forderungen stellte, als Bernini erfüllen wollte und konnte. So blieb sein Louvre-Plan unausgeführt. Trotz der Orthodoxie, mit der Bernini die Kunstanschauungen des römischen Hochbarocks bekennt und vertritt, erscheint er in dieser Umgebung als der Freie, und es ist bezeichnend, daß er in der Vorlesung, die er den Herren von der Akademie hielt, diese bereits nachdrücklich auf Recht und Bedeutung der Kritik des Publikums hinwies, von der die Akademie gar nichts wissen wollte, und um deren Anspruch nicht lange darauf Roger de Piles hart hat mit ihr kämpfen müssen. So spiegelt sich in Chantelous Tagebuche der Kampf zweier Kunst- und Kulturzeitalter, geballt um die Person eines höchst geistvollen, mit Leben geladenen Künstlers, und von diesem Mittelpunkte aus empfangen die zahlreichen und fesselnden Mitteilungen über Persönlichkeit, Schaffen, Taten und

Meinungen des Cavaliere ein über das einzelne hinausreichendes Interesse. Der Leser folgt ihnen mit um so größerem Vergnügen, als es Rose gelungen ist, das manche Schwierigkeiten bietende Original geschmackvoll und glücklich zu verdeutschen.

Albert Dresdner.

Sozialismus. Von Robert Wilbrandt. 338 Seiten. Jena 1919, Eugen Diederichs.

Aller Sozialismus bleibt einseitig, da er die führende Bedeutung der Geistigkeit nicht auch durch Zubilligung materieller Vorteile anerkennt; und zwar ist, gerade wenn der Sozialismus die Grundantriebe menschlicher Entwicklung im Wirtschaftlichen sucht, unter Geistigkeit nicht etwa die stille Arbeit des Gelehrten und Künstlers zu verstehen, sondern die nach außen wirkende Genialität des Unternehmers, der Konjunkturen fruchtbar macht, sei es in eigenstem Interesse oder im Auftrage einer Organisation, die ihn zum Dank für den ihr eingebrachten Nutzen mit Macht und materieller Bevorzugung auszeichnet. Eine Arbeit für das allgemeine Wohl aus rein sozialistischer Hingabe bleibt allemal ein anzustrebendes Ideal, wird aber, praktisch durchgeführt, ein Widerspruch in sich, und zwar um so mehr, je größer die Sozietät ist, der er sich opfert, und die sein Opfer mißverstehen kann. Es ist und bleibt eine falsche Voraussetzung, daß die Häufung von Kapital unethisch wäre, weil sie mühelos auf Kosten von Hilfskräften geschieht. Gerade, daß dem Menschengeist beschieden ist, durch einen einzigen Funken die Masse anzutreiben, darauf sollten wir stolz sein, als auf das, was uns vor den Tieren auszeichnet. Unethisch wird freilich, wenn der Gewinn des Unternehmers in keinem Verhältnis zu der Ausbeutung steht, und wer möchte leugnen, daß hier von Unberufenen schwer gefehlt wird. Wer aber möchte sich vermessen, in der Unendlichkeit der Wertstufen, in die unsere Kulturarbeit sich eingliedert, den Maßstab zu finden, wo Recht zu Unrecht wird? Dieses Recht wird letzten Endes nur aus der Macht geschöpft werden können. Zurzeit liegt die Macht bei der Masse. Die Weltgeschichte lehrt den ewigen Wechsel der Gegensätze, und es wird der Sozialismus wieder individualistischen Anschauungen Platz machen müssen, wenn diese sich eingespielt haben, die ihnen gebührende Überlegenheit der Masse gegenüber zur Geltung zu bringen. Sozialismus als realpolitischer Versuch, verfahrene Verhältnisse auszugleichen, wird gerade der Gegenwart nur willkommen sein können. Sozialismns aber als religiöses Ideal, als das ein für allemal zu erstrebende Gültige, kann nur Verwirrung stiften. Denn religiöse Ideale leben von der Ewigkeit und nicht von der Zeitlichkeit. Wilbrandts Buch ist von religiöser Begeisterung getragen, denn seine Grundlehre ist der Glaube an die Veredelung der Volksseele. Sein Fehler ist, daß er internationale Probleme in nationalem Sinne lösen will, daß er den Veredelungsmöglichkeiten ein zeitliches Gesetz geben möchte, daß von jetzt ab die neue Epoche der Weltgeschichte beginnen soll, deren erster Schritt die Sozialisierung von Kohle und Brot sei. Gut, schafft ihr jetzigen Führer der Masse ein Staatswesen auf dieser Grundlage; ihr werdet dann vielleicht ein Gebilde schaffen können, das praktisch konsequent ist. Aber wird die ideelle Seite der Sache dann so aussehen, wie ihr sie euch erträumt habt? Wird die Masse ihre Seele entdecken? Werden die unternehmenden Geister sich sozialisieren lassen? Aber jedes Ideal wird nur denjenigen offenbar, „denen es vom Vater im Himmel gegeben ist". Was Wilbrandts Buch auch dem Gegner an Interesse abnötigt, ist die quellenmäßige Darstellung zeitgeschichtlicher Vorschläge zur Rettung unserer verzweifelten Lage und ihre weitgreifende theoretische Grundlegung. Wenn er die im kleinen Rahmen möglichen Sozialisierungsversuche uns als Wegweiser hinstellt, so bleibt er uns doch den Beweis schuldig, daß die vom einzelnen ins allgemeine durchzuführende Organisation wirklich ohne diktatorischen Zwang durchführbar ist. Und wenn er auch für seine Botschaft Glauben erwecken will, so wird doch die hinreißende Wärme des Stiles dem Lernenden gefährlich; der Praktiker aber kennt sie, denn wer möchte mit scharfen Waffen fechten, wo sich uns ein liebendes Herz enthüllt?

Wilhelm Böhm.

Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Von Hans Delbrück. Vierter Teil. Neuzeit. Berlin 1920, Georg Stilke.

Der Verfasser führt mit diesem Bande sein epochemachendes Werk über die Geschichte der Kriegskunst zu Ende, indem er es mit den napoleonischen Kriegen abschließen läßt, da die neueste Zeit von ihm bereits an anderen Stellen behandelt worden ist. Der vorliegende Band bringt in vier Büchern das Kriegswesen der Renaissance, das Zeitalter der Religionskriege, die Epoche der stehenden Heere und die Epoche der Volksheere. Von besonderem Interesse sind die Kapitel über die innere Verfassung der Söldnerheere, über Macchiavelli, Moritz von Oranien, Gustav Adolf und Cromwell. In der Epoche der stehenden Heere ist Frankreich, das diesen als Vor-

bild diente, und Brandenburg-Preußen naturgemäß der breiteste Raum zugemessen. Es war zu erwarten, daß der Verfasser seine Auffassung über die Doppelpoligkeit der Strategie in diesem Werk nachhaltig vertreten würde. Er tut es mit gewohnter Geistesschärfe, und es ist verdienstvoll, daß das Wesentliche, das der Streit, ob Friedrich der Große ein Anhänger der Niederwerfungsstrategie oder auch ein Ermattungsstratege gewesen sei, ein Streit, der nach des Verfassers Meinung noch immer nicht ausgetragen ist, hier nochmals zusammengefaßt wird. Der Generalstab — doch nicht nur dieser allein — hat seinerzeit den Gedanken, daß König Friedrich ein Ermattungsstratege gewesen sein soll, scharf zurückgewiesen. An sich mit Recht, mit Unrecht jedoch insofern, als dabei Friedrich dem Großen Auffassungen untergeschoben wurden, die historisch unhaltbar waren, denn er mußte mit seinen Ideen und seinen Taten natürlich innerhalb des Rahmens seiner Zeit bleiben. Er selbst hat das empfunden und sich häufig in diesem Sinne ausgesprochen. Insoweit ist offenbar Delbrück, der dem Generalstab eine irrtümliche Auffassung nachweisen zu müssen glaubte, im Recht. Das Ganze ist im Grunde ein Streit um Worte. Große Feldherren haben sich in ihrem Handeln niemals von wissenschaftlichen Grundsätzen leiten lassen, auch dann nicht, wenn sie solche für andere aufstellen zu müssen glaubten. Man soll sie daher mehr nach ihren Taten als nach ihren Worten beurteilen. Freilich gilt es hierbei zu beachten, daß, wie Clausewitz sagt, jede Zeit ihre eigenen Kriege hat. Daß dem so ist, hat uns neuerdings wieder der Weltkrieg bewiesen. Frhr. v. F.-L.

General Gérard und die Pfalz. Von Paul Jacquot, Major im Generalstab der französischen VIII. Armee. Herausgeber Dr. Ritter-Mannheim. Berlin, Julius Springer.

Der rein militärische Geist ist wahrlich kein spezifisch preußisches Gewächs, die Bedingtheit seiner Reichweite und sein Versagen, sobald er den Boden seines Handwerks verläßt, ist hüben wie drüben gleich groß. Der französische Generalstabsmajor Jacquot glaubte unzweifelhaft, in majorem patriae gloriam, insonderheit seines Chefs, des Generals Gérard, zu schreiben, als er seine Schrift über die Franzosen in der Pfalz herausgab. Nun ist sein Buch von der Zensur verboten, er selbst vors Kriegsgericht gestellt. Wir aber sind ihm zu größtem Dank verpflichtet, denn in seiner kindlichen Psychologie hat er hemmungslos die Fäden der französischen Politik bloßgelegt, die trotz aller Ableugnungen auf nichts anderes als auf die Annexion der Pfalz hinauslief. Die Gefahr war groß, denn die Regie war von beachtenswerter Geschicklichkeit, und der Verräter waren nicht wenige. Das Buch sollte in Deutschland so viele Leser wie möglich finden. Denn einmal ist die Gefahr noch lange nicht beschworen, und andererseits ist es selbstverständliche Pflicht, unseren Volksgenossen in ihrem schweren Kampf wenigstens alle moralische und geistige Hilfe zu leisten, da unsere Hände so schmachvoll gebunden sind. Sie sollen wissen, daß unsere Herzen stündlich mit ihren heißesten Wünschen in aller Kraft bei ihnen sind. Das Band, das uns verbindet, kann keine brutale Gewalt, von wo immer sie komme, zerreißen. Die Verräter werden wir nicht vergessen, aber mit tiefer Dankbarkeit seien hier die Namen derer genannt, die unter schweren Leiden, ja mit ihrem Blut den Kampf fur ihr Deutschtum führten: Dr. von Winterstein, Dr. Ritter, die Vertreter aller Parteien, einschließlich der U. S. P.: Burger, Osterheld, Hofmann, Körner, Profit, Baum und mit ihnen Tausende von Männern und Frauen aller Berufskreise. Deutsche Pfalz, Gott erhalte sie beim Reiche! D. R.

Riga. Von Dr. Richard Pohle. Herausgegeben vom Institut für Meereskunde an der Universität Berlin.

Wir befinden uns in Deutschland gegenwärtig im dumpfen und beengten Dunstkreis einer politischen Resignation, die uns im bitteren Kampfe ums Dasein voraussichtlich auf längere Zeit den Verzicht auf alle weitergreifenden Pläne und Wünsche aufgezwungen hat. Trotzdem müssen wir den Mut nicht sinken lassen, unsere stolze Vergangenheit nicht vergessen, und vor allem unverrückt jede handelspolitische Entwicklungsmöglichkeit im Auge behalten, die dem wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutschlands dienlich sein kann. Deshalb dürfen wir die alte deutsche Hansestadt an der Düna, die seit 1917 viermal den Herrn gewechselt hat, auch heute nicht vergessen, deshalb erscheint die Schrift Dr. Pohles, der die Aufmerksamkeit wieder auf Riga und seine weltwirtschaftliche Bedeutung zu lenken sucht, auch heute noch durchaus zeitgemäß. Die Metropole des Baltikums, die 1913 schon mehr als 514000 Einwohner zählte, hatte sich durch ihre günstige geographische Lage und die germanische Tüchtigkeit ihrer Bürger bis 1914 zu einem Handelsemporium und Industriezentrum entwickelt, das eine gewaltige Rolle im weltwirtschaftlichen Verkehr spielte, durch ihre historische Entwicklung ist sie aber für alle Zeiten zu einem der herrlichsten Denkmäler deutscher Kolonisation und Kulturarbeit geworden. — Recht eingehend erörtert der Verfasser die physikalisch-geographischen Ver-

hältnisse, die am Dünastrom das blühende deutsche Gemeinwesen erstehen ließen. Mit großem Scharfblick wählte Bischof Albert von Bremen im Jahre 1201 den Platz zur Gründung der Stadt, so daß der von ihm am rechten Ufer des Stromes angelegte Marktplatz zum Schnittpunkt der wichtigsten Land- und Wasserwege zwischen dem Baltikum, Rußland, Litauen und Preußen wurde. Von hier aus ging dann die Eroberung Livlands durch den Deutschen Orden vor sich, die Gustav Freytag als die größte Tat der Deutschen im dreizehnten Jahrhundert preist. Und auffallend rasch vollzog sich die Besiedelung Rigas, denn schon in den ersten Jahrzehnten wurden hier mehr als 1200 deutsche Bürger gezählt, die rund 100 niederdeutschen Städten entstammten, während 48 Namen auf Zuzügler aus Schweden und Dänemark hinweisen. Auf diesem Fundament lebendiger deutscher Volkskraft entwickelte sich die stolze Stadt, als ein Lebensbedürfnis für alle Anrainer der Ostsee. — Die geographischen und kulturellen Wandlungen der Stadt im Lauf der Jahrhunderte werden vom Verfasser durch ein reichhaltiges statistisches Material veranschaulicht, wobei für die neuere Zeit besonders der mächtig aufblühende Handel und die Industrie berücksichtigt werden; die letztere hat erst, seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts beginnend, in den zwei letzten Jahrzehnten vor dem Kriege einen bedeutenden Aufschwung genommen. Ob Riga jemals wieder so deutsch werden wird, wie zu den Zeiten, als Herder und Hamann, als Richard Wagner, Karl von Holtei und Konradin Kreutzer hier lebten, wirkten und sich heimisch fühlten, können wir heute nicht wissen. Aber die große Bedeutung der Dünastadt für Deutschland und den Welthandel liegt darin, daß sie das Haupttor der Baltischen Pforte darstellt, die von Libau bis Petersburg reicht und 1913 mit 40,1 Prozent der Ausfuhr und 47,3 Prozent der Einfuhr am Gesamthandel Rußlands beteiligt war. Freilich — unendlich viel ist hier durch den Krieg und die Greuel der Revolution zerstört worden, unendlich vieles muß hier wieder aufgebaut werden. Wie weit das gelingen wird, läßt sich zurzeit noch nicht absehen. Aber die baltischen Deutschen lassen bekanntlich, wie ihre wechselvolle Geschichte zeigt, auch in den schwersten Zeiten den Mut nicht sinken. So schließt auch der Verfasser seine anregende Studie mit den stolzen Worten: „Stürzt zerbrochen diese Welt zusammen, aufrecht treffen uns Deutsche die Trümmer." Hermann von Rosen.

Dantes Göttliche Komödie. In deutschen Stanzen frei bearbeitet. Von Paul Pochhammer. Zweite Auflage. Leipzig 1920, B. G. Teubner.

Während des Krieges und bis jetzt sind die Werke des verdienstvollen „Dante-Rhapsoden", wie er einst von Ernst von Wildenbruch genannt wurde, in immer steigender Anzahl im deutschen Volke verbreitet worden, nachdem sie schon früher mit wachsender Begeisterung aufgenommen worden waren. So war denn am Schlusse des vergangenen Jahres außer den drei großen Ausgaben des „ewigen Menschheitsgedichts" eine zweite Auflage des sogenannten „Klein-Dante", von Margarete Pochhammer herausgegeben und mit einem kurzen Vorwort versehen, nötig geworden. Dieser hat jetzt schon nach sechs Monaten eine dritte folgen müssen. Das ist ein schönes Zeichen für unser deutsches Volk! Ist damit doch einmal wieder der Beweis geliefert, daß der Idealismus noch nicht erloschen ist, daß die Verinnerlichung des Geistes und der Seele immer weiter um sich greift. So darf es denn auch hier lauten: „Wir heißen euch hoffen!" Um dem Ausdrucke des Originals immer mehr zu entsprechen, sind verschiedene Verbesserungen bemerkbar, so im funften, die Liebe Franziskas und Paolos behandelnden Höllengesange, dann im elften Gesange ebenda, wo „Gewalt und Trug" sich dem Dante und seinem Begleiter entgegenstellen — nebenbei ein herrlicher, gerade in unserer Zeit so recht zu beachtender Teil —: hier ist der Absicht Dantes entsprechend zum Ausdruck gebracht, daß in der Hölle jede Reue fruchtlos ist (Inf III v. 43: senza prò si pènta). Im dreizehnten Höllengesange (Dante bei den Selbstmördern) hat eine ganze Stanze, die siebente, neu gegeben werden müssen. Diese Änderungen waren alle von Pochhammer vor seinem Hinscheiden selbst noch vorgemerkt worden. Im übrigen sind die hochpoetischen Schönheiten der früheren Ausgaben der „Göttlichen Komödie" voll gewahrt, und es kann jedem, der für Poesie, noch dazu mit so tiefem Gehalt getränkt, Sinn und Verständnis hat, nur dringend geraten werden, sich in diesen „Klein-Dante" zu versenken. Das ausgezeichnet ausgestattete, ungemein handliche Bändchen ist mit einigen Zeichnungen von Franz Staffen und mit Skizzen und „Rückblicken" versehen und führt hiermit tiefer in den Sinn und Werdegang dieser „Idealdichtung" ein.

„Geht meinen Weg, so oft, wie ich, ihr bangt!
Träumt meinen Traum, wenn ihr nach Glück verlangt!"

so hat Pochhammer immer wieder gesagt, wenn er auf das „erhabene Gedicht" und damit auf einen Weg zum Glück hinwies. Mit um so größerer Freude darf ich die Blicke gerade auch auf diesen „Klein-Dante" lenken, als ich es war, der dessen Verfasser seinerzeit die Anregung zu der kleinen handlichen Ausgabe entgegenbrachte.

Hugo Elbertzhagen.

Spätrömische Charakterbilder. Von Th. Birt. Leipzig, Quelle und Meyer.

Birts neue Geschichtsblätter haben alle Vorzüge seiner farbig funkelnden Römischen Charakterköpfe. Ja, da das Gebiet weitaus unberührter ist, wird die Ausbeute uns vielleicht noch wertvoller erscheinen. Wieder erfreut sein selbständiges, gerechtes Urteil, die feinfühlende Verknüpfung der großen weltgeschichtlichen Linien mit dem Einzelfall des hervorragenden Menschen, der Sinn für die lebenverleihende Bedeutung der kleinen Züge. Wir sehen die Tochter des reichen und mächtigen Hohenpriesters des Baals zu Emesa am Libanon, die römische Kaiserin Julia Domna. Alle griechische Bildung stand ihr zu Gebote, sie war Freundin der Philosophen und, neuen religiösen Erweckungen nachgehend, eine ehrgeizige und befähigte Herrschernatur. Wie und warum das Christentum Staatsreligion wurde, wird recht anders, als die frühe Geschichte es darstellen möchte, auseinandergesetzt. Pittoresk die Schilderung des Konzils von Nicäa, der noch heidnische, sprunghaft auftretende Kaiser Konstantin, die unterwürfigen, sich gegenseitig anschwärzenden Bischöfe. Interessant die ernstsittlichen Bestrebungen der zersplitterten, langsam erliegenden Heidenwelt, der Sieg der einheitlich und geschlossen vorgehenden christlichen Kirche. Birt betont den tiefen Einfluß der in vorbildlicher Reinheit lebenden Christen der ersten Jahrhunderte; auf Augustinus Bezug nehmend, bringt er das schöne Wort: „Das ist die Mystik des Frommseins, die alle Größten bezwungen hat; sich bergen in Gott." Fein zergliedert er die berühmten Kirchenpriester. „Ist Ambrosius der Diplomat der Kirche, so war Hieronymus der geniale Journalist und Philologe, Augustin der Philosoph und Dogmatiker." Stilicho tritt uns entgegen; hochgebildeter vandalischer Offizier, am Hof des großen Theodosius verwöhnt, Tiger in Persien jagend, die Herzen der jungen Perserinnen brechend. Er war hochgewachsen, klug und wortkarg, Freund des Dichters Claudian, Gatte der Kaisertochter Serena. Zur Tragik wurde ihm sein, dem sterbenden Kaiser gegebenes Treuwort, für dessen unfähige junge Söhne einzustehen. Er geriet in Konflikte, wurde der „Wallenstein jener wilden Zeiten", wurde schließlich als Rebell enthauptet. Malerisch die Andeutungen über Attilas Hof. Der König bewohnt ein Blockhaus mit hohen Holztürmen. „Einreitend wird er von Ehrenjungfrauen mit Gesang empfangen. Die Mädchen halten dabei Schleiertücher über sich hoch, so daß immer sieben unter einem solchen Schleier einherschreiten. Der König ist hungrig, sitzt aber nicht ab, sondern speist hoch zu Roß; seine Mannen müssen einen Tisch so lange hochhalten, bis er satt ist ... Ein Herrschergenie erster Größe ..." Mit eingehender Wärme wird Theoderich geschildert. Vor dem Beginn der Schlacht schmückte ihn seine Mutter und seine Schwester eigenhändig, so wollte er es haben: „Geschmückter will ich im Kampf sein als beim Fest. Wer mich am Draufgehen nicht erkennt, erkenne mich am Glanz der Waffen." Als gereifter Mann sagte er: „Laßt die Kriege ruhen, wir wollen Frieden halten, sichern wir ihn durch einen allgemeinen Völkerbund." Das klingt so vertraut wie Höchstpreise, welche von Diokletian und auch von Julian, ohne viel Erfolg, eingeführt wurden."

Marie von Bunsen.

Ernte. Jahrbücher der Halbmonatsschrift „Das literarische Echo", herausgegeben von Ernst Heilborn. Erster Band, 1919. Berlin, Egon Fleischel und Co.

Seit bald einem Vierteljahrhundert erfreuen wir uns der fast unentbehrlich gewordenen Zeitschrift „Das literarische Echo". Sie ist eine Sammelstätte und begleitet, wesentlich buchend und referierend, die literarische Produktion der Jahre. Objektiv und tendenzlos läßt sie ihre Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte; als rechtes „Echo" läßt sie das Gute wie das Schlechte, das Starke, Bleibende wie das rasch Verfallende, Einmalige an das Ohr des Tages klingen. Gerade durch diese Sachlichkeit bildet sie ein wertvolles Repertorium für den künftigen Historiker der Literatur und leistet ihm ähnliche nützliche Vorarbeit wie die Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte. Jetzt stellt der Herausgeber den dicken Jahrgängen der Zeitschrift ein schmales Jahrbuch an die Seite, das die Fülle der Gesichte ordnet und sondert, das Wesentliche und Unwesentliche scheidet und unter höheren ästhetisch-historischen Gesichtspunkten eine vereinfachende Auswahl vornimmt. Die „Ernte" will, wie schon der symbolische Titel andeutet, nur den von der Spreu befreiten Weizen in die Scheuern bergen. Sie erlaubt uns, den wirklichen literarischen Reinertrag eines Jahres rasch und sicher zu überschauen. Sie beschränkt sich auf das voraussichtlich Dauernde oder doch für die Zeit besonders Charakteristische und zieht die hauptsächlichsten Richtlinien nach, die im Gewirr des massenhaften Durcheinander dem ungeschulten Blick leicht verloren gehen. Das Publikum der „Ernte" soll ein größeres, allgemeineres sein als das des „Echos", sie wendet sich nicht sowohl an den sammelnden und kritisierenden Fachmann als an den mit Verstand genießenden Leser. Die große Sparsamkeit in der Auswahl und Aufnahme ist ein besonderer Vorzug der „Ernte". Sie arbeitet nicht mit Schlagworten im Telegrammstil, um möglichst vielerlei auf knappem Raum zu häufen,

sondern bringt Wesentliches in geschmackvoller Darstellung. Wir finden in dem vorliegenden ersten Bande zunächst eine Anzahl „Echo"-Essays, die es mit hervorragenden Einzelerscheinungen, Persönlichkeiten und Richtungen der schönen Literatur und Literaturwissenschaft des abgelaufenen Jahres zu tun haben, ferner zusammenfassende Berichte über die wichtigsten Neuheiten der deutschen und daneben auch der englischen, französischen und italienischen Literatur, dazu eine bibliophile Chronik, eine Übersicht über die derzeitige Lage des Büchermarktes, eine Fülle persönlicher und sachlicher Literaturnachrichten, ein Verzeichnis der Uraufführungen usw. Ein Namen- und Sachregister erleichtert die Benutzung des Buches, dem wir gute Aufnahme und guten Fortgang wünschen. Harry Mayne.

Griechische Menschen. Von J. Geffcken. Leipzig, Quelle und Meyer.

Ein ebenso angenehmes als vornehmes Buch. Geffcken schildert die allmähliche Entdeckung des Menschen, das allzeit gültige Verdienst der Griechen, welche bereits vor Jahrtausenden die Frage „wie ist der Mensch" und „wie soll er sein" in vorbildlicher Weise lösten. Nur die Kenntnisse der allgemein gebildeten Leser werden vorausgesetzt, und nach dem schrankenlosen Selbstgefühl so mancher Neuer, die, was sie verkünden, einzig und allein erkannten, erfreut die Bescheidenheit, mit welcher der Verfasser Wilamowitz, Bruns, Ed. Schwarz und andere anführt, auf sie hinweist. Gern folgt man seiner feinfühligen Darlegung; noch mehr, noch Ausführlicheres wäre uns willkommen gewesen. Anschaulich ist seine Schilderung des Thukydides, diese Paarung des sophistischen Geistes mit dem sittlichen Empfinden des echten Attikers; tiefe Kenntnis der menschlichen Natur, dabei einer, der nie moralisiert, sondern nur feststellt. Fesselnd ist sein Bild der hellenistischen Zeit. „Ein Wirbelsturm durchfegte die ganze Zeit; Reiche erstanden und versanken, stolze Könige von gestern waren heute heimatlose Flüchtlinge; wer noch eben seinen Feind auf Leben und Tod bekämpft hatte, war gleich danach sein bester Freund. Der Gatten- und Verwandtenmord durchraste die Paläste; die Königshallen durchschlich der Ehebruch, Bruder und Schwester lebten in offener Ehe, die von Hofdichtern gefeiert war; hohes Lob ward einer Berenike zu teil, die ihren Bräutigam, da er Buhlschaft mit ihrer Mutter trieb, ermordete. Denn in diesen Zeiten spielen nun auch die Frauen eine bevorzugte Rolle. Einem Weibe zuliebe entsagte der alte König Ptolemäus; drei spartanische Königinnen gehen für die Sache ihres Vaterlandes in den Tod. Die Persönlichkeit gewinnt unermeßliche Bedeutung, dagegen sind die Völker, die Untertanen ausgeschaltet. In dieser Zeit entsteht die griechische Biographie im eigentlichen Sinn! Endlich der Untergang der Griechenwelt, das Anbrechen der orientalischen Religiosität. „Der Individualismus erstirbt allmählich, das religiöse Massenbewußtsein wird zur alles beherrschenden Macht." M. v. B.

Die Seelen der Völker. Ihre Eigenarten und Bedeutung im Völkerleben. Ideen zu einer Völkerpsychologie von Dr. Elias Hurwicz. Gotha 1920, Friedrich Andreas Perthes.

Die schon von Herder und Hegel begründete ethnographische Seelenforschung ist bis heute noch ein recht unfertiger Bau geblieben, zu dem die Psychologen, Ethnographen und Anthropologen die Bausteine bisher mehr oder weniger systemlos zusammengetragen haben. Mit seinem wohlgelungenen Versuch, für dieses überaus schwierige und verwickelte Gebiet eine streng wissenschaftliche Methodik und Systematik aufzustellen, hat deshalb Elias Hurwicz eine vielfach wohl schmerzlich empfundene Lücke ausgefüllt. Durch seine unvoreingenommene, streng sachliche Darstellung hat er sich nicht allein ein großes wissenschaftliches, sondern auch ein allgemein-menschliches Verdienst erworben, heute nach dem Weltkriege, in dem haßerfüllte Leidenschaft den klaren Blick für die geistige Eigenart der feindlichen Nachbarvölker meist so vollständig trübte. — Der erste Abschnitt bietet zunächst eine kurz gefaßte Übersicht über die Entwicklungsgeschichte und Literatur der Völkerpsychologie, die durch den Einfluß des Weltkrieges noch eine wesentliche Anregung und Bereicherung erfahren hat. Der Autor definiert seine Auffassung der Völkerseelenkunde, im Gegensatz zu der mehr ethnologisch gerichteten von Steinthal, Lazarus und Wundt, als Kollektiv- und Differentialpsychologie. Die Existenzberechtigung einer solchen, in erster Linie die seelischen Unterschiede der Völker betonenden, Wissenschaft wird von ihm überzeugend nachgewiesen, namentlich auch durch das national-psychologisch Gemeinsame in entgegengesetzten Volkskreisen, sowie durch die graduellen Unterschiede des Allgemein-Menschlichen, die sich im „Volksgeist" und im „Volkscharakter" manifestieren. Im zweiten Abschnitt werden alle äußeren und inneren Faktoren erörtert, die für die Entwicklung der Volkspsyche in Frage kommen, die physikalisch-geographischen Einflüsse, der psychophysische Volkstypus, die affektive Beschaffenheit, die historischen und kulturellen Schicksale, die Tradition, die Erziehung, die soziale Suggestion und Imitation. Bei

der Bewertung dieser Faktoren geht der Verfasser mit der größten kritischen Umsicht und Sorgfalt zu Werke. So hat er gewiß recht, wenn er — abgesehen von der unleugbaren Einwirkung des Klimas auf die affektive Beschaffenheit — den vielfach sehr überschätzten geographischen Einflüssen eine nur untergeordnete Rolle zuerkennt. Mit Recht weist er hier auf die Chinesen und Inder hin, die seit Jahrtausenden am Meere leben und doch keine Seefahrer geworden sind. (Ganz ebenso wie die alten keltischen Briten, obschon sie auf einer Insel lebten. Der Ref.) Dagegen wird die sehr nachhaltige Wirkung der historischen Erlebnisgemeinschaft an dem klassischen Beispiel des Judentums mit seiner unlöslichen Verquickung von Volksgeist und Volksgeschichte eingehend erläutert. — Ein besonderes Kapitel ist den „geistigen Dispositionen" der Völker gewidmet, dem tief in der Rasse wurzelnden Naturell, das sich aus den vorgenannten Faktoren in keiner Weise ableiten läßt, aber bei der Bildung des nationalen Typus, des eigentlichen „Volksgenius", doch wohl eine ausschlaggebende Rolle spielt. Außerdem kommt hierbei die am Schlusse dieses Abschnittes besprochene, ungemein verschlungene, synthetische Wechselwirkung der vorhin analysierten volkspsychologischen Faktoren in Betracht. Die beiden Kapitel über die affektive Beschaffenheit und die geistigen Dispositionen der Völker bieten durch die zahlreichen Beispiele, die den Zusammenhang der Völkerpsychologie mit dem wirklichen Leben erweisen, eine Fülle von Anregung. Deutsche, französische, englische und amerikanische Psychologen läßt der Autor hier zu Worte kommen, um dem Leser ein möglichst vollständiges Bild von der Volkspsyche der großen europäischen Nationen zu bieten. — Der letzte Abschnitt behandelt die Erkenntnismethoden der Völkerpsychologie, die Statistik, die geistespsychologischen Methoden, die sich auf Recht, Sprache, Wissenschaft, Dichtung und Kunst beziehen, und zum Schluß die ganz unerläßliche intuitive Methode. Die letztere, als synthetische Erkenntnis, setzt freilich eine besondere subjektive Begabung voraus, wie sie in hervorragendem Grade bei Herder, Hegel und Viktor von Hehn zu finden war. — Das gediegene, in methodologischer Beziehung vielleicht epochemachende Buch von Hurwicz ist ersichtlich mit viel Lust und Liebe gearbeitet worden; wir dürfen deshalb hoffen, daß aus seiner Feder noch weitere Arbeiten auf diesem interessanten Forschungsgebiete hervorgehen werden. Hermann von Rosen.

Geschichte der deutschen Burschenschaft. Von Paul Wentzcke. Band I: Vor- und Frühzeit bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Band VI der Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Im Jahre 1910 konnte Herman Haupt im Auftrage der burschenschaftlichen historischen Kommission den ersten Band der „Quellen und Darstellungen" herausbringen; sie sollten „eine wissenschaftliche Gesamtdarstellung des bald ein Jahrhundert erfüllenden Werdeganges der deutschen Burschenschaft vorbereiten" helfen und haben in vorbildlicher Weise diesen Zweck erfüllt. Es war beabsichtigt, diesen ersten Band der Geschichte der deutschen Burschenschaft zum 12. Juni 1915, dem hundertjährigen Gedenktage der Gründung der Jenaischen Burschenschaft, erscheinen zu lassen. Kurz vor Beginn des Weltkrieges wurde sein Manuskript fertiggestellt. Mitten in unserem Zusammenbruche ist es veröffentlicht als eine ernste Mahnung an die deutsch-akademische Welt der Gegenwart, daß Staatsgesinnung und Nationalbewußtsein zum vollen und wahren Menschentum gehören. Vor kurzem ist von neuem das Problem aufgeworfen worden, ob die ursprüngliche burschenschaftliche Bewegung revolutionären oder reformatorischen Charakter getragen habe. Wentzcke bringt die Frage zur Entscheidung: Die Urburschenschaft wollte keine Neubildung der akademischen Gemeinschaftsformen, sondern eine bewußte reformatorische Weiterbildung. Sie war eine sittlich-nationale Jugendbewegung, die es unternahm, der überlieferten, vielfach umgewandelten studentischen Gemeinschaftsform einen neuen Inhalt zu geben, durch ihre Einstellung in den Dienst des ganzen Volkes der nationalen Einheitsbewegung zur Freiheit und Selbständigkeit zu verhelfen. Noch nicht gelöst erscheint das Problem, wie weit die ursprüngliche Burschenschaft religiös orientiert war, das heißt, ob der Religion in dem individuellen und gemeinschaftlichen Leben ein besonderer methodischer Ort eingeräumt wurde oder ob sie im Grunde doch nur eine Steigerung des Nationalbewußtseins bedeutete. Hier werden noch Spezialuntersuchungen einzusetzen haben. Aber: so einheitlich in ihren letzten Zielen die sittlich-nationale Jugendbewegung als Frucht der Jahre der Erniedrigung und Erhebung war, wie verschieden gestalteten sich die Grundlagen, auf die sie sich an den einzelnen deutschen Universitäten aufbaute, wie weit gingen die Wege auseinander, die die Burschenschaften von ihnen bis zu diesem Ziele durchmessen haben. Den inneren Reichtum und die Mannigfaltigkeit dieser Strömungen mit sicherer Ruhe und Beherrschung des gesamten Materials zur Darstellung gebracht zu haben, ist das große wissenschaftliche Verdienst des Verfassers. So wird die Geschichte der deutschen Burschenschaft in jenen Jahren ein Stück deutscher

Kulturgeschichte in umfassendstem Sinne; sie sollte dem akademischen Geschlechte der Gegenwart ein Zeichen sein, an der Schaffensfreudigkeit für die Einheit unseres Volkes und Vaterlandes sich nicht irre machen zu lassen. Das ist heute wie damals die nächste und darum die sittliche Aufgabe, die unsere akademische Jugend zu leisten hat.

E. Müsebeck.

Die französische Revolution von 1789. Eine Mahnung an die Gegenwart. Von H. W. Hollen. Berlin 1919, Ullstein und Co.

Diese Schrift ist eine geschickte Zusammenstellung der Hauptereignisse und -persönlichkeiten der französischen Revolution, die an der Hand Taines, Carlyles, Sybels und Onckens anschaulich vorgeführt werden. Sie will lehren, wie man es beim Neuaufbau des deutschen Staates nicht machen dürfe, und gipfelt in der Überzeugung: für Arbeit, Ordnung und Recht, gegen den Terror der Minderheit, gegen den Bolschewismus und die Anarchie! Den Schluß bildet ein kurzer Appell an die Nationalversammlung, der mit den Worten H. v Gagerns (19. Mai 1848) die Forderung der Einheit und Einigkeit stellt. Trotz des ausgesprochenen Willens zu möglichster Objektivität hat der negativ-methodische Endzweck eine solche Auswahl und Hervorhebung der Einzelheiten bedingt, daß die positiven Seiten und Ergebnisse jenes Umsturzes und seiner geistigen Urheber nicht zur Geltung gelangen; zu solcher Würdigung müßte, abgesehen von berühmten Theoretikern wie Kant und Fichte, vor allem auf den großen Praktiker preußischen Wiederaufbaus, den Freiherrn von und zum Stein, hingewiesen werden, dessen Reformen ohne Aufnahme und Verwertung jener umgestaltenden Gedanken nicht gedacht werden können.

Franz Marschner.

Zwischen Morgen und Übermorgen. Zeichnungen und Aufzeichnungen. Von Franz Nitsche. Mit 12 Tafeln. Zweite Druckschrift der Kalltal-Gemeinschaft. Jena 1919, Eugen Diederichs.

Der Krieg als aufgezwungenes Erlebnis und die Verzweiflung des Lyrikers, daß Empfänglichkeit für den Augenblick in nicht endenwollende Einförmigkeit zerdehnt wird, — kärgliche Gelegenheit zur Flucht in die tröstende Natur, — „Es mordet Mensch, wo Blumen, Bäume leben, lieben!“ — das alles formt Nitsche so ursprünglich, — eigentlich als briefliche Ergüsse an die Freunde, daß wir schon jetzt genießen dürfen, wo wir noch längst nicht mit uns selbst im reinen sind. Wird denn der Weltkrieg nur als Niederbruch in unsere Literatur eingehen? So bannt uns Nitsche auch mit seinen Zeichnungen, als ob wir das Feldgrau und die Zerstörung nie anders als in diesen herben Linien sehen dürften. Aber es ist das Vorrecht des Lyrikers und eine Probe seiner Kraft, daß er ins Selbst untertauchen darf in einer einzelnen Stimmung, die im dramatischen Zusammenhang des ganzen Lebens nur Kontrastwirkung beanspruchen kann.

Wilhelm Böhm.

Aus dem Leben eines Generalkonsuls. Von F. von Wantoch Rekowski. Stuttgart 1919, Deutsche Verlagsanstalt.

Eine vortreffliche Familienchronik, wie eine jede Familie sie sich wünschen könnte. Eingehend werden die Erlebnisse, die Eindrücke des Ahnherrn geschildert, sie werden durch Dokumente erhärtet. Gern werden die Nachfahren die warmherzigen, schön empfundenen Familienbriefe lesen, sich all die vielen Umzugsnöte, all die zahlreichen Kinderkrankheiten vergegenwärtigen, sich an den patriotischen Ansprachen bei Festlichkeiten der deutschen Kolonien im Ausland, an den Tischkarten und Gästelisten bei Hoftafeln erfreuen. Dem außenstehenden Leser werden jedoch trotz aller Sympathie für den Verfasser, zwei Drittel des stattlichen Werkes belanglos erscheinen. — Ein schlankes Bändchen hätte manches Unterhaltende und Wissenswerte gebracht. Die mannigfaltige Tätigkeit eines Konsuls wird aufgerollt, es finden sich treffende Bemerkungen über Italien, über unsere Beziehungen zu diesem Land. Herr von Rekowski schildert das Alltagsleben auf der Kaiserjacht „Hohenzollern“, die vielen Kaiserbesuche, allerdings nur mit rosenroter Billigung, manches nicht Unwichtige hätte gerade er hierüber vorbringen können. Hübsche kleine Notizen beleben die Seiten. Einem neapolitanischen Professor gelangen Einbalsamierungen auf das glänzendste. In einem Glassarg war im Friedhof ein wohlerhaltener Herr im Frack mit zahllosen exotischen Orden zu sehen; diese hatte der Verstorbene geliebt; so hefteten seine Angehörigen an jedem Allerseelentag einen neuen Orden an seine Brust. Durchgebrannte deutsche Schulknaben wollten sich nach unseren Kolonien zur Elefantenjagd einschiffen, wurden in Neapel festgehalten; ihre wohlerwogene Ausrüstung bestand aus drei Revolvern, drei Dolchen, sechs neuen Schlipsen, Insektenpulver und Schokolade.

v. B.

Verschiedenes[1])

Auguste Hauschner spricht ihre eigene Sprache, hat ihre eigenen Farben, ihren eigenen Ton, lebt in ihrer eigenen Welt und gestaltet als Frau erstaunlich kompakt. Sie hat Geschmack und Kultur, Form und Ausdrucksvermögen, und um ihres Temperamentes willen soll ihr verziehen werden, wenn sie manchmal wider ihren inneren Willen bombastischer Pracht huldigt und die Welt auf goldenen Krücken tanzen lassen will. Ihre Dichtung wirkt bei gefestigtem Umriß und plastischer Wirkung der Menschen stärker in der Eigenart ihres knappen, kämpferischen, resoluten Ausdrucks als im Gehalt. Als geschickte Erzählerin schürt sie auf jedem Blatt ihrer Dichtung und sucht zu spannen, ohne eine sichere, befriedigende Entspannung zu geben, bis es endlich zum bekannten und bequemen Gipfel kommt: „da kam der Krieg —" nun wäre ja nichts gegen diese Führung der Handlung einzuwenden. Auguste Hauschner hat hundert Seiten lang das idyllische Treiben einer Siedelung geschildert, die nach genossenschaftlichen Grundsätzen lebt. Es wäre sehr dankbar, nun die Wirkung des Kriegsausbruches auf solche Gemüter zu schildern. Aber hier gerade versagt die Dichterin. Sie macht es sich sehr leicht. — Das Buch hat sonst wirklich viel Erfreuliches. Es steckt Kraft darin, die sich beherrscht und Gutes will. Gefühlen wird der rechte Name gegeben. Wälle von Zweifeln und Bedenken werden übersprungen. Landschaftsschilderungen wirken gar nicht wie „Heimatkunst", sondern sind erlebte Stücke einer schöpferischen Natur, man wittert den Geruch frisch gepflügter Erde am frühen Morgen, streift über Stoppelfelder und am Wasser entlang, der Hochsommer fiebert in überreifen, schweren Weizenfeldern, Erinnerungen einer wirklich seligen Jugend steigen hoch und finden ein dankbares Herz.

Die wahllos zusammengeführte Gesellschaft eines Eisenbahnzuges, der auf der Strecke liegen bleiben muß, übernachtet in einer Bauernhütte und beginnt zum Zeitvertreib einen Reigen von Geschichten, die „Nachtgespräche", zu flechten, in dem alle Volksschichten, alle Stimmungen, alle Daseinskonflikte zu Worte kommen, und immer wieder unmittelbares Menschentum berührt wird. Dieser Einfall war gut und entspringt jenem innersten Gemeinschaftsgefühl, welches die Seele von Auguste Hauschner schön und stark durchdringt. Menschen zusammenzuführen, sich aussprechen zu lassen, Brücken zu bauen — das waren Momente, welche dem sozialen Empfinden einer rechtlichen, hilfsbereiten, beherrschten und wachen Frau gelegen kamen. Man wird zugeben, daß sich in diesen Novellen offenes, lauteres Empfinden verrät, daß Kontraste des Lebens wie der Volksschichten fein getroffen sind, und daß eine Frau wie selbstverständlich Solidaritätsgefühl für ihre Geschlechtsgenossinnen herzhaft bewahrt. Aber daß diese Novellen auch zuweilen etwas zu leicht befunden werden, darf man nicht verschweigen.

Vor einigen Jahren „stürmte" Annemarie von Nathusius gegen ihre Sippe, heute rechnet sie mit den Bürgern ab und mit der ganzen Kultur des Abendlandes, nicht etwa weil sie Kommunistin geworden wäre, sondern weil es der „Eros" will Sie ist eine begabte Dilettantin von großer Bildung und mänadenhafter Triebkraft. Sie soll für ihre Offenheit bedankt sein; es soll ihr angerechnet werden, daß sie Mut besitzt und etwas wagt; aber es kommt nicht nur darauf an, einen eigenen Willen zu haben, sondern vielmehr in die Tiefe zu gehen, Neigungen, Triebe, Regungen, Wallungen in allen Feinheiten zu ergründen. Jetzt durchrast sie ein ganzes Buch ohne Aufenthalt, aber auch ohne Gestaltung, ohne künstlerischen Trieb. Sollte sie nicht vielleicht eine wirkliche Begabung zum Pamphlet haben? Oder soll man ihre Bücher nur als Pamphlete bewerten?

Ernst Zahn ist immer der Dichter eines gediegenen Bürgertums gewesen, sein ganzes herzhaftes, mildes, starkes Wesen wurzelt in dieser Sphäre, seine Natur ist jenem Bürgertum gemäß, das heute seinen Todeskampf ringt. Zahn weiß es, aber er besitzt die Kraft des Träumers und drängt in den Glauben an eine vergangene Welt, die ihm fast identisch mit dem Ideal wahren Menschentums wird. Er dichtet nach alter, zuverlässiger, knapper Art das tragische, entsagungsreiche Geschick einer unglücklich verheirateten Frau und Mutter, bringt nach Irrungen und Wirrungen, Kämpfen und

[1]) Auguste Hauschner, Die Siedelung. Roman. Berlin 1918, Egon Fleischel und Co. — Nachtgespräche. (Der Bücherlese erster Band.) Leipzig, Paul List. — Annemarie von Nathusius, Eros. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. — Ernst Zahn, Lotte Eßlingers Wille und Weg. Stuttgart und Berlin 1919, Deutsche Verlagsanstalt. — Louis Couperus, Babel. Einzig berechtigte deutsche Übertragung von Else Otten. Berlin 1920, Ernst Rowohlt. — Georg Brandes, Miniaturen. Berlin, Erich Reiß. — Svend Vorberg, Das Lächeln von Reims. Zürich 1919, Max Rascher.

Verlusten den scheinbar harmonischen Ausgang, läßt die Unzulänglichkeit des Lebens fühlbar werden und entschließt sich voll verhaltener Wehmut zum Kompromiß. Diese ganze Art ist echt und sympathisch, berührt einen trotz allem irgendwie, wenn auch die ganze Ausführung blaß wirkt, seelische Konflikte gar nicht ausgetragen und romanhafte Entwicklungen wie Lösungen merkbar werden.

Louis Couperus' „Babel" ist ein sprachliches Meisterstück voller Wucht und Klang, Schöpfung keines Artisten, sondern eines Dichters, der sich noch im Rausch zu bändigen weiß dank seiner gedrungenen, reichen Veranlagung. Eine starke Phantasie schweift sicher und hemmungslos durch einen gewaltigen Raum, schafft die verheerenden Wunder Babels, ihren leuchtenden Fall, ihren bittern Kern und ihren strahlenden, reinen Überwinder. Couperus gibt weniger Einzelheiten als große Flächen, weniger Einblicke, Untersuchungen als große Bilder, aber man freut sich dieser gobelinhaften Pracht, weil oft Erlebnis fühlbar wird.

*

Georg Brandes hat einen Band nicht gerade gleichwertiger Essays über Europäer gesammelt. Sein Herz schlug immer für die ganze Welt; er hat im Kriege still Arbeiten gefördert, um Menschen zu versöhnen; er will die Nationen füreinander gewinnen durch die Kenntnis ihrer großen Menschen. Deshalb wird ihm Shakespeare zum Mittler der Völker, deshalb erzählt er von einem Chinesen, deshalb sucht er sich Männer aus, die verkannt waren und kraft ihres Genius zuletzt doch anerkannt werden mußten. Brandes hat ein warmes Herz, einen hellen Kopf und eine beredte Zunge, er erzählt harmlose Züge und überrascht am Ende mit der Eröffnung großer Perspektiven, er beweist mit Parallelen historischen Geist, er schildert und hat doch bewiesen, wozu sonst ein System gehörte. Er ist dichterisch hoch begabt und macht das Schicksal fremder Menschen zum Schauplatz eigener Gefühle; aber zuletzt steht immer vollendet das Bild eines neuen Menschen da, mit dem man sich beschäftigen muß.

In einer Reihe von Essays rechnet der Däne Borberg mit dem ungeistig gewordenen Europa ab, mit seiner materialistischen Weltanschauung, welche sich den Menschen nur als Mittel setzte, Macht über Recht gehen ließ und sich entschuldigt glaubte, wenn ein anderer größere Schandtaten beging. Diese ungeheure ethische Begriffsverwirrung und seelische Verständnislosigkeit war nicht erst die Schuld der letzten und heutigen Generation, Borberg rechnet auch nicht nur mit einer Kaste und einer Nation ab, er hält ganz Europa sein Sündenregister vor und wendet sich an jeden Menschen, der vergessen hat, zu denken, der den Geist verachtete, weil er ihm das Geschäft verdarb; er schont weder wild gewordene Spießer noch weltmüde „Künstler", noch selbstgefällige Populärphilosophen; er untersucht die ganze seelische Verfassung der letzten Generationen und klagt sie an, wissentlich, leichtfertig, um des Erwerbers willen sich am Ausbruch des Krieges mitschuldig gemacht zu haben. Die rapide Steigerung der technischen Schnelligkeit stand im umgekehrten Verhältnis zum rapiden Verschwinden des Mitfühlens. Die Katastrophe erwuchs aus der seelischen Verrottung des Europas der letzten Jahrzehnte. — Die Möglichkeiten einer Besserung sind vorhanden, so unendlich schwierig auch das Menschenmaterial durch den Krieg geworden ist. Borberg klammert sich an das Evangelium von der Heiligkeit des Menschenlebens und der menschlichen Erkenntnis, keinem Mitmenschen vorsätzlich Böses zu tun, nachdem man den tiefen Zusammenhang aller Dinge erkannt hat. Die Essayreihe wird mit einer Historie geschlossen, die von der Madonna der Reimser Kathedrale handelt. Lächelnd überstand sie alle Kriegsschrecken, gilt Borberg als schönes Symbol jeder neuen geistigen Bewegung und möchte mit ihrem Blicke sagen: „Den Leib ihr mir peinigt mit Ruten und Bränden. Die Seele könnt ihr mir nimmer schänden." K.

Druckfehlerberichtigung:

Heft 9, Seite 354, zweite Zeile von unten: „hat" statt „haben". Anmerkung 1, Zeile 2: „die Grundfehler" statt „die Grundpfeiler".

Vom Geiste der Völker

Foreign Affairs

„Wahn! Wahn! Überall Wahn, wohin ich forschend blick' in Stadt- und Welt-Chronik", grübelt Wagners Hans Sachs und kann es nicht fassen, daß die Menschen „in unnütz toller Wut" sich zerfleischen. „'s bleibt halt der alte Wahn, ohn' den nichts mag geschehen, 's mag gehen oder stehen! Steht's wo im Lauf, er schläft nur neue Kraft sich an . . ." Nein, die Zeit ist vorüber, da ihm neue Kraft zuströmt; er wird elendiglich sterben, weil er zur Elefantiasis angeschwollen ist. Und wenn noch mehr Dokumente aus Stadt- und Weltchronik (mit allen raschen Randbemerkungen) rasch und rabulistisch herausgegeben würden — nichts vermag mehr den Wahn zu stützen, daß Deutschland allein die Schuld am Ausbruch des Krieges trägt. Und wenn es tausendmal im Versailler Papierfetzen so zu lesen ist, und wenn die deutschen Delegierten auch die sogenannten Schmachparagraphen unterzeichnet haben, unterzeichnen mußten, weil schmachvollste Erpressung an ihnen geübt wurde — seid versichert, Northcliffe-Kulis mit eurer nimmermüden, immer rüden Propaganda (Robert Dell nennt sie in der „Nation" vom 8. Mai 1920 „vielleicht das wirksamste System organisierter Lüge, das die Welt je gekannt hat"); seid getröstet, Deutsche, die ihr in aller Erniedrigung die nationale Ehre noch hoch achtet; laßt es euch gesagt sein, Franzosen, die ihr die Heimat der Menschenrechte verleugnet, seit ihr nach Friedensschluß mit den Menschenrechten der andern Fußball spielt: la vérité est en marche.

Niemand in Europa leistet heute der Wahrheit selbstlosere und wertvollere Dienste als die englische Monatsschrift „Foreign Affairs", die E. D. Morel mit unerschrockenem Kämpfermut leitet. Eine solche Stimme, von ebenso urteilsfähigen wie vorurteilslosen Mitarbeitern unterstützt, kann auf die Dauer nicht in der Wüste predigen. Wir wissen, daß es in England tagt. Noch darf man die Erleuchtung nicht von der britischen Regierung erwarten; auch nicht von der unbelehrbaren breiten Mittelschicht des Landes. Aber die Gebildeten und die Arbeiter können sich der Einsicht nicht mehr verschließen, daß sie die Dinge zu lange und zu willig im Lichte der öffentlichen Meinungsfälscher gesehen haben. Sie leugnen nicht, daß die Blockade ein ungesetzmäßiges und das mörderischste Kampfmittel war, und schämen sich seiner Anwendung. „Man mag in der Geschichte umsonst nach einem von einer Menschengruppe der andern zugefügten Schaden suchen, der so gewaltig seinem Umfang nach, so schwerwiegend in seinen Folgen und so grauenhaft in seiner Kaltblütigkeit war", heißt es in einem Buche „The World after the War" von Charles Roden Buxton und Dorothy Frances Buxton.

Alle Zeugnisse, die geeignet sind, Licht und Schatten gleichmäßiger zu verteilen, werden in den „Foreign Affairs" sorgsam registriert. Mit besonderer Genugtuung entnehmen wir der Mainummer, wie gerecht über die Schuldfrage geurteilt wird. Eine kurze Anzeige der (vom Grafen Max Montgelas und Prof. Walther Schücking herausgegebenen) „Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch" gipfelt in der Feststellung: „Sie zerstreuen vollkommen die von der britischen Presse zurzeit verbreitete Vorstellung, daß die Führer der deutschen Diplomatie vorsätzlich bestrebt waren, einen Krieg herbeizuführen, nach dem sie jahrelang gedürstet hatten. Es mag zu besseren Beziehungen zwischen England und Deutschland führen, wenn einmal begriffen wird, daß Deutschland, wie es auch geirrt haben mag, während der verhängnisvollen Wochen und eine Zeitlang mit allen Aussichten auf Erfolg um den Frieden angestrengt rang." E. D. Morel selbst äußert sich bei Besprechung des Buches „My Diaries" von Wilfred Scawen Blunt, das sich im Untertitel „Die Koalition gegen Deutschland" nennt, über diesen Punkt folgendermaßen: „Die Wahrheit, die mit wesentlichem Nachdruck hervorgehoben werden mußte, war: daß der allgemeine Ausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1914 der Gipfel eines Zeitabschnittes imperialistischer Orgien war, eines latenten Kriegs, auf den sich alle Regierungen vorbereitet hatten." Mit Verachtung und Widerwillen spricht der Verfasser des Buches von der „monumentalen Heuchelei und Unehrlichkeit, die bezeichnend

waren für die Art, mit der unsere herrschenden Politiker die Ursachen und das Wesen des großen Krieges behandelt haben". Arthur Trevelyan kommt bei der Besprechung der Erinnerungen des Großadmirals von Tirpitz zu dem Ergebnis: „Niemand kann seine Darstellung des Monats vor Kriegsausbruch ohne das Gefühl lesen, wie wenig der Krieg ein vorsätzliches Komplott der deutschen Herrscher war. Aus seiner Schilderung geht die Wurstelei, Schwäche, Unentschlossenheit bei den deutschen Leitern hervor, nicht ein grimmiges, bewußtes, vorsätzliches Handeln."

So schreiben aufrechte und gerechte Männer in England. Wie lange soll den Massen noch das Märchen von Deutschlands alleiniger Kriegsschuld erzählt werden? Auch sie müssen aus ihrem „Narrenparadies" getrieben werden. Auch sie müssen erkennen, daß niemals ein Volk systematischer verleumdet wurde als das deutsche. Die Zeitschrift „Foreign Affairs" ist auf dem besten Wege, dafür zu sorgen, daß die Wahrheit, die schon auf dem Marsche ist, zum Siege gelangt.

*

Ein vernichtendes Urteil fällt der amerikanische Professor George D. Herron, der politische Ratgeber Wilsons, über den Frieden von Versailles in seinem flammenden Aufruf „Der Pariser Frieden und die Jugend Europas" (Berlin 1920, Ernst Rowohlt), der von allen gelesen werden sollte, die an den Sieg des Geistes über die Materie glauben und ihm dienen wollen. „Der Frieden von Versailles — falls er nicht revidiert wird — bedeutet eine weit schlimmere Hölle, ein weit hoffnungsloseres Irrenhaus, als selbst der Krieg geschaffen hatte. Seine Paragraphen strotzen von Wildheit, Eroberungslust, Gesetzesverachtung und Ehrlosigkeiten, die ebenso grausam als schamlos, ebenso sinnlos wie gemein sind. Die Rachsucht des primitiven Menschengeschlechts feiert in ihnen eine neue Auferstehung im modernen kapitalistischen Kleide, das heißt in jenem Kleide, das die fadenscheinigste aller Maskeraden ist: niemals haben erbärmlichere Köpfe für die Bemäntelung ihrer vulgären Gelüste schlimmere Heucheleien ersonnen und sie anderen Nationen als Gesetzes- und Friedensparagraphen aufzuerlegen gewagt. Das ist kein Friedensvertrag, dieser Vertrag von Versailles: er ist weiter nichts als ein mitleidsloser Gesetzesknäuel, der eine weitere militärische Verwicklung und ausbeuterische Verwaltung unserer Erde nach sich ziehen wird. Aus solchem Frieden können Kriege erstehen — geistige wie wirkliche Kriege —, die zu den schlimmsten gehören, die die Welt je gesehen hat, so daß wir einem Menschenalter von Mord und Totschlag, wenn nicht einem Jahrhundert von tartarischer Tortur entgegensehen können. Und nicht nur können: der allgemeine Schrecken und Wahnsinn in und um uns hat schon eingesetzt, und seine Ursache ist der Vertrauensbruch, den die Konferenz von Paris an den Völkern und ihren klar ausgesprochenen Wünschen begangen hat ...

Aber die Konferenz hat noch Schlimmeres angerichtet, als einen Vertrauensbruch an den Völkern begangen ..., was die Friedenskonferenz am gründlichsten zerstört hat, das ist die Basis aller zukünftigen Gesundung, das ist das Vertrauen, das ein Volk zum anderen haben muß, ehe es wieder besser werden kann ... Aber selbst dieses ist noch nicht alles: die Konferenz hat den Glauben an alle Autorität und an jede Regierung untergraben: es hat den Resten dieses der Welt so nötigen Glaubens an den Staat und seine Behörden den vollständigen Garaus gemacht. Durch ihre hirnlose Diplomatie, durch ihre zynische Geheimnistuerei, durch ihr höhnisches Mißtrauen gegen die Völker hat die Konferenz gerade den Völkern bewiesen, daß kein gewöhnlicher Politiker mehr imstande ist, nationale oder internationale Vereinbarungen von irgendwelchem dauernden Wert für die Regierten zu treffen ...

Das letzte und schwerste Verbrechen von Versailles ist die Beschimpfung und Erniedrigung, die der Mensch durch sie in seiner eigener Achtung erlitten hat. Dieser Friedensschluß hat ihm die Ohnmacht gemeinsamen Wünschens und Wollens vor Augen geführt und damit den Glauben an eine neu erstehende und Vertrauen verdienende Menschheit so untergraben, daß dem Menschen nur ein selbstverspottendes und doch dabei sehr gefährliches Gelächter über die eigene Hilflosigkeit und Hoffnungsseligkeit auf den Lippen verblieben ist. Kein anderer Kongreß der Weltgeschichte, keine andere Zusammenkunft führender Staatsmänner der Vergangenheit hat das Menschengemüt so zu demütigen, so in seinen eigenen Augen verächtlich zu machen verstanden, wie diese Friedenskonferenz von Paris ..." „Es war wirklich im Grunde genommen dieser Glaube des deutschen Volkes an die vierzehn Punkte und deren geistigen Urheber, der die Niederlage der deutschen Armee im Jahre 1918 veranlaßte ...

Wenn die Wahrheit einmal gesagt werden soll: es war Wilsons gegebenes Wort, das das Deutsche Reich inwendig ausgehöhlt und so jenen Sieg vorbereitet hatte, den Marschall Foch schließlich mit dem Schwerte errang." Ringwaldt.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abert. — W. A. Mozart. Als 5. Ausgabe von Otto Jahns Mozart. Von Hermann Abert. Erster Teil. 1035 Seiten. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1919.

Antiquariats-Katalog 12. Geschichte und Reisen. Leipzig, Rudolf Hönisch.

Antiquariatskatalog XIII. Geschichte und Literatur sowie eine Sammlung von Kupferstichen des XVII. bis XIX. Jahrhunderts. 97 Seiten. Leipzig, Rudolf Hönisch. 1920.

Antiquariatskatalog 34. Bücher des 15. bis 20. Jahrhunderts. 112 Seiten. Berlin, Speyer und Peters.

Anzengruber. — Das vierte Gebot. Volksstück von Ludwig Anzengruber. (Nr. 418. Reclams Universal-Bibliothek.) 71 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Anzengruber. — Der Einsam. Erzählung von Ludwig Anzengruber. (Nr. 480. Reclams Universal-Bibliothek.) 72 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Anzengruber. — Der G'wissenswurm. Bauernkomödie von Ludwig Anzengruber. (Nr. 215. Reclams Universal-Bibliothek.) 64 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Anzengruber. — Der ledige Hof. Schauspiel von Ludwig Anzengruber. (Nr. 408 Reclams Universal-Bibliothek.) 64 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Anzengruber. — Der Meineidbauer. Volksstück von Ludwig Anzengruber. (Nr. 133. Reclams Universal-Bibliothek.) 77 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Anzengruber. — Der Pfarrer von Kirchfeld. Volksstück von Ludwig Anzengruber. (Nr. 48. Reclams Universal-Bibliothek.) 79 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Anzengruber. — Der Schandfleck. Eine Dorfgeschichte von Ludwig Anzengruber. (Nr. 6086 bis 6089. Reclams Universal-Bibliothek.) 376 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Anzengruber. — Der Sternsteinhof. Eine Dorfgeschichte von Ludwig Anzengruber. (Nr. 6076 bis 6079. Reclams Universal-Bibliothek.) 336 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Anzengruber. — Die Kreuzelschreiber. Bauernkomödie von Ludwig Anzengruber. (Nr. 160. Reclams Universal-Bibliothek.) 71 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Anzengruber. — Die Märchen des Steinklopferhanns. Von Ludwig Anzengruber. (Nr. 504. Reclams Universal-Bibliothek.) 77 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Anzengruber. — Doppelselbstmord. Bauernposse von Ludwig Anzengruber. (Nr. 336. Reclams Universal-Bibliothek.) 72 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Anzengruber. — Dorfgänge. Bauerngeschichten von Ludwig Anzengruber. (Nr. 509. Reclams Universal-Bibliothek. 85 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Arns. — Das Herz des Feindes. Von Dr. Karl Arns. 59 Seiten. Leipzig, Xenien-Verlag.

Avenarius. — Baal. Ein Spiel von Ferdinand Avenarius. 61 Seiten. München, Georg D. W. Callwey.

Bahr. — Burgtheater. Von Hermann Bahr. 86 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H. 1920.

Beetz. — Baue dir selbst. Der billigste Weg zum eignen Heim. Anleitung mit 60 Abbildungen von Max Beetz. 63 Seiten. Wiesbaden, Heimkulturverlag, G. m. b. H.

Behrendt. — Der Kampf um den Stil im Kunstgewerbe und in der Architektur. Von Walter Curt Behrendt. 276 Seiten. Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Bennet. — Paris Nights. By Arnold Bennet. In one volume. (Tauchnitz-Edition. Vol. 4538.) 304 Seiten. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1920.

Bernhardi. — Nach den Erfahrungen des Weltkrieges. Von Friedrich von Bernhardi. (Vom Kriege der Zukunft.) 237 Seiten. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1920.

Bernson. — Die Pest. Drama von Bernhard Bernson. 80 Seiten. Berlin, Paul Cassirer. 1920.

Bernstorff. — Deutschland und Amerika. Erinnerungen aus dem fünfjährigen Kriege. Von Graf Johann-Heinrich Bernstorff. 414 Seiten. Berlin, Ullstein und Co. 1920.

Betriebsrätegesetz für das Deutsche Reich vom 4. Februar 1920 nebst der Wahlordnung vom 5. Februar 1920 (Nr. 6099. Reclams Universal-Bibliothek.) 84 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Bloem. — Gottesfeine. Roman von Walter Bloem. 460 Seiten. Leipzig, Grethlein und Co., G. m. b. H.

Blüher. — Deutsches Reich, Judentum und Sozialismus. Von Hans Blüher. 30 Seiten. Prien, Anthropos-Verlag G. m. b. H. 1920.

Borchardt. — Jugendgedichte von Rudolf Borchardt. 128 Seiten. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag. 1920.

Boerner. — Erinnerungen eines Revolutionärs. Skizzen aus dem Jahre 1848. Von Paul Boerner. 2 Bände. Leipzig, E. Haberland. 1920.

Bottacchiari. — Grimmelshausen. Saggio su „L'avventurosa Simplicissimus". Di Rodolfo Bottacchiari. 211 Seiten. Torino, Casa Editrice Giovanni Chiantore Lucc. Ermanno Loescher. 1920.

Bouillier. — Georg Christoph Lichtenberg. Von Victor Bouillier. 248 Seiten. Paris, Librairie ancienne honoré Champion, Eduard Champion. 1914.

Brausewetter. — Danzigs Schicksal. Von Artur Brausewetter. 16 Seiten. Leipzig-Stötteritz, Verlag Max Koch.

Buchhorn. — Hindenburg der Führer in unsere Zukunft. Von Josef Buchhorn. 119 Seiten Berlin, Staatspolitischer Verlag G. m. b. H. 1920.

Bückling. — Die Rechtsstellung der unehelichen Kinder im Mittelalter und in der heutigen Reformbewegung. Von Dr. jur. et phil. Gerhard Bückling. (Untersuchungen zur Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Herausgegeben von Dr. Otto von Gierke. 129. Heft.) Breslau, M. und H. Marcus. 1920.

Budde. — Die großen Denker der Menschheit. Von Professor Gerhard Budde (Schriften des Schiller-Bundes, Band 4.) 288 Seiten. Berlin, Gustav Ziemsen. 1919.

Chamisso. — Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Von Adelbert von Chamisso. Erste, die soeben wiedergefundene Urhandschrift verwertende Veröffentlichung mit 9 Tafeln nach George Cruikshank. 128 Seiten. Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung (Lehmann und Schulze). 1920.

Chroust. — Die Oesterreichische Frage. Von Dr. A. Chroust. (Die Volkshochschule, herausgegeben von Dr. Robert Piloty.) 90 Seiten. Würzburg, Kabitsch und Mönnich. 1920.

Däubler. — Die Treppe zum Nordlicht. Von Theodor Däubler. 53 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1920.

Dahlinger. — Der Kleingärtner als Selbstversorger. Ein praktischer Ratgeber von Richard Dahlinger. 160 Seiten. Leipzig, Hesse und Becker.

Deschmann. — Sonnegghof. Roman von Ida Maria Deschmann. 240 Seiten. Wien, Verlag Karl Harbauer. 1920.

Dose. — Das Erdfeuer. Erzählung aus Islands großer Zeit. Von Johannes Dose. 308 Seiten. Essen, Verlag W. Girardet.

Dülberg. — Die Nachbarn. Bücher offenherziger Aussprache. Herausgegeben von Franz Dülberg. Band 1: Holland. 157 Seiten Leipzig, E. A. Seemann. 1919.

Eberl. — Im Klostergarten Friedliche Religionsgespräche von Hartmann Eberl O.S.B. 100 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1920.

Egelhaaf. — Historisch-politische Jahresübersicht für 1919 von Gottlob Egelhaaf. 192 Seiten. Stuttgart, Karl Krabbe Verlag (Erich Gußmann). 1920.

Eisner. — Die Götterprüfung. Von Eisner. 153 Seiten. Berlin, Paul Cassirer. 1920.

Elchinger. — Prinzessin Schnudi. Eine verliebte Geschichte. Von Richard Elchinger. 181 Seiten. München, Georg Müller. 1919.

Erbschaftssteuergesetz für das Deutsche Reich vom 10. September 1919 nebst den Ausführungsbestimmungen (Nr. 6083, 6084. Reclams Universal-Bibliothek.) Leipzig, Philipp Reclam jun.

Eucken. — Mensch und Welt. Von Rudolf Eucken. 511 Seiten Leipzig, Quelle und Meyer. 1920.

Euler. — Motten. Komödie in 3 Akten. Von Karl Euler. 78 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt, G. m. b. H. 1920.

Fick. — Auslandsdeutschtum und Kulturpolitik. Zwei Vorträge, gehalten von Dr. Richard Fick. 52 Seiten. Neumünster, Theodor Dittmann Verlag. 1920.

Fingermann. — Menschen im Abgrund. Roman von Jakob Fingermann. 279 Seiten. Wien, R. Löwit Verlag. 1920.

Fischer. — Einführung in die Wissenschaft von Recht und Staat. Für Gebildete aller Berufe von Dr. Otto Fischer. 249 Seiten. München, C. H. Beck. 1920.

Fischer. — Dr. Erich Fischers kleine Hauskomödie mit Musik. Nr. 7: Onkel Tobias' Brennschere. Mit Musik von Joseph Weigl. Nr. 9: Die Wahrsagerin. Mit Musik von Chr. W. Gluck. Berlin, Verlag Harmonie.

Fleischer. — Der Stammler. Von Victor Fleischer. 92 Seiten. Leipzig, E. P. Tal und Co. 1920.

Fontana. — Empörer. Von Oscar Maurus Fontana. 131 Seiten. Leipzig, E. P. Tal und Co. 1920.

Fontane. — Theodor Fontane. Gesammelte Werke. Jubiläumsausgabe. Zweite Reihe in fünf Bänden. Autobiographische Werke. Berlin, S. Fischer Verlag. 1920.

Frank. — Wohlfahrtspflege im Volksstaat. Gedanken zur Umgestaltung des Fürsorgewesens von Paul Frank-Charlottenburg. 57 Seiten. Berlin, Franz Vahlen. 1920.

Freytag-Loringhoven. — Heerführung im Weltkriege. Vergleichende Studien. Von Freiherrn von Freytag-Loringhoven. Erster Band. 200 Seiten. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1920.

Fricke. — Eine neue und einfache Deutung der Schwerkraft und eine anschauliche Erklärung der Physik des Raumes. Von Dr. phil. H. Fricke. 137 Seiten. Wolfenbüttel, Heckners Verlag. 1919.

Frieberger. — Alle Wege zu dir selber. Novellen von Kurt Frieberger. 183 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H. 1920.

Fulda. — Das Wundermittel. Komödie von Ludwig Fulda. 111 Seiten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1920.

Glasenapp. — Siegfried Wagner und seine Kunst. Von C. Fr. Glasenapp, mit Buchschmuck von Franz Staffen. (Neue Folge II. Sonnenflammen.) 130 Seiten. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1919.

Glaser. — Leut vom Land. Geschichten aus Böhmen von Max Glaser. Illustriert von Karl Bavrina. 95 Seiten. Wien, Ed. Strache. 1920.

Hamecher. — Das Volk steht auf. Zusammengestellt und herausgegeben von Peter Hamecher. Berlin, Morave und Scheffelt.

Hartmann. — Feigheit. Von Moritz Hartmann. Illustriert von Erich Büttner. (Der kleine Roman. Nr. 18.) 45 Seiten. Berlin, H. S. Hermann und Co. 1920.

Hanko. — Dissoziativismus. Von Reinhard Hanko, Rechtsanwalt in Elberfeld. 87 Seiten. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1920.

Hausenstein. — Zeiten und Bilder. Gesammelte Aufsätze von Wilhelm Hausenstein. 162 Seiten. (Bücher des neuen Merkur.) München, Verlag „Der Neue Merkur". 1920.

Hefte für Büchereiwesen. Mitteilungen der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen zu Leipzig, E. V. Geleitet von Walter Hofmann. 5. Band, Heft 4/6. 68 Seiten. Leipzig, Verlag Felix Dietrich. 1920.

Helling. — Der Becher von Benepartus. Detektivroman von Viktor Helling. 116 Seiten. Essen, W. Girardet.

Heuß. — Kammermusikabende. Auf welche Weise kann Kammermusik dem Volk geboten werden? Erläuterungen von Werken der Kammermusikliteratur. Von Alfred Heuß. 152 Seiten. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1919.

Hirschfeld. — Das hohe Ziel. Tragödie von Georg Hirschfeld. (Nr. 6085. Reclams Universal-Bibliothek.) 95 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Hoeflich. — Feuer im Osten. Von Eugen Hoeflich. 154 Seiten. Leipzig, E. P. Tal und Co. 1920.

Holbein-Mappe. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey.

Holitscher. — Amerikanische Novellen. Von Arthur Holitscher. Bilder von Klaus Richter. (Der Kleine Roman. Nr. 13.) 47 Seiten. Berlin, H. S. Hermann und Co. 1920.

Horand. — Armins Tod. Ein völkischer Sang des F. M. Horand. 103 Seiten. Halle (Saale), Verlag Dr. Ferdinand Münter.

Hugger. — Die Seele der Schularbeit. Von Viktor Hugger, S. J. 18 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1920.

Jacquot. — General Gérard und die Pfalz. Von Paul Jacquot. Enthüllungen aus dem französischen Generalstab. Herausgeber Dr. Ritter-Mannheim. 167 Seiten. Berlin, Julius Springer.

Immanuel. — Der Weltkrieg 1914 bis 1919. Volkstümliche Darstellung des Krieges zu Lande, zur See, in den Schutzgebieten. Von Oberst Fr. Immanuel. 408 Seiten. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1920.

Indianer-Märchen aus Südamerika. Herausgegeben von Theodor Koch-Grünberg. (Märchen der Weltliteratur.) 341 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1920.

Johannes. — Adel verpflichtet. Roman von Martin Otto Johannes. 243 Seiten. Leipzig, Erich Matthes. 1920.

Kaufmann. — Mütter. Novellen von Eduard Kaufmann. 199 Seiten. Wien und Leipzig, Deutsch-Oesterreichischer Verlag. 1919.

Kaukasische Märchen. Ausgewählt und übersetzt von A. Dirr. (Märchen der Weltliteratur.) 294 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1920.

Kellen. — Der dauernde Friede. Von Tony Kellen. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Juli/August 1919. 38. Band. 10./11. Heft.) Hamm-Westfalen, Breer und Thiemann.

Kellner. — Theodor Herzls Lehrjahre. Von Leon Kellner. 160 Seiten. Wien, R. Löwit. 1920.

Kleefeld. — Die Volkswirtschaft des deutschen Wiederaufbaus. Ein Wirtschafts- und Landeskulturprogramm. Von Kammerpräsident Dr. K. Kleefeld. 109 Seiten. Berlin, Theodor Lißner. 1920.

Kluck. — Der Marsch auf Paris und die Marneschlacht 1914. Von A. v. Kluck, Generaloberst. 167 Seiten. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1920.

Kreitmeier. — Der Kampf um die neue Kunst. Von Josef Kreitmaier, S. J. (Flugschriften der „Stimmen der Zeit". Herausgegeben von der Schriftleitung. 17. Heft.) 34 Seiten. Freiburg i. Br., Herder und Co., G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung. 1920.

Kürnberger. — Der Windfall. Von Ferdinand Kürnberger. Illustriert von Eugen Spiro. (Der Kleine Roman. Nr. 20.) 47 Seiten. Berlin H. S. Hermann und Co. 1920.

Lautenschlager. — Volksstaat und Einherrschaft. Dokumente aus der badischen Revolution 1848/1849. Herausgegeben von Dr. Friedrich Lautenschlager. 598 Seiten. Konstanz (Baden), Reuß und Itta. 1920.

Luyken. — Generalfeldmarschall von Mackensen. Von Bukarest bis Saloniki. Nach Miterlebtem und an Hand von Urkunden dargestellt von Max Luyken, Hauptmann a. D. 94 Seiten. München, J. F. Lehmann's Verlag.

Manes. — Der deutsche Regierungsentwurf für ein Weltarbeiterrecht. Eingeleitet von Prof. Dr. Alfred Manes. (Deutsche Liga für Völkerbund. Zwölfte Flugschrift.) 16 Seiten. Berlin, Hans Robert Engelmann. 1920.

Minden. — Aufstieg oder Abstieg? Ein Beitrag zur Deutung moderner Kunst. Von Martin Minden. 29 Seiten. Dresden, Verlag von Heinrich Minden. 1920.

Mitteilungen des Kunstwarts. 8 Seiten. Heft 1. Berlin, Reichsministerium des Innern. 1920.

Moore. — The Brook Kerith. By George Moore. In two volumes. Vol. 122. 272 und 256 Seiten. (Tauchnitz-Edition. Vol. 4536.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1920.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Wilmersdorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Wege zur inneren Kolonisation und zum Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens

Von

Detlef Schmude

Vorbemerkung des Herausgebers

Mit dem größten Nachdruck, dessen die „Deutsche Rundschau" fähig ist, sei auf die nachstehenden Aufsätze von Hauptmann Detlef Schmude und vom Direktor der Heimstättengesellschaft Neu-Deutschland, B. Stiegemann, hingewiesen, weil beide Männer Träger einer Bewegung sind, die Zukunftshoffnung in sich birgt, und weil sie den inneren Aufbau Deutschlands mit der Tat in Angriff genommen haben.

Und das ist es, was wir brauchen. Auch der schönsten und verheißungsvollsten Worte und Programme sind wir bis zum Überdruß müde.

Durch Schmude ist in keineswegs geringem Ausmaß ein Ziel erreicht, für die Gesamtheit aufs innigste zu wünschen: Steigerung der Produktion in den lebenswichtigsten Betrieben durch Arbeit, Versöhnung der Klassengegensätze, Ausschaltung jeder Parteipolitik und Schaffung einer neuen Gemeinschaft, die zum Rückgrat Deutschlands werden kann.

Gewiß ist der Erfolg in der Persönlichkeit Schmudes gegründet. Aber sein Weg bietet Möglichkeiten für jeden ehrlich Wollenden. Er ist der Vertreter eines neuen Deutschlands. Ein Idealist der Tat, der durch seine phrasenlose Tüchtigkeit, die Schlichtheit und den Ernst seines sachlichen Strebens in glücklichster Verbindung mit einer schöpferischen Phantasie und zusammengeballter Energie der freigewählte Führer der Arbeiter wurde, weil er durch sein Beispiel, seine Hingabe an die Sache, seine Uneigennützigkeit und seinen Opfermut ihr rückhaltloses Vertrauen erwarb.

Die Grundlagen der neuen Gemeinschaft sind: der Glaube an die sittliche Kraft der Arbeit, die Freude an der Arbeit und am Leben durch das Eigenheim, der Stolz des freien Mannes, der keine Bettlergroschen ohne Arbeit will, die Achtung und Ehrfurcht vor der gegenseitigen Leistung zwischen Kopf- und Handarbeitern und ein Zusammengehörigkeitsgefühl aus gemeinsamem Streben, das alle Klassen- und die albernen Parteigegensätze überwindet.

Bei der entscheidenden Wichtigkeit der Siedlungsfrage erscheint es als unbedingte Notwendigkeit, vom Reich aus Hauptmann Schmude und seine treuen Mitarbeiter mit dem Ausbau im Großen und der Verleihung weitgehender Vollmachten zu betrauen oder ihm zum mindesten reichliche Mittel zur Durchführung der Siedlung zur Verfügung zu stellen, die jedenfalls besser angewandt wären, als die Milliarden für die unproduktive Arbeitslosenunterstützung. Eine der üblichen arbeitsunfähigen neuen Behörden mit einem Heer von Beamten kann die Aufgabe nicht lösen. Schmude aber bringt außer der sachlichen Eignung etwas mit, das kaum einer der neuen Herren aufweisen kann: die Summe des moralischen Vertrauens, das er sich durch sein Wirken erworben hat, und die Tatsache, daß er ein Mann ist.

An der Hand eines kleinen Beispiels will ich Gedanken und Tatsachen darlegen, von denen ich wohl nicht ganz zu Unrecht glauben darf, daß sie wesentliche Bausteine für den Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens sind. Der für uns so unglückliche Ausgang des Krieges zwang zu klaren, entschlossenen Maßnahmen auf dem Gebiet der inneren Kolonisation, und zwar in engster Wechselbeziehung mit dem Wiederaufbau unseres Wirtschaftlebens.

Im Januar 1919 geriet ich versehentlich mit meinem Kraftwagen in polnische Gefangenschaft; es gelang mir aber, nach sechs Tagen wieder zu entkommen. Der deutsche Grenzschutz bezichtigte mich der Spionage, da er es für ausgeschlossen hielt, daß ein preußischer Offizier mit Kraftwagen und im Besitz von Waffen aus der polnischen Linie wieder herauskommen könnte, ohne daß er mit den Polen in freundschaftlicher Beziehung stände.

Elf Tage saß ich im Gefängnis zu Meseritz und hatte so recht Zeit und Muße, über die traurige Lage unseres Vaterlandes nachzudenken. Es wurde mir klar, daß ich, der ich im Kadettenkorps vom Staat für den Staat erzogen worden war, nun auch meine Kräfte auf anderem Gebiet als auf dem militärischen der Allgemeinheit zur Verfügung stellen mußte.

Als ich aus dem Gefängnis entlassen wurde, prägte ein mir befreundeter Gutsbesitzer das schöne Wort: „Nicht die Polennot, sondern die Kohlennot ist augenblicklich die drängendste." Kurz entschlossen schickte ich meinen Burschen in meine alte Garnison und warb da Leute, die mit mir in ein Kohlenbergwerk gehen wollten, und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, dort draußen in der Nähe eines Bergwerkes uns auch seßhaft zu machen.

Dieser Gedanke schlug durch. Es meldeten sich in allerkürzester Zeit 380 Mann, aber die Reichsregierung gewährte mir leider nicht die Mittel zum Unterhalt dieser 380 Mann, die ja erst mal zunächst Baracken in irgendeinem Lager abbrechen mußten und diese Baracken in das betreffende Kohlenbergwerk, wo wir die Arbeit aufnehmen wollten, werfen und dort aufbauen mußten. Darüber wären mindestens zehn Wochen vergangen.

Die Leute liefen mir naturgemäß wieder auseinander. Aber dennoch wollte ich von meinem Plan nicht ablassen. In einem öffentlichen Vortrag in Magdeburg legte ich meine Ziele dar und forderte die anwesenden Arbeiter und Soldaten, die meistens dem roten Soldatenbund angehörten, auf, aus der Großstadt hinauszugehen aufs Land, in einem Braunkohlenbergwerk zu arbeiten, sich dort niederzulassen und sich Siedlungsland zu verschaffen.

Auch hier fand mein Siedlungsgedanke erfreulichen Anklang. Es meldeten sich einige hundert Menschen, die meinem Rufe folgen wollten, aber fünfzig konnte ich nur mitnehmen, da ich nur für fünfzig Mann Arbeitsgelegenheit auf der Grube „Fürst Bismarck" fand.

Mit diesen Leuten bin ich ins Bergwerk gezogen. Ich habe mit den Leuten gemeinsam gelebt und gearbeitet, und zwar im Tagebau der Grube

„Fürst Bismarck". Durch das gemeinsame Leben und Zusammenarbeiten bildete sich bald eine prächtige Kameradschaft aus, ähnlich wie ich sie im Felde bei meiner Truppe erlebt habe. Schon nach sechs Wochen aber drängten mich die Leute aus der Grube wieder heraus, damit ich mich ausschließlich dem Siedlungsgedanken widmen und die Leute zu dem Ziel ihrer Sehnsucht führen konnte. Wir schlossen uns zu einer Siedlungs- und Arbeitsgemeinschaft mit dem Namen „Neu-Deutschland" zusammen, zu deren Vorsitzendem ich gewählt wurde.

Anfangs sahen mich die Leute der alten Belegschaft als Spartakisten an. Acht Tage später war ich aber schon der verkappte Noskide, und dann erst, als sie von unserem Siedlungsgedanken hörten, lauschten sie auf, kamen zu mir und baten, ich möchte doch einmal in einer öffentlichen Versammlung darüber einen Vortrag halten. Von allen Ortschaften des Kohle- und Kalibezirks kamen Abordnungen zu mir, drängten mich zur Auseinandersetzung meiner Pläne, erzählten mir von der Wohnungsnot und von ihrer Sehnsucht nach einem Stückchen eigenen Landes.

Es wurden in allerkürzester Zeit in nicht weniger als einundzwanzig Gruppen der Siedlungsgemeinschaft „Neu-Deutschland" Arbeitsgruppen gegründet, deren Vorsitzende den Zentralvorstand bilden. Dieser Zentralvorstand wiederum schenkte mir sein Vertrauen und stellte mich an seine Spitze.

Die Siedlungsgemeinschaft „Neu-Deutschland", welche die Rechte eines eingetragenen Vereins besitzt, verfolgt nicht den Zweck, die Siedlungen selbst in die Wege zu leiten, sondern lediglich die vorbereitenden Schritte für die Ansiedlungen zu tun, das heißt die Siedlungsgewillten zu sammeln, das Siedlungsland auszusuchen und die Verhandlungen mit den maßgebenden Behörden, Siedlungsgesellschaften und sonstigen Stellen aufzunehmen.

In den Satzungen des Vereins sind besonders beachtenswert der § 3, der ausdrücklich von jedem Mitgliede Arbeitsfreudigkeit und kameradschaftliche Gesinnung gegenüber allen Mitgliedern fordert.

Es stellte sich bald die zwingende Notwendigkeit ein, die Siedlungs- und Arbeitsgemeinschaft „Neu-Deutschland" zu erweitern, und zwar eine eigene Heimstättengesellschaft zu begründen, die der finanzielle und technische Träger der Bewegung werden sollte. Diese Gesellschaft ist am 27. Januar 1920 begründet worden. Bemerkenswert ist dabei, daß im Aufsichtsrat die Hälfte der Stellen von den Gesellschaftern und die andere Hälfte von Arbeitern besetzt wird. Die beiden Direktoren dieser Gesellschaft haben sich mit einem monatlichen Gehalt von je 1000 Mk. begnügt. Der gesamte Verwaltungsapparat wird denkbar niedrig gehalten, um die ohnehin schon hohen Baukosten auch in dieser Hinsicht herabdrücken zu helfen.

Dieses ganze Siedlungswerk läßt sich nur durchführen, wenn zwischen Kopf- und Handarbeitern die engste Kameradschaft herrscht und sie sich im gegenseitigen Vertrauen Achtung und Ehrerbietung erweisen. Die Arbeiter-

schaft hat durchaus eingesehen, daß sie auf diesem schwierigen Gebiete klarer, zielbewußter Führer bedarf, und diese Führer sind ihr erwachsen aus Offizieren, Akademikern, die meinem Vorbilde folgen, das heißt zunächst in die praktische Arbeit hineinsteigen, dort ihre Probezeit durchmachen und den Beweis erbringen können, ob sie sich für dieses schwierige Gebiet als Führer eignen.

Die Ortsgruppenführer sind sämtlich Arbeiter, prächtige Charaktere, die wissen, was sie wollen, und sofort meiner Forderung beipflichteten, daß innerhalb der Siedlungs- und Arbeitsgemeinschaft keinerlei Politik getrieben werden soll. Uns kommt es darauf an, das Anrecht auf Unterstützung seitens der Allgemeinheit zu regeln, Gewährung von Baukosten-, Überteuerungszuschüssen und Rentengutskredite dadurch zu erwerben, daß wir auf die Steigerung der Kohlenförderung hinwirken.

Für die erste Kolonie Völpke ist es uns gelungen, eine alte Ziegelei zu erwerben, die nicht mehr in Betrieb zu setzen war, und zwar zu einem erstaunlich billigen Preise von 55000 Mark, obwohl ein Angebot einer Berliner Firma vorlag, die das gesamte Material für 110000 Mark erwerben wollte. Erfreulicherweise kamen uns hier die Eisenbahnbehörden zu Hilfe, die nicht gewillt waren, rollendes Material für den Abtransport dieser Baustoffe aus unserem Gebiet zu stellen, so daß wir nun als Mitbewerber auftreten konnten.

Diese Ziegelei bietet uns Steinmaterial für achtzehn Heimstätten; sie wird abgerissen von den Siedlern selbst. Die Frauen der Siedler putzen von 1 bis 7 die Bausteine, und unser eigenes Fuhrwerk befördert sie zu der Baustelle.

Der Aufbau der Häuser erfolgt in folgender Weise: Es werden für jedes Gebäude vier bis fünf Facharbeiter herangezogen; diese Facharbeiter bekommen ihren tarifmäßigen Stundenlohn für acht Stunden, sie werden aber in den Familien der Siedler verpflegt und müssen sich ebenfalls zu Kameradschaftlichkeit mit den Mitarbeitern verpflichten. Diese Facharbeiter, die wir von außerhalb herangezogen haben, arbeiten nicht nur acht Stunden, sondern aus Dankbarkeit für die gewährte gute Verpflegung bei den Siedlern leisten sie auch noch über die acht Stunden hinaus wertvolle Dienste für uns. Die übrigen Kräfte werden von den Siedlern selbst gestellt, so daß unser Werkarbeiter tatsächlich nicht nur acht Stunden in der Grube arbeitet, sondern auch auf dem Bau — je nach der Jahreszeit — noch vier bis sechs Stunden.

Die einzelnen Ortsgruppen haben Verträge aufgestellt, die jeden Siedler zu gegenseitiger Hilfe verpflichten. Bemerkenswert sind besonders folgende Paragraphen:

§ 4. Jeder Siedler ist verpflichtet, alle geforderten Arbeiten, die nicht unbedingt einem Handwerker überlassen werden müssen, in gegenseitiger Hilfe zu verrichten.

§ 5. Während der Bauperiode bestimmt der Ortsgruppenvorsitzende nach jedesmaliger Rücksprache mit den Bauhandwerkern und dem jeweilig bauenden Siedler,

wer und wieviel Arbeit von noch nicht bauenden Siedlern geleistet werden muß. Wer sich dem Beschluß des Vorsitzenden nicht fügt, kann durch Beschluß der Ortsgruppe von der Siedlungsliste gestrichen werden. Befreit von diesen Arbeiten können nur Siedler werden, die durch Krankheit oder sonstige ganz dringende Familienangelegenheiten verhindert sind.

§ 6. Über alle gemeinschaftlich geleistete Hilfsarbeit (Selbsthilfe) muß der Ortsgruppenvorsitzende genau Buch führen und jedem Siedler wöchentlich einen Arbeitszettel über seine jeweilig geleisteten Arbeitsstunden zustellen.

§ 7. Jedem Siedler werden seine geleisteten Arbeitsstunden auf sein eigenes Siedlungsgrundstück tarifmäßig gutgeschrieben und bei der endgültigen Feststellung des Baupreises zu seinen Gunsten verrechnet.

§ 9. Sind die Gebäude eines Siedlers fertig aufgestellt, so ist er in seiner Baugruppe noch genau so zur Mithilfe verpflichtet, wie derjenige, dessen Gebäude noch nicht aufgestellt sind. Es wird gruppenweise gebaut. Die Gruppen werden in einer Vollversammlung festgesetzt.

§ 10. Bei nicht strikter Befolgung dieser Paragraphen kann durch Beschluß der Siedler bei einfacher Stimmenmehrheit dem säumigen Siedler seine Siedlung wieder abgenommen werden.

Als Entschädigung für sein wiederabgenommenes Siedlungsgrundstück wird nur der wirkliche Erstehungspreis in Anrechnung gebracht.

Sollten Siedler infolge unvorgesehener Fälle ausscheiden, so erhalten sie den halben Lohn für die geleistete Arbeit. Nur, wenn die Versammlung der Siedler den Grund als zwingend anerkennt, wird der volle tarifmäßige Stundenlohn gezahlt.

Ausgeschlossene Siedler (gemäß § 5 Abs. 2 und § 10 Abs. 1) haben keinen Anspruch auf Lohn. Über Ausnahmen entscheidet die Siedlerversammlung.

Jeder sich zur Aufnahme Meldende kann erst aufgenommen werden, wenn er vorstehende Paragraphen durch eigenhändige Unterschrift anerkannt hat.

So bilden die Siedler unserer Ortsgruppen feste Arbeitsgemeinschaften, indem sie sich vertraglich zu gegenseitiger Hilfe und zur Ausführung der Heimstätten verpflichten. Durch diese Art der Arbeit erzielen wir eine ganz wesentliche Verbilligung der Bauten. Es wird schneller und gediegener gearbeitet, da ja die Leute für sich selbst arbeiten.

Sehr schwer war der Kampf um das Land. Es war mein innigstes Bestreben, in gütlicher Vereinbarung mit den Grundbesitzern Land für meine Siedler zu erwerben; es ist mir dies aber nur in einem einzigen Falle gelungen. In allen andern Fällen mußte der Bezirkswohnungskommissar von Magdeburg mit der Drohung der Enteignung das Land für uns besorgen. Dankbar möchte ich hierbei der tatkräftigen Unterstützung der Regierung gedenken, besonders des Landeskulturamtes Merseburg, des Regierungspräsidenten in Magdeburg und des Volkswohlfahrtsministeriums, das unsern Antrag um Gewährung von Baukosten und Überteuerungszuschüssen in schnellster Weise erledigt und auch unsern Antrag auf die Möglichkeit der Enteignung von zwei Morgen je Siedlerstelle erfolgreich durchgebracht hat.

Die ganze Siedlungsaufgabe wird bei uns bis auf weiteres im Rentengutsverfahren durchgeführt; es handelt sich bei uns zunächst um Industriearbeiter- und Arbeitersiedlungen.

Auch die Braunschweigische Regierung hat unser Vorgehen tatkräftig unterstützt und folgendes zum Ausdruck gebracht: „Wir sind bestrebt, die Ziele der Siedlungs- und Arbeitsgemeinschaft nachdrücklich zu fördern, da wir in dem Unternehmen des Hauptmanns Schmude einen Versuch sehen, die Arbeitsverhältnisse in der Braunkohlenindustrie zu verbessern und damit zum Wiederaufbau des deutschen Wirtschaftslebens an entscheidender Stelle beizutragen. Wir wollen daher den Bestrebungen jede Unterstützung zuteil werden lassen, ohne Rücksicht darauf, ob diese Unterstützung ausschließlich solchen Personen zuteil wird, die im Bezirk des Freistaates Braunschweig bislang gewohnt und gearbeitet haben. Wir heben dies besonders hervor, weil vor allem den in der Ortsgruppe Grube „Fürst Bismarck" zusammengeschlossenen Arbeitern, die zurzeit im preußischen Gebiet wohnen und arbeiten, zu einer Heimstätte verholfen werden muß, denn diese Gruppe besteht aus Magdeburger Arbeitslosen, die früher anderen Berufen angehört haben, aber entschlossen sind, im Kohlenbergbau zu bleiben, wenn ihnen die Möglichkeit der Ansiedlung gegeben wird. Auch die Braunschweigische Siedlungsgesellschaft m. b. H. wird ihre Mitarbeit zur Verfügung stellen."

Bei meinen zahlreichen Vorträgen, die ich auf dringendes Wünschen der Arbeiter in den Helmstedter Kohlen- und Kalirevieren halten mußte, bin ich ausgegangen von den Erläuterungen zur Reichssiedlungsverordnung vom 29. Januar 1919 von Geheimrat Professor Sering. Ich möchte auch hier die Sätze anführen, die gerade in der Arbeiterschaft durchaus Anklang und Zustimmung gefunden haben.

Sering sagt folgendes:

1. Die Politik der Besiedlung des platten Landes darf unter dem Druck der Not in den Städten nicht ein ländliches Proletariat entstehen lassen. Wir schulden es dem tapferen Volke, das vier schwere Kriegsjahre überwunden hat, wir schulden es vor allem den heimkehrenden Kriegern, daß wir sie mit einer frohen Hoffnung erfüllen und eine Sehnsucht befriedigen, die in vielen Herzen schlummert.

2. Auf den richtigen Weg führt die Beobachtung, daß, so groß die Abwanderung vom Lande vor dem Kriege war, es doch eine Kraft gab, stark genug, um die Anziehung der städtischen Zentren der Kultur und Lebensgenüsse zu überwinden: die soziale Unabhängigkeit, die der Besitz eines selbständigen Bauerngutes verleiht, und die Aussicht des besitzlosen Mannes, durch Fleiß und Wirtschaftlichkeit zu solcher Stellung emporzusteigen.

3. Die Abwanderung war überall in dem Maße stärker, als die Gelegenheit zum Erwerb von Grundbesitz für die nachgeborenen Kinder der Bauern und für die Besitzlosen geringer wurde. Es ist das natürliche Streben des ländlichen Arbeiters, sich ein eigenes Heim zu begründen und so viel Land zu pachten, unter Umständen auch zu kaufen, daß Frau und Kinder es im haushaltungsmäßigen Betriebe bewirtschaften können, aber der Notwendigkeit enthoben sind, im fremden Dienst tätig zu sein. Der Mann hilft bei den schweren Arbeiten gelegentlich mit und geht im übrigen seinem Erwerbe nach, während die Seinen sich des Zusammenlebens in der Familie erfreuen und den eigenen Nahrungsbedarf sich in höchst

nützlicher Tätigkeit selbst erzeugen. Wer aber schon etwas weiter gekommen ist und die nötigen Ersparnisse machte, hat, wenn er ein vorwärtsstrebender Mann ist, den Wunsch, sich selbständig zu machen und zur Stellung eines unabhängigen bäuerlichen Besitzers aufzusteigen.

4. Das sind Beobachtungen und Tatsachen, die es ausgeschlossen erscheinen lassen, arbeitsfrohe Menschen für das platte Land dauernd zu gewinnen, die Abneigung gegen die rauhe und anstrengende Landarbeit zu überwinden, den Menschenstrom, der bisher vom Lande in die Stadt flutete, nicht bloß zu hemmen, sondern ihm eine entgegengesetzte Richtung zu geben, kurz die bevölkerungspolitische Aufgabe der Dezentralisation lediglich dadurch zu lösen, daß man den vom Lande stammenden, den sonst zu landwirtschaftlicher Arbeit willigen Kräften Arbeitsgelegenheit auf den größeren Gütern nachweist, für gute Wohnungen und Arbeitsbedingungen Sorge trägt. Vielmehr kommt es darauf an, die soziale Verfassung der Großbauern- und Großgüterdistrikte im demokratischen Sinne umzugestalten, die Klassengegensätze zu überbrücken und die Grundbesitzverteilung gleichmäßiger zu machen, neben den großen und mittleren viele kleine selbständige Stellen zu begründen.

5. Der Zweck aller Produktion ist der Mensch, und es ist zunächst die für die deutsche Volkswirtschaft jetzt doppelt wichtige Tatsache festzustellen, daß der Kleinbetrieb unverhältnismäßig viel mehr Menschen Wohnung und Unterhalt und ebenso viel mehr Bauernarbeitern, Fabrikarbeitern, Schmieden, Stellmachern, Wagenbauern, Sattlern und Hufschmieden Beschäftigung gibt.

6. Der Kleinbetrieb ist imstande, der Volkswirtschaft die höchstmöglichste Menge an Nahrungsmitteln und Rohstoffen zu liefern, sofern er nur die erforderliche Ergänzung durch genossenschaftliche und sonstige gemeinwirtschaftliche Veranstaltungen findet. Selbst unabhängig von fremden Arbeitskräften ist die familienhafte Bauernwirtschaft die Produktionsstätte von tüchtigen, guterzogenen, arbeitsfrohen Menschen. Es gibt deshalb auch keine wirtschaftliche Lösung der Arbeiterfrage für die Mittel- und Großbetriebe als im Zusammenhang mit der Begründung vieler selbständiger Kleinwirtschaften. Die volkswirtschaftlich erwünschte Erhaltung großer, gutgeleiteter Landgüter ist also ebenfalls an eine großzügige Innenkolonisation gebunden.

7. Die Arbeitersiedlung wird vielleicht in der nächsten Zeit eine größere Rolle spielen als die Bauernkolonisation. Ihr aber kommt die höhere volkswirtschaftliche und soziale Bedeutung zu, weil sie allein die Agrarverfassung den neuen Lebensbedingungen des deutschen Volkes anpaßt.

Der Heimstättengedanke ist zweifellos derjenige Hebel, der das deutsche Volk in Bewegung setzen kann, um das große Werk der inneren Kolonisation zu vollbringen. Wir müssen aber immer wieder bedenken, daß wir über die Arbeit in volkswirtschaftlich wichtigen Betrieben zur Siedlung schreiten müssen, da Siedlungen schlechthin heute ein Ding der Unmöglichkeit sind, da es uns an den wichtigsten Rohstoffen, besonders an Kohle, mangelt. Deshalb muß ja auch immer die Siedlung beginnen in den Quellengebieten der Urproduktion, den Kohlen- und Kaliwerkbezirken und landwirtschaftlichen Distrikten. Gerade der Heimstättengedanke und die Gewißheit, daß die Arbeiter, aber nicht nur die Arbeiter, sondern auch die Angestellten usw. durch ihre eigene Kraft sich ein eignes Heim auf eigner Scholle erobern können, läßt sie die Schwierigkeiten einer ihnen bis dahin ungewohnten Arbeit überwinden.

Es ist schwer, Städter auf das Land zu verpflanzen, da die ländliche Arbeiterschaft selbst sich gegen Zuzug aus den Städten sträubt. Sowie man

aber beide auf das Heimstättenziel lenkt, werden die Gegensätze zwischen ihnen erfolgreich überbrückt, und beide Parteien ziehen kameradschaftlich an einem Strang, um eben das beiden gemeinsame Ziel, nämlich die Heimstätte, zu erreichen.

Wie groß die Sehnsucht nach einem eignen Heim auf eigner Scholle gerade im deutschen Volke ist, dürfte daraus hervorgehen, daß zwei Drittel der Baltikumtruppen seinerzeit ins Baltikum hinauszogen in der Hoffnung auf Siedlungsland. Weiter wird die Richtigkeit dieser Auffassung durch die Tatsache beleuchtet, daß im Kasseler Bezirk achthundert ehemalige Arbeiter vom Artilleriedepot sich unter Führung eines alten Regimentskameraden von mir, Oberstleutnant Bänsch, entschlossen haben, nicht als Arbeitslose dem Staat zur Last zu fallen, sondern ihre Kräfte zur Hebung der dringendsten Wohnungsnot in Kassel in Bewegung zu setzen, und zwar in der Weise, daß sie sich nach dem Vorbild von Völpke in einzelne Arbeitsgruppen zusammenschließen und den Aufbau ihrer Heimstätte in gemeinsamer Arbeit anstreben.

Auch in Mannheim hatte ich Gelegenheit, vor einem großen Kreise von Arbeitern und Gebildeten aller Stände meine Gedanken über die Notwendigkeit der inneren Kolonisation darzulegen. Die siedlungsgewillten Arbeiter, besonders Eisenbahner, schlossen sich auf meinen Vortrag hin ebenfalls zu einer Siedlungs- und Arbeitsgemeinschaft nach Völpkes Vorbild zusammen. Aus Kreuz haben sich zweitausend Eisenbahner an mich gewandt, um ebenfalls nach dem Vorbild von Völpke zu siedeln. Die Belegschaft der Keulaer Hüttenwerke in Keula, Ober-Lausitz, hat mich durch den Obmann ihres Betriebsrates zu sich gerufen, um von mir die Wege gewiesen zu bekommen, wie sie zu dem Ziele ihrer Sehnsucht, dem eignen Heim auf eigner Scholle, gelangen könnten.

Dies sind einige Beispiele, die beweisen, wie stark die Sehnsucht nach einem eignen Heim auf eigner Scholle in unserm Volke, besonders in der Arbeiterschaft, ist. Klassengegensätze und parteipolitische Unterschiede fallen in dem Moment weg, in dem deutsche Männer und Frauen sich zur Verwirklichung ihrer Heimstättensehnsucht zusammenschließen.

Derjenige Staatsmann, dem es gelingt, alle landhungrigen und siedlungsgewillten Kräfte des deutschen Volkes zusammenzufassen und in der Richtung auf das Ziel ihrer Sehnsucht in Bewegung zu setzen, dem wird es auch gelingen, unser Wirtschaftsleben wieder erfolgreich in Gang zu bringen, die Arbeiterschaft in den Quellgebieten der Urproduktion zur Steigerung der Gewinnung von Bodenschätzen anzuhalten und dadurch die Industrie mit den wichtigsten Rohstoffen zu versehen.

In meiner Schrift „Gebot der Stunde“ [1]) habe ich ausdrücklich folgendes hervorgehoben: „Die Regierung würde mit einem Schlage die gesamte Frage der Hebung unseres Wirtschaftslebens durch Steigerung der Kohlenförderung

[1]) Deutsche Landbuchhandlung, Berlin.

und Beschleunigung der Eisenbahnreparaturarbeiten lösen können, wenn sie sich dazu entschlösse, die Mittel der Erwerbslosenfürsorge mehr produktiv anzulegen, zum Beispiel als Prämien für Ansiedlung Erwerbsloser in den Bergbezirken.

Würde der Staat nun noch weiter gehen und in allererster Linie die Baukostenüberteuerungszuschüsse nur für die Kohlen- und Kalibergarbeiter und die Siedlungslustigen in den Eisenbahnreparaturwerkstätten bewilligen, so würde die Bautätigkeit in der Nähe dieser volkswirtschaftlich so ausschlaggebend wichtigen Betriebe ganz außerordentlich gefördert und damit Unterkunftsmöglichkeiten in größtem Maßstabe geschaffen werden können.

Der zug- und hubkräftige Hebel zur Wiederbelebung unseres Wirtschaftslebens ist das Siedlungswerk, und der Punkt, an dem er zuerst mit aller zu Gebote stehenden Kraft angesetzt werden muß, die Kohlen- und Kalibergwerke und die Eisenbahnreparaturwerkstätten."

Zweifellos, das Werk ist schwierig, aber durchführbar, denn es wird immer gelingen, die breite Masse der Arbeiter dafür zu gewinnen, wenn sie weiß, daß sie in den Besitz von Land und einem eignen Heim auf eigner Scholle gelangt.

Folgendes möchte ich noch erwähnen: Im Sommer können die Siedler ihre freie Zeit nutzbringend auf ihrem eignen Gartenland verwenden, aber wir müssen darauf sinnen, ihnen auch im Winter noch eine Beschäftigung zu geben, die ihre freie Zeit, produktive Werte schaffend, ausnutzt. Über das „wie" hat Ingenieur Kurt Krone, mit dem ich in enger Fühlung stehe, seine Gedanken in einem Aufsatz in der „Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure", Jahrgang 1919, Seite 449, treffend niedergelegt.

Etwa ein Viertel Morgen von den zwei Morgen Siedlungsland bearbeitet der Siedler gartenbaumäßig; die übrigen einundeinhalb Morgen werden in der ganzen Kolonie gemeinsam bearbeitet. Es ist selbstverständlich, daß wir auch der Kleintierzucht unsere Aufmerksamkeit zuwenden werden.

Auch die ländliche Siedlung ist zweifellos wichtig und notwendig, aber es ist mir nicht möglich, mich zu gleicher Zeit mit zwei wichtigen Fragen zu beschäftigen; ich habe mich zunächst nur auf die Industriearbeitersiedlung werfen können. Großen Wert legen wir auf die verständnisvolle Mithilfe aller an einem Werk Beteiligten. Jeder von uns muß aus sich selbst heraus schaffen und nur an dem einen Grundgedanken festhalten, dem eignen Heim auf eigner Scholle als erster und wichtigster Etappe auf dem weiten Wege zum Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens.

Das eine möchte ich noch betonen, daß die zur Siedlung in staatlichen Mooren angesetzten ehemaligen Freikorps in erfreulichster Weise die Kulturarbeit aufgenommen haben und von ihren Putschgelüsten endlich absehen. Es ist selbstverständlich, daß wir nach Möglichkeit die alten Verbände, alte Kameradschaften zusammenhalten müssen, um ein erfolgreiches Arbeiten zu erzielen.

Die Tätigkeit der Heimstättengesellschaft Neu-Deutschland m. b. H. zu Völpke, Kreis Neuhaldensleben

Von

B. Stiegemann

Was ist aus „Neu-Deutschland" seit Gründung der Gesellschaft im vorigen Sommer geworden? Über die Arbeit im Bergwerke zur Siedlung hieß die Losung, also die Arbeitslosen dorthin werfen, wo die Volkswirtschaft am dringendsten Hilfe braucht. Das war dabei die allgemeine Idee. Und dann in Kameradschaft in der arbeitsfreien Zeit einander beim Bau des eigenen Häuschens zu helfen, das war die andere Hälfte, die auf den einzelnen Arbeitskameraden gewandte Absicht.

Aus dem Volksganzen brauchte Schmude die Menschen. Vom Reich und Staat mußten gesetzliche Handhaben zur Landentnahme vorhanden sein. Geld sollte vom Staat, von Gemeinden und Werken aufgebracht werden. Aber es ging alles nicht so, wie es Schmude sich wünschte. Seine Arbeitskameraden fühlten sich in den unfreundlichen Baracken immer unbehaglicher. Schmude mußte immer wieder die ihm besonders eigene Führerkraft einsetzen, um die Leute zu vertrösten und zu beruhigen. Doch alle ließen sich nicht hinhalten, sondern wie sie kamen, so gingen sie auch wieder, und so ist die Schar zurzeit auf achtzehn herabgesunken. Es sprang aber bei der Gelegenheit der Funke: „Durch Arbeit zur Siedlung" und „Eigenes Heim auf eigener Scholle" auf die ortsansässigen Berg- und anderen Arbeiter in den Dörfern Völpke und Umgegend über. Sie kamen zu Schmude und erklärten, sich seiner Bewegung anschließen zu wollen. Es handelte sich sogleich um mehrere Hunderte, die Land haben und bauen wollten, und um etwa tausend, die nur Siedlungsland suchten. Bald wurde dieser Anschluß der heimischen Bevölkerung wichtiger als alle vorgefaßten Pläne. Schmude wußte aber der Veränderung in der Zusammensetzung seiner Gefolgschaft Rechnung zu tragen.

Die nächste Sorge war das Geld. Die meisten Leute behaupteten, daß das Bauen so furchtbar teuer wäre und sie deshalb lieber warten wollten, bis bessere Zeiten eintreten würden. Schmude und sein damaliger Mitarbeiter, Regierungsbaumeister Köster, hielten es aber zur Linderung der dringenden

Wohnungsnot für durchaus erforderlich, daß einmal der Anfang mit dem Bauen gemacht werde. Sie traten mit ihrem Siedlungsplan an das Volkswohlfahrtsministerium heran und verlangten zunächst die Zusicherung von Überteuerungszuschüssen für etwa hundert Heimstätten. Es wurden auch vom Reich und vom preußischen Staat 1 200 000 Mark zurückgestellt. Auch von der Braunschweigischen Regierung sind einschließlich des Reichszuschusses 300 000 Mark Überteuerungszuschüsse in Aussicht gestellt. Die Gebelust der Gruben war nicht besonders. Die Kohlengruben lehnten eine Beteiligung überhaupt ab, weil sie die Schmudesche Idee für undurchführbar hielten, stellten aber unter bestimmten Bedingungen Gewährung eines zinslosen Darlehens in Aussicht, während die Kaliwerke wie die Braunschweigischen Behörden dem Gedanken der Siedlung sympathisch gegenüberstanden. Die Gemeinden wollten das letzte Viertel der Überteuerungskosten nicht übernehmen. Es konnte unter diesen Voraussetzungen eine Siedlung aber nur zustande kommen, wenn die Baukosten eine erhebliche Einschränkung erfuhren. Die Siedler selbst sollten etwa 1500 Mark auf ihre Stelle anzahlen. Etwa ein Fünftel der Baukosten mußten sie also durch ihre Selbsthilfe bei der Bauarbeit aufbringen. Sie bildeten daher feste Arbeitsgemeinschaften, indem sie sich vertraglich zu gegenseitiger Hilfe verpflichteten.

Es war nun vor allen Dingen wichtig, wenn man den Siedlungsgedanken in die Tat umsetzen wollte, einen geeigneten Rechtsträger des Siedlungsunternehmens zu schaffen. Zuerst gründete man als Unterbau die Siedlungs- und Arbeitsgemeinschaft Neu-Deutschland als eingetragenen Verein, tat aber zugleich Schritte, um eine Siedlungs- und Baugesellschaft ins Leben zu rufen. Nach vielen vergeblichen Verhandlungen mit den Behörden und Werken konnte endlich am 27. Januar 1920 die Heimstättengesellschaft Neu-Deutschland als G. m. b. H. gegründet werden. Ihr Stammkapital beträgt 85 000 Mark. Gesellschafter sind:

1.	Der Braunschweigische Staat	10 000 Mark
2.	Der Kreis Helmstedt	5 000 „
3.	Die Stadtgemeinde Helmstedt	3 000 „
4.	Die Stadtgemeinde Braunschweig	5 000 „
5.	Die Braunschweigische Siedlungsgesellschaft mit beschränkter Haftung	5 000 „
6.	Die Kaliwerke Ummendorf-Eilsleben, Aktiengesellschaft	10 000 „
7.	Die Gewerkschaft Burbach	5 000 „
8.	Die Siedlungs- und Arbeitsgemeinschaft Neu-Deutschland, eingetragener Verein	40 000 „
9.	Hauptmann Detlef Schmude	2 000 „

Der preußische Staat hat seine Beteiligung bis zu 200 000 Mark ebenfalls zugesagt, sich jedoch bisher noch nicht beteiligt. An seiner Stelle soll die Mitteldeutsche Heimstätte, Wohnungsfürsorgegesellschaft für die Provinz Sachsen, sich bei unserer Gesellschaft beteiligen. Die Verhandlungen sind angebahnt, und falls der Aufsichtsrat dieser Gesellschaft dem Vorschlage des Vorstandes zustimmt, wird eine Beteiligung in Höhe von 50 000 bis 60 000 Mark in absehbarer Zeit erfolgen.

Auch der Kreis Neuhaldensleben will sich laut Kreistagsbeschluß vom 26. Mai 1920 zunächst mit 15000 Mark beteiligen. Der Kreis hat mit Rücksicht auf die Geschäftsunkosten von der Gründung einer Kreissiedlungsgesellschaft abgesehen. Zweck der Heimstättengesellschaft ist die Förderung von Kleinsiedlungen im Bereich des Helmstedter Braunkohlen- nnd Kaligebietes, insbesondere die Beschaffung und Erschließung von Bau- und Gartenland, sowie die Herstellung und Verwertung von Heimstätten vorzugsweise für die im Bergbau, in der Industrie und im Bauwesen tätige Arbeiterschaft. Daneben soll das Unternehmen auch der Hebung bestehender Kleinbetriebe dienen, soweit es zur Förderung von Siedlungen von Arbeitern der erwähnten Art zweckmäßig erscheint.

Nicht im Bergbau Beschäftigte sollen angesiedelt werden, soweit es im Interesse des Siedlungsgebietes liegt und es sich um Stellen bis zu einem halben Hektar Größe handelt.

Die Gesellschaft übt ihre Tätigkeit nach kaufmännischen Grundsätzen in gemeinnütziger Weise aus, mit der Maßgabe, daß eine ausreichende, jedoch nicht mehr als fünf vom Hundert betragende Verzinsung der Stammeinlagen angestrebt wird.

Die Vergebung der Heimstätte muß unter Bedingungen geschehen, die sie ihrer Bestimmung entsprechend erhält und ihre Veräußerung in gewinnsüchtiger Absicht durch Eintragung eines Wiederverkaufsrechts im Grundbuch und dergleichen ausschließt.

Geschäftsführer sind: Direktor Stiegemann und Architekt Schürgels. Vorsitzender des Aufsichtsrates ist Hauptmann Schmude.

Die Heimstättengesellschaft arbeitet zurzeit in Völpke, Barneberg, Sommersdorf, Sommerschenburg, Beendorf, Alleringersleben, Harbke, Ueplingen und Frellstedt, um Heimstätten zu errichten. In verschiedenen anderen Orten schweben noch die Verhandlungen wegen Erwerbs von Bau- und Gartenland. In Völpke sind wir jetzt dabei, noch bis zum Oktober im ganzen einundzwanzig Heimstätten zu errichten. Das Land hierzu ist von dem Bezirkswohnungskommissar auf Grund der Verordnungen vom 15. Januar 1919 und 9. Dezember 1919 enteignet worden. In den anderen Orten, wo wir jetzt siedeln, haben wir es an zwei Stellen freiwillig dadurch bekommen, daß der angrenzende Großgrundbesitzer großzügig uns Austauschland für die beiden Bauern zur Verfügung gestellt hat, die das Land hergegeben haben. In den anderen Orten ist das Land unter dem Druck des Bezirkswohnungskommissars von bäuerlichen und Großgrundbesitzern freiwillig abgegeben worden. Nur in Frellstedt mußte auch die Enteignung erfolgen. Im ganzen hat die Gesellschaft bis jetzt zweihundertvierundvierzig Morgen Bau- und Gartenland erworben. Der Preis ist ganz verschieden, er schwankt zwischen 750 Mark und 2500 Mark je 25 ar. Das Land ist durchweg an Straßen und in unmittelbarer Nähe der Ortschaften gelegen, um Straßenbaukosten und Aufwendungen in öffentlichrechtlicher Beziehung zu vermeiden.

Unsere Hoffnungen auf das Reichssiedlungsgesetz und die Landlieferungs-

verbände haben sich leider nicht erfüllt, und sie werden sich auch anscheinend nie erfüllen, wenn das R. S. G. in seiner jetzigen Fassung bestehen bleibt. Die Enttäuschungen bei den landhungrigen Arbeitern und kleinen Besitzern darüber sind groß. Wir alle hatten geglaubt, daß es möglich sein würde, mit Hilfe des Landlieferungsverbandes aus jedem großen Gute Siedlungsland bis zu einem Drittel der Fläche über vierhundert Morgen zu entnehmen. Wie mir mitgeteilt worden ist, sollen aber nur ganze Güter zur Schaffung neuer Ansiedlungen und zur Hebung bestehender Kleinbetriebe angekauft oder enteignet und aufgeteilt werden können. M. E. wird die so dringend notwendige innere Kolonisation nur dann den Wünschen der großen Masse einigermaßen entsprechen, wenn man den ganzen bäuerlichen Besitz mit hineinzieht und ein großzügiges Umlegungsverfahren durchführt. Wie denkt man sich denn praktisch die Hebung der bei Völpke und Umgegend, also in der Nähe des über fünftausend Morgen großen Gutes Sommerschenburg bestehenden Kleinbetriebe, wenn der Landlieferungsverband beispielsweise bei Magdeburg oder Halle mehrere Güter aufkauft, sie zu Siedlungszwecken zur Verfügung stellt und dadurch seiner ganzen Lieferpflicht in der Provinz Sachsen genügt hat?

Ich komme nun auf den wichtigsten Punkt, und der ist das Bauen von Heimstätten. Die Siedler treten selbst als Bauherren auf. Die Gesellschaft besorgt ihnen die Überteuerungszuschüsse oder Reichsdarlehen und gibt ihnen auf die zu erwartenden Rentenbriefe Bauvorschüsse. Nur wer einmal persönlich genötigt war, den bei Beantragung und Zahlung von Überteuerungskostenzuschüssen und Reichsdarlehen üblichen Bürokratismus und Formalismus kennen zu lernen, kann sich einen Begriff von den Schwierigkeiten und Zeitversäumnissen machen, die bei Siedlungsgesellschaften unter Staatsaufsicht ganz unangebracht sind.

Da bisher vom Preußischen Wohlfahrtsministerium, obgleich es bereits seit November 1919 die städtische beziehungsweise Industriearbeitersiedlung an sich gerissen hat, eine Beleihungsstelle ähnlich der Rentenbank nicht geschaffen ist, hat sich das Preußische Landwirtschaftsministerium in dankenswerter Weise bereit erklärt, die Heimstättten der Gesellschaft auf die Rentenbank zu übernehmen, und die Preußische Staatsbank (Seehandlung) gibt auch entgegenkommend bis auf weiteres den Zwischenkredit wie bei den großen Landgesellschaften. Es ist jetzt aber dringend erwünscht und nötig, daß eine Beleihungsanstalt für unsere Siedlungen wie überhaupt für die Industriearbeitersiedlungen umgehend geschaffen wird, damit eine höhere Beleihung als die jetzt vom Landwirtschaftsministerium zugelassene, für Wohn- und Stallgebäude auf 11000 Mark auslaufende, erfolgen kann.

Zurzeit sind in Völpke vier Heimstätten im Rohbau fertig, vier weitere sind schon über das Kellergeschoß hinaus. Außer den einundzwanzig Heimstätten in Völpke sollen noch in den anderen Ortschaften zusammen etwa vierzig Gehöfte in diesem Jahre errichtet werden. Mit dem Bau ist auch dort

bereits begonnen. Es wird uns dies alles aber nur dadurch möglich, daß wir Altmaterial aus abgebrochenen Ziegeleien und Heeresbaracken zu angemessenen Preisen ankaufen konnten. Will man der dringenden Wohnungsnot aber wirklich energisch abhelfen, und wollen wir unser Werk fortsetzen, so müssen von Reich und Ländern Wege gezeigt werden, um Baumaterial zu angemessenen Preisen zu erhalten. Die Selbsthilfe allein kann das Allheilmittel auch nicht sein. Die Ersatzbauweisen haben sich nach unseren Erfahrungen noch nicht so durchsetzen können, daß sie den Wünschen derjenigen, die Heimstätten haben wollen, entsprechen.

In allen unseren Siedlungsgebieten trägt die Selbsthilfe schon ihre Früchte. Es ist jedenfalls mit einer Ersparnis von ein Fünftel der Baukosten zu rechnen. Endgültige Zahlen kann ich noch nicht nennen. Wir rechnen in Völpke mit der Baukostensumme von etwa 38000 Mark je Haus und Stall auszukommen. Bei den in anderen Orten zum Teil in Lehmquadern oder in Bruchsteinen in Angriff genommenen Gebäuden wird sich diese Summe wohl verschieben, auch dort, wo die Siedler aus einem versunkenen Schacht Bruch- und Mauersteine kostenlos zum Abbruch zur Verfügung gestellt bekommen haben. In den 38000 Mark sind auch die von den Siedlern selbst beschafften Öfen, Herde, Eisenträger, Beschläge, Pumpen usw. enthalten. Diese Gegenstände haben einen Wert von zusammen 6000 Mark. Durch die Selbsthilfe werden rund 6000 Mark aufgebracht, so daß rund 26000 Mark zu decken bleiben. Hierauf sind 12750 Mark Überteuerungskostenzuschüsse bewilligt und 1500 Mark angezahlt. Es bleiben danach rund 12000 Mark zu verzinsen neben dem Landkaufpreise.

Die Heimstättengesellschaft Neu-Deutschland ist mit allen Kräften bestrebt, ihre Geschäftsunkosten niedrig zu halten, um die Heimstätteninhaber nicht zu belasten. Sie hat ihre Geschäftszimmer deshalb in einer von einem Pionierkommando am Bahnhof Völpke aufgestellten, gemieteten alten Militärbaracke untergebracht. In dieser Baracke wohnt auch Schmude bei seiner Anwesenheit in Völpke. Die Direktoren Stiegemann und Schürgels, ein kriegsbeschädigter Bautechniker und die Stenotypistin Fräulein Weltzer bewältigen zurzeit die große Arbeit, die mit dem Siedlungswesen verbunden ist. Alle arbeiten nicht mit der jetzt üblichen Besoldung, sondern haben niedrigere Einkünfte. Sie finden ihre Befriedigung in der Genugtuung, daß sie für ihre Mitmenschen und am Wiederaufbau des Vaterlandes mitarbeiten können. Schmude und seine oft genannten Mitarbeiter Fleischer und Kabelitz beziehen keinerlei Besoldung aus der Gesellschaftskasse, sie leisten aber der Gesellschaft unzählige große Dienste. Die Siedler und die Geschäftsführung der Heimstättengesellschaft Neu-Deutschland sind besonders Herrn Schmude zu dauerndem Dank verpflichtet. Er hat weder Wind noch Wetter, weder Tag noch Nacht gescheut, wenn er etwas zu erreichen hoffte. In seiner Bescheidenheit rechnet er aber nicht auf irgendwelchen Dank. Er bleibt vielmehr seinen Grundsätzen treu:

„Tue recht und scheue niemand."

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst."

Der körperschaftliche Gedanke

Von

Max Hildebert Boehm[1])

Es geht uns hier nicht um die Menschheit, es geht uns nicht um Europa, es geht uns nicht um einzelne Schichten und Stände oder gar um Personen: es geht uns allein um die deutsche Nation, die als Leibeinheit durch die Weltkatastrophe gefährdet und mit Zersetzung, Versprengung und Vernichtung bedroht ist. Für diese unsere Nation schien durch das Reich von 1871 ein Lebenszentrum geschaffen, das ihr die äußere Daseinsform in der Welt gewährleisten wollte. Das Werk Bismarcks war kein Ende, sondern ein Anfang, der die Entwicklung in eine bestimmte Richtung drängte. Dieses Werk ist vernichtet; die staatliche Notform, in der wir gegenwärtig fortvegetieren, ist der verwesende Kadaver eines Staatsgebildes, das als solches nicht wiedererstehen wird. Die Aufgabe ist elementar. Die Stützen des alten Reiches sind zerbrochen, das neue Gemeinwesen muß organisch aus Urzellen aufwachsen, die heute als revolutionäre Neugebilde erscheinen mögen, obschon sie im Schoße unserer urtümlichen nationalen Überlieferung ihren Ursprung haben.

Die soziale Keimzelle des neuen Gemeinwesens ist die Körperschaft. Die Grundanschauung, von der wir ausgehen, ist, wenn wir es so nennen wollen, ein organisch-konservativer Sozialismus, für den wir den Namen Korporativismus vorschlagen. Diese Bezeichnung ist geschichtlich und politisch unbelastet und stellt den Urbegriff der Körperschaft entschlossen in den Mittelpunkt einer kraftvollen Politik des Aufbaues, an deren Erfolge sich Wiedergeburt oder Zerfall des deutschen Volkslebens entscheiden wird.

Körperschaft bezeichnet uns jenseits aller formaljuristischen Überspitzung ein soziales Urgebilde, in dem eine Mehrheit von Personen bewußt zu einer leibhaften Lebens-, Willens- und Tatgemeinschaft verschmolzen ist. Genossenschaft hebt noch allzusehr auf Vielfalt der Willensträger, auf Willkür der Übereinkunft und auf Lösbarkeit der Bindung ab. Gefolgschaft wiederum betont die Zuspitzung im individuellen Führertum, verinnerlicht lediglich den äußeren Herrschaftszwang zur Suggestivgewalt der leitenden Persönlichkeit. Wir wollen weder Freiheit der Bindung, noch die Geltung des überragenden Führers in Zweifel setzen, beziehen vielmehr beides in den körperschaftlichen Gedanken ein, der uns die Synthese beider Prinzipien in einer höheren Mitte

[1]) Dieser Aufsatz bildet einen Teil der Schrift „Körperschaft und Gemeinwesen", die später in der von dem Verfasser herausgegebenen Sammlung „Grundbegriffe der Politik" (K. F. Koehler, Leipzig) erscheinen wird. Dr. Boehm gehört zum Kreise der Jungen, dessen vornehmliches Organ die Wochenzeitung „Gewissen" ist.

bedeutet. Körperschaft stellt das Verhältnis von Führern und Genossen auf die tragenden Pfeiler von Verantwortung und Entsagung des unzulänglichen Einzelwillens vor dem starken Lebenswillen der Gemeinschaft. Das Leibsymbol, das Gliederung in sich einschließt, weist dem freien Einzelwillen ein Ziel, das ihn über sich hinaus durch Vielfalt zur Einheit, durch Einfügung zur Bewährung, durch Verzicht zur Leistung und damit in einem höchsten Sinne durch Bindung zur Freiheit hinaufführt.

Korporativismus ist ein umfassendes Lebensprinzip, das seine Bewährung auf allen Lebensgebieten findet. Sein schärfster Gegensatz ist der westeuropäisch-neuzeitliche Individualismus, der überall vom Einzelnen, seinen Ansprüchen, Interessen und Willkürakten ausgeht und diese als oberstes Ziel des Lebens hinstellt. So unterscheidet zum Beispiel der Präsident Wilson mit scharfem Blick seinen Staat von dem preußischen, indem er feststellt, daß in Preußen-Deutschland das Individuum für den Staat, in Amerika der Staat für das Individuum da ist. Diese Grundanschauung der westlichen Zivilisation wird von unseren Westlern in kritikloser Anbetung übernommen. Die liberale Weltanschauung kommt nicht zu echter Gemeinschaft, sondern bleibt in lose und willkürlich gefügter Gesellschaft stecken, weil der Egoismus des Einzelnen auch für sie der einzig feste Orientierungspunkt ist. Liberalismus ist eine Sache erhitzter Köpfe und kalter Herzen. Er ist eine Angelegenheit des klügelnden Verstandes und seiner billigen, in der Tiefe unwahren Formallogik, die noch Kant anerkannte, und die erst Hegel durchschaute und überwand. Gegen das Vernünfteln des Westlertums stellt der Korporativismus eine übervernünftige Triebkraft. Es ist die Kraft, aus der Gemeinschaft wird. Der Einzelwille muß sich an einem Punkt brechen, um sich in einem höheren Gemeinwillen wiederzufinden, damit Gemeinschaft werden kann. Was mit diesem korporativen Urerlebnis gemeint ist, versteht jeder, wenn man an Ehe und Familie erinnert. Noch in der Leidenschaft, die Mann und Weib zueinander treibt, liegt ein sehnsüchtiger, der Befriedigung bedürftiger Individualismus beschlossen. Das Sinnbild für das Neue, für den korporativen Gemeinwillen ist das Kind. Für die individuelle Leidenschaft der beiden liegt darin ebenso viel Verzicht wie Erfüllung und Überhöhung. Die fortzeugende Familie, die die Zeit überwindet und durch Lebensleistung über Lebensentsagung in neue und junge Lebensgewähr weiterwächst, ist das schönste und tiefste Sinnbild einer organischen Leibeinheit, in der sich der korporative Grundgedanke offenbart.

Man hat in unseren Tagen versucht, neben der Familie auch den Männerbund organisch-vital zu verankern. Wir wollen uns an dieser Stelle nicht zu den im einzelnen nicht unbedenklichen Blickrichtungen äußern, aus denen heraus diese Verankerung erfolgt ist. Immerhin müssen wir sie als ein Anzeichen dafür buchen, daß der korporative Grundgedanke ungenannt das Denken der Zeit in breiterem Ausmaße beherrscht, als es scheinen möchte. Das Herausstreben aus dem Individualismus, der Überdruß am Westlertum ist im Instinkt der Zeit durchgängig aufzuweisen und ragt von da aus auch in

ihre theoretischen Bemühungen hinein. Gerade dort freilich sind die überkommenen Denkgewöhnungen westlerischen Gepräges noch sehr stark und stemmen sich gegen den Irrationalismus der korporativen Gesinnung. Wie es mit den vitalen Urgründen der „Männerbünde" bestellt sein mag, daß korporatives Grundempfinden in der alten Armee, in studentischen Korporationen, in den Gewerkschaften, in den Berufen, ja in manchen kleinen und kleinsten Vereinen die tragende Kraft und das bestimmende Lebenselement ist: diese Tatsache ist nicht abzustreiten. Die Art und Weise, wie wir innerlich Regimentskameradschaft, Berufskollegialität, ja selbst Vereinsbruderschaft und Parteigenossenschaft auffaßten, war vielfach im besten Sinne korporativ. Und nicht in Satzungen und Programmen, sondern in diesem korporativen Einheitsbewußtsein lag die Kraft dieser Organisationen. In der Wirklichkeit, wo er lebt und schafft, müssen wir den Korporativismus aufsuchen, wir müssen erkennen, wie er organisch die Willkür der ursprünglichen Bindung überwindet und echte Leibeinheit erzeugt, wir erinnern uns, wie im Felde der Korporativismus vor den Augen des Todes seine herrlichste Vertiefung und Bewährung erfuhr, und wir sollen uns bewußt werden, wie mitten durch Theorien und Doktrinen hindurch im korporativen Gemeinempfinden die besten Überlieferungen unseres Volkstums in die Wirklichkeit durchbrechen; dann erst erleben wir in der Tiefe die umgreifende Bedeutung des korporativen Gedankens für die Neugestaltung unseres zersetzten Gemeinlebens. Korporativismus will erlebt werden. Alsdann gehen uns die Augen dafür auf, daß wir den Korporativismus alle kennen, daß wir nur in unsere eigenen Erfahrungen zu blicken brauchen, um ihm dort allenthalben zu begegnen. Bloß in unser Bewußtsein war er nicht gedrungen. Und wir hatten nicht genügend erkannt, welche schöpferische Kraft im körperschaftlichen Gedanken gerade für unsere Zeit verborgen liegt. Wir vereinten sogar vielfach den Korporativismus des Instinkts mit dem westlerischen Rationalismus des Kopfes, ohne auf den seltsamen Widerspruch aufmerksam zu werden. Nicht vom Kopf, sondern vom Herzen her, nicht aus Doktrinen, sondern aus Gesichten und Instinkten muß die Erneuerung der deutschen Wirklichkeit erfolgen.

Aber eben diese Klärung der Triebe, die wir von der korporativen Idee erhoffen, darf uns für ihre inneren Gefahren nicht blind machen. Oft genug in der deutschen Geschichte hat der falsch gerichtete und vor allem der nicht zu Ende gedachte und gewollte Korporativismus eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Im körperschaftlichen Gedanken liegt die Gefahr beschlossen, daß sich Klüngel und Gruppen eng zusammen- und gegeneinander abschließen. Der Deutsche neigt seiner Naturanlage nach gar sehr zu einem solchen Korporativismus, der auf halbem Wege stehen bleibt. Und dann wird sein Segen in der Tat ins Gegenteil verkehrt, er wird zu einem schlimmeren Gärstoff innerer Zersetzung als selbst der formaldemokratische Obrigkeitsstaat, gegen den er heute zu Felde zieht. Nicht bei der einzelnen Körperschaft, bei diesem Beruf oder jenem Verein, bei dieser Gruppe oder jenem Kreis darf der

körperschaftliche Gedanke stehen bleiben. Wie der Egoismus des Einzelnen in der Körperschaft, der sozialen Urzelle, so muß der Egoismus der Einzelkörperschaft durch die Gesamtkörperschaft, durch die höhere korporative Einheit überwunden werden. Wahrer Korporativismus ist ein Prinzip, das an jedem Punkt über sich selber hinausweist, immer höhere und umfassendere Bindungen sucht, das als unerläßliches Nahziel sich die körperschaftliche Einung und Gliederung der ganzen Nation setzt und darüber hinaus, freilich nur auf dem Wege über die Nation, den Blick auf das erhabene Fernziel einer leibhaften körperschaftlichen Einung der Menschheit richtet. Der westliche Individualismus, der letzten Endes bloß den persönlichen Einzelwillen und das individuelle Sonderinteresse kennt, überspringt als Theorie alle körperschaftlichen Zwischenstufen. Er verkündet die Gleichheit aller Menschen und kann sich unter der Menschheit nichts anderes als die Summe aller Einzelindividuen vorstellen. Daß seit Jahrhunderten kaum mehr der ernsthafte Versuch gemacht worden ist, der Menschheit als Leibeinheit überhaupt nur ansichtig zu werden, daß die Gewinnung dieses Anblicks eine unendlich mühselige Aufgabe ist: das wissen westlerische Individualisten und Internationalisten nicht. Der letzten Endes anarchische Individualismus des Westens hat nicht nur die Völker zersetzt und ein Endalter der Massen angebahnt, sondern er hat den Blick auf die gegliederte Menschheit völlig versperrt. Einzig dem sieghaften Korporativismus könnte es auch in unserer Zeit noch gelingen, das verschränkte Blickfeld wieder freizumachen. Ein Korporativismus freilich, der im Dünkel der Gruppen, in partikularistischem Sondersinn, im Widerstreit der Klassen und Stände und damit in einer individualistischen Anarchie auf höherer Stufe stecken bleibt, verdient nicht den Namen, den er sich anmaßt, er ist in Wahrheit der Tod des korporativen Gedankens und führt nicht einmal zur Leibeinheit der Nation, viel weniger zu einem höheren Anblick der Menschheit, als etwa das Zerrbild des ententistischen Völkerbundes.

Die Gefahr darf nicht gering geschätzt werden. Schon einmal ist im ausgehenden Mittelalter der deutsche Korporativismus an ihr gescheitert. Die korporative Anarchie, zu der der Standesegoismus feudaler und zünftlerischer Gruppen, der sperrige Sondersinn von Städten und Städtebünden, die Verhärtung der Patriziate und der vielfache korporative Eigensinn überhaupt führte, hat ja gerade das neuzeitliche Prinzip des zentralistischen Herrschaftsstaates heraufgeführt, das auf deutschem Boden von Preußen aus sieghaft durchdrungen ist. In einem Zeitalter korporativer Erstarrung bedeutete diese Entwicklung einen geschichtlichen Fortschritt. Eine einfache Rückkehr zu Zunftzwang und feudaler Pairswirtschaft ist aus äußeren und inneren Gründen gleich unmöglich. Wenn trotzdem die Wiedergeburt aus dem alten körperschaftlichen Gedanken gesucht wird, ist der Trennungsstrich deutlich zu ziehen, der uns von der Vergangenheit und ihren überständigen Formen körperschaftlicher Volksgliederung trennt.

Auf dem Gebiete des Organisationszwanges freilich wird dieses Trennende nicht zu suchen sein. Das alte deutsche Recht kannte die bindende Verpflich-

tung, zum Thing zu erscheinen; der neuerdings auftauchende Gedanke des Wahlzwanges ist nur eine Erneuerung einer alten germanischen Gepflogenheit. Schon der Sozialismus, der eine erste Bresche in die individualistische Lebensanschauung riß, obschon er in seiner marxistischen Form selber mit westlerischen Gedankenresten stark belastet ist, hat den Gedanken des Organisationszwanges wieder aufgenommen. Von entscheidender Bedeutung für eine Überwindung der körperschaftlichen Anarchie ist nun neben der höheren Gliederung der Körperschaften eine mannigfache korporative Eingliederung ein und derselben Person. Es ist dies zugleich der Weg, auf dem das westlerische Gleichheitsprinzip wirklich von innen her organisch überwunden werden kann. Je mehr soziale Betätigungsrichtungen der Einzelne hat, je mehr Organisationen er eingegliedert ist, desto vielfältiger ist auch sein indirekter Einfluß auf die Selbstverwaltung des Volksganzen, sobald der einseitig bestimmende Einfluß der Parlamente gebrochen ist und alle diese einzelnen in sich gestuften Körperschaften einem umfassenden korporativen Gesamtgefüge der Volksgemeinschaft organisch eingegliedert sind. Die öffentlichen „Rechte" des Einzelnen durchdringen sich dadurch aufs innigste mit seinen Pflichten und Verantwortungen und kommen in ihrem Ausmaße zu ihnen in eine feste Wechselbeziehung. Diese Entwicklung ist durch die kommunale und ländliche Selbstverwaltung bereits angebahnt, bedarf jedoch noch einer weitgehenden Steigerung und Systematisierung. Zugleich muß die großkörperschaftliche gesamtständische Verstrebung der Einzelkörperschaften so angelegt werden, daß den Gefahren der Anarchie und Vereinzelung gesteuert, und daß die in ihrem Wesen untrennbare Einzelperson zur festen Klammer des korporativen Gesamtgefüges wird.

Entscheidend für die körperschaftliche Neugestaltung des Volksganzen ist die Führerauslese. Es gibt zwei Arten der Wahl, die man als Heraufwahl und Hinaufwahl unterscheiden kann. Der westlerische Demokratismus kennt nur die Hinaufwahl, und der Sozialismus hat auch diesen liberalen Grundgedanken wie viele andere kritiklos übernommen. Der monarchische Herrschaftsstaat ergänzte hingegen seinen Regierungsapparat einseitig durch individuelle Heraufwahl. Die Übersteigerung des Hinaufwahlprinzips führt, wie das Beispiel aller westlichen Staaten, insbesondere das Amerikas, zeigt, zu einem fürchterlichen Anwachsen der Korruption. Auch der Bolschewismus ist darin durchaus westlerisch verseucht, obgleich bei ihm noch die zaristischen Gewöhnungen hinzukommen. Die Heraufwahl wiederum birgt in sich die Gefahr von Grüppchen und Günstlingswirtschaft; unsere 1918 regierungsfähig gewordenen Mehrheitsparteien haben sich davon noch viel weniger freizuhalten vermocht, als der alte, gesellschaftlich stark gebundene Herrschaftsstaat. Dennoch liegt in der Berücksichtigung menschlicher Beziehungen, die für ein organisches Zusammenarbeiten von sehr großem Wert sein können, ein Moment des Ausgleichs gegenüber einer allzu mechanischen Sachlichkeit. Und immer ist das Protektionswesen im Vergleich zur Korruption einer hinaufgewählten Bureaukratie das geringere Übel. Ein organischer Korporativismus wird also in der

Form körperschaftlicher Selbstergänzung durch Zuwahl die Heraufwahl zum mindesten mit in das Ausleseſystem hineinnehmen müſſen, wenn er nicht einen Rückfall in das individualiſtiſche Weſtlertum erleben will. Seine Aufgabe iſt es, direkte und indirekte, Hinauf- und Heraufwahl, Ernennung und Beauftragung in ein kunſtvolleres und übrigens auch ehrlicher zugeſtandenes Gefüge zu bringen, als es die ſimple und dabei verlogene Theorie des Weſtlertums zuwege gebracht hat. Auch unſer Parteiparlamentarismus, der ſich heuchleriſch allein zu direkter Hinaufwahl bekennt, arbeitet mit indirekter und mit Hinaufwahl, da die Wahlkandidaten zumeiſt über den Kopf der Urwähler hinweg von den Parteivorſtänden und der Parteibureaukratie ernannt werden. Das Überwuchern von Parteibeamten in den neuen Parlamenten zeigt zudem, daß es ſich bei der angeblich direkten Hinaufwahl durch das „Volk" (alias Stimmvieh) tatſächlich in weitem Maße um eine Selbſternennung der Parteibureaukratie zu „Abgeordneten des Volkes" und Portefeuilleanwärtern handelt. Zumal beim proportionalen Liſtenſyſtem verfügt jede Partei ſchon durch die Reichsliſte über eine ganze Anzahl ſicherer Plätze, die ſie wie Pfründen ihren Günſtlingen vergeben kann, wobei neben der Korruption auch hier dem Protektionsweſen Tür und Tor offen ſteht.

Das Wichtigſte bleibt nicht der Mechanismus der Wahl, ſondern das Verhältnis von Führer und Gefolgſchaft im korporativen Gefüge. Die typiſche Verkalkung der Partei- und Gewerkſchaftsbureaukratie wie auch des ſtaatlichen Regierungsapparats iſt ein warnendes Beiſpiel. Die Aufgabe iſt, die Ausartung des Führertums zum Bonzentum organiſatoriſch nach Möglichkeit zu verhindern. Hier bietet ſich das marxiſtiſch-bolſchewiſtiſche Prinzip der „ſteten Abberufbarkeit" des „Volksbeauftragten" zur Prüfung dar. Es ſucht den Zuſammenhang zwiſchen Führer und Gefolgſchaft enger und verantwortlicher zu geſtalten. Von der Gefahr, die im Bonzentum liegt, iſt der Bolſchewismus theoretiſch völlig durchdrungen. Den Gegenpol, die Entartungserſcheinung des Volkstribunen, der auf dem Maſſenreſſentiment fußt, kann er nicht ſehen, weil er ſelber einſeitig mit dieſem Typ arbeitet. Die ſtete Abberufbarkeit ſchafft die Verſklavung des Führers an die Gefolgſchaft und verhindert die perſönliche Verantwortung vor der Sache, die der beſte überkommene Kern unſerer deutſchen Beamtengeſinnung iſt. Dem ſkrupelloſen Demagogen iſt ſelbſt der verſtaubteſte Geheimrat vorzuziehen. Zwiſchen den Extremen des Bonzen und des Volkstribunen gilt es die Syntheſe in einer höheren Mitte zu finden: dem echten Führer. Dem demokratiſchen Gedanken iſt durch ausſchlaggebende Bewertung der perſönlichen Geltung und Leiſtung, dem ariſtokratiſchen durch korporative Selbſtergänzung der Führerſchaft Rechnung zu tragen. Verwurzelung im Vertrauen der Gefolgſchaft iſt das weſentliche Merkmal, das das körperſchaftliche vom überkommenen obrigkeitlichen Gefüge trennt. Einengung auf das mechaniſche Hinaufwahlverfahren aber hat nichts mit echter Demokratiſierung zu tun, die mit wahrer Ariſtokratiſierung im Grunde eins iſt. Das unantaſtbare Zuwahlrecht des Führerkorps

kann übrigens mit dem Bestätigungsrecht und selbst einem gewissen Widerstandsrecht der Gefolgschaft so verschwistert werden, daß statt einer Einengung der sozialen Auslese vielmehr eine wirkliche Auswertung der mannigfaltigen sozialen Aufstiegsmöglichkeiten erzielt wird. So modern sich der Bolschewismus gibt: wirkliche Fortschritte über den westlerischen Auslesemechanismus hat er bisher nicht gebracht, vielmehr zeigt er gegenwärtig in Rußland einen Rückfall in die überkommenen Formen despotischer Selbstherrlichkeit, die möglicherweise in der Tat für Rußland noch auf lange hin die einzig beständhafte Organisationsform bleiben wird. Die Aufgabe fruchtbarer korporativer Neuschöpfung wird dadurch für das deutsche Gemeinwesen nicht verrückt. Und die Sympathien, die manche preußische Kreise der Mauserung Lenins zum „Dschingis-Chan" entgegenbringen, zeigen nicht eine Durchdringung der schöpferischen Kräfte, sondern lediglich eine Annäherung der Reaktion von rechts und links, mit der der hier vertretene aristokratisch-korporative Sozialismus nichts zu tun hat. Es zeigt sich an dieser Stelle auch, daß wesentliche Unterschiede übersehen wurden, als jüngst Preußentum und Sozialismus in allzu enge Nähe gerückt wurden. In der Reaktion treffen sich beide leichter als im gleichgerichteten Fortgang der geschichtlichen Entfaltung.

Noch an anderer Stelle erweist sich der Korporativismus als Überwindung des Westlertums in seinen individualistischen, sozialistischen und selbst bolschewistischen Spielarten. Für den abstrakten Rationalismus des Westlertums ist Montesquieus berühmte Lehre von der Gewaltentrennung bezeichnend. Aus der von der Theorie in die Praxis übertragenen Trennung der gesetzgebenden von der verwaltenden Macht ist der parlamentarische Kontrollgedanke erwachsen, der in der parlamentaristischen Regierungsform überwunden scheint, in der russischen Rätetheorie aber eine Erneuerung erfahren hat. Die formaldemokratische Theorie nimmt eine künstliche Scheidung zwischen Volk und Regierung vor, die in Wirklichkeit den Staatsabsolutismus nur begünstigt. Sie sperrt den Staat und seinen Regierungsapparat für das Gefühl gewissermaßen künstlich vom Volke ab, indem sie das Parlament als einzigen Ausdruck des „Volkswillens" anerkennt. Dieses Werkzeug gewinnt damit zunächst die Aufgabe, durch Kritik an der Regierung, durch Beeinflussung der Gesetzgebung und schließlich auch durch Eroberung der höchsten Verwaltungsposten eine Kontrolle an der Tätigkeit des Staates auszuüben. Dieser negative Kontrollcharakter war in unserer früheren Verfassung noch schärfer ausgeprägt, als in der jetzigen, wo die positive Verantwortung des Parlaments gesteigert ist. Aber nicht nur in den tief verwurzelten Gewöhnungen unserer verantwortungsscheuen Parlamentarier, sondern auch in der Praxis ist der negative Kontrollcharakter nicht überwunden. Er wird nicht eher überwunden werden, als der Gedanke der Gewaltentrennung entschlossen aufgegeben und damit die Volksvertretung in ein Selbstverwaltungsorgan umgewandelt wird. Die atomisierte Masse der abstrakt gleichen Urwähler freilich kann sich nicht selbstverwalten, sondern läßt sich von den Geheimoligarchien der Parteien

tyrannisieren. Selbstverwalten kann sich nur ein körperschaftliches Volksgefüge, wie es auch der radikale Sozialismus vor Augen hat, so sehr er den guten Grundgedanken in der Ausführung verzerrt, namentlich durch Rückfälle in den westlerischen Formaldemokratismus. Das wirkliche leibhafte Konkretwerden des Volksganzen sprengt die abstraktive Gewaltentrennung von selbst in die luftigen Räume, in denen Schlagwörterschwaden und dünne Theorien zu Hause sind.

Die Überwindung des Kontrollgedankens im Parlament wie in der Rätediktatur führt zur Abschaffung oder doch zur wesentlichen Einengung einer Form des innervolklichen Dualismus, die die politische Atmosphäre ganz besonders vergiftet. Der Kontrolleur ist der schlimmste und verhaßteste Tyrann, den es im Leben gibt. Er übernimmt nicht Mitverantwortung, steht nicht in der Solidarität der Arbeit, sondern er übt Kritik und rechnet ab. Sein Lebenselement ist das Mißtrauen. Mißtrauen aber versklavt, so wie Vertrauen belebt. Mißtrauen weckt Haß und Ressentiment, wie Vertrauen Liebe und Verantwortlichkeit. Oft waren große Führernaturen von Pessimismus und Mißtrauen, ja von tiefer Menschenverachtung erfüllt. Neben dem alten Fritz steht Napoleon und steht Bismarck. Organisiertes Mißtrauen aber, wie es die preußische Staatsmaschinerie zeigte, wie es namentlich auch in unserem Heeresorganismus sich auswirkte, verhütet sicherlich viel Übel, immer aber werden dabei auch neue Übel genährt und großgezogen. Ein kräftiger Schuß Mißtrauen in die menschliche Natur tut dem Politiker ohne Zweifel not. Übersteigerung und Verhärtung dieses Mißtrauens aber gehört insofern zu den volksfeindlichsten Kräften, als es auf eine fürchterliche Weise die Massenwerdung des Volkes fördert. In diesem Sinne freilich ist der Volkstribun, der nur mit der Kanaille rechnet und auf ihre Niedrigkeit spekuliert, der schlimmste Volksfeind, den es gibt. Der Sklavenhalter ist immer selber der niedrigste Sklave.

So offenbart sich vor unseren Augen der körperschaftliche Gedanke als ein tragendes Prinzip, das unendliche Möglichkeiten der Entfaltung und der Verschränkung in sich birgt. Des Ausbaues in aristokratischer oder in demokratischer, in aufbauender wie in zersetzender Richtung ist es fähig, es führt zum Chaos, oder es führt zum Kosmos. Wir sind uns der Verantwortung wohl bewußt, wenn wir die Neuordnung des deutschen Lebens auf einen Boden stellen wollen, der sich schon einmal als wenig tragfähig erwiesen hat. Wir verhehlen uns die Bedenken nicht, sondern suchen aus ihnen zu lernen. Wir glauben, daß der geschichtliche Durchgang durch den Individualismus und durch die Schule des Staates gewisse Sicherungen geschaffen hat, die die Wiederkehr mancher Ausartungen des Korporativismus verhindern können; wir verschließen uns freilich ebensowenig der Gefahr, die aus dem Hineinragen individualistischer Denkgewöhnungen in die korporative Zukunft erwachsen. Deutschland, so ist gesagt worden, war von jeher Gefahrland. Wir blicken der Gefahr ins Auge, mit reifem Bewußtsein treten wir als Volk und als Einzelne an die neuen Möglichkeiten und Aufgaben heran, die unsere Zeit der Verwirklichung des korporativen Gedankens bietet.

Fort mit dem Juristenmonopol!

Von

Wilhelm Franz

Wie auch die künftige Entwicklung der deutschen Staaten sich gestalten wird — sie werden ohne ein Berufsbeamtentum der höheren Verwaltung nicht auskommen. Auch das Staatswesen demokratischer Richtung kann den planmäßig erzogenen Berufsstand nicht entbehren. Selbstverwaltung ist nicht eine Geschäftsführung im Nebenamt oder durch Unkundige. „Selbstregierung" bedingt Männer, die das Geschäft gelernt haben. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß die Staatsregierungen ihren Beamtennachwuchs auch nur ein paar Jahre lang aus den Redaktionsstuben der Parteiblätter, aus Gewerkschaften und Kontoren entnehmen könnten. Das System des Zufalls, wie wir es mit steigendem Unbehagen seit Monaten sich ausbreiten sehen, kann nicht beibehalten werden. Von Ungelernten läßt sich das deutsche Volk nicht regieren; es verlangt Gelernte. Auch die Meister der Verwaltung fallen nicht vom Himmel. Wer Meister werden will, muß Lehrling und Geselle gewesen sein.

Das Verlangen nach Gelernten darf aber nicht so umgedeutet werden, wie es so oft schon früher und kürzlich wieder geschehen ist, wenn man forderte, die Regierung solle aus „Fachleuten" bestehen. Der Ruf nach den „Fachministern" ist eine Irreführung. Das gilt noch mehr bei der Forderung, die höheren Verwaltungsbeamten sollten verschiedenen Berufen entnommen werden — es sollten Juristen und Techniker und Kaufleute und andere die höhere Verwaltung bilden. Eine Forderung dieser Form ist ein Widerspruch in sich: man will den Angehörigen eines Berufes für einen andern Beruf haben; man will einen jungen Mann für einen Beruf vorbilden, um ihn in einem anderen Berufe zu verwenden. Ist das Menschenökonomie? Der Beruf der Verwaltung ist doch ebenso ein Beruf wie es der der Justiz, der Technik, des Handels ist. Für jeden Beruf ist Berufsvorbildung nötig — heute mehr denn je. Jeder Beruf hat seine Eigenart, verlangt besondere Begabung, besondere Schulung, besondere Erfahrung. Wer für den Kaufmannsberuf begabt und geschult ist, wer als Kaufmann Erfahrungen gesammelt und Erfolge aufzuweisen hat, sollte doch besser Kaufmann bleiben, statt in dem anderen Berufe der höheren Verwaltung wieder von neuem zu lernen. Wer

Ingenieur und ein guter Ingenieur geworden ist, ist als Fachmann der Ingenieurtechnik dem Volksganzen weit nützlicher und wertvoller, denn als Landrat, Bürgermeister oder Regierungspräsident.

Nein, mit der Versorgung aus anderen Berufsständen ist kein neues System der Beamtenerziehung möglich. Es soll aber etwas Neues geschaffen werden, und zwar sofort, weil allseits bereits vor dem Kriege eine Reform der bisherigen Auslese und Erziehung des Nachwuchses gefordert wurde.

Was ist die wirkliche Forderung der Zeit?

Vor dem Kriege und noch während des Krieges war in der Presse und in den Parlamenten immer wieder behauptet worden, dem Nachwuchs der höheren Verwaltung fehle es an Verständnis für das praktische Leben und der Fühlung mit den werktätigen Volksschichten. Das Regieren vom grünen Tisch habe überhandgenommen, die jungen Beamten seien ungenügend vorgebildet, es herrsche Bürokratismus und Assessorismus.

Zum letzten Male vor der Revolution ist das in einer Sitzung des preußischen Herrenhauses vom 19. Mai 1917 zum Ausdruck gekommen, als dort ein Antrag seines Mitgliedes, Professor Dr. Hillebrandt-Breslau, beraten wurde. Der Antrag bezweckte, wie der Berichterstatter ausführte, den „Verwaltungsbeamten einen besseren Einblick in das praktische Leben durch eigene Anschauung und eigene Arbeit zu geben". Deshalb sei es zweckmäßig, dem akademischen Studium der Anwärter „ein Jahr praktischer Tätigkeit in einem mittleren technischen oder landwirtschaftlichen Betrieb vorauszuschicken". Der Berichterstatter führte auch aus, die Kommission sei der übereinstimmenden Ansicht, daß die bisherige Vorbildung der Verwaltungsbeamten „den Bedürfnissen einer praktischen Schulung mit Einblick in die wichtigsten Zweige des praktischen Lebens nicht genügt". Der Antragsteller selbst begründete in der gleichen Sitzung seinen Vorschlag damit, daß unsere Verwaltungsbeamten zwar „juristisch und verwaltungstechnisch außerordentlich gut vorbereitet" seien, daß ihnen aber „die Fühlung mit dem Leben, mit der Psychologie des Lebens fehle"; deshalb: „wer über Pflug und Schraubstock regieren will, soll selbst eine Zeitlang hinter Pflug und Schraubstock gestanden haben".

Dieses Urteil des Herrenhauses steht in so guter Übereinstimmung mit den in der reichen Literatur geäußerten Ansichten, daß man wohl annehmen kann, die Verhältnisse seien damit treffend dargestellt. Man darf also hieraus Folgerungen ziehen und hiernach auch Vorschläge zu dringend nötiger Änderung machen.

Zuvor mag aber noch ein geschichtlicher Hinweis geboten sein.

Die planmäßige Schulung von höheren Verwaltungsbeamten der allgemeinen Verwaltung begann im achtzehnten Jahrhundert. In Preußen war es Friedrich Wilhelm der Erste, der nicht nur auf die Auswahl tüchtiger Anwärter, sondern auch auf ihre theoretische und praktische Schulung große Sorgfalt verwandte. Schon im Anfang seiner Regierungszeit schuf er Professuren für Kameralwissenschaften an den Universitäten Halle und Frankfurt a. O.

Seine Bestrebungen, eine Lehre für Staatswirtschaft und Lehrstätten für Staatswirte (Kameralisten) — benannt nach den Kriegs- und Domänenkammern, den Provinzial- und Lokalbehörden der damaligen Staatsverwaltung — zu schaffen, sind in ganz Deutschland und darüber hinaus (zum Beispiel in Schweden und Österreich) vorbildlich geworden. Charakteristisch für den über ein Jahrhundert lang auch durchgeführten Hochschulunterricht war das Nebeneinander von historisch-philosophisch-juristischer Lehre und dem Unterricht in den angewandten Naturwissenschaften. So wurde zum Beispiel gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Heidelberg zusammenfassend vorgetragen: 1. Enzyklopädie der gesamten Staatswirtschaft, 2. Natur- und Völkerrecht, 3. reine Mathematik, 4. angewandte Mathematik, 5. Baukunst, 6. ökonomische und technische Tiergeschichte, 7. Botanik, 8. Mineralogie, 9. Naturlehre, 10. Chemie, 11. Landwirtschaft, 12. Forstwirtschaft, 13. Bergwerkswissenschaft, 14. Rechnungswissenschaft, 15. Tierarzneikunde, 16. Technologie, 17. Handlungswissenschaft, 18. Geographie, 19. Statistik, 20. Finanzwissenschaft, 21. Polizei, 22. Politik, 23. Staatswirtschaft, 24. Geld-, Bank- und Wechselwesen.

Der Hochschulbesuch ist jedoch während des achtzehnten Jahrhunderts nicht allgemein verpflichtend gewesen. Dagegen sind schon in der Regierungszeit Friedrich Wilhelms des Ersten und sodann unter Friedrich dem Großen bis ins einzelne gehende Bestimmungen über die praktische Vorbildung der Anwärter ergangen. Es sollten nur Männer berufen werden, „die treu und redlich sind, die offene Köpfe haben, welche die Wirtschaft verstehen und sie selber getrieben, die von Kommerzien und Manufaktur und anderen dahin gehörigen Sachen gute Information besitzen und dabei auch der Feder mächtig sind". „Damit es an der gleichen Subjektis nicht fehle" — wie es in einer 1723 an die Kurmärkische vereinigte Kriegs- und Domänenkammer ergangenen Instruktion heißt — ordnet der König die Beschäftigung von „Auskultatoren", den später Referendare benannten jungen Beamten, an. Es seien „Leute, so hurtige und offene Köpfe haben", ohne Gehalt, aber mit der Aussicht auf spätere Anstellung zu den Geschäften zuzuziehen. Seit 1743 werden die Auskultatoren erst nach einer Prüfung aufgenommen und 1748 die Aufnahmebedingungen erweitert. Die Anwärter sollen sich fortan wenigstens ein Jahr bei einem Domänenamt aufgehalten haben, wo sie Gelegenheit gehabt, von dem Ackerbau, der Viehzucht, dem Brauwesen und dem Branntweinbrennen, nicht minder von den Wirtschaftsregistern usw. die wichtigsten Kenntnisse zu sammeln. Auch sollten sie sich in den benachbarten Städten von dem Polizeiwesen einige Wissenschaft erworben haben. Seit 1770 folgt der Ausbildungszeit eine zweite Prüfung vor einer Oberexaminationskommission. Sie zerfiel in einen schriftlichen und einen mündlichen Teil und hatte in der Hauptsache die Staatswissenschaft zum Gegenstand.

Die so bewirkte Schulung und Auslese beurteilt Clemens von Delbrück in einer 1917 erschienenen Schrift „Die Ausbildung der höheren Verwaltungs-

beamten“ [1]) sehr günstig. Das System sei zweckmäßig gewesen, denn Friedrich der Große habe mit den hiernach erzogenen Beamten und dem von diesen bedienten Verwaltungsapparat das durch den Siebenjährigen Krieg verwüstete und verarmte Land in kurzer Zeit wieder zu hoher wirtschaftlicher Blüte gebracht.

Auch noch im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hat die Regierung der preußischen Landesteile ebenso wie die meisten süddeutschen Staaten bei der Beamtenschulung den größten Wert auf eine gute kameralistische Bildung gelegt, die in innigster Verbindung mit dem praktischen Wirtschaftsleben blieb, wenn auch schon jahrzehntelang die studierten Juristen, aus deren Reihen viele Verwaltungsstellen besetzt waren, auf eine Änderung des Systems hindrängten. In ihren Augen war die kameralistische, vielseitige Bildung mit ihrer Betonung praktisch wirtschaftlicher Erkenntnis gegenüber einer formal juristischen Bildung minderwertig. Sie drängten auf rechtswissenschaftliche Schulung der Verwaltungsbeamten, wurden aber noch einmal vom Freiherrn vom Stein, der selbst nach kurzem juristischen Studium sich eifrigst den angewandten Naturwissenschaften zugewandt hatte, abgewiesen. Seinen Lebenserfahrungen entspricht es, wenn die Instruktion vom 26. Dezember 1808 sagte:

„Die Referendarien müssen Staatswissenschaft und die übrigen darauf Einfluß habenden Hilfswissenschaften, insbesondere Polizeiwissenschaft, Technologie, Statistik, Experimentalphysik und Chemie, Botanik, Ökonomie usw. auf einer Universität gründlich studiert haben, auch wenn sie angestellt sein wollen, nachweisen, daß sie wenigstens ein Jahr hindurch Gelegenheit gehabt haben, praktische Kenntnisse von den vorzüglichsten Gewerben, besonders der Landwirtschaft, zu erwerben. Daß sie gerade bei einem Domänenamt gearbeitet haben müssen, ist nicht weiter notwendig. Sie werden bei ihrer Anstellung mündlich sowohl wie schriftlich geprüft und nur dann angenommen, wenn sie gründliche Theorie in den benötigten Wissenschaften mit einer richtigen wohlgeübten Beurteilung verbinden.“

Diese Instruktion ist die letzte, die im Geiste Friedrich Wilhelms des Ersten ergangen ist.

Die nächste, in der Hardenbergschen Periode (23. Oktober 1817) ergangene Instruktion lautet:

„Um als Referendar angestellt werden zu können, muß der Kandidat gute Schulkenntnisse in alten und neuen Sprachen, in Geschichte und Mathematik, in den Staatswissenschaften und deren Hilfswissenschaften, namentlich in Ökonomie und Technologie, auch gründliche Kenntnisse des Rechts besitzen, die gehörige Zeit auf Universitäten studiert, nachher wenigstens praktische Kenntnisse in der Landwirtschaft oder einem anderen Hauptgewerbe erlangt und, insofern es sein kann, als Auskultator bei einer Gerichtsbehörde gearbeitet haben.“

Mit der letzten Bestimmung, die zunächst als nicht bindende genannt wird, bereitet sich eine tiefgreifende Wandlung vor, die schon nach wenigen Jahrzehnten zu der vollständigen Verdrängung der Erfahrungswissenschaften und damit zu der Vorherrschaft der juristischen Disziplinen führte. Die Verbindung

[1]) Gustav Fischer, Jena.

mit dem Wirtschaftsleben, auch die praktische Schulung in wirtschaftlichen Betrieben fiel weg. Besonders gefördert wurde diese Entwicklung, als durch ein Regulativ vom 14. Februar 1846 verfügt wurde, daß nur derjenige als „Regierungsreferendar" in die Laufbahn der höheren Verwaltung aufzunehmen sei, der beim Gericht als Auskultator gearbeitet und mindestens das Zeugnis der Reife zur damaligen zweiten juristischen Prüfung (für den Justizdienst) erlangt hatte.

Die selbstverständliche Folge dieses Regulativs war die Forderung derjenigen Vorbildung, welche für eine erfolgreiche Tätigkeit bei den Gerichten und die Erlangung der Reife zur Gerichtsassessorprüfung (der zweiten Prüfung für den Justizdienst) erforderlich war. Es bestimmte deshalb auch ein Gesetz vom 11. März 1879, daß zur Erlangung der Befähigung für den höheren Verwaltungsdienst ein mindestens dreijähriges Studium der Rechte und der Staatswissenschaften auf einer Universität und die Ablegung zweier Prüfungen erforderlich sei. Die erste dieser Prüfungen sollte die nach einem Gesetz vom 6. Mai 1869 für zukünftige Justizbeamte vorgeschriebene, unmittelbar nach dem Universitätsstudium abzulegende, sogenannte erste juristische Prüfung sein; der zweiten vor einer „Prüfungskommission für höhere Verwaltungsbeamte" abzulegenden Prüfung sollte eine wenigstens zweijährige Beschäftigung bei den ordentlichen Gerichtsbehörden und eine ebenfalls zweijährige Tätigkeit bei Verwaltungsbehörden vorausgehen.

Mit diesem Gesetz, das übrigens erst nach langen Verhandlungen zwischen Regierung und Parlament zustande gekommen ist, wurde der wichtigste Teil der Vorbildung, nämlich das ganze Hochschulstudium und die ihm unmittelbar folgende praktische Tätigkeit, vollständig der Juristenschule ausgeliefert. Seitdem ist die akademische Vorbildung der Verwaltungsbeamten und der Justizbeamten ganz die gleiche. Wer Verwaltungsbeamter werden will, muß so studieren, als ob er Justizbeamter werden wolle. Daß im Gesetz der Forderung des dreijährigen Studiums der Rechte noch der Zusatz gemacht ist „und der Staatswissenschaften", hat niemals praktische Bedeutung erlangt, weil in der ersten juristischen Prüfung (der sich in gleicher Weise die Anwärter der Verwaltung wie die der Justiz zu unterziehen haben) nur und ausschließlich juristische Kenntnisse verlangt werden. Seit Jahrzehnten schon sind die Staatswissenschaften nicht mehr Gegenstand der Prüfung. Der Nachweis staatswissenschaftlicher Studien wird von den Anwärtern der Verwaltung nur mit dem akademischen Meldebogen geführt, unterliegt also einer nur ganz unvollständigen Kontrolle. Für eine Vertiefung der im Studium erworbenen staatswissenschaftlichen Kenntnisse während der Vorbereitung bei Gerichtsbehörden fehlt (wie mit vielen Kennern auch Clemens von Delbrück in der obenerwähnten Schrift ausführt) „der Anreiz und jede Anleitung".

Mit der Entwicklung, welche Auslese und Erziehung der jungen Verwaltungsbeamten seit 1817 (seit der Abkehr von dem Erziehungssystem des achtzehnten Jahrhunderts) genommen haben, ist eigentlich niemand zufrieden

gewesen. Weder die Regierung und die einzelnen Verwaltungsbeamten, noch die Parlamente und die öffentliche Meinung sind jemals so ganz damit einverstanden gewesen, daß die akademische Schulung mit gänzlicher Ausscheidung der angewandten Naturwissenschaften eine privat-, straf- und prozeßrechtliche wurde. Man hat seit der Instruktion von 1817 immer wieder danach getrachtet, eine Form für Schulung und Auslese zu finden, nach der die jungen Beamten wohl die für jede Verwaltungstätigkeit zwingend nötige Einsicht in die Rechtsordnungen, dabei aber auch gleichzeitig diejenigen Grundlagen gewinnen konnten, die das Verständnis für das vielgestaltige Wirtschaftsleben der Zeit ermöglichen. Unaufhörlich folgten sich heftige Bemängelungen des geschaffenen Zustandes und wohlgemeinte Abänderungsvorschläge. Die letzteren hafteten aber ganz eng an dem dreijährigen juristischen Universitätsstudium, das man als unabänderliche Voraussetzung glaubte hinnehmen zu müssen, nachdem wiederholt Versuche, dieses selbst zu ändern, an dem berechtigten und unüberwindlichen Widerstand der Vertreter der Rechtspflege gescheitert sind.

Man sah sich außerstande, das Berufsstudium der Verwaltung, das scheinbar unlöslich an das der Justiz gekoppelt war, zu ändern, und kam so in den beteiligten Kreisen (das heißt also immer ohne Beteiligung von Männern anderer Studien- und Wissensrichtungen) auf den Ausweg, das Studium unberührt zu lassen, diejenigen Akademiker der Juristenschule aber, welche in die Laufbahn der höheren Verwaltung eintreten wollten (nach dem Gesetz von 1879 zuvor aber mindestens zwei Jahre lang bei Gerichtsbehörden als Gerichtsreferendare tätig gewesen sein sollten), schon früher aus der Praxis der Rechtspflege herauszuziehen und in einer praktischen Ausbildung bei den Verwaltungsbehörden durch hier einsetzende Belehrung nachträglich und zusätzlich so zu schulen, wie es für die Verwaltung erforderlich erschien. Das Ergebnis vieler Vorschläge und Beratungen, die besonders auf die Initiative des Ministers von Miquel zurückzuführen sind, haben das zurzeit gültige Gesetz vom 10. August 1906 gezeitigt.

Dieses heute noch gültige Gesetz ist bezeichnend für die Verfahrenheit, in der sich die Vorbildung des Nachwuchses der für unser Staatsleben allerwichtigsten Beamtenschaft befand — und noch befindet. Trotz ungewöhnlich langer Vorbereitungen (von 1903 bis 1906) hat das neue Gesetz, das eine gründliche Reform zeitigen sollte, eine nur ganz unbedeutende Änderung gebracht und die eigentliche Ursache der Mängel gar nicht einmal berührt. Die Änderung besteht darin, daß die Gerichtsreferendare (aus deren Reihen die Anwärter nach wie vor einzig und allein ausgewählt werden sollten) nur noch neun Monate statt zwei Jahre bei Gerichtsbehörden tätig gewesen sein müssen, ehe sie zu Regierungsreferendaren ernannt werden können. Unverändert blieb die ganze akademische Vorbildung in der Juristenschule. *Jeder anders vorgebildete Nachwuchs sollte nach wie vor ausgeschlossen sein.* Von den auf anderen Hochschulen herangewachsenen Akademikern sollte nicht ein einziger aufgenommen werden. Obwohl allgemein

bekannt und anerkannt wurde, daß fähige Köpfe mit offensichtlichem Führertalent auch aus den Hochschulen der Erfahrungswissenschaften in immer steigender Zahl hervorgehen, und daß diese Hochschulen seit langem auch juristische und insbesondere wirtschaftliche Schulung gewähren, hat man doch wieder mit allem Nachdruck betont, daß man nur und ausschließlich die akademische Schulung durch die juristischen Fakultäten wolle. Wohl gemerkt — nicht nur die juristische Schulung, sondern die juristische Universitätsschulung. Nicht darum war es den Gesetzgebern zu tun, daß die jungen Leute juristische Schulung und Verständnis für unsere Rechtsordnungen erhalten, wie sie beim Beginn jeder Verwaltungstätigkeit nötig sind — nein, es sollte das Studium der zukünftigen Verwaltungsbeamten ganz dasselbe sein, das für zukünftige Richter bestimmt ist. Man läßt deshalb auch nicht zu, daß ein Anwärter der höheren Verwaltung -- was durchaus möglich ist — seine juristische Vorbildung an einer anderen Hochschule erhält. In den Motiven der Gesetzesvorlage von 1906 (betreffend die Befähigung für den höheren Verwaltungsdienst) hieß es deshalb, daß die Grundlagen der wissenschaftlichen Vorbildung „naturgemäß" auf der Universität gewonnen werden müßten. „Daß dies geschehen, ist der Nachweis in der ersten juristischen Prüfung zu erbringen."

Hierin liegt der schwere Fehler des Systems, das uns eine Zukunft geraubt hat. Die Verneinung jeder anderen Bildungsmöglichkeit und das Festhalten an der ersten juristischen Prüfung hat alle Versuche zur zeitgemäßen Besserung der Erziehung von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt. So ist es mit dem Regulativ von 1846, mit dem Gesetz von 1879, so ist es auch wieder mit dem Gesetz von 1906 gegangen, das sich schon nach zehn Jahren als unwirksam erwiesen hat. Immer ist es die starre Verbindung des Verwaltungsstudiums mit dem Justizstudium gewesen, die den Fortschritt hemmt und das Ziel nie erreichen läßt. Das System muß deshalb von Grund auf geändert werden. Die Verkoppelung der beiden Berufe muß aufgehoben werden.

Das ist nicht — wie hier gleich hervorgehoben werden soll — gleichbedeutend mit einem Aufgeben der juristischen Schulung. Juristische Schulung kann keineswegs entbehrt werden, denn die Tätigkeit des Verwaltens setzt stets die Kenntnis des Rechts voraus. Die akademische Schulung in den Disziplinen der Rechtswissenschaften bedingt aber weder die Verwendung der ganzen Studienzeit noch die Einschreibung bei einer juristischen Universitätsfakultät in jedem Fall. Es muß dem Anwärter freigestellt werden, die erforderlichen Kenntnisse auf dem Gebiete des Rechts wie auch auf anderen dort zu suchen, wo er die beste Gewähr für eine seinen Fähigkeiten am besten entsprechende geistige Entwicklung findet. Das ist das Entscheidende in der Frage der Schulung.

In dem Problem der richtigen Erziehung des Nachwuchses unserer höheren Verwaltungsbeamten ist aber die Frage, in welchem Umfang und wo das juristische Studium betrieben werden muß, von untergeordneter Bedeutung.

Viel wichtiger ist die Auslese des Menschenmaterials. In der obenerwähnten Verhandlung des Herrenhauses meinte Dr. Loening (ein Universitätsprofessor, dessen „Amt" es ist — wie er selbst sagte — „gerade solche Vorlesungen zu halten, die insbesondere für die künftigen Verwaltungsbeamten von Wichtigkeit sind"):

„Aber auch die beste theoretische und praktische Ausbildung des Verwaltungsbeamten ist doch nicht das Wichtigste. Das Wichtigste für die Verwaltungsbeamten, für unseren Beamtenstand ist, daß die für das Amt geeigneten Persönlichkeiten ausgesucht werden, die Persönlichkeiten, die ihrer Charakteranlage nach geeignet sind, als Verwaltungsbeamte tätig zu werden . . . Wenn jemand in seinem Charakter, in seiner Naturanlage, in seiner ganzen Persönlichkeit hierfür der geeignete Mann ist, so würde ich selbst auf ein Mindermaß an Kenntnissen keinen Wert legen."

Auch in dieser Hinsicht hat das bisherige System einen bedenklichen Mangel erkennen lassen. Es hat die Auslese erschwert, weil es die Zahl der Anwärter auf einen kleinen Kreis beschränkt. Ganz abgesehen von den parteipolitischen Rücksichten, die jahrzehntelang bei der Auslese obwalteten, und abgesehen auch von der Tatsache, daß die höhere Verwaltung „Domäne einer bestimmten sozialen Schicht" (Loening) war, ist die Exklusivität in der akademisch-wissenschaftlichen Schulung von größtem, auf Menschenalter nachwirkendem Schaden gewesen. Es ist nicht so sehr die juristische, das Formale stark betonende Schulung an sich gewesen, die nachteilig war, sondern die Ausschließlichkeit der juristischen Lehre. Selbst wenn man die letztere für das vorzüglichste Mittel der Geistesschulung hält, so bleibt ihre beste Wirkung doch bei denjenigen aus, die sich nicht mit Überzeugung ihr widmen. Es hat immer zahlreiche junge Leute gegeben, die, ausgestattet mit den besten Fähigkeiten und trotz ihrer hohen Eignung für die Verwaltungstätigkeit, dies privilegierte Studium doch nicht gewählt haben, weil sie, angezogen von den Erfahrungswissenschaften, sich nicht entschließen konnten, ihre ganze Studienzeit der Jurisprudenz zu widmen. Sie sind der höheren Verwaltung verloren gegangen.

Es ist deshalb an der Zeit, die Auslese des Nachwuchses *auch auf die Akademiker anderer Hochschulen*, mindestens auf die der Technischen Hochschulen, auszudehnen. Unser Vorschlag, den wir seit zwanzig Jahren vertreten, lautet: Man ändere das Gesetz von 1906 dahin ab, daß neben den Gerichtsreferendaren auch solche Diplomingenieure[1]) zuzulassen sind, *welche ihrer Persönlichkeit nach für die höhere Verwaltung besonders befähigt sind*, sich durch vielseitiges Studium auf den Beruf vorbereitet haben und letzteres durch ihr Diplomzeugnis nachweisen.

[1]) Das vierjährige Studium an Technischen Hochschulen, zu dem nur Abiturienten zugelassen werden, wird mit der Diplomhauptprüfung abgeschlossen. Wer diese Prüfung besteht, erhält den akademischen Grad Diplomingenieur.

Die Durchführung eines solchen Vorschlages wäre die Rückkehr zu dem Erziehungsgedanken des achtzehnten Jahrhunderts, wäre eine zeitgemäße Reform. Sie ist die Forderung des Tages, wenn wir davon überzeugt sind und daran denken, daß wir einen Nachwuchs für die höhere Verwaltung brauchen, der Lehrlinge und Gesellen bringt, aus dem die Meister werden sollen.

Dem Vorschlag, neben der Jurisprudenz und der Universität auch andere Wissenschaften und andere Hochschulen an der Erziehungsaufgabe der Verwaltung zu beteiligen, stand bisher die in Generationen erhärtete Ansicht einer Beamtenschaft gegenüber, die von dem Bildungswert dieser anderen niemals etwas kennen gelernt hatte.

Nachdem die deutschen Regierungen während des letzten Jahres viele Männer in höhere Stellen der Verwaltungen aufgenommen haben, die nicht durch die Juristenschule gegangen sind, ja, die zum Teil auch keine akademische Schulung genossen haben, so ist es doch gewiß eine erfüllbare Forderung, den Zugang zu der untersten Stelle der höheren Verwaltung nicht nur den Gerichtsreferendaren, sondern auch den Akademikern der Technischen Hochschulen zu öffnen.

Bei der Auslese des Nachwuchses — und wenigstens hier — sollte jegliche Rücksicht auf die Partei, aber auch jede Exklusivität aufhören. Wenn Ihr dem Tüchtigen die Bahn wirklich freimachen wollt, so laßt Euch sagen, daß es Tüchtige für die Laufbahn der höheren Verwaltung nicht nur unter den Juristen (und den in der Parteischule erzogenen Nichtakademikern) gibt, sondern daß Ihr Köpfe reichen Wissens und starken Wollens, Persönlichkeiten größter Tüchtigkeit, auch unter den jungen Akademikern finden könnt, die durch die Schule der Erfahrungswissenschaften gegangen sind. Darum fort mit dem Gesetz von 1906!

Gesine Karst

Von

Kurt Küchler

1

Der kleine Grauschimmel warf den Kopf auf und nieder, stieß weißen Rauch aus Nüstern, die sich blähten, dann stand er mit steifen Beinen, dampfend wie ein schwelender Torfhügel, reglos vor dem Pflug, den er stundenlang durch den schweren Marschacker gezogen hatte, dessen schwarze Erde fett und feucht schimmerte.

Gesine Karst ließ die Seile locker, setzte sich auf die Pflugschar, die müde gewordenen Beine, die in Mannshosen steckten und in Stiefeln, deren braune Schäfte bis zu den Knien reichten, breit auseinander. Die Peitsche über den Knien und die Hände darauf gestützt, blickte sie müde über die Marsch, in der die Höfe unter breiten Baumkronen in Dunst lagen, wie verankerte Schiffe im Nebel auf hoher See, schweigsam und einsam, unter der Schwermut eisgrauen Himmels. Die Ellernbüsche drüben am Rand des Grabens, dessen regloses Wasser schwarz glänzte wie der dunkle Spiegel des runden Teichs mitten im Moorbruch jenseits des Geestbügels, zeigten gelbe, feucht glänzende Knospen.

„Frühling kommt", dachte Gesine stumpf und blickte gleichmütig über die Ellernbüsche hinweg zu den zwischen Wassergräben sich wölbenden Urweiden, auf der sechs flügelschlagende Nebelkrähen sich schreiend um das faule Fleisch der toten Katze balgten, die noch immer dort lag.

Da sah Gesine einen Mann von der Geest kommen, den roten Klinkerweg entlang, der schnurgerade vom Norderbüller Sommerdeich aus die Marsch durchquerte, um sich im gelben Sandbruch des Geestrückens zu verlaufen. Der Mann war noch weit, umdampft vom Rauch, der aus Äckern und Urweiden dunstete. Doch sie wußte, daß es der Bauer Martin Hell war, der den großen Heidehof hinter der Geest besaß und fast täglich um diese Zeit über die Marsch nach Norderbüll ging, um im Wirtshaus Karten zu spielen und Grog zu trinken. Denn er war ohne Weib und brauchte Gesellschaft.

Gesine erhob sich, reckte die runden Arme, so daß sich unter dem Mannsrock, den sie trug, die Formen des straff gewachsenen Körpers dehnten. Dann griff sie zum Zügel, ungestüm, als hätte das Recken und Biegen sie erfrischt, schnalzte mit der Zunge wie ein Knecht und sah, während der kleine Grauschimmel mit nickendem Kopf durch den Acker stampfte, wie das schimmernde

Pflugmesser die schwarze, fettglänzende Erde knirschend aufbrach. Wenn sie sich umwandte und einen Peitschenhieb in die Luft warf, um die Möwen auseinander zu treiben, die in schreiendem Schwarm hinter dem Pflug her waren und die Schnäbel hungrig nach Würmern in die frischen Furchen stießen, spannten sich unter der gelben Arbeitsjacke die jungen und festen Brüste.

Der Bauer Martin Hell, der inzwischen herangekommen war, blieb am Wegrand stehen und beäugte grinsend das stramme Weib, das kräftig ausschreitend dem Pfluge folgte. Als sie wendete und ihre ganze Gestalt ihm zugekehrt war, schrie er, und seine kleinen grauen Augen warfen Funken:

„Gesine, Mensch . . . du kannst anziehen, was du willst, verdammt, du bleibst doch immer ein breithüftiges Weibsstück."

Gesine warf einen Peitschenknall in die Luft und lachte. Aus einem Spalt der kupferbraunen Wolken, die tief im Westen über der Nordsee lagerten, stieß plötzlich breitflammendes Sonnenfeuer über die Marsch, zerteilte den Dunst, floß um die Mannsgestalt Gesines und machte aus ihrem Haar, das sich bei der Arbeit gelockert hatte, einen funkelnden Kranz aus gelben Stacheln. Die fettige schwarze Ackererde war plötzlich im schrägfallenden Licht wie von blanken Kupferspänen verschwenderisch bestreut, und Gesine Karst schritt hinterm Pflug her wie über eine brennende Wiese. Dieser Anblick entzündete den Bauern, der mit rotem Kopf über den Acker stakte.

„Gesine," stieß er aus tabakbraunen Zähnen, und die Stoppeln seines unrasierten Kinns zitterten. „Gesine, verdammt, wir zwei!"

Er stieß mit gespreizten Händen nach ihren festen, runden Schultern und fing an zu lachen, breit, laut und anzüglich, um mit diesen Tönen die Worte zu ersetzen, die ihm nicht auf die Zunge kommen wollten.

Doch ehe seine roten Finger sich in ihre Schultern einhaken konnten, hatte Gesine den Peitschenstiel umgedreht und gegen seine Brust gestoßen. Dabei rief sie ihm ins Gesicht, das der Schmerz jäh verzerrte:

„Wer mich haben will, Bauer Hell, muß mich heiraten, verstehst du?"

Der Bauer schrie wütend, sich mit der Faust über die schmerzende Brust reibend: „Man braucht nicht gleich zum Pastor zu rennen, wenn man sich einen Spaß macht."

„Lauf ins Wirtshaus."

Sie warf einen heftigen Peitschenhieb in die Luft, daß die Möwen aufschrien und der Grauschimmel sich mit stampfenden Hufen kräftiger ins Geschirr legte. Der Bauer wandte sich knurrend um und stakte quer über die Furchen zum Klinkerweg zurück. Der breite Rücken war voll von Sonnenröte, und das braune Haar unter der Mütze brannte wie Feuer.

Gesine dachte grimmig daran, daß dieser Martin Hell heimlich mit der Bauerntochter verlobt war, die den größten Hof der Heide erben sollte, der dicht neben dem seinen lag. Die Bauerntochter war siebenunddreißig Jahre alt und lahmte. Gesine Karsts Hände schlossen sich härter um den Pfluggriff.

Die Sonne erlosch. Von der Geest her wanderten Schatten über die Marsch

wie Scharen trauernder Frauen in schwarzen und wehenden Gewändern. An diesem Abend, als der Grauschimmel im Stall stand, die Kühe gemolken waren und die junge Magd, die ihr half, in ihrer Kammer auf dem Bette lag und schon halb im Schlaf ein Liebeslied nöselte, das sie letzten Sonntag beim Tanz in Norderbüll gelernt hatte, saß Gesine im schwarzen Ohrenstuhl, in dem sie den Urgroßvater hatte sterben sehen, als sie fünf Jahre alt gewesen war, und grübelte mit verschlossenem Gesicht, die groben, von Arbeit gegerbten Hände auf den Knien. Sie hatte ihn gern, trotz allem, diesen Bauer, der ein strammer und tüchtiger Kerl war und den Ehrgeiz hatte, der größte Bauer in Holstein zu werden. Er hatte Arme wie ein Riese, und das Weib, das von ihm umschlungen wurde, mußte Freude erleben, das war gewiß. Aber so nebenbei von ihm hergenommen zu werden, während er mit einer anderen Hochzeit machte, wegen zehntausend Tonnen Ackerlandes . . .

Gesine stand hart auf, warf den Riegel vor die Dielenpforte, ging schwer in ihre Kammer, zog sich mit unbeholfenen Händen die Röcke vom Leibe und legte sich in das breite Elternbett, in dem die Mutter sie geboren hatte, um eine Stunde später zu sterben. Sie konnte nicht einschlafen. Mit weiten Augen blickte sie zur Balkendecke, die schwer und undeutlich über ihr lag, und grübelte. Frierend spürte sie die Einsamkeit, die schwer und schwarz ihr Bett umlagerte. Sieben Jahre Einsamkeit, seit der Vater tot war. Sieben Jahre Mannsarbeit hinter dem Pflug, im Stall und auf der Tenne. Und noch nicht fünfundzwanzig.

Ein Rieseln von Angst lief durch ihr Blut. Ihre Hände glitten über den frierenden Körper und lagen plötzlich rund auf den festen Brüsten, unter denen das Herz klopfte wie nie.

„Ja," murmelte sie, die Augen schwer von Müdigkeit, „ich will einen Mann haben."

Doch als ihre Gedanken, die sich schon dem Schlaf entgegenschleppten, Musterung über die Männer abhielten, die sie kannte, und keinen fanden, in den sie sich eingraben konnten, keinen einzigen, da quollen Tränen aus den Augen, die schon geschlossen waren, und rollten schwer über die breiten Backen in die rotbunten Kissen.

Plötzlich fuhr sie auf. Sie starrte sekundenlang in die Finsternis, dann sagte sie laut wie unter der betäubenden Klarheit einer Erkenntnis:

„Ich will nach Hamburg, ja, nach Hamburg, und suchen, bis ich einen Mann finde, der zu mir paßt."

Sie verstummte und schlief ein. Von draußen kam das Rauschen der Ulmen, groß und feierlich.

2

Der erste Mann, der Gesine Karst anredete, als sie über den Spielbudenplatz in St. Pauli schritt, um in der Reeperbahn oder in den Nebenstraßen nach möblierten Zimmern auszuschauen, denn sie war erst heute mittag

in Hamburg angekommen und hatte ihr Gepäck noch auf dem Bahnhof, war ein junger Matrose, der an den Singspielhallen vorbeischlenderte und nach hübschen Weibern plierte, die ihm helfen sollten, die Heuer zu verputzen. Die blaue Seemannsmütze saß tief im Nacken, und das kupfrige Haar über der Stirn funkelte stark im Kalklicht der elektrischen Monde, die über der Straße hingen. Gesine blickte ihm zwei Sekunden lang ernst und forschend in das braungebackene, lachende Gesicht, mit dem er gefragt hatte, ob sie Lust hätte, mit ihm auf St. Pauli und dem Pinnasberg herumzubummeln. Ehe sie eine Zusage gab, fragte sie, denn sie wollte mit Bedacht vorgehen und sich nicht dem ersten an den Hals werfen, der ihr in den Weg lief:

„Sind Sie Seemann?"

„Ja", rief er lustig und umfing mit hellblauen, beweglichen Augen ihr frisches, von der Landluft gebräuntes Gesicht und die prächtig gerundeten Hüften, auf denen seine starken Hände gut ausruhen würden, wenn er mit ihr tanzte.

„Natürlich bin ich Seemann. Zweiter Steuermann auf der ‚Caligula', dreimal Kap Horn gerundet und zweimal Kap good Hope."

Er sagte das so frisch, daß sie ins Lachen kam. Mit einem Nicken des Kopfes, auf dem ein kleiner, gutsitzender städtischer Hut saß, den sie sich in Meldorf gekauft hatte, ebenso wie das blaue, langschößige Jackenkleid, das sie trug, entgegnete sie:

„Na, dann wollen wir's miteinander versuchen. Ich heiße Gesine Karst."

„Sehr angenehm", rief der Steuermann und hakte sich ein, ohne seinen Namen zu nennen, worüber sie sich wunderte.

Sie gingen unter den Linden her, in deren Zweigen das Mondlicht der Bogenlampen weiße Schleier aufgehängt hatte, bogen in die Taubenstraße ein und waren bald im „Sternenbanner", wo an allen Tischen Seeleute mit ihren Bräuten saßen. Sie bestellten Beefsteaks englisch mit Spiegelei und Baß-Porter vom Faß. Er gefiel ihr gut, wenn er auch ein wenig lärmend war und sie mehr anfaßte, als ihr lieb war. Plötzlich fragte sie, während er mit vollen Backen kaute:

„Wie heißen Sie denn eigentlich?"

Der Steuermann bugsierte das runde, gelbglimmende Auge des Spiegeleis, das er sich bis zuletzt aufgespart hatte, ohne Havarie in den sich breit öffnenden Mund und sagte, während er geräuschvoll aß:

„Das ist nicht wichtig. Karsten Michael."

Als sie gegessen hatten und Karsten Michael sich einen Genever zum Porter bestellte, fiel ihr ein, daß sie noch keine Wohnung hatte. Sie wollte gleich auf. Doch der Steuermann griff nach ihrem Arm und sagte mit einem treuherzigen Blick seiner blauen Augen, die schon ganz glänzend und feucht waren: „Mensch, Deern, ich hab ein feines Logis. Das genügt für zwei."

Gesine schüttelte ihn ab, und ihr breites Gesicht wurde plötzlich so herb und streng, daß der Steuermann sie betroffen ansah und nach einer Weile fragte, sehr gedehnt:

„Ja, weshalb bist du denn mit mir gegangen?"

Gesine blickte, Falten auf der Stirn, die Lippen zusammengepreßt, in ihr Porterglas und sagte endlich mit einer sonderbar tiefen Stimme und ganz leise, so daß der Steuermann im Lärm der Schenkstube sie kaum verstehen konnte: „Ich bin nach Hamburg gekommen, um mir einen ordentlichen Mann zu suchen, den ich heiraten kann."

Während sie dies sagte, fast als spräche sie zu sich selber, standen wie vom Blitz erleuchtet die Wochen vor ihr, in denen sie in Haus und Stall umhergegangen war und den Acker bestellt hatte, schwer grübelnd, ob sie wirklich die Hofstelle verpachten und in die große Stadt gehen sollte, wo unter hunderttausend Männern vielleicht einer war, der zu ihr paßte. Nun war sie da, und neben ihr, gleich am ersten Tag, saß ein Mann, der sie mit in sein Logis nehmen wollte. Sie wurde blutrot, beugte sich tiefer über das Glas, dessen schwarzer Inhalt sie anstarrte wie ein dunkles Wasserauge im Torfmoor, und wurde traurig wie nie in ihrem Leben.

Der Steuermann Michael, der sich inzwischen von seiner Enttäuschung erholt hatte, wollte seine Hände um ihre Hüften legen, doch sie rückte weit von ihm ab. Er griff ärgerlich zum Porterglas und brummte: „Deern, du bist unklug."

Gesine zog ihre Geldbörse aus der Tasche, die grünseidene, mit silbernen Perlen bestickte Geldbörse, die sie vom Vater geerbt hatte, legte drei Mark auf den Tisch für Essen und Trinken und erhob sich. Ehe der beleidigte Steuermann, eine dicke blaue Ader über der Stirn, etwas Zorniges sagen konnte, da er merkte, wie ein hübsches, rothaariges Frauenzimmer vom Nachbartisch spöttisch zu ihm hinüberplierte und eine Stimme hörte, die trocken sagte: „Kiek, die Deern will ihm versetzen", war Gesine hinaus.

Sie ging müde durch die unbekannten Straßen, die von treibenden Menschen refüllt waren, von umherstreichenden Weibern, von ziellos wandernden Mannsleuten, die jeder Frau ins Gesicht starrten, von Liebespaaren, die Arm in Arm gingen, von Automobilen, die mit Trompetengeheul und sirrenden Gummirädern über feuchtes Pflaster glitten, alles überflutet von den weißen Wellen elektrischen Lichts und vom Strom der wilden Musik, die aus den Bars und den Singspielhallen in die drängenden Menschenmassen brandeten, und fühlte sich plötzlich ganz einsam, einsamer wie in der Marsch, wenn sie ihren Acker pflügte, der unter grauem Himmelsgewölbe unabsehbare Weite umschloß. Sie ging zum Altonaer Hauptbahnhof, holte ihr Gepäck und lag bald im Bett eines kleinen Gasthauses, schlaflos, mit weiten Augen, in denen Tränen standen, vom Heimweh geplagt, gepeinigt vom eisenklirrenden Lärm elektrischer Straßenbahnen, die nicht aufhören wollten, durch die hallenden Straßen zu brausen, obwohl Mitternacht längst vorbei war.

*

Da Gesine mit den wenigen Talern nicht auskommen konnte, die ihr nach Abzug der Zinsen vom Pachtertrag der kleinen Hofstelle übrigblieben,

so nahm sie eine Stellung im Laden eines Kaufmanns in der Werftstraße an, der mit Meiereiprodukten handelte und für Milch, Butter, Eier und Käse einen weiten Kundenkreis besaß. Sie fand sich rasch in die Arbeit hinein, die sie an ihr Bauerntum erinnerte, hielt den Laden gut in Ordnung und war, obwohl sie wortkarg und von herbem Wesen war, geschickt im Verkehr mit der Kundschaft. Dabei vergaß sie keine Minute, weshalb sie nach Hamburg gekommen war. Das Abenteuer des ersten Tages hatte sie rasch überwunden, mit dem herben Lächeln überlegenen Bauerntrotzes. Und es war gut, daß Gesine diesen holsteinischen Trotz besaß, denn das Schicksal verfuhr nicht sehr sanft mit ihrer Sehnsucht nach der Liebe eines Mannes.

Der Kaffeemakler John Brink, den sie im Tanzsaal auf dem Süllberg in Blankenese kennen lernte, gefiel ihr sehr. Er schien ein tüchtiger Mensch zu sein und hatte Ritterlichkeit, die sie bestach. Er zeigte ihr alles, was es in Hamburg an Sehenswürdigkeiten gab, redete offenherzig von der Hochzeit, die sie übers Jahr halten wollten und weihte sie in Börsengeheimnisse ein. Sie gab ihm gern und ohne Mißtrauen ab und zu ihr Erspartes, das er für seine Kaffeespekulationen nötig hatte. Um so erschrockener und enttäuschter war sie, als er ihr eines Tages schrieb, er sei durch eine verfehlte Spekulation in Schulden geraten und sei zu seinem größten Bedauern gezwungen, sich nach einer reichen Partie umzusehen, müsse den Verkehr mit ihr abbrechen, hätte aber die Absicht, ihr ehrlicher Schuldner zu bleiben.

Als ihr Zorn verflogen war, dachte sie ernsthaft daran, sich dem Fischauktionator Theodor Roggenkamp zuzuwenden, der täglich Käse bei ihr kaufte und ihr unverhüllt zu erkennen gab, daß sie für ihn geschaffen sei wie keine andere. Er war ein stattlicher, großgewachsener Mann von vierzig Jahren, den sie bewunderte, wenn er bei den großen Auktionen in den Hallen des St. Pauli-Fischmarktes aufgereckt zwischen den schimmernden Bergen von Schollen und Schellfischen und Kabeljau stand und seine klangvolle Stimme weithin schallen ließ. Doch es gab etwas, das sie nicht überwinden konnte. Es war ihr unmöglich, den starken Fischgeruch zu ertragen, den er ständig mit sich herumtrug, selbst des Sonntags, wenn er mit ihr durch den Duft der Heide ging, die er so sehr liebte. Und als er ihr eines Tages den bang erwarteten Heiratsantrag machte und ihr erklärte, sie müßte dem Fischladen vorstehen, den er in der Kaffamacherreihe gekauft hätte, da mußte sie, schwere Tränen auf den Backen, bekennen, daß es ihr unmöglich sei, ein ganzes Leben lang in Fischgeruch zu verbringen. Sie habe stundenlang in der Fischhalle gestanden, um sich an den Geruch zu gewöhnen, aber immer sei sie sterbenskrank nach Hause gekommen. Da war es aus. Da ging er betrübt davon und verbarg seine großen roten Hände, auf denen ein paar silberne Schuppen flimmerten, in den Taschen seiner blauen Jacke.

Die nächsten Tage gingen schwer hin. Oft bei der Arbeit schrak sie steil in die Höhe und dachte aufgescheucht: wie dumm, daß ich ihn laufen ließ. Doch eines Vormittags, als sie ihn vorübergehen sah, auf der andern Seite

der Straße, schwer und lässig, wunderte sie sich, daß ihr Herz keinen Kummer empfand, während sie ihn im Rauch des Nebeltages verschwinden sah. Sie beugte sich über die Arbeit. Ihr Herz war plötzlich schwer von Sehnsucht nach der feierlichen Weite der Marsch, der alten Kate, der Einsamkeit des Ackers und dem Grauschimmel, der sie mit großen schwarzen Augen treuer angesehen hatte, als je ein Mann.

*

Die Sonne eines Junitages verzehrte Dampf und Rauch des Hafens. Im gelbdurchleuchteten Brakwasser wiegten sich wolkig Millionen Körner aufgewühlten Staubes. Gesine saß auf der Steuerbordbank einer Benzinbarkasse, einen Korb Eier auf dem Schoß, den sie in Steinwärder abliefern sollte. Sie saß so, daß sie den Barkassenführer betrachten mußte, der aufgereckt, das kantige Gesicht unbewegt im Bad der Sonne, eine kurze Pfeife im Winkel des hart geschlossenen Mundes, vor dem knatternden Motor stand, das Steuerrad in starken, braunen Händen. Plötzlich begegneten sich ihre Blicke und blieben, sich vergrößernd, ineinander verkettet. Da schrie ein schwarzbärtiger Dockarbeiter, der neben ihr saß, den Barkassenführer an:

„Mensch, sei di vör."

Der Führer hob rasch den Kopf, runzelte die Stirn und riß das Rad herum. Die Barkasse, mit wasseraufpeitschendem Ruck, wendete hart nach Steuerbord und glitt haarscharf an einem schwarz aufragenden Dückdalben vorbei, an dem Gischt weiß emporspritzte.

„Verdammt", murmelte der Führer. Gesine fühlte einen zornig aufflackernden Blick, unter dem sie erschrak und errötete.

Am nächsten Sonntag, als es zwischen mächtigen Ahornbäumen und riesenhaften Platanen zu dämmern begann, sah sie den Barkassenführer im Botanischen Garten, wie er, ein wenig nach vorn gebeugt, neben dem grünen Blätterfall einer Trauerweide stand und reglos in eine Schar Pekingenten starrte, die im rötlichen Licht der fast verschwundenen Sonne auf rubinblitzendem Weiher sich tummelte. Sie blieb stehen, erkannte ihn und wunderte sich, daß ein Barkassenführer aus dem Hamburger Hafen so in Gedanken verloren dastehen konnte. Sie wollte weiter, da drehte der Mann sich nach ihr um.

„Sieh da!" rief er und blickte sie eine Weile erstaunt an. Dann sagte er, und sie sah, wie ein kleines Lächeln seinen verschlossenen Mund in den Winkeln ein wenig bog:

„Beinahe hätte ich Ihretwegen einen Dückdalben gerammt."

Er fuhr fort, stockend, und seine großen braunen Hände spielten mit einem Weidenzweig, der über seinem Rock hing.

„Sie sehen einem Mädchen ähnlich, das ich vor vielen Jahren gekannt habe. Daher kam's."

Eine Welle lief rot über Gesines Gesicht. Sie lachte verwirrt und sagte:

„Denn darf ich wohl nicht wieder in Ihrer Barkasse fahren."

Sie nickte ihm zu und ging weiter. Er schloß sich ihr an, ohne ein Wort zu sprechen. Sie schritten stumm nebeneinander her. Rasenflächen dehnten sich unter blauer Dämmerung. Heuhaufen verbreiteten starken Geruch. Schwer und süß dufteten Syringen. Einmal murmelte er verloren:

„Sie ist vor zwanzig Jahren gestorben, die Ihnen ähnlich sieht."

Gesine blickte scheu zu ihm hinüber. Ergrauendes Haar kroch aus blauer Seemannsmütze dünn über seine Schläfen. Am Ausgang des Gartens nahm er unbeholfen ihre Hand und sagte zögernd und vermied es, sie anzusehen:

„Nächsten Sonntag, um dieselbe Zeit, wenn es Ihnen recht ist, warte ich auf Sie an dieser Stelle."

Er ging davon, ohne ihre Zustimmung abzuwarten. Sie sah unruhig, wie er im Menschenstrom der Dammtorstraße verschwand, und blieb lange am Gartentor, die Augen weit geöffnet; doch sie sah nur die blauwogende Dämmerung über dem Stephansplatz, die von aufzischenden Bogenlampen jäh zersprengt wurde.

Sie sprachen nie viel, wenn sie des Sonntags beieinander waren. Gesine fühlte unbestimmt, daß dieser wortkarge Mann, der sie mit unbeholfener Zärtlichkeit liebkoste, ihre Gegenwart brauchte, um über ein Leid hinwegzukommen, das ihn unaussprechbar bedrückte. Mitleid wuchs in ihr auf, und sie gewann ihn lieb. Sie sah, wie er langsam heller und froher wurde. Wenn sie mit seiner Barkasse nach Steinwärder fuhr, stand er hoch und blank vor dem krachenden Motor mit einem Lächeln, das ihr ganz zugewendet war. Sie fühlte, sie würde mit ihm leben können, ein ganzes Leben lang, wenn erst der Rest von Schweigsamkeit von ihm gefallen war. Denn obwohl sie ihm ganz gehörte, in einer herben und entschlossenen Liebe, wußte sie von ihm nicht mehr, als daß er da war, daß er atmete und arbeitete, ein Leid niederkämpfte und sie liebte. „Ich bin nicht umsonst weggegangen von Heimat und Haus." Sie schloß die Augen und sah die Zukunft, sah Haus und Herd, Arbeit und Heiterkeit.

Eines Abends, als sie in der kleinen Stube beieinander saßen und auf den Herbstregen horchten, der gegen triefende Fenster rauschte, sagte er plötzlich:

„Wenn wir beide in der Marsch leben könnten! Ich möchte Bauer werden und den Acker bestellen."

Er blickte starr durchs Fenster, und es war, als verketteten sich seine Augen mit den windgepeitschten Ästen des triefnassen Baumes, der schwarz im Nebelrauch der Luft stand.

Gesine dachte an ihre Hofstelle, an den Kornacker, an die Urweide zwischen Wassergräben, auf der ihre Kühe grasten, und sagte tief atmend, ihre breite gerötete Hand fest auf seinen Arm legend, froh und voll starker Hoffnung:

„Das sollst du haben, Haus und Hof, Pflug, Pferd und Acker."

Er senkte schwer den Kopf und blieb stumm.

Da wuchs die Bangigkeit, die sie seit vielen Wochen trug, übermächtig aus der Tiefe. Sie sagte leise, und ihre Hand, die noch immer auf seinem Arm lag, wurde schwer wie ein Stück Blei:

„Du mußt dich entscheiden, hörst du, denn es darf nicht lang mehr dauern, bis du mich zu deiner Frau machst."

Der Mann blickte schwer und starr auf und sah Gesines angstvolles Gesicht. Es war minutenlang still in der Stube. Draußen sang dumpf der Regen.

Endlich sagte der Mann gequält:

„Ich bin verheiratet und habe fünf Kinder und kann nicht frei werden von meiner Frau." Und nach kurzem Schweigen, während in Gesines Ohren das Trommelgeräusch des Regens zu betäubendem Brausen anschwoll, fügte er hinzu, ohne Ton: „Niemand weiß, was ich erduldet habe, zwei Jahrzehnte lang."

Er erhob sich, stand mitten in der Stube, groß und ungefüge in der Dämmerung. Gesine saß am Tisch, die Hände weit ausgestreckt, mit erschreckten Augen.

„Warum bin ich nach Hamburg gegangen", murmelte sie.

Der Mann machte eine hilflose Bewegung zu ihr hin.

Sie blieb reglos. Ihre Lippen wurden hart und grau. Die Muskeln ihres breiten Gesichtes erstarrten in schmerzlicher Spannung. Sie wartete und wartete.

Da wandte sich der Mann schwer zur Seite und ging hinaus. Die Tür fiel knackend ins Schloß.

Herbstwind preßte sich kalt durch Fensterritzen.

Aus Gesines großen Augen rollten Tränen schwer und langsam über das bleiche Gesicht und fielen weich in den mütterlichen Schoß.

3

Groß und gelb mit blutrotem Rand tauchte der runde Mond aus dem Rücken der Geest, färbte den hohen Himmel und spülte Helligkeit über die Urweiden und Äcker der Marsch, und machte aus den Wassergräben lange, bleich schimmernde Straßen und aus den Rümpfen der Kühe, die auf den Weiden schliefen, übergroße Hügel, die wie Hünengräber aussahen.

Gesine Karst, mit dem Abendzug von Hamburg auf der kleinen Station angekommen, schritt über den breiten Sandweg, der unter ihren Füßen wie Phosphor leuchtete, ihrer Hofstelle entgegen, die sie nun wieder bewirtschaften wollte, da sie die große Stadt haßte, die sie verhöhnt und betrogen hatte. Sie trug ein Bündel, und wenn sie mit vorsichtigen Fingern ein Tuch beiseite schob, sah sie ein schlafendes Kindergesicht, weiß im Mondlicht.

„Schlaf lütte Deern," murmelte Gesine, „schlaf. Es dauert nicht mehr lange, dann sind wir daheim."

Nun stand sie vor dem Fenster der Kate und schaute hinein. Da saßen in der Stube, in der die alten roten Möbel noch genau so standen wie damals, die beiden Pächtersleute bei der Lampe. Die Frau stark und knochig, mit

ergrnauedem Haar, las die „Itzehoer Nachrichten", ernst, mit Lippen, die sich langsam bewegten. Der Mann, krumm und schmächtig, wie aufgezehrt von harter Bauernarbeit, saß ihr gegenüber und rechnete auf einer Schiefertafel, den Griffel steil in den gekrümmten Fingern.

„Er macht Abschluß," murmelte Gesine, „morgen sind sie nicht mehr da."

Sie sah im Schatten neben dem dunkelgrünen Kachelofen den schwarzen Ohrenstuhl, in dem der Urgroßvater gestorben war. Eine blaugraue Katze lag zusammengerollt darauf und schlief.

„Morgen", murmelte Gesine, „sitze ich wieder in diesem Stuhl und wiege mein Kind."

Vom Stall her tönte ein Scharren.

„Der Grauschimmel", dachte Gesine, und es ging hell über ihr Gesicht. „Es ist Herbst, und ich muß den Acker bestellen."

Dann ging sie langsam zur Haustür. Sie war noch unverschlossen. Eine Schelle klingelte hell und eilig, als sie öffnete und die dunkle Diele betrat, in der es nach Heu und Korn roch. Sie drückte ihr Kind fest an die Brust.

„Nun sind wir daheim."

4

Gesine Karst bestellte Stall und Acker wie einst. Wenn sie hinter dem Pflug herschritt, in Mannskleidern, wie damals, und die Peitsche über den Rücken des Grauschimmels warf, der ein wenig müder über die schwere und zähe Ackererde stampfte, blickte sie oft zurück und nickte dem Kinde zu, das am Wegrand in einem Korbe hockte, mit Blumen spielte und lachte. Manchmal, gegen Abend, wenn die schreienden Möwen hinterm Pflug im letzten Sonnenlicht flatterten wie brennende Fetzen aus rotem Tuch, fuhr der Bauer Martin Hell, der nun Witwer war, auf dem großen Heidehof hinter der Geest, denn seine kränkliche Frau war im Kindbettfieber gestorben, über den roten Klinkerweg nach Norderbüll zum Abendtrunk und rief schallend hinüber und brachte die beiden Braunen zum Stehen:

„Noch nicht Feierabend?"

Dann lachte sie und stemmte sich kräftiger gegen den Pflug.

Karen, Gesines kleine Tochter, wurde groß, und Fiete Hell wuchs heran, der Sohn des Heidebauern. Eines Abends, nachdem sie die Kühe gemolken hatte, kam Karen zur Mutter, die im Großvaterstuhl neben dem Ofen saß, und bekannte mit traurigen Augen, sie habe sich mit Fiete Hell versprochen und könnte nicht von ihm lassen, aber der Bauer hätte zornig geschrien, niemals würde er zugeben, daß sein Sohn ein Frauenzimmer zum Weib nähme, das ohne Vater in der Welt herumliefe.

Die Mutter blickte sie starr an. Dann murmelte sie zwischen den Zähnen: „So, so."

Dann schwieg sie. Ihre roten verarbeiteten Hände lagen geballt auf den Knien. Karen blickte eine Weile über sie hinweg, dann sagte sie sonderbar

starr: „Ich hab' ihn lieb." Dann ging sie in ihre Kammer. Die Mutter erschrak. Erinnerung wurde wach, die schwer in ihrer Seele ruhte. „Ich muß ihr helfen," murmelte sie, „sie soll nicht erleben, was ich erleben mußte."

Drei Tage später stand Gesine auf der Tenne des Heidehofes, sah den Bauer hart an, der mit verkrümmtem Mund vor ihr stand, fünfzigjährig, grau geworden, aber noch stämmig, ein Mann in seiner besten Kraft.

„Ist es wahr," fragte Gesine, und ihre grauen Augen hatten einen starken und fordernden Glanz, „daß du Karen nicht zur Schwiegertochter haben willst, weil sie ohne Vater in der Welt herumläuft?"

Der Bauer nahm die ausgebrannte Pfeife aus dem Mund, steckte sie in die Tasche, blickte die Bäuerin lange und scharf an, dann lächelte er ein wenig höhnisch und sagte kurz:

„Ja."

Über Gesines breites Gesicht, das noch keine Falten trug, obgleich sie siebenundvierzig Jahre alt war, lief ein Zucken. Dann sagte sie, ohne den klaren Blick von seinen Augen zu lassen, die sich staunend vergrößerten, und ihre groben Hände strichen langsam über die graue Schürze, während sie sprach:

„Wenn du mich heiratest, Bauer Hell, dann hat meine Tochter Karen einen Vater."

Der Bauer riß die Augen noch weiter auf und starrte eine Minute lang fassungslos in den Winkel der Tenne, wo die neue Häckselmaschine stand. Dann wandte er das Gesicht wieder der Frau zu, die reglos vor ihm stand und ihn nicht freigab aus dem Bann ihrer blauen glänzenden Augen. Sein Gesicht begann sich zu verändern. Sein Blick wurde forschend. Verdammt, sie war noch immer ein strammes Frauenzimmer, gesund und gehärtet von Arbeit, mit runden Schultern und breiten Hüften, auf denen große Hände, wenn sie müde waren vom Tagwerk, gut ausruhen konnten. Er hob die Hand und bewegte sie lange im grauen Haar auf dem Nacken. Hinter seiner knochigen Stirn arbeitete es schwer. Plötzlich ging eine Bewegung über sein Gesicht. Es dauerte noch einige Sekunden, dann sagte er langsam und grabend, und es war, als fiele das letzte Glied einer langen Gedankenkette schwer von seinen Lippen:

„Du und ich . . Karen und Fiete . . da muß ich den Justizrat Eggerstedt in Meldorf fragen, ob das erlaubt ist nach dem Gesetz."

Da sagte Gesine, und ihr Gesicht veränderte sich kaum, nur in den Augenwinkeln und in den Ecken des Mundes zuckte es schlau: „Ich bin schon in Meldorf gewesen. Es geht."

Da staunte der Bauer. Er beugte den Kopf ein wenig vor und streckte die breiten Hände aus, als wollte er Gesines Hüften umfassen, stockte eine Sekunde, dann lachte er und sagte bewundernd:

„Düwelsdeern!"

Da lachte auch Gesine.

Zur Psychologie des Monotheismus

Von

J. K. von Hoeßlin

Mit dem Namen „Religion" bezeichnet man zwei voneinander verschiedene und psychologisch unterscheidbare Erlebnisse.

Religion nennt man den Glauben an gewisse Dogmen und Lehrsätze, die mit dem Wesen mehrerer Götter oder eines Gottes in Beziehung stehen, und zugleich versteht man unter Religion ein Gefühlserlebnis, das den Menschen über die Sphäre seiner engen Person hinaus erhebt und ihn mit geistigen Sphären überindividuellen Lebens vereinigt. Diese Sphären werden als die Sphären des Göttlichen vorgestellt. Man „glaubt" nicht mehr an dieses den Einzelnen umschlingende Göttliche nur, sondern man erlebt es.

Betrachten wir zuerst die Wesensart des Glaubenserlebnisses. Dem Glauben begegnen wir schon in Entwicklungsgeschichten des Völkerlebens, in denen das andere eben angedeutete Gefühlserlebnis, das wir das „transzendentale Religionserlebnis" nennen wollen, noch nicht erwacht worden ist. Der Wilde *glaubt* an die magischen Kräfte seiner Fetische. Der Polytheist glaubt an die Existenz der vielen Götter seiner Religion und an alles, was seine Mythologie von diesen Göttern erzählt. Wie diese Fetische und mit ihnen die auf gleicher Entwicklungsstufe angetroffenen Vorstellungen der Ahnengeister, wie divine Naturobjekte (etwa heilige Bäume, heilige Tiere), wie dann Vorstellungen von „Göttern" entstehen, können wir hier nicht zum Gegenstand der Betrachtung machen. Wir haben an anderer Stelle („Gottesvorstellungen und Gottesgefühl" in Religion und Geisteskultur, Göttingen, Bd. III) die Entstehung dieser vortranszendentalen Dämonen- und Göttervorstellungen erörtert.

An dieser Stelle wollen wir nur erwähnen, daß die Faktoren, die diese Vorstellungen bedingen, mannigfacher Art sind. Die naturpersonifizierende Tätigkeit des Geistes, die Furcht vor den Gefahren des Lebens, das Verlangen nach hilfekräftigen beschützenden Wesenheiten, das Bedürfnis ferner nach einem kausalen Begreifen der Vorgänge der Natur — all dies hat die Entstehung der Dämonen- und Göttervorstellungen bewirkt.

Auch *der Glaube* an die durch das transzendentale Erlebnis bedingten Lehren und Dogmen der höheren Religion ist als Glaubenserlebnis von dem

eben skizzierten Glauben der primitiveren Menschen nicht wesentlich verschieden. Was diesen Glauben an höhere metaphysische Dogmen erzeugte, ist gewiß ein anderes, als was den niedereren hervorrief; aber der Glaube selbst als seelische Funktion ist — psychologisch betrachtet — mit dem erstgenannten Glaubensakt ganz wesensverwandt. Man kann an die Lehre der Auferstehung des Heilands glauben, auch wenn das transzendentale Erlebnis erloschen ist, das den Auferstehungsmythos erzeugte, und das sich in diesem Mythos als Symbol widerspiegelt. Dieser Glaube an die Auferstehung ist gewiß irgendwann einmal aus einem transzendentalen Erlebnis entstanden. Aber dieses höhere religiöse Erlebnis muß nicht immer gegenwärtig da sein, damit der Glaube an das daraus erwachsene Dogma bestehen kann.

*

Was das höhere transzendentale Religionserlebnis von dem niederen Glaubensakte unterscheidet, ist das Durchglühtsein von jenem transzendentalen Erlebnis, das die Seele in überindividuelle magische Sphären eines weltumfassenden Geistes erhebt. Dieses Erlebnis ist das seelische Fundament, auf dem jede höhere Religion sich aufbaut[1]). Es ist ein Gefühl, das von auserlesenen Menschen in Stunden feierlicher Weihe als ein Zustand überweltlicher Art erlebt wird. In diesen Stunden der Weihe scheint denen, die dieses Gefühl erleben, als ob es aus Tiefen des Weltseins käme, aus den Tiefen der Seele, die sich dem ewigen Werden und Weben nahefühlt.

Die erste Ausdrucksgestaltung dieses transzendentalen Erlebnisses ist das Gottesbewußtsein, das die religiösen Menschen erfüllt.

*

In welcher Weise das transzendentale Erlebnis zum Gottesbewußtsein wird, beobachten wir bei den Indern. Das reine transzendentale Erlebnis als solches wurde bei den Indern Brahman genannt. In der Maitrayaniaka Upanishad (6, 22—24) wird das Brahman als die Lust bezeichnet, die beim Hineinschmelzen des Geistes in das Weltall sich (das heißt die Lust des Hinschmelzens selbst) zum Zeugen hat. Ein anderer Text der Veda beschreibt dieses transzendentale Erlebnis folgendermaßen: „In den geheimnisvollen Tiefen der eigenen Brust gewahrte der durch das Brahman über seine eigene Individualität hinausgehobene Beschauer eine Macht, welche er allen anderen Mächten der Schöpfung überlegen fühlte, eine göttliche Kraft, die, wie er empfand, allem irdischen und überirdischen Sein als innerlich regierendes Prinzip einwohnt“ [2]).

Was ist aber diese „Macht“, die man mittels der Erhebung durchs Brahmanerlebnis schaut, und die man als allen anderen Mächten der

[1]) Man vergleiche mein: „Das transzendentale Gefühl“, erster Teil, Zeitschrift für Philosophie, Bd. 162, S. 154 ff.

[2]) Nach Deussens Übersetzung in seiner Geschichte der Philosophie II, S. 244.

Schöpfung überlegen fühlt, und was ist jene Kraft, die man als das allem Sein innewohnende Prinzip empfindet?

Die Geschichte der indischen Philosophie und der indischen Religion ist das Ringen nach dem Versuch, diese „Macht" und diese „göttliche Kraft", die man mittels des Brahmanerlebnisses fühlt, zu ergründen und sie vorstellbar zu machen.

In den Gangesgegenden wurde diese Macht als identisch mit dem dem Polytheismus entnommenen Gott Vishnu vorgestellt. Vishnu war in der polytheistischen Zeit einer der vielen Götter des indischen Pantheons. Er wurde neben Indra, Varuna, Agni, Rudra und den vielen anderen Göttern angebetet. Er war einer der vielen Götter. Was der Grund gewesen ist, daß man gerade diesen Vishnu auserkor, um ihn mit der „Macht" zu identifizieren, die man durch das Brahman schaut, wollen wir dahingestellt sein lassen. Hier genügt es zu konstatieren, daß es geschehen ist. Von diesem Augenblick wurde die Gestalt Vishnus umgewandelt. Der Vishnu der neuen Religion, wie er uns in den Upanishaden und in der Bhagavad-Gita entgegentritt, ist nicht mehr der gleiche Vishnu, wie wir aus dem Rig-veda der polytheistischen Zeit ihn kennen.

Der neue Vishnu ist nicht mehr nur ein Gott unter gleichen Göttern, sondern er ist jetzt der Träger und der Erzeuger des Weltganzen. In der Bhagavad Gita IX, 4 und 5 hören wir Vishnu sagen: „Von mir ist die ganze Welt ausgebreitet worden, alle Wesen werden von mir befaßt ... Da siehst du meine göttliche Zauberkunst, ich trage die Wesen, und ich bin doch nicht in den Wesen; mein Selbst ist der Bildner der Wesen" [1]).

Dieser neue Vishnu, der früher nur einer unter gleichen Göttern war, wird jetzt über diese anderen Götter hinausgehoben. Er wird jetzt als der Anfang und der Ursprung der anderen Götter gedacht (Bhagavad-Gita X, 2).

Dieselbe Umwandlung, die in den Gangesgegenden Vishnu durch das transzendentale Brahmanerlebnis erfuhr, erfuhr im indischen Gebirge ein anderer indischer Gott, Gott Rudra, der später mit dem Beinamen Siva (der Selige) bezeichnet wurde. Die (vetacvatra-)Upanishad (4, 12) nennt Rudra „Ursprung und Hervorgang der Götter" [2]).

Die Symbole, durch die das religiöse, transzendentale Erlebnis zum Ausdruck kommen kann, sind mannigfaltig.

Die religiösen Sekten der griechischen Mysterien symbolisierten ihr neues Erlebnis durch die dem polytheistischen Glauben entnommenen Mythen des sterbenden und zum Leben wieder erwachenden Gottes (Persephone, Dionysos, Adonis).

[1]) Deussen, Vier philosophische Texte des Mahabaratum.

[2]) Zur Einsichtnahme in die durch das transzendentale Erlebnis erfolgte Ausgestaltung der höheren indischen Religionsvorstellungen verweise ich auf mein: „Das transzendentale Gefühl", zweiter Teil, Zeitschrift für Philosophie, Bd. 163.

Aber nicht nur durch vorstellbare Symbole, auch durch abstrakte Ideen wurde das transzendentale religiöse Gefühl zum Ausdruck gebracht. Dieselben Inder, die die alten Götter Vishnu und Rudra aus ihrer Mythologie herüberholten, um das neue Erlebnis zu symbolisieren, haben dieses gleiche Erlebnis auch philosophisch ausgedrückt. In den Upanishaden, besonders in der Brihadaranyaka Upanishad, haben sie dieses Gefühl dadurch gedanklich widergespiegelt, daß sie a) das Brahmanerlebnis mit der überirdischen, allumfassenden Macht, auf das es gerichtet ist, in eins setzten, und dann b) eine Identifaktion vollzogen zwischen diesem objektivierten Brahman und dem tiefinnersten Kern des es erlebenden Ichs (des Atman). Die Brahman-atman-Lehre, das heißt die Lehre, daß Atman, Brahmanserlebnis und objektiviertes Brahman, das heißt Erleben, Erlebendes und Erlebtes, nicht drei voneinander getrennte Dinge sind, sondern nur drei Seiten von einem und demselben Erlebnis, diese Brahman-atman-Lehre ist der beste gedankliche Ausdruck des transzendentalen Erlebnisses [1]).

Auch Laotze, der Gründer der chinesischen Religion des Taoismus, erfaßt das Wesen seines transzendentalen Erlebnisses denkend. Auch Laotze objektiviert das innenseelisch Erlebte. Diese Objektivation des transzendentalen Erlebnisses nennt er „Tao", den Weg.

Er schildert dieses objektivierte transzendentale Erlebnis, das Tao, als ein dem menschlichen Denken unwahrnehmbares, überweltliches Etwas, das *für die Vorstellung* des Menschen inhaltlos ist, das aber *dem, der sich ihm* mit dem Gefühle restlos hingibt, unerschöpfbar zu sein scheint.

„Endlosem Faden gleich dauert es fort." (Tao-te-King, Kap. 6.) [2]).

„O wie tief ist es! Es ist etwas wie der Urvater aller Dinge. O wie heiter und still. Es muß wohl etwas ewig Existierendes sein. Es ist etwas, wie der Vorgänger des Allerhöchsten." (Kap. 4.)

„Beständige Begierdelosigkeit befähigt dazu, sein hehres Geheimnis zu schauen." (Kap. 1.)

Wer sich diesem transzendentalen Erlebnis hingibt, der ist *frei* und *schöpferisch*. Wie das Tao Wesen hervorbringt und ihnen Gestalt und Körperlichkeit gibt, sie vervollkommnet und mit Fähigkeit ausrüstet, so muß auch der in das Tao eingehende Mensch erzeugen und hervorbringen, aber: „Nichts für sich selbst haben wollen; schaffen und sich nichts darauf zu gut tun". (Kap. 51.)

Wie Himmel und Erde alle Welt gleich behandeln, als wären es lauter Strohpuppen, so muß auch der vollendete Weise dem einen Menschen das Gleiche wie dem anderen erweisen, als handelte es sich nur um eine Strohpuppe neben anderen. (Kap. 5.)

[1]) „Das transzendentale Gefühl", zweiter Teil, Zeitschrift für Philosophie, Bd. 163.

[2]) Nach der Übersetzung von *Julius Grill* „Laotzes Buch vom höchsten Wesen und vom höchsten Gut" (Tao-te-King), Tübingen 1910.

Dieses absolut leidenschaftslose Tun des vollendeten Weisen ist aber stets von der schöpferischen Lebensbejahung des Transzendenten durchströmt. „Wer gut ist, den behandle ich meinerseits gut: wer nicht gut ist, den behandle ich gleichfalls gut; Tugend ist Güte. — — — Der vollendete Weise behandelt alle Menschen als seine Kinder." (Kap. 49.)

Und aus diesen höchsten Sphären des Transzendenten entspringt die an das Christentum erinnernde Forderung: „Feindseligkeit mit Wohlwollen zu vergelten." (Kap. 63.)

„Das Volk, das darauf aus ist, Geschäfte zu machen, befindet sich stets in gespannter Erwartung des Erfolges und kommt zu Schaden . . . Der vollendete Weise kehrt zu dem zurück, über was die Menge hinausgegangen ist, und trägt zur naturgemäßen Entwicklung der Welt bei." (Kap. 64.)

Wie die transzendentale, tätige Weltkraft (das Tao) Leben hervorbringt, ohne es für etwas Eigenes auszugeben, so muß auch der vollendete Weise wirken, aber ohne es sich als Verdienst anzurechnen; schaffen und nichts für sich beanspruchen. (Kap. 2 und 10.)

*

Verwandte Vorstellungen treffen wir, und zwar unter dem Typus des Verwobenseins mit polytheistischen divinen Vorstellungen, bei den Ägyptern. Während des neuen Reiches in der Zeit der achtzehnten Dynastie treten auch hier religiöse Vorstellungen hervor, die das Wirken des transzendentalen Gottheitsgefühls durchdämmern lassen.

Der schon während des mittleren Reiches durch Verschmelzung des Sonnengottes Re mit dem thebanischen Gott Amon entstandene neue Doppelgott Amon-Re scheint während der Zeit der großen Kulturblüte Ägyptens zu einem majestätischen Symbol der allschaffenden Totalität des Weltganzen sich zu erheben. Dieser Gott Amon-Re ist nicht mehr der alte mythische Gott Re, wie ihn sich das Volk in früheren Zeiten vorstellte. Er wandelt nicht mehr auf dem Rücken der einer Kuh ähnlichen Göttin Nut, um als Sonne über die Erde zu leuchten; er ist nicht mehr der von der Erde zum Himmel emporgestiegene König. Alles Mythische schwindet jetzt. In der Zeit des neuen Reiches ist Amon-Re die unendliche Gottheit, die durch die Macht ihres Denkens Götter und Menschen erzeugt. „Er befahl, und die Götter entstanden" [1]). Ein Gebet jener Zeit lautet: „Die Götter neigen sich vor deiner Majestät und erheben ihren Schöpfer, sie jauchzen, wenn ihr Erzeuger naht. Preis dir! sagt jedes Wild; Lob dir! sagt jede Wüste. Deine Schönheit erobert die Herzen. Die Liebe zu dir lähmt die Arme."

Liebe!

An die Stelle der vorreligiösen Furcht vor Gott tritt jetzt die Liebe. Innige, warme Liebe zur Gottheit. Die Gottheit sitzt im Herzen aller

[1]) Erman, Die Religion Ägyptens.

Wesen. Das neue Gefühl, zu dem sich das transzendentale Erlebnis immer umwandelt, sobald dieses Erlebnis einen dem Polytheismus entnommenen persönlichen Gott zu seinem Symbol emporhebt, ist eben jenes Gefühl, das eine Verbindung wieder zwischen der durch diese Personifikation verselbständigten Gottheit und dem sich transzendental in ihre metaphysische Tiefen eingehenden Menschen herstellt. Dieses Gefühl der Wiedervereinigung ist: die Liebe.

Den höchsten Gipfel der transzendentalen Steigerung erlangt die ägyptische Religion in der Zeit der achtzehnten Dynastie. Der der alten Mythologie entnommene Doppelgott Amon-Re genügt bald nicht mehr als Symbol des durch das transzendentale Gefühl Erlebten. Amenophis der Vierte fand den Mut, alle Götter, mitsamt Amon-Re, an die das Volk noch glaubte, zu verneinen, und gab dem durch das Gefühl ihm offenbarten unendlichen Gott einen neuen Namen. Er nannte ihn Aton. Die Ausgrabungen von El Amarna geben uns Kunde von dieser neuen Religion. Ein erhaltener schöner Hymnus an Aton darf als das Glaubensbekenntnis der neuen Lehre betrachtet werden. „Deine Strahlen umarmen die Länder, soviel du geschaffen hast. Du bezwingst sie durch deine Liebe. Du bist fern, aber deine Strahlen sind auf Erden ... wie viel ist, was du gemacht hast ... die Fremdländer Syrien und Äthiopien und das Land Ägypten — einen jeden setzest du an seine Stelle und schufst, was sie bedürfen."

Dieser Gott ist der Vater aller Menschen. Syrier, Äthiopier und Ägypter waren ihm gleich lieb. — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber — — — da kam ein neuer Pharao in Ägypten, der wußte nichts mehr von diesem einen Gott. Nach dem Tode Amenophis des Vierten kehrte wieder der alte polytheistische Glaube zurück. Die konservativen Instinkte der Priester und die Bedürfnisse der niedrigen Volksmassen trugen den Sieg davon. Alles, was an den neuen Gott erinnern konnte, wurde vernichtet. Und wenn die Ausgrabungen von El Amarna uns nicht Kunde bringen würden von jener seltsamen Zeit, hätten wir von dem einen Gott der amenophischen Zeit, den der neue Pharao wieder abgesetzt hatte, nichts mehr gewußt.

*

Dieser neue Pharao (die Dynastie Ramses), der den Monotheismus und Kosmopolitismus seines Vorgängers abgeschafft hat, ist derselbe Pharao, von dem das Alte Testament erzählt, daß er die Städte Pithon und Ramse baute (Zweites Buch Mose 1, 8 bis 14) und der auch alle diejenigen Völker, die während der kosmopolitischen Herrschaft der amenophischen Zeit Gleichberechtigung besaßen, zu unterdrücken anfing. Wie das israelitische Volk unter der neunzehnten Dynastie (Ramses) bei dem Bau der Städte Pithon und Ramse Sklavendienste leistete, ist uns aus dem Alten Testament bekannt.

Hier ist nicht der Ort, die Frage zu erörtern, ob das israelitische Volk in seiner völkischen Wesenheit, in der wir es später in historischer Zeit begegnen, wirklich je seßhaft in Ägypten gewesen ist. Auch die Frage, ob Moses eine historische oder mythische Gestalt ist, gehört nicht hierher.

Aber die Sage Israels erzählt davon, daß der Urstamm, dem das israelitische Volk entsprang, in Ägypten, und zwar in der Zeit der der ramseischen vorangegangenen amenophischen Dynastie gewesen ist, und knüpft an die Person des aus Ägypten kommenden Moses den Ursprung seines monotheistischen Glaubens. Aus der seltsamen Übereinstimmung dessen, was die Ausgrabungen von El Amarna kund tun, mit dem, was die Bibel erzählt, können wir mutmaßen, daß Amenophis der Vierte derjenige Pharao ist, in dessen kosmopolitischem Reich auch die Begründer des israelitischen Monotheismus sässig gewesen sind.

Hat Moses (und wir bezeichnen mit diesem Namen lediglich jenen vorhistorischen Führer und Begründer der israelitischen Religion) den monotheistischen Gedanken der amenophischen Zeit gekannt? Hat er die monotheistische Idee in Ägypten empfangen? Daß der „eine Gott", der in Ägypten „Athon" genannt wurde, von dem Begründer des israelitischen Glaubens mit einem semitischen Stammesgott, dem Berggott und Gewittergott Jahwe, identifiziert wurde, ist verständlich. Wie die Inder ihrem Polytheismus die der Seele des Volkes nahestehenden Götter (Vishnu und Rudra) entnahmen, um sie zu Symbolen des neuen religiösen Erlebnisses zu erheben, so geschah es auch hier bei der Begründung des israelitischen Glaubens.

Daß der Monotheismus in Israel nicht organisch aus der seelischen Entwicklungsstufe des Volkes entstanden ist, sondern daß er unter fremdem Einflusse entstanden sein muß, verraten folgende Tatsachen: Wir wissen, daß die große Masse des israelitischen Volkes den monotheistischen Gedanken damals noch nicht ganz begriff. In Kanaan nahm das israelitische Volk die einheimischen Götter, die Baale, auf und verehrte sie neben Jahwe. Das israelitische Volk war eben damals auf dem Wege, sich einen seiner kulturellen Entwicklungsstufe entsprechenden Polytheismus zu schaffen, gleich dem der Assyrer, Ägypter und Griechen; wir wissen, daß das israelitische Volk Stiergöttern Altäre baute, und daß es diesen Stiergöttern Brandopfer darbrachte (Zweites Buch Mose 32, 1 bis 6).

Auch die in den ältesten Schriften geschilderte Eigenart des altbiblischen Jahwe spricht dafür, daß der israelitische Monotheismus kein von innen heraus geborener, sondern daß er nur ein von außen angenommener war. Wenn wir die ältesten Schriften des Alten Testaments lesen, so sehen wir, daß hier von Jahwe zwar als von einem einzigen Gott geredet wird, daß aber dieser Jahwe sich um nichts von den Göttern der polytheistischen Religionen unterscheidet. Wir sehen ihn kommen und gehen. Er wandelt in der Abendkühle, seine Schritte sind hörbar. Nicht einmal ein Allwissender ist dieser Gott der älteren Zeit. Charakteristisch ist, daß Moses erst auf den Sinai steigen und ihm mündlich mitteilen muß, daß das Volk seinen Geboten gehorchen wolle. Jahwe weiß dies aus eigener Macht nicht.

*

Erst durch die Propheten fand eine Vertiefung der israelitischen Gottesvorstellungen statt. Die ältesten Propheten Israels waren Ekstatiker. Sie zogen den griechischen Backchen gleich als Korybanten in Scharen durchs Land, und die wilde Musik der Pauken und der Harfen, der Flöten und Zithern berauschte sie (Erstes Buch Samuel 10, 5).

Das Wesen der Ekstase besteht aber darin, daß der Ekstatiker sich von einem Gotte berührt wähnt. Alle Ekstatiker leben in dem Wahn, daß alles, was ihre Seele bewegt, alles, was über das Alltagsniveau des Durchschnittsmenschen hinausgeht, magische Einwirkungen des sie berührenden, sie berauschenden Gottes seien. Griechische Dichter nannten sich „entheoi", und sie glaubten, daß ihre dichterischen Phantasien Werke der Götter wären. So waren auch die israelitischen ersten Propheten vom Glauben beherrscht, daß alles, was ihre Seele bewegte, ihre Wünsche und ethischen Wollungen, ihre Hoffnungen und Befürchtungen Stimmen des sie in der Ekstase berührenden Jahwe waren.

Halten wir diese Tatsache fest, so werden wir begreifen, warum auch die Propheten der späteren Zeit ihre sie entzündenden gewaltigen Willensregungen, ihre nationalen Leidenschaften, ihre ethischen Forderungen, schließlich alles, was sie von den breiten Massen des israelitischen Volkes unterschied, als vom Gotte herkommende Inspirationen betrachteten.

Das Entsetzen vor den herzlosen Greueln der Vornehmen, welche die Armen und Niederen unterdrückten, das Verlangen nach einer strafenden Nemesis empfanden diese Propheten nicht als ihr eigenes Entsetzen, sondern als das Entsetzen Gottes, der sie als Sprachrohre gebrauchte, damit er dem Volk seinen Zorn verkünde. Diese ethisch bewegten, ernsten Menschen konnten nicht glauben, daß ihr Gott an Brandopfern und dergleichen Gefallen habe, und daß seine Gnade nur durch äußerlichen Kultus erkaufbar sei. So nehmen wir bei Amos wahr, daß ihm das auf äußerlichen Kultus gerichtete Treiben seines Volkes Ekel erregt. Von dem prophetischen Glauben der Inspiration beherrscht, schreibt er aber dieses sein eigenes, ethisches Entsetzen Gott zu, er legt seinen eigenen Zorn in den Mund Jahwes hinein. Und so hören wir in den Dichtungen dieses Propheten Gott selbst reden: „Ich hasse, ich verachte eure Feste und mag nicht riechen eure Festversammlungen ... Hinweg von mir mit dem Geplärre eurer Lieder!" (Amos 5, 21 und 23).

Ebenso ruft der Gott Hoseas: „An Liebe habe ich Wohlgefallen, nicht an Schlachtopfern" (Hosea 6, 6).

Indem nun die Propheten alle die Regungen der eigenen Brust in die Gestalt ihres Gottes hineinlegten, wurde dieser Gott mit der wachsenden ethischen Vertiefung der Propheten auch ethisch vertieft und bereichert. Er ist nicht mehr nur der auf polytheistischer Stufe stehende Gott, wie er es ursprünglich noch nach dem Auszug aus Ägypten war, sondern er wird als ein Weltrichter vorgestellt, der die Schicksale der Weltgeschichte leitet.

Entsinnen wir uns der Worte des Jeremia (1, 15): „Ich will alle Völker-

schaften der nordischen Königreiche berufen — ist der Spruch Jahwes —, daß sie kommen und ein jeder seinen Thron an den Eingang der Tore Jerusalems setze und wider alle seine Mauern ringsum und wider alle Städte Judas." Hier streift der religiöse Glaube des Propheten die Grenzen der Politik, und zwar einer — Weltpolitik. Gewiß, die Weltpolitik dieses Propheten ist durch seine ethische Weltanschauung bedingt.

Der alte Jahwe der älteren Zeit, der den die Bundeslade tragenden Heerscharen voranging und das Volk Israels von Sieg zu Sieg führte, unbekümmert darum, ob auch die Kriege Israels gerecht waren, ist jetzt in der Zeit der Propheten zu einer richtenden Gottheit geworden, die die Geschichte der Menschheit leitet. Jetzt will er Israel und Juda, um ihrer Bosheit wegen, zur Rechenschaft ziehen (Jes. 1, 16); die Völker Asiens sind seine Werkzeuge. Jahwe scheint jetzt zu einem Regenten der ganzen Welt geworden zu sein.

Und doch hören diese Propheten nicht auf, national zu empfinden. Amos (3, 2) läßt seinen Gott sagen: „Von allen Völkern der Erde habe ich nur euch erwählt; eben darum werde ich alle eure Verschuldungen an euch heimsuchen."

Jahwe straft Israel, weil er Israel liebt; die zum Strafgericht dienenden Völker sind in den Augen der Propheten nichts anderes als Vollstrecker des züchtigenden göttlichen Willens. Diese Propheten krümmen sich unter dem Schmerz des Gedankens, daß Israel untergehen muß. Aber es muß untergehen, weil es nicht dem Ideale gemäß ist, welches sich die Propheten von einem vollkommenen Volk machen.

Immerhin, der durch das Werden der Weltgeschichte wirkende Gott ist geistiger und erhabener als jener alte Jahwe, der der Bundeslade in Gestalt einer Wolkensäule voranging. Jetzt braucht dieser umgestaltete Gott nicht mehr so wie jener, von dem die ältesten, von den Jahwisten herrührenden Texte des Pentateuchs erzählen, den Menschen aus Ackerboden zusammenzukneten und den Lebensodem derb und schlicht in seine Nase hineinzublasen (Mos. I, 2, 7). Der umgestaltete Gott schafft den Menschen, der Schilderung späterer in das Testament hineingeflochtener Texte (Mos. I, 1, 26) gemäß, durch die Macht seines Gedankens: „Da sprach Gott: Laßt uns Menschen machen nach unserem Bilde ... und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde." Die Macht des Gedankens Gottes erzeugt jetzt den Menschen und alles, was in der Welt ist.

Trotz dieser Vertiefung des Gottesbegriffes ist auch dieser neue Gott der Prophetenzeit keine Inkarnation des transzendentalen religiösen Erlebnisses, sondern nur ein Produkt des ethischen Denkens der Propheten. Das transzendentale Gefühl, das die Gottheit in das Weltinnerste hineinrückt, ist dem Judentum fremd.

*

Selbst in der Zeit des Exils, als sich der Glaube an Jahwe noch beträchtlich verinnerlichte und vertiefte, blieb die jüdische Religion an der durch die Ekstase bedingten Vorstellungsart haften.

Der zweite Jesaia steigert gewiß die Gestalt Jahwes ins namenlos Erhabene:

„Alles Fleisch ist Gras
und all sein Liebreiz wie die Blume des Feldes;
es verdorrt das Gras, es verwelkt die Blume,
denn der Hauch Jahwes hat sie angeweht.
Es verdorrt das Gras, es verwelkt die Blume;
Aber das Wort unseres Gottes besteht auf ewig."

Der zweite Jesaia ist ein gewaltiger Dichter, der dem unglücklichen, deportierten Volke Wunscherfüllung verheißt.

Aber dennoch vermag auch der Deuterojesaia nicht die Gestalt Jahwes derart umzugestalten, daß Jahwe als der im Kerne des lebendigen Weltalls thronende, alles umfassende, alle Menschen in gleicher Weise liebende Gottvater vorgestellt wird. Auch Deuterojesaia kannte das transzendentale Gefühl nicht.

*

Der erste auf jüdischem Boden, der vom transzendentalen Erlebnisse voll und ganz beherrscht worden ist, ist Jesus gewesen. Wie alle transzendental entstandenen Religionen, so ist auch die, die der Galiläer schuf, von dem Gedanken der Liebe, die Gott mit Menschen verbindet, durchdrungen. Gott ist nicht mehr der richtende und züchtigende Leiter der Weltgeschichte, sondern der liebende Vater, der seine Kinder zu sich ruft. Der Gott des Christentums steht dem Gott der amenophischen Zeit, der auch „die Fremdländer Syrien und Äthiopien schuf und das schuf, was sie bedürfen", näher, als dem der Propheten.

Ethisch ist der Kern der Lehre des Galiläers der des Laotze wesensverwandt. Wie Laotze, so wurzelt auch Jesus jenseits aller Begierden und Leidenschaften; er wurzelt wie er in der Sphäre der göttlichen Transzendenz. Aber während Laotze das transzendentale Erlebnis einfach nur objektiviert und so den Begriff des Tao schafft, umkleidet Jesus sein transzendentales Erlebnis mit den Vorstellungen, die er dem Glauben seines Volkes entnommen hatte. Jahwe, der Gott der mosaischen Bücher, der Gott der Gesetze, der Gott der Propheten, der zürnende, die Schicksale der Weltgeschichte leitende Jahwe, ist die Gestalt, mit der Jesus den Inhalt seines transzendentalen Erlebnisses umkleidet — um es dem Volke zugänglich zu machen. Nebenher ist Jesus von den Lehren der Apokalyptik, die zu seiner Zeit die Vorstellungskreise des jüdischen Volkes beherrschten, beeinflußt.

Die Lehren des Alten Testaments und die der Apokalyptik entnommenen Vorstellungen einer zukünftigen Welt haben die Gedanken des Galiläers mit Symbolen umwoben, die dem abstrakt denkenden Laotze fremd gewesen sind.

Dafür ist die seelische Wurzelung des Galiläers im schöpferischen Transzendenten von einer seltsamen starken Wucht begleitet, die den Lehren Laotzes fehlte. Der Galiläer stellt die gewaltige Forderung, daß das von allen irdischen Spannungen erlöste Leben als ein Leben fortdauernder Individuen, jenseits der Erde, dort in den transzendenten Sphären, wo der heilige Gott ist, eine zweite Realisation empfangen muß.

Laotze ist ein Metaphysiker; er sagt: „Wer das Leben recht zu fassen weiß, begibt sich unter feindliche Heerscharen hinein, ohne Panzer und Waffen anzulegen. Die Waffe kann nirgends ihre Spitze eindringen lassen. Woher kommt das denn? Weil er (der im Transzendenten Lebende) keine Angriffsstelle für den Tod hat." Auch Jesus kennt diesen tiefen philosophischen Gedanken, aber er durchtränkt ihn mit Blut. Er sagt: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht töten können", und er fügt hinzu: „Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der die Seele und den Leib dem Verderben übergeben kann in der Hölle!" Hier werden hemmende Gewalten als auch nach dem Tode der Menschen wirkend vorgestellt.

Bei Laotze hat das von ihm geforderte selbstlos-schöpferische, transzendentale Leben eine gewisse Blässe. Jesus aber, unterstützt von den apokalyptischen Anschauungen seiner Zeit, stellt in vorstellbaren Symbolen glühende Hoffnungen hin, die dem Menschen die Realisation des jenseitigen, transzendentalen Lebens verheißen.

Der Weg, der dahin führt, ist bei Jesus derselbe wie bei Laotze: „Werdet wie die Kinder!" (Tao-te-King, Kap. 10; Math. 18, 3), „Liebet eure Feinde und betet für eure Verfolger, auf daß ihr werdet Söhne eures Vaters in den Himmeln" (Tao-te-King, Kap. 49 und 63; Math. 5, 45).

Aber während bei Laotze die Forderungen, „wie ein neugeborenes Kind zu werden! Feindseligkeiten mit Wohlwollen zu erwidern! zu handeln ohne begehrliches Wollen! und sich freuen, doch ohne sich von der Lust binden zu lassen", ein Abwehren der die egoistischen Begierden bedingenden Spannungen enthält — ist Jesus von dem leidenschaftlichen Willen durchglüht, die Menschen positiv seelisch zu erheben, „auf daß sie werden Söhne ihres Vaters in den Himmeln".

Sprachlich-literarische Wirkungen des internationalen Verkehrs im Altertum

Von

Eduard König (Bonn)

In unserer Gegenwart, wo die Hemmung des Verkehrs mit dem Ausland immer noch andauert und insbesondere auch die wissenschaftliche Forschung unter der weitreichenden Isolierung der einzelnen Völker leidet, ist es eine naheliegende Frage, wie der Verkehr zwischen den verschiedenen Nationen in den weiter entfernten Zeiten des Altertums sich gestaltet und in seinen Wirkungen bemerkbar gemacht hat. Deshalb sei es gestattet, einen Versuch zur Beantwortung dieser Frage hier zu unternehmen; nur soll der Blick hauptsächlich auf die Wirkungen dieses Verkehrs gerichtet und auch wieder unter ihnen das sprachlich-literarische Gebiet besonders berücksichtigt werden.

Was den Völkerverkehr selbst anlangt, so war er auch im entfernteren Altertum und in den Ländern, die meinen Studien am nächsten liegen, das heißt Vorderasien und Ägypten, ausgedehnter und mannigfaltiger, als man sich leicht vorstellt.

Denn zunächst das Streben, die Erzeugnisse und sonstigen Güter der verschiedenen Gebiete auszutauschen, trieb zu Reisen auf den Karawanenstraßen und den Wasserwegen. Denn, um nicht an die bekannten Fahrten nach dem Goldland Ophir (an der Südostküste Arabiens)[1]) zu erinnern, so sei auf die Fahrt des Ägypters Wen-Amon hingewiesen, der um 1100 nach der phönizischen Stadt Byblos fuhr und in seinem Reisebericht[2]) erwähnt, daß fünfhundert Rollen Papyrus aus Ägypten nach Byblos als Kaufpreis für Holz vom Libanon geschickt wurden. Sodann auch das Bedürfnis, Bündnisse zwischen dem eigenen Volke und andern Nationen zustande zu bringen, veranlaßte viele Wanderungen. Denn zum Beispiel zwischen dem Herrscher Hiram von Tyrus und David gingen Gesandtschaften hin und her, indem der Phönizier dem israelitischen Könige Zedernbäume und Handwerker schickte und so zeit seines Lebens mit diesem in Verbindung blieb (2. Sam. 5, 11; 1. Kön. 5, 1). Ja, auch der Wunsch nach Gedankenaustausch trieb schon im höheren Altertum zu weiten Reisen an. Ist nicht die Königin von Saba, also vom südwestlichen Arabien, bis nach Palästina gezogen, um die

[1]) Eine Diskussion darüber gibt mein Kommentar zur Genesis (1919) bei 10, 29.

[2]) Übersetzt bei Greßmann, Altorientalische Texte und Bilder (1909), I, S. 229 f.

Rätselweisheit Salomos auf die Probe zu stellen (1. Kön. 10, 1 ff.)? Daran, daß Männer wie zum Beispiel Pythagoras und Herodot viele Länder durchwanderten, um die Kultur und Schicksale der Fremde kennen zu lernen, braucht ja kaum erinnert zu werden. Später waren diese Reisen zu Bildungszwecken so sehr üblich geworden, daß sie auch bei jüdischen Schriftgelehrten Nachahmung fanden. Denn von ihnen heißt es in Sir. 39, 5 nach richtiger Übersetzung[1]: „Das Land fremder Völker durchzieht er, denn Gutes und Böses unter den Menschen erforscht er."

Die Erinnerung an die letzterwähnte Art von Völkerverkehr leitet nun aber unmittelbar zu dem eigentlichen Gegenstand der hier unternommenen Darlegung, nämlich den sprachlich-literarischen Begleiterscheinungen dieses Verkehrs, hin.

1

Durch keinen Umstand schien der Verkehr zwischen den Völkern mehr unterbunden werden zu müssen, als es durch die Verschiedenheit der Sprachen geschah. Welche Begleiterscheinung dieses Verkehrs war also natürlicher, als die, daß sich die Funktion des Dolmetschers ausbildete? Ob sich Spuren seines Auftretens früher als in der Zeit Josephs[2]) zeigen, weiß ich nicht. Aber dort in der Erzählung von seinen Anfangsverhandlungen mit den Brüdern begegnet ausdrücklich die Zwischenbemerkung: „Er redete mit ihnen durch einen Dolmetscher" (1. Mos. 42, 23). Ein weiterer Fall von der Tätigkeit eines Dolmetschers begegnet in Xenophons Bericht über den Rückzug der Zehntausend (Anabasis V, 4, 4), indem es bei den Verhandlungen zwischen den Griechen und den Mos(s)unoikoi, einem Gebirgsvolk am Ostufer des Schwarzen Meeres, heißt: „Xenophon sprach, aber Timesitheos verdolmetschte." Wie sich daraus dann die Tätigkeit des schriftlichen Übersetzens entwickelte, ersehen wir zum Beispiel aus der Tatsache, daß zur Zeit der persischen Oberherrschaft über Judäa die Berichte der Untertanen an sie vor der Absendung erst in eine allgemeiner verständliche Sprache „übersetzt" wurden (Esr. 4, 7). Mit dem dort gebrauchten Worte tirgem „übersetzen" hängt übrigens der bekannte Ausdruck „Dragoman" zusammen.

Damit aber wird unser Blick schon auf eine zweite Wirkung des internationalen Verkehrs hingelenkt. Sie bestand in der Ausbildung einer Verkehrssprache, die man nach ihrer wahrscheinlichen ersten Veranlassung und Verwendung oft als Diplomatensprache zu bezeichnen pflegt.

Eine solche war schon einigermaßen das Babylonische. Denn in dieser Sprache und mit Keilschrift konnten Beherrscher Babyloniens mit den Pharaonen Amenophis dem Dritten und Vierten (um 1370) korrespondieren, wie die 1889 in Mittelägypten gefundenen, etwa dreihundert Amarnatexte

[1]) Zum Beispiel bei Norbert Peters, Die Weisheitsbücher des Alten Testaments (1914), S. 196.

[2]) Das heißt in der Hyksosperiode Ägyptens (mein Genesiskommentar vor 39, 1).

beweisen. Was könnte interessanter als die Tatsache sein, daß unter ihnen sich auch ein in babylonischer Sprache und mit Keilschriftzeichen geschriebener Brief vom Pharao Amenophis dem Dritten an den babylonischen Fürsten Kadaschmanbil befindet! Eine Verkehrssprache von viel größerer Bedeutung wurde aber dann das Aramäische, also der nördlichste und späteste Hauptast am semitischen Sprachstamm. Mit besonderer Deutlichkeit tritt dies ja in den Berichten über das bekannte Jahr 701 hervor, in welchem Sanherib die Stadt Jerusalem belagerte. Denn bei den Verhandlungen, die damals zwischen einer Deputation des Belagerungsheeres und den Bevollmächtigten des judäischen Königs Hiskia vor den Wällen Jerusalems gepflogen wurden, haben die letzteren darum gebeten, nicht hebräisch weiterzusprechen, damit die auf der Stadtmauer sitzende Volksmenge nicht die teilweise höchst verletzenden Äußerungen der Assyrer verstehen könne. Und welche Sprache wurde da als Mittel zur Verständigung unter den beiderseitigen Deputierten vorgeschlagen? Nicht, wie man nach dem Vorhergehenden erwarten könnte, die babylonisch-assyrische, oder, wie man seit 1915 dafür sagt, die „akkadische", sondern die aramäische (2. Kön. 18, 26). Wie diese also schon im achten Jahrhundert den höheren Staatsbeamten Vorderasiens geläufig war, so finden wir das Aramäische auch im fünften Jahrhundert zunächst als eine der drei Reichssprachen des Perserreiches wieder [1]). Denn eben in das Aramäische (Esr. 4, 7 usw.) mußten die Berichte übersetzt werden, die von Judäa aus an die Reichskanzlei in Babylon oder Susa geschickt werden sollten. Sodann aber ist das Aramäische als eine weithin bekannte Verkehrssprache neuerdings hauptsächlich dadurch erwiesen worden, daß seit 1907 eine große Anzahl von Schriftstücken auf der südägyptischen Nilinsel Elephantine entdeckt worden sind, die von der dort stationierten jüdischen Militärkolonie herstammen und doch alle in aramäischer Sprache abgefaßt sind [2]).

Aber natürlicherweise haben in den bei weitem überwiegenden Fällen von Berührungen der Völker weder Dolmetscher noch eine Verkehrssprache zu Gebote gestanden, sondern mußten die Kaufleute und alle sonstigen Unternehmer von Reisen ins Ausland sich selbst einigermaßen der Sprache des Volkes, mit dem sie Geschäfte treiben wollten, zu bemächtigen versuchen. Dieses Erlernen fremder Sprachen hatte dann weiter zunächst diese abgeleitete Wirkung, daß sich mindestens für das Volk, aus dem die Reisenden stammten, eine Bereicherung des Sprachschatzes anbahnte. Aber auch weiterhin setzte ganz unwillkürlich der Prozeß ein, daß mit dem Übergang von Waren, wie er durch den Import und Export eintrat, oft auch ihre Bezeichnungen weiter wanderten. Eben derselbe sprachliche Vorgang vollzog sich selbstverständlich auch oft bei der Kenntnisnahme, welche die Reisenden mit oder ohne Absicht in bezug auf die Verkehrsmittel und Waffen,

[1]) Ferd. Justi, Geschichte des alten Persiens, S. 64.

[2]) Herausgegeben hauptsächlich von Ed. Sachau, Aramäische Papyrus und Ostraka usw. (1911).

die gesellschaftlichen und staatlichen Institutionen, die sittlichen und religiösen Anschauungen anderer Völker erlangten.

So wurde der internationale Verkehr die Hauptquelle, aus der die Fremdwörter und Lehnwörter über die Grenzen der Völker strömten. Ein recht deutliches Beispiel eines Lehnwortes aus dem akkadischen Sprachgebiet begegnet uns in dem Worte tartan als der Bezeichnung des Oberfeldherrn (2. Kön. 18, 17 usw.), die auf der Nachahmung des assyrischen Titels turtanu beruht. Im übrigen freilich bleibt bei der Frage nach solcher Entlehnung oft ein Zweifel bestehen [1]). Denn es muß genau untersucht werden, ob nicht eine von den Parallelbildungen vorliegt, die in der Geschichte des indogermanischen und des semitischen Sprachstammes oft auf die überraschendste Weise zutage tritt, indem ja zum Beispiel der frühere Akkusativ zum neuen Nominativ geworden ist. Denn nicht aus ratio, sondern aus rationem ist la ragione und raison geworden [2]).

Indem die Aneignung der Sprache eines andern Volkes sich selbstverständlich am meisten in den Grenzstrichen vollzog, gab der Völkerverkehr weiter die Gelegenheit und den Anlaß zum Sprachentausch. Dieser wurde natürlich auch einerseits durch die politische Überlegenheit eines benachbarten Volkes sowie durch den Anblick der materiellen Blüte und der kulturellen Höhe desselben, andererseits aber freilich auch durch den Mangel an Nationalbewußtsein und Selbständigkeitsstreben des aufnehmenden Volkes begünstigt. Auf jeden Fall ist aber der Sprachenwechsel eine viel häufigere Erscheinung in der Kulturgeschichte des Menschengeschlechts gewesen, als man gewöhnlich denkt.

Ein Sprachentausch ist zunächst bei den Phöniziern anzunehmen. Denn gemäß ihrer zum Beispiel von Herodot zweimal (1, 1), und zwar nach ihrer eigenen Aussage (7, 89) erwähnten Wegwanderung vom Erythräischen Meere, gemäß ihrer rotbraunen Darstellung auf den ägyptischen Gemälden und gemäß dem zusammenstimmenden Berichte Justins und der hebräischen Quellen [3]), sind sie vom Südosten her in das semitische Sprachgebiet eingetreten und haben sich einen mit dem Hebräischen ähnlichen Dialekt angeeignet. Viel bekannter ist, daß die Bewohner Palästinas in den letzten Jahrhunderten vor Christo statt des Hebräischen vielmehr das Aramäische als Volkssprache annahmen, und daß diese nach der mohammedanischen Eroberung Palästinas durch das Arabische verdrängt worden ist. Andere Fälle von Sprachenwechsel sind noch bekannter. Denn wer besänne sich, um nur noch an wenige

[1]) Auch von Heinrich Zimmern, Akkadische Fremdwörter als Beweis für babylonischen Kultureinfluß (1915), S. 21 anerkannt.

[2]) Beispiele aus dem Neugriechischen und aus den semitischen Sprachen gibt meine komparativ-historische Syntax des Hebräischen, S. 219 f.

[3]) Gen. 10, 6. 15—19, als richtig auch zum Beispiel von Lepsius in der Einleitung zu seiner Nuba-Grammatik (S. XXV ff.) anerkannt, aufs eingehendste jetzt in meinem Kommentar z. St. erörtert.

Tatsachen zu erinnern, nicht von selbst darauf, daß die Langobarden in Oberitalien und die Westgoten in Spanien zum Gebrauche des romanischen Sprachidioms übergegangen sind?

2

Den Wirkungen, die der Völkerverkehr auf dem Gebiete der Sprachgeschichte hervorgerufen hat und immer von neuem hervorruft, gehen solche auf dem Gebiete des Literaturbesitzes der Völker zur Seite oder zum Teil auch voran.

Eine erste Begleiterscheinung der letzterwähnten Art ist schon in den Inschriften zu erkennen, die an den Hauptstraßen des internationalen Verkehrs und natürlich besonders an seinen belebtesten Knotenpunkten angebracht worden sind. Zeugnis davon geben zum Beispiel die zahlreichen Inschriften, die in dem Tale Mukátteb, der gewöhnlichen Zugangsstraße zum Berge Sinai, von den Passanten angebracht worden sind. Dort am Sinai hat ja auch erst wieder vor kurzem Flinders Petrie eine bisher unbekannte Art von Schriftzeichen entdeckt. Von Gardiner 1916 veröffentlicht, sind sie von dem Ägyptologen Sethe im nächsten Jahre als das älteste Zwischenglied zwischen den ägyptischen und den phönizischen Schriftzeichen erkannt worden[1]). Hie und da wurden Inschriften auch sozusagen als Höhenmarken, nämlich als Denkmale der Erreichung schwieriger Punkte, angebracht. Man denke nur an die ägyptischen, assyrischen und lateinischen Inschriften, die in der Nähe des Hundsflusses nördlich von Beirut Zeugnis von den Heerzügen ablegen, die sich dort auf der Küstenstraße bewegt haben[2]).

Eine weitere Frucht hat der Völkerverkehr auf dem geistesgeschichtlichen Gebiete in vielfachem Literaturaustausche reifen lassen.

Ein interessanter Fall der Wanderung von Literaturprodukten begegnet uns schon in den oben erwähnten Amarnatexten (aus der Zeit von etwa 1400 vor Christo), die ja im allgemeinen aus Korrespondenzen zwischen babylonischen Herrschern und Pharaonen und zwischen ägyptischen Statthaltern und ihrem Oberherrn bestehen. Unter diesen Texten sind nämlich auch zwei babylonische Literaturerzeugnisse enthalten: der Mythus von der Vermählung der Unterweltsgöttin Ereschkigal mit dem Kriegsgott Nergal und der Mythus von Adapa, der, auf den persischen Golf hinaussegelnd, den Flügel des Südsturms zerbrach, das heißt ihn kühn überwältigte, deshalb sich vor dem obersten Gotte verantworten mußte usw.[3]) Diese literarischen Produkte Babyloniens sind also mit den Briefen babylonischer Fürsten nach Ägypten geschickt und dort auch bearbeitet worden, wie sich an gewissen roten Punkten erkennen läßt, die in ihnen angebracht worden sind.

Ferner von den Trägern der althebräischen Kultur, die überhaupt den all-

[1]) Ähnlich urteilt Heinrich Bauer, Zur Entzifferung der neuentdeckten Sinaischrift (1918).

[2]) Benzinger, Grundriß der hebräischen Archäologie. Zweite Auflage (1907), S. 12.

[3]) Eine vollständige Analyse des Adapa-Mythus gibt mein Genesiskommentar, S. 263 f.

gemein menschlichen Gedanken offener gegenüberstand, als gewöhnlich vorausgesetzt wird[1]), ist die Weisheit anderer Völkerschaften oft laut anerkannt (Jer. 49, 7 usw.) und sind Glieder fremder Nationen mehrfach den Israeliten als Muster hingestellt worden, wie zum Beispiel der Künstler Hiram aus Tyrus oder die Bewohner von Kittim (das heißt Zypern) oder die Moabiterin Ruth[2]). Ferner auch der merkwürdige und noch zu wenig beachtete Umstand, daß die geistvolle Erörterung des Leidensproblems, die in dem Buche Hiob gegeben ist, auf einer außerisraelitischen Bühne drüben im östlicheren Morgenland spielt, ist ein Symptom dieser Weltoffenheit des israelitischen Geistes. Wie will man sich da wundern, daß auch sogar einzelne fremdländische Literaturprodukte in das klassische Schrifttum der Hebräer aufgenommen wurden? In der Tat aber lesen wir solche zum Beispiel in den Sentenzen des Königs Lemuel (von Massa am Abhang des Haurângebirges), „die ihn seine Mutter lehrte" in Prov. 31, 1—9.

Ein besonders wichtiger Fall von Literaturwanderung ist aber erst neuerdings durch die oben erwähnte Entdeckung der aramäischen Texte, die 1907 ff. zu Elephantine geglückt ist, wieder in das helle Licht der Geschichte gerückt worden. Unter diesen Texten sind nämlich auch Stücke von dem berühmten Achikarroman gefunden worden, der von dem weisen Kanzler des assyrischen Königs Sanherib erzählt, der einen Neffen an Kindesstatt annahm, durch dessen Verleumdungen bei Sanherib um Ehre und Freiheit gebracht wurde, dann wieder Anerkennung bei seinem Könige erlangte und den pietätlosen Neffen mit solchen Vorwürfen zu treffen wußte, daß dieser vor Verdruß über seine frühere Handlungsweise den Geist aufgab. Von diesem „Erziehungsroman", wie man jene weitläufige Darstellung nennen könnte, wußte man freilich schon lange, daß er in syrischer, arabischer, äthiopischer, armenischer und noch andern Übersetzungen zu vielen Völkern gewandert ist. Aber nun ist bekannt geworden, daß dieses Literaturprodukt bereits im fünften Jahrhundert vor Christo bis nach Südägypten in die jüdische Militärkolonie von Elephantine sich verbreitet hat (vergleiche zum Beispiel Stummer, Der kritische Wert der altaramäischen Achikartexte aus Elephantine 1914). Welch deutliches Beispiel von dem durch den Völkerverkehr veranlaßten Gedankenaustausch!

Wie viele Wirkungen überhaupt der internationale Verkehr auch schon im Altertum hervorgerufen hat, läßt sich nicht lückenlos darstellen. Aber die im obigen skizzierten zwei Gruppen von Begleiterscheinungen dieses Völkerverkehrs sind gewiß die wichtigsten. Deshalb können sie anstatt aller auf die Bedeutsamkeit hinweisen, die der Völkerkontakt auch schon im Altertum für die kulturgeschichtliche Entwicklung der Menschheit besessen hat, und dadurch zu seiner weiteren — ebenso eifrigen, wie toleranten — Pflege anregen!

[1]) Eine Zusammenstellung dieser allgemein menschlichen Momente kann man in meiner „Geschichte der alttestamentlichen Religion" (1915), S. 63. 95. 117. 138 finden.

[2]) 1. Kön. 7, 14; Jer. 2, 10—13; Ruth 2, 11 f.

Verantwortlichkeiten

Von

Richard Feſter

(Fortſetzung)

IV. Politiſche Sicherungen

Als Schiller ſeinen Tell ſagen ließ: „Der Starke iſt am mächtigſten allein", wußte er nicht, daß bereits der Große Kurfürſt in ſeinem politiſchen Teſtamente von 1667 den Erfahrungsſatz niedergeſchrieben hatte: „Allianzen ſind zwar gut, aber eigene Kräfte noch beſſer, darauf kann man ſich ſicherer verlaſſen." Die Welt ſorgt dafür, daß der gleiche Gedanke immer wieder neugeboren wird. Der männlichſte der deutſchen Dichter und der deutſche Territorialfürſt, von dem man gemeint hat, daß ihm der Großſtaat im Blute lag, haben unter den Starken aller Völker und Zeiten viele Gleichgeſinnte. Lord Salisbury hatte mit dem ſtolzen Schlagworte der „splendid isolation" nichts anderes im Sinn. Denn es verhält ſich mit Nationen nicht anders als mit Einzelindividuen. Ohne geſundes Selbſtvertrauen kommt niemand mit ungebrochenem Rückgrat durch das Daſein.

Nichtsdeſtoweniger wird es keinem politiſchen Kopfe einfallen, ſein Handeln hartnäckig auf Iſolierung einzuſtellen. Neben den Befreier Tell tritt bei Schiller als unentbehrliche Ergänzung der Rütlibund. Kein Gedächtnis vermag die Allianzen feſtzuhalten, die Friedrich Wilhelm von Brandenburg in den vier Jahrzehnten vom weſtfäliſchen Frieden bis zu ſeinem Tode geſchloſſen hat. In der Zeit der „isolation" hat die britiſche Weltſpinne nur die Kräfte geſammelt zu jenem Netz von Verträgen, mit denen ſie uns ſchließlich blockiert hat. „Der Albdruck der Bündniſſe" war kein Krankheitsprivileg Bismarcks. Er wird den Staatsmännern der ſiegreichen Entente noch ebenſo zu ſchaffen machen wie dem Schöpfer des Deutſchen Reiches.

Politiſche Geſchichte iſt daher zu allen Zeiten zugleich Geſchichte der Bündnispolitik der Staaten. Wenn dieſe hier unter dem Geſichtspunkt der politiſchen Sicherungen behandelt werden ſoll, ſo iſt dafür der deutſche Standpunkt unſeres Themas maßgebend. Die Laienpolitik hält Schutz und Trutz auseinander. Die Wirklichkeit der Dinge ſpottet ſolcher Scheidungen. Prinzipieller Verzicht auf Angriff widerſpricht dem Weſen der Verteidigung. Auf

den Weg der offenen oder verschleierten Annexionen wird jede Art der Bündnispolitik schließlich ausmünden, wenn sie die Feuerprobe zu bestehen hat. Was sie als Politik der Sicherungen kennzeichnet, ist nicht ihr Ausklang, sondern das Vorspiel. Zwischen dem Vorsatz, eine Errungenschaft zu behaupten, und der Begier, seine Macht zu erweitern, besteht ein Unterschied, den auch die Scheidung zwischen Annexionen und Desannexionen nicht verwischen kann. Für die Bündnispolitik Frankreichs war seit 1870 der leidenschaftliche Wunsch, die verlorene Provinz zurückzugewinnen, das primäre, das Bedürfnis der Sicherung das sekundäre Moment. Dem Deutschen Reiche wurde durch seine Lage und durch die Weltepoche seiner Gründung die Aufgabe der Selbstbehauptung gestellt. In „splendid isolation" konnte sie trotz unserem glänzenden Aufstieg nicht gelöst werden. „Le cauchemar des coalitions" hat den Reichsgründer gedrückt, bevor er das erste Bündnis Deutschlands unter Dach hatte.

Es wird auch dem Laien einleuchten, daß es zu dieser Feststellung keiner Akten bedarf, während für eine zuverlässige Geschichte der politischen Sicherungen Kenntnis des Wortlauts der Bündnisverträge sowie Kenntnis der Verhandlungen, die ihnen vorausgegangen sind und sie begleitet haben, erstes Erfordernis ist. Das historische Postulat ist unbestreitbar, aber ebenso unbestreitbar ist die Tatsache, daß es auf die Bildung der historischen Tradition keinen Einfluß hat. Für die Geschichte des Großen Kurfürsten hatte schon sein Zeitgenosse Samuel von Pufendorf durch Benutzung der brandenburgischen Staatsakten eine gute Grundlage geschaffen, auf der Johann Gustav Droysens urkundliche Darstellung weiterbauen konnte. Der Überlieferung waren dadurch die Umwege erspart, auf die sie sich in der Regel gedrängt sieht, aber sie hat doch auch in diesem Ausnahmefall darunter zu leiden gehabt, daß der zweite vor dem ersten Schritt geschah. Obwohl Droysen nicht mehr durch die Rücksichten gebunden war, die Pufendorf als verantwortlicher Erzähler der jüngsten Vergangenheit beobachten mußte, erschien die Bündnispolitik des Großen Kurfürsten vielfach in neuem Licht, als zwei Jahrhunderte nach seinem politischen Testamente seine sämtlichen Staatsverträge zum ersten Male im Wortlaut der Öffentlichkeit übergeben wurden. Die Absage an die Geheimverträge wird sie nicht aus der Welt schaffen. In der Regel hören Verträge erst dann auf, Geheimverträge zu sein, wenn sie zu den Akten ohne Gegenwartswert gelegt werden können. Das erste, was die Welt von ihnen zu sehen bekommt, ist daher fast immer der Reflex, und wir dürfen froh sein, wenn es im Lauf der Zeiten gelingt, das Urbild mit seinen Spiegelungen zu vergleichen.

Um die sicheren Fundamente unseres Wissens war es in den Jahrzehnten der deutschen „Pentekontaetie" vom Frankfurter Frieden bis zum Weltkrieg naturgemäß dürftig bestellt. Die Bekanntgabe der beiden ersten Artikel des Zweibundes war 1888 ein Schachzug Bismarcks, der in der ganzen Welt und vor allem in Rußland verstanden wurde. Die Enthüllung des Rückversicherungsvertrages konnte als der letzte große Schachzug des Meisters

außerhalb des engen Kreises der Wissenden erst verstanden und gewürdigt werden, als die unverantwortliche Herausgabe der Tagebücher Hohenlohes [1]) 1906 erkennen ließ, daß Bismarck 1896 wohlweislich über die wesentlichen Zusatzartikel geschwiegen hatte. Zur untrüglichen Abschätzung des sorgenvollen Dreibundkapitels in dem politischen Testament des Reichsgründers von 1898 fehlten die Unterlagen ebenso wie zur Kritik des optimistischen Rückblickes Bülows auf die deutsche Politik aus dem Jahre 1913. Um so überraschender wirkte 1912—13 das Erscheinen der Denkwürdigkeiten Crispis, der Erinnerungen Freycinets und des zweiten und dritten Bandes der Andrassy-Biographie Eduard von Wertheimers. Damals hat man wohl gemeint, daß die Enthüllung der Entstehungsgeschichte des Dreibundes, der Entente und des Zweibundes den Anfang friedlicher Beschäftigung mit längst historisch gewordenen Vorgängen bedeute. Heute werden wir sie als Vorboten der noch nicht zum Abschluß gelangten gewaltsamen Neuordnung der Welt anzusehen haben.

Der Ausbruch des Krieges stieß zunächst noch nicht alle Tore auf. Immerhin gestattete die diplomatische Aktenauswahl der Buntbücher der kriegführenden Mächte einen aufschlußreichen Einblick in die Bundesbeziehungen innerhalb der beiden Mächtegruppen. Das Ende des Dreibundes fand auch darin seinen Ausdruck, daß Österreich-Ungarn in seinem Rotbuch von 1915 vier Artikel bekanntgab, um Italien des Treubruches zu überführen. Sogar die überängstliche Hütung der arcana imperii auf deutscher Seite hatte ein Ende. Ob Bülow dem Preßburger Professor Eduard von Wertheimer nur aus Gefälligkeit gegen den jüngeren Andrassy oder aus politischen Gründen die reichsdeutschen Akten über die wachsende Spannung mit Rußland zugänglich gemacht hatte, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Deutlicher ließ Hermann Onckens Vorgeschichte des Krieges 1915 [2]) erkennen, daß das Auswärtige Amt hinter ihr stand. Die Vorgeschichte des Zweibundes war einem Ungarn zugeschoben worden. Die Bündnispolitik des neuen Kurses sollte in einem reichsdeutschen Historiker ihren ersten urkundlichen Darsteller finden. Ein Vergleich seines Aufsatzes und seiner Schrift über „das alte und das neue Mitteleuropa" (1917) mit den kurzatmigen Betrachtungen des Staatssekretärs von Jagow [3]) beweist die Überlegenheit des in großen Zusammenhängen erfahrenen politischen Geschichtsschreibers über den Durchschnittsdiplomaten, aber man kann doch nicht umhin, zu bedauern, daß gerade Oncken mit dieser Arbeit die Freiheit seines Urteiles bis zu einem gewissen Grade geopfert hat.

[1]) Über Alexander Hohenlohe und seine politischen Wandlungen bringen manches Neue die Memoiren Albertas von Puttkamer, Mehr Dichtung als Wahrheit. Berlin 1920, Schuster und Loeffler. Seite 190 ff.

[2]) In dem von Hintze, Meinecke, Oncken und Schumacher herausgegebenen Buche „Deutschland und der Weltkrieg". Leipzig 1915, Teubner. In der zweiten Auflage erweitert.

[3]) G. von Jagow, Ursachen und Ausbruch des Weltkrieges. Berlin 1919, Reimar Hobbing. 195 Seiten.

Ein zeitig geschlossener Friede hätte uns wohl noch viele historische Rechenschaftsberichte solcher Art erleben lassen. Die russische Revolution sagte sich von allen Rücksichten der gesitteten Welt los. Es ist wohl mit Recht vermutet worden, daß die letzten Minister des Zaren und die ersten revolutionären Regierungen in Vorahnung der kommenden Dinge vieles beiseite geschafft haben, was auch die Nachwelt als Verlust zu buchen hat[1]). Namentlich die diplomatische Korrespondenz zwischen Petersburg, Paris, London und Petersburg-Belgrad seit der bosnischen Krisis dürfte bis auf einige Fragmente für immer verschwunden sein. Das Sensationsbedürfnis der Bolschewisten ist jedenfalls nicht ganz auf seine Rechnung gekommen, aber es hat doch aus den russischen Staatsakten alles hervorgezerrt, was nach ihrer Weltanschauung das kapitalistische ancien régime und seine politischen Handlanger irgendwie belasten konnte. Die regellose Art der Veröffentlichung in Rotbüchern, der Prawda, Iswestija und ausländischer Zeitungen erinnert freilich daran, daß auf die Straße geschleppter Raub keine Schaustellung ist. In die bis zum 1. Juli 1918 nach Berlin gelangten Dokumente hat das Auswärtige Amt durch seine leider nicht im Buchhandel erschienene Ausgabe[2]) eine gewisse Ordnung gebracht. Anderes ist in dem „deutschen Weißbuche über die Schuld am Kriege“[3]) verwertet worden. Eine Übersicht über den ganzen Wust gibt es noch nicht. Die Gesamttendenz aber steht fest. Das eigene Nest wird ebenso beschmutzt wie das Verhältnis zu den früheren Freunden und Bundesgenossen.

Nur diesem Umstande wird man es zuschreiben dürfen, daß die Enthüllungsepidemie seit 1918 vor den Grenzen der siegreichen Weltkoalition nicht Halt gemacht hat. Dem früheren serbischen Geschäftsträger in Berlin Dr. Bogitschewitsch[4]) haben zwar in erster Linie serbische Motive, vor allem sein Gegensatz zu der von Paschitsch verfolgten großserbischen Politik, die Feder in die Hand gedrückt, aber er hätte seinen persönlichen Rechenschaftsbericht doch kaum ohne die von den Bolschewisten mitgeteilten Verträge und Korrespondenzen aus den Jahren der Balkankrisis schreiben können.

[1]) „Le Populaire“ (das von Longuet redigierte Organ der französischen Minderheitssozialisten) vom 29. Dezember 1919 und „Deutsche Allgemeine Zeitung“ Nr. 642 vom 30. Dezember 1919.

[2]) Dokumente aus den russischen Geheimarchiven, soweit sie bis zum 1. Juli 1918 eingegangen sind.

[3]) Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen, Teil VI. Ausgabe im Auftrage des Auswärtigen Amtes. Charlottenburg 1919, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik. Eine weitere Ausgabe „mit Genehmigung des Auswärtigen Amtes“ (!) unter dem Titel: Deutschland schuldig? Deutsches Weißbuch über die Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges. Berlin 1919. Die betreffenden Aktenstücke in den Anlagen VI bis VIII.

[4]) Kriegsursachen. Beiträge zur Erforschung der Ursachen des europäischen Krieges mit spezieller Berücksichtigung Rußlands und Serbiens. Zürich 1919, Orell Füßli. 182 Seiten. — Eine Auswahl der nach Kloster Ljubostina bei Trstenik geflüchteten serbischen Staatsakten von 1908 bis 1913 brachte nach ihrer Auffindung unter anderem die „Neue freie Presse“ vom 7. September 1917, Nr. 19054.

In Frankreich wurde das Verlangen des Parlamentes, über das Bundesverhältnis zu Rußland völlig aufgeklärt zu werden, noch verstärkt, als im November 1917 die Iswestija und das dritte Rotbuch der Sowjetrepublik den Notenaustausch zwischen der zaristischen und der französischen Regierung vom 14. Februar und 11. März 1917 über die Kriegsziele der beiden Mächte der Öffentlichkeit preisgaben. Da die französische Regierung nie aufgehört hat, zu regieren, ist das unter parlamentarischem Drucke entstandene Gelbbuch über das französisch-russische Bündnis selbstverständlich so diplomatisch wie alle Buntbücher ausgefallen[1]). Der historischen Forschung bedeutet es gleichwohl festen Boden an Stelle schwankender Hypothesen. Schon die sich aufdrängende Erkenntnis, daß die letzten Aufschlüsse nicht am Quai d'Orsay, sondern in den Archiven des französischen Kriegsministeriums und Generalstabs zu suchen sind, ist ein unschätzbarer Gewinn. Ähnliche Wirkungen in die Ferne hatte die Enthüllung des Aprilbündnisses Italiens mit der Entente von 1915 in der Iswestija vom November 1917. Man müßte die Beziehungen Italiens zu Frankreich seit 1917 völlig übersehen, um die Tragweite der Veröffentlichung eines französischen Gelbbuches[2]) und eines italienischen Grünbuches über die französisch-italienische Verständigung in den Jahren 1900 bis 1902 ganz zu ermessen. Mag auch nach den französischen Akten als unzweideutige Abkehr Italiens von dem kurz darauf erneuerten Dreibunde erscheinen, was sich nach den italienischen Akten allenfalls als Rückversicherung deuten läßt, so kann doch das faktische Ende des Dreibundes jetzt auf Tag und Stunde (4. Juni 1902 vier Uhr nachmittags)[3]) datiert werden.

Die Wirkung des bolschewistischen Attentats auf die Geheimnisse des Imperialismus trat zunächst auf deutscher Seite weniger hervor. Die kaiserliche Regierung trug sogar kein Bedenken, in den russischen Dokumenten 60 zwischen Wilhelm dem Zweiten und Nikolaus dem Zweiten gewechselte Depeschen der Jahre 1904 bis 1907 aus der Monatsschrift „Byloje" vom Juli 1917 wörtlich abzudrucken, nachdem sie schon im November 1917 die Nicky-Willy-Artikel des „New York Herald" dazu veranlaßt hatten, die deutschen Annäherungsversuche an Rußland zu beleuchten[4]). Um so reicher sollte die revolu-

[1]) L'Alliance Franco-Russe 1890—1893, Convention militaire 1892—1899 et Convention navale 1912. Paris 1918. Leichter erreichbar und wohlfeiler in Heft 159 der „Pages d'histoire", Berger-Levrault, Nancy-Paris.

[2]) Les accords franco-italiens de 1900—1902. Paris 1920. Das italienische Grünbuch war mir im Original noch nicht erreichbar.

[3]) Um diese Zeit übergab Tornielli dem französischen Minister des Auswärtigen Delcassé die Erklärung der italienischen Regierung, „que, dans le renouvellement de la Triple Alliance, il n'y a rien qui soit directement ou indirectement agressif envers la France, aucun engagement qui puisse nous obliger en aucune éventualité à prendre part à une agression contre elle, enfin aucune stipulation qui menace la sécurité et la tranquillité de la France."

[4]) Vgl. die Besprechung der „Briefe Wilhelms des Zweiten" „Deutsche Rundschau", Aprilheft, S. 156. Der dem Herausgeber W. Goetz gleichfalls entgangene Text der Dokumente ist vollständiger als die Ausgabe des „New York Herald".

tionäre Saat aufgehen, als die Umsturzbewegung auch Mitteleuropa ergriff. Während Lenins literarische Helfer sich mit einer Nachlese in den bereits durchwühlten Petersburger Aktenschränken begnügen mußten, fanden die neuen Gewalthaber in Wien und Berlin alle Staatsakten unberührt in der guten Ordnung der kaiserlichen Zeit. In der vollen Wahrheit liegt für die Kinder dieser verlogenen Welt, sobald die letzten Schleier gefallen sind, immer etwas Überwältigendes. Die ersten Benutzer hatten es auch hier auf Schuldbeweise abgesehen. Der Tscheche Karl Kautsky stürzte sich vor allem auf die Marginalien Wilhelms des Zweiten [1]). Der Galizier Kurt Eisner fischte sich aus den Münchener Akten den Bericht eines bayrischen Legationsrates heraus, um sein „Kreuziget sie" in alle Welt hinauszuschreien. Aus den Plünderern aber wurden nach Überwindung der ersten Phase der Revolution Besitzer. Mochte der Parteigeist die mündlichen Fragen an die Zeugen diktieren, so begann doch auch der Besitz der dokumentarischen Zeugenaussagen, seine Anforderungen an die Benutzer zu stellen. Der Aufstieg der Stümper und Dilettanten hat bei der ersten Berührung mit der Wissenschaft ein Ende. Kautsky war als philologischer Herausgeber, wie seine Neubearbeitung der Schriften von Karl Marx beweist, keineswegs unerfahren. Eine historische Urkundensammlung, die mehr sein wollte als ein hingeworfenes Aktenbündel, ging doch auch über seine Kräfte. Auch der General und die beiden Völkerrechtslehrer, die man ihm zu Nachfolgern gab, hätten ohne die Hilfe des Fachmannes die Aufgabe, die Vergangenheit sprechen zu lassen, technisch kaum befriedigend lösen können. Wenn aus den deutschen Dokumenten zum Kriegsausbruch, nachdem die Politik der Revolutionäre die Hand an die Schleier gelegt hatte, eine Arbeit geworden ist, die Freund wie Feind wissenschaftlich respektieren muß, so ist das wohl dem Staatsarchivar Dr. Hermann Meyer zu danken [2]). Der Herausgeber der noch ausstehenden Akten der Vorgeschichte

[1]) Karl Kautsky, Wie der Weltkrieg entstand. Dargestellt nach dem Aktenmaterial des deutschen Auswärtigen Amtes. Berlin 1919, P. Cassirer. Vgl. Vorwort (vom 1. November 1919), S. 11 über „das seltene Vergnügen, daß das Volk einmal einen Kaiser in Unterhosen zu sehen bekommt". Ich werde auf die Schrift noch zurückkommen. Wer Genossen unter sich kennen lernen will, versäume nicht, die zynischen Bemerkungen von Parvus (Helphand) in der „Glocke" vom 13. Dezember 1919 über die der deutschen Ausgabe vorausgehende englische Veröffentlichung des Pamphlets in den „Times" zu lesen.

[2]) Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch. Vollständige Sammlung der von Karl Kautsky zusammengestellten amtlichen Aktenstücke. Mit einigen Ergänzungen im Auftrage des Auswärtigen Amtes nach gemeinsamer Durchsicht mit Karl Kautsky herausgeben von Graf Max Montgelas und Professor Walter Schücking. I. Vom Attentat in Serajewo bis zum Eintreffen der serbischen Antwortnote nebst einigen Dokumenten aus den vorhergehenden Wochen. II. ... bis zum Bekanntwerden der russischen allgemeinen Mobilmachung. III. ... bis zur Kriegserklärung an Frankreich. IV. ... bis zur Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Rußland nebst Anhang. Charlottenburg 1919, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. Künftig zitiert Dokumente zum Kriegsausbruch I, II, III, IV.

des Weltkrieges wird wegen der Schwierigkeiten der unumgänglichen Auswahl in noch höherem Maße auf solche fachmännische Hilfe angewiesen sein, während die überzeugende Kraft der sogenannten Kautskyschen Sammlung darauf beruht, daß darin nichts von Belang der Öffentlichkeit unterschlagen ist. Mit dem Rotbuch der Republik Österreich[1]), das allerdings weniger exakt in der unbequemen Form von Ergänzungen zum österreichisch-ungarischen Rotbuch von 1914 erschienen ist, offenbart sie alles, was die Akten des Zweibundes über die Wochen vom Attentate von Serajewo bis zum Kriegsausbruche enthalten. Auch über das nicht in den Akten Enthaltene hat der deutsche Untersuchungsausschuß durch Einholung „schriftlicher Auskünfte deutscher Staatsmänner" Klarheit zu gewinnen gesucht[2]), so daß wir jetzt von keinem Zeitabschnitte der Vergangenheit mehr wissen als von diesen Schicksalswochen Mitteleuropas.

Daß darin für die Bildung des historischen Urteils eine große Gefahr liegt, beweisen alle mit der Ermordung Franz Ferdinands einsetzenden Darstellungen der Vorgeschichte. Wer beim 28. Juni 1914 wie mit einem Luftschiff landet, wird durch das Licht der Wahrheit mehr geblendet als erleuchtet[3]). Es versteht sich von selbst, daß ein Historiker an die Dokumente und ihre Urheber andere Fragen richten wird, als ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß, aber man darf ihn dann auch nicht mit der Türe ins Haus fallen lassen. Wie die Dokumente zur Vorgeschichte und zum Kriegsausbruch innerlich zusammengehören, hätten sie auch äußerlich vereint gleichzeitig erscheinen müssen, um sich gegenseitig ins rechte Licht zu setzen. Zum Glück wird die deutsche Versäumnis vorläufig dadurch einigermaßen wett gemacht, daß wenigstens Österreich nicht den zweiten vor dem ersten Schritt getan hat. In dem Wortlaute sämtlicher politischen Geheimverträge der Donaumonarchie von 1879 bis 1914 besitzen wir jetzt das feste Gerüst, das dem Geschichts-

[1]) Republik Österreich. Staatsamt für Äußeres. Diplomatische Aktenstücke zur Vorgeschichte des Krieges 1914. Ergänzungen und Nachträge zum österreichisch-ungarischen Rotbuch. I. 28. Juni bis 23. Juli 1914; II. 24. Juli bis 28. Juli; III. 29. Juli bis 27. August. Wien 1919, Staatsdruckerei. Künftig zitiert Rotbuch 1919 I, II, III.

[2]) Beilagen zu den Stenographischen Berichten über die öffentlichen Verhandlungen des Untersuchungsausschusses. 1. Unterausschuß. Beilage 1. Zur Vorgeschichte des Weltkrieges. Berlin 1920, Verlag der Norddeutschen Buchdruckerei und Verlagsanstalt. Vgl. auch „Einige Bemerkungen zu den Julitagen 1914" von Leopold Graf Berchtold. „Neue Züricher Zeitung", 30. Oktober 1919, Nr. 1487 bis 1488.

[3]) Das gilt ausnahmslos von allen vor und nach den genannten Publikationen erschienenen Darstellungen der Geschichte des Juli 1914. Dem Rotbuch ging voraus: Das Wiener Kabinett und die Entstehung des Weltkrieges. Mit Ermächtigung des Leiters des Deutschösterreichischen Staatsamtes für Äußeres auf Grund aktenmäßiger Forschung dargestellt von Dr. Roderich Gooß. Wien 1919, L. W. Seidel. 312 Seiten. Gleichzeitig mit den Dokumenten erschien als halbamtliches Gegengift gegen Kautsky: Die deutsche Regierung und der Kriegsausbruch. Eine Darstellung auf Grund der amtlichen deutschen Vorkriegsakten von Dr. Richard Wolff (einem der Mitarbeiter an den Dokumenten). Berlin 1919, Reimar Hobbing. 120 Seiten. — Vom eigenen Studium der Quellen dispensiert keiner dieser Vorkäuer des neuen Wissensstoffes.

schreiber der jüngsten Vergangenheit bisher gefehlt hat[1]). Der Bearbeiter Alfred Francis Pribram hat seine fachliche Eignung zur Lösung solcher Aufgaben bereits vor einem Menschenalter durch seine Studien über die Wiederanknüpfung zwischen Kaiser Leopold dem Ersten und dem Großen Kurfürsten in der Zeit des Schwiebuser Reverses hervorragend dargetan. Mit der gleichen absoluten Sachlichkeit schreibt er heute seine aus den Wiener Staatsakten geschöpfte Geschichte der Verträge. Aus dem ersten Bande lernen wir jetzt, wie die fünf Dreibundverträge von 1882, 1887, 1891, 1902 und 1912 entstanden sind. Der zweite Band soll außer der Vorgeschichte der übrigen Verträge eine Übersicht der österreichisch-ungarischen Bündnispolitik seit 1879 bringen. Der Wiener Standpunkt und Gesichtskreis ist dabei selbstverständlich maßgebend, aber er läßt doch zugleich den deutschen und den italienischen Standpunkt so deutlich erkennen, daß die entsprechenden Akten der beiden anderen Verbündeten die festen Umrisse des neuen Bildes schwerlich verändern werden.

Das Buch Pribrams hat alle Vermutungen der Dreibundliteratur über den Haufen geworfen. Unsichtbare Geheimschrift kann auch der größte Scharfsinn nicht auflösen. Nur als Reflexliteratur ist das meiste von dem, was bisher hierüber geschrieben wurde, nicht veraltet. Jedenfalls tut man gut, die Brille der Vergangenheit zunächst einmal ganz beiseite zu legen und die Urkunden wie eine völlig neue Erscheinung auf sich wirken zu lassen. Das Gleiche gilt von dem deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag, dessen Wortlaut am 12. September 1919 die „Deutsche Allgemeine Zeitung" und kurz darauf Pribram im Anhange seines Buches veröffentlicht hat. Zwischen Hohenlohes Tagebuchnotiz und dem Originaltext besteht ein Unterschied wie zwischen einem Gemälde und seiner verkleinerten Reproduktion. In der Umrahmung der aus dem Nebel hervorgetretenen Bündnisse der beiden Mächtegruppen stellt sich Bismarcks letzter Vertrag zum ersten Male so dar, wie er betrachtet werden muß, nachdem wir auch in die Beziehungen des alten und des neuen Kurses zu England einen Einblick gewonnen haben. An die Dokumente, das Rotbuch und Pribram reihen sich als wichtigste Enthüllung die Denkwürdigkeiten des Freiherrn Hermann von Eckardstein[2]).

Über die Tendenz seines Buches läßt schon das vorausgeschickte Bruchstück[3]) keinen Zweifel. Als überzeugter Anhänger der politischen West-

[1]) A. F. Pribram, Die politischen Geheimverträge Österreich-Ungarns 1879 bis 1914. I. Wien und Leipzig 1920, W. Braumüller. VIII und 327 Seiten. — Nicht bei Pribram das wohl von Italien an Rußland mitgeteilte geheime österreichisch-italienische Abkommen über Albanien von 1913 in den russischen Dokumenten, S. 38 bis 41. — Die Verträge Österreich-Ungarns mit Bulgarien vom September 1914 und vom 6. September 1915 im „Journal des Débats" vom 1. April 1919, Nr. 91.

[2]) Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten von Botschaftsrat a. D. Hermann Freiherrn von Eckardstein. Leipzig, Paul List, ohne Jahr. I. (Vorwort vom April 1919), 324 S. II. (Nachwort vom Januar 1920), 440 S.

[3]) Diplomatische Enthüllungen zum Ursprung des Weltkrieges. Bruchstücke aus meinen politischen Denkwürdigkeiten. Berlin, ohne Jahr (Ende 1918), K. Curtius. 32 S.

orientierung hat Eckardstein 1902 über den neuen Kurs erbittert seinen Abschied aus dem diplomatischen Dienst genommen und schleudert jetzt seine Anklagen gegen den Kaiser, Bülow und Holstein, daß sie seine erfolgreichen Bemühungen um ein deutsch-englisches Bündnis während der Erkrankung des Londoner Botschafters Graf Hatzfeld wiederholt zuschanden werden ließen. Wer ihn unvorbereitet zur Hand nimmt, läuft Gefahr, seiner glänzenden Beredsamkeit zu erliegen. Schon die köstlichen Schnurren des diplomatischen Bilderbuches seiner Lebenserinnerungen nehmen für den Verfasser ein. Das Vertauschen der Kürassieruniform mit dem Diplomatenfrack, das Einleben in die englische Gesellschaft und die englische Heirat erscheinen in seiner ungezwungenen Darstellung wie natürliche Metamorphosen, die ihn gegen den Vorwurf schwächlicher Anglomanie schützen. Wo die Subtrahenda seines politischen Urteils liegen, erschließt sich nicht auf den ersten Blick. Wir dürfen ihm daher dankbar sein, daß er durch zahlreiche Aktenbelege dem Leser die Bildung eines eigenen Urteils ermöglicht hat. Namentlich seine Charakteristik Holsteins, der von 1890 bis 1905 der eigentliche Leiter der Politik des Deutschen Reiches gewesen ist, kann mit den zahlreichen von ihm mitgeteilten Briefen und Telegrammen dieses Diplomaten verglichen werden, wozu sich jetzt noch die parallelen Charakteristiken der Männer des neuen Kurses in den Erinnerungen des ehemaligen Pressechefs des Auswärtigen Amtes Otto Hammann gesellen[1]).

Vor hundert Jahren konnte Ranke in den Anfängen seiner bahnbrechenden Studien auf dem Felde der neueren Geschichte noch den Versuch machen, ein Bild der großen Mächte auf Grund venezianischer Beobachtungen zu zeichnen. Heute wird es niemand einfallen, für die Geschichte des Dreibundes und der Entente das Archiv eines nicht beteiligten Kleinstaates zu Rate zu ziehen. Die Geschichte des Reflexes der Bündnisse wird dagegen heute noch wie in den Tagen Rankes am besten in den Akten jener Staaten studiert, die aus geographischen und politischen Gründen von dem Verhältnis der großen Mächte am meisten abhängig sind. Im sechzehnten Jahrhundert waren das die Venezianer, in den letzten Jahrzehnten die Belgier. Der Münchener Stadtarchivar Dr. Pius Dirr hat sich daher ein bleibendes Verdienst erworben, als er 1914 das Auswärtige Amt aufmerksam machte, welche Schätze uns in Brüssel in die Hände gefallen waren. Als erste Frucht seiner Entdeckung erschienen 1915 die vom Auswärtigen Amt herausgegebenen Berichte der belgischen Vertreter in Berlin, London und Paris von 1905 bis 1914[2]).

[1]) O. Hammann, Der neue Kurs. Erinnerungen. 1918. VIII und 160 S. Zur Vorgeschichte des Weltkrieges. Erinnerungen aus den Jahren 1897 bis 1906. 1919. VIII und 167 S. Um den Kaiser. Erinnerungen aus den Jahren 1906 bis 1909. 1919. VII und 100 S. Sämtlich Berlin, Reimar Hobbing. Künftig zitiert Hammann I, II, III.

[2]) Belgische Aktenstücke 1905 bis 1914. Berlin, ohne Jahr, E. S. Mittler. Nachträge „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", 14. März 1918, Nr. 134. Vgl. P. Dirr, Belgien als französische Ostmark. Berlin (1917), M. Kirstein. Dirr schuldet uns noch seine Brüsseler Erinnerungen.

Der Zeitpunkt der Veröffentlichung erklärt, weshalb die Berichte aus Rom und Petersburg vorenthalten wurden. Rücksichtnahme auf Italien und Rußland war angezeigt, solange noch auf die Neutralität Italiens und auf einen Sonderfrieden mit dem Zaren gerechnet wurde. Später ist man nicht mehr darauf zurückgekommen. An die Stelle jener wünschenswerten Ergänzung traten noch während der Okkupation die Vorarbeiten zu einer neuen umfangreichen Veröffentlichung, die erst geraume Zeit nach der Räumung Belgiens das Licht der Welt erblicken sollte. Seit 1897 ließ die Brüsseler Zentralstelle aus den einlaufenden Berichten sämtlicher belgischer Gesandten Zirkulare herstellen, die unter Weglassung aller unerheblichen, unsachlichen oder die Sphäre des Klatsches streifenden Meldungen den Vertretern Belgiens im Auslande die Quellen der Orientierung der Brüsseler politischen Wetterwarte über die Weltlage zugänglich machten. In der Markus-Republik Venedig hat jeder Gesandte nach der Rückkehr von seinem Posten im Senat einen Bericht verlesen, worin er seine Erfahrungen noch einmal zu einer Charakteristik des Landes, das er soeben verlassen hatte, zusammenfaßte. Die Formel „letto nel senato" an der Spitze der Finalrelationen ist keine einfache Kenntnisnahme. In seinem Senat besaß Venedig infolge dieser Einrichtung eine unvergleichliche hohe Schule der Auslandsstudien. Für die Erziehung seiner Diplomatie hat Belgien in ähnlicher Weise vorbildlich durch jene „Correspondance politique" gesorgt. Ihre Herausgabe durch Bernhard Schwertfeger und seine Mitarbeiter ist daher ein hoher Gewinn für die Wissenschaft [1]). Wie im Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten und der Revolutionskriege gehörte Belgien bei dem heraufziehenden Weltgewitter in erster Linie zu den Leidtragenden. Die Zirkulare beweisen schon durch ihr Dasein, daß man in Brüssel genau wußte, weshalb man seine Beobachter im Auslande zu verschärfter Aufmerksamkeit erzog. Sie läßt in den ebenfalls mitgeteilten Berichten aus Petersburg, Paris, Berlin, Wien, Bukarest und Sofia von 1886 bis 1893 über die Entstehungsgeschichte der Entente zuweilen noch zu wünschen übrig, während sie seit 1897 der belgischen Diplomatie ein einheitliches Gepräge gibt. Nur ungern verzichtet man auf diesen Begleiter für die Jahre 1894 bis 1896 und würde es dankbar begrüßt haben, wenn die relativ wenigen aus Petersburger und römischen Berichten ausgezogenen Zirkulare durch Originalberichte aus der russischen Brutstätte des Weltkrieges

[1]) Zur europäischen Politik 1897 bis 1914. Unveröffentlichte Dokumente, im amtlichen Auftrage herausgegeben unter der Leitung von Bernhard Schwertfeger. I. 1897 bis 1904. Zweibund, englisch-deutscher Gegensatz, bearbeitet von Wilhelm Köhler. VIII und 132 S.; II. 1905 bis 1907. Marokkokrisis, König Eduard der Siebente, bearbeitet von B. Schwertfeger. 206 S.; III. 1908 bis 1911. Bosnische Krise, Agadir, Albanien, bearbeitet von Alfred Doren. 288 S.; IV. 1912 bis 1914. Kriegstreibereien und Kriegsrüstungen, bearbeitet von A. Doren. 214 S.; V. Revancheidee und Panslawismus, belgische Gesandtschaftsberichte zur Entstehung des Zweibundes, bearbeitet von W. Köhler. VIII und 336 S. Berlin 1919, Reimar Hobbing. Künftig zitiert Belgische Dokumente I usw.

ergänzt worden wären. Von 1905 an liegen zahlreichen Zirkularen die 1915 abgedruckten Originalberichte zugrunde, so daß man jetzt durch Vergleich feststellen kann, was die belgische Regierung sich aus den Urteilen ihrer Vertreter bis zu einem gewissen Grade angeeignet hat.

Überblicken wir den ganzen Reichtum an neugewonnener originaler Kunde, so fällt zunächst das Mißverhältnis zwischen der grellen Beleuchtung des Juli 1914 und der sparsameren Erhellung der Vorgeschichte in die Augen. Der Juli 1914 kennt auf seiten des Zweibundes kein Dunkel und keine unausgefüllte Minute. Über das, was vor ihm liegt, hat die absolute Lückenhaftigkeit unseres Wissens sich in jene relative Lückenhaftigkeit verwandelt, die in dem geschichtlichen Wissen der Menschheit das Normale zu sein pflegt. Wer auf das Vergnügen erpicht ist, die Führer der Völker zu allen Stunden „in Unterhosen" zu sehen und, wie das jüdische Volk im Zeitalter Davids, Zeuge des allerhöchsten Beischlafes auf dem Dache des königlichen Palastes zu sein, wird freilich auch jetzt sich noch gedulden müssen, bis die Entartung unseres Volkes so allgemein geworden ist, daß jeder Sohn die Scham seines Vaters entblößt. Dem Historiker war es vielmehr lehrreich, daß gerade die Überfülle des Julimateriales den gebildeten und den ungebildeten Pöbel noch mehr als zuvor zu Narren der Zeit und des Schreckens gemacht hat. Hätte der junge Ranke Zutritt zu allen Archiven der Welt gehabt, so wäre auch sein aktenbezwingendes Genie frühzeitig erlahmt. Die Geschichtswissenschaft macht Bankerott, wenn sie mit der Kleinarbeit beginnt. Die Enthüllungsepidemie hat dicht an die Gefahrgrenze herangeführt, wo der Überblick völlig verloren geht. Mit dem neuerdings geforderten Denken in Kontinenten ist es noch nicht getan. Erst das Denken in langen Zeiträumen macht es wissenschaftlich fruchtbar. In Tages- und Jahresheften von der Ausführlichkeit der Juliakten wären ihm kaum zerreißbare Fesseln angelegt worden. Die relative Lückenhaftigkeit unseres Wissens erweist sich also bei näherer Betrachtung als ein Glück. Unbeirrt durch Nebensächliches können wir endlich zu einem begründeten Urteil über die politischen Sicherungen des Deutschen Reiches gelangen. Wie Moltke an Schlieffen läßt sich jetzt an der Bündnispolitik Bismarcks der Kurs seiner Nachfolger messen.

Am 23. März 1888 hat Bismarck vor Kaiser Friedrich, den Prinzen Wilhelm und Heinrich und seinen Ministerkollegen in großen Zügen ein Bild seiner Politik unter Wilhelm dem Ersten entworfen. Sein Rückblick begann mit den glücklichen Kriegen, die unserem Vaterlande die für seine Selbstbehauptung unentbehrliche Machtstellung gegeben hätten, um dann an die Spitze seiner Ausführungen den Satz zu stellen, daß es die Richtschnur seiner Reichskanzlerschaft gewesen sei, „die Koalitionen zu verhüten, die das Weiterleben des Reiches gefährden könnten" [1]). Das Dreibundkapitel der Gedanken

[1]) Bismarck-Erinnerungen des Staatsministers Freiherrn Lucius von Ballhausen. Stuttgart und Berlin 1920, Cotta. S. 441. Ich komme auf diese bedeutende Bereicherung der Bismarck-Literatur noch zurück.

und Erinnerungen sowie die politischen Reden und Gespräche des Fürsten enthalten manche Argumente, die auf den Kaiser, das deutsche Volk, das Ausland und den jeweiligen Hörer zugeschnitten sind. Hier deckt er mit großartiger Offenheit das Grundmotiv seiner äußeren Politik seit 1871 auf. Wenn der Große Kurfürst 1667 den Nutzen der Allianzen vornehmlich darin sehen wollte, daß ein Schwert das andere öfters in der Scheide halte, verläßt sich Bismarck lieber auf die eigene Stärke unter der Voraussetzung, daß es ihm gelingt, jeden Feind der deutschen Einheit und Macht so zu isolieren, wie Frankreich 1870. Die Sicherung für den Kriegsfall erblickt er vor allem darin, daß der Bundesgenosse nicht auf die Seite des Gegners tritt. Mit jeder isolierten Großmacht kann es die zusammengefaßte Kraft der Nation getrost aufnehmen. Gefährlich können uns nur Koalitionen werden. Sie zu verhüten, gibt es kein besseres Mittel als die Umwerbung aller möglichen Gegner, wobei die über die Reichsgründung besonders verstimmten Mächte bevorzugt werden.

Die Keime dieser Bündnispolitik Bismarcks liegen weit zurück. Nachdem das Jahr 1848 die heilige Allianz gelockert hatte, war infolge des Krimkrieges ein Aggregatzustand der Mächte eingetreten, der zu neuen Gruppierungen einlud. Obwohl eine Annäherung Frankreichs an Rußland sich damals nicht gegen die deutsche Ohnmacht, sondern gegen England kehrte, glaubte Bismarck doch besorgen zu müssen, daß die deutschen Mittelstaaten zum Schutze ihrer Selbständigkeit an eine französisch-russische Allianz Anlehnung suchen würden. Er empfahl daher 1857 zur Beschwörung der Rheinbundgefahr ein Bündnis Preußens mit Frankreich, das der spätern im Kampfe mit Frankreich errungenen Einigung Deutschlands an der Seite Louis Napoleons vorarbeiten sollte. Als er endlich am längeren Hebelarme sitzt, stehen andere Sorgen im Vordergrund. In der schleswig-holsteinischen Frage kann eine deutsche Einheitsfront nur durch ein Zusammengehen Preußens mit Österreich erreicht werden. Ihr Bündnis hält die deutschen Mittelstaaten im Zaum und zwingt die anderen Signatarmächte des Londoner Protokolls, sich mit der Großmacht Mitteleuropa auseinanderzusetzen. Nach den Nikolsburger Präliminarien hat Bismarck mit der Revanchelust der Besiegten und der Eifersucht Frankreichs auf den Aufstieg Preußens zu rechnen. Vor Rheinbundanwandlungen Süddeutschlands schützt jetzt besser als der Buchstabe der Verträge die Furcht vor Napoleon und das Vertrauen zu Preußens Stärke. Gegen österreichische und französische Rachepläne sollen ungarische und spanische Zugpflaster sichern. Italien wird durch die französische Besatzung Roms zurückgehalten, sich den Besitz der ewigen Stadt durch ein Kriegsbündnis mit Frankreich und Österreich zu verdienen. Die beste Sicherung ist die eigene Klugheit und Stärke. Durch die Meisterschaft, mit der er Frankreich ins Unrecht setzt, und durch die augenfällige deutsche militärische Überlegenheit gelingt es, den Krieg, den Bismarck nicht gesucht, aber vorausgesehen hat, zu lokalisieren. Der glückliche Anfang aber ist noch nicht das Ende. Wie 1866 begleitet ihn die Sorge vor Einmischung

der Neutralen in das Feldlager. Bereits im September meldet sie sich in erhöhtem Maße an. Nur ihr haben die Franzosen Belfort verdankt, auf das er schließlich verzichtet hat, um nicht eine Friedenskonferenz zum Treffpunkte der durch Deutschlands Aufstieg aufgeschreckten Mächte werden zu lassen [1]).

Aus den Voraussetzungen von 1866 und 1870 mußten sich für den Reichsgründer die politischen Sicherungen seines Werkes ergeben. Die Besiegten waren zugleich die gegebenen Bündniskandidaten.

Auf die Gewinnung Frankreichs hat Bismarck ein für allemal Verzicht geleistet. Die wiederholten Versuche des neuen Kurses, mit russischer Hilfe eine Brücke zu einer Interessenallianz mit dem westlichen Nachbar zu schlagen, waren um so weniger in seinem Sinn, als der Versuch von 1895 uns die Freundschaft Japans gekostet hat. Er kannte die Gallier und wußte, daß sie die Einigung Deutschlands nie verwinden würden. Auch ein Verzichtfriede hätte sie mit der Tatsache des Deutschen Reiches nicht ausgesöhnt. Darüber kann den Historiker der Appell Olliviers und Renans an den deutschen Edelmut ebensowenig täuschen wie die schadenfrohen und wohlfeilen Prophezeiungen der Führer der Internationale zu dem Frankfurter Frieden. Der mißglückte Versuch zu einer kriegerischen Revision des Prager Friedens forderte Frankreich unter allen Umständen zu einer besser vorbereiteten Wiederholung auf, nachdem an die Stelle des Norddeutschen Bundes das noch mächtigere Deutsche Reich getreten war. Hätte Bismarck es für möglich gehalten, damit ein gutes Verhältnis zu Frankreich zu erkaufen, so würde er 1871 zweifellos dem ausgesprochenen nationalen Wunsche zum Trotz den Franzosen Elsaß-Lothringen gelassen haben. Indem er ein Reichsland schuf, schwächte er Frankreich, stärkte Süddeutschland durch ein linksrheinisches Glacis und gab dem Kriegsbündnis zwischen Nord und Süd die den Fortbestand einer deutschen Großmacht verbürgende Friedensdauer.

Um so dringlicher wurde für ihn die Aufgabe, sich Österreich-Ungarns zu versichern. Es ist pazifizistischer Aberglaube, daß Verzichtfrieden keine Stachel zurücklassen. Die Dynastie und die führenden Kreise Österreich-Ungarns haben Königgrätz und den Prager Frieden nie vergessen, obwohl er den Bestand der Monarchie unangetastet gelassen hatte, und die Sehnsucht nach der alten Vormachtstellung im Deutschen Bunde mit Beusts Entlassung endgültig zu Grabe getragen wurde. Die erste Vorbedingung zu einer Erneuerung der Allianz Österreichs mit Frankreich und Rußland war in Wien für einen neuen Kaunitz seit 1866 ein für allemal gegeben. Die Aufgabe, sie auszuschalten, hat der neue Kurs von dem alten übernommen. Der Zweibund von 1879 hätte dazu nicht genügt. Hinter der ehrlichen Vertragstreue

[1]) Über „Bismarcks Friedensschlüsse" haben wir eine ausgezeichnete Studie von Johannes Haller. München 1916, Bruckmann, in „Weltkultur und Weltpolitik", Deutsche Folge 10.

Franz Josefs stand als Zukunftsbürgschaft die wohlberechnete Freundschaft Wilhelms des Zweiten mit Kronprinz Rudolf und dem Thronfolger Franz Ferdinand [1]). Hinter Franz Ferdinand aber erhob sich seit seiner Vermählung mit der Herzogin von Hohenberg die drohende Perspektive des 1909 mit Zita von Bourbon-Parma verheirateten Erzherzogs Karl. Wir werden noch sehen, wie diese Gefahr eingeschätzt werden mußte, und wie sie tatsächlich in Berlin eingeschätzt worden ist.

Das zweite Bündnismotiv Bismarcks war die Gefahr des Zerfalles der Donaumonarchie. Sie ist ihm schon 1866 in greifbare Nähe gerückt, als er seinem Könige auf dem Ritte nach Wien in die Zügel fiel und die zu Hilfe gerufenen Geister der Auflösung durch sein mächtiges Zauberwort noch gerade rechtzeitig beschwor. So stark war weder der Norddeutsche Bund noch das Deutsche Reich in den Jahren seiner Konsolidierung, daß sie den Rückstoß einer Katastrophe des Staates der Habsburger ungefährdet ertragen konnten. Schon aus diesem Grunde hätte sich Bismarck niemals auf Nibelungentreue bis zum äußersten festgelegt. Für die unberechenbare Zukunft Österreich-Ungarns konnte und wollte er keine Garantie übernehmen. Er würde seiner eigenen Vergangenheit widersprochen haben, wenn er dreizehn Jahre nach der heilsamen Operation von 1866 das Deutsche Reich zum Kugelfang seines weniger starken als zähen Verbündeten gemacht hätte. Wenn er ihm als Helfer zur Seite trat, so hatte er es wesentlich darauf abgesehen, ihm durch seine Bündnispolitik alles fern zu halten, was von außen den beschleunigten Zusammenbruch herbeiführen konnte. Sowohl nach der italienischen wie nach der rumänischen und russischen Seite ergab sich daraus für ihn ganz folgerecht die Nötigung, eine Rückendeckung für die Sicherung des Zweibundes zu suchen.

Mit Österreich-Ungarn, Italien und Rumänien hatte er es insofern leicht, als er von ihnen umworben wurde. In seiner eigenen Politik aber hat er sich nicht durch die Aussicht auf Bundeshilfe, sondern allein durch Einschätzung der von den Alliierten drohenden Gefahren bestimmen lassen. Dem Liebeswerben Andrassys kam er entgegen, weil Österreich-Ungarn unter den verschiedensten Gesichtspunkten für das Deutsche Reich eine Gefahr bedeutete. Die Italiener und Rumänen verwies er an die Donaumonarchie, weil nur

[1]) Sehr beachtenswert: Kaiser Franz Josef der Erste und sein Hof. Erinnerungen und Schilderungen aus den nachgelassenen Papieren eines persönlichen Ratgebers. Übersetzt und herausgegeben von Dr. Josef Schneider. Dreißigste Auflage. Wien 1920, Leonhardt. 336 S. Verfasser scheint der Sektionschef im kaiserlichen Zivilkabinett Dr. Freiherr von Mikesch zu sein. In die Regionen des spezifisch österreichischen Klatsches führt das Buch des Divisionsgenerals und Ministers a. D. Graf Spiridion Gopcevic, eines Kroaten: Österreichs Untergang. Die Folge von Franz Josefs Mißregierung. Berlin 1920, K. Siegismund. 343 S. Die beste Charakteristik Franz Ferdinands bei Ottokar Czernin, Im Weltkriege. Berlin 1919, Ullstein. S. 45 bis 66. Über Kaiser Karl besonders A. von Cramon, Unser österreichisch-ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege. Berlin 1920, Mittler. S. 88 bis 98, 154 bis 164 und öfter.

diese von ihnen eine feindliche Politik zu befürchten hatte. Mit größter Feinheit und Geduld verstand er es, von Berlin aus die in Wien geführten Dreibundverhandlungen in seinem Sinne zu leiten, ohne daß sich Kalnoky und seine Helfer dieser weisen Vormundschaft recht bewußt wurden. Wäre es ihm auf die italienische und rumänische Bundeshilfe angekommen, so hätte er, wie die Consulta und König Karl es wünschten, sich rasch mit jeder der beiden Mächte über ein Sonderbündnis verständigen können. Denn sie fanden das, was sie suchten, in Berlin und nicht in Wien. Ihm aber kam es darauf an, Österreich-Ungarn mit seinen gefährlichen Nachbarn unter dem gleichen zur Verträglichkeit erziehenden Schutzdache zu wissen. Den Weg des Sondervertrages mit Italien beschritt er erst bei der Erneuerung des Dreibundes 1887, als die gemeinsame Bedrohung durch Frankreich zu einer ähnlichen Interessengemeinschaft wie 1866 zu führen schien. In Artikel 3 ist er sogar soweit gegangen, den Italienern die deutsche Kriegshilfe zu versprechen, wenn sie durch die nordafrikanische Politik Frankreichs sich zu einem Angriff auf Tripolis, Marokko oder das europäische Frankreich genötigt sehen sollten. Ohne selbst die Linie der Verteidigung zu überschreiten, folgte er scheinbar dem Verbündeten auf die Bahn einer sehr angriffslustigen Sicherungspolitik, die in jedem andern Falle das herbeiführen konnte, was verhütet werden sollte, hier aber einem in der Phantasie keck zugreifenden, in der Wirklichkeit vorsichtig lauernden Partner das über seine Verläßlichkeit entscheidende Gefühl der Befriedigung gegeben hat.

Die Kämpfe um die deutsche Einigung haben den Glauben an die Ehrlichkeit der Friedenspolitik Bismarcks nur schwer aufkommen lassen. Allgemeingut ist er niemals geworden. Die Politik des Reichserhalters hat sich nichtsdestoweniger siegreich durchgesetzt. In den ersten Jahren nach der Reichsgründung ist allgemeines Mißtrauen die Signatur der Zeit. In der Wiener Hofburg wollen die Stimmen nicht verstummen, die Bismarck alldeutsche Annexionsabsichten auf Deutschösterreich andichten. In Paris befürchtet man, von ihm durch einen Präventivkrieg in den Rüstungen für den Tag der Revanche gestört zu werden. In Petersburg und London findet die französische Einflüsterung des deutschen Strebens nach der Vorherrschaft der germanischen Rasse über die lateinische nur allzuwillige Ohren. In Berlin beobachtet Bismarck die französisch-englischen und die französisch-russischen Intimitäten mit dem gleichen Argwohn wie die ultramontanen Bemühungen, die 1869 an Rom gescheiterte Napoleonische Tripleallianz zwischen Frankreich, Österreich-Ungarn und Italien zustande zu bringen. 1875 erreichen diese Spannungen ihren Höhepunkt, als Fürst Gortschakoff und der englische Botschafter Lord Odo Russell den friedlichen Reichskanzler persönlich friedlich zu stimmen suchen. Zum ersten Male zeichnen sich am fernen Horizant die Umrisse des Dreiverbandes von 1914 ab. Dies alles wieder mit der Wirkung, daß Bismarck in den Feinden ringsum die gegebenen Bündniskandidaten des Deutschen Reiches sieht. Mit dem Bestreben, den Ungar Andrassy für die

Gewinnung Österreich-Ungarns zu benutzen, gehen seitdem parallel die Bemühungen um bundesfreundliche Bindungen Rußlands und Englands.

Über die angebliche Kriegsgefahr von 1875 läßt sich noch nicht das letzte Wort sprechen. In Wertheimers Andrassy sieht man hinter die Wiener und Berliner Kulissen. Aus Briefen Russells [1]) ergibt sich der englische Standpunkt. Lucius hat uns jüngst verraten (S. 71), daß der im Anhange seiner Bismarck-Erinnerungen wieder abgedruckte „Krieg in Sicht"-Artikel Konstantin Rößlers in der „Post" vom 8. April 1875 vom „Auswärtigen Amt nicht inspiriert, aber gern gesehen" war. Ob Kriegsministerium und Generalstab einen Präventivkrieg gegen Frankreich befürwortet haben, kann vor Befragung der Akten ihrer Ressorts weder bejaht noch verneint werden. Wenn aber Eckardstein neuerdings behauptet hat (2, 102), daß Bismarck eine Zeitlang „unter der Hypnose der Militärpartei einem Präventivkrieg nicht abgeneigt gewesen" sei, so beweist er nur, daß er selbst unter englischer Hypnose steht. Der „Krieg in Sicht"-Artikel hat nicht die Wirkung gehabt, daß Bismarck vor Rußland und England zurückwich, aber er hat ihm die Gewißheit verschafft, daß die Isolierung Frankreichs von 1870 sich ein zweites Mal nicht wiederholen würde. Auf die englische Drohung erfolgte noch vor Ablauf des Jahres sein erstes Bündnisangebot an England.

Es ist nicht viel, was Fürst Münster 1898 in einem Briefe an Eckardstein (1, 296 fg., 2, 102 ff.) über die gescheiterte Londoner Werbung Lothar Buchers im Dezember 1875 mitgeteilt hat, aber es genügt, Bismarks ernsten Wunsch nach einem näheren Einverständnis mit England erkennen zu lassen. Der Korb, den sich Bucher holte, hat den Reichskanzler jedenfalls nicht abgehalten, in den folgenden Jahren den Versuch zu wiederholen. Der Berliner Kongreß gab Gelegenheit zur Aussprache mit Lord Beaconsfield unter Zuziehung Andrassys. Im April 1880 hat Beaconsfield selbst den Entwurf eines Verteidigungsbündnisses ausgearbeitet. Wenn der Faden mit seinem Abgange abriß, so lag die Schuld gewiß nicht an Bismarck. Dem Wunsche der Italiener, den Dreibund durch Zuziehung Englands zu einem Vierbund zu machen, hat er sich allerdings 1882 aus noch unbekannten Gründen widersetzt, aber er zeigte volles Verständnis für ihre Forderung, daß die drei Mächte in identischen Zusatznoten versichern sollten, nichts gegen England im Schilde zu führen. Um so größeres Gewicht legt er 1887 auf Verstärkung der dreifachen Sicherung durch England. Als zuerst in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" und dann bei Hammann (1, 154 ff.) Bismarcks Brief an Lord Salisbury vom 22. November 1887 und dessen Antwort vom 30. erschienen, wurde ihre Bedeutung noch mißverstanden, weil ihr Rahmen, die beiden Mittelmeerabkommen Englands, Österreich-Ungarns und Italiens vom 12. Februar und 12. Dezember 1887, noch unbekannt war. Die Sache ver-

[1]) Lord Newton, Lord Lyons. A record of British Diplomacy. London 1913 E. Arnold. 2, 72 bis 82.

hält sich nicht so, daß der Fürst sich abermals als Werber einen Korb geholt hat. Es hat sich vielmehr darum gehandelt, daß England Bedenken trug, sich über das Abkommen vom 12. Februar hinaus auf eine Sicherung gegen Rußlands Orientpolitik ohne Gewißheit über die deutsche Politik festzulegen, und daß es sich erst auf Bismarcks Erklärungen hin zu dem Abkommen vom 12. Dezember entschlossen hat. Die Briefe der beiden Staatsmänner wollen ebensooft gelesen werden wie Bismarcks bedeutsamste Kundgebungen. Der englische Standpunkt kommt darin zu ebenso klarem Ausdrucke wie der Bismarckische. Auch Salisbury traut dem Gegenspieler lieber Klugheit als Dummheit zu. An einem deutsch-französischen Kriege wird seiner Ansicht nach ein gut beratenes Rußland sich nicht beteiligen, sondern die Gelegenheit wahrnehmen, durch Aneignung von Faustpfändern auf dem Balkan oder in Kleinasien den Sultan zur Abtretung der Herrschaft über den Bosporus und die Dardanellen zu zwingen. England und Italien sind allein nicht imstande, das zu verhindern. Österreich-Ungarn aber riskiert ohne deutschen Beistand als Teilnehmer an einem Kriege gegen Rußland Galizien und wird es daher vermutlich vorziehen, sich seine Neutralität von Rußland durch Kompensationen auf Kosten der Türkei bezahlen zu lassen. Bismarck gesteht ebenso offen, daß er die Verantwortung für einen Zweifrontenkrieg ohne die Bundeshilfe der gleichfalls von Frankreich oder Rußland bedrohten Mächte nicht übernehmen kann. Auch macht er gar kein Hehl daraus, daß er einen Krieg mit Rußland vermeiden wird, solange es mit der Ehre und mit der Sicherheit Deutschlands vereinbar ist. Zu dieser Sicherheit gehört der Fortbestand der Großmacht Österreich-Ungarn, während die Orientinteressen der Donaumonarchie das Deutsche Reich nicht berühren. Das russische Schwert wird daher am besten in der Scheide gehalten, wenn Österreich-Ungarn sich mit England und Italien auf der Basis der gemeinsamen Orientinteressen auf alle Fälle zusammenschließt. Sollte es nichtsdestoweniger zu einem Kriege Rußlands mit dem Mittelmeerverband der drei Mächte kommen, so wird Deutschland niemals Rußland mit den Waffen unterstützen, sondern neutral bleiben, es sei denn, daß Rußland die Großmachtstellung Österreich-Ungarns bedrohe oder die Franzosen eine Landung in England oder einen Einfall in Italien versuchen sollten.

Zur Würdigung des englischen Standpunktes muß man sich gegenwärtig halten, daß auch das mächtigere britische Weltreich des Weltkrieges das Dardanellenunternehmen und die Expedition von Saloniki nur im Verein mit Frankreich und Italien gewagt hat. Eine Wiederholung des Krimkrieges war 1887 durch die Haltung Frankreichs ausgeschlossen, wenn Österreich-Ungarn wie damals faktisch neutral blieb. Auch ein lokalisierter deutsch-französischer Krieg würde England in Gesellschaft Italiens den Russen allein gegenübergestellt haben. Ein lokalisierter Krieg im Osten wurde erst aussichtsvoll, wenn die Donaumonarchie sich daran beteiligte. Man kann also in dieser Phase nicht sagen, daß England den deutschen Landsknecht gegen den russischen

Antagonisten vorschieben wollte. Salisbury kam es vielmehr darauf an, zu erfahren, ob Deutschland seinem Verbündeten das Rückgrat soweit stärkte, daß England sich auf Österreich-Ungarn im Ernstfalle verlassen konnte.

Bismarcks Antwort hütet sich aber, eine Blankovollmacht für die Balkan- und Orientpolitik Österreich-Ungarns auszustellen. Das Mittelmeerabkommen ergänzt den Zweibund, wenn es das russische Schwert in der Scheide hält. Ein offensives Vorgehen gegen Rußland liegt nicht im deutschen Interesse. Trotzdem kann England den Einsatz ruhig wagen. Lokalisierung des Krieges im Westen oder Osten ist höchst unwahrscheinlich. Der Weltfriede hängt von Rußland ab. Frankreich wird immer auf den Zaren warten. Greift dieser die Türkei und ihre Beschützer an, so schlagen bald die Flammen des Kriegsfeuers über den ganzen Erdteil zusammen. Deutschland entgeht in diesem Falle dem Zweifrontenkriege nicht, aber es kann ihn dann unter günstigeren Bedingungen führen.

Verstärkte der mittelbare Anschluß Englands an den Dreibund die Aussichten eines Krieges, so verminderten die englisch-russischen Reibungsflächen auf der anderen Seite wieder die Bürgschaften des Weltfriedens. Obwohl das Mittelmeerabkommen sich nur auf den näheren Orient bezog, konnte die englische Staatskunst Streitfragen des ferneren Orients nach der europäischen Seite hinüberspielen, um Österreich-Ungarn und Italien und damit schließlich auch das Deutsche Reich gegen Rußland in Bewegung zu setzen. Die Möglichkeit, in einem solchen Falle in London zu bremsen, war auch für Bismarck ausgeschlossen. In Wien aber hat er von der Bremse einen präventiven Gebrauch gemacht. Schon vor dem ersten Mittelmeerabkommen hatte er im Reichstag am 11. Januar 1887 die schroffe unzweideutige Erklärung abgegeben: „Die ganze orientalische Frage ist für uns keine Kriegsfrage. Wir werden uns von niemand das Leitseil um den Hals werfen lassen, um uns mit Rußland zu brouillieren." Weder die Westorientierung noch die Ostorientierung konnte für seine Politik der Sicherungen in Frage kommen. Von jener Januarerklärung hat ihn sein Weg sowohl zu dem Novemberbrief, der Salisburys Bedenken zerstreute, als zu dem Rückversicherungsvertrag vom 18. Juni 1887 geführt. Die Rückversicherung aber ist das erste gewesen, und es darf jetzt gesagt werden, daß Bismarck ohne sie den Novemberbrief nicht geschrieben hätte.

So ergibt sich aus der inneren Zusammengehörigkeit der beiden letzten großen Staatsaktionen des Reichsbaumeisters aufs neue, daß seine Bündnispolitik als ein unteilbares Ganzes betrachtet werden muß. Auch da, wo wir noch keinen vollen Einblick in die Zusammenhänge haben, dürfen wir annehmen, daß er in Petersburg seine Politik alle Zeit nach Westen, in London noch Osten orientiert hat. Künstliche Balance oder gar ein haltloses Hin- und Herschwanken zwischen den verschiedenen politischen Himmelsrichtungen sind nicht nach seinem Sinne gewesen. Jedem sucht er so nahe wie möglich zu kommen, weil er aus Geschichte und eigener Erfahrung gelernt hat, daß

Gefahren sich wirksam nur aus größerer Nähe beschwören lassen. Mit England hat er aus diesem Grunde angeknüpft, mit Rußland hat er den Faden niemals ganz abreißen lassen.

Hier aber durfte er nicht nur mit einem gut beratenen Rußland rechnen. Noch am 17. März 1890, unmittelbar vor seiner Entlassung, hat er seinen Ministerkollegen gesagt, daß „ein Krieg mit Rußland gar keinen Zweck habe und im günstigsten Falle ein großes Unglück für beide Nationen bedeute" (Lucius 523). Ein Unglück war dieser in seinen Augen schon deshalb, weil er voraussah, daß die unausbleibliche Aufrollung der polnischen Frage der Anfang vom Ende der Freundschaft mit Österreich-Ungarn sein werde[1]). Daß er recht gehabt hat, werden heute wohl auch die zugeben, die noch 1918 anders gedacht haben. In Rußland war der Mangel an Einsicht das Vorherrschende, und da, wo sie vorhanden war, hat sie niemals den Stärkegrad der Überzeugung Bismarcks gewonnen. Rußland bedrohte nicht nur Österreich-Ungarn, das ihm auf dem Balkan im Wege stand, es bedrohte auch das Deutsche Reich, mit dem es keine größeren Reibungsflächen hatte. Am Zarenhofe konnte die panslawistische Deutschfeindlichkeit[2]) jeden Tag das Übergewicht erlangen und das engere Einvernehmen mit Frankreich herbeiführen. Aus der vorübergehenden Gefahr des Zweifrontenkrieges wurde dann eine permanente. Seit 1871 hat Bismarck sich ohne Unterlaß abgequält, es nicht soweit kommen zu lassen. Mit der treffenden Bildkraft seiner Sprache verglich er das Rußland der Panslawisten und Anarchisten mit einem mächtig rumorenden Fasse und meinte, wer nicht wolle, daß ihm der Zapfen in den Bauch fahre, dürfe sich nicht vor das Spundloch stellen. Der damals unberechtigte Wahn der Russen, daß der Weg nach Konstantinopel über Berlin führe, hat ihn daher schließlich veranlaßt, vom Orient soweit abzurücken, daß auch die Fanatiker des Panslawismus sich überzeugen mußten, wo die wahren Orientrivalen zu Hause waren. Das Wesentliche des Vertrages vom 18. Juni 1887 ist nicht das Versprechen wohlwollender Neutralität in einem russisch-österreichischen Kriege für den Fall, daß Rußland der angegriffene Teil sei. Das hatte er gewissermaßen bereits am 11. Januar gegeben, und auch der Novemberbrief betont die Neutralität in einem lokalisierten Orientkriege. Wenn man es doch für das Wesentliche gehalten hat, so erklärt sich das aus der diplomatischen Unvollständigkeit der Enthüllung von 1896, die nichts anderes bezweckte als eine Warnung des getreuen Eckart vor fremden Leitseilen. Das russische

[1]) Am aufschlußreichsten Bismarcks Gasteiner Gespräch mit Crispi vom 17. September 1877. Crispi, Politica estera, S. 25: „Un solo caso vi potrebbe essere che valga a rompere ogni accordo tra l'Austria e la Germania ed è una differenza nella politica dei due governi in Polonia. Oncken (Mitteleuropa, S. 120 ff.) ist in seinem Urteil befangen.

[2]) Über den Panslawismus, auf den hier nicht näher eingegangen werden kann, sehr lehrreich: Alfred Fischel, Der Panslawismus bis zum Weltkrieg. Ein geschichtlicher Überblick. Stuttgart und Berlin, Cotta. VIII und 590 S.

unschätzbare Gegengelöbnis, im Falle eines französischen Angriffes auf das Deutsche Reich neutral zu bleiben, hätte er mit dieser Erklärung, die sich mit Geist und Buchstaben des defensiven Zweibundes vertrug, niemals herausgelockt. Dazu bedurfte es stärkerer Mittel. Es ist kein Zufall, daß sich das Mittelmeerabkommen vom 12. Dezember nach dem Rückversicherungsvertrage wie eine Ergänzung liest. Indem das Deutsche Reich in der bulgarischen und der Meerengenfrage beiseite tritt, macht es Platz für die Mächtegruppe, die sich für Bulgariens Unabhängigkeit von Rußland und für die Unversehrtheit der Türkei einsetzt. Nur in einem Punkte geht Bismarck über die bei jeder Gelegenheit zur Schau getragene Gleichgültigkeit gegen Balkan- und Orientfragen erheblich hinaus. Im ersten Zusatzartikel verpflichtet sich Deutschland, in keinem Falle seine Zustimmung zur Wiederherstellung des Prinzen Alexander von Battenberg in Bulgarien zu geben. Auch Bismarck muß wie der Zar nach den hartnäckigen Bemühungen der Kronprinzessin Viktoria um die Vermählung einer ihrer Töchter mit dem Battenberger in diesem einen englischen Außenposten in Bulgarien sehen, so daß er bereitwillig ein Versprechen gibt, das nicht nur den Argwohn Zar Alexanders des Dritten beschwichtigt, sondern zugleich einem aggressiven Mißbrauch des Mittelmeerabkommens vorbeugt.

Über das Weiterrumoren in dem russischen Fasse konnte sich ein so genauer Kenner des östlichen Nachbars, wie es Bismarck war, keinen Täuschungen hingeben. Immerhin war jetzt das Menschenmögliche geschehen, die aus Deutschlands später Einigung erwachsenen Gefahren zu beschwören. Als Angreifer war Frankreich wie 1870 isoliert. Den Weltkrieg konnten nur russischer oder englischer Ehrgeiz oder die Unbesonnenheit der Wiener Staatsmänner entfesseln. Dann aber brannte nicht nur das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine auf. Dann hatten Rußland und das an seine Seite tretende Frankreich den ganzen Dreibund und England gegen sich, die durch ein ergänzendes Abkommen mit Spanien und durch die Interessengemeinschaft mit der Türkei die besten Aussichten hatten, dem Gegner das Mittelländische Meer abzuriegeln. Ein Unglück blieb ein solcher Krieg unter allen Umständen, aber er hatte den Schrecken verloren, der sich dem Staatsmanne aus den Mitteilungen des Generalstabs über die militärischen Sicherungen des Deutschen Reiches ergeben hatte. Ein Krieg, dem in dieser Weise schon vor seinem Ausbruch die ideale Ergänzung der militärischen durch die politischen Sicherungen[1]) vorgearbeitet hatte, konnte nicht verloren gehen.

[1]) Nach Abschluß des Manuskripts erhalte ich: Hans Plehn, Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung. München-Berlin 1920, R. Oldenbourg. Ich werde in einer Besprechung auf das wertvolle Buch zurückkommen.

(Fortsetzung folgt)

Eine Reise nach dem Eismeer im Jahre 1836

Aus dem hinterlassenen Journale des Kapitäns Peter Eschels

führend den Altonaer Schoner „Wettrenner"

Vorbemerkung

Die nachstehende, wortgetreue Abschrift des Schiffsjournals, das Kapitän Peter Eschels aus Westerland auf Sylt auf der Fahrt des Schoners „Wettrenner" ins Eismeer im Jahre 1836 geführt hat, stammt von seinem Neffen M. B. Decker, dessen Vater, der spätere Kapitän E. M. Decker, die Fahrt als Kajütenjunge mitmachte. Das Original befindet sich im Besitz der Familie Eschels in Westerland, die der Veröffentlichung an dieser Stelle zugestimmt hat. Von M. B. Decker rühren auch die nicht in der Handschrift enthaltenen erläuternden Bemerkungen im Text her. Die Abschrift ist, abgesehen von der Berichtigung augenscheinlicher Schreibfehler, unverändert abgedruckt. Dieses Dokument deutscher Seemannstüchtigkeit und Seemannszähigkeit erscheint gerade in unseren Tagen besonderer Beachtung wert. Aus Raumrücksichten mußten die lediglich rein seemännischen Eintragungen des Journals, das über jeden Tag berichtet, fortbleiben.

In der damaligen Zeit war der Walroßfang ein wesentlicher Erwerbszweig der schleswig-holsteinischen Seestädte, und Altona rüstete jährlich eine nicht unbedeutende Anzahl Schiffe für diesen Zweck aus. Der Schoner „Wettrenner" trat am 27. April 1836, geleitet von dem Lotsen A. Lübbe, von Hamburg aus die Fahrt an. Die Schwierigkeiten und Gefahren der Reise, deren Überwindung wahrhaft ganze Männer forderte, haben M. B. Decker veranlaßt, sie für seine ganze Familie wiederzugeben, nach seinen Worten, zur „ewigen Erinnerung an die Allmacht und Güte Gottes".

Bugsirend, treibend, segelnd und wieder ankernd, jenachdem die Umstände es verlangten, passirten wir am 1. May 7^{h} Morgens bei frischer NO Briese Cuxhafen, setzten den Lootsen an Bord des ersten Signalschiffes und steuerten nunmehr in die freie See hinaus. Im WNW von Helgoland, welches wir in 1¼ Ml. Abst. gewahrten, begrüßte uns ein Sturm aus ONO, welcher sich jedoch schon am folgenden Tage wieder legte. Ungehindert setzten wir nun unsere Reise wieder fort, und ohne daß sich etwas Besonderes oder Bemerkenswerthes er-

eignet hätte, erreichten wir am 26. May den 69° 33′ NB und 13° 12′ LO Grw. Vor einer frischen Kühlte segelnd erblickten wir am folgenden Tage Graftoe in 1½′ Abst., peilten dasselbe pr. Compaß in SO und richteten unsern Cours nach der Beschaffenheit des Landes.

Den 28. May Morgens 2h, zogen die Flagge auf bei Lappenbucht als Zeichen für den Lootsen. Da sich dieser aber nicht sehen ließ, segelten nach Huswig, wo endlich um 6h die Wache die Ankunft des Lootsen verkündete. Unter seiner Führung segelten wir aufwärts, passirten um 4h N. M. Hoyen und gingen um 5h bei Hammerfest vor Ancker.

Nachdem wir nun von der Quarantaine befreit waren, wurden in Gegenwart des Zollverwallters die Luken geöffnet; alles ward in gutem Zustande befunden, sodaß wir am 31. May mit dem Löschen der Waaren anfangen konnten. Am Sonnabend d. 4. Juni war die Ladung gelöscht. — Der Raum wurde gereinigt, die Fischergeräthschaften geordnet und noch 7 Fischerleute mit angemustert. —

So lichteten wir denn am Sonnabend den 11. Juni unsere Ancker, setzten alle dienlichen Segel bei und traten, in See gehend, die Reise nach Spitzbergen an. —

Sonntag d. 12. Juni. Östliche frische Briese, bezogene Luft. Die Leute beschäftigten sich mit Ausbesserung der Fischergeräthschaften, setzten Ober-Leesegel bei und thaten sonst dringend Benöthigtes. Rechtwf. Cours N. geg. Breite N 72° 37′. bek. Länge 21° 54′ O. Grw. Var. 12° W. Lens Schiff.

Montag d. 13. Juni. Wind OSO. Beschäftigung wie Gestern, setzten das Unter-Leesegel bei, erblickten um 9½h V. M. das Eis sowie Beren-Eiland in mißwf. N, steuerten nach 10h längs dem Eise westwärts und peilten 12h Mittags den Südpunkt von Beren-Eiland in mißwf. NO zu O ¾ O. 4 Ml. Abst. Lens Schiff.

Dienstag d. 14. Juni. Frische Leesegel-Kühlte aus OSO. Segelten nach der Lage des Eises, peilten um 5h Abends den Südpunckt von Beren-Eiland in mißwsd. NO. 6 Ml. Abst. Der Wind nahm in kurzer Zeit derart zu, daß wir die Leesegel wie überhaupt alle leichtern Segel wegnehmen und des anhaltenden dicken Nebels halber vor backgezogenem Topsegel treiben mußten. — (3h Morgens.) Der Regen hielt an bei aufgeklärter Luft, braßten das Topsegel voll und hielten ab nach dem Eise hin. Da aber nach kurzer Zeit der Nebel wieder eintrat, waren wir gezwungen, nochmals beizudrehen. (7h VM) wendeten und trieben wie ehedem. geg. NB 73° 53′. bek. Länge. 15° 43′ O Grw. Var. 12° W. Lens Schiff.

Mittwoch d. 22. Juni. Abnehmende Kühlte, befanden uns im Gesichtskreisse des Eisses, setzten Klüver bei und steuerten nach der Lage des Eises ostwärts. Nach zwei Stunden nahm der Wind wieder zu und wuchs zum furchtbaren Sturme. Trieben vor Schwicht gereeftem Großsegel, sahen Capt. Thranberg mit uns segelnd. Setzten 9h Vormittags den dichtgereeften Stagfock bei. Wind NO. Generalmißwf. Cours S 22° O. Dist. 25′. geg. Breite 75° 5′. obs. Breite 75° 13′. bek. Länge 16° 1′ O Grw. Var. 12° W. Pumpen lens.

Dienstag d. 28. Juni. Leise Briese, welche in förmliche Windstille überging. Trieben die Nacht über ohne Schiffsmacht. Morgens 4½h kam eine leise NW Briese durch. Luft völlig klar. Capt. Westin, der uns einen Besuch abstattete, erzählte, daß weder seins noch eines der andern Schiffe bis jetzt einen Wallroß gesehen habe. Wiederum völlige Windstille. Generalmißwf. Cours S 78° O. Dist. 16′. geg. Breite 75° 20′ N. obs. Breite 75° 23′ N. bek. Länge 18° 13′ O. Grw. Var. 12°. Pumpen lens.

Mittwoch d. 6. Juli. Trieben ohne Schiffsmacht in Windstille, fingen 4 St. Kabbeljau und 1 Schellfisch. Gegen Abend kam ein wenig Zug aus W durch, war aber nicht stetig. Trieben daher bis Mitternacht vor backgezogenem Topsegel. Um diese Zeit verlor sich der Nebel soweit, daß wir wiederum vollbraßen und das

Eis 4h Morgens gewahr werden konnten. Mit anbrechendem Tage indessen trat wiederum dichter Nebel ein, sodaß wir wie ehedem vor backgezogenem Topsegel treiben mußten. Warfen das Loth auf 96 Faden Tiefe. Generalmißwf. Cours N 58° O. Dist. 7'. geg. Breite 74° 58' N. bek. Länge 29° 51' O Grw. Var. 12° W. Lens Schiff.

Sonnabend d. 9. Juli. Leise Kühlte, hohe W Dienung. Dabei dichter Nebel. Warfen um 8h Abends das Loth auf 80 Faden Tiefe. Trieben vor backgezogenem Topsegel. Lothschuß um Mitternacht 14 Faden Muschelgrund. (4h Morgens) etwas durchklarende Luft. Lothschuß 14—21 Faden Muschelgrund. Setzten die Segel voll und erblickten ein Schiff auf uns absteuernd. Im NO lag eine unabsehbare Eisfläche vor unsern Blicken. Als um 7h Morgens der Nebel wieder eintrat, mußten wir back braßen und treiben lassen. Lothschuß 45 Faden Muschelgrund. Generalmißwf. Cours N 52° O. Dist. 29'. geg. Breite 74° 41'. bek. Länge 24° 7'. Var. 12' W. Lens Schiff.

Sonntag d. 10. Juli. Windstille und nebelig wie ehedem. Abends ein wenig Zug aus NO, nachher aber wieder total stille. Befanden uns in der Nähe des Eises. Auf der ersten Wache klärte die Luft auf und ließ uns Behren-Eiland in rechtwf. S erblicken. Demnach befanden wir uns auf 17° 50' O Grw. Zu gleicher Zeit maßen wir die Höhe der Sonne aufs Niedrigste und fanden, daß wir 75° 21' NB erreicht hatten. Sahen zwei Schiffe, worunter 1 russisches an der Windseite von uns. Lothschuß 40 Faden Steingrund. Generalmißwf. Cours seit Mitternacht N 88° O. Dist. 13'. geg. Breite 75° 24 . bek. Länge 18° 40' O Grw. Var. 12° W. Lens Schiff.

Sonnabend d. 16. Juli. Kühlte wie Gestern, dabei aber dichter Nebel. Trieben daher vor backgezogenem Topsegel. Lothschuß 28 Faden Muschelgrund. Sahen Capt. Thranberg und Schmidt Petersen. Ersterer hatte 47 Wallroße an Bord. Generalmißwf. Cours S 78° O. Dist. 21'. geg. Breite 75° 33' N. bek. Länge 23° 56' O Grw. Var. 12° W. Lens Schiff.

Dienstag d. 19. Juli. Brammsegel-Kühlte, steuerten nach der Beschaffenheit des Eises. Sahen um 3½h einige Wallroße im Wasser; machten daher mit beiden Schaluppen Fall. Eine derselben kehrte 7½h Abends mit einem vollen und einem halben Wallroß zurück, wurde auch sogleich wieder auf den Fang geschickt. Unterdessen war es unsere Aufgabe, wo möglich ganz in Ihre Nähe zu gelangen. Beide Schaluppen kamen 2½h VM an Bord und brachten 4 volle Wallroße. Das Wetter war zum Fang außerordentlich geeignet. Als wir um 9h VM die Schaluppen wieder fortschickten, gewahrten wir die Capitaine Thranberg, Peters, Koefod und Ludwigsen in Lee. Generalmißwf. Cours N 48° W. Dist. 29'. geg. Breite 76° 14' N. bek. Länge 20° 11' O Grw. Var. 12° W. Lens Schiff.

Mittwoch d. 20. Juli. Brammsegel-Kühlte, suchten die Nähe der Schaluppen zu gewinnen. (4½h NM.) Beide Schaluppen brachten 4 Wallroße. Von der gleich darauf wieder vorgenommenen Tour indessen kehrten beide Schaluppen ohne Beute zurück. (12h Mitternachts) beobachteten die Sonne auf Niedrigste und befanden uns auf 75° 51' N Breite. Nach dieser Zeit trat dichter Nebel ein, der sich indessen gegen Mittag wiederum verlor. Segelten in Gesellschaft der Gestern erwähnten Capitaine. Keine Wallroße sichtbar. Peilten 12h Mittags das Süd Cap in rechtwf. NW zu W, folglich befanden wir uns auf 17° 40 Lg. O Grw. und 76° 1' obs. N Breite. Var. 12° W. Lens Schiff.

Sonntag d. 23. Juli. Brammsegel-Kühlte, kreuzten zwischen dem Eise. Erblickten mehrere Wallroße, machten Fall mit einem Boote und ließen dasselbe hinfahren. Leider kehrte es, ohne Beute gemacht zu haben, zurück. Die Leine war, als ein angeschoßener Wallroß mit dem Boote durch's Wasser jagte, gebrochen,

und ersterer mit der Harpune nebst Leine davongeschwommen. Setzen nach Rückkunft des Bootes die Segel voll und kreuzten zwischen dem Eise, ohne Wallroße zu sehn. Abwechselnd klare und nebellige Luft. Generalmißw. Cours N 44° O. geg. Breite 76° 15′ N. beobachteten die Sonnenhöhe außer dem Meridian und fanden die obs. Breite 76° 6′ N. bek. Länge 18° 26′ O Grw. Var. 12° W. Lens Schiff.

Donnerstag d. 28. Juli. Ostwärts arbeitend bei derselben Kühlte wie Gestern. Sahen aber keine Wallroße. ($10^1/_2{}^h$ NM) Sahen viele Öffnungen im Eise und mehrere Wallroße auf dem Wasser. Machten daher Fall mit beiden Schaluppen und kreuzten, um in der Nähe zu bleiben. Leider kehrten beide Schaluppen ohne Beute zurück. ($3^1/_2{}^h$ VM) Erblickten einen Wallroß im Wasser schlafend; erbeuteten denselben auch. (8^h VM) peilten Hoopen Eylands SW Punckt in rechtw. O $^3/_4$ N. $2^3/_4$ Ml. Abst. Dreheten bei und schickten beide Schaluppen nach dem Eise hin, um frisches Wasser zu holen. (Ich erlaube mir hierbei die Bemerkung, daß sich auf dem Eise förmliche Seeen von Schnee- und Regenwasser, die oft über 2 Ml. Umfang haben, bilden.) Diese kehrten mit 5 Fässer gefüllt zurück. Mittags befanden wir uns auf derselben Breite wie bei der ☉ um 8^h VM, weil seit der Zeit keine Dist. gemacht war. Var. 12° W. Lens Schiff.

Freitag d. 29. Juli. Abnehmender Wind, dichter Nebel und im Laufe des Tags totale Windstille. Observirten einen stark SO setzenden Strom. Später bließ ein frischer W durch. Erblickten im W eine Gallias und Hoopen Eyland in NO $^1/_4$ O. $1^1/_4$ Ml. Abstand. Es ward so flau, daß wir nicht avancierten. Dabei wechselten Nebel und Schneeschauer. Bei aufklarender Luft erblickten wir die Capitaine Westin, Thranberg und Schmidt Petersen, ersterer stattete uns einen Besuch an Bord ab und hatte noch gar keine Wallroße gefangen. Machten gegen Mittag Fall mit beiden Schaluppen Mittags ☉ Hoopen Eyland's SW Punckt pr. Compaß in ONO $^3/_4$ O. $1^1/_2$ Ml. Abst. Var. 12° W. Lens Schiff.

Sonnabend d. 30. Juli. Windstille ($2^1/_2{}^h$ NM). Die eine Schaluppe brachte einen Wallroß an Bord. Während dessen aber war so dichter Nebel eingetreten, daß es nothwendig war, Schußsignale zu geben, damit auch die andere Schaluppe den Weg an Bord finden könne. Diese kam denn auch endlich ebenfalls mit einem vollen Wallroß an Bord. Versuchten, als die Luft wieder aufklarte, mit beiden Schaluppen noch einen Fang, indessen ohne Erfolg. Generalmißw. Cours S 62° W. Dist. 9′. geg. Breite 76° 13′ O Grw. Var. 12° W. Pumpten lens.

Sonntag d. 31. Juli. Ohne Schiffsmacht zwischen dem Eise liegend. Mußten, um das Schiff frei vom Eise zu halten, bugsiren. Machten Fall mit beiden Schaluppen und hatten das Glück dieselben mit 3 Wallroßen und 1 Seehund zurückkehren zu sehen. Bemerkten, daß der Sturm stark nach der Richtung des Eises setzte und thaten bugsirend alles Mögliche, um vom Eise frei zu bleiben. Leider aber und trotz alledem stießen wir um 4^h Morgens an die feste Eisfläche; darauf vereinigten sich die beiden Eisfelder, die wir vorhin eins an jeder Seite hatten; und das Schiff saß fest. Nach vielen Anstrengungen indessen und als sich das Eis ein wenig löste, gelang es uns, das Schiff in eine eisfreie Öffnung zu winden, worin wir uns kreuzend halten konnten. Eine Gallias und eine Jacht schienen gleichfalls im Eise zu sein. Ringsum erschien alles wie eine Eisfläche. Generalmißw. Cours bis 4^h Morgens WSW. Mittags ☉ Hoopen Eylands SW Punckt pr. Compaß in OSO. $1^1/_2$ Ml. Abst.

Montag d. 1. Aug. Immer noch Windstille. Trieben ohne Schiffsmacht zwischen dem Eise (3^h NM.) Verteueten das Schiff derart an den Eisflächen, daß es zwischen ihnen auf freiem Wasser lag und mit denselben in Stromrichtung forttrieb. Capt. Westin, der sich mit uns in gleicher Lage befand, hatte dasselbe Manöver gemacht. Gegen Mittag machten wir mit beiden Schaluppen Fall, von

denen die Eine erfolglos zurückkehrte. Mittags ☉ Hoopen Eyland's SW Punkt in SO zu S. $2^1/_2$ Ml. Abst.

Dienstag d. 2. Aug. Befanden uns in derselben Lage wie Gestern. Machten Fall mit der Gestern zurückgekehrten Schaluppe und sahen kurz nachdem die Andere mit 3 vollen und einem halben Wallroße zurückkehren. Die eben abgefahrene brachte 6^h Abends 2 Wallroße. Mit genauer Noth gelang es uns, das Schiff von einem großen Eisstücke, daß in unserm Coursstriche trieb, frei zu halten, aber trotz alledem waren wir in kurzer Zeit ganz vom Eise eingeschloßen ($7^1/_2{}^h$ VM). Das Eis lösete sich allmählich wieder. Machten Fall mit beiden Schaluppen. Mittags ☉ Hoopen Eyland's SW Punckt pr. Compaß in S zu O $^1/_2$ O und dessen NO Punckt in O zu S.

Mittwoch d. 3. Aug. Leise SW Kühlte bei nebeliger Luft ($2^1/_2{}^h$ NM). Eine Schaluppe kehrte erfolglos zurück und ging nach erfolgter Verproviantirung wieder auf den Fang. Die andere erbeutete 2 Wallroße. Die 2. Tour der erstgenannten blieb auch ohne Erfolg. Mittags ☉ Hoopen Eyland's NO Punckt pr. Compaß in O zu S. 5 Ml. Abst.

Donnerstag, d. 4. Aug. Wind NO zu O. speckten die erbeuteten Wallroße ab und salzten die Häute ein. Eine von einer Schaluppe unternommene Tour blieb erfolglos. Das Eis schloß sich wiederum um uns dicht. Mittags ☉ Hoopen Eyland's SW Punckt pr. Compaß in S zu O. 5 Ml. Abst.

Freitag d. 5. Aug. Thaten durch Warpen, Bugsiren und Winden alles Mögliche, um mehr W wärts zu gelangen, woselbst das Eis etwas looser zu sein schien, mußten aber wie ehedem das Schiff an den Eisflächen verteuen. Mittags ☉ Hoopen Eylands SW Punckt pr. Compaß in S $^1/_2$ O. 5 Ml. Abst.

Sonnabend d. 6. Aug. SW Wind, abwechselnd nebelige und klare Luft. Erlegten einen Eisbär. Saßen wie eingemauert im Eise, dazu kam noch, daß die Eisflächen mit solcher Kraft gegen den Vordertheil drängten, daß entweder die Vordermuring zu brechen oder das Schiff aus seinen Fugen zu gehn drohete. Wir brachten dieserhalb 1 Warpancker mehr aus. Mittags ☉ Hoopen Eyland's SW Punckt pr. Compaß in S zu O. 5 Ml. Abst. Lens Schiff.

Sonntag d. 7. Aug. SSO Wind mit grauer Luft. Das Eis lösete sich ein wenig und ermöglichte, das Schiff auf die andere Seite der Eisfläche zu ziehen, woselbst der Druck nicht so stark zu sein schien. Vom Top war kein freies Wasser zu sehn. Mittags peilten Hoopen Eyland's SW Punckt pr. Compaß in S zu O $^1/_4$ O. $5^1/_4$ Ml. Abst.

Sonnabend d. 13. Aug. Sturm aus S. Verstärkten unsere Muring. 2 Eisbäre, die uns näher besehen wollten, ergriffen bei unserer Annäherung schleunigst die Flucht.

Sonntag d. 14. Aug. Leise Südl. Kühlte. Lößten die Hintermuring und suchten mit vereinten Kräften vermittelst der Schiffswinde das Schiff vorwärts zu arbeiten; leider aber erfolglos. Auch nicht einen Finger breit gab das Eis nach, so daß wir nach vielen Anstrengungen das Schiff wie vorhin befestigen mußten. Abends um 8 Uhr brach das neue Kabeltau, daß wir vom Vordertheil aus befestigt hatten. Um nun einer Wiederholung solchen Unfalles vorzubeugen, befestigten wir nebst diesem noch 3 andere Taue; auch ebneten wir mit Lensen das Eis an den Seiten des Schiffes, damit dieses überall hart an lag und nicht scheuerte.

Montag d. 15. Aug. Starker Frost. Machten mit 4 Mann eine Recognoscirungstour in SW Richtung und sahen, daß dort dasselbige weit schwerer und unebener war. Zwei von den Vieren gehörten bei Capt. Westin, der mit uns in gleichem Zustande war an Bord.

Dienstag d. 16. Aug. Südl. Wind bei dichtem Nebel. Die Leute verweigerten ein längeres an Bord Bleiben und gründeten diese ihre Weigerung auf Folgendes: Daß das Schiff diesen Herbst herauskommen könne, war einem solchen Froste gegenüber bei Südl. Wind (wie viel mehr mußte es bei NO Wind, der uns allein aushelfen konnte frieren) rein unmöglich. Hier aber zu überwintern war bei dem geringen Proviantvorrathe ebensowenig rathsam; dazu kam noch, daß es uns jetzt noch glücken konnte, jenseits des Eises ein Schiff anzutreffen, später aber auch diese Hoffnung als verschwunden betrachtet werden müßte. Demgemäß entschloßen wir uns, Capt. Westin und ich, in Falls mit dem morgenden Tage keine Veränderung in Wind und Wetter einträten würde, die auch nur im Entferntesten auf Rettung schließen ließe, mit unsern Schaluppen zu flüchten. Mittags observirten durch's Loth einen stark NO setzenden Strom. Verwanden die Zeit zu Vorbereitungen zum Verlaßen des Schiffes, unter Anderem befestigten 2 Kimkiele eines zu jeder Seite des wahren Bootkieles um die Schaluppen desto leichter über's Eis ziehen zu können.

Mittwoch d. 17. Aug. SO Wind, nebelige Luft. Erblickten bei aufklarender Luft Spitzbergen in SW ½ W. 7 Ml. Abst. (NM. 4 h). Nachdem die Mannschaften beider Schiffe zusammengerufen und einstimmig erkannt worden war, daß der einzige Weg zur Rettung im Verlassen des Schiffes bestünde, empfalen wir uns dem Schutz des Allmächtigen und traten in seinem Namen den Weg übers Eis an. Nur 7 Mann (6 vom andern und einer von unserm Schiffe) hatten sich eines Andern besonnen und wollten lieber den Ihnen zukommenden Proviantheil für sich behalten, um an Bord ihr Leben so lange als möglich zu fristen. Mit dem Rest der Mannschaft ging es nun vorwärts, so lange, bis wir, zu sehr ermüdet, uns zur Ruhe niederlegten. Zu dem Ende legten wir die Schaluppen bei einander hin, überzogen dieselben mit den mitgenommenen Segeln, setzen Wache mit 2 Mann und schliefen in den Schaluppen. Am folgenden Morgen um 6 h erblickten wir die von uns verlaßenen Schiffe im NO 1½ Ml. Abst. Nachdem wir uns nun durch ein mehr als frugales Frühstück gestärkt hatten, traten wir wiederum unsere Wanderung an, wurden aber schon gegen Mittag durch den zunehmenden Wind gehindert.

Freitag d. 19. Aug. Eben nach Mittag ging einer von uns so von Ungefähr hinter eine Eisscholle, kam aber schnell wieder zurück und verkündete, daß dort ein Eisbär sitze, der stark blute. Nachdem er sich mit einer Lense bewaffnet hatte, ging er in Gesellschaft von dem jetzt verstorbenen Capt. Dirk P. Eschels (Bruder des Capitains), der auf dieser Reise Matroße war, hin, um ihn zu erlegen. Das Thier war auch schon so ermattet, daß es gar keinen Versuch zur Gegenwehr machte und sich ruhig den Garaus machen ließ. Von seinem warmen Blute war das Eis in nicht geringem Umfange schwammartig locker geworden.

Sonnabend d. 20. Aug. Morgens um 3 h ging es wieder vorwärts. Durch eingetretenem Nebel aber, verbunden mit Regen, wurde der Marsch dermaßen erschwert, daß wir öfters ausruhen mußten. Abends um 8 h, nachdem wir eine zuverlässige Eisfläche erreicht hatten, legten wir uns in den durch Wache und Segel geschützten Schaluppen zur Ruhe nieder.

Sonntag d. 21. Aug. Morgens um 3 h rief die Wache zum Weitermarsch und so zogen wir mit den Schaluppen übers Eis. Der heutige Marsch war noch schwieriger, wie der am gestrigen Tage; trotzdem arbeiteten wir die Nacht durch.

Montag d. 22. Aug. Heute waren die Eisflächen weit größer und ebener wie ehedem, und kam uns das, da wir ziemlich matt waren, gut zu Statten.

Dienstag d. 23. Aug. Wind SO. Marschirten weiter, anfangs bei neblicher, nachher aber bei klarer Luft. Erblickten ein Boot hinter uns, daß wie die Unsrigen übers Eis gezogen wurde. In unserer Nähe angelangt, waren jene zurückgebliebenen

7 Mann die Insaßen desselben. Sie hatten ihr früheres Vornehmen aufgegeben und wollten mit uns gemeinschaftliche Sache machen.

Mittwoch d. 24. Aug. Indem wir einige ziemlich weite Öffnungen im Eise erblickten, versuchten wir es, zu Wasser vorwärts zu kommen, mußten aber, weil der Strom die Eisfläche zusammen trieb, die Schaluppen wieder auf's Eis schleppen. NM um 3h, als sich das Eis wiederum löste, zogen wir dieselben wieder in's Wasser und arbeiteten SW wärts. ☉ Hoopen Eyland pr. Compaß in WSW.

Donnerstag d. 25. Aug. Wind wie Gestern, dabei periodischer Nebel. Arbeiteten trotzdem bestmöglich vorwärts; bald und die mehrste Zeit übers Eis ziehend, bald aber auch rudernd. Der Nebel ward gegen Mittag anhaltend dicht und waren wir deshalb genöthigt, die Schaluppen auf's Eis zu ziehen, um eine Änderung im Wetter, die gegen 7h Ab. erfolgte, abzuwarten. Um diese Zeit ermöglichten viele und große Öffnungen im Eise ein Fortkommen zu Wasser. So arbeiteten wir unaufhaltsam vorwärts bis

Freitag d. 26. Aug., Mg. 4h. Um diese Zeit hinderte uns der wieder eingetretene Nebel an der Weiterfahrt und zogen wir daher die Schaluppen wieder aufs Eis. Hier verspürten wir sichere Seedienung. Durch diesen Umstand nun zu der Hoffnung, daß wir uns an der Außenkante des Eises befänden, berechtigt, beschloßen wir, klare Witterung abzuwarten, mithin der Erfüllung unseres Wunsches, daß sich irgend ein Rettung bringendes Schiff uns armen Schiffbrüchigen nahen werde, entgegenzusehen. Um 10h M, als sich der Nebel verzogen hatte, erblickten wir Hoopen Eyland in SSO 1½ Ml. Abst. Zogen unsere Schaluppen zu Wasser und ruderten bis 3h NM. und da (o welche Freude!): waren wir auf freiem Wasser. Gegen Ab. nahete ein Sturm aus ONO. Mußten daher die Schaluppen wieder aufs Eis ziehen.

Sonnabend d. 27. Aug. Sturm, Regen und Schnee hinderte die Weiterfahrt und erst am

Sonntag d. 28. Aug., NM 3h trat so viel günstige Wetterveränderung ein, daß wir uns zur Abfahrt anschicken konnten. Nun waren uns aber die vom Regen durchnäßten Kleider dermaßen festgefroren, daß wir uns kaum zu bewegen vermochten, allein wir durften, wenn wir gerettet werden wollten, nicht säumen, und so arbeiteten wir vorwärts, so gut wir konnten. Um 9h Ab. zogen wir des eingetretenen Nebels wegen die Schaluppen wieder aufs Eis.

Montag d. 29. Aug. Immer noch dichter Nebel. Konnten nicht daran denken, weiter zu fahren und Land zu finden.

Dienstag den 30. Aug., Mg. um 6h lief der Wind auf ONO, die Luft ward hell und wir erblickten die Tausend Inseln. Um 9h VM fuhren wir weiter und richteten unsern Cours auf die Südlichste der genannten Inseln. Hier langten wir um Mittag an bei dichtem Nebel. Beschloßen zu warten, bis die Luft wieder hell würde; hatten aber auch genug zu thun gehabt, den stark ostwärts setzenden Strom zu stoppen.

Mittwoch d. 31. Aug., Morgens um 10h ward die Luft wieder hell; und in der Hoffnung, ein Schiff zu entdecken, getäuscht, richteten wir unsern Cours westwärts nach einer andern Insel, vor der wir denn auch 2h NM ankamen. Wiederum dichter Nebel, der (wenn auch ein Schiff in der Nähe gewesen wäre) dasselbe doch vor unsern Augen verborgen haben würde. Stoppten wie Gestern den Strom und rösteten das Fleisch eines eben erbeuteten Wallroßes. Dieß lange entbehrte, warme Essen mundete vortrefflich.

Anm. Das Rösten des Fleisches ging, wie mein Vater erzählt (sie war zu charakteristisch, als das ich sie unerwähnt lassen dürfte) auf folgende Weise vor sich: „Ein großes Feuer, zu dessen Unterhalt wir verschiedene brennbare Stoffe herbeigeschleppt hatten, wurde angezündet und die ganze Mannschaft saß im Kreise

um dasselbe herum. Jeder hatte seine Portion Wallroßfleisch bei sich, spießte dasselbe auf eine Holzpinne und hielt es so lange ins Feuer, als es der leere Magen und die bald verkohlte Pinne erlaubten. Nach vollendeter Mahlzeit legte man sich zur Ruhe nieder.

Donnerstag d. 1. Septbr. Oestl. Wind, ruderten nach einer andern Insel NW wärts und kamen um 5 h Ab. daselbst an. Am folgenden Tage, am Freitag d. 2. Septbr. (die Nacht hatten wir, wie auf den andern Inseln, an Land zugebracht) war wieder dichter Nebel eingetreten, der sich erst am Mittage verlor. Um diese Zeit ruderten wir wieder seewärts bis auf den Abend. Dann schleppten wir unsere Schaluppen auf's Eis und ruheten aus. Die tägliche Ration war 1 Zwieback pr. Mann.

Sonnabend d. 3. Septbr. Weil unsere Hoffnung, ein Schiff anzutreffen, schon sehr geschwunden war, ward beschloßen, falls dieselbe mit dem heutigen Tage sich nicht erfülle, ein (wie uns in Hammerfest erzählt wurden war) bei Whalespoint liegendes, russisches Fischerfahrzeug aufzusuchen und möglicherweise damit unsere Rettung zu bewerkstelligen. Kein Schiff ließ sich sehen und der eben genannte Entschluß ward in Ausführung gebracht. Abends erblickten Whalespoint in NNO. Über Nacht starkes Schneegestöber.

Sonntag d. 4. Septbr. Heute Morgen wurde das Treibeis so dicht, daß wir weder rudernd noch schleppend vorwärts kommen konnten. Dieser Umstand nöthigte uns, eine Schaluppe stehen zu lassen und mit den beiden andern nur äußerst langsam vorwärts zu arbeiten.

Montag d. 5. Septbr. NO Wind und starker Frost. Sahen Whalespoint in NO zu O 5 Ml. Abst. Nachdem wir bis 3 h Mg geruht hatten, brachen wir wieder auf und schritten sehr langsam vorwärts, da die vielen unebnen und nur kleinen, nicht aneinander schließenden Eisflächen, die wir fast immer durch Springen erreichen mußten, das Schleppen gar sehr erschwerten. Nach langen Anstrengungen, deren Erfolg ein überaus geringer war, erkannten wir einstimmig, daß es unmöglich sei, mit der einen, etwas schwereren Schaluppe vorwärts zu kommen. Deshalb entschloß sich nun die Bemannung desselben, von denen die Hälfte (Sören Klein, Andreas Grönberg, Dirk P. Eschels, der Koch und der Cajütsjunge E. M. Decker) zu meinen Leuten gehörte, den Weg zu Fuß fortzusetzen. Ich selbst, der ich auch zu der Bemannung der Schaluppe gehörte, wechselte mit Thesman, einem der in Hammerfest an Bord genommenen Fischerleute, damit, falls eine der beiden Theile gerettet werden sollte, auch einer von uns Syltern dazwischen sei; dazu kam noch, daß ich mich nicht stark genug fühlte, den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. So gesellte ich mich denn zu der Schaluppe, die Capt. Westin gehörte. Darauf theilten wir den nur geringen Vorrath an Zwiebacken (jeder erhielt 1 1/2 St. und ein wenig Wallroßfleisch), ein Theil wünschte dem andern eine glückliche Reise und wir schieden [1]). Wir, die wir zurückblieben, arbeiteten bis 9 h Abend's und um diese Zeit legten wir uns gänzlich ermattet zur Ruhe nieder. Unsere Cammeraden, welche starke Fortschritte machten, sahen wir bis 1 h des Nachts.

Dienstag d. 6. Septbr. Heute Nördl. Wind und starker Frost (5 h Mg). Setzten unsere Reise fort, mußten aber zu unserm großen Leidwesen bemerken, daß das Eis seewärts mit uns trieb, mithin, daß wir seit dem gestrigen Tage nichts gewonnen hatten. Einige Kleidungsstücke unserer vorangegangenen Cammerraden, welche erstere wir unterwegs liegen sahen, berechtigten uns zu dem Glauben, daß das Gehen sehr schwer fallen müße. Uns selbst war das Schleppen mit der Schaluppe kaum mehr möglich. — Als nun das Eis immer unebner wurde, entschloßen auch wir uns, die Schaluppe zu verlassen und unsern Camerraden zu

[1]) Die Schicksale jener Parthei sind zu Ende der Erzählung angeführt.

folgen. Unsern geringen Proviantvorrath und sonst das Nothwendigste mit uns nehmend, liefen wir so schnell, wie wir konnten, unsern Camerraden nach; gönnten uns auch des Nachts keine Ruhe, und als wir, zu sehr ermattet, 1/4 Stündchen ausruhen wollten, zwang uns die furchtbare Kälte wieder zum Gehen.

Mittwoch d. 7. Septbr. Oestl. Wind. Gutes Wetter. Einige hatten schon ihr Essen verzehrt.

Donnerstag d. 8. Septbr. Fingen einen Wallroß und kochten dessen Fleisch in einem Kessel. Zur Feuerung verwanden wir Wallroßspeck, auch gaben wir unsere Stöcke, die wir bis jetzt als Stütze beim Gehen gebraucht hatten, dazu her. Whalespoint war beständig in Sicht.

Freitag d. 9. Septbr. Heute Morgen war das Wasser sehr frei, einzelne Eisschollen trieben umher, und nur wenn der Strom sie zusammentrieb, mithin dieselben von unserm Standpunckt aus erreichbar machte, konnten wir ein wenig weiter kommen. — Die Zeit nun, die wir, ohne weiter zu kommen, auf unserer Scholle zubringen mußten, benutzten wir auf folgende Weise: 2 Lensen, die wir von Bord mitgenommen hatten, wurden dadurch, daß ein zwischen 2 Stäbe befestigtes St. Leder an ihren Enden festgebunden ward, zum Rudern eingerichtet, und hofften wir mit ihrer Hülfe auf einer Eisscholle das Land zu erreichen. Abend's um 11 h hatten sich die Eisschollen derart verbunden, daß wir zu Fuß vorwärts konnten, liefen deshalb bis zum folgenden Morgen um 5 h.

Sonnabend d. 10. Septbr. Ruderten auf einer Eisscholle ins offne Wasser hinaus, machten aber sehr unbedeutende Fortschritte. ☉ Whalespoint in NO pr. Compaß. 1 Ml. Abst. — Endlich, nachdem wir etwas näher unter Land kamen, schien der Strom abzunehmen, vielleicht auch mitzuwirken, und machten wir jetzt gute Fortschritte, so daß wir Abend's um 6 h das russische Fahrzeug und die Hütte sehen konnten. Ehe wir ans Land kamen, mußte ich noch ins Wasser fallen, und wurden dabei die Schiffsdocumente naß. — Den Leuten gelang es indessen, mich wieder herauszuziehen und fast erfroren betraten wir bald darauf das Land. — So schnell, als es uns bei unserer gänzlichen Ermattung möglich war, eilten wir nun zur Hütte, in deren Nähe das Schiff, genannt Lötze, lag und hatten die nicht zu beschreibende Freude, allda unsere vorangegangenen Kammeraden aufzufinden. Dieselben waren schon am vorigen Tage und zwar auf dieselbe Weise hier angekommen. Ein trauriger Anblick war es für Sie gewesen: „Die ganze russische Schiffsmannschaft, 18 an der Zahl, lag todt an der Erde, 16 davon waren in Matten eingewickelt und vor die Hütte gelegt, die übrigen zwei lagen in der Hütte; auch fand man auf dem Tische einen Brief, den der zuletzt Gestorbene an seine Angehörigen gerichtet haben mochte." — Mit welcher Gier wir nun, erzählt mein Vater, über die glücklicherweise nicht in geringer Quantität nach gelassenen Lebensmittel herfielen, läßt sich nicht ausdrücken. Daß uns aber die Wallroßsuppe, die wir gleich nach unserer Ankunft aßen, mitsammt den darin gekochten Wallroßblutklösen gut schmeckte, wird jeder gern glauben. Das Erste übrigens, was wir bei unserer Ankunft genossen, war eine Anzahl verschimmelter Brodrinden. — — —

Ehe ich nun in der Beschreibung der Schicksale der soweit Geretteten fortfahre, kehre ich zu denjenigen davon zurück, die am 5. September von den andern schieden und, wie gesagt, schon am Tage vorher ankamen — bemerken muß ich aber dabei, daß das folgende nicht aus dem Journale genommen, sondern eine mündliche Überlieferung meines Vaters ist.

Nachdem der Rest unsers Proviants (erzählt mein Vater) getheilt war, wobei jeder kaum 2 Schiffszwiebäcke und ein kleines Stück gekochtes Wallroßfleisch erhielt, trennten wir uns von unsern Kameraden. Es war dieß eine Scene, die

mir noch sehr lebhaft im Gedächtniß ist, und zwar um so mehr, da ich von meinem Schwager, in der Person des Commandeurs, dem ich wie einem Vater zugethan war, vielleicht auf ewig Abschied zu nehmen gezwungen war. Dieser hatte nämmlich beschloßen, sich von der Andern Parthei zu halten, um alles Mögliche gethan zu haben, daß nicht unsere Familie den Verlust dreier Mitglieder zu beklagen habe.

Mit Spazierstöcken, die wir uns aus den Ruderbänken (Duchten) des verlassenen Bootes geschnitten hatten, versehen, traten wir (die Nachzügler mit ihrer Schaluppe bald weit hinter uns lassend) wohlgemuth unsere Wanderung an. Am folgenden Tage war unser Proviant schon größtentheils und von einigen schon ganz verzehrt; unsere durch das Gehen und Springen von einer Scholle zur Andern, sowie durch die spärliche Nahrung sehr in Anspruch genommenen Kräfte waren derart reduciert, daß wir nur mit Mühe, nach den täglich nothwendigen Ruhestunden, einen alten Mann zum Aufstehen und Weitergehen bewegen konnten. Seine stete Einrede war: „Laßt mich ruhig mein Ende abwarten, ich habe nicht die Kraft, mich aufzuraffen, viel weniger noch fortzuschreiten." — — — Indessen richteten die Kräftigsten unter uns ihn auf und führten ihn. Wer weiß, hätten wir geahndet, welche Strapazen und Gegenschläge unserer noch harrten, wir hätten vielleicht allesammt den Muth verloren und der Verzweiflung uns hingegeben; so aber und in der Hoffnung, das Eis werde mit dem Lande zusammenhängen, mithin nur höchstens ein paar Tage hinreichen, der vorläufigen Gefahr zu entrinnen, verfolgten wir muthig unser Ziel. Als wir aber am dritten Tage nach unserer Trennung von den Übrigen ungefähr 1 deutsche Meile vom Lande entfernt, ein offnes Meer vor uns sahen, wer vermag da unsere Angst, unseren Jammer zu beschreiben; auch der gewandtesten Feder möchte solches unmöglich sein. — Seit langer Zeit mit einer mehr als kärglichen Ration Brod und Wasser genährt, jetzt ohne jegliche Nahrung, Wasser ausgenommen (welches letztere wir hier dank der Vorsehung in förmlichen Seeen auf dem Eise vorfanden), standen wir an einer Eiskante, allem Anscheine nach ohne irgend ein Mittel, uns dem Lande, wo wir das Schiff liegen sahen, zu nähern. Die höchsten Eisflächen wurden bestiegen, und im Chor erscholl unser Ruf zum Schiffe hinüber; allein dort regte sich nichts, keine Antwort ertönte, und waren wir demnach gänzlich auf uns selbst angewiesen. — — — Die Noth macht erfinderisch. — — — So hatten wir beim Verlassen der Böote 3 Lensen mitgenommen, um uns gegen Eisbäre zu schützen; wenn wir dieselben nun auch in dieser Hinsicht zu gebrauchen verschont geblieben waren, so zeigte sich doch bald, wie nützlich sie uns werden sollten. Diese Lensen wurden dadurch, daß wir von einem unserer Kleidungsstücke etwas abrissen, diese rechteckförmige Fläche an ihren langen Seiten an Querstäbchen befestigten und dieß wiederum über die Lensen banden, zu Rudern umgeschaffen. Damit versehen, entschloßen sich nun die 4 rüstigsten unter uns zu dem Versuch, auf einer kleinen Eisscholle rudernd das Land zu erreichen. Sie nahmen Abschied von uns mit dem Versprechen, uns, wenn sie glücklich das Land erreichen sollten, am folgenden Tage mit dem russischen Boot nachzuholen; wir wünschten ihnen eine glückliche Reise und gewannen wieder etwas Muth, da, so lange wir unsere Eisschiffer sehen konnten, die Fahrt äußerst glücklich von Statten ging, wenn auch nur langsam. — — — Jeder wird sich denken können, daß für uns Zurückgebliebene die Hauptsache darin bestand, einige Nahrung zu erhalten. Hierzu nun wurde ein von Capt. Westin mitgeführtes Gewehr das Mittel, indem es diesem ziemlich geübten Schützen gelang, einen Eisvogel von der ungefähren Größe einer Taube zu erlegen. Diese kostbare Beute wurde nothdürftig gerupft, und nachdem es in 9 gleichen Theilen durch's Loos vertheilt wurden war, roh aufgegessen; nachher habe ich noch, erzählt mein Vater, die Gedärme untersucht und das daran klebende steifgefrorne Blut abgeleckt. In dieser Lage verharrten wir bis zum 9. des Morgens, ohne daß unsere Hoffnung (die Rückkehr unserer Cammeraden)

erfüllt wurde. Es lagen nunmehr die Vermuthung nahe, daß ihnen auf der beschwerlichen Fahrt ein Unglück zugestoßen sei. Um nun nicht vor Hunger und Kälte umzukommen, blieb uns nichts übrig, als ebenfalls auf einer Eisscholle den Versuch, das Land zu erreichen, zu wagen. Dieser mußte für uns noch beschwerlicher werden, indem wie eine größere Scholle mit den uns gebliebenen, auf die vorhinangeführte Weise in Riemen verwandelten Spazierstöcken fortzubewegen hatten. — — — So verließen wir denn mit Tagesanbruch die Eiskante. — — — Indessen (so lange hatten wir noch nicht gerudert), als der aus Finnländern bestehende Theil von uns die Arbeit einstellte und erklärte, sich nicht länger vergeblich abmühen zu wollen; trotzdem gelang es uns nach circa 12stündiger, harter Arbeit, auf den Knieen rudernd das Land zu erreichen. — — — Hier wurden nun auch die Finnländer wieder lebendig und froh bestiegen wir alle mit einander das langersehnte Ufer. Das Erste, was sich hier unsern Blicken darbot, war ein paar hölzerne Baracken, neben welchen 4 in Pelze gehüllte Männer standen. In diesen erkannten wir denn auch sehr bald unsere Kammeraden, die nach ihrer spätern Aussage vergeblich bemüht gewesen waren, Tags zuvor uns abzuholen, dafür aber einen Seehund gefangen hatten, der uns denn auch schon, in einem großen Kessel kochend, gar lieblich entgegenduftete und uns seit länger als 3 Wochen das erste warme Gericht zu werden versprach. Unsere eigne vorläufige Rettung ließ uns zuerst die armen Russen vergessen. Indessen haben wir ihnen, 18 an der Zahl, bald darauf den letzten Liebesdienst erwiesen und sie, so gut es in dieser Felsengegend möglich war, nicht ohne ein stilles Gebet zur Erde bestattet. Nach Beendigung dieser traurigen Arbeit legten wir uns zur Ruhe nieder und über Nacht wurden wir durch die Ankunft unserer seit dem 5. Septbr. verlassenen Kammeraden freudig überrascht.

Soweit die Erzählung meines Vaters. Alle Schiffbrüchigen hatten sich nun also wenigstens so weit gerettet, und Capt. Eschels fährt in seinem Journal fort wie folgt:

Sonntag d. 11. Septbr. Das Eis trat wieder in unmittelbare Verbindung mit dem Lande. Wir waren zu sehr erschöpft und bedurften noch der Ruhe.

Montag d. 12. Septbr. Auch der heutige Tag mußte der Ruhe gewidmet werden, da die Mehrzal von uns schlimme Füße hatte. Bei einigen waren die Fußzehen so verfroren, daß sie sich selbst gar nicht mehr ähnlich sahen, und war es mit ungeheueren Schmerzen verbunden, die an die Beine festgefrorenen Strümpfe auszuziehen.

Dienstag d. 13. Septbr. Gingen an Bord des russischen Schiffes und arbeiteten das darin sich befindende Wasser und Eis aus demselben. Das Schiff hatte vor unklar. Anker gelegen, war treibend geworden und an der Backbordseite beim Anstoß ans steinigte Ufer verletzt. Wir hegten die Hoffnung, dies alles ausbessern und uns mit dem Schiffe nach Hammerfest retten zu können. Damit (mit dem Kalfaten nämmlich) beschäftigten wir uns bis zum Montag d. 19. Septbr., ohne daß etwas sonst bemerkenswerthes vorfiel.

Am Dienstag d. 20. Septbr. versuchten wir bei hoch-Wasser das Schiff abzubringen, aber vergeblich.

Mittwoch d. 21. Septbr. Brachten Trossen aus, um das Schiff abzuwinden, aber wiederum vergeblich.

Donnerstag d. 22. Septbr. So weit das Gesicht reichte, war das Wasser eisfrei. Arbeiteten vergeblich am Schiff.

Freitag d. 23. Septbr. Heftiges Schneegestöber verhinderte uns zu arbeiten.

Sonnabend d. 24. Septbr. Stilles Wetter, periodischer Schneefall. Über Nacht glückte es uns, die Lotje abzuwinden, und verteueten wir dieselbe am Sonn-

tag auf tiefem Wasser, auch fingen wir an, das von den Russen nachgelassene Proviant an Bord zu schaffen.

Montag d. 26. Septbr. Wind NO bei gutem Wetter. — Beschäftigt mit dem An Bord Bringen des Proviants.

Dienstag d. 27. Septbr. Alles, was einigen Werth hatte, war an Bord gebracht, das Schiff war damit bequem beladen und banden wir Heute die letzten Segel unter. Auch durchsuchten wir noch in weitem Umkreise die Insel, ob vielleicht noch jemand der russischen Besatzung da sei, dem wir ja, mit dem Schiffe weggehend, den einzigen Rettungsweg nehmen würden, allein vergebens.

So lichteten wir denn die Anker lösten die Taue und segelten bei Nördl. Winde auf's Neue ins Eismeer hinaus.

Mittwoch d. 28. Septbr. Cours SW. Mittags ☉ Whalespoint in ONO, nach Muthmaßung 3 Ml. Abst. Des Nachmittags sahen wir im SO die Eisfläche vor uns, die sich SW wärts ausdehnte (4 h NM). Mußten Eises wegen unter den Wind drehen. Dieser war unterdessen W geworden und brachte Schneeböen. Wir waren nämlich in eine Eisbucht hineingekommen, die wir durchschiffen zu können glaubten, allein, bald hätte uns dieser Versuch den abermaligen Verlust des Schiffes gekostet; dieses konnte die Eisfläche nicht mehr durchbrechen und nur mit genauer Noth gelang es uns, dasselbe durch's herandrängende Eis wieder herauszubringen. Über Nacht war es fast ganz stille, bis um 7 h Mg. eine frische Nördl. Briese durchkam. Steuerten nach der Beschaffenheit des Eises.

Donnerstag d. 29. Septbr. ☉ Whalespoint in mißw. NNO Cours. S Abends machten kleine Segel und beschloßen, weil das Weitersegeln gefährlich war, den Tag abzuwarten.

Freitag d. 30. Septbr. Setzten alles voll und gelangten ebenvor Mittag in freies Fahrwasser. geg. Breite N 75 ° 56′ und Länge 17 ° 26′ O Grw.

Sonnabend d. 1. Octbr. Der Wind war recht günstig; machten daher beträchtliche Distanzen. geg. Breite 73 ° 54′, Länge 19 ° 6′ O. Grw.

Sonntag d. 2. Octbr. Wind O, klare Witterung. geg. Breite 72 ° 27′ N. bek. Länge 20 ° 21′ O Grw.

Montag d. 3. Octbr. Wind O wie Gestern mit steifstehender Luft. Gewahrten mit Anbruch des Tages die Norwg. Küste, vermochten sie aber dicker Luft wegen nicht genau zu erkennen. Mittags befanden uns auf 71 ° 46′ N Breite und 20 ° 7′ Länge O Grw. Demnach mußte das Land circa 6 Ml. entfernt sein. Der Wind, der sehr leise gewesen war, lief um 3 h NM auf SO und ward ziemlich frisch. Die Luft war aber immer noch bedeckt, so daß wir das Land nicht kennen konnten und uns entschloßen, unter den Wind zu drehen. Über Nacht lief der Wind Westlich.

Dienstag d. 4. Octbr. Des Morgens mit Tagesanbruch erblickten Loppen in SO pr. Compaß; hielten deshalb ab und steuerten landwärts, Abends um 10 h befanden wir uns im Hafen von Hammerfest, machten, nachdem wir zu Anker gegangen waren, die Segel fest und klarten das Deck auf.

Tags darauf meldeten wir uns gehöriges Orts zum Seeprotest.

Gottfried Wilhelm Leibniz im Briefwechsel mit Philipp Jacob Spener von 1686 bis 1700

Deutsche Übertragung der lateinischen Urschriften in Hannover

von

Hugo Lehmann

Leibniz, der geistige Vater der deutschen Aufklärung, und Spener, der kirchenregimentliche Beschützer der religiösen Laienbewegung, wie sie im Pietismus sich anbahnt, haben im Briefverkehr miteinander gestanden. Leibnizens Briefe sind von Hannover und Wien, Speners von Frankfurt a. M., Dresden und Berlin datiert. In Hannover steht Leibniz die letzten vierzig Jahre seines Lebens als Bibliothekar, Geschichtsschreiber und juristischer wie volkswirtschaftlicher Beirat im Dienste des Welfenhauses; von dort stammt die Mehrzahl seiner Briefe. Nur ein Brief in zweifacher Konzeptform ist in Wien geschrieben. Gerade in dem kriegskritischen Jahr 1688 auf 1689 hielt sich Leibniz bei der Hofburg an der Donau auf. Dort erlebte er den Bruch des 1684 auf zwanzig Jahre abgeschlossenen Waffenstillstandes durch Frankreich am 24. September 1688. Dort hat er dem kaiserlichen Gegenmanifest gegen die Kriegserklärung Ludwigs des Vierzehnten Farbe und Gedanken gegeben.

Unsanft riß ihn die Kriegserklärung aus der Höhe der deutschen Friedenshoffnung, fort von der Aussicht seiner kirchenpolitischen Unterhandlungen auf den Zusammenhalt der abendländisch-christlichen Völkerfamilie; zu ersehen ist sie aus der unabgefertigt gebliebenen Konzeptform an Spener vom 20. September 1688. Leibnizens Ingrimm über die politische Störung seiner Pläne schildert die nach dem 24. September zur Abfertigung gekommene Konzeptform. Diese gibt auch dem Stolz des deutschen Philosophen auf die einheitliche Reichsabwehr Ausdruck und daneben der Hoffnung auf das neue England Wilhelms des Dritten von Oranien.

Nicht bloß in den Jahren seiner staatsmännischen Reife hatte Leibniz Verbindung mit Spener. Schon am Anfang seiner politischen Laufbahn, da Leibniz bald als Rat des geistlichen Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn, 1668 bis 1672 in Mainz mit seinem Hauswirt, dem Rat Lasser, nach den Vereinfachungsgrundsätzen seiner „neuen Methodik", die Gesetzgebung des Landes revidierte, hatte er mit dem von 1666 bis 1686 an der Spitze der geistlichen Versorgung der freien Stadt Frankfurt stehenden Senior Spener freundnachbarlichen Verkehr unterhalten. Vor seiner Mainzer Berufung hat

Leibniz von Sommer 1667 bis Anfang 68 sich in Frankfurt aufgehalten; dann Oktober 68, Juli 69, April, Oktober 70 und 71. Dabei hatte er Gelegenheit gehabt, im Kampfe der Geister um die rechtspolitische und um die theologische wie philosophisch-soziologische Position, ferner in geschichtswissenschaftlichen Bestrebungen sich mit Spener zu berühren und diesen einflußreichen Mann in seiner seelsorgerlichen Amtswirksamkeit, in seinem wissenschaftlichen Interessekreis, in seinem Für und Wider kennen zu lernen.

In Spener hat der junge Leibniz den lutherischen Mentor seiner seitherigen theologischen Studien, die ihn bereits längst mit Aristoteles und der Scholastik und auch in den Streitpunkten mit den Reformierten hatten vertraut werden lassen, finden wollen. Allezeit bis in die späteren Jahre blickte Leibniz mit der Ehrfurcht des Jüngeren zu dem pflichtstrengen Seelsorger auf.

Als Leibnizens Auftrag nach Paris ihn im Frühjahr 1672 aus Mainz und damit aus der Nachbarschaft Frankfurts entführt hatte, hat zwar auch der Verkehr mit Spener fünfzehn Jahre geruht. Ein Brief Speners an Geheimrat Otto Grote vom 7. November 1685, der in den Leibniz-Handschriften der Königlichen Bibliothek in Hannover in Abschrift von Leibnizens Hand noch vorhanden ist, hat im Januar 1686 die Erneuerung des Briefverkehrs mit Spener von Leibnizens Seite veranlaßt. Es handelt sich um das Anerbieten Speners, in sein wappenkundliches Werk, und zwar in den allgemeinen, 1690 erscheinenden Teil, noch einiges über die Abzeichen des Welfenhauses als Nachträge zum 1680 bereits erschienenen speziellen Teil einzurücken.

Ein großer Reiz der Briefe beruht darauf, daß sie in den hauptsächlichen Kulturmittelpunkten Deutschlands nach der Zeit des Dreißigjährigen Krieges geschrieben wurden. Frankfurt a. M. war der Sitz der Ständeversammlungen des Reiches. Hier wurden unter den Abgeordneten der Fürsten und freien Städte die Maßnahmen der Reichswehr und des Reichsschatzes verhandelt. Hier tagte man nach dem Raub Straßburgs 1681. Hier vollzog sich die Kaiserwahl. Frankfurt war freie Reichsstadt. So wirkte Philipp Jacob Spener als Senior des geistlichen Ministeriums 1666 bis 1686 seelsorgerisch im Mittelpunkt des großen Verkehrs. Von Frankfurt aus ward Speners Eintreten für die „frommen Wünsche" der evangelischen Gemeindezugehörigen ein kirchenpolitisches Ereignis, das als eine neue Richtung in der lutherischen Kirche den „Pietismus" einleitete. Die geistliche Leitung der wichtigen Reichsstadt gab außerdem maßgebendes Urteil ab bei vielen innerkirchlichen Streitpunkten; an Bedeutsamkeit trat das Urteil des Frankfurter Geistlichen Ministeriums im Falle des Lehrstreites Stenger-Erfurt 1670 ebenbürtig neben das der theologischen Fakultäten von Wittenberg und Jena. In Frankfurt hatte Spener Beziehungen, nicht bloß zur geistlichen Leitung anderer lutherischer Reichsstädte wie Augsburg, sondern auch Verbindungen mit benachbarten katholischen Höfen in Mainz und mit Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, ferner Beziehungen zu den lutherischen Zentren Gotha, Hannover, Dresden. Leibnizens Wahlgedicht vom 15. Dezember 1670 zur Wahl Lothar Friedrichs

von Metternich in Mainz, das in seinen siebenundneunzig lateinischen Versen die erste Darstellung jenes berühmten ägyptischen Planes zur Ablenkung der Eroberungssucht Ludwigs des Vierzehnten von der Rheingrenze enthält, ward von Spener dem sächsischen Hofe übermittelt. 1669 ist unter Speners Protektion und Namen Leibnizens „Naturbekenntnis gegen die Atheisten" von dem Augsburger Geistlichen Gottlieb Spizel veröffentlicht worden.

Der Urheber des deutschen Gedankens an einen Staatenbund im Mittel zwischen Frankreich und Österreich, der hochbedeutende langjährige Mainzer Staatsminister Baron Johann Christian von Boineburg, war mit Spener befreundet. Nicht ohne den diplomatischen Rückhalt in Frankfurt ist Speners Berufung als Oberhofprediger in Dresden erfolgt, ebenso wie auch seine Berufung nach Berlin 1691 diplomatisch durch höfische Beziehung zwischen den Kurfürsten vermittelt wurde. Der diplomatische Hintergrund tritt in den Briefen Speners an Leibniz vom 12. April 1689 und vom 22. Dezember 1690 aus Dresden deutlich hervor; ebenso in den von Berlin geschriebenen und nach Berlin gerichteten Briefen von 1692 an; Spener war in Berlin von maßgebendem Einfluß nicht bloß auf die Besetzung geistlicher Stellen, sondern auch der Lehrstühle an der neugegründeten Universität Halle. Während die Briefe von und nach Frankfurt Wappenkunde und Geschichtsschreibung zwischen Leibniz und Spener verhandeln, steht die fünfjährige Dresdner Wirksamkeit Speners auf dem allgemeinen kirchenpolitischen Hintergrund der Augsburgischen Konfessionsverwandtschaft Hannovers und anderer lutherischer Staaten mit Dresden. Bei dieser Konfessionsverwandtschaft war es denkbar, daß die in Wien von Leibniz und dem Bischof von Neustadt laut Brief vom September 1688 verhandelte Wiedervereinbarung der Protestanten mit der kaiserlich Wiener und päpstlich römischen Kirchenleitung durch die Dresdner Spitze des Luthertums gefördert werden konnte. Jedenfalls hat die Dresdner Hoheitsstellung Speners mehr noch als seine Frankfurter Stadtstellung das Bedürfnis Leibnizens verstärkt, den Freund der Mainz-Frankfurter Zeit, trotz dessen im Brief vom 12. April 1689 und 22. Dezember 1690 interessant gekennzeichneten abwehrenden Verhaltens gegen die Unterhandlung mit dem Papsttum, verständnisvoll ins Vertrauen der Vereinbarungspläne zu ziehen. Spener stellt sich gegen des Molinos Verurteilung [1687].

Der eigentliche Reiz der Briefe erschöpft sich aber nicht in ihrer geschichtlichen Bedeutsamkeit; sie sind nicht ohne persönliche Farbengebung. Beiden Persönlichkeiten ist das Bedürfnis eigen, jungen Leuten Wege zum Vorwärtskommen zu bereiten. Da ist Speners Sohn, auf den Leibniz die Freundschaft überträgt, die ihn mit dem Vater seinerzeit in Frankfurt verband. Wie damals der Vater Spener dem jungen Leibniz wohlwollendes Interesse an dessen Studium zeigte, so weiß jetzt Leibniz an dem jungen Naturwissenschaftler und Chemiker die Begabung, die ihn leitete, herauszufinden.

Die beiden Geistesgrößen, einerseits der diplomatisch sorgliche Spener, andererseits der weltmännische Leibniz, mochten in ihrer Berufswirksamkeit

noch so sehr auseinandergehen, Leibniz mochte die Urteilsfähigkeit Speners noch so sehr über dessen Schranken hinausheben wollen, Speners Beschützung jeder, auch der nicht ohne weiteres gesunden, religiösen Laienbewegung und dessen Mißtrauen in die Absichten kirchlicher Jurisdiktion mochte er anders wünschen; dennoch weiß Leibniz nicht nur in seiner Geschichtsforschung, was die Wissenschaft an Speners heraldischen Studien hat, er läßt sich auch immer wieder gern von Spener beraten.

Es ist der Hauptreiz dieser Briefe, zu beobachten, daß sich Leibniz stets in Spener findet. Spener bleibt für Leibniz der Freund kritischer Geschichtsforschung, der Anreger seiner Theodizee von der weisheitsvollen Universalleitung des höchsten Zweckes, den der Beste, das ist Gott, erreicht haben will, und endlich auch derjenige, der das Leibnizsche Herzensbedürfnis, Wert und Inhalt einem jeden Menschenleben zu bieten, kennt. Beiden Männern bleibt die Kulturwerte schaffende Gesinnungszweckführung der Liebe eigen, die über dem Bereich der gewöhnlichen bürgerlichen Rechtsprechung eine Gewissensverantwortung erschaut und durchzusetzen weiß.

1

Leibniz schreibt an Spener Januar 1686 aus Hannover:

Schon viele Jahre sind es, seit der literarische Verkehr zwischen uns unterbrochen ist, da ich aus Eurer Nachbarschaft weggezogen bin. Doch habe ich darum nichtsdestoweniger Deine Wissensbildung und Deine Verdienste abwesend und schweigend verehrt. Jetzt gibt mir unser gemeinsamer Freund, der hocherlauchte Grote [1]), einen Grund zum Schreiben, da ich von ihm gehört habe, daß Du dabei bist, das nach dem übereinstimmenden Urteil aller hervorragende Werk über Wappenkunde zu vollenden, und daß es Dir nicht unlieb sein würde, wenn Du etwas bekommen könntest über die Abzeichen des sehr gestrengen Geschlechts des Hauses Braunschweig-Lüneburg, um es den Nachträgen beizufügen. Daher wollte ich die Gelegenheit ergreifen, Dir meine Hilfe zu versprechen, falls es etwas gibt, was Du aufs beste beleuchtet und ausgetüftelt zu sehen verlangst, so viel an mir gelegen ist. Darüber erwarte ich eine Kundgebung Deines Willens. Inzwischen werde ich mich in meiner freien Zeit selbst umsehen, ob mir etwas in den Weg kommt, was sich sachgemäß dem, was Du bisher schon geschrieben hast, beifügen läßt. Übrigens, nebenbei gesagt, mir scheint nicht allzu wahrscheinlich die Meinung des berühmten Claude Menestrier [2]), der die Aufnahme des Namens Blasonia bei den Franzosen für unsere Wappenkunde von dem ziemlich abliegenden Umstand herleiten will, nämlich weil auf einem Horn geblasen zu werden pflegte bei den Turnieren, was wir Deutsche „Blasen" nennen. Wenn es aber nichtsdestoweniger recht wahrscheinlich ist, daß das Wort ursprünglich deutsch ist, so scheint das vielleicht der Wappensache näher zu liegen, was mir einmal eingefallen ist. Nämlich „Bläße" ist ein altes deutsches Wort, das noch heute in dieser Gegend von den Malzeichen der Pferde gebraucht wird, und im allgemeinen bedeutet „Male"

[1]) Der hannoversche Minister Otto Grote, braunschweigisch-lüneburgischer Geheimer Rat und Kammerpräsident, unter anderem auch Vertreter in Frankfurt a. M.

[2]) Der berühmte Heraldiker in Lyon, Lehrer Speners während dessen einmonatlichem Aufenthalt dort 1661 (von Genf aus). Spener las 1663 bis 1666 in Straßburg Wappenkunde.

„Marke", und so auch „eine Narbe", von da auch das französische blessure, blesser in ursprünglicher Bedeutung „zeichnen" heißt, dann „benarben", verwunden. Es gehen aber häufig die ursprünglichen Bedeutungen der Worte verloren, und die Übertragungen bleiben erhalten. Und da wir wissen, daß die, welche die Namen der Wappenkunst bei den Franzosen einführten, nach entlegenen fremden und altertümlichen Benennungen gegriffen haben, so ist ihnen somit Blason gekommen vom alten blaesse. Denn auch die Verdoppelung des s braucht uns nicht zu stören, da sie oft wechselt, wie wir daraus ersehen, daß von basis nicht nur bas, sondern auch basse, baisser stammt. So stammt von vassus vasallus, um von anderem zu schweigen. Daher ist die sogenannte Blasonia die Wissenschaft der Male, Farben, Abzeichen, der blässen, durch die sich vor allem die vornehmen Familien unterscheiden. Die Absicht aber, nach entlegenen Benennungen zu greifen, zeigt sich auch bei den heraldischen Namen der Farben. So stammt lazur für dunkelblau (woraus irrtümlich azur gemacht ist, als ob das l Artikel wäre) vom Stein lazuli. Sinople (Konjektur des Alteserra) stammt vom griechischen Sinopis, d. h. Mennig, was sie auf den überseeischen Fahrten hörten und, da sie die wahre Bedeutung nicht kannten, aufs Grün übertrugen. Denn derartige Irrtümer und (um mich gewöhnlich auszudrücken) solche qui pro quo begegnen in den Sprachen oft. Sable schwarz stammt ohne Zweifel von den Fellen der Sabeliner Wiesel. Gueule für rot scheint mir von giuli, die Rose, zu stammen, einem von Arabern, Türken, Persern hergenommenen Wort, wonach, wie ich meine, die mit Rosafarbe gefärbten Felle der armenischen oder pontischen Mäuse „gulae" heißen. Bekannt ist das Buch, betitelt Gulistan, Rosengarten, das Gentius herausgegeben hat. Die Konjektur aber bestätigt es, 1. daß wir fast das ganze Wappenwesen den überseeischen Fahrten verdanken, 2. was ich schon bemerkt habe, daß derartige Benennungen mit Absicht gesucht sind. Aber die Sache fast zu beweisen scheinen zwei hervorragende Stellen des Petrus Damiani und des Abts Bernhard von Clairvaux, vollends wenn man sie unter sich vergleicht. So also sagt Bernhard in einem Briefe [42, 2] an den Erzbischof Heinrich von Sens: „Auch mögen sie sich davor scheuen, gerötete Mausefelle, die sie gulae nennen, um die geweihten Hände zu tun", eine Stelle, die schon Alteserra angemerkt hat, die eine Parallelstelle ist von Brunos Sächsischer Krieg, bei Du Cange unter Gula. Dazu aber füge ich die Worte des Petrus Damiani, die, soviel ich weiß, hierzu noch nicht herangezogen sind. So schreibt jener nämlich, Buch 2, Brief 1: Nicht also besteht der Episkopat in turmhohen Pelzmützen von sabelinischen oder überseeischen Tieren, nicht in flammenden Rosen der Wiesel unter dem Kinn. Daraus sehen wir, daß das Schwarz, in gleicher Weise auch das Rot, bei Abzeichen nach ausländischen Fellen genannt werden: daß rote Felle, wie es scheint, mit überseeischem Worte gulae genannt worden sind und daß ihre Farbe rosarot war, woraus, wenn ich nicht irre, ich nicht zu voreilig vermuten kann, daß der Name der gulae von einer bei den Orientalen angenommenen Bezeichnung der Rose hergeflossen ist. Wenn nicht jemand lieber seyen wird, die gulae seien nach gula (die Kehle) genannt, da von Petrus Damiani diese Felle unter dem Kinn befindlich genannt werden. Aber wenn die roten Felle selbst gulae heißen, so zogen sie diesen Namen mit sich, wohin sie auch gelegt wurden. Daher scheint es wahrscheinlicher, daß sie nach der Farbe heißen, als nach dem Ort; denn wer sollte glauben, daß nur rote an die Kehle oder an den Hals angebracht worden wären; mag man später auch in Unkenntnis des fremden Ursprungs geglaubt haben, daß die gulae nach der gula hießen, und mag selbst Petrus Damiani auf die gula scheinbar angespielt haben, da er sie unter dem Kinn befindlich nennt, und mag auch das französische gueule anderswo gula = die Kehle bedeuten. Aber vielleicht ist dies schon von Dir oder Menestrier deutlicher entwickelt; jetzt, wo ich schreibe, habe ich keine Zeit, das zu

untersuchen. Indes habe ich dies aus irgendeinem meiner Blätter, das mir gerade zur Hand war, so beigefügt, um Dir keinen ganz leeren Brief zu schreiben. Lebe wohl, vortrefflicher Mann, erfreue Dich lange der wiedererlangten Gesundheit, zu der ich Dir von Herzen Glück wünsche, und sei günstig

Deinem gehorsamsten
G. W. Leibniz.

2

Spener antwortet Leibniz am 5. März 1686 aus Frankfurt:

Ich weiß nicht, ob ich es der örtlichen Entfernung des beiderseitigen Wohnsitzes oder der Ungunst der Zeit zuschreiben soll, daß wir seit so vielen Jahren wechselseitig zu reden aufgehört haben, doch werden unter den Gründen nicht die letzte Stelle einnehmen die Berufsgeschäfte, von denen wir beide in Anspruch genommen werden, wenn sie auch nicht der gleichen Art sind. Ich bin Dir aber sehr verpflichtet, daß Du so gar nicht den, der so lange schwieg, aus dem Gedächtnis verloren und von Dir aus den Verkehr, der unterbrochen war, begonnen hast. Noch mehr bin ich Dir verpflichtet, daß Du freiwillig meinem heraldischen Werk Deine Bemühungen zuwendest, während ich nichts Derartiges um Dich verdient habe: wäre nur jetzt auch die Schwierigkeit geringer, von Deiner Zuvorkommenheit Gebrauch zu machen! Denn obwohl ich beschlossen habe, mein öffentlich gegebenes Versprechen einzulösen und das, was zur Ergänzung des speziellen oder zweiten Teils (unter dem Namen: Geschichte der Wappen) noch nötig ist, dem bereits [1680] erschienenen hinzuzufügen und ebenso den allgemeinen oder theoretischen Teil [1690] dem Licht der Öffentlichkeit zu unterbreiten, so bin ich doch durchaus nicht imstande, so viel Zeit meinen anderen Beschäftigungen zu entziehen, um auch nur die geringste Sorge von neuem (vor allem auf diesen allgemeinen Teil) zu verwenden, sondern ich muß, was vor mehreren Jahren abgeschlossen und in dieser Zeit bisher zurückgehalten war, ganz in gleicher Form dem Druck anvertrauen, und was noch fehlt, der Sorge anderer überlassen, um einmal, wenn ich Zeit habe, die Feile anzusetzen. Obwohl ich also nicht zweifle, daß ich von Dir, Du gelehrter Mann und spendender Quell mannigfachen Wissens, so viel lernen kann, wenn unser beider Zeit erlaubte, brieflich [unser Wissen] zusammenzutragen, daß meinem Werk davon ein hervorragender Gewinn erwachsen würde, so werde ich doch ganz darauf verzichten müssen, weil dazu ein ausgedehnterer brieflicher Verkehr nötig wäre, zu dem ich freie Stunden nicht finde. Wie ich Dir also geziemenden Dank sage für das, was Du mir über die Ableitung des Wortes blason und der übrigen Worte, durch die die Farben bei den Franzosen ausgedrückt werden, zu erwägen gegeben hast, dem ich Rechnung tragen kann und es in meine Nachträge mit dem gebührenden Lob für den Verfasser einfügen werde, so bitte ich vor allem im Hauptgegenstand um Unterstützung durch Deine Studien, daß Du die Güte hast, wenn Dir etwas zur Hand sein sollte, mir das zugänglich zu machen, und zwar mit der Sorgfalt, mit der Du sein öffentliches Erscheinen in meinem Werke für im Interesse der werten Familie gelegen hältst: braunschweigische Geschichte, soweit sie der Erläuterung der Wappen dient oder Erweiterungen der Gebiete ihrer Macht und deren Titel betrifft (ich habe im Sinne, vornehmlich darauf Mühe zu verwenden); nur ich für meine Person kann kaum etwas anderes hinzufügen, als was ich anderswoher nehme: getreulich aber will ich, was irgendwoher mir zur Verfügung gestellt wird, an seinem Orte wiedergeben und nicht verhehlen, von wem ich Bereicherung erfahren habe oder der Leser Bereicherung erfahren soll. Wenn aber in der Geschichte anderer Geschlechter, die von mir bei Gelegenheit der Wappen [1680] herangezogen ist, etwas sich findet, was einer Bemerkung bedarf (es findet

sich aber sicher nicht wenig) und Du etwas hinzugefügt oder geändert sehen möchtest, so fordere mich dazu auf; Du wirst mich ebenso willig finden, diesen Aufforderungen zu folgen, wie lässig zu dem, was irgendeinen Gelehrtenfleiß von meiner Seite verlangt (denn dazu bin ich jetzt nicht imstande). Du wirst Dich wundern, warum ich nicht lieber, da ich in solcher Lage bin, das Ganze aufgebe, für dessen sachentsprechenden Ausbau ich doch keine Zeit finden kann. Aber ich sagte schon, ich muß mein öffentlich gegebenes Wort einlösen, wenigstens soweit ich kann; und dem Zunner [Verlagsbuchhändler für das heraldische Werk] durften seine Ausgaben, die er für den Druck einiger Abschnitte des ersten Teils schon gemacht hat, nicht verloren gehen; was doch ohne Hinzufügung des noch rückständigen Teils nicht gesichert werden konnte. Wenn diese Umstände die Ausgabe nicht gebieterisch verlangt hätten, hätte ich sicher die Hände zurückgezogen, um so mehr, als einige fromme Freunde mich oft genug ermahnen, das wenige, was mir noch vom Leben bleibt, in geistlicheren Sorgen auf etwas Gediegenes zu verwenden: dadurch bin ich auch genötigt, eine Art der Herausgabe dahingehend zu finden, daß ich außer dem, was bereits veröffentlicht ist, in dem künftigen Werke nichts bringen werde, als die Bemerkungen und Beiträge meiner Freunde, und sogar noch ihre Anmerkungen. Wie viel Du Dich dabei nicht so sehr um mich, wie um meine Leser verdient machen willst, überlasse ich Deiner Güte, und wage nicht, meinetwegen für Dich Veranlasser vieler Arbeit zu werden, da ich nicht weiß, wie ich es vergelten könnte. Lebe wohl und liebe mich, wie Du es tust.

3

Leibniz schreibt an Spener noch 1686; das genaue Datum ist dem Leibnizschen Konzept nicht beigefügt, dasselbe enthält nur die Bemerkung: „An Spener 1686 von Hannover“:

Zweierlei habe ich aus Deinem Brief zu meiner großen Freude ersehen; erstlich, daß die Zuneigung, die Du früher mir gegenüber gezeigt hast, auch jetzt noch nach so langer Zwischenzeit dauert und in Kraft steht, was ich Deiner wohlwollenden Freundlichkeit mehr als irgendeinem Verdienste meinerseits zuschreibe; weiter, was das Wichtigste ist, daß Deine Gesundheit (entgegen dem, was uns gemeldet war) noch in einem solchen Zustand zu sein scheint, daß sich die literarische Republik, die geistliche und weltliche, davon noch sehr viel versprechen kann, wozu ich Dir ebenso wie uns Glück und den dauernden Besitz eines solchen großen Gutes wünsche. Doch ist zu besorgen, daß Deine Kräfte durch übermäßige Arbeit erschöpft werden, und da die Sorge für geistliche Dinge, die Du nicht nur Deiner Stadt, sondern einem großen [dem lutherischen] Teil der deutschen Kirchen widmen mußt, Dich fast ganz für sich in Anspruch nimmt und sehr viel Zeit Dir notwendigerweise die, denen sich Deine diensteifrige Gefälligkeit persönlich oder brieflich widmet, kosten; so gebe ich zu, daß Dir nicht viel Zeit bleiben kann, jene gelehrten Nebenarbeiten, so schön sie auch sind, zu vollenden. Indes ist es doch sehr im Interesse der Wissenschaft, daß wir Deiner herrlichen Beobachtungen nicht gänzlich beraubt sind, und man muß die, die Deine Arbeit unterstützen, heranziehen, Hilfsarbeiten zu leisten, deren Du dich ohne große Mühe bedienen kannst. Ich werde jedenfalls, da ich ja Deine Absicht kenne, in meiner freien Zeit einige Bemerkungen sammeln, die zur Erläuterung der Abzeichen des sehr gestrengen und hochmächtigen Geschlechts der braunschweigischen Herzöge dienlich scheinen, und werde sie Dir auch ohne Deine nochmalige Aufforderung zuschicken. Bei meinen genaueren Forschungen nach dem Ursprung des berühmten Hauses bin ich in einigen Punkten auf Schwierigkeiten gestoßen. Denn die Geschichtsschreiber

des Hauses Este überliefern erstaunlich Nichtssagendes und Unsicheres. Daher habe ich die in diesen Studien hervorragendsten Leute Du Cange, Mabillon, Papebroch um Hilfe gebeten und bin durch ihre Briefe schon ziemlich bereichert worden. Aber das Wichtigste bleibt doch noch zu tun übrig, weswegen ich selbst — die Reise wird notwendig sein — die Orte werde aufsuchen müssen, wo Hoffnung ist, Sicheres und Vollständigeres zu erfahren. Denn ich würde gern etwas Festes herausbekommen und das Sichere vom Unsicheren unterscheiden, damit eine einigermaßen musterhafte Genealogie herauskommt in geziemend strenger wissenschaftlicher Behandlung: Darin habe ich die volle Zustimmung meines erlauchten Fürsten, der die nackte Wahrheit lieber will als e r d i c h t e t e Fabeln. Als diesem neulich in Italien ein nicht ungelehrter Mann, der sich aber begnügte, in seinen genealogischen Studien den angenommenen Meinungen zu folgen, ein reich ausgestattetes Werk überreicht hatte, ließ er es mir bringen. Ich aber erinnerte den Verfasser, daß der Wert seiner Arbeit größer sein würde, wenn er uns helfen wollte, verborgene Denkmäler aufzuspüren, aus denen ein Licht hervorgehen könnte, um die Wahrheit festzustellen, als wenn er aus unsicheren und nicht einmal unter sich zu vereinigenden Meinungen ein nur lose zusammenhängendes Machwerk zusammenstoppelte. Was er tun wird, warten wir es ab. Übrigens, wenn Du selbst, oder, was man wohl eher beanspruchen darf, durch Freunde, von denen Du weißt, daß sie sich in mittelalterlicher Geschichte auszeichnen, etwas zu diesem meinem Unternehmen beitragen kannst, so werde ich es immer mit dankbarem Sinn anerkennen und rühmend hervorheben. Lebe wohl.

4

Leibniz schreibt wieder an Spener am 8. Juli 1687 aus Hannover:

Wenn es auch neulich nicht möglich war, länger Deines Anblicks zu genießen, so habe ich mich doch nicht wenig gefreut, daß ich Dich wohlbehalten, ja blühend sah [in Dresden]. Gott möge Dich noch lange erhalten und Deinen hervorragenden Eifer, Dich um die Völker verdient zu machen und die Herzen zu ungeschminkter Frömmigkeit aufzurichten, dessen hochlobenswerte Glut ich neulich genugsam erschaut habe, segnen.

Ich wage zu sagen, daß auch ich, wenn auch auf verschiedenen Gebieten zersplittert, doch alles, was ich kann, dazu in Beziehung setze, daß die wahre Erkenntnis Gottes und seine Verehrung gefördert werde. Daher leite ich nicht nur die Grundlagen der Moralwissenschaft und der allgemeinen Rechtswissenschaft von der Liebe ab; sondern auch in der inneren Philosophie trete ich dafür ein, daß aus irgendeiner Kenntnis der göttlichen Zielvollendungen selbst die obersten Gesetze der Naturdinge sich ableiten lassen. Denn ich bin der Ansicht, daß, wenn auch im einzelnen die Naturwirkungen mechanisch zu erklären sind, doch die mechanischen Prinzipien selbst und Regeln der Bewegungen und die allgemeinen Lehrsätze [Axiome] der Physik nicht aus rein materialen Kennzeichen, sondern aus der Betrachtung unteilbarer Substanziierungen, besonders aber Gottes hervorgehen. Und so kann ich, glaube ich, den frommen und klugen Leuten genug tun, die mit Recht fürchten, daß die allzumaterialistische Philosophie gewisser neuer Philosophen ein Vorurteil gegen den Glauben mit sich bringt. Aber wenn es klar werden wird, daß die Regeln der Bewegungen überhaupt nur aus der Mitwirkung einer einsichtsvollen Absicht entwickelt werden können, dann wird die Wahrheit sich schon mit der Frömmigkeit vermitteln lassen. Ich gestehe jedoch, daß das gemeiniglich noch nicht genügend anerkannt wird, und auch die Cartesianer in diesem Stück mir nicht gefallen, zumal wenn sie die Endgrundabsichten von der Physik aus

ächten und der Kraft mehr als der die Dinge hervorbringenden Weisheit, d. i. der Natur mehr als Gott Rechnung tragen. Ich aber stelle dagegen fest, daß die Erkenntnis der Natur am meisten von der Betrachtung der Weisheit abhängt, die alles mit prästabilierter Harmonie und bis zur höchstmöglichen Vollendung ordnet. Daher habe ich auch in den Acta Eruditorum gezeigt, daß Cartesius selbst beim Aufzeigen der wahren Naturgesetze gestrauchelt ist: darüber bin ich mit einigen Cartesianern in Streit geraten und kürzlich auch mit Malebranche, dem Verfasser des Buches: Recherche de la vérité. Auf welche Weise ich in der Moral und Jurisprudenz alles aus der Liebe Gottes über alles ableite, werde ich ein andermal ausführlicher entwickeln. Daher entsteht auch das Bestreben, alles auf die Förderung des menschlichen Gedeihens zu richten[1]); obwohl ich darüber schon viel Durchdachtes habe, so übertrifft doch alle Gedanken mein Plan, den ich schon lange erwäge, alle menschlichen Denkbetätigungen auf eine gewisse Rechnung in Zeichen zurückzuführen, wie man sie in der Algebra oder in der Kombinationskunst auch in den Zahlen hat, wodurch nicht nur die menschliche Erfindung nach einem bestimmten System erweitert werden könnte, sondern auch viele Kontroversen aufgehoben, das Gewisse vom Ungewissen geschieden und sogar die Wahrscheinlichkeitsgrade abgeschätzt werden, da dann von zwei Streitenden der eine zum andern nur sagen könnte: Wir wollen rechnen!

Solche „Berechnung" des Gemeinsinns umschreibt das Konzeptblatt:

[Wertgebende] Liebe bestimme ich als auf das eine Ganze gerichtetes Wohlwollen; oder auch Liebe gegen alle: daher der gute Mann oder wer sonst der Gerechtigkeit dient, alle liebt, aber aus Vorschrift der Weisheit (das ist entsprechend dem Grade der Vervollkommnung, der in einem jeden angelegt ist oder in einem jeden durch Übung erreicht werden kann). Weshalb er Gott über alles liebt, das übrige, je nachdem es sich mehr oder weniger auf Gott beziehen läßt. Sodann Lieben ist: sich des Glückes eines anderen erfreuen; oder was auf dasselbe zurückgeht, fremdes Glück in Erwägung ziehen, als durch würdiges Verhalten zu erwerben gleichsam hingeben, teils aus dem Ganzen, wenn wir Gott lieben; teils im einzelnen. Woher auch klar ist, warum die wahre Liebe aus sich selbst dem Geliebten wohl will, ohne die eigene Person irgendwie zu decken. Wodurch wir uns erfreuen oder was unser Glück angeht, das erstreben wir von selbst, sowie alles, was schön ist, obzwar es nicht anders nützt, als daß es gefällt. Was aber wir wahrhaft lieben, dessen ihm selbst eigenes Glück genießen wir, gleich als unser großes Gut. Aber darin scheint mir noch nur bei wenigen gesetzt des Ganzen Stütze, des Einzelnen Schlüssel.

Ganz und gar nicht halten davon die Scholastiker und Moraltheologen ab und werden nicht unnütz, ja sogar mit Recht zur Einsicht herangezogen (denn Kraft und Macht jeder gottgerichteten Verehrung setzen sie allzumal auf die Liebe Gottes, die, alles überragend, ganz aus der Betrachtung der göttlichen Vervollkommnungsmöglichkeiten und Güte geboren wurde. Diese [Werte suchende] Liebe belebt den Glauben und gründet das des Sohnes würdige Vertrauen auf gewisse Weise; ohne sie ist der Glaube teils tot, teils überhaupt keiner; in irgendeiner Regung derartiger Liebe, bleibt er bewußt sowohl Erneuerung des Menschen wie auch jene Gnade, welche einige als eingeflößt bezeichnen. Daraus wird dort und hier jene wahre Reue geboren, welche einige „Zerknirschung" nennen. Wesentlich aber in Gott scheint Ruhe nur sich geltend zu machen, nicht in irgendetwas Festgebanntem des

[1]) Statt des obigen, lautet die zuerst auf dem Konzeptblatt zu diesem Brief geschriebene und dann gestrichene Stelle: „In der Erörterung der Moral und der Jurisprudenz habe ich solches schon bisweilen zur Kenntnis gebracht. Gerechtigkeit ist mir die Liebe, wie solche der Weise verschwenden möchte." Erst 1693 hat Leibniz im Codex diplomaticus seine Rechtsphilosophie der Liebe niedergeschrieben; 1710 seine Theodizee.

sich opfernden Geistes, als ob er erstarrte, sondern im beständigen Fortschritt, der sich auf immer jenseitigere Betrachtung der gottgerichteten Vervollkommnungsmöglichkeiten richtet; dieses Fortschreiten offenbart sich uns sowohl aus der heiligen Schrift, wie durch die Betrachtung der Kirchengeschichte . . .

Jener junge Mann[1]), der mich kurz nach unserer Trennung von Dir grüßte, war mir sehr willkommen, weil er von Dir kam, und besonders, weil er durch Gelehrsamkeit und andere Eigenschaften empfehlenswert schien. Und da er, wie ich sehe, sich auch für Naturforschung interessiert und mit allerlei chemischen Dingen vertraut ist, so wage ich zu bitten, Du möchtest ihn auffordern, mir kundzutun, ob er etwas weiteres gehört hat über das hervorragende Experiment des Herrn Dr. Cassius, der berichtet, daß er Wasser durch Zusatz, ich weiß nicht welcher Flüssigkeit, in einen festen Körper verwandeln könne. Jedenfalls würde er mir einen großen Gefallen tun, wenn er zu Cassius (der, wie er sagte, ihm nicht unbekannt ist) gehen und versuchen wollte, ob er die Wahrheit der Sache durch irgendeinen Versuch erfahren könnte, und zugleich dem Cassius sagen, vielleicht könne man von irgendeinem neugierigen Fürsten eine nicht zu verachtende Belohnung für ihn erhalten, wenn er etwas Derartiges vorzuführen und zu lehren bereit sei. Wenn er also den Erfolg oder wenigstens die Antwort des Mannes so bald als möglich an mich schreiben wollte, so wäre ich ihm sehr verpflichtet. Einen Brief an mich braucht man nur dem allgemeinen braunschweig-lüneburgischen Boten zu übergeben oder einfach nach Hannover zu richten mit der Adresse: A Monsieur Leibniz, Conseiller Aulique de S. A. S. à Hanovre. Aus gewissen Nachrichten sehe ich, daß ein mir unbekannter Bernonville in Frankreich sich groß tut mit einem geheimen Schlüssel der hebräischen Sprache, den er gefunden habe. Ich zweifle, ob er besseres bringen wird als Bohl. Viel ist mir erzählt worden von dem chronologischen Werk des berühmten Wasmuth, der ausgeht von der Betrachtung der Wochen vom Anfang der Welt an. Wenn dies Fortschritte macht (wie ich es mehr wünsche, als zu hoffen wage), so wird es auch sehr nützlich sein zur Stärkung der Frömmigkeit und Religion. Aber ich halte Dich länger, als recht ist, von den geistlichen Berufsgeschäften ab.

5

Leibniz schreibt zum drittenmal an Spener nach dem 24. September 1688 aus Wien:

Ich habe die Bemerkungen, die ich Dir auf Deinen Wunsch versprochen habe, über die Abzeichen meiner Fürsten zur Ergänzung Deines heraldischen Werkes, verschieben müssen, bis es dazu kam, gewisse alte Siegel sorgfältiger anzusehen. Darüber kam dann noch eine Reise nach dem oberen Deutschland und nach andern Gegenden, um gewisse welfische Altertümer aufzuspüren. Während ich mich hierbei noch aufhalte, habe ich in meiner Muße geschrieben, was Du beigefügt siehst, und übersende es jetzt, doch zweifelnd, ob es Dir noch von Nutzen sein kann. Ich wollte Dich, den für die Heilsrepublik so beschäftigten Mann, von Deinem veränderten Posten[2]) nicht durch einen leeren Brief ablenken, aber deswegen habe ich, nicht weniger von Herzen, das Allerbeste und, um es nur zu sagen, das Deiner Würdige erfleht und zweifele nicht, daß Deine Tüchtigkeit und Gelehrsamkeit an dem großen Hof, wo hervorragende Vorbilder nötig sind, die reichsten Früchte bringen werden.

Umstürzende große Veränderungen der Verhältnisse sehen wir täglich. Es bestand die Hoffnung, daß Europa ganz christlich werden würde; diese hat der Sturm, der sich im Westen erhob, plötzlich vernichtet. Aber mit blinder Wut des Ehr-

[1]) Vielleicht der in späteren Briefen als Schützling Leibnizens genannte Sohn Speners, 1691 als mathematischer Naturwissenschaftler in Halle.

[2]) Spener war seit Juli 1686 als Oberhofprediger in Dresden.

geizes außer jeder Art von Vernunft begonnen, scheint der Krieg, den uns Frankreich bringt, nicht nur so ungerecht, sondern auch so kopflos und wahnsinnig, daß die Hoffnung besteht, daß er den Urhebern nicht ungestraft hingehen wird. Unsere hochgestrengen Herren zeigen sich wirklich als Heerzöge. Denn wie die Stellung des Kurfürsten schon bekannt war, so ist kürzlich auch der Wille meines Fürsten dem unbesiegten Kaiser kundgetan worden. Wir hoffen, daß an den Ufern des Main je zwanzig und noch einige weitere Tausend zusammentreffen werden. Inzwischen werden die kaiserlichen und bayerischen Soldaten mit den schwäbischen und fränkischen, und vielleicht einigen Schweizertruppen, die in des Kaisers Dienst übergehen, ein drittes Heer bilden. Etwas Großes erwarten wir von dem Prinzen von Oranien [Wilhelm des Dritten]. Diesem darf man seinen Zug [nach England] um so weniger zum Vorwurf machen, weil man sagt, er beklage sich darüber, daß seine Blutsrechte durch Unterschiebung eines Prinzen von Wales vernichtet worden seien: denn andere Gründe hätten vielleicht nicht recht genügt. Doch möchte ich mein Urteil lieber aufschieben, bis Beweise gebracht werden. Ich glaube, dem Oranier konnte nichts Angenehmeres passieren als der Einfall der Franzosen in das Reich: dieser Umstand hat die schwankenden Staaten befestigt, die allein sich Frankreich entgegenzuwerfen Bedenken trugen. Wenn nun England auf irgend eine Weise dahin käme, sich kraft wohlangebrachter Treue an der gemeinsamen Sache zu beteiligen, so wird jetzt oder nie Frankreich zur Ordnung gebracht werden, wenn das Reich einig ist und Europa zusammenhält.

Loben muß man die gegenwärtige Einigkeit unter den Unsern: die häuslichen Streitgründe und alle Eifersüchteleien, wie sie die Landeshoheit oder die Religion [1]) entstehen ließ, sind beiseite gelegt. Ach wenn doch endlich einmal die eigentlich gottverpflichteten Menschen aufhörten, den Gewissen anderer Gewalt anzutun [das Gottesgeschenk sich gegenseitig zu verletzen], dessen Teil allein es ist, eine Umkehr in den Seelen zu bewirken. Aber auch in dieser Gegend hier gibt es noch einige recht scharfe, die jedoch durch die Mäßigung der andern zurückgehalten werden. Unter diesen kann ich nicht umhin, den Bischof von Neustadt [früher Thina], mit dem ich neulich gesprochen habe, zu loben. Dieser [von den Hannoveraner Verhandlungen bekannt] tat Deiner ehrenvoll Erwähnung und trug mir auf, Dich in seinem Namen zu grüßen, als ich sagte, ich würde schreiben. Er zeigte mir Originalbrief von großen Leuten am römischen Hof, woraus ich sehe, daß deren Sinn gemäßigter ist, als leicht jemand erwarten könnte. Der Papst hat ihn, als er persönlich mit ihm sprach, so freundlich angehört, daß es aussah, als würde er, was nur in seiner Macht stände, zur Verminderung der Spaltung beitragen. Auch wird er von großem Eifer getrieben zur Verbesserung jener Mißbräuche, die, wie er anerkennt, mit Recht als Schuld an der Uneinigkeit angeklagt werden. Wenn ich auch gestehen muß, daß alle, so sehr sie können, Bereitwilligkeit zeigen müssen, um die Wunde der Kirche zu heilen, so meine ich doch, daß, wenn nicht die Einigkeit aufrichtiger Liebe die Christen unter sich und mit ihrem Gott verbindet, das wahre Christentum immer nur unter wenigen bestehen wird, und wenn auch der ganze Orient und Okzident die gleichen Glaubensformeln bekennen möchte [2]). Aber ich halte Dich wirklich zu lange auf. Lebe wohl.

(Schluß folgt)

[1]) Durch den Grundsatz, der nach dem Westfälischen Frieden innerhalb des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation rechtskräftig war, daß zur Landeshoheit von Fürsten und freien Städten auch die Ordnung des Bekenntnisstandes der Untertanen gehört, brachte jede Konversion eines Reichsstandes neue Religionsstreitigkeiten hervor.

[2]) Die durch die Ereignisse überholte Konzeptform fügt an: „Was aber christliche Frömmigkeit betrifft, so ist keine andere, bessere Art bekannt, als das allgemeine Wohl zu fördern, und dann sich selbst zu vervollkommnen, weiter anderen zu nützen suchen, soweit es Kraft und Gelegenheit zulassen."

Gedanken zur Hochschulreform

In einer sehr verbreiteten Münchener Zeitung stand im vorigen Jahr im Feuilleton, das zuerst seinen wichtigen Pflichten genügt und die Engagements bekannter Sänger und Schauspieler und Filmsterne gewissenhaft verzeichnet hatte, eine Notiz, kaum leserlich, nicht mehr als drei Zeilen in kleinem Druck: die Universität Bonn habe die Feier ihres hundertjährigen Bestehens begangen. Diese Wertung: ein Jahrhundert erlesenen deutschen Geistes gilt weniger als der neueste Ruf einer Filmdiva, ist bezeichnend für zweierlei, für das Ansehen, dessen die Universitäten sich in der deutschen Öffentlichkeit erfreuen, und für das geistige Niveau mancher deutschen Tagesblätter. Übrigens war es vor dem Krieg nicht viel anders. Als im Jahre 1910 die Universität Berlin ihr hundertjähriges Jubiläum feierte, prangte im Bilderalbum der „Woche" als erste Attraktion im Schmucke ihrer Perlen Gaby Deslys, die Geliebte des ruhmlosen Exkönigs von Portugal und eine Künstlerin niederen Ranges. Erst das zweite Bild zeigte den Empfang des Kaisers durch den Jubiläumsrektor Erich Schmidt.

Die Nichtachtung der Universitäten durch die Öffentlichkeit hat sich nach dem Kriege sehr oft in offene Feindseligkeit verwandelt. Den Universitäten wurde eine Hauptschuld am Zusammenbruch von 1918 aufgebürdet, und die Vertreter der Räterepublik hätten sie als Schutzmacht des Kapitalismus am liebsten in die Luft gesprengt. Die Sozialisten, die uns heute noch regieren, schelten die Hochschulen als Hochburgen der Rückständigkeit. Sie weisen mit Zorn und Verachtung auf unsere Studenten. Vor hundert Jahren und noch 1848 seien sie die Führer der Revolution gewesen, und heute? Heute hätten die Anhänger der „fluchwürdigen alten Regierung" an den Studenten ihren festesten Halt. Die Hochschulen, die ihre vaterländische Gesinnung in alter deutscher Art betonen, werden in den Regierungsblättern mit den schärfsten Strafen bedroht.

Das sollte nun jeder zugeben, wie alle menschlichen Einrichtungen sind die deutschen Hochschulen mit vielen menschlichen Schwächen behaftet. Vor dem Krieg haben sie sich zu gerne in einem Ruhme gesonnt, den nicht eigentlich sie, sondern die Geschlechter vor ihnen sich erworben, und im Krieg waren sie ein Abbild der deutschen Zerrissenheit und nicht die geistigen Führer Deutschlands. Der Kampf um sie und die Angriffe auf sie waren notwendig, und ein heftiger Krieg um ihr Wesen und Werden ist denn auch seit etwa zwei Jahren auf der ganzen Linie entbrannt. Gegen frühere Zeiten brachte er einen unzweifelhaften Gewinn, eine leidenschaftliche Teilnahme an unseren Hochschulen flammt in der deutschen Öffentlichkeit jetzt wieder mit ihm auf. Die vielen Vorschläge und Reformversuche, die uns nun in Atem halten, sind von ernster Sorge um unser Vaterland, um den Ruhm seiner Universitäten und um seine geistige und sittliche Zukunft eingegeben. Jede Universität hat ihren Anteil an der großen Arbeit der Reform, jede hat mit dem Einsatz ihrer besten Kräfte gearbeitet und den Ausgleich zwischen erreichbaren und unerreichbaren Forderungen gesucht. Freilich scheinen sich jetzt, in Preußen wenigstens, die Fälle zu mehren, in denen die Regierung den Forderungen der regierenden Partei nachgibt und unbedacht unantastbare akademische Freiheiten an-

greift. Wir wollen aber bis auf weiteres diese Fälle als vereinzelte Exzesse betrachten. Die Leser der „Deutschen Rundschau" haben wohl ein Recht, zu erfahren, um welche Probleme unsres geistigen und vaterländischen Seins bei dem Kampfe um die Universitäten gerungen wird. Wir äußern uns darüber zum Teil im Anschluß an eine Schrift von C. H. Becker: „Gedanken zur Hochschulreform" [1]). Becker, nun Unterstaatssekretär im preußischen Kultusministerium, steht im Kampf in der vordersten Linie, und sein reiner Idealismus, seine lebhafte Empfänglichkeit, seine staunenswerte Frische und Arbeitskraft wird auch von denen bewundert, die seinen Gedankengängen nicht immer folgen können.

Der Referent nannte schon vor einem halben Menschenalter in einer kleinen Schrift „Deutsche Universität und deutsche Zukunft" (Jena 1906) eine Reihe der schweren Gefahren, die unsere Universitäten bedrohen, und die man nun als etwas Neues entdeckt hat und zu beschwören sucht. Man wird es ihm daher nicht als öde Lobrednerei des Vergangenen auslegen, wenn er heute warnt, zu rasch und zu viel zu reformieren, wenn er als erstes Ziel der neuen, der Universität gewidmeten Arbeit fordert die Erhaltung und den Ausbau der großen und der unbestreitbaren Leistungen, durch die unsere Hochschulen die Bildungsanstalten aller anderen Länder überflügelten.

Wer vor dem Krieg an Hochschulen des Auslandes wirkte, der mußte den ungeheuren Vorsprung sehen, den die deutsche Wissenschaft unseren Hochschulen vor allen Ländern gab, und mußte auch einräumen, daß kein Land den gleichen Reichtum an bedeutenden Bildungsstätten besaß wie Deutschland. Mit wehmütigem Stolze blicken wir heute auf Straßburg. Es wurde nicht die Universität, die Bismarck wollte, nicht die erste des neuen Reiches. Der junge Friedrich Nietzsche plante umsonst ein Promemoria über die Straßburger Universität zu Händen Bismarcks, worin er zeigen wollte, „wie schmählich man den ungeheuren Moment versäumt habe, um eine wirkliche deutsche Bildungsanstalt zur Regeneration des deutschen Geistes und zur Vernichtung der bisherigen sogenannten Kultur zu gründen". Aber diese jüngste deutsche Universität sollen uns die Franzosen nur nachmachen! Sie braucht den Vergleich mit keiner anderen zu scheuen. Viele ihrer Dozenten standen an erster Stelle oder gelangten dorthin. Unter ihren Studenten herrschte ein Geist frischer Jugend und schönen Zusammenhalts, der manchen für sein ganzes Leben erquickt hat.

Ihren Weltruhm verdanken die deutschen Universitäten der letzten Jahrzehnte den Fachwissenschaften. Diese haben sich in Deutschland in beispielloser Fülle entwickelt. Eine neue Wissenschaft nach der andern ist aus ihnen entsprungen. Ihnen zuerst sind die deutschen Taten auf dem Gebiete der Medizin, der angewandten Naturwissenschaft und der Technik zu verdanken. Sie haben unsere Kenntnis auch auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften an tausend Stellen bereichert und erweitert. Aus den Fachwissenschaften sind auch die großen umfassenden Wissenschaften erwachsen, die in der letzten Zeit einem neuen Universalismus zustreben: die Religionsgeschichte, die Soziologie, die Volkskunde. Vor allem aber: die neue Weltanschauung, die sich jetzt ankündet, über die dem Verfasser jedes zuständige Urteil fehlt, die von ihren Anhängern aber als eine, der Tat des Kopernikus ebenbürtige Umwälzung unseres Denkens gepriesen wird, die Relativitätstheorie, beruht sie denn nicht ganz auf den Voraussetzungen, die Physik und Mathematik, die also Fachwissenschaften schufen? Strenge Vorbildung, geduldige Arbeit, genaue Sachkunde sind die Grundlage jeder Fachwissenschaft. Alle Reformen scheinen im voraus verurteilt, die unseren Universitäten diese ihre stärksten Stützen entziehen wollen.

[1]) Leipzig 1919, Quelle und Meyer.

Die Meinungen über die Aufgaben der Universitäten gliedern sich heute etwa so: Eine Reihe Gelehrter glaubt, die Universitäten seien nun einmal Hochschulen für Fachwissenschaften geworden und sollten nur das bleiben. Den Fachwissenschaften gehöre nach wie vor die Zukunft. Eine andere Gruppe, und ihr gehören wohl viele an, die außerhalb der Universitäten stehen, behauptet, daß die Fachwissenschaften den besten Geist der deutschen Hochschulen zerstört hätten: den edlen Humanismus, den weiten Blick für das Universale und die Macht der Philosophie über das Leben. Dieser Geist habe früher der Universität ihre einzige Vormachtstellung geschaffen, und man müsse die Fachwissenschaften aufgeben, um die alte, eine Wissenschaft und um die große, deutsche Bildung der Universitäten wiederherzustellen. Eine dritte Richtung erstrebt die fruchtbare Durchdringung von Fachwissenschaften und der großen Wissenschaft, von Spezialistentum und Universalismus, und dieser gehören wir an, denn wir sind der Meinung, daß beide Richtungen sich ergänzen und verbinden müssen.

Wenn wir es recht verstehen, so wollen die Vorkämpfer des Universalismus die Universitäten zu jener universitas literarum erheben, die sie in früheren Zeiten nicht war, aber sein sollte, zu der höchsten Pflegestätte aller Wissenschaften und aller Künste. Universitäten, technische Hochschulen, Hochschulen der Kunst, der Musik, des Handels, Volkshochschulen, alle diese Hochschulen seien zu einer mächtigen Einheitshochschule zusammenzufassen, alle bisher getrennten Wissenschaften und Künste seien im Zeichen des Geistes unter dem Schutze der Philosophie zu vereinen. Unterschiede der Klassen, der Rassen, der Stände, der Vorbildung, der Geschlechter, ja der Völker dürfe diese neue Universität eigentlich nicht anerkennen, sie sollte ihre Pforte der ganzen bildungshungrigen Menschheit öffnen. Auch in den Reihen ihrer Lehrer solle sie die gleiche Berechtigung pflegen, die strenge Unterscheidung der akademischen Grade endlich mildern oder aufheben, auch Lehrer zulassen, die nicht durch die akademischen Weihen gegangen, dafür aber im öffentlichen und geistigen Leben sich hervorragende Verdienste erworben. Der Lehr- und Lernkörper soll sich freudig zu einer großen Hochschule zusammenschließen, die das ganze Volk in sich aufnehme, und die ihren Segen über das ganze Volk ausschütte.

Die Unmöglichkeiten dieses Ideals sind so offenkundig, daß man sich fast schämt, sie auszusprechen. Das Verhängnis der Universitäten in den letzten Jahrzehnten war nicht Armut, sondern Überreichtum des Gebotenen, denn das bedeutete meist soviel wie wachsendes Durcheinander und wachsende Verwirrung. Auch die Strenge der Aufnahmebedingungen hatte die Hochschule in dem letzten Menschenalter zu sehr gemildert und damit das Niveau ihrer Leistung selbst gesenkt. Würde man die Tore jetzt für jeden öffnen, und würden alle für alle über alles lesen, so würde das Niveau unter den Fluten der Halbbildung und Verwirrung ganz verschwinden. Jeder Ernst, jede Sachlichkeit, jede Leistung würde fortgeschwemmt. An Stelle der Universitäten erschiene dann in absehbarer Zeit ein Nichts. Dafür hätte der heutige Sozialismus sein Ziel erreicht, unerträgliche Anmaßung, der Zwillingsbruder der Halbbildung, wäre die Zierde der neuen Bildungsstätte. Jeder schöpferische Gedanke wäre ersäuft, die überragende Leistung vertrieben, und ein Heer bürokratisierter Mittelmäßigkeiten waltete über das Lehramt und drängte sich an die besten Stellen.

Wir wissen, daß viele Vertreter des Ideals der neuen universitas literarum vor diesem Zukunftsbild sich entsetzen würden und diese Konsequenzen nicht wünschen. Ebenso gut wissen wir, daß manche der neuen Forderungen berechtigt und notwendig sind und ausgezeichnete Vorschläge bringen. Man soll aber Forderungen nie als Einzelheiten, sondern möglichst in ihrem Zusammenhange und in ihren Folgen sich vorstellen. Wir wollen demgemäß aus der Gesamtheit unserer Wünsche und Vorschläge unser Ideal der Hochschule erstehen lassen.

Um mit der Organisation der Hochschule zu beginnen: die sozialen Gegensätze im Lehrkörper haben sich allerdings vor dem Kriege und im Kriege ins Ungesunde gesteigert. Hier, bei den ordentlichen Professoren, ein Maximum, dort bei den übrigen, ein Minimum von Rechten. Hier beneidenswerte Unabhängigkeit, dort demütigende Abhängigkeiten, hier ein gesichertes Auskommen, dort eine aufreibende Unsicherheit, und nun ein unaufhörlicher, oft aussichtsloser Kampf um die Existenz. Das mußte Erbitterung schaffen, und das mußte ausgeglichen werden. Die Einzelheiten gehören wohl nicht vor das Forum einer Zeitschrift; soviel darf aber gesagt werden, daß alle verantwortlichen Stellen die schweren Gebrechen der alten Hochschulverfassung einsehen und sich um Besserung ehrlich bemühen, und daß die Schrift von C. H. Becker ein besonders schönes Zeugnis für dies Bemühen ist und zugleich ein Zeugnis warmherziger und gerechter Menschenliebe.

Ebenso scheint es zu gelingen, das Interesse der Studenten für die Universitäten zu beleben und zu steigern, den Zusammenhang zwischen Lehrer und Schüler zu festigen und die Wünsche der Studenten, die an der Verwaltung der Hochschule teilnehmen möchten, in gewissen Grenzen zu erfüllen. Die Schwierigkeit liegt darin, daß Deutschland besonders an seinen großen Universitäten einen stark wechselnden Lernkörper hat. Es schiene dem Verfasser ein schwerer Fehler, wollte man die Interessen der Studenten nur einem großen Ausschuß mit vielen Unterausschüssen anvertrauen. Dadurch würde alles Persönliche entpersönlicht und wieder jener schwerfällige und unproduktive Bürokratismus geschaffen, der das Kennzeichen unserer nun amtierenden Regierung bleibt. Man soll die Vorzüge und den Einfluß der alten Verbindungen, namentlich der farbentragenden, nicht bekämpfen, sondern klug und organisch den Forderungen der Gegenwart anpassen. Diese Verbindungen pflegten und pflegen in kameradschaftlichem Zusammenhalt, in äußerer und innerer Zucht, in festen Traditionen, in Selbstverwaltung und in echtem vaterländischen Geist unersetzbare Werte. Wir möchten die bunten Mützen und die blitzenden Schläger im Bilde unserer zukünftigen Universitäten ebensowenig missen wie die bunten und feierlichen Volkstrachten im Bilde unserer deutschen Landschaft.

Die Klage, daß die Hochschulen bei ihren Berufungen oft zu engherzig verführen, über die Schranken ihres Faches nicht hinübersähen, und daß die weiterblickende Regierung sie bisweilen habe korrigieren müssen, ist nicht neu und nicht ohne Recht. Freilich gab es unter den Korrekturen der Ministerien auch manche Schlimmbesserungen, und eine kluge Regierung wird den Universitäten gegenüber mehr durch die Macht ihres Daseins als durch die Macht ihrer Eingriffe wirken. Das Heil sehen wir auch nicht in dem Vorschlag, den Kreis der Gutachter über die Berufungen zu vergrößern und ins Außerakademische zu erweitern. Je mehr Urteile, je mehr Komplizierung und je mehr Widersprüche. Und ist der Gelehrte, der am Ende bei den Wenigsten anstößt, wirklich der Bedeutendste? Wird er nicht viel öfter die glatteste und rundeste Mittelmäßigkeit sein? — Eine Besserung wird wohl nur allmählich sich erreichen lassen. Einmal durch stärkere und bewußtere Pflege der Wissenschaften, die unserer Zeit gelten, der Literatur, der Kunst, den politischen und wirtschaftlichen Zuständen, dem Zeitungswesen und dem ganzen geistigen Leben, zuerst Deutschlands, dann der ganzen gegenwärtigen Welt. Ferner sollte man nach gutem englischen und amerikanischen Vorbild in den Versuchen fortfahren, ausgewählte Männer, die auf politischem und wirtschaftlichem, auf technischem und kaufmännischem, auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete, gleichviel in welchem Berufe sie stehen, Hervorragendes geleistet, zu Gastvorlesungen und öffentlichen Vorlesungen aufzufordern und dadurch die Universitäten aus der Abkapselung und Abgeschlossenheit zu befreien, der sie manchmal zuneigen.

Damit ist dann das Verhältnis der Fachwissenschaft und der Universalwissen-

schaft, wie wir es für die Zukunft erhoffen, angedeutet. Die unbedingte Vorherrschaft der ersteren würde trotz allem die Universitäten in Fachhochschulen verwandeln, den geistigen Zusammenhang zwischen den Wissenschaften auflösen und die Universitäten vom Leben der Nation absperren. Der neue Universalismus, dem einige Fachwissenschaften zustreben, ist noch kein Ersatz des alten. Es ist noch keine Einheit und hängt noch an sehr verwickelten und schwierigen Voraussetzungen spezieller und spezielleſter Vorbildung. Die unbedingte Vorherrschaft des neuen Universalismus aber wäre, wie wir andeuteten, eine nicht zu ertragende Nivellierung und Verflachung. Wenn aber die den Fächern angehörenden Vorlesungen und Übungen nach wie vor Kern und Stern des Unterrichtes bleiben, kann sich ein Kranz von allgemeinen Vorlesungen um sie legen, einer größeren Gemeinde zugänglich, von Akademikern und Nichtakademikern gepflegt, der Bildung im alten, großen, deutschen Sinne bestimmt, die Wissenschaft sub specie aeternitatis im Licht der Religion, der Weltanschauung behandelnd und Volkshochschulkurse in sich einschließend.

Soll diese Idee, für die jetzt leidenschaftlich und vielerorts gearbeitet wird, sich fruchtbringend verwirklichen, so muß man zuerst eines fordern: daß diese Vorlesungen nicht in wilder und ungeordneter Fülle jäh aus dem Boden schießen, sondern daß sie in besonnener Auswahl unter einheitlichen Gesichtspunkten sich gliedern. Auch darf nicht jede Universität das ganze Universum des Geistes bewältigen wollen, sondern jede Hochschule muß nach wohlüberlegtem Plane in organischer Anlehnung an bestimmte Überlieferungen und Leistungen sich ihr besonderes Gebiet suchen. Auch die Fachvorlesungen werden sich übersichtlicher zu ordnen haben, und beide, besondere und allgemeine Kollegs, müssen sich einem bestimmten Plane fügen, in freiwilliger Arbeit ohne jede Beschränkung der Lehrfreiheit. Die Not wird ohnehin diese Tugend erzwingen, unsere Armut wird eine Verringerung des Lehr- und Lernkörpers gebieterisch fordern, viele Universitäten werden schweren Herzens auf diesen und jenen Lehrstuhl verzichten müssen. Die Aufgabe der Zukunft muß sein, sich von dem kommenden Elend nicht überrumpeln zu lassen, den verbleibenden Bestand klug und schöpferisch zu verwerten und aus armen Mitteln reiche Wirkungen zu holen. Für die große Menge unserer Zeitschriften, namentlich der gelehrten, wird ein ähnliches hartes Muß gelten. Es wäre gut, wenn die gelehrten Körperschaften, die Herausgeber, die Bibliothekare und die Verleger zusammenträten, bevor es zu großen Zwangseinstellungen kommt, und einen Plan der Einschränkung entwürfen, der die dringendsten Forderungen unseres Geistes berücksichtigt.

Die hier skizzierte Entwicklung hat zuerst C. H. Becker klug und weitblickend vorgeschlagen, und die Universitäten beginnen sich darauf einzurichten. Sie läßt ihnen einen weiten und schönen Spielraum. Auch früher war es ja so, daß bestimmte Universitäten bestimmte Fakultäten mit besonderem Stolz pflegten. Von Bayern pflegte vor einem Menschenalter ein Ministerialreferent zu sagen, daß es keine drei Universitäten, sondern drei Fakultäten hätte, die juristische in München, die medizinische in Würzburg, die theologische in Erlangen. Die eine neue Hochschule wird die Kunde des Auslandes in den Vordergrund stellen und der Handelshochschule sich nähern, eine andere vielleicht die naturwissenschaftlichen Fächer bevorzugen und eine nähere Vereinigung mit der Technik versuchen, wieder eine andere dem Humanismus ihre Liebe widmen und Fühlung mit den Künsten erstreben, wieder eine andere die Geschichte in den Mittelpunkt ihres Wirkens rücken, und so lassen sich noch manche Kombinationen erdenken. An die Universität würden sich in reicher Fülle besondere Institute schließen für Auslandskunde, Heimatkunde, Weltgeschichte, Weltwirtschaft, Zeitungswesen, für bestimmte Gebiete der Medizin und Naturwissenschaft; diese Entwicklung ist ja im vielfältigen Werden.

Kurz, die Idee der universitas literarum würde nicht in einem großen Licht, aber in manchen Brechungen und Strahlungen sichtbar, in immer neuen Zusammensetzungen, und das Durcheinander und die Zersplitterung der Gegenwart wären überwunden.

An diese Hochschulen ließen sich Vorlesungen von außerakademischen bedeutenden Männern leicht angliedern. Die große Schwierigkeit bleibt: wie soll aus den Volkshochschulkursen eine wirklich aktive und schöpferische Bildung wachsen? Damit, daß unsere Gelehrten besser als bisher und hier dem Vorbild englischer, französischer und nordischer Gelehrter folgend lernen, Gebiete der Wissenschaft in klarer und knapper Form unter geschickter Hervorhebung des Wesentlichen breiten Kreisen zu zeigen, ist es noch nicht getan. Das Problem ist, auch die Kreise zu eigenem Denken und eigener Arbeit zu erziehen, die nicht aus der Vorbildung der Mittelschule, sondern aus der Vorbildung der Volksschule kommen. Bisher war es, wie man treffend ausgedrückt hat, meist so, daß in den Vorlesungen für kurze Zeit sich ein blendendes Licht über sie ergoß, und daß sie dann in ein noch tieferes und noch hilfloseres Dunkel zurücksanken. Uns scheint, daß diese Aufgabe nicht von Universitäten und nicht von obenher allein lösbar ist. Die Vertreter der Arbeiter, der Handwerker, der Bauern, der Volksschullehrer müßten sie in gemeinsamer Arbeit mit den Regierungen, den Hochschulen, den Mittelschulen, der Geistlichkeit zu lösen suchen. Dazu wäre vor allen Dingen eines nötig, daß die jetzt zwischen den Arbeitern und Bürgern herrschende Verbitterung, alles Mißtrauen und alle Feindschaft, der ganze Bann des sozialen Hasses, unter dem wir nun seufzen, von unserem armen Volke wiche. Wann das aber sein wird? Die gegenwärtige Regierung hat den Zeitpunkt dieser Versöhnung weiter denn je hinausgeschoben. Keine frühere hat den sozialen Riß, der durch unser Volk geht, so talentlos erweitert.

Die nächste Zukunft kann hier nur Vorarbeit leisten. Wenn auch diese Vorlesungen sich einem bestimmten Plane fügten, wenn auch an sie Übungen sich anschlössen, vor allem, wenn sie viel stärker als bisher auf der Heimatliebe und der Heimatkunde sich aufbauten, auf der Vorgeschichte und Geschichte, auf der Sprache, der Sitte, den Namen, dem Glauben, der Kunst, der Dichtung, den Bauten, den wirtschaftlichen Bedingungen der Heimat, auf dem ganzen Leben, das um uns im Offenen und Verborgenen wirkt und aus dem für jeden die Funken des Interesses zu schlagen sind, so wäre schon ein großer Schritt nach vorwärts geschehen.

Man muß sich nur eines klar machen: der gerechtere Aufbau der akademischen Verfassung und die neue, lebendigere Gliederung des akademischen Lehrplanes, die wir mit vielen anderen wünschen, und an denen die Hochschulen nun arbeiten, ist im Grunde nur eine technische, noch keine geistige Hilfe; sie kann nur vorbereitende und nicht entscheidende Dienste leisten, und sie ersetzt vor allen Dingen eines nicht, was die glücklichere Vergangenheit besaß, ein allen Bildungsstätten gemeinsames Bildungsideal. Seitdem das humanistische Bildungsideal entthront ist, haben sich manche Ideale gefunden, die sich bekämpfen und verdrängen, von denen aber keines die Alleinherrschaft errang. Heute stehen sich in Deutschland zwei Weltanschauungen als Ideale gegenüber: die internationale und die nationale. Die eine sieht das Heil in der Verbrüderung aller Völker und im ewigen Frieden, die andere in der Besinnung Deutschlands auf seine beste und unvergängliche Kraft. Beide Ideale haben sich auch auf den Hochschulen während des Krieges und nach dem Kriege unablässig und oft in erbitterten Formen bekämpft; bisweilen sind sie sich über ihre Unvereinbarkeit erst klar geworden. In diesem Kampfe, in dem unklaren Hin und Her ihrer Stellung, lag auch der tiefste Grund für die Ohnmacht der Hochschulen im Kriege und nach dem Kriege. Wer in sich selbst zwiespältig ist, kann eben andere nicht führen.

Die Zukunft muß entscheiden, welchen Ausweg aus diesem Zwiespalt die Hochschule wählt. Ihre Entscheidung wird das Urteil über ihr Leben und ihren Tod fällen. Wünsche, Vorschriften und Reformen können hier wenig oder gar nichts helfen, das Leben muß von innen heraus kommen, und nur die Kraft und der Glaube können es schaffen.

Nur eines sei hier erwähnt: das Wesen der deutschen Universitäten ist Lehre und Forschung, das Wesen der angelsächsischen Erziehung. Bei uns war die mächtigste Stätte der Erziehung das Heer. Aber unsere militärische Erziehung überwand nicht unsere politische Unreife und unsere nationale Durchlässigkeit, und sie unterlag der angelsächsischen politischen Erziehung. Wir tasten hier nun nicht das alte deutsche Ideal der Universitäten an, wir wollen es nur von mancher Schlacke befreien. Wäre aber nicht der Gedanke der Erwägung wert, neben unseren bestehenden Hochschulen eine neue zu schaffen, die der nationalen Erziehung im tiefsten Sinne gehört? Sie dürfte nur eine begrenzte Auswahl sittlich untadeliger, begabter Jünglinge aller Stände aufnehmen, nur Männer natürlich, keine Frauen, sie müßte ihren Lehrkörper ebenso streng prüfen, nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande wäre ihr Platz, als Internat, mit beschränkter Freizügigkeit wäre sie einzurichten, und im engen Zusammenhange von Lehrern und Schülern, von körperlicher, sittlicher und geistiger Ausbildung sollte sie die nationale Erkenntnis und den nationalen Willen aus unserer gesamten Geschichte stärken und stählen, eine deutsche Politik aus dem gesamten deutschen Geist schaffen und in den ganzen deutschen Geist betten. Denn eine fachtechnische äußere und eilfertige Politisierung, wie man sie jetzt betreibt, wird die Politik dem deutschen Geiste nur noch weiter entfremden. Die ganze Einrichtung dieser Hochschule ist hier nicht zu entwickeln. Wir möchten den Gedanken hier nur zur Diskussion stellen und denen, die ihn als englischen Fremdkörper in unserem Blut empfinden, entgegnen: wir wünschen eine nationale Erziehung in viel tieferem und reinerem Geiste, als England sie je leisten kann, denn wir sind Deutsche. Und es geht in der Zukunft um Sein und Nichtsein unserer Hochschulen, und Lehre und Forschung allein können die Universität nicht retten; sie haben sie auch in der schwersten deutschen Stunde nicht gerettet.

Friedrich v. der Leyen.

Die diesjährige Tagung der Goethe-Gesellschaft

Die allgemein menschliche Neigung, gegenwärtige Zustände als etwas Dauerndes anzusehen und ihnen durch Gesetze Bestand zu verleihen, machte es verständlich, daß in dem Weimar, wo so vieles uns als unveränderlich entgegentritt, ein Widerstreben sich zeigte, Neuerungen Einlaß zu gewähren. Wir reden nicht von dem Weimar, das wegen seiner günstigen Mittellage sich zu einem denkwürdigen Schauplatz eines Aktes der deutschen Staatsumwälzung hergeben mußte — dieses hat mit Gewalt, wie wir alle, den Sturz des Alten über sich ergehen lassen müssen —, sondern von dem anderen Weimar, über dessen Tore die Inschrift steht: „Kein Goethe-Fremdling trete ein", das sich der Lehre von der Wandelbarkeit alles Irdischen verschließen zu wollen schien. So mußte es wenigstens denen erscheinen, die im Herbst 1919 nach mehrjähriger Pause sich wieder zu einem Goethe-Tag vereinigt hatten und Zeugen waren, wie der Wunsch nach einer zeitgemäßen Reform der Gesellschaftsverfassung einem wahren „Anathema" begegnete. In der Zwischenzeit, bis zu der nun wieder an den, durch alte Gewohnheit geheiligten letzten Tagen der Pfingst-

woche abgehaltenen Versammlung der Goethe-Gesellschaft, hat aber doch eine ruhigere Überlegung Platz gegriffen, und der Entwurf neuer Satzungen zeigte, daß der Vorstand die Gesellschaft als einen lebendigen Organismus anerkennt, der nicht in Formen erstarren darf, „mit denen es ja bisher so gut gegangen ist". Fritz Lienhardt als Festredner bedeutete schon eine neue Note. Einen Dichter über den Dichter reden zu hören, war gewiß anziehend, und es wäre noch anziehender gewesen, wenn man ihn auch *als* Dichter hätte reden lassen. „Goethes Elsaß" als Thema stellte dem Vortragenden eine zwischen Biographie, Literaturgeschichte und Politik geteilte Aufgabe, die der aus dem Elsaß stammende Dichter mit patriotischen und poetischen Empfindungen den aufmerksam Lauschenden zu beifälliger Zufriedenheit löste. — Der Vortragende selbst wollte sich mit dieser Anerkennung aber nicht genügen lassen, er stellte der Gesellschaft wieder neue Aufgaben, die etwa auf die Veranstaltung einer Weimarer „Weihewoche" hinausliefen; schön gedacht und gut gemeint, aber nur ausführbar — vorausgesetzt, daß man sich dafür einsetzen will —, wenn die Gesellschaft zuvor die Grundlagen dazu geschaffen hat, und auch die Geduld aufbringt, einige Stunden der Beratung von Paragraphen und Satzungen zu widmen, was Fritz Lienhard so verabscheut.

Es trübte vielleicht die erhobene Stimmung, die uns mit dem Geist des Heroen erfüllte, wenn nüchterne Geschäftsfragen erledigt wurden und namentlich, wenn diese durch unwürdiges Hineintragen persönlicher Streitsucht polemischen Charakter annahmen. Kann man zunächst an der Konstruktion der Gesellschaft und der Goethe-Tage nichts Wesentliches ändern, so ließe sich immerhin eine schärfere Trennung zwischen der Andacht und den Geschäften herbeiführen — aber: je mehr auf ein Ziel der Erweiterung der Gesellschaftszwecke hingearbeitet wird, um so mehr muß auch auf eine gründliche Behandlung der Geschäfte Bedacht genommen werden; denn Erfolge ohne Organisation sind nicht denkbar. Das muß man in unserem Zeitalter doch begriffen haben — und Organisation ohne Verzicht, Verzicht ohne Kampf gibt es nicht. So ist denn der Gedanke, der dem Wunsche nach einer Reform der Goethe-Gesellschaft zugrunde liegt, wesentlich organisatorischer Natur, oder sagen wir: nur mit organisatorische Tätigkeit durchzuführen.

Der vor einigen Jahren schon in diesen Blättern angeregte Gedanke, Ortsgruppen der Goethe-Gesellschaft zu bilden, ist zunächst in München verwirklicht worden. Berlin folgte nach. Beschränken sich diese Ortsgruppen darauf, ihre Mitglieder einige Male des Jahres zu einem Vortrag über ein Goethesches Thema zu versammeln, so sind sie weiter nichts als eine bescheidene Vermehrung der Bildung fördernden Zirkel, woran wir in den Großstädten keinen Mangel haben. Wollen sie mehr sein, wollen sie im Zusammenhang mit Weimar der Goethe-Sache dienen, so müssen sie auch in einem organischen Zusammenhang mit dem Zentralpunkt stehen, müssen Ideen hinüber und herüber tragen und ihren Einfluß auf die Arbeit und Ausgestaltung der Gesellschaft geltend machen können.

Die Goethe-Gesellschaft ist gegründet als eine literarische Gesellschaft und hat sich als solche bisher betätigt. Es ist immerhin erstaunlich, daß zu einem solchen Zwecke sich eine so große Zahl von Mitgliedern zusammengefunden hat, da die ernsthafte Goethe-Literatur sonst und auch noch jetzt im allgemeinen sich keines großen Kreises erfreut. Die unter dem Namen Goethes vereinigten etwa Viertausend haben es aber ermöglicht, eine Reihe von Dokumenten zur Goethe-Literatur ans Tageslicht zu fördern, die sonst der Wissenschaft unzugänglich geblieben wären. Vieles davon war vermutlich für die Mehrzahl der Gesellschaftsmitglieder von wenig Interesse und würde als Privatunternehmen mit kleinen Auflagen sich haben begnügen müssen; so kamen diese Schriften für den mäßigen Vereinsbeitrag in breitere Schichten und haben das Ihre dazu beigetragen, das Interesse an der Goethe-Forschung zu verallgemeinern. Den Zweck, die Goethe-Forschung zu fördern, hat die Gesellschaft also sicherlich er-

füllt, und wenn sie weiter nichts wollte und sollte, so möchte sie immerhin bei der Verfassung bleiben, die sie sich bei ihrer Gründung gegeben, und die sich nun 35 Jahre, ich will nicht sagen bewährt — aber doch erhalten hat.

Die Viertausend, die nun eine gewisse Erschöpfung der Goethe-Forschung sehen, sich an ihr gesättigt haben, verlangen nun noch etwas mehr. Goethe-Forschung ist nicht Selbstzweck, sie kann nur ein Mittel sein, um zu höherer Erkenntnis zu gelangen. Und solche Erkenntnis will in tausend und abertausend Herzen und Sinne sich ergießen. Dazu bedarf es immer erneuter und weittragender Arbeit, dazu genügt es nicht, daß einmal im Jahr ein kleines Häuflein aus den Viertausend nach Weimar pilgert, um da einen Vortrag zu hören und die Goethe-Stätten zu besuchen und im übrigen den geschäftsführenden Ausschuß walten zu lassen.

Die Goethe-Sache ist jetzt eine ernstere Frage geworden, die nicht nur die wenigen auserwählten Goethe-Spezialisten und Literaturfreunde angeht, es ist eine nationale Sache von der allerhöchsten Bedeutung, die wohl noch von wenigen recht erkannt wird. So ist es ein von tiefstem Unverständnis dieser Frage zeugender Vorschlag, die Goethe-Gesellschaft in eine Goethe- und Schiller-Gesellschaft umzuwandeln, oder der andere, der Goethe-Gesellschaft die Aufgabe zu stellen, notleidende Dichter zu unterstützen, und andere Anregungen, die in Weimar anklangen. Wer nicht begreift, daß Goethe das Symbol unserer inneren nationalen Einheit und Festigung und das Symbol der nach außen gerichteten deutschen Größe und Würde ist; wer in Goethe nicht die Verkörperung deutscher Seelengröße und Schöpferkraft erkennt, die Sonne deutschen Geisteslebens, um die andere Größen als Planeten sich bewegen, der kann auch nicht begreifen, was uns Weimar ist, und was in Weimar vorzugehen hat. Wer es aber begreift und der Meinung ist, die Goethe-Gesellschaft solle diese Gedanken in sich aufnehmen und sie zum Bewußtsein der Nation bringen, der wird auch begreifen, daß eine literarische Gesellschaft, wie die Goethe-Gesellschaft bisher war, das nicht leisten kann, daß der organisatorische Aufbau einer Gemeinschaft, die sich solche Aufgaben stellen will, ein anderer sein muß.

Wenn wir uns Goethescher Denkweise bewußt bleiben, so werden wir diese weiter gesteckten Ziele der Gesellschaft nicht auf dem Wege einer Revolution, sondern auf dem naturgemäßer Entwickelung erstreben und eifernde Widersacher nicht mit Heftigkeit, sondern mit ruhiger Würde in bewußt abwartender Kraft zurückweisen. Mit den Erfolgen, die sich in der beschlossenen neuen Satzung ausdrücken, kann man in diesem Sinne zufrieden sein. Das System der Orts- beziehungsweise Bezirksgruppen ist als Grundlage der Organisation gesichert, eine Vertretung dieser Gruppen im Vorstande zugestanden, die bisher rein literarische Zusammensetzung des Vorstandes preisgegeben. Diese Grundlagen für einen weiteren Ausbau der Gesellschaft werden zunächst genügen, um darzutun, ob die Nation den Sinn der Bewegung begreift. Den Ortsgruppen fällt die bedeutungsvolle Aufgabe zu, diesen Sinn zu stärken oder, wo er fehlt, zu wecken, der Gesamtgesellschaft immer neue Zufuhr, die breiteste Basis für ihr Wirken zu schaffen.

Die neue Satzung gibt freilich noch nicht die Grundlage für volle Ausführung des ihr zu imputierenden Gedankens, aber erfreulicherweise die Grundlage für den weiteren Ausbau. Schritt für Schritt möge die Gesellschaft nun vorwärtsschreiten zu dem würdigen Ziele, das ihr der Name Goethes als Verpflichtung auferlegt.

Fl. Frhr. v. Biedermann.

Ein- und Auskehr

Der leider immer wachsende Raummangel zwingt zu einem Verfahren bei der Besprechung wichtiger Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt, das in seiner gedrängten Kürze dem einzelnen Buch nicht die ihm gebührende Würdigung zukommen lassen kann. Aber es hieße, die Pflicht gegenüber den Lesern, wie vor allem den deutschen Verlegern gegenüber, die in einem schwereren Kampfe stehen, als das Publikum nur ahnt, verletzen, wenn in dem engen Rahmen des heute Möglichen nicht der Versuch gemacht würde, wenigstens kurz und eindringlich auf die vielen wertvollen neuen Bücher hinzuweisen. Denn der Kampf des deutschen Buchhandels ist der Kampf um die Möglichkeit schlechthin, die Erzeugnisse deutschen Geistes überhaupt noch ans Licht zu bringen. In diesem Sinne will dieser leider recht summarische Überblick das Wertvolle von der Spreu sondern.

Gesamtausgaben, Auslesen, Literaturgeschichte

Von Nietzsches Werken ist eine Klassikerausgabe erschienen, in 8 Bänden und einem Ergänzungsband (Alfred Kröner, Leipzig), die — ein höchst dankenswertes Unternehmen des Verlegers — geeignet ist, sowohl dem, der Nietzsche bisher fremd gegenüberstand, ein umfassendes Bild seines Schaffens zu vermitteln, als auch den hohen Ansprüchen des Jüngers gerecht zu werden. Jedem Band ist ein Nachbericht beigegeben, der über Entstehungsgeschichte, Ausgaben und Entwicklung Ausreichendes bringt. Die einzelnen Bände enthalten: Bd. I: Die Geburt der Tragödie, Schriften aus den Jahren 1869 bis 1873; Bd. II: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne, Unzeitgemäße Betrachtungen; Bd. III: Menschliches Allzumenschliches I; Vermischte Meinungen und Sprüche (Menschliches Allzumenschliches II, Erste Abteilung); Bd. IV: Der Wanderer und sein Schatten (Menschliches Allzumenschliches II, Zweite Abteilung), Morgenröte; Bd. V: Die fröhliche Wissenschaft, Dichtungen (Gedichte, Sinnsprüche); Bd. VI: Also sprach Zarathustra; Bd. VII: Jenseits von Gut und Böse, Zur Genealogie der Moral; Bd. VIII: Schriften aus dem Jahre 1888: Der Fall Wagner, Nietzsche contra Wagner, Götzendämmerung, der Antichrist, Ecce homo, Dionysos-Dithyramben. Dieser Ausgabe ist die Sorgfalt der Großsiegelbewahrerin, Elisabeth Foerster-Nietzsche, zugute gekommen, die alles, was der Bruder gedruckt oder an druckfertigen Manuskripten hinterlassen hat, ohne die immer erneuerten Verbesserungen und Bemerkungen, die in den großen kritischen Ausgaben vorliegen, berücksichtigt. So ergibt sich ein abgerundetes Bild. Mit besonderem Dank ist es zu verzeichnen, daß im Ergänzungsband Max Brahn aus der Fülle des Materials den Kern von „Der Wille zur Macht" mit einer von Liebe und Kenntnis in gleicher Weise getragenen Einleitung darbietet. Diese Klassikerausgabe war in einer Zeit, in der das Verständnis für den Einsamen langsam heraufdämmert, eine Notwendigkeit. Die Ausstattung ist schlicht, aber würdig.

Zum Säkulartage Fontanes ist in der Jubiläumsausgabe der Gesammelten Werke die zweite Reihe in fünf Bänden, enthaltend die autobiographischen Schriften und die Briefe, in schmuckem Einband erschienen (S. Fischer, Berlin). Fontane kann gar nicht genug verbreitet werden. Er sei vor allem den Politikern jeder Richtung empfohlen, die von dem phrasenlosen Manne lernen könnten, an Stelle der Redensarten den Bekennermut des starken Gefühls zu setzen. Eine besonders reizvolle Lektüre bilden die Briefe, die mit ihren Wahrheiten und Widersprüchen einen nachdenklichen Beitrag zu dem Kapitel der Polarität der Persönlichkeit liefern. Die Notwendigkeit, den gegenwartsmächtigen Fontane mit einem 66 Seiten langen

Vorwort einzuleiten, das mit dem Eingeführten den Vorzug der Phrasenlosigkeit nicht teilt, ist freilich nicht einzusehen.

Von der hier schon gebührend gewürdigten ausgezeichneten Ausgabe von Theodor Storms Gesammelten Werken (Insel-Verlag, Leipzig) sind inzwischen Bd. IV und V erschienen. Sie wird in ihrer Gesamtheit eine Zierde jeder Bibliothek sein.

Von dem andern großen Holsteiner, Klaus Groth, sind die Gesammelten Werke in vier Bänden, zu zwei Büchern zusammengefaßt, herausgebracht (Lipsius und Tischer, Kiel). Bd. I/II bringen Quickborn 1 und 2; Bd. III: Plattdeutsche Erzählungen; Bd. IV: Plattdeutsche Erzählungen und hochdeutsche Gedichte. Vorangestellt sind die Vorworte, die der Dichter seinen Werken selber mit auf den Weg gegeben hat, und das Wasser des Lebens, das hier rein und unversiegbar sprudelt, findet so besser seinen Weg zu jedem Herzen, das noch echt von unecht scheiden kann, als durch ästhetisierende Einleitungen. Wir wollen Klaus Groth die Treue halten, wie seine Landsleute sie dem Reiche jetzt hielten.

Sehr zu begrüßen ist die Ausgabe der Gesammelten Werke von Frank Wedekind (Georg Müller, München). Sie ermöglicht ein distanziertes Urteil über diesen sentimentalen Satanisten, der uns so unendlich viel zu sagen hat. Der I. Band bringt „Die vier Jahreszeiten, Der Stein der Weisen, Feuerwerk, Mine-Haha"; Bd. II: „Die junge Welt, Frühlings Erwachen, Fritz Schwigerling"; Bd. III: „Erdgeist, Die Büchse der Pandora, Der Kammersänger"; Bd. IV: „Marquis von Keith, König Nikolo, Hidalla"; Bd. V; „Tod und Teufel, Musik, Die Zensur, Oaha", Bd. VI: „Schloß Wetterstein, Franziska, Simson, Die Flöhe, Die Kaiserin von Neufundland"; Bd. VII liegt bisher nicht vor; Bd. VIII enthält aus dem Nachlaß Lyrik, Versepik, erzählende Prosa. Die Aussonderung und Herausgabe ist von Artur Kutscher und Joachim Friedenthal besorgt. Einiges, das recht schwach und uncharakteristisch ist und nur späteren Philologen Stoff zu Untersuchungen bieten kann, wäre zu entbehren gewesen. Die Ausstattung der Bände ist recht hübsch, und für den Mut zu dieser Ausgabe unter den gegenwärtigen Verhältnissen gebührt dem Verlag voller Dank.

Von Ludwig Anzengrubers Gesammelten Werken ist eine sehr hübsche Ausgabe erschienen in vier Bänden (Philipp Reclam, Leipzig), die Carl W. Neumann besorgt und eingeleitet hat. Sie fußt auf Anzengrubers eigenem Plan, der nur um die Bauernkomödie „Die Trutzige" erweitert ist. Anmerkungen und Erläuterungen sperren nicht den Weg zu diesem echten Volksdichter, der in keiner Hausbücherei fehlen darf.

Des Dänen Hermann Bang Lebenswerk ist in vier stattlichen Bänden erschienen (S. Fischer, Berlin). Sie umfassen „Hoffnungslose Geschlechter, Das weiße Haus, Das graue Haus, Tine, Ludwigshöhe, Am Wege, Michael, Die Vaterlandslosen" und die Novellen. In das dunkelumschattete Reich der Seele, in dem Bangs Menschen, die am Leben leiden, ohne doch sterben zu wollen, ihre verschlungenen Pfade wandeln, führt ein Vor- und Nachklang von Felix Poppenberg ein, der mit seiner visionären, von Eigenem durchzitterten Einfühlung eine unübertreffliche Charakteristik dieser Bücher gibt, die Dokumente der Trostlosigkeit, der meisternden Künstlerkraft und letzten Endes tiefer menschlicher Güte sind.

Von Ferdinand Lassalles Gesammelten Reden und Schriften, deren vollständige Ausgabe auf 12 Bände berechnet ist, liegen bisher Bd. 1 bis 4 vor (Paul Cassirer, Berlin), enthaltend: „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens, Franz von Sickingen, Über Verfassungswesen, Was nun?, Macht und Recht, Das Arbeiterprogramm, Die Wissenschaft und die Arbeiter, Die indirekte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen, Offenes Antwortschreiben, Zur Arbeiterfrage,

Arbeiterlesebuch, Die Feste, Die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag, Düsseldorfer Prozeß, An die Arbeiter Berlins, Der Hochverratsprozeß wider Ferdinand Lassalle, Ronsdorfer Rede, Wichtigere Schriftstücke aus der Leitung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins". Eduard Bernstein hat die Ausgabe besorgt und sein 1891 zuerst niedergeschriebenes Lebensbild, die Würdigung des Lehrers und Kämpfers, von Grund aus, besonders durch Berücksichtigung der seitdem erschienenen Briefe, umgearbeitet. Es ist als Sonderband den Werken vorvorangestellt. In bewußter und gewollter Einseitigkeit zeichnet er das Bild des bedeutenden Dichters, der unter den heutigen Sozialdemokraten zum Unheil des Reiches auch nicht den kleinsten geistigen Erben gefunden hat, mit dem entscheidenden Akzent auf Lassalles Bedeutung als Lehrer und Führer der Partei. Das Lebensbild ist, wie alle Werke Bernsteins, glänzend und klar geschrieben.

Eine schöne und wohlverdiente Ehrung ist Hermann Stegemann zu seinem 50. Geburtstag zuteil geworden durch das Erscheinen seiner ausgewählten Werke in sechs Bänden (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Die geschmackvollen Bände bringen die Romane: „Die als Opfer fallen, Der gefesselte Strom, Theresle, Thomas Ringwald, Die Krafft von Illzach, Daniel Junt, Die Himmelspacher und Kleine Novellen". Den Historiker des Weltkriegs kennt in Deutschland jedermann, den Dichter werden viele jetzt suchen und ihn lieben lernen. Diese ganz auf Kampf gestellte, eigenkräftige und bodenständige Natur, unbeirrbar im Urteil, leidenschaftlich in der Liebe und doch voll abgetönter Objektivität, die so viele begeisterte Verehrer gerade im deutschen Heere fand, spiegelt sich in reiner Ausstrahlung auch in seinen dichterischen Werken. Denn dieser Mann ist echt bis in die letzte Kammer seines reichen Wesens. Ihm neue Anhänger zu erwerben, ist uns eine erwünschte Pflicht, und wir senden ihm zum ersten Halbjahrhundert seines sich immer reicher entfaltenden Lebens Grüße der Dankbarkeit und Verehrung.

Die Ankündigung, Arno Holz' Werke herauszubringen, die wir freudig begrüßen, hat das Deutsche Verlagshaus Bong und Co., Berlin, wirksam dadurch unterstützt, daß in einer buchtechnisch einwandfreien Ausstattung zunächst das „Ausgewählte Werk" erschienen ist, enthaltend: von den lyrischen Schöpfungen das „Buch der Zeit, Dafnis, Die Blechschmiede und Phantasus", von den dramatischen „Sozialaristokraten, Sonnenfinsternis und Ignorabimus". Es ist ein sonderbares Gefühl, Arno Holz, dessen erstes Auftreten und weiteres Wirken wir längst in die Geschichte der Literatur eingeordnet haben, auf deren Wendung er entscheidenden Einfluß gewann, in der immer erneuten Pubertät des echten Dichters neuen Ufern zustreben zu sehen. Seine unverbrauchte Kraft, der so viele Töne zur Verfügung stehen, läßt keine Abgrenzung und Einordnung zu. Was Arno Holz war, wissen wir; was er sein wird, erwarten und begleiten wir in Spannung und Anteilnahme. Drei Bildbeigaben, ein Autogramm und drei Kompositionen Holzscher Lyrika durch Georg Stoltzenberg erhöhen den Reiz dieser wertvollen Auswahl.

Mit wehmütiger Freude sei die Bereicherung verzeichnet, die wir durch Christian Morgensterns „Epigramme und Sprüche" (R. Piper und Co., München) erfahren, aus dem Nachlaß herausgegeben von Margarete Morgenstern, mit einem Bildnis nach der ausgezeichneten Büste von Hans Wildermann. Die schmerzliche Weisheit, aus der immer wieder die aus tiefster Erkenntnis und Verinnerlichung geborene große Heiterkeit leuchtet, sollte alle die ergreifen, die ihn lieben, ohne ihn ganz zu kennen, im Sinne des vorgesetzten Spruches: „Laß dies alles Brücken sein, aus dem All-Tag hergeschlagen, dich zum All-Tag hinzutragen".

In der ausgezeichneten Sammlung altnordischer Dichtung und Prosa „Thule" ist der zweite Band der „Edda", Götterdichtung und Spruchdichtung, herausgekommen (Eugen Diederichs, Jena). Die musterhafte Übertragung stammt von Hans Genzmer, die Einleitung und die Anmerkungen von Andreas Heusler, dessen Schaffen den

Lesern der „Deutschen Rundschau" so vertraut ist, daß auf seine glänzenden Vorzüge hinzuweisen unnötig ist. Aus dieser reinsten und reichsten Quelle der nordischen Mythenwelt, denen die Südgermanen nichts Ebenbürtiges gegenüberstellen können, sollten alle schöpfen, die aus dem germanischen Zusammenschluß Erneuerung und Heil erwarten. Daß allgemein ein starkes Interesse an dem alten Stammesgut sich lebhafter zu regen beginnt, dem tragen auch andere Ausgaben der „Edda" Rechnung. Rudolf John Gorsleben hat die Heldenlieder der Edda in einer besonderen Art übertragen (Verlag „Die Heimkehr", München-Pasing). Er verzichtet auf den gesamten Apparat der Philologie mit Erklärungen, Anmerkungen und Lesarten und gibt in enger Anlehnung an den Urtext eine sprachbeherrschende und aus gemanischem Stammesgefühl geborene Dichtung. Gorslebens Werk kann eine Stufe werden auf dem Wege der Edda zum lebendigen Besitz unseres Volkes. Vor Mißverständnissen bewahrt ihn seine genaue Kenntnis der Forschung, vor Verstiegenheiten sein feines, künstlerisches Gefühl.

Als dritter Teil des rühmlichst bekannten „Deutschen Sagenbuchs", das in Verbindung mit andern Friedrich v. d. Leyen herausgibt (C. H. Beck, München), ist erschienen „Die deutschen Sagen des Mittelalters", zusammengestellt von Karl Wehrhan. Er umfaßt den Sagenkreis von Karl dem Großen bis Maximilian, und in einem Anhang wird die deutsche Kaisersage behandelt. Die sehr gründliche Arbeit offenbart wieder einen Reichtum unserer Überlieferung, der tröstend und erhebend wirkt. Über die bekannte Sicherheit und Güte der Methode der Sammlung ist an dieser Stelle jedes Wort überflüssig.

Echtestes Deutschtum, freilich in eigenwilliger, aber unübertroffen origineller Form bietet auch die Blütenlese aus den Werken Abrahams a Sancta Clara (Herder, Freiburg), die K. Bertsche mit feinem Verständnis besorgte. Daß schon das zweite Bändchen erscheinen konnte, ist der beste Beweis, daß für gesunde Kost sich immer noch weite Kreise finden. Leider fehlt unseren Tagen solch ein kerniger Bußprediger; aber da ja die Summe menschlicher Torheit und Minderwertigkeit eine konstante ist und ihre Spielformen in der Veränderlichkeit begrenzt sind, passen seine Wahrheiten mutatis mutandis durchaus in den Hexensabbath unserer Zeit.

In der schönsten Märchensammlung, „Das Märchenbuch" (Bruno Cassirer, Berlin), ist als achter Band Wilhelm Hauffs „Die Geschichte von dem kleinen Muck" und „Kalif Storch" erschienen. Die feinen Zeichnungen gab in gewohnter Meisterschaft Karl Walser bei.

In ein Land, das mit dem ältesten Sagengut der Literatur verknüpft ist, führt ein neuer Band der ausgezeichneten Sammlung „Die Märchen der Weltliteratur" (Diederichs, Jena). „Kaukasische Märchen", ausgewählt und übersetzt von A. Dirr, in der schönen Buchausstattung von F. H. Ehmcke. Sie sind von prächtiger Buntheit und Farbigkeit. — „Uralte Lieder aus dem Morgenland" hat Conrad Haußmann in deutsche Strophen gebracht (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) und wird in dieser hübschen Arbeit mehr Anerkennung finden als durch seine politische Tätigkeit. Wertvoller und von außergewöhnlichem Reiz ist die deutsche Übersetzung von „Sinnsprüche Omars des Zeltmachers" (ebenda), die von dem deutschen Gesandten im Haag, Friedrich Rosen, der ein tiefer Kenner des Persischen ist, mit großer Meisterschaft und feinster Einfühlung geschaffen ist. Es genügt zu konstatieren, daß von diesem feinen, sehr gut ausgestatteten Büchlein schon die dritte Auflage, die um neue Perlen vermehrt ist, erscheinen konnte.

Eine hübsche Gabe ist die in einem geschmackvollen Einband und gutem Druck erschienene Ausgabe von Sophie Mereau's Roman „Das Blütenalter der Empfindung", die Walter von Hollander besorgte und einleitete (Dreiländer-Verlag, München). Der 1774 zuerst anonym erschienene Roman der unseligen Gattin Brentanos ist geeignet, ihr Bild und in ihm das verworrene Seelenleben

der Frau aus dem Kreise der Romantik besonders lebendig zu veranschaulichen.

Von weiteren Neudrucken älterer Literatur heben wir hervor „Peter Schlemihls wundersame Geschichte, mitgeteilt von Adalbert von Chamisso", herausgegeben in einem Einband alten Stils nach der Urhandschrift von Arthur Schurig, mit den reizvollen Bildern des Londoner Radierers George Cruikshank (Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden); Bauernfeld, „Die Republik der Tiere und die Elfen-Konstitution", herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Gustav Wilhelm, mit Bildern von Matthias Ranftl (Ed. Strache, Wien); Albrecht von Hallers „Die Alpen", mit einer Auswahl seiner Gedichte durch Max Zollinger und einem biographischen Nachwort (Rascher und Cie, Zürich); Georg Herweghs Gedichte „Reißt die Kreuze aus der Erden", ausgewählt und eingeleitet von Paul Unger (Ernst Rowohlt, Berlin); Racines „Britannicus", für die deutsche Bühne bearbeitet und übersetzt von August Bertuch (J. G. Cotta, Stuttgart), eine gründliche und gute Arbeit; „Die Passion". Von Arnoul Greban, aus dem Französischen des Jahres 1452 frei übertragen von Wilhelm Schmidtbonn, eine reizvolle Neubelebung des Mysterienspiels der Brüder Arnoul und Simon Greban; „Das poetische Zürich", Miniaturen aus dem 18. Jahrhundert von R. Faesi und E. Korrodi, enthaltend; „Bodmer, der Vater der Jünglinge, Der junge Mozart im Hause Salomon Geßners, Die schönen Seelen und Ein Abend in der Künstlergesellschaft" (Rascher und Cie., Zürich).

In entlegene Provinzen des Geistes und der Kultur führt Clemens Brandenburger, der im fernen Brasilien ein tatkräftiger Vorkämpfer deutschen Geisttums ist, mit den von ihm zusammengestellten und eingeleiteten „Mythen, Sagen und Märchen brasilischer Indianer", die den großen Reiz primitiver Poesie haben. Bei dem lebhaften Interesse, das Südamerika jetzt für uns besitzt, sei mit Nachdruck auf zwei andere Werke desselben Verfassers hingewiesen: „Pernambuco und die Entwicklung Brasiliens zur Selbständigkeit" (zwei Bände) und „Brasilische Prosa", eine Auswahl des in Deutschland völlig unbekannten literarischen Schaffens der Luso-Brasilianer. Alle drei Werke sind im Verlag von Petermann und Co., São Leopoldo, erschienen.

Daß von Friedrich Theodor Vischers „Goethes Faust" eine zweite Auflage erscheinen konnte, erweitert und mit einem Anhang versehen von Hugo Falkenheim (J. G. Cotta, Stuttgart), ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß, trotz der vielen phrasenhaften Flach- und Schiefheiten, in der Literatur um Goethes Faust der Sinn für die wahrhaft gehaltvollen Arbeiten sich vertieft. Vischers Arbeiten haben hier wie sonst einen höheren Wert als den einer Exegese, da er stets eine Fülle von kunstphilosophischen Problemen anschlägt und erschöpft. — Wilhelm Bode, der in vielen Arbeiten über Goethe trotz mancher Bedenken der Goethe-Philologie strenger Observanz sich das unleugbare Verdienst erworben hat, nicht nur das Verständnis, sondern die Liebe zu Goethe in breiten Kreisen zu wecken und zu vertiefen, ist nun an eine zusammenfassende Darstellung von Goethes Leben gegangen, deren erster Band die Lehrjahre 1749 bis 1771 behandelt (E. S. Mittler, Berlin). Die vielen wertvollen Bildbeigaben unterstützen lebendig das frisch und anschaulich geschriebene Buch, in dem der Verfasser durch die Fülle seines Detailwissens niemals die großen Linien und das Wesen überwuchern läßt. — Lediglich buchhändlerisches Interesse hat jedoch die Sammlung Goethescher Liebesgedichte, die Eduard Engel unter dem Titel „Freudvoll und Leidvoll" zusammengestellt und leider auch erläutert hat (Hesse und Becker, Leipzig). Denn auch hier wieder läßt er seiner Feindschaft gegen Frau von Stein, die ihn mit der Kraft einer Zwangsidee beherrscht, zügellos seinen Lauf, ohne zu bedenken, daß seine An-

griffe für jeden tiefer seelisch Empfindenden, für den es gar nicht darauf ankommt, wer Charlotte von Stein war, sondern was sie Goethe war, nicht die Angegriffene, sondern den Angreifer kennzeichnen.

Als eine sehr zeitgemäße Veröffentlichung ist Band IV des Marbacher Schiller-Buches zu bezeichnen: „Schiller über Volk, Staat und Gesellschaft", herausgegeben von Otto Güntter (J. G. Cotta, Stuttgart), in dem mit großer Sorgfalt Schillers Aussprüche zu diesen großen Fragen zusammengestellt sind.

Aus der Literatur zu Fontanes Jahrhundertfeier sei besonders das Lebensbild „Fontane 1819 bis 1919" von Harry Mayne (B. G. Teubner, Leipzig) hervorgehoben, in dem der Schüler Erich Schmidts eine Charakteristik Fontanes gibt, die in Knappheit, Klarheit und Wesenhaftigkeit das Bild des märkischen Dichters zeichnet, wie es der Meister zu tun pflegte.

Georg Droescher, der bekannte königliche Oberregisseur a. D., hat sein feines literarisches und literarhistorisches Verständnis nun auch auf anderem Gebiet bewiesen, indem er in vorgerücktem Alter die philosophische Doktorwürde an der Universität errang durch seine Dissertation „Gustav Freytag in seinen Lustspielen" (W. Weber, Berlin). Droescher bringt auf Grund neuen Materials, das zum Teil den Lesern der „Deutschen Rundschau" durch seine hier veröffentlichten Arbeiten schon vertraut ist, wertvolle Bereicherung unseres Wissens von Gustav Freytag und sein Ringen um die Bühne.

Die Rede, die Carl Spitteler am 26. Juli 1919 an Stelle des erkrankten Adolf Frey bei der Gottfried Keller-Feier gehalten hat, ist nun auch in Deutschland als Flugschrift erschienen (Eugen Diederichs, Jena), und es ist ein hoher Genuß, zu lauschen, was der Altmeister der Schweizer Dichter über Keller zu sagen hat. Die Schlußworte gehen auch uns Deutsche unmittelbar an: „Es gibt eine Stätte, welche für die schweizerische Poesie noch unendlich viel wichtiger ist als der schönste Keller-Palast: ein immergrünes Wäldchen, wo es geistert, wo die Ahnungen schweben, wo die Bäume singen, wo die Quellen ewigleuchtende Bilder sprudeln. Sie fragen mich, wo das Zauberwäldchen zu finden sei? Machen Sie die Augen zu und das Herz auf, so werden Sie es schauen!"

Damit in der Literatur um Gottfried Keller auch die lustige Person nicht fehle, hat Eduard Hitschmann aus dem verpflichtenden Gefühl des Psychoanalytikers heraus sich für berufen gehalten, eine Psychoanalyse des Dichters, seiner Gestalten und Motive zu geben (Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Leipzig). Dieses Buch sei nur der Vollständigkeit halber angeführt, denn ein widerlegendes Eingehen ist Raumverschwendung. Mit erbarmungsloser Deutlichkeit erweist es, daß diese Menschen, die glauben, die feinsten seelisch-geistigen Vorgänge bloßlegen zu können, viel plumpere Finger haben als die ledernsten Philologen, die einer These halber in Trockenheit den Geist ersticken.

Die beiden in der „Deutschen Rundschau" 1907 und 1918 erschienenen geistvollen Aufsätze von Carl Neumann über Jacob Burckhardt, Deutschland und die Schweiz sind, um ein Geringes vermehrt, nunmehr auch als Buch erschienen in der Sammlung „Brücken" (Friedrich Andreas Perthes, Gotha).

Mit lebhafter Befriedigung verzeichnen wir, daß von Joseph Kohlers bei seinem Erscheinen stark angefeindeten, dann seit langem klassisch gewordenen Werk „Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz" eine zweite Auflage erschienen ist (Dr. Walther Rotschild, Berlin), so daß das glänzende Buch, wieder allgemein zugänglich, die schönste Ehrung des Verstorbenen ist.

Eine frische Übersicht über die heutigen Schweizer Dichter bietet die Sammlung „Die junge Schweiz", herausgegeben von Eduard Korrodi (Rascher und Cie., Zürich), in der, mit knappen Strichen gezeichnet, eine Fülle von Können sowohl der Dargestellten wie der Darsteller aufmarschiert.

Als zweiter Band der „Lebensbilder aus Westfalen und Niedersachsen" (Gebrüder Lensing, Dortmund) ist erschienen „Peter Hille". Eine Dichterseele von Hans Roselieb (Firmin Coar). Diese Schrift bedeutet eine Bereicherung unserer Literaturgeschichte, denn Peter Hilles haben sich in Artikeln und Briefsammlungen Menschen bemächtigt, die gar nicht wußten, wer dieser seltene und seltsame, in einer tiefen Kindlichkeit glückliche und von den Dämonen der Unstätheit hin- und hergerissene Einsame gewesen ist. Hier wird sein Bild geboten von einem, dem Liebe, Verständnis und seelische Feinheit die Feder führten.

Die Arbeit von Siegbert Elkus „Zur Beurteilung der Romantik und zur Kritik ihrer Erforschung" (R. Oldenbourg, München) läßt aufs neue die Trauer lebendig werden, daß dieser liebenswerte Mensch und hochbegabte Forscher im Kriege durch einen jähen Tod abgerufen wurde. Er besaß in gleichem Grade die Fähigkeit durchdringender Kritik wie die seltenere der Synthese, eine umfassende geisteswissenschaftliche Bildung und die notwendige Beherrschung der der Einzelheiten, eine philosophische Schulung neben feinem Einfühlungsvermögen und einem klaren Stil. Seine Arbeit galt der notwendigen Klärung des allmählich verderbten Begriffs der Romantik. Sein Verlust ist um so schmerzlicher, als er in seinem Forscherdrang bei den nun von seinen Freunden herausgegebenen Ergebnissen kaum stehen geblieben wäre.

Ernst Wasserzieher, dessen hier schon angezeigtes Buch „Leben und Weben der Sprache" (Ferdinand Dümmler, Berlin) in einer umgearbeiteten und vermehrten zweiten Auflage erschienen ist, setzt seinen verdienstvollen Kampf um das Verständnis, die Richtigkeit und Reinheit unserer Sprache mit einer kleinen Schrift „Schlechtes Deutsch" (ebenda) fort. Die Bücher gehören in die Hand eines jeden, der die Feder führen will.

Dem Ursprung und der Bedeutung „unserer Vornamen" gilt die Neuauflage, von Jos. Feldmann besorgt, des Büchleins von Ferdinand Ortjohann. (Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn). Auch sie wird, richtig verstanden, ebenso wie die Arbeiten von Wasserzieher zu einer Besinnung auf die tiefsten Quellen deutschen Wesens führen.

Als erstes Bändchen der „Proben schweizerischer Mundart" (Rascher und Cie., Zürich) gibt Otto von Greyerz „Ältere Mundartproben", während G. Bohnenblust die Schweiz im heimischen Liede „O mein Vaterland" durch eine Auslese der Lieder vom 14. bis 20. Jahrhundert feiert.

Die von Kurt Engelbrecht herausgegebenen „Diekmanns Denkwürdigkeiten- und Erinnerungen-Bücherei" (Heinrich Diekmann, Halle) hat bisher sehr gute und anregende Arbeit geleistet. Der neue Band „Der Humor in der Memoirenliteratur", besorgt von Hermann Sigfr. Rehm, bietet eine sehr hübsche Auslese des Humors in alten Chroniken und Denkwürdigkeiten des Mittelalters, in den Memoiren des 17. und 18. Jahrhunderts sowie in den Selbstbiographien deutscher Dichter und Künstler.

Der Verfasser von „Niels Lyhne" wird in Deutschland immer bereitwilliges Gehör finden, und alle seine Verehrer werden mit großer Freude die feine Gabe begrüßen, die Edvard Brandes ihnen bietet mit der Herausgabe der Briefe, die J. P. Jacobsen an ihn gerichtet hat (Karl Schnabel, Berlin). In zwei in Javakunsteinbände gefaßten Büchlein sind die Briefe enthalten, die nicht nur von dem äußeren Leben und Ringen des Dichters Kunde geben, sondern besonders wertvolle Aufschlüsse über die Entstehung von „Marie Grabbe" und „Niels Lyhne" enthalten.

Von Bernard Shaws Werken ist in der bekannten Tauchnitz' Edition, die ihre kulturelle Arbeit wieder tatkräftig aufgenommen hat, erschienen: „John Bulls other Island and Major Barbara" und „Three Plays for Puritans".

In der hier schon besprochenen Sammlung „Menschen in Selbstzeugnissen und zeitgenössischen Berichten" (Ullstein und Co., Berlin) sind zwei neue Bände heraus-

gekommen, „Heine" und „Wallenstein." Für den ersten Band besorgte die Zusammenstellung und Einleitung C. F. Reinhold, für den zweiten Paul Wiegler. Das Bild, das sich aus solchen Zeugnissen ergibt, ist außerordentlich lebendig, indem der Leser zu Spruch und Widerspruch angeregt wird. Besonders die Dokumente über Wallenstein sind in ihrer Zusammenstellung sehr aufschlußreich.

Bildende Kunst

Daß der Kunstwart (Georg D. W. Callwey, München) trotz der Ungunst der Zeit zwei neue Mappen herausgebracht hat, ist im Interesse seiner segensreichen Tätigkeit, die besonders berufen erscheint, von innen heraus alle, die noch fühlende Herzen haben, aufzurichten, auf das wärmste zu begrüßen, wie er sie herausgibt, aller Anerkennung wert. Denn sowohl die Holbein-Mappe wie die Kreidolf-Mappe geben technisch vorzügliche Reproduktionen, deren mustergültige Wiedergabe besonders erfreulich ist. Bei einzelnen Blättern meint man, Originale in der Hand zu halten. Über die Einführung in Holbeins Werk durch Ferdinand Avenarius, die auf den tiefen seelischen und künstlerischen Gehalt in einer jedem zugänglichen Art hinweist, braucht kein Wort des Lobes gesagt zu werden, weil seine Arbeit für unser Volk hier stets mit größter Aufmerksamkeit begleitet worden ist. Besonderer Dank gebührt für die Erschließung Kreidolfs auch Leopold Weber, der auf die Tiefe der seelischen Kraft dieses Meisters hinweist, der durch seine romantisch-phantastischen Blumenmärchen sowie seine Bilderbücher schon vielen bekannt war, dessen volle Bedeutung aber erst aus diesem Querschnitt durch sein gesamtes Schaffen ganz erschlossen werden kann. Mit Recht weist Weber auf die Verwandtschaft mit Böcklin, Welti, Klinger und Thoma hin. Beiden Werken ist die weiteste Verbreitung zu wünschen, weil sie eine unmittelbare Bereicherung unserer Seele bringen.

Ein Gedächtniswerk von seltener Schönheit ist die Sammlung der Werke von Theodor Lißmann, der vor Ypern fiel, von dem uns eine Auswahlmappe vorliegt (Hanseatischer Kunstverlag, Hamburg). Die Reproduktionen haben hohen künstlerischen Wert und werden dem früh Vollendeten neue und begeisterte Anhänger werben. Geboren zu Hamburg, fand Lißmann seine handwerkliche Ausbildung in Karlsruhe bei Trübner, um doch früh eigene Wege zu gehen. Seine innere Wahrhaftigkeit, sein Verwachsensein in der Natur, seine Schlichtheit und sein reifes Können, seine Klarheit und seine große Wärme machten ihn zum berufenen Interpreten der Natur. Seine besondere Liebe gehörte der Kreatur, besonders den Vögeln. Die Meisterschaft, mit der er ihr Tun und Treiben bis in die schwer festzuhaltenden Einzelheiten zu bannen verstand, beweist, daß in seiner hochstrebenden Seele selbst vom Vogelflug etwas lebte, der allen seinen anderen Vorzügen emporreißende Kraft gab.

Als Nummer 5 und 6 der Comenius-Bücher sind zwei außerordentlich wertvolle und feine Gaben erschienen (Grethlein und Co., Leipzig). Moriz von Schwinds Zeichnungen, in Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Willibald Frank, sind ebenso wie Daniel Chodowieckis Künstlerfahrt nach Danzig im Jahre 1773 eine lang ersehnte und notwendige Veröffentlichung für jeden Kunstfreund. Schwind wird hier erst recht lebendig, und wir dringen erst ganz in das Werk dieses deutschen Künstlers ein, wenn wir seine farbigen Schöpfungen bis in die feinsten Gänge, bis zu ihrem Entstehen zurückverfolgen können. Die Fülle des Unbekannten ist überraschend groß, und vieles des Besten und Tiefsten, was Schwind geschaffen, ist dabei. Daß sie nun Gemeingut werden können, dafür ist dem Verlag der Dank gewiß, ebenso wie für die Wiederbelebung von Chodowieckis entzückendem Tage- und Skizzenbuch von seiner Reise nach Danzig. Das Tagebuch ist hier zum erstenmal ins Deutsche übertragen; seine anspruchslose Einfachheit ist eine wirksame Ergänzung der Skizzenblätter, die alle

Vorzüge seiner graziösen, geistvollen, launigen Kunst in der Vollendung zeigen. Das alte Danzig, an das man nur mit bitterem Schmerz im Herzen denken kann, wird hier in seiner nicht zu verfälschenden deutschen Art in eindrucksvollster Form lebendig. Beide Bände sind in bester Form ausgestattet und gebunden.

Von großem, intimem Reiz ist das Buch „Robert Reinick, Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde, das in nuce ein umfassendes Bild der Düsseldorfer romantischen Kunst bietet (Rösl und Cie., München). Am 3. Dezember 1857 schrieb Reinick, der damals 32 Jahre zählte, an Franz Kugler: „Da hab' ich endlich die Freude, Dir mein Buch fertig überreichen zu können; nimm es so freundlich auf, wie Du bisher mit meinen Liedern und mir selbst getan hast; es ist ja doch ein Teil von mir, nicht allein von mir, sondern zugleich von dem schönen Kreise tüchtiger und zugleich liebenswürdiger Künstler, in deren Mitte mich ein günstiges Geschick versetzt hat." Damit charakterisiert er richtig die Sphäre seines liebenswürdigen Buches, das aus dem Zusammenklang gleichgestimmter Seelen entstand, die eine beneidenswert konfliktslose Einstellung zu allen Lebensfragen hatten. Es ist bei aller bunten Laune das Klima eines schöngeistigen, künstlerisch gesteigerten Bürgertums, das eine tiefe kindliche Fröhlichkeit, eine entwaffnende Gutartigkeit und die Andacht zum Kleinen besaß und in seinen harmlosen Freuden und unerheblichen Leiden mit gezügelter Laune gelegentlich einen poetisch verklärten Sprung über die durchaus anerkannten Grenzen wagte. Bilder sind unter anderen dabei von Achenbach, Dahl, Hildebrandt, Lessing, Plüddemann, Rethel, Schadow, Hübner. Wertvoll sind die Beigaben der Vertonungen durch Brahms, Marschner, Schumann, Spohr u. a. Dieses Buch ist seinerzeit mit Jubel begrüßt worden, und es steht zu erwarten, daß es auch heute, wo uns eine Abkehr von den Widrigkeiten und lauten Nöten des Tages in eine heitere Innigkeit besonders nottut, eine große Gemeinde finden wird. Die Ausstattung ist ganz besonders zu rühmen.

In eine ganz unterschiedene Welt führt die Sammlung „Junge Kunst", die in farbenfrohen, lebhaften Einbänden schon äußerlich mit dem Anspruch auftritt: Hier sind wir! (Klinkhardt und Biermann, Leipzig.) Eingeleitet wird die Sammlung durch die Schrift von Franz Landsberger, „Impressionismus und Expressionismus", die eine klare Darlegung des Wesens und der Probleme der neuen Kunst enthält. Die einzelnen, mit guten Bildbeigaben versehenen Bändchen bringen folgende Monographien: Max Pechstein, von Georg Biermann; Rudolf Großmann, von Joachim Kirchner; Ludwig Meidner, von Lothar Brieger; Franz Heckendorf, von Joachim Kirchner, Cesar Klein, von Theodor Däubler, Hugo Krayn von Karl Schwarz; Paula Modersohn, von C. E. Uphoff; Bernhard Hoetger, von C. G. Uphoff. Nicht reiner Genuß, sondern harte, geistige Arbeit ist das, was die Lektüre uns bringt. Das Unternehmen, den geistigen Menschen diese neue Kunst, die durch ihre anscheinende Irrationalität alle Fühlung zwischen Künstlern und Publikum unterbrochen hat, nahezubringen und das Verständnis zu vermitteln, ist sehr dankenswert. Denn wie man auch innerlich zu ihr stehen mag, es bleibt Pflicht, sich ernst und leidenschaftslos mit ihr auseinanderzusetzen, da es hier nicht um Zufälligkeiten, sondern um die großen Fragen geht, die der Fluch und die Gnade unserer Zeit sind. Die Interpreten erscheinen trotz und vielleicht gerade wegen der oft zu temperamentvollen Darstellung durchaus als zur Vermittlung berufen.

Tief in die großen Probleme dringt G. F. Hartlaub mit seinem Versuch über die Möglichkeit neuer religiöser Kunst, „Kunst und Religion" (Kurt Wolff, München). Das Buch ist erschienen als zweiter Band der von Karl Georg Heise herausgegebenen Reihe „Das neue Bild". Hartlaub sieht und fühlt die tiefen Zusammenhänge, die das brünstige Stil-Suchen und Stil-Wollen unserer Zeit mit

der Sehnsucht nach Religion verbinden. Er sieht in ihm den Ausdruck der Hoffnung auf Religion, weiß aber, daß erst das Fundament einer Gesinnung geschaffen werden muß, aus der die neuen Symbole eines neuen Christentums wachsen können. Dieser ernste Versuch bedeutet eine Klärung, weil er in die Tiefe geht und Fragen zur Diskussion stellt, nach deren Klärung erst wirklich Neues erwachsen kann. So kommen aus dem Buch Erkenntnisse für das Kunstschaffen der Jungen, die notwendig sind. Ohne Einschränkung wird man Hartlaub, auf den Steiner nicht ohne Einfluß blieb, kaum folgen können, aber als Anreger darf man ihm einen hohen Platz anweisen.

In das Ringen der neuen Kunst, die immer als der stärkste Ausdruck des geistigen Kampfes gefaßt werden muß, und der ein starkes geistiges Verantwortlichkeitsgefühl eigen ist, bieten zwei neue Bände der „Tribüne der Kunst und Zeit" (Erich Reiß, Berlin) wertvolle Führung: Willi Wolfradt, „Die neue Plastik", und Gustav Hartlaub, „Die neue deutsche Graphik". Wolfradt gibt, ausgehend von dem Satze, daß die Plastik vor allen andern Künsten zur einheitlichen Form berufen ist, in knappen Charakteristiken der führenden Plastiker, auf Rodin zurückgreifend, einen eindringlichen Versuch, die Grundprobleme der expressionistischen Plastik zu veranschaulichen, während Hartlaub den Beweis erbringt, daß nirgends klarer als in der neuen graphischen Kunst, besonders im Holzschnitt, der Sinn der Jetztzeit sich offenbart.

Musik

Ein Buch von hohem, wissenschaftlichem Rang ist Hermann Kretzschmars „Geschichte der Oper" (Breitkopf und Härtel, Leipzig). Sie umfaßt in gehaltvoller Kürze die Entwicklung der Oper von ihren ersten Anfängen bis zu Wagner und Verdi und bietet eine überreiche Fülle der Kenntnis und der Anregung. Aus den Lehren ihrer Geschichte folgert der Verfasser, daß das einzige Kennzeichen für Wert oder Unwert einer Oper die dramatische Ehrlichkeit ist, und daß die Oper gut sei, wenn die Musik dient, schlecht, wenn sie selbstherrlich wird.

Von Hermann Frhr. v. d. Pfordtens „Beethoven" ist die dritte Auflage erschienen (Wissenschaft und Bildung, Bd. 17, Quelle und Meyer, Leipzig). Das frische Prinzip, ohne falsche Objektivität durch persönliche Stellungnahme mit Leben und Farbe zum Beethoven-Studium anzuregen, hat reiche Früchte getragen, eben weil hinter der umfassenden wissenschaftlichen Kenntnis die lebendige, begeisterungsfähige und geistvolle Persönlichkeit steht.

Mit ganz besonderem Nachdruck sei hier auf eine Bewegung hingewiesen, die auf ihrem Weg das Ziel erstrebt, das unser aller Sehnsucht ist: eine tiefe Verinnerlichung und die Schaffung einer neuen Gemeinschaft. Ihr Weg ist die Musik, und der Weg der Kunst ist ja der Weg, den einzig alle gehen können, die sonst durch Mauern voneinander geschieden sind. Ein fester Glaube an die Lebenskraft und die Macht des Geistes spricht aus dem programmatischen Büchlein „Musik" von Fritz Jöde, das sich an die Jugend wendet, aber jedem Erwachsenen viel zu sagen hat. Erschienen ist es wie die nachstehenden Werke in dem Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel, der in vorbildlich frischer Weise sich um die Belebung und Vertiefung der Lautenmusik große Verdienste erwirbt. Aus dem zentralen Streben ergibt sich für alle diese Büchlein, deren jedes dem Liebhaber der Laute reinste Freude bringt, eine schöne Einheitlichkeit. Wir empfehlen jedes der folgenden Liederbücher, die alle mit Noten versehen sind: Ernst Duis, Unter den Linden; Aus tausend Jahren (Balladen und Kriegslieder); Tirantaradei (Kleine gepuderte Liedlein zur Laute); Alte und neue Lieder zur Laute; Lautenlieder; ferner Stücke für Geige und Gitarre von W. A. Mozart, bearbeitet von Fritz Jöde; Joh. Sebastian Bachs

Notenbüchlein der Anna Magdalena Bach, für die Laute eingerichtet von Richard Möller, von demselben vertont zur Laute „Lieder aus dem Quickborn"; gleichfalls von ihm „Laute, Viola de gamba, Viola de braccio", die alten Instrumente und ihre Bedeutung für unsere heutige Hausmusik; das feine „Löns-Liederbuch", herausgegeben von Hans Heeren und Otto Koch; Drei Serenaden für Streichtrio von August Helm; Alte deutsche Kirchenlieder zur Laute und Ein Singebüchlein von Karl Gofferje, und endlich „Viel Blumen rot und blaue", 18 Gedichte von Kurt Siemers, zur Laute gesetzt von Karl Kühn.

Einer Belebung guter Hausmusik wollen die „Kleinen Hauskomödien mit Musik" (Verlag Harmonie, Berlin) dienen, und sie erfüllen ihren Zweck in geschickter und feiner Art. Ältere hübsche Einzelstücke aus Opern und Singspielen, die dem Dunkel der Vergessenheit entrissen werden, erweisen sich als recht lebensfähig und reizvoll, besonders da die z. T. unmöglichen älteren Texte bearbeitet und einige durch neue ersetzt sind. Uns liegen vor Heft 7: „Onkel Tobias oder die Brennschere", Musik von Joseph Weigl (1766 bis 1846) und „Die Wahrsagerin", Musik von Gluck. Das Unternehmen ist durchaus geeignet, die auf ganz neue Formen angewiesene Geselligkeit zu heben, und verdient Beachtung und Unterstützung.

Theater

Unter den Schriften, die sich mit der Schaffung einer wirklichen Volksbühne beschäftigen, verdient das Buch von André Jolles „Von Schiller zur Gemeinschaftsbühne" (Quelle und Meyer, Leipzig) Beachtung. Ausgehend von Schillers „Tell", dem er einen erstaunlich hohen Rang anweist, will Jolles nachweisen, daß in ihm alles das gegeben sei, bei dem das neue deutsche Drama einzusetzen habe. In frischer und gar nicht lehrhafter Art entwickelt er dann seine Anregungen, die trotz einigen Vorbehalten sorgfältig beachtet werden sollten. Denn die Frage der wahren Volksbühne bedarf dringend der Lösung. Mit dem geistlosen Sozialisieren der bisherigen Hofbühnen ist es wahrlich nicht getan. Eine neue Form muß in neuer Gemeinschaftsarbeit gefunden werden, damit das Volk diese neue Form als den wahren Ausdruck seines eigenen Wesens empfindet.

Mit einem philosophischen Rüstzeug, wie man es in dieser Reichhaltigkeit bei einem Theaterfachmann nicht eigentlich erwartet, stellt der Berliner Theaterdirektor Rudolf Bernauer, dessen aufstrebendem Wirken wir nachhaltige Eindrücke verdanken, die „Forderungen der reinen Schauspielkunst" (Erich Reiß, Berlin) auf. Er beginnt mit einer Erklärung und Abgrenzung der einzelnen Künste. Nach ihm trägt die Schauspielkunst die Merkmale einer subjektiven Kunst, ohne eine solche zu sein. Bei allen objektiven Künsten liegen Objekt und Produkt stets innerhalb derselben Kunstgattung. Bei der Schauspielkunst trifft das nicht zu, da ihr Objekt, das Dichterwerk, außerhalb ihrer Gattung liegt. Also ist das Verhältnis der Schauspielkunst zu ihrem Objekt das Wesen der reinen Schauspielkunst. Aus diesen Voraussetzungen zieht Bernauer in einer von Zweifeln nicht angekränkelten Begriffsgläubigkeit die Folgerungen, daß von jedem Schauspieler gefordert werden muß, sich unterordnend ganz in das Dichterwerk einzufühlen, daß der Sinn für die Mittel der Menschendarstellung geschärft werden und ein Zusammenspiel zugunsten des Dichterwerks und nicht einer Einzelleistung erreicht werden muß, um die höhere dichterische Einheit zu erzielen. Man wird ihm beipflichten, daß nur aus der Erkenntnis der reinen Schauspielkunst das ideale Theater erwachsen kann. Seine Ausführungen werden nicht unwidersprochen bleiben, aber es ist dankenswert, daß ein Praktiker in so gründlicher Art das große Problem angeschnitten hat, an dessen Lösung alle: Schauspieler, Dichter, Kritiker, Hörer, mitarbeiten müssen. D. R.

Eine neue und einfache Deutung der Schwerkraft. Von H. Fricke. Wolfenbüttel 1919, Heckner.

Es ist ein unbestreitbares Verdienst der Einsteinschen Relativitätstheorie, daß sie trotz ihrer Unverständlichkeit und absoluten Unanschaulichkeit in den weitesten Kreisen Interesse für naturwissenschaftliche und naturphilosophische Fragen wachgerufen hat. Und je mehr Einstein metaphysisch denkt, desto mehr soll es anerkannt werden, daß ihm gegenüber ein Physiker betont, daß es doch nichts Anschaulicheres gibt als die uns umgebende Natur mit ihren Stoffen und Energien. Einstein leugnet auf Grund mißverstandener Versuche die Existenz des Weltenäthers, nimmt aber trotzdem aus der Aetherphysik die wichtigste Zahl herüber, das ist die Lichtgeschwindigkeit, und erkennt also auf diese Weise auf Umwegen doch den Aether wieder an, dessen Physik von den bedeutendsten Physikern der Neuzeit, wie Lodge, Lord Kelvin oder Chwolson, auf das scharfsinnigste aufgebaut war. Auf diesen Männern baut nun Fricke weiter. Er erwähnt die Antwort von Lord Kelvin, daß der Aether die einzige Form der Materie sei, von der wir überhaupt etwas wissen. Denn bei der Frage nach der Natur der gewöhnlichen Materie befinden wir uns in lauter Hypothesen. Fricke erklärt den Aether für einen stetig zusammenhängenden, nicht zusammendrückbaren Stoff, dessen Teilchen überall mit Lichtgeschwindigkeit durcheinander wirbeln und strömen. Er hat innere Reibung, und deren Wirkung zeigt sich uns als Elektrizität. Rümelins Untersuchungen über die Eigenschaften strömenden Wassers lassen sich auch auf diesen Stoff übertragen. Wir haben dann eine Flüssigkeit, die sich in sich verwälzt, innere Reibung hat und dadurch überall Wirbel bildet, die also Unstetigkeitsstellen sind. Wir nennen sie Materie, Atome, Moleküle, und ihre größten Anhäufungen sind die Weltkörper. Diese sind miteinander durch zwei Arten von Energie verbunden, die Gravitation und die Strahlungsenergie, Licht, Wärme und Elektrizität. Nun ist es bemerkenswert, daß die Gesetze der Gravitation auffallend denen der leitenden Energie gleichen Daraus läßt sich folgern, daß die Schwerkraft nichts anderes ist als eine Art umgekehrter Lichtstrahlung. In dem Maße, in dem die Sonnen ihre Energie ausstrahlen, ersetzen sie den Verlust durch die aufgenommene Schwereenergie. Dann muß sich aber ein Gleichgewichtszustand herausbilden, der sich als eine von der Größe der Körper abhängige Temperatur erkennen läßt, und in der Tat vermag Fricke eine Tafel aufzustellen über die Temperatur von Sonne und Planeten, die mit den astronomisch abgeleiteten Werten auffallend gut stimmt. Ein Weltkörper sendet nicht nur Strahlung aus, er bewegt sich auch, also auch ein Energieverlust. Es muß demnach die Größe des Schwerkraftstromes gleich sein der Strahlung und der Bewegungsenergie zusammen. Je größer also etwa die Strahlung ist, um so kleiner kann dann nur noch der für die Bewegung übrigbleibende Betrag sein. Und in der Tat ist es den Astronomen seit langem bekannt, daß die heißesten Sterne auch die sich am langsamsten bewegenden sind. Eine höchst bemerkenswerte Bestätigung der Gedanken Frickes.

Ein besonderes Kapitel widmet Fricke der Entwicklung der modernen Äthertheorien bis zum Relativitätsprinzip. Er zeigt, wie weit Maxwell und Lord Kelvin schon gekommen waren, bis dann Lorentz die aufs innigste zusammengehörenden Begriffe Aether und Elektrizität wieder auseinander riß durch seine elektromagnetische Lichttheorie. Er verwandelt den Aether in Theorie, er ist ihm gleichbedeutend mit dem Raume. Dann kam der berühmte Michelsonsche Versuch, aus dem Einstein die Nichtexistenz des Aethers ableitet, Fricke dagegen die Tatsache, daß Aether, bewegte Materie und Elektronen eine Einheit bilden. Denn alles, was wir in der Welt als Bewegung, Licht, Kraft und Widerstand wahrnehmen, ist ja eben der Aether, der uns in der Materie greifbar und wägbar entgegentritt, dessen Wirken aber auch im leeren Raume unmittelbar zu beobachten ist.

Zu den wichtigsten Grundlagen der Relativitätstheorie gehört nun das Prinzip von der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit. Das ist aber wieder eine Eigenschaft des überall gleichförmig strömenden Aethers. Und wir haben hier die anschauliche Deutung der in der Relativitätstheorie vorgenommenen Vereinigung von Raum und Zeit. Der mit Aether erfüllte Raum fließt, und das Fließen dieses Raumes ist die Zeit. Den letzten Teil seines Buches widmet Fricke der Aufklärung der Vorgänge im Schwerkraftfelde und deren Wirkungen in Meterologie und Geophysik, wobei wiederum mancherlei neue Gedanken zutage gefördert werden. Dies Buch hat in der kurzen Zeit seines Daseins viele Beachtung gefunden. Sein Verfasser hat durch die Kritik die Probleme erkannt, auf die es vor allem ankommt, schon Einstein gegenüber, und wir dürfen hoffen, daß eine neue Auflage uns in manchen Punkten zeigen wird, daß Frickes Aetherphysik auch den schwierigen Problemen, die Einstein zu lösen unternommen hat, gewachsen ist.

Johannes Riem.

Otto Braun. Aus den nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten. Herausgegeben von Julie Vogelstein. Stuttgart und Berlin 1920, Deutsche Verlagsanstalt.

Otto Braun war der Sohn des sozialdemokratischen Abgeordneten Dr. Heinrich Braun und seiner Frau Lily, der preußischen Generalstochter, die sich als Schriftstellerin einen geachteten Namen geschaffen hat; er fiel, ein Zwanzigjähriger, während der großen Frühjahrsschlachten im Westen, 1918. Seine Briefe, Tagebücher, Aufzeichnungen und Gedichte sind bisher zu einseitig beurteilt und bewundert worden als Dokumente eines erstaunlich frühreifen und umfassenden Geistes, und das ist auch ihr erster hinreißender Eindruck. Aber als frühreifer Geist und Künstler ist Otto Braun nicht so singulär: sehen wir von manchem früher reifen Musiker ab, auch Dichter wie Hofmannsthal und Vollmoeller waren früher gereift und im Dichterischen stärker und originaler, und ebenso gibt es manche Gelehrte, die an früherm reichen Wissen Otto Braun überlegen sind. Eine Reihe von Urteilen von Otto Braun ist allerdings von verblüffender Sicherheit und Schärfe (zum Beispiel das über Gundolfs Goethe, S. 183); andere sind eine überraschend klare Wiedergabe der Meinungen der geistigen Kreise, die auf ihn Einfluß hatten; wieder andere erheben sich nicht weit über einen guten jugendlichen Durchschnitt. Die Herausgeberin hat ihre Aufgabe leider verfehlt. Sie drängt sich, was ein Herausgeber nie darf, viel zu oft vor, und sie stimmte das Buch auf das Sensationelle und Sentimentale ab, während sie den tiefen männlichen und keuschen Geist des jungen Verfassers viel stärker hätte herausbringen müssen. Jeden Leser verlockt es wohl zu fragen, was aus dieser überragenden Begabung und dieser starken Persönlichkeit geworden wäre. Uns scheint nicht, daß Otto Braun aus dem Holz war, aus dem große Staatsmänner gebildet werden; ihre Jugend verläuft aktiver. Wir glauben vielmehr, daß Deutschland in ihm einen führenden Gelehrten verlor. Aber nicht, was Otto Braun hätte werden können, sondern was er in jungen Jahren schon gewesen ist, bleibt das Entscheidende. Wir sehen in ihm den Ersten der neuen Jugend, die wir uns für Deutschland ersehnen; ihren Repräsentanten und ihr Vorbild, und das scheint uns in Otto Brauns Wesen das Einzige und Unvergleichliche. Ein ganzer Mensch, nicht mehr ein Teilmensch, Leib und Geist, durch Blutmischung, Herkunft und eigne Kraft Soldat und Sozialist, Gelehrter und Künstler, Staatsmann und Kenner in einem, ein Vertreter des ganzen deutschen Wesens. Wir müssen in Zukunft den deutschen Humanismus des achtzehnten Jahrhunderts vermählen mit den Ergebnissen der ungeheuren Arbeit, die das neunzehnte Jahrhundert erreichte oder anbahnte, der Arbeit unsres Soldatentums, unsrer sozialen Kämpfe, unsrer politischen Leiden und Erfahrungen, unsrer geschichtlichen Besinnung. Die große Einheit, in der dies ganze Streben mündet, ist der neue deutsche Mensch. Otto Braun ist der erste neue Deutsche dieses Schlages gewesen; sein Buch über den Staat hätte wohl ein Buch dieses neuen Deutschlands werden können (S. 202). Gerade, daß dieser in der Blüte der Jugend gefallene Held eine Hoffnung war und keine Vollendung, gibt seinem Leben und Leisten die anspornende und voranleuchtende Kraft. Möge sein Buch ein Stern unsres heranwachsenden Geschlechtes werden! — In den Blättern für die Kunst stand um die Jahrhundertwende dieser Merkspruch: „Daß ein Strahl von Hellas auf uns fiel, daß unsre Jugend jetzt das Leben nicht mehr niedrig, sondern glühend anzusehen beginnt, daß sie im Leiblichen und Geistigen nach schönen Maßen sucht, daß sie von der Schwärmerei für seichte allgemeine Bildung und Beglückung sich ebenso gelöst hat als von verjährter lanzknechtischer Barbarei, daß sie die steife Geradheit sowie das geduckte Lastentragende der Umlebenden als häßlich vermeidet und freien Hauptes schön durch das Leben schreiten will, daß sie schließlich auch ihr Volkstum groß und nicht im beschränkten Sinn eines Stammes auffaßt, darin finde man den Umschwung des deutschen Wesens bei der Jahrhundertwende.“ An diese prophetischen Worte mußten wir oft denken, als wir das Buch von Otto Braun lasen.

Friedrich v. der Leyen.

Lernet werden! Gedanken über Kulturentwicklung und Kulturpolitik. Von Max Wolff. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag.

Das ausgezeichnet geschriebene Buch möchte allen Gebildeten, die des sozialistischen Phrasenschwalls der Gegenwart überdrüssig sind, den Ort zuweisen, von wo aus sie zum Aufbau der Gegenwart beitragen können. Es sollte all den vielen unentbehrlich werden, die über die dogmatischen Fesseln der feudalistischen Staatsauffassung und der, Autorität beanspruchenden, Kirchlichkeit hinaus sind, und deren Individualitätsbewußtsein sie doch wieder hindert, in einer breiten Masse aufzugehen, die die Hochentwicklung des Einzelnen in bezug auf Wollen und Einsicht nivellieren muß. Der Gebildete unserer Tage fühlt in sich die Notwendigkeit, sich individuell zu entwickeln; aber eben weil Entwicklung etwas Triebhaftes ist, ist er verlegen, ein allgemein gültiges Ziel, auf das sich

diese Entwicklung hinbewegen soll, zu umschreiben. So zersplittert sich die Genialität des Einzelnen zu leicht, obwohl sie doch einer Kultureinheit ihren Nährboden verdankt. Hier läßt Wolff den Ruf zum Sammeln ertönen. Er zeigt, nach Analogie des biogenetischen Grundgesetzes, wie die Erziehung des primitiven Menschen nicht gleich bei der Freiheit des Genies einsetzen darf, sondern psychogenetischer Stationen eines religiösen und nationalen Kinderglaubens bedarf. Sodann bekämpft er die Auffassung, als ob ein Zeitalter ein einheitliches Kulturniveau besäße; vielmehr zeigt er, daß eine unendliche „Pyramidität" von Kulturschichten nebeneinander in einem Kulturvolke besteht, und daß die Basis der breiten Masse von der Spitze der führenden Geister ungesund weit entfernt zu sein pflegt, in anderem Bilde: daß die Spitze der marschierenden Kulturkolonne die Fühlung mit den Nachkommenden verliert. Nun sucht Wolff nach der Mittelschicht, die die allzu großen Gegensätze überbrücken muß. Kein Zweifel, daß von ihr die Gesundung kommen muß. Und es ist eine erlösende Feststellung, daß die Herrschsucht des Starken, der sich mit harten Fäusten einen Staat zusammenschmiedet, für Wolff mehr ist als gewöhnliche Selbstsucht. „Sie ist nicht der gesteigerte Wille zum eigenen Vorteil, zum Erraffen von Lebensgütern aller Art und zur Beschlagnahmung ihrer dauernd sprudelnden Quellen, sondern sie ist ein Wille über das eigene Selbst hinaus zu einer überpersönlichen Geistigkeit." Ebenso danken wir dem Verfasser für die Herausarbeitung des Gedankens, daß der Staatsbeamte, weil er aus dem Staatsdienst einen Beruf macht, durchaus nicht auch Träger des Staatssinnes zu sein braucht, daß vielmehr der eigentliche Staatssinn, die Selbstverantwortlichkeit gegenüber der Allgemeinheit, die Wolff kühn auf die Formel „Der Staat bin ich!" bringt, noch reiner in der privaten Unternehmung sich erprobt, die sich selbst ihr Verhältnis zum Ganzen bestimmt. Wenn Wolff so Kommunismus und Feudalismus durch eine ethisierte Privatwirtschaft als überwindbar zeigt, so wird er in bezug auf die praktischen Vorschläge zur Durchführung dieses Ideals sich widersprechen lassen müssen. Im Gegensatz zur Gefühlspolitik der Extremen von rechts und links, ist der Mittelstand allein fruchtbarer Realpolitiker, sofern er zugleich von der Kultur seiner Zeit durchdrungen ist — mit einem Worte als „gebildeter Mensch". Der Weg zur Bildung aber führt nicht zuerst durch ein Durchstudieren sämtlicher Fakultäten, an das sich dann erst die Spezialisierung auf ein Fach zu schließen hätte — damit würden wir jenen Dilettantismus erziehen, dessen Bekämpfung keiner so leidenschaftlich gefordert hat wie Goethe im Fortschreiten seiner Lebensweisheit. Vielmehr ist die Aufgabe des Kulturpolitikers dafür zu sorgen, daß dem Fachmenschen zur Pflicht gemacht wird, in seine Entwicklung immer universalere Gesichtspunkte hineinzubeziehen: ein gesetzlicher Fortbildungszwang müßte geschaffen werden, der noch weit über die akademische Lehrlingszeit hinaus den Berufsarbeiter vor der Verkalkung in der Praxis zu schützen hätte! Ferner aber scheint mir Wolffs Fragestellung noch insofern zu berichtigen, als er mit seinem Kulturprogramm das wirtschaftliche Programm des Sozialismus zu überwinden hofft. Wirtschaft ist als Teil der Kultur von dieser untrennbar. Im Erfurter Programm der Sozialdemokratie stehen Wirtschaftsfragen und Bildungsgestaltung in folgerichtigstem Verhältnis. Es muß also auch der ausführlichen Behandlung der Bildungsfrage bei Wolff eine ebenso ausführliche der Wirtschaftsfragen zur Seite treten. In dem, was Wolff in Punkt 5 und 6 seines Programms über die Ausgestaltung der Privatunternehmung fordert, scheint er mir der Staatsgesetzgebung doch mehr regelnden Einfluß zuzugestehen, als der Entwicklung des persönlichen Ethos zuträglich ist. Die Ansammlung großer Vermögen braucht nicht von vornherein kulturhemmend zu sein. Der Staatssinn kann hier ebenso treiben, wie zur Häufung politischer Macht in einer Hand. Die politische Parteibildung aus wirtschaftlichen Interessen wird niemals vermieden werden können; wohl aber läßt sie sich kulturpolitisch veredeln durch Ausbau einer genossenschaftlichen Zucht, in der die individuelle Pflege einer Berufsehre ebenso konventionelle Ehrbegriffe einzelner Kasten wie den Terror gegen undisziplinierte Massen ablösen und überwinden könnte. Eine schwere, aber desto erstrebenswertere Aufgabe, die gerade, weil das Bürgertum in unendlich viele individuelle Berufe zersplittert ist, von vornherein zur Eigenbrödelei verdammt zu sein scheint. Und doch ist diese genossenschaftliche Zucht allenthalben in der bürgerlichen Gesellschaftsschichtung schon von dem so viel geschmähten Mittelalter her verwurzelt, besonders in der Universitas litterarum, und dann auch neuerdings wieder gerade in den freien Berufen der Künstler, und das Zunftwesen der Handwerker kämpft noch immer mit zäher Lebenskraft gegen die brandende Flut des Fabrikbetriebes. Hier sollte die Gesetzgebung des Staates nicht unterdrücken, sondern schützen und mit aufbauen. Dann könnte der Staat gegen die Einseitigkeiten von rechts und links das Gegengewicht erhalten, ohne das keine Kultur möglich ist. Im übrigen sollen diese Gedanken das Verdienst des Wolffschen Imperativs „Lernet werden" nicht schmälern und nur die Fülle der Anregungen bestätigen, die das frische Buch bietet, das in der guten Laune eines sich einer guten Sache bewußten Kopfes geschrieben ist.

Wilhelm Böhm.

Belgische Landesverteidigung und Bürgerwacht (garde civique) 1914. Im amtlichen Auftrage bearbeitet von Oberst Bernhard Schwertfeger. Berlin 1920, Reimar Hobbing.

Der Verfasser hat fast während der ganzen Dauer des Weltkrieges in Belgien Gelegenheit gehabt, die Archive gründlich zu durchforschen, und über die sogenannte belgische Neutralität sich mit echt deutscher Gründlichkeit ein namentlich auf den Akten beruhendes Urteil verschafft. In dem vorliegenden Werk ist die Frage der angeblich von den Deutschen in Belgien begangenen Kriegsgreuel in ihrer Entstehung und Begründung rein objektiv, lediglich nach den belgischen Unterlagen, wie sie in den behördlichen Erlassen, Maueranschlägen und Zeitungsveröffentlichungen Ausdruck fanden, dargestellt — Der springende Punkt für die vielfach betrübenden, scheinbar grausamen deutschen Maßnahmen war das Aufgebot der nicht aktiven, auch nicht organisierten belgischen Bürgerwehr oder Bürgerwacht (garde civique inactive), im Gegensatz zu der schon im Frieden aufgestellten aktiven Bürgerwehr, zum Kampf gegen den fremden Eindringling. Er sollte mit allen Mitteln geschädigt werden durch Widerstand beim Einrücken, durch Abschießen einzelner Offiziere und Patrouillen, durch Zerstörung von Kunstbauten an den rückwärtigen Verbindungen, durch Spionage usw. — Da für die inaktive Bürgerwehr weder Ausrüstung noch Waffen von der Regierung bereitgestellt worden waren, erging für sie der belgische Aufruf: „Jede Waffe ist gut, Jagdgewehr, Revolver, Dolchmesser, Sense ist gut." Dies hatte zur Folge, daß die nicht aktive Bürgerwehr den Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung nicht entsprach, daß namentlich weder „an der Spitze der einzelnen Verbände ein für seine Untergebenen verantwortlicher Führer stand, noch daß die Kämpfer ein bestimmtes, aus der Ferne erkennbares Abzeichen trugen", von den anderen Verstößen gegen die Festsetzungen der Haager Landkriegsordnung ganz abgesehen. Damit waren sie als Freischärler — francireurs — gekennzeichnet und mußten die Folgen ihres gesetzwidrigen, meist heimtückischen Verhaltens für sich und für das Land, das sie verteidigen wollten, tragen. — Es ist bekannt, daß sich auch Greise, Weiber und Kinder in fanatischer Weise, namentlich von der wallonischen Bevölkerung, an den Kämpfen beteiligt haben.

In meinem Aufsatz „Von der Besetzung Belgiens" („Deutsche Rundschau", November 1919) hatte ich schon Gelegenheit, hierauf kurz hinzuweisen. Der Wert des Schwertfegerschen Werkes besteht vor allem darin, daß es die Hergänge mit dem ganzen einschlägigen Material unter Beifügung der belgischen Urkunden schildert. — Wenn es möglich sein sollte, daß in einer ferneren Zeit auch aus den Reihen unserer Feinde gewissenhafte Historiker sich über die Wahrheit unterrichten wollen, werden sie vielleicht ein gerechteres Urteil über die „Barbaren" fällen, als es bis dahin eine ebenso verlogene wie geschickte Mache gegen uns verbreitet hat. — Daß bei der Bekämpfung des belgischen Franktireurtums von den Deutschen aus erklärlicher Nervosität einzelne Mißgriffe entstanden sein können, wird ein objektiv Denkender begreifen, natürlich und entschuldbar finden, aber auch aus dem hier zusammengestellten Aktenmaterial erkennen, daß lediglich die belgischen Anordnungen dies hervorriefen, ja strenge Maßregeln deutscherseits den Ausschreitungen eines tückischen Feindes gegenüber ein Gebot der Selbsterhaltung waren. — Für die Beurteilung der sogenannten Kriegsverbrechen bietet das Werk wichtiges Material.

General v. Zwehl.

Der Weltkrieg 1914 bis 1919. Volkstümliche Darstellung des Krieges zu Lande, zur See, in den Schutzgebieten. Von Oberst Fr. Immanuel. Berlin 1920, E. S. Mittler und Sohn.

Der als rühriger Militärschriftsteller wohlbekannte Verfasser hat seine früheren Arbeiten über den Krieg bis zu dessen Ende und bis in die Friedensschlüsse hinein fortgeführt, sie wesentlich ausgestaltet und die Zusammenhänge zwischen den Ereignissen auf den einzelnen Kriegsschauplätzen dargelegt. Er lenkt die Aufmerksamkeit des Lesers auf das Ineinandergreifen von Krieg, Politik und Wirtschaftsfragen, übersieht in knapper Form Ursache und Wirkung. Bei alledem ist der Umfang eines handlichen Bandes nicht überschritten. Die Anschaulichkeit der Darstellung wird durch 63 Textskizzen und 5 beigefügte Karten in hohem Maße vermehrt. Eine Zeittafel der Hauptereignisse, ein Verzeichnis der Literatur über den Weltkrieg und ein Personen- und Ortsverzeichnis bilden eine sehr willkommene Zugabe. So ist nicht nur eine volkstümliche Darstellung des Weltkrieges entstanden, sondern zugleich ein vortreffliches, übersichtliches Nachschlagewerk, ein sicherer Führer durch das Labyrinth des Weltkrieges mit seiner mehr und mehr anschwellenden Literatur, ein Buch, das in hohem Maße willkommen ist.

Frhr. v. F.-L.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Kritik des Weltkrieges. Das Erbe Moltkes und Schlieffens im großen Kriege. Von einem Generalstäbler. 246 Seiten. Leipzig, K. F. Koehler. 1920.

Lucius von Ballhausen. — Bismarck-Erinnerungen. Von Freiherr Lucius von Ballhausen 590 Seiten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1920.

Ludassy. — Der Turm der Liebe. Wiener Roman von Julius Ludassy. 282 Seiten. Wien, J. Roller und Co. 1920.

Lüders. — Die Entwicklung der gewerblichen Frauenarbeit im Kriege. Von Dr. Marie-Elisabeth Lüders, Mitglied der Nationalversammlung. 54 Seiten. Sonderabdruck aus Schmollers Jahrbuch, 44. Jahrg. München, Duncker und Humblot. 1920.

Mauthner. — Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande. Band I. Von Fritz Mauthner. 658 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Mereau. — Das Blütenalter der Empfindung. Ein Roman von Sophie Mereau. Herausgegeben von Dr. Walther Hollander. 161 Seiten. München, Dreiländerverlag. 1920.

Meyer. — Die Reise in die Jugend. Von Alfred Richard Meyer. Illustriert von Walter Trier. (Der kleine Roman Nr. 22.) 31 Seiten. Berlin, H. S. Hermann und Co.

Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten. Finnland. Im Anfang des XX. Jahrhunderts. 672 Seiten. Helsingfors, Druckerei der Finnischen Literaturgesellschaft. 1919.

Montesquieu. Betrachtungen über die Universalmonarchie in Europa. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6102.) 47 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Moser. — Geschichte der deutschen Musik von den Anfängen bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Von Hans Joachim Moser. Band I. 519 Seiten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1920.

Much. — Deutsche Stammeskunde. Von Prof. Dr. Rudolf Much. (Sammlung Göschen.) 139 Seiten. Berlin, Vereinigung wissenschaftl. Verleger. 1920.

Mühsam. — Worte an meine Tochter. Von Paul Mühsam. 121 Seiten. Dresden, Gotthold Rödel und Co. 1920.

Nani. — Ein venezianischer Gesandtschaftsbericht über das Frankreich Mazarins. Von Battista Nani. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6103.) 85 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Neumann. — Die deutschen Luftstreitkräfte im Weltkriege. Von Georg Paul Neumann. 600 Seiten. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1920.

Oeftering. — Der Umsturz 1918 in Baden. Von W. E. Oeftering. 304 Seiten. Konstanz in Baden, Reuß und Itta. 1920.

Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie des Menschen und der Tiere. Sonderabdruck aus dem 181. Band: Fritz Schanz, Versuche über die Wirkung der ultravioletten Strahlen des Tageslichtes auf die Vegetation. Berlin, Julius Springer. 1920.

Plehn. — Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung. Von Hans Plehn. 381 Seiten. München, R. Oldenbourg. 1920.

Poeck. — Die göttliche Molli. Ein Studentenroman von Wilhelm Poeck. 283 Seiten. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1920.

Pribilla. — Wirkungen und Lehren der Revolution. Von Max Pribilla, S. J. (Flugschriften der „Stimmen der Zeit". Herausgegeben von der Schriftleitung. 18. Heft.) 32 Seiten. Freiburg i. Br., Herder und Co., G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung. 1920.

Racine. — Britanicus. Trauerspiel von Racine. Für die deutsche Bühne bearbeitet von August Bertuch. 96 Seiten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlg. Nachf. 1920.

Raff. — Die Georgine. Roman von Helene Raff. 136 Seiten. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1920.

Rainer. — Unterm Haunold. Die Geschichte einer Kindheit in Tirol. Von Paul Rainer. 157 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1920.

Ramm. — Aus Luft durch Kohle zum Stickstoffdünger; vom Stickstoffdünger zu Brot und reichlicher Nahrung. Von Dr. E. Ramm. 32 Seiten. Oldenburg i. O., Gerhard Stalling. 1920.

Raschdau. — Die politischen Berichte des Fürsten Bismarck aus Petersburg und Paris. (1859–1862.) Herausgegeben von L. Raschdau, Gesandter a. D. 1. und 2. Band. Berlin, Reimar Hobbing. 1920.

Reichsgesetz über das Reichsnotopfer vom 31. 12. 1919. Textausgabe mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben von Karl Pannier. 56 Seiten. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6096.) Leipzig, Philipp Reclam jun.

Reichsabgaben-Ordnung vom 13. 12. 1919 nebst dem Gesetz über Steuernachsicht vom 3. Januar 1920. Textausgabe mit ausführlichem Sachregister. Herausgegeben von Karl Pannier. 213 Seiten. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6093–6095.) Leipzig, Philipp Reclam jun.

Rein. — Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika. Mit einer Einleitung herausgegeben von Dr. Adolf Rein. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6106.) 56 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Reiners. — Aus Rucksack und Mappe. Von Franz Reiners, Ratzeburg. 112 Seiten Bad Nassau (Lahn) und Winnenden-Stuttgart, Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur.

Roselieb. — Der Erbe. Roman von Hans Roselieb. (Firnim Coar.) 593 Seiten. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1920.

Roselieb. — Peter Hille. Eine Dichterseele. Von Hans Roselieb. (Firmin Coar.) (Lebensbilder aus Westfalen und Niedersachsen. Band 2.) Dortmund, Verlag von Gebrüder Lensing. 1920.

Rosenthal. — Schauspieler. Aus deutscher Vergangenheit von Friedrich Rosenthal. (Amalthea-Bücherei.) 112 Seiten. Zürich, Amalthea-Verlag. 1919.

Rosenzweig. — Hegel und der Staat. Erster Band. Lebensstationen. 252 Seiten. München, R. Oldenbourg. 1920.

Rothmund. — Das stumme Klavier. Roman von Toni Rothmund. 182 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Sanders. — Fünf Jahre Türkei. General der Kavallerie Liman von Sanders. 408 Seiten. Berlin, August Scherl G. m. b. H.

Sapper. — Natur und Lebensbedingungen in tropischen und tropennahen Gebieten. Ein praktischer Ratgeber von Dr. Karl Sapper. 124 Seiten. Hamburg, L. Friedrichsen und Co. 1920.

Scheffler. — Sittliche Diktatur. Von Karl Scheffler. Ein Aufruf an alle Deutschen. Herausgegeben vom Deutschen Werkbunde. 23 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlags Anstalt.

Schlesinger. — Begegnung. Von Paul Schlesinger. Illustriert von Charlotte Berend (Der kleine Roman. Nr. 17.) 31 Seiten. Berlin, H. S. Hermann und Co. 1920.

Schmitt. — Die Wiederaufrichtung Europas. Von Ernst Schmitt. 68 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1920.

Schmitt. — Hochzeit. Roman von Ernst Schmitt. 250 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1920.

Schmitt. — Im Anfang war die Kraft. Eine Niederschrift. Von Ernst Schmitt. 132 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1920.

Schmitt. — Das Jahr. Sonette von Ernst Schmitt. 66 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1920.

Scholl. — Der Roßtäuscher Band I und II. Roman von Emil Scholl. München, Georg Müller 1920.

Scholz. — Der Kopf im Fenster. Unheimliche Geschichten von Wilhelm von Scholz. Illustriert von Edmund Fürst. (Der kleine Roman Nr. 23.) 31 Seiten. Berlin, H. S. Hermann und Co.

Schrempf. — Vom öffentlichen Geheimnis des Lebens. Von Christoph Schrempf. 168 Seiten. Stuttgart, Fr. Frommann (H. Kurtz). 1920.

Schücking. — Ein Jahr auf Oesel. Beiträge zum System Ludendorff. Von Lothar Schücking. 114 Seiten. Berlin-Steglitz, Verlag von Fritz Würtz. 1920.

Schulpolitik und Volksbildung. Osterwieck-Harz, A. W. Zickfeld. 1 20.
Heft 1. Die pädagogische Fakultät. Von Dr. Oskar Kutzner.
Heft 2. Aufbauschule und deutsche Oberschule. Von Dr. O. Karstädt.
Heft 3. Ein einheitlicher Lehrerstand. Von J. Tews.
Heft 4. Die Volkshochschule im Lichte allgemeiner Bildungs- und Menschheitsfragen. Von H. Harms-Plön.

Schumacher. — Kulturpolitik. Von Fritz Schumacher. 218 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1920.

Schürer. — Drohender Frühling. Von Oskar Schürer. (Die neue Reihe.) 57 Seiten. München-Pasing, Roland-Verlag. 1919.

Schüßler. — Deutsche Geschichtsquellen des XIX. Jahrhunderts. Die Tagebücher des Freiherrn Reinhard von Dalwigk zu Lichtenfels aus den Jahren 1860—71. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Schüßler. 535 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Siegert. — Funken aus der Luftwaffen-Schmiede. Oberstlt. a. D. Siegert. 155 Seiten. Berlin, Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H. 1920.

Smekal. — Altwiener Theaterlieder. Herausgegeben von Richard Smekal. 183 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H. 1920.

Steinberg. — Der kleine Spiegel. Prosastücke von S. D. Steinberg. 85 Seiten. Zürich, Max Rascher und Co. 1919.

Stern. — Zar Hardt und das deutsche Nationaltheater zu Weimar. Eine Zeit- und Streitschrift. Von Dr. Albert Stern. 12 Seiten. Weimarischer Verlag G. m. b. H. 1920.

Steven. — Gott und die Wahrheit. Lebensbild von Agnes Freifrau von Hermann. Von Maria Stanisla Steven O. S. B. 131 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1920.

Stiehl. — Die Baukunst, ein Werkstein zum Neuaufbau des deutschen Geistes. Von Otto Stiehl. 32 Seiten. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Storm. — Ein Doppelgänger. Novelle von Theodor Storm. (Nr. 6082. Reclams Universal-Bibliothek.) 84 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Storm. — Gedichte. Von Theodor Storm. (Nr. 6080, 6081. Reclams Universal-Bibliothek.) 152 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Storm. — Im Schloß. Veronika. Zwei Novellen. Von Theodor Storm. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6108.) 88 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Strindberg. — Anno Achtundvierzig. Von August Strindberg. Uebertragen von Emil Schering. (August Strindbergs Werke.) 62 Seiten. München, Georg Müller. 1920.

Südamerika und die deutsche Auswanderung. Herausgegeben im Auftrage der „Deutschen Kulturpolitischen Gesellschaft" und ihres „Instituts für Auslandkunde und Auslanddeutschtum" von Hugo Grothe. (Sonderheft von Deutsche Kultur in der Welt.)

Tappen. — Bis zur Marne 1914. Beiträge zur Beurteilung der Kriegführung bis zum Abschluß der Marne-Schlacht. Von Generallt. z. D. Tappen. 32 Seiten. Oldenburg i. O., Gerhard Stalling. 1920.

Trebitsch. — Das verkaufte Lächeln. Von Siegfried Trebitsch. Illustriert von Rob. L. Leonard. (Der kleine Roman Nr. 24.) 29 Seiten. Berlin, H. S. Hermann und Co. 1920.

Umsatzsteuergesetz für das Deutsche Reich vom 24. Dezember 1919. Textausgabe mit ausführlichem Sachregister. Herausgegeben von Karl Pannier. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6097.) 66 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Urkull. — Lucie Vertiér. Ein Roman in Briefen von Woldemar von Urkull. 222 Seiten. Dresden, Lehmann'sche Verlagsbuchhandlung (Lehmann und Schulze). 1920.

Verkade. — Die Unruhe zu Gott. Erinnerungen eines Maler-Mönches von Willibrord Verkade, O. S. B. 262 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1920.

Viebig. — Das rote Meer. Roman von Clara Viebig. 292 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1920.

Voß. — Aus einem phantastischen Leben. Erinnerungen von Richard Voß. 494 Seiten. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1920.

Wagenführ. — Neues will werden! Professor Dr. Robert Wagenführ. 224 Seiten. Hannover, Helwigsche Verlagsbuchhandlung. 1920.

Wallenstein. — Von Paul Wiegler. 427 Seiten. (Menschen in Selbstzeugnissen und zeitgenössischen Berichten.) Berlin, Ullstein und Co.

Walser. — Studien zur Weltanschauung der Renaissance. Von Ernst Walser. 37 Seiten. Basel, Benno Schwabe und Co. 1920.

Wegener. — Der Zaubermantel. Erinnerungen eines Weltreisenden. Georg Wegener. 364 Seiten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1920.

Wehberg. — Der Völkerbund-Vorschlag der deutschen Regierung. Eingeleitet von Dr. Hans Wehberg. (Deutsche Liga für Völkerbund. Elfte Flugschrift.) 19 Seiten. Berlin, Hans Robert Engelmann. 1920.

Weiss. — Entwurf einer allgemeinen Entwicklungsgeschichte. Von Dr. Berthold Weiss. 48 Seiten. Berlin, Max Schildberger (Inh. Arthur Schlesinger) Verlag. 1920.

Weiss. — Die Entwicklung der Energie. Von Dr. Berthold Weiss. 40 Seiten. Berlin, Max Schildberger (Inh. Arthur Schlesinger) Verlag. 1920.

Weiss. — Die Entwicklung in der Kunst und ihr Ende. Von Dr. Berthold Weiss. 32 Seiten. Berlin, Max Schildberger (Inh. Arthur Schlesinger) Verlag. 1920.

Wenig. — Kriegs-Safari. Erlebnisse und Eindrücke auf den Zügen Lettow-Vorbecks durch das östliche Afrika. Von Richard Wenig. 250 Seiten. Berlin, August Scherl G. m. b. H.

Wilde. — Das Gespenst von Canterville. Von Oskar Wilde. Illustriert von A. M. Cay. (Der kleine Roman Nr. 26.) 29 Seiten. Berlin, H. S. Hermann und Co.

Wolpert. — Die einzige Seele. Sonntagslesungen von Leo Wolpert. 202 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1920.

Wundt. — Die deutsche Philosophie und ihr Schicksal. Von Max Wundt. (Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus.) 31 Seiten. Erfurt, Verlag der Keyserschen Buchhandlung. 1920.

Wynen. — Die Rechts- und insbesondere die Vermögensfähigkeit des Apostolischen Stuhles nach internationalem Recht. Von Arthur Wynen. (Das Völkerrecht, Heft 8 und 9.) 119 Seiten. Freiburg i. Br., Godehard Jos. Ebers. 1920.

Zabel. — Goethe und Napoleon. Versuch zur künstlerischen Lösung eines wissenschaftlichen Problems von Eugen Zabel. 40 Seiten. Berlin, Staatspolitischer Verlag G. m. b. H. 1920.

Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. — Die deutsche Schulreform. Ein Handbuch für die Reichsschulkonferenz. Herausgegeben vom Zentralinstitut für Erziehung u. Unterricht. 331 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1920.

Ziegler. — Gestaltwandel der Götter. Von Leopold Ziegler. Berlin, S. Fischer Verlag. 1920.

Zimmermann. — Lieder eines Erwachten. Von Paul Zimmermann. 16 Seiten. Berlin, Verlag Waltenberg und Graetz.

Zschokke. — Wer regiert denn? Von Heinrich Zschokke. Illustriert von Max Fabian. (Der kleine Roman. Nr. 21.) 47 Seiten. Berlin, H. S. Hermann und Co. 1920.

Zweig. — Angst. Von Stephan Zweig. Illustriert von Ludwig Kainer. (Der kleine Roman. Nr. 19.) 47 Seiten. Berlin, H. S. Hermann und Co. 1920.

1915—1918. Zum dreijährigen Bestehen des Camp-Theaters Knockaloe (Insel Man), März 1918. Leipzig, E. Rohmkopf.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Wilmersdorf.
In Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Allgemeinste Geschichte des Lebenden

Von

Victor Franz

Gewiß, in „Makrokosmos und Mikrokosmos", dem Entwurf einer Kosmos- und Erdgeschichte im Augustheft 1919 dieser Zeitschrift, tritt das Leben auf der Erde doch etwas wie ein Deus ex machina in die Erscheinung. Nicht verwundern kann mich die Frage: soll wirklich alles das, was lebend und beseelt ist, aus rohen Stoffen und Kräften hervorgegangen sein? Die Antwort sollen die folgenden Zeilen für das sinnlich Wahrnehmbare am organischen Leben bringen. Einem kürzeren späteren Beitrag mag vorbehalten sein, darzulegen, wie wir uns nach bestem Wissen der Gegenwart in das Problem des Seelischen hineinfinden.

Die Geschichte der Organismen muß der Hauptsache nach als Geschichte der Gestalten der Organismen geschrieben werden, wie denn überhaupt die morphologische Betrachtung der Organismenwelt die älteste und für jedermann zuerst gegebene ist und bestehen wird, solange wir Augen haben, die zahlreichen Organismenformen zu sehen.

Gleichwohl muß die allgemeinste Geschichte der Organismenwelt im wesentlichen als Geschichte der Lebensbetätigungen geschrieben werden, läuft also mehr in physiologischen Gedankengängen als in morphologischen, und zwar anfangs, wo sie den Hervorgang des Lebenden aus dem Unbelebten und die ursprünglichsten Lebensbetätigungen behandelt, in biochemischen und biophysikalischen, da Chemie und Physik die Wissenschaften von den Gesetzen des Unbelebten sind; später aber, wo das Ziel der Physiologie, die Physik und Chemie der Organismen zu sein, in immer weitere Ferne rückt, in allgemein-biologischen.

Eine allgemeine und zugleich ausschließliche Eigenschaft aller Organismen ist ja erstens ihr Besitz an in Wasser gelösten Eiweißstoffen und an komplizierten organischen Stoffen überhaupt, also ein chemisches Kennzeichen. Wir haben uns also zu fragen, wie solche Stoffe aus denen des Unbelebten entstehen konnten. Eine zweite allgemeine Eigenschaft aller Organismen ist ihr Stoffwechsel, also eine Tätigkeit, etwas durchaus Physiologisches. Wir müssen zu beantworten versuchen, wie er zustande kommen und sich fortdauernd er-

halten kann. Das dritte Gemeinsame aller Organismen und wiederum ausschließlich ihnen Zukommende ist zwar etwas Morphologisches: alle lebende Substanz, die wir kennen, besteht aus mikroskopisch wahrnehmbaren Zellen. Aber auch die Zellenlehre oder Zytologie handelt nicht von den äußeren Gestalten der Organismen, nicht von der Gestaltung ihres Innern, sondern eben von ihrer Feinstruktur, also in gewissem Sinne von der Zusammensetzung ihres Stoffes. Wir müssen uns nach der möglichen Entstehungsweise der Zellen fragen, ergründen aber hierbei so wenig etwas über die Entwicklung besonderer Gestalten, wie uns die Zusammensetzung des Granits aus Feldspat-, Quarz- und Glimmerkristallen unterrichten könnte über die Entstehung der mächtigen Quaderfelsblöcke aus Granit, die wir zum Beispiel im Riesengebirge antreffen.

Anderweitige so allgemeine und zugleich ausschließliche Eigenschaften der Organismen gibt es kaum, denn Wachstum zum Beispiel unter Einhaltung bestimmter Formen ist auch Kristallen eigen, und von Fortpflanzung könnte man zum Beispiel auch da sprechen, wo eine Sonne Planeten abschleudert. Natürlich müssen wir auch diese und ähnliche Begriffe, auf Organismen angewandt, in deren allgemeinster Geschichte aus den Vorgängen des Unbelebten ableiten; aber auch dabei bewegen wir uns auf dem Gebiete der Betätigungen, des Physiologischen.

In den Gestalten der Organismen herrscht dagegen der größte Wechsel. Soweit hierüber dennoch Allgemeinstes ausgesagt werden kann, kann dies nur vom Werden der Gestalten, vom Hervorgang der neuen und insbesondere von der allmählichen Zunahme an Kompliziertheit und von der Vervollkommnung handeln, also von den Gesetzen der Gestaltung, nicht von irgendwelchen Gestalten selbst.

Aufgabe der allgemeinsten Geschichte der Organismen ist es daher, ein Gedankenbild zu entwerfen von den Vorgängen, die von der Herausbildung der ersten kennzeichnenden Organismeneigenschaften hinaufführten bis zu der bei heutigen Organismen so häufigen, scheinbar zielstrebigen Reizbeantwortung durch zweckmäßige Gestaltung. Soweit es gelingt, dabei die ganze Breite des Denkmöglichen im Auge zu behalten oder wenigstens bei anschaulicheren Einzelvorstellungen dessen innezubleiben, daß sie nur denkmögliche Beispiele sind, ist ein solches Gedankenbild nicht einmal hypothetisch.

1. Die Urzeugung als Forderung der Organismengeschichte

Lebensanfänge können in der Gegenwart nicht mehr gesucht werden. Denn heute gähnt zwischen Lebendem und Nichtlebendem eine weite Kluft. Eiweißstoffe, die hochkomplizierten Grundstoffe aller Organismen, oder auch nur einfachere organische Stoffe, das heißt komplizierte Kohlenstoffverbindungen kommen im Unbelebten nicht vor, außer in abgestorbenen Organismen oder als Reste von solchen.

Alles Lebende entsteht aus Lebendem durch Teilung oder Geburt. Aristoteles' Annahme, daß einfacher beschaffene Tiere bis etwa zu Aalen und Fröschen elternlos aus Wasser und Erde durch Sonnenwärme hervorgehen könnten oder gar müßten, weil der Flußaal nie sich fortpflanze, konnte nach tausendfältigen Erfahrungen als widerlegt gelten, lange bevor man um 1900 die Laichwanderung des Aals zum Meere kennen lernte. Der Urzeugungsglaube, ein unmittelbarer Ausfluß des uralten Entwicklungsgedankens, wurde zwar neu belebt im Hinblick auf die von Leeuwenhoek 1765 entdeckten Infusionstierchen, und in ihm schuf Lorenz Oken, der ebenso kenntnis- wie phantasiereiche vergleichende Anatom und rastlose Pionier des Entwicklungsgedankens, 1805 für diese Wesen den Namen „Urtiere": am Meeresstrande, wo Wasser mit Erde und Luft sich berühren, entstehe Urschleim, oxydierter gewässerter Kohlenstoff, und aus Schleimpunkten würden die Infusorien, aus Infusorien aber bestünden alle Tiere und Pflanzen. Ähnlich Jean Jacques Lamarck um 1815. So suchte der richtig gefühlte Entwicklungsgedanke nach anschaulichen Vorstellungen und griff nach den neuentdeckten, ihrem Wesen nach erst ungenau bekannten Naturobjekten wie nach Handhaben, während gute Beobachter des Kleinlebens, wie der ungelehrte Leeuwenhoek selbst, nichts für Urzeugung Sprechendes fanden, vielmehr die starke Vermehrung der Infusorien kannten; so auch Spallanzani um 1768, der unter anderem die Übertragung ihrer Lebenskeime durch die Luft oder den Staub richtig vermutete, die später Ehrenberg, Schwann, Helmholtz und 1862 Pasteur teils durch den Nachweis der Infusionstierchen im Staub und Regen, teils durch den Erfolg der Sterilisierung mit Hitze zur Gewißheit machten. Auch für die noch kleineren Fäulniserreger, die Bakterien, war damit dasselbe erwiesen, während es hinsichtlich der Eingeweidewürmer durch die Auffindung ihres vollständigen Entwicklungslaufs geschah. So wurde nach und nach dem Urzeugungsglauben die letzte Möglichkeit, Stützpunkte im Rätselhaften zu finden, genommen. Höchstens, daß es Organismen gäbe, so klein, daß kein Mikroskop sie zeigte, und sie an die Größe der Eiweißmoleküle herankämen, und daß solche noch in der Gegenwart durch Urzeugung entstünden, konnte man vielleicht annehmen, bis Molisch mit dem um die Jahrhundertwende erfundenen Ultramikroskop feststellte, daß es ultramikroskopische Organismen, die nicht auch das Mikroskop zu zeigen vermöchte, offenbar nicht gibt[1]).

Nägeli glaubte noch in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts an die gegenwärtige Entstehung von einfachen, nach heutigem Sprachgebrauch „ultramikroskopisch" kleinen Organismen. Die Mehrzahl der Forscher hat indessen schon um jene Zeit die Annahme, daß heute noch Lebewesen durch Urzeugung entstünden, fallen gelassen; um so mehr aber machte man sich seither klar, daß einst, in der Vorzeit, Organismen aus dem Unbelebten entstanden sein müssen, da sie auf dem noch feurigheißen Erdball nicht leben konnten und die Natur keine Sprünge macht. Mit dieser Forde-

[1]) Botanische Zeitung 1908.

rung trat an die Stelle des Urzeugungsglaubens die wissenschaftliche Urzeugungslehre. Sie wurde in diesem Sinne von Haeckel 1866 und späterhin ausgesprochen, auch mit dem von Nägeli, 1884, stammenden Wort: „Die Urzeugung leugnen heißt das Wunder verkünden." Der Urzeugungsglaube Nägelis hatte damit die Bedeutung gewonnen, zur scharfen Erfassung des Urzeugungsbegriffes zu verhelfen, und führte die Vorstellung einer ehemaligen natürlichen Entstehung des Lebens aus Unbelebtem zum Siege über das oft gedankenlos hingesprochene Wort Schöpfung.

Unterdessen wollen zwar bis heute noch die Versuche nicht ganz aufhören, in überraschenden neuen Entdeckungen das Bindeglied zwischen Anorganischem und Organischem zu finden; wie einst nach Galvanis Entdeckung der elektrischen Wirkungen am Froschschenkel, um 1790, die Elektrizität bei Alexander von Humboldt in den Verdacht kam, die Lebenskraft zu sein, so glaubten neuerdings manche allerdings kleinere Geister nach der Entdeckung der hohen Bedeutung von kolloidalen Lösungen, jenen oft mehr oder weniger zähflüssigen Mitteldingen zwischen Aufschwemmungen und echten Lösungen, wie Gelatinelösung, Leim, in ihnen des Rätsels Lösung zu finden, indem sie aus ihnen organismenähnliche, insbesondere teils zellen-, teils pflanzenähnliche Gewächse entstehen und eine Zeitlang wachsen ließen. So verkündeten Mitläufer der Forschung, wir seien durch Stéphane Leduc, der um 1906, alte Traubesche Versuche verbessernd, zierliche Gelatinegewächse hervorrief, von der künstlichen Erzeugung von Lebewesen aus Leimlösungen durch Diffusionsvorgänge nicht mehr fern; Martin Kuckuck schrieb 1907 ein Buch über „die Lösung des Problems der Urzeugung"; er behandelte Gelatine durch elektrische Jonisation. Auch das Radium mußte außer durch seine anderen wunderbaren Eigenschaften durch die scheinbare Erzeugung von Organismen überraschen: John Buttler Burke erzielte 1905 solche durch Bestäubung von Bouillongelatine mit Radiumsalzen und hielt die an Bakterienkulturen erinnernden Gebilde etwa für halb lebend; O. Lehmann, dessen flüssige und „scheinbar lebende" Kristalle ganz gewiß ebenso wichtig für die Wissenschaft wie schön für das Auge sind, sprach 1906 aus: „Alle Materie lebt", übte aber immerhin in dieser Frage einige Zurückhaltung, während 1917 der greise Haeckel in seinem letzten Werke „Kristallseelen", zwei Jahre vor seinem Ableben, die flüssigen Kristalle Lehmanns als wirklich lebende Gebilde ansprach, die die Scheidewand zwischen unbelebtem Stoff und lebenden Organismen endgültig aufhöben. Möglich, daß auch weiterhin neue Entdeckungen zu ähnlichen Hoffnungen erkühnen werden, die aber, wenn die Geschichte der Forschung irgendetwas lehren kann, stets verfehlt sein werden wie die bisherigen.

2. Die Entstehung des organischen Stoffes

Zudem fehlt allen diesen „künstlichen Lebewesen" einmal der Hervorgang organischer Stoffe aus anorganischen und als Wesentlichstes nicht etwa die

Fortpflanzung — die wäre nicht so wichtig, da schließlich auch Lebendes ohne Fortpflanzung und ohne Tod denkbar wäre —, sondern der Stoffwechsel. Diese Schwierigkeit war auch in der Haeckelschen Urzeugungslehre kaum erkannt, in welcher zum ersten Male versucht wurde, von der notwendigen einstigen „Urzeugung", Generatio spontanea oder aequivoca, Autogonie oder Abiogenesis, bestimmtere Vorstellungen zu erlangen. Diese gingen im Grunde nicht weit hinaus über das, was Oken und was Lamarck, der sich als Urzustand des Lebenden eine zähflüssige Masse dachte, für die Urzeugung in der Gegenwart angenommen hatten, und führen zu allgemeinsten Anschauungen über die Entstehung des organischen Stoffes.

„Organische" Stoffe im allgemeinsten Sinne nennt man zwar heute nicht mehr bloß die, die ausschließlich in Organismen vorkommen, sondern vielmehr alle Kohlenstoffverbindungen, nachdem 1818 Wöhler den Harnstoff und um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Kolbe die Essigsäure, Berthelot Fette und andere Chemiker noch zahlreiche anderweitige „organische Stoffe", das heißt zuvor nur aus Organismen bekannte Kohlenstoffverbindungen aus anorganischen hatten herstellen können, und damit die trennende Schranke zwischen der „organischen" oder Organismenchemie und der anorganischen Chemie gefallen ist. Denn der Kohlenstoff ist gewissermaßen das Grundelement auch der kompliziertesten organischen Stoffe und ist es geworden dank seiner einzig dastehenden Neigung zum Eingehen überaus zahlreicher und überaus komplizierter Verbindungen mit anderen Stoffen, Verbindungen, die aber wegen ihrer Kompliziertheit auch stark zum Zerfall neigen. Zahlreiche Kohlenstoffverbindungen, wie viele Fette, Kohlehydrate und zahlreiche andere, unter denen die kompliziertesten die Eiweißkörper sind, sind ja großenteils auch heute noch nur aus Organismen oder Organismenresten bekannt. Da nur die wenigsten und allereinfachsten Kohlenstoffverbindungen in der unbelebten Natur ohne Zutun des Menschen entstehen, wie das Methan in Vulkangasen und ebendort die auch in der Luft reichlich vorhandene Kohlensäure, während zum Beispiel aller kohlensaure Kalk, der ganze Gebirge bildet, von Organismen herstammt, so drängt sich die Frage auf, auf welche Weise einst kompliziertere organische Stoffe entstehen konnten — gleichviel ob solche, die der Mensch heute auch im Laboratorium synthetisch darstellt, oder solche, mit denen dies, wie mit Eiweißstoffen, noch nicht gelungen ist.

Ernst Haeckel lehrte nun in der „Generellen Morphologie", 1866: in einer Flüssigkeit hätten sich aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff eiweißartige Moleküle gebildet, die durch Anziehung von ihresgleichen zu den ersten Organismen, Moneren, heranwuchsen, die noch nicht Zellen sind.

Dieser ersten, noch fast tautologischen Urzeugungslehre, die, wie gesagt, nur die stoffliche, chemische Seite des Problems behandelt, fügen sich die folgenden meist ungefähr ein. Die Cyanhypothese Eduard Pflügers, des bedeutenden Physiologen, 1875, läßt freilich schon in der Hitze des noch

ganz oder teilweise glühenden Erdballs als erste organische Stoffe aus Kohlenstoff und Stickstoff Cyan entstehen, einen wichtigen Bestandteil der Eiweißstoffe sowie ihrer Zersetzungsprodukte, sofern jene sich noch im Bestand des Organismus befinden, und aus Wasser und Kohlenstoff unter Mitwirkung der Hitze Kohlenwasserstoffe, aus dem Cyan durch Zutritt von Wasserstoff und Sauerstoff Cyansäure, die schon dem Eiweiß lebender Wesen in Polymerisationsneigung, Zersetzbarkeit, sonstigem Chemismus und Gerinnbarkeit ähnlich ist, aus ihr oder ähnlichen Verbindungen unter Vervielfältigung — Polymerisation — des Moleküls und Angliederung von Teilchen anderer, etwa gleichzeitig aus dem Unbelebten durch Zusammengruppierung entstandener Stoffe, wie Kohlenwasserstoffe, immer kompliziertere Verbindungen, aus diesen nach Abkühlung des Erdballs unter Mitwirkung von Wasser, Sauerstoff und Salzen die Eiweißstoffe. Nach F. J. Allen, 1899, konnten auf der bereits abgekühlten Erde die durch den Blitz wie heute noch entstehenden Stickstoffwasserstoff- und Stickstoffsauerstoffverbindungen durch den Regen in die damals an Kohlensäure und Metallsalzen noch reicheren Gewässer gespült werden, sich hier dank diesem Überfluß an Baustoffen unter Mithilfe der Sonnenenergie mit anderen Stoffen zu den komplizierteren Stoffen, die wir organische nennen, und schließlich zum Lebensstoff verbinden. Rülf lehrt in der Zeitschrift für allgemeine Physiologie, Band 6, 1907, es hätten vielleicht ehemalige hohe elektrische Spannungen in der Atmosphäre, wie sie heute noch in den blitzdurchzuckten Rauchwolken der Vulkane abgeschwächt auftreten, als erste organische Verbindungen Kohlenwasserstoffe, Kohlehydrate erzeugt, wie solche heute durch die stille elektrische Entladung in Walter Löbs Experiment und außerdem nur noch in der grünen Pflanze unter Mithilfe der Lichtschwingungen entstehen, und ferner ihnen einfache Stickstoffverbindungen angegliedert, was schon zur Bildung eiweißähnlicher Körper führte.

Kurzum, die Vorstellung, das heute in der Natur nicht entstehende und auch künstlich noch nicht hergestellte Eiweiß — der 1919 verstorbene Emil Fischer kam um 1906 bis zu den schon sehr eiweißähnlichen Peptiden — könne ehedem in der Natur entstanden sein unter Bedingungen, die heute nicht mehr obwalten, hält vor der Chemie stand. Begonnen haben kann der Vorgang schon örtlich auf dem noch heißen Erdball, vielleicht sogar bei jener Katastrophe, aus der die Sonne hervorging; geendet haben muß er erst nach erfolgter Abkühlung der Erdoberfläche, da bei 40 Grad Wärme alles gelöste Eiweiß gerinnt.

Der Vorgang kann also unermeßlich lange gedauert haben, und seine wenigstens erheblich lange Dauer ist gewiß wahrscheinlicher als eine mehr oder weniger rasche Entstehung organischer Stoffe aus anorganischen, wie es in Haeckels Urzeugungslehre nicht gerade ausgesprochen, aber doch wohl gemeint war oder jedenfalls darin gelesen werden kann.

War nun der erste organische Stoff — oder war das erste entstandene Eiweiß schon lebend?

3. Die Entstehung des beständigen Stoffwechsels

Am leichtesten macht man sich zwar die Beantwortung der Frage nach der Entstehung des Lebens aus dem Unbelebten, wenn man im Sinne von Preyers durch Verworn dem Gedächtnis der gegenwärtigen Generation übermittelter Hypothese oder Dialektik aus dem Jahre 1880 sagt, die ganze feurigflüssige Masse des Erdkörpers war ein einziger riesiger Organismus, und die mächtige Bewegung in ihm war sein Leben. In dieser Lehre lebte zum letzten Male die alte Makrokosmosauffassung des sechzehnten Jahrhunderts auf. Die ersten festen Massen, führte Preyer aus, die sich bei der Abkühlung bildeten, seien die ersten toten oder anorganischen Substanzen gewesen. In dieser Weise wäre immer mehr vom Erdball gestorben, bis die allmählich entstandenen, chemisch hoch komplizierten organischen Substanzen als das einzig Lebende übrig blieben! Das hieße etwa, ein Fluß fange nicht an seiner Quelle an, sondern schon in den Wolken, aus denen es regnet, und in dem Ozean, aus dem der die Wolken bildende Wasserdampf aufsteigt. Mit anderen Worten: man darf gewiß nicht über der Beschreibung eines Flußsystems den Kreislauf zwischen Wasser und Wolke vergessen, aber auch hierüber nicht an dem Begriff Fluß irre werden. So muß auch das Leben aus Unbelebtem entstanden sein, und wir können und müssen uns nach dem Anfang des Lebens auf der Erde fragen. Daß man über ihn zwar schon rein begrifflich etwas verschiedener Meinung sein kann, daß einst Gebilde bestanden haben müssen, die eben erst den Begriff Leben zu rechtfertigen begannen, ist das Korn Wahrheit in der Preyerschen Anschauung, die sich übrigens auch bei C. G. Carus in Goethes Naturwissenschaftlichen Heften und bei Schelling findet; aber es ist nicht schwer, sich über den Punkt, von wo ab man ein Gebilde lebend nennen und ihm als einem Lebensanfang Aufmerksamkeit schenken will, einigermaßen einig zu werden.

Denn damit ein Stoff ein lebender genannt werden könne, erscheint es als das Wichtigste, daß er einem beständigen Stoffwechsel unterliege. Leben ist doch eine Tätigkeit, und der Stoffwechsel, diese Tätigkeit, ist für alles Lebende so kennzeichnend wie keine zweite. Erst die Herausbildung des beständigen Stoffwechsels stellt also den Vorgang dar, den man als Urzeugung bezeichnen könnte. Wenn bereits eine Vorstufe der Eiweißsubstanzen im beständigen Stoffwechsel stand, dann könnten wir mithin sagen, auch sie hätte schon gelebt. Ja, Leben würden wir selbst schon Anorganischem nachsagen, wofern es in beständigem Stoffwechsel stünde und dieser in wesentlich höherem Grade seine Eigentümlichkeiten ausmachte als zum Beispiel bei Flüssen oder beim Meer, die immerhin in ständigem Wasser-Stoffwechsel stehen. Doch kennen wir Anorganisches, das wir in diesem Sinne lebend nennen, nicht; selbst einer Flamme sagen wir nicht Leben nach, so vielfach der alte Vergleich des Lebens mit der Flamme auch zutrifft, der uns namentlich durch

Verworn gegenwärtig ist, und den Roux[1]) am eingehendsten gedankenreich ausspann. Seine Hauptpunkte liegen in der Formbeständigkeit der Flamme bei ständiger Verschiebung ihrer einzelnen Teilchen oder bei ständigem Stoffstrom oder Stoffwechsel. Wenn wir nun eine Flamme zwar nicht ein lebendes Wesen nennen, weil sie hinter den uns bekannten Lebewesen doch noch weit zurücksteht durch viel weniger komplizierten Aufbau, viel geringere Mannigfaltigkeit der Lebensbetätigungen und viel geringere Dauerfähigkeit im Laufe der Zeiten, so hat sie doch unbedingt viel größere Ähnlichkeit mit dem *ersten* Lebenden, das wir uns auf der Erde entstanden denken können.

Stoffwechsel besteht nämlich darin, daß die Zersetzung und Abscheidung der Stoffe *auf anderem Wege* erfolgt als ihre Neubildung. Damit ist der *Stoffstrom* gegeben, der alle Organismen gleichsam durchfließt, das *dynamische Gleichgewicht*, in welchem sich dauernd etwa eben so viel neubildet, wie ausgeschieden wird, während bloßer Wechsel zwischen Zersetzung von Stoff und seinem Wiederaufbau auf umgekehrtem Wege weder auf dauernde Erhaltung des organischen Stoffes hinauskäme, noch ein Stoffwechsel im Sinne der Biologie wäre, und nicht wie der Stoffwechsel der Organismen unter einseitigem Energieantrieb erfolgen könnte, sondern nur unter von Zeit zu Zeit gesetzmäßig sich umkehrendem.

An einem Beispiel machen wir uns den Stoffstrom des Urlebewesens klar: es habe sich eine gewisse Menge von einem organischen Stoff auf der Erdoberfläche unter Mitwirkung elektrischer Spannungen — um bei den Vorstellungen Rülfs zu verbleiben — gebildet aus dort vorhandenen noch einfacheren Stoffen. Die Zersetzung dieser Schicht möge aber nicht darin bestehen, daß sich der kompliziertere Stoff wieder in seine Bestandteile zerlegt und diese in die Erde zurückgehen, sondern der Sauerstoff der Luft reiße die Moleküle des komplizierteren Stoffes Stück für Stück ab und entführe sie, bis auf geringe Aschebestandteile, die vielleicht der Wind fortweht, in die *Atmosphäre*. Diesen Vorgang, der übrigens im Falle hoher Temperatur unter Aufleuchten der mit dem Sauerstoff abströmenden Materie als Flamme und teilweise unter Fortführung der Asche in Gestalt von Rauch erfolgen würde, würde man Oxydation, Verbrennung oder in der Sprache der Physiologie *Atmung* nennen — nicht zu verwechseln mit Atembewegungen. Durch ihn kann der einmal gebildete Stoff sich teilweise oder ganz wieder verflüchtigen. Aber unter geeigneten Bedingungen — etwa erneuten elektrischen Spannungen — beginnt seine Neubildung an der Stelle des alten aus den Stoffen des Erdreichs.

Wo zur vollständigen Verflüchtigung die Zeit bis zur wiedereintretenden Neubildung nicht ausreicht, da besteht die Schicht organischen Stoffes auf jener Stelle der Erde fortdauernd, und dieser somit fortdauernd sich erhaltende,

[1]) W. *Roux*, Die Entwicklungsmechanik, ein neuer Zweig der biologischen Wissenschaft. Vorträge und Aufsätze über Entwicklungsmechanik, Heft 1. Leipzig 1905.

dauernd sich neubildende, zugleich dauernd sich verflüchtigende Stoff wäre das, was man das erste Lebende nennen müßte, oder der Archivivus. Atmung und Ernährung nebst dem Übriglassen von Verbrennungsrückständen wären seine ersten Betätigungen. Sie bilden in der Tat ungefähr die denkbar einfachste Art von Stoffwechsel.

Doch könnte man das Bild zunächst etwa darin noch verallgemeinern, daß man den Urorganismus Stoffe nicht nur aus dem Erdreich, sondern außerdem auch aus der Luft aufnehmen ließe, wie ja auch heute ein Bestandteil der Luft, nämlich die Kohlensäure, CO_2, zur Nahrung der grünen Pflanze gehört, die bei Tageslicht aus ihr den Sauerstoff, O_2, freigibt, den Kohlenstoff, C, aber sich einverleibt und dadurch dessen Bestreben nach Vergrößerung der Moleküls gewissermaßen als baumeisterliche Initiative in sich aufnimmt. Auch hier erfolgt die Stoffaufnahme „auf anderem Wege" als die Stoffabgabe; denn die Stoffe der Pflanzenzelle, welchen sich dauernd Kohlenstoff aus der Luft anlagert, sind sicher ganz andere als die, welche atmen, das heißt denen der Sauerstoff der Luft ständig wieder Kohlenstoff entreißt, um mit ihm als Kohlensäure davonzueilen; letztere sind viel komplizierter, und zwischen ihnen und jenen liegen viele Zwischenstufen, auf denen die Kompliziertheit des Stoffes durch Anlagerung anderer Stoffe zunimmt.

Ferner sagten wir noch nichts über den Aggregatzustand des Archivivus aus: er kann fest, flüssig oder gasförmig gewesen sein, somit auch ebensowohl kalt wie feurig heiß. Er könnte also schon bestanden haben zu der Zeit des noch heißen Erdballs, wo ja, wie Pflüger darlegte, sich sogar schon die ersten organischen Stoffe bilden konnten, und wäre in diesem Falle vielleicht wirklich eine Flamme gewesen. Doch auch in diesem Falle hätte damals nicht der ganze Erdball gelebt, wie Preyer wollte; denn nicht für den ganzen Erdball war der Stoffstrom mit Ernährung von außen und Abscheidung nach außen kennzeichnend, sondern ein dynamisches Gleichgewicht solcher Art kann sich nur örtlich auf ihm gebildet haben.

Fragen wir uns nun aber, von wann ab der ständige Stoffwechsel oder der Archivivus-Zustand zusammenfiel mit der Zusammensetzung des Archivivus aus organischen Stoffen, insbesondere ob solche vor ihrem beständigen Stoffwechsel entstanden oder ob vielmehr die Substanz des Archivivus anfänglich unorganisch war und erst nachträglich zu organischer Substanz wurde, so erscheint ersteres wahrscheinlicher; denn Stoffwechsel dürfte am ehesten anknüpfen an die leichte Zersetzbarkeit organischer Stoffe und an die starke Neigung des Kohlenstoffs zur Angliederung anderweitiger Stoffe.

Es zersetzen sich ja nicht nur Eiweißstoffe, sondern zum Beispiel auch viele Fette und Kohlehydrate, wie die Stärke, sehr leicht, nicht nur unter Bakterienwirkung, die allerdings meist und ziemlich schnell das Zersetzungswerk vor unsern Augen vollzieht, sondern auch ohne sie, ganz besonders bei Hitze, demnächst aber auch sonst bei chemischen und physikalischen Einwirkungen, wenn die Stoffe nicht besonders bewahrt werden; das ist ja auch der Grund,

warum organische Stoffe in der unbelebten Natur außer als Reste von Organismen nicht vorkommen, und das Wunderbare an den Lebewesen ist, daß in ihnen die organischen Stoffe sich dank ständigem Stoffwechsel dauernd frisch erhalten.

Noch aus einem zweiten Grund dürfte der Stoffwechsel jüngeren Alters sein als die organische Substanz: letztere konnte zwar um so leichter und um so öfter entstehen, je reger noch die dafür geeigneten Vorgänge auf dem Erdball waren; die dauernde Erhaltung des dynamischen Stoffwechselgleichgewichts aber setzt wahrscheinlich die schon ruhigeren Verhältnisse eines etwas mehr abgeklärten Erdballs voraus.

Somit mag doch erst auf dem erkalteten Erdball das Leben entstanden sein, dessen Faden nicht wieder abriß, und wir können uns dessen organische Stoffe am ehesten bereits als solche vorstellen, die in Wasser gelöst, für ihre Erhaltung ans Feuchte gebunden und nicht hitzebeständig sein würden. Doch viele organische Stoffe können einst, ohne einen Augenblick gelebt — das heißt sich ergänzt — zu haben, sich wieder zersetzt haben, wie heute noch die künstlich dargestellten organischen Stoffe.

Die treibende Kraft des Stoffwechselstromes war vielleicht nicht von Anfang an, wie heute, die Sonnenenergie, sondern möglichenfalls Erdenergie. Denn wir befreundeten uns schon mit der Annahme, daß einst irdische elektrische Entladungen den Kohlenstoff vom Sauerstoff, mit dem er zu Kohlensäure verbunden ist, getrennt und damit sein Begehren nach Stoffangliederung geweckt haben mögen. Allmählich aber müssen dann daneben und schließlich an Stelle jener elektrischen Kräfte die Lichtschwingungen der Sonne zur treibenden Kraft geworden sein, ein Wechsel, der sich vielleicht in dem Maße vollzog, wie mit immer gemächlicher werdenden Erdvorgängen diese an Bedeutung zurücktraten gegenüber den Einwirkungen der Sonne.

4. Ursprünglichste Leistungen des Lebenden

Erste Gestaltung und Organbildung, Fortpflanzung, Wachstum, Vererbung, Variation, Regenerationsvermögen

Unwahrscheinlich ist, daß der Archivivus einst die ganze Erdoberfläche als einheitliche Schicht bedeckt hätte, denn niemals dürften dafür überall hinreichend gleichmäßige Bedingungen geherrscht haben. Vielmehr dürfte er an vielen Stellen in sehr verschiedenen Formen und Größenverhältnissen, nicht minder in verschiedener chemischer Beschaffenheit, mithin sozusagen in einer solchen Vielzahl von Arten entstanden sein, die fast seiner Individuenanzahl gleichkam.

Mit der Zeit, mit immer ruhiger und gleichmäßiger werdenden Daseinsbedingungen auf der Erdoberfläche und nach Aufhören neuer Urzeugungen, müssen sodann die Urlebensherde sich an Zahl vermindert haben, weil sie,

wie alles in der Welt, in einem gewissen Kampf ums Dasein stehen oder einer Auslese unterliegen, die immer einiges bestehen läßt, anderes vernichtet. Dies ist die mildeste Form vom Kampf ums Dasein, noch weit verschieden von Darwins struggle for life, eben diejenige, die auch alles Nichtlebende ständig durchmacht. Immerhin geht aus ihm das Überlebende oder beim Nichtlebenden das Überstehende schon als etwas spezieller Angepaßtes hervor, als es vordem war, weil nur das übersteht, was „dauerfähig" ist, oder was durch die erlittenen Einwirkungen dauerfähig wird. So könnte sich reines Eisen auf der Erdoberfläche nur dann erhalten, wenn es in hinreichend großen Klumpen vorhanden wäre, deren äußerste Schicht zu einer schützenden Rostkruste würde, während kleinere Eisenstückchen sich im Rost verzehren. So finden sich, worauf die Mineralogen hinwiesen, in der Erdrinde die Stoffe am häufigsten, die am schwersten sich lösen oder verwittern; so bei uns der Granit, im Wüstenklima der Porphyr. Gegenüber den zahlreichen ersten Archivivi dürften nun die späteren, weniger zahlreichen, die längere Zeit überlebt haben, schon mehr bestimmte Größenverhältnisse an Ausdehnung und Dicke und damit bestimmte, wenn auch noch einfachste Formen oder Gestalten gehabt haben. Das ist ein Erfordernis ihres Stoffwechsels und führt zur Ausbildung einzelner lebender Individuen, soweit solche etwa nicht vorher schon ausgebildet gewesen sein sollten. Die Bedeutung bestimmter Form und Größe für jedes chemische Geschehen, somit auch für den Stoffwechsel im Archivivus, ist ja leicht aus einem Vergleich mit dem chemischen Geschehen im Reagensglase zu erkennen: das Reagensglas darf weder fein sein wie ein Haar noch dick wie ein Elefantenbein, weder zu kurz noch zu lang, wenn es die Möglichkeit bieten soll, sowohl die Stoffe genügend zu mischen als auch sie genügend gleichmäßig zu erwärmen.

Man kann solche erste Formung des Archivivus auch bereits eine Anpassung nennen, doch nur in dem Sinne, wie der Granit an unser Klima besser angepaßt ist als der Porphyr.

Dank seinem Stoffwechsel, seiner Tätigkeit, steht aber das Lebende den Einwirkungen der Außenwelt nicht so passiv gegenüber wie leblose Dinge, sondern in gewissem Sinne aktiv. Daher sind weitere die Dauerfähigkeit erhöhende und immer wieder zum Überleben führende Veränderungen seiner Gestalt, sofern sie wesentlich auf dem Stoffwechsel beruhen, schon in einem anderen Sinne als Anpassungen zu bezeichnen. Zum Beispiel falls nach weiter vorgeschrittener Abkühlung der Erde in einem Winter durch den die komplizierten Moleküle zerstörenden Frost viele Urlebensherde zugrunde gehen, so überlebten nicht nur die, welche sich an besonders geschützten Stellen befanden, sondern auch die, die, dank den Eigenheiten ihres Chemismus, durch ihren eigenen Lebensprozeß eine vor Kälte schützende Hülle bekamen, nehmen wir einmal an einen Mantel aus Asche, aus Rückständen der Atmungsverbrennung, aus „Stoffwechselschlacken", wie man auch sagt, einen Mantel, der sich beim Beginn kälteren Wetters als eine Art Verwitterungskruste schützend darüber

legt, bei neuer Wärme aber in Staub zerfällt, im Wind verweht und den Sonnenstrahlen wieder den Zutritt gönnt. So könnte vielleicht die erste Haut und damit das erste Organ entstanden sein, der Anfang der Organbildung, die eigentlich erst das Lebende zum „Organismus" macht. Anpassung in diesem Sinne gibt es nur bei Organismen.

Nur ein denkmögliches Beispiel war gewählt. Es können an den vorhandenen Lebewesen neue Eigentümlichkeiten entstehen, seien es aus Stoffwechselschlacken gebildete Auswüchse und sonstige Gestaltungen, sei es Verminderung oder Zunahme der Größe gemäß neuen Außenbedingungen, sei es eine Fähigkeit der Widerstandsfestigkeit gegen Kälte oder Wärme, seien es Veränderungen im Chemismus oder was man sich denken wolle. Je länger der Organismus besteht, je mehr Veränderungen oder Anpassungen er in seiner langen Lebenszeit erfährt oder vollführt, um so komplizierter muß er offenbar werden. Denn nur selten kann eine Veränderung eine vorangegangene rückgängig machen. Und je komplizierter er wird, um so zweckmäßiger erscheint er uns, weil ja alle seine Komplikationen seine Erhaltung bewirken. Nur dann schleppen sie Unzweckmäßiges mit sich, wenn irgendwelche einst erworbene Anpassungen unter neuen Daseinsbedingungen keinen Erhaltungswert mehr haben.

Unter anderem wird auch der Chemismus noch an Kompliziertheit zugenommen haben, die organischen Stoffe bekamen kompliziertere Zusammensetzung, so daß von einem gewissen Zeitpunkte ab sie zum Teil das waren, was wir heute Eiweißstoffe nennen. Deren hochgradige Zweckmäßigkeit liegt großenteils in dem kolloidalen Zustand ihrer Lösungen, der viele Eigenschaften des Festen mit denen des Flüssigen verbinden kann. Möglich, daß die organischen Stoffe ständig noch weiterhin an Kompliziertheit zunehmen werden und ein Chemiker nach einer Milliarde von Jahren Übereiweißstoffe neben den Eiweißstoffen feststellen würde.

Wenn also organische Stoffe im Sinne von komplizierten Kohlenstoffverbindungen zwar vor dem Leben entstanden sein dürften, so dürften dagegen Eiweißstoffe als die kompliziertesten aller organischen Stoffe erst nach dem Leben und in den Lebewesen entstanden sein.

Während nun die jeweils überlebenden Organismen in der angedeuteten Weise im allgemeinen immer komplizierter und zweckmäßiger wurden, wurden es ihrer zugleich immer weniger — so etwa wie die Soldaten des Frontheeres zwar je länger je besser sich vor feindlichem Feuer zu hüten wissen, also sich anpassen, doch nur solange der einzelne nicht dennoch fällt. Und so würden Organismen kaum noch bestehen, wenn nicht einst ihre Fortpflanzung begonnen hätte.

Fortpflanzung ist in erster Linie Teilung mit darauffolgender Wiederergänzung.

Die Teilung kann passiv erfolgen, als Zerteilung durch rohe Gewalten; die Wiederergänzung als notwendiges Ergebnis jener Zusammenhänge, die

zwischen Gestalt und chemischem Geschehen bestehen, als einfachste Wiederherstellung des durch die Teilung gestörten Stoffwechselgleichgewichts, wie auch eine Kerzenflamme sich nach vorübergehender Beeinträchtigung ihrer Gestalt wiederherstellt.

Die auf die Teilung oder Zerteilung des Organismus folgende Wiederergänzung des Organismus ist das Wachstum. Dieses ergibt sich also als eine Folge der Fortpflanzung, entgegen der Haeckelschen Auffassung, Fortpflanzung sei in erster Linie ein Wachstum über das individuelle Maß hinaus.

Insoweit die Abkömmlinge der Teilung, die aus ihr hervorgehenden Tochterwesen, wieder genau das werden, was das Mutterwesen war, liegt Vererbung vor.

Insoweit aber die Abkömmlinge nicht wieder genau das werden, was der Mutterorganismus war, sondern untereinander verschieden dastehen an Größe oder stofflicher Zusammensetzung oder Ausrüstung mit Organen und Fähigkeiten, liegt Variation vor. Sie kann eine Folge sowohl von äußeren wie von inneren Bedingungen sein: von äußeren zum Beispiel von verschiedener Ernährung oder von verschiedener Temperatur der Umgebung; von inneren, wenn die beiden oder noch zahlreicheren Teilungsabkömmlinge von Anfang an untereinander nicht gleich sind, sondern Verschiedenes vom Mutterorganismus mitbekommen haben. Denn nicht immer muß das alte Stoffwechselgleichgewicht sich genau wiederherstellen. War es sehr kompliziert, so kann nach seiner Störung manchmal ein neues eintreten. So beeinträchtigen Vererbung und Variation einander. Beides sind uralte Geschehnisse an Organismen.

Darauf, daß nur ein einfaches Stoffwechselgleichgewicht sich in genau der alten Weise wiederherstellen kann, beruht es denn auch, daß im allgemeinen nur die einfacheren heutigen Organismen abgetrennte Teile wieder neu bilden, während bei komplizierteren, falls sie die Störung des Stoffstroms überhaupt ertragen, die Wunde nur vernarbt, das heißt hauptsächlich nur Haut und ein indifferentes Gewebe sich neu bildet. Dies ist bei vielen Tieren die Regel als letzte Spur des Neubildungs- oder Regenerationsvermögens, das um so mehr uns bei denjenigen Organismen auffällt, denen es verlorene Teile vollständig wiedergibt. Regeneration ist also im allgemeinen vollständige Wiederergänzung oder vollständige Wiederherstellung des zuvorigen Stoffwechselgleichgewichts, während Vernarbung die Herstellung eines neuen Stoffwechselgleichgewichts ist. Beides ist Heilung, und zwischen beiden kommt bei den heute lebenden Organismen noch eine Anzahl Zwischenstufen und Sonderfälle vor.

Da die Fortpflanzung nun ein so zweckmäßiges, erhaltendes Geschehen ist, wie kein zweites denkbar, so ist es wohl sehr begreiflich, daß die Organismen in ihrer dauernden Zunahme an zweckmäßigen Eigenschaften durch Auslese der Erhaltungsfähigsten oder Bestangepaßten im Kampf ums Dasein nicht

ständig auf passive Zerteilung durch äußere Gewalten angewiesen blieben. Sondern es mußten schließlich die überleben, welche es in sich hatten, von Zeit zu Zeit sich selbst zu teilen, also gestaltliche Veränderungen auszuführen, wie man sie heute leicht genug an Gelatinepräparaten halbwegs nachahmen kann. Damit entstand *Selbstteilung* und *aktive Fortpflanzung* und zugleich einiges von jenem *Rhythmischen*, das ja, wenn auch nicht in ein allgemeines Gesetz zu fassen und somit keine Grundeigenschaft des Lebenden, fast allem heutigen Leben eignet und andernteils, beiläufig bemerkt, auf dem rhythmischen Wechsel der Jahres- und Tageszeiten beruht.

Auch damit erleichterte die Fortpflanzung das Leben, daß sie das Sterben erlaubte. Denn bevor Fortpflanzung als regelmäßig eintretender Vorgang ausgebildet war, mußte das Lebende durchaus *dauernd* leben, um nicht auszusterben. Je komplizierter aber ein Lebensprozeß, um so größer ist die Gefahr, daß er über kurz oder lang unter sich anhäufenden Störungen zusammenbricht. Von nun an konnte also auf das Leben der *Tod* folgen, während vorher alles Leben, das sich erhielt, ein Leben ohne Tod war.

Alle bisher erwähnten Eigenschaften und Fähigkeiten, Individualisierung und bestimmte Größe und Gestalt, zweckmäßige Organbildung und Zusammensetzung, Fortpflanzung und Tod, Wachstum, Regenerationsvermögen, Vererbung und Variation konnten die Organismen erwerben, ohne daß sie von zelligem Aufbau hätten sein müssen.

5. Das Urzellenwesen

Bei den heutigen Organismen ist aber die *Verteilung der lebenden Materie auf meist winzige Einheiten* überall durchgeführt. Diese Einheiten heißen die *Zellen*. Zu messen sind sie gewöhnlich mit Hundertstelmillimetern. Große Organismen bestehen aus überaus zahlreichen Zellen sehr verschiedener Art, die kleinsten aus einer einzigen. So verschiedenartig die Zellen in einem Organismus auch sind — denn im Tier gibt es der Hauptsache nach Deckzellen, Füll- oder Bindegewebs- und Stützzellen einschließlich der Knorpel- und Knochenzellen, länglich gestreckte, kontraktile Muskelzellen und in Nervenfäden von oft Meterlänge auslaufende Nervenzellen, und in der Pflanze, wo die Unterschiede nicht ganz so groß sind, unter anderem Hautzellen verschiedenster Art und Membrandicke, darunter wie beim Tier auch Drüsenzellen und Sinneszellen, ferner Füllzellen und Zellen, die die saftleitenden Gefäßröhren liefern — so haben die Zellen doch sämtlich *Plasma* und *Kern*. Dies ist ihre eigentliche Kennzeichnung. *Plasma* oder eigentlich Protoplasma, was auch mit Urschleim verdeutscht wird und eigentlich Urbildungsstoff heißt, nennen wir die eiweißreiche Substanz in den Organismen, die vielleicht nie reines in Wasser gelöstes Eiweiß darstellt, sondern ein Gemisch verschiedener Eiweiß- und anderer Flüssigkeiten. Die gestaltlichen Verschiedenheiten der Zellen bestehen hauptsächlich in Differenzierungen des Plasmas.

Die Kerne, deren Substanz man auch das Kernplasma nennt, sind im ganzen Organismus viel gleichmäßiger beschaffen, doch überall von einer und derselben hohen Kompliziertheit. Meist sind sie kugelrund oder ellipsisch, stets von einem Häutchen, einer Membran umgeben, und in ihrem Innern enthalten sie allerlei Bestandteile, die vor der Zellteilung einen höchst eigenartigen Reigen beginnen: es werden im Kern eine Anzahl Fäden sichtbar, die Chromosomen. Jedes Chromosom teilt sich der Länge nach, worauf, nach erfolgter Auflösung der Kernhaut, die einen Chromosomenhälften alle miteinander sich um einen Punkt oder „Pol" außerhalb des bisherigen Kernraums scharen, die anderen um einen zweiten, der dem ersten gegenüberliegt. Hierauf lösen sich die Chromosomen meist wieder in ihre Bestandteile auf — wenigstens für unser Auge, nicht für die nach und nach sehr gut begründete Hypothese von Carl Rabl 1885 und Boveri 1889, daß die Chromosomen sich von Zellteilung zu Zellteilung kontinuierlich erhalten und die Träger der vererbbaren Anlagen sind, die am klarsten durch die an Mendel anknüpfenden Vererbungsforschungen seit der Jahrhundertwende an den Tag gebracht wurden — und unter Umschließung ihrer Substanz durch je eine neue Kernmembran bilden sich zwei neue Kerne. Dieser Kernteilung, Karyokinese — Kernbewegung — oder Mitose — Fädenspiel — folgt die Teilung des Plasmas auf dem Wege der einfachen Durchschnürung, eine Änderung des Umrisses, die nach Speck, Archiv für Entwickelungsmechanik Band 44, eine Folge von Oberflächenspannungsänderungen ist, und statt einer Zelle sind zwei entsprechend kleinere Tochterzellen da, die wieder zur alten Größe heranwachsen. Kernteilung und Plasmateilung zusammen bilden die Zellteilung.

Durch diese Vorgänge erweist sich die Zelle als ein höchst kompliziertes Gebilde, und um so bemerkenswerter ist es, daß die Bestandteile im ganzen Organismenreich sich so verhalten. Es gibt zwar hier und da geringfügige Abweichungen: der Kern ist nicht immer rundlich, sondern auch einmal stab-, wurst-, perlschnurförmig oder gar verzweigt. Die Mitose erscheint namentlich bei Einzellern oft verändert, zum Beispiel statt zweipolig mehrpolig, was zur multipolaren statt Zweiteilung führen kann, und statt Chromosomenfäden können bloße „chromosomenähnliche Körperchen" auftreten, die jenen Reigentanz ausführen. Wenn aber einst die Meinung herrschte, bei Einzellern herrsche statt der mitotischen oder „indirekten" Kernteilung einfache, „direkte" oder „amitotische" vor, bei der der Kern sich einfach mitten durchschnürt, so ist dem nach allen neueren Forschungen doch nicht so. Die Amitose kommt auch bei Vielzellern nur ausnahmsweise vor, nicht als das Normale; ja bei Pflanzen, wo zum Beispiel die Armleuchtergewächse, Chara, sehr deutliche Amitosen zeigen, soll nach Schürhoff eine Zelle nach einmaliger amitotischer Teilung nie mehr einer mitotischen Teilung fähig sein und damit das Ende ihrer Leistungsfähigkeit erreicht haben. Eine weitere Abweichung von der Norm besteht bei sehr kleinen Einzellern: bei solchen ist der Kern

oft undeutlich oder fehlt ganz. Dies wird bei den winzigen Spirochäten, wie den gefährlichen Erregern der Luftseuche, von Hartmann 1907 als eine Rückbildung des Kerns gedeutet, und ebenso wird es bei Blaualgen und Bakterien zu deuten sein, jenen von Haeckel als ursprünglichste Lebewesen, als noch kernlose Moneren, in Anspruch genommenen winzigen Organismen — wenn nicht gar Arthur Meyer im Recht ist, der, 1912, den meisten Bakterien echte, nur entsprechend der geringen Größe des Zelleibs sehr kleine Zellkerne zuerkennen will. Ebenso wie sehr kleine Zellen ohne Kern gibt es manchmal auch große Zellen mit mehreren Kernen. Zu den bekanntesten Beispielen gehören Botrydium und Cladophora, grüne Meeresalgen, deren letztere bis zehn Zentimeter mißt und Blattgestalten ausbildet, aber, wenn man will, nur eine einzige vielkernige Zelle darstellt: es gibt in ihrem Plasma keine Zellwände zwischen den Kernen. Auch Muskelzellen, Farbstoffzellen und andere mehr können im Tierkörper vielkernig sein. Alle solche Ausnahms- und Einzelerscheinungen können jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß im allgemeinen die Bestandteile des Organismus Zellen sind, jede Zelle bestehend aus Plasma und Kern, wobei der Kern Chromosomen enthält und mit deren Reigentanz die Zellteilung einleitet. Dies gehört zum innersten Wesen der uns bekannten Organismen und wird nur bei besonders einfachen, namentlich Einzellern, nicht immer genau festgehalten.

Nun ist immer das, was allen oder fast allen Vertretern der Organismengruppen als gemeinsamer, tief innewohnender Besitz zukommt, ihnen vererbt von den gemeinsamen Vorfahren, von denen sie abstammen; anders nur wenn ein gemeinsamer Besitz offenkundig eine gemeinsame Anpassung an eine neuerdings angenommene Lebensweise darstellt, wie die Umbildung der Füße zu Flossen bei Walen, Robben, Seekühen und Ichthyosauren.

Mithin muß das ganze Organismenreich abstammen von einer Organismengruppe, vielleicht einer einzigen Art, die zellig differenziert war, und in der die Kerne bereits jene komplizierten Strukturen hatten.

Wie der zellige Zustand aus dem nichtzelligen entstanden sein mag, das können wir zwar nicht verbindlich beantworten. Ist ja auch insofern nicht nötig, als es nur ein Spezialfall der Organbildung ist, deren grundsätzliche Möglichkeit wir uns schon klarmachten. Immerhin können sich einige Vorstellungen darüber in uns regen, insbesondere eine, physikalisch-chemischer Art, die den Anfang der Kernbildung als eine Art Verdichtung oder Kristallisation ansähe, also ihn etwa der Entstehung von Regentropfen in der Luft oder von Eisnadeln im kalten Wasser vergliche — daneben aber eine zweite Vorstellung, biologischer Art, die die Kerne für ursprünglich selbständige, kleine Organismen nähme, die in größere, gleichfalls nichtzellige als Parasiten einwanderten. War erst ein kernhaltiger Zustand erreicht, so fehlte nicht mehr viel, daß die Kerne jeder das ihn umgebende Plasma unter seine Herrschaft brachten, somit die kernhaltigen Zellen entstanden.

Wem gegenwärtig ist, wie die Süßwasserschwämme, das grüne Trom-

petentierchen, meerbewohnende Radiolarien und Moostierchen und unter den Pflanzen schließlich sämtliche Flechten von kugeligen, selbständig in ihnen lebenden winzigen Algenwesen durchsetzt sind, die man Zoochlorellen nennt, wenn sie grün, oder Zooxanthellen, wenn sie gelb sind, und die zwar Raumparasiten ihrer Wohnwirte sind, ihnen sogar Nahrungsstoffe entnehmen, aber durch ständige Sauerstoffbereitstellung ihnen auch nützen, der wird, wenn er diese kugeligen Algen einmal mit Zellkernen in Vergleich setzt, verstehen, daß das Auftreten der Kerne und die Zellbildung sich als sehr zweckmäßig für das nunmehr zellige Wesen erweisen konnte und sich deshalb fortan im Kampf ums Dasein erhielt. Denn tatsächlich besteht eine Art Symbiose zwischen Kern und Plasma, mag sie zustandegekommmen sein, wie sie wolle; denn außer daß der Kern die höchst wahrscheinliche hohe Bedeutung für die komplizierten Vererbungserscheinungen hat, mag man sich das auch nur schwer physikochemisch vorstellen können, ist er auch sehr wichtig für den Stoffwechsel der Zelle, der nämlich nach Entnahme des Kerns aus der Zelle zum baldigen Stillstand unter Absterben kommt, vielmehr zweifellos eine Unmenge chemischer Vorgänge zwischen Kern und Plasma umfaßt, die als Oberflächenfunktionen erst im Zelligen mit seinen so zahlreichen winzigen Zell- und Kernoberflächen möglich wurden. Es ist das Prinzip der Selbstverwaltung der Städte oder der segensreiche Einfluß von kleinen Residenzen.

In einer Hinsicht drängt sich eine bestimmte Frage nach dem mutmaßlichen Aussehen des Urzellenwesens auf: war es einzellig und dementsprechend klein, oder es war groß und vielzellig? Bisher ließen wir diese Frage offen.

War es klein und einzellig, wie man das nämlich bisher stets angenommen hat, dann bestand von ihm ab bei allen seinen Nachkommen die Fortpflanzung zunächst in der Teilung einer Zelle mit darauffolgendem Heranwachsen der Tochterzelle zur ursprünglichen Größe. Der vielzellige Organismus entstand aus dem einzelligen dadurch, daß die Zellen nach erfolgter Teilung beieinander blieben. Die bei Vielzellern herrschende geschlechtliche Fortpflanzungsweise durch Loslösung einer Ei- und Samenzelle, deren Verschmelzung miteinander und ihr Wiederheranwachsen zum neuen Vielzeller unter vielmaligen Teilungen und Beieinanderbleiben der Zellen würde die stammesgeschichtlichen Vorfahrenformen vom Einzeller ab, bei dem die Zellpaarung gleichfalls vorkommt, wieder durcheilen. Alle ungeschlechtliche Fortpflanzung durch Teilung des ganzen Vielzellers, wie die gelegentliche Querteilung mancher Ringelwürmer, Plattwürmer und Seescheiden, die Längsteilung und Sprossung bei Seerosen, Schwammtieren und einigen Seesternen, die tellersatzförmige oder „seriale" Teilung oder Strobilation bei Jugendstadien von großen Quallen und bei Myrianida unter den Ringelwürmern, die Ablösung von Knospen beim Süßwasserpolypen Hydra und überhaupt bei allen Hydrozoen, alle diese und zahlreiche ähnliche Fälle von ungeschlechtlicher Fortpflanzung im Tierreich, alle ihnen entsprechende Fort-

pflanzung durch Brutknospen oder Ableger im Pflanzenreich und endlich das ganze Regenerationsvermögen, das Heranwachsen nach gewaltsam erfolgter Abtrennung von Teilen, alle diese Erscheinungen wären nebenher entstanden, indem etwa die Fortpflanzung durch Ei- und Samenzelle nicht genügt hätte für das Erhaltenbleiben der Arten im Kampf ums Dasein.

War dagegen das Urzellenwesen mehr oder weniger groß und vielzellig, was nach den physikochemischen sowie nach den biologischen Mutmaßungen über die Zellenbildung keineswegs schwerer denkbar wäre als der einzellige Zustand, dann könnte die gesamte ungeschlechtliche Fortpflanzung im Organismenreich noch übernommen sein von den vorzelligen Stadien her. Dieser dann sehr alten Erscheinung würde sich nachträglich das Zellentum aufgeprägt haben. Die Einzeller müssen dann später erst von den Vielzellern her entstanden sein, denn daß sie nicht ganz anderer Herkunft sind, sondern stammverwandt mit den Vielzellern, beweisen schon die dafür immerhin genügenden Übereinstimmungen im Bau und Chemismus der Zellen und Kerne; es gibt da kein grundsätzlich trennendes Merkmal. Die komplizierte geschlechtliche Fortpflanzung durch Ei- und Samenzelle wäre in diesem Falle jüngeren Alters als die ungeschlechtliche.

Da nun oft genug und mit Recht betont worden ist, daß die ungeschlechtliche Fortpflanzung sich hauptsächlich bei niederen Organismen findet, ebenso das Regenerationsvermögen, das auch als Vorbedingung der ungeschlechtlichen Fortpflanzung gelten kann, da ferner sich die besten Gründe finden, die heutigen Einzeller als zur Einzelligkeit rückgebildete Vielzeller zu betrachten — für Hefen ist das von den meisten anerkannt, für Bakterien durch Arthur Meyer 1912 dargelegt und für Protozoen durch mich 1918 — und da schließlich die geschlechtliche Fortpflanzung durch die in Vielzahl verstreuten winzigen Keimzellen offenbar ein so vortrefflich arterhaltender Vorgang ist, daß höchstens ausnahmsweise neben ihm die ungeschlechtliche Fortpflanzung durch Teilung hätte benötigt werden können, glaube ich eher, das Urzellenwesen war vielzellig.

Hinzu kommt, daß man auch für diesen Fall sich die Entstehung der Fortpflanzung durch Keimzellen sehr gut erklären kann, besser, als wenn sie die Wiederholung der Paarungs- und Fortpflanzungsweise eines ursprünglichen Einzellers sein sollte.

Der Paarung der beiden Keimzellen geht nämlich an ihnen beiden bei Einzellern, Tieren und Pflanzen stets eine besonders eigentümliche Zellteilung voraus, die Reduktionsteilung, bei der die Chromosomen der beiden Zellkerne nicht wie sonst vor jeder Zellteilung sich durch Teilung verdoppeln, bevor sie in zwei Scharen auseinanderrücken, mithin nur die halbe Anzahl von ihnen der einen Tochterzelle zufallen kann, die halbe Anzahl der andern. Zum Beispiel im menschlichen Körper haben alle Zellen ohne Ausnahme 24 Chromosomen, die Samenzellen und die unbefruchteten Eizellen aber nur 12. Erst durch die Verschmelzung einer Ei- und Samenzelle entsteht wieder eine Zelle mit voller Chromosomenzahl.

Wie leicht sind diese merkwürdigen Zellvorgänge zu verstehen, wenn etwa beim vielzelligen Urzellenwesen zu einer Zeit, wo der komplizierte Kern- und Zellteilungsvorgang schon erfunden, aber noch wenig gefestigt war, ab und zu mal statt erst nach der Chromosomenhalbierung die Auseinanderziehung der Chromosomen nach den zwei Zellpolen hin bereits zu früh eintrat und zur Bildung von Tochterzellen mit halber Chromosomenzahl führte! Solche Zellen würden nicht lebensfähig sein und, zumal bei oberflächlicher Lage, wie Fremdkörper im Organismus der Ausstoßung verfallen, während sonst der Organismus nie eine seiner gesunden Zellen frei gibt. Im umgebenden Wasser oder im Feuchten könnten sie zu zwei und zwei zusammenschlüpfen dank ihnen noch innewohnender Stoffverwandtschaft und wieder je eine lebensfähige, weil vollchromosomige Zelle ergeben, die durch das Regenerationsvermögen sich wieder zum ganzen Organismus heranbildet. *Damit wäre die Paarung erfunden* und zugleich die Fortpflanzung durch einzelne Zellen, die sich nunmehr im Kampf ums Dasein festigte und erhielt, da ihr ungeheurer Wert gegenüber der ungeschlechtlichen Fortpflanzung in der auf diesem Wege leicht möglichen Produktion einer großen Nachkommenschaft, demnächst in der mit ihr verbundenen ausgleichenden Mischung der erblichen Anlagen besteht. Sie konnte sogar schließlich die viel weniger wirksame ungeschlechtliche Fortpflanzung bei vielen Organismenarten ganz unnötig machen und unterdrücken. So wären die Vorgänge Stück für Stück ursächlich erklärt, wenigstens mit dem Maß von Schlüssigkeit, welches gewöhnlich in ähnlichen Fragen erreicht wird. Die Stellen am vielzelligen Urzellenwesen, von denen sich einzelne Zellen nach erfolgter Reduktionsteilung loslösten, waren die ersten *Keimdrüsen*, die dort sich ablösenden Zellen die ersten *Keimzellen*. In der Tat liegen gerade bei einfachen Tieren und ebenso bei einfachen Pflanzen die Keimdrüsen noch heute oft in den oberflächlichen Körperschichten, worin offenbar das ursprüngliche Verhalten noch nachklingt.

Auch folgende, bisher ganz unerklärt dastehende Erscheinung wird nun verständlich. Überall im Organismenreich erfolgt vor der Entstehung der paarungsbedürftigen Geschlechtszellen nicht bloß *eine* Teilung, die Reduktionsteilung, sondern ihr folgt stets unmittelbar noch eine zweite *normale* Zellteilung, die sogenannte Äquationsteilung, durch die nach Längshalbierung der einzelnen Chromosomen aus der einen Zelle mit halber Chromosomenzahl zwei solche werden. Weshalb? Bisher wußte man keine Antwort. War die Reduktionsteilung ursprünglich eine verfrüht eingetretene Zellteilung, bei der etwa alles zur Teilung fertig war, nur die Chromosomenhalbierung selber noch nicht ganz, dann überrascht es nicht allzusehr, daß die Chromosomenteilung noch nachträglich erfolgt und mit ihr eine nochmalige Zellteilung, die Äquationsteilung.

War erst einmal das Freiwerden von Keimzellen zu einem regelmäßigen Vorgang geworden, so konnte dieses Verhalten bei seiner enormen Bedeutung für den Kampf ums Dasein bald in zweckmäßiger Weise verändert erscheinen,

indem zweierlei Arten von Keimzellen sich bildeten: die verhältnismäßig großen, plasmareichen und im Plasma viel Nährstoffe, fettreichen Dotter, vom Mutterleib mitnehmenden Eier, Eizellen oder weiblichen Keimzellen und die besonders kleinen, sehr armen, aber durch eine sich schlängelnd bewegende Geißel selber als Ganzes beweglichen Samenkörper, Samenzellen, Spermatozoen, Spermien oder männlichen Keimzellen, die frei umherschwärmen, bis sie, durch eine Eizelle angezogen, diese scheinbar geradezu aufsuchen. Die Keimdrüsen oder Geschlechtsdrüsen waren vermutlich Zwitterdrüsen, die sowohl Eier als auch Spermien erzeugten, bevor sie bei dem einen Individuum zu männlichen Keimdrüsen, Hoden oder Testes im Tierreich, Antheridien im Pflanzenreich, bei den andern zu weiblichen Keimdrüsen, Eierstöcken oder Ovarien im Tierreich, Oogonien im Pflanzenreich wurden; und wahrscheinlich gab es die Befruchtung der Eier im Freien, nach ihrer Ablegung, früher als die Befruchtung der Eier am oder im Mutterleibe; jene besteht bekanntlich noch bei vielen Tieren, unter anderen bei Fischen und Amphibien. Die Eizelle ist das ruhevolle, passive Element, die Samenzelle das aktive, das offensive. Dieser Unterschied hat sich später allmählich auf das ganze männliche und weibliche Wesen übertragen.

Wie die zellige Struktur und die mitotische Zellteilung, so ist auch die Reduktionsteilung und die Zweigeschlechtlichkeit der Keimzellen, das heißt die Ausbildung von ruhevollen Eizellen und meist durch Schlängelung von Geißeln beweglichen Samenzellen im Organismenreich so weit verbreitet, daß man sie ebenso wie die zellige Struktur und die Keimzellenbildung unter Reduktion der Chromosomen schon als gemeinsamen, von gemeinsamen Vorfahren ererbten Besitz aller Organismen betrachten muß, den nur die wenigsten wieder verloren haben.

Die gemeinsame Stammform aller heutigen Organismen wird also ein vielzelliger Organismus gewesen sein, noch mit ungeschlechtlicher Fortpflanzung durch Teilung des ganzen Wesens, aber auch schon mit geschlechtlicher Fortpflanzung durch Bildung von Ei- und Samenzellen an der Körperoberfläche.

Unter den heutigen Organismen gleicht jenem noch Urzellenwesen zu nennenden Organismus unter den Tieren am ehesten der Süßwasserpolyp Hydra, unter den Pflanzen der in den Meeren in Küstennähe häufige Blasentang Fucus. Denn das sind im ganzen recht einfach gebaute Wesen, die jedoch die dem Urzellenwesen zuzuschreibenden Eigenschaften vollzählig und in der typischsten Ausbildungsweise besitzen.

Ein solch komplizierter Organismus, scheint es fast, kann nur in einer Art bestanden haben oder, wenn in einer gewissen Vielzahl von Arten, dann doch nur in untereinander verwandten, die jene Eigenschaften auf noch gemeinsamer Grundlage gleichzeitig erwerben konnten. Es könnte nun verwundern, daß neben ihnen nicht noch ganz andersartige Organisationen sich bis auf den heutigen Tag forterhalten haben. Ist es nicht gerade so, als wenn

heute einmal eine überaus kalte Eiszeit fast alle Organismen der Erde vernichtete, etwa nur kältebeständige Flechten an den Felsgraten tropischer Hochgebirge übrig ließe, und von diesen Flechten aus sich später ein vielgestaltiges Organismenreich entwickelte, das die Grundzüge der Flechtenorganisation, insbesondere die Symbiose von Flechtenpilz und Kugelalge, und die Vermehrungsart dieser Algen immer noch erkennen ließe? Der Grund für die Herkunft der heutigen Organismenwelt von einem Typus braucht aber nicht in solcher Weise in äußeren Umständen gesucht zu werden. Die Auslese im Kampf ums Dasein mußte ja lange Zeit die Zahl der Organismen ständig vermindern und sie dem Aussterben entgegenführen, das vielleicht noch nicht einmal durch die ungeschlechtliche Fortpflanzung für die Dauer hätte verhindert werden können. Durch den Erwerb zelliger Struktur und die geschlechtliche Fortpflanzung mit ihrer gewaltigen Überproduktion von Nachkommen aber mußte das fast dem Aussterben verfallene organische Leben noch gerettet werden, und von da an konnte es alles anderweitige Leben im Kampf ums Dasein unterdrücken und sich zu hohem Gestaltenreichtum entwickeln. Demnach ist übrigens mit viel größerer Wahrscheinlichkeit als nach früherer Anschauung das ganze heutige Organismenreich von einheitlicher Abkunft oder monophyletisch.

Man mag sich die Frage stellen, wann der gemeinsame Ahn aller uns bekannten Organismen gelebt haben mag; doch darüber können wir nur soviel sagen, daß das schon sehr lange vor kambrischer Zeit gewesen sein muß. Denn die kambrische und präkambrische Organismenwelt ist schon in eine große Vielzahl von Formenkreisen und Arten aufgespalten, und ihre Vertreter müssen in ihrem Zellenbau schon ganz den heutigen entsprochen haben; anders ist es garnicht denkbar, da sie nach ihren Gestalten im ganzen doch schon wie aus den Reihen der heutigen herausgenommen erscheinen, wenigstens schon aufs schärfste sich in die Klassen einordnen lassen, die wir aus der Jetztzeit als übereinstimmend zellig gebaut kennen. Da wäre keine gekünstelte Annahme am Platze, sondern nur die, daß der zellige Aufbau auch mit dem Doppelten und Dreifachen des kambrischen Alters eher zu jung als zu alt bemessen wäre, während freilich auch schon eine sehr lange Zeit von der Entstehung des Lebens bis zu jener Zeit verstrichen sein muß, in welcher jenes Wesen mit allen seinen höchst komplizierten Zelleigenschaften sich herangebildet haben kann. Was sollen wir uns da in bestimmten Schätzungen seines Zeitalters ergehen?

Fragen wir uns lieber nach der Örtlichkeit, an der wir jenes Wesen etwa suchen würden; hierüber nachzudenken ist etwas ergiebiger. Zunächst unbedingt im Feuchten. Das heißt aber zugleich in salzreicher Feuchtigkeit, denn enthält heute schon jedes natürliche Wasser Salze, so war das früher in höherem Grade so. Sodann muß ihm der Energiezustrom der Sonne zugänglich gewesen sein, also lebte jenes Wesen nicht in der Tiefsee, sondern höchstens im flachen Wasser, und hier wohl nicht schwebend, sondern am

Grunde, wo es den Nährstoffen näher ist. Da Salzreichtum des Wassers heute auf Meere beschränkt ist, führt uns somit einiges auf die in anderer Weise von Simroth begründete Hypothese, in der Uferzone des Meeres sei „das Leben entstanden". Dort leben ja auch noch heute Fucus und ähnliche Tange in ungeheurer Menge, untermeerische Wiesen und Wälder bildend, und feine Moosrasen sind zusammengesetzt aus unzähligen Hydroiden. Und da fernerhin von den niederen Organismen überhaupt und insbesondere von den niederen Vielzellern der weitaus größere Teil das Meer bewohnt, so scheint der „fromme Forscherglaube", wie Steuer sagte, daß das Meer die Wiege des Lebens sei, seine Berechtigung zu behalten, wenn auch vielleicht nicht gerade für die Urorganismen, so doch für das Urzellenwesen.

6. Erwerb der Beweglichkeit

Besaß das Urzellenwesen schon Bewegung? Ja und wahrscheinlich nein. Ja insofern, als es begeißelte und durch die schlängelnden Schwingungen der Geißeln bewegliche männliche Fortpflanzungszellen gebildet haben muß, wenn anders es die Eigenschaften charakterisieren, die im heutigen Organismenreich größte Verbreitung haben.

Aber wahrscheinlich nein insofern, als sich die ganzen Wesen wohl noch kaum bewegt haben werden.

Hierfür spricht einmal die Ernährung von anorganischen Stoffen, die ja bei den Urzuständen des Lebens die einzig mögliche ist, sich bei den Pflanzen bis auf den heutigen Tag erhalten hat und, wie diese uns verdeutlichen, keine Beweglichkeit verlangt. Erst der Organismus mußte unbedingt sich bewegen, der andere auffraß. Die festsitzende Lebensweise überwiegt die freibewegliche auch noch bei den niedersten heutigen vielzelligen Tieren und gilt mit Recht als deren ursprünglichere Daseinsart, so bei den Schwammtieren und den Nesseltieren, wozu unter anderen die Hydroiden und die Korallen gehören. Vor allem aber: erst nach Zerlegung der lebenden Materie in winzige Einheiten wurden die Bewegungen, die wir an den Organismen kennen, in ausgiebiger und präziser Weise möglich. Denn alle tierische Bewegung hat ihren Sitz im Kleinen. Wenn der mächtigste Muskel sich zusammenzieht, geschieht das dadurch, daß seine unzähligen Zellen gleichzeitig das tun. Jede ist selbständig, wenn sie auch alle unter einheitlichem Befehl des Nervensystems stehen. Und wie auch die Zusammenziehung physikochemisch zustandekommen mag, ob durch plötzlichen Umbau der Moleküle, ob durch Schrumpfung eines Kolloids infolge Wasserverlust, ob durch Erhöhung der Oberflächenspannung, sie ist nur zu bewältigen von kleinsten Massen.

Am verbreitetsten ist die Annahme, die Zusammenziehung einer Muskelzelle erfolge durch Erhöhung ihrer Oberflächenspannung, sie würde also etwa wie die Abkugelung eines Quecksilbertropfens, den man vorher durch äußeren Druck in gestreckter Gestalt gehalten hatte, zustandekommen, aber weniger

durch Veränderung der Umgebung als durch eine die Oberflächenspannung erhöhende Veränderung des Zellinhalts selbst infolge eines ihm vom Nerven zugeführten elektrischen Stroms. Läßt die Zuführung von Strom nach, so wird die veränderte Substanz mit dem Blutstrom weggeführt und die vorherige bildet sich wieder neu, während die Kontraktion nachläßt, die Zelle erschlafft.

Namentlich deshalb neigt man zur Theorie der Oberflächenspannungen, weil sie sich auch gut eignet zur Erklärung mancher amöboider Bewegungen einzelner Zellen. Das fließende Kriechen jener einzelligen tröpfchenartigen Lebwesen, der Amöben, sogar deren umfließendes Fressen und noch mehreres an ihnen läßt sich ja, wie namentlich Rhumbler in einer bemerkenswerten Reihe von Experimenten zeigte, in vielen Stücken im Unbelebten nachahmen und bis zu diesem Grade restlos durch die Gesetze der Oberflächenspannung erklären. Die amöboide Bewegung kehrt an mancherlei Zellen vielzelliger Tiere und des Menschen wieder, insbesondere nicht nur bei den Wanderzellen oder weißen Blutzellen, sondern, nach Oppel[1]), auch bei einfachen „Epithelzellen", das heißt Zellen der Hautdeckschicht, und sie mag aus diesen und anderen Gründen, wie der Übereinstimmung im zeitlichen Verlauf zwischen Muskel- und Amöbenkontraktion und -erschlaffung nach plötzlichem Reiz, sehr wohl mit der Muskelzusammenziehung wesensverwandt sein.

Die Bewegung von Geißel- oder Flimmerhaaren, wo solche an den Zellen sitzen, ist dagegen stets ein komplizierter Mechanismus, öfter vielleicht beruhend auf einer Zusammensetzung des Haares aus mehreren, nur in den seltensten Fällen mit dem Mikroskop erkennbaren Einzelhaaren, an deren Wurzeln etwas Kontraktiles, Muskel- oder Amöbenartiges ziehen mag.

Stoffwechsel, Gestaltung, Fortpflanzung, Wachstum, Regenerationsvermögen, Variation, Anpassung und Vererbung und schließlich Bewegung sind etwa diejenigen Lebensbetätigungen, die man oft als die elementaren, fundamentalen oder kennzeichnendsten zusammenfaßt und die der Organismus nunmehr sämtlich besitzt. Mit ihnen ist auch der Energie- oder Kraftwechsel verbunden, der darin besteht, daß namentlich die Energie der Lichtschwingungen unter Umwandlung in chemische Energie im Organismus gespeichert wird und ihm dann als Kraftquelle dient für seine zahlreichen Leistungen, die wir bei manchen heutigen Organismen noch um einige Kraftäußerungen chemischer, elektrischer und akustischer Art nebst Wärme- und gelegentlicher Lichtproduktion vermehrt kennen, Leistungen, die auch unbelebter Stoff schon vollbringt.

Mit dem Erwerb der Bewegung wurde das Auffressen anderer Organismen ermöglicht und damit die tierische Ernährungsweise und die tierische Art des Stoffwechsels, die darin besteht, daß im wesentlichen nicht mehr anorganische,

[1]) Albert Oppel, Über aktive Epithelbewegung. Anatomischer Anzeiger, Bd. 41, 1912, S. 398 bis 409.

sondern nur organische Stoffe aufgenommen werden und mithin der Stoffaufbau fortfällt, wenigstens großenteils. Wissen wir auch nicht, ob der erste ch ausgiebiger bewegende Organismus schon in diesem Sinne ein Tier gewesen sein mag, so war er doch wahrscheinlich schon mehr als Urzellenwesen, schon eins von den mehr oder weniger zahlreichen, die aus jenem hervorgingen, und jedenfalls können wir ihn uns nun bereits als ein Wesen von hoher Reizbarkeit vorstellen und als ein solches, dem wir bewußte Empfindung nachsagen würden.

Worin besteht denn die „Reizbarkeit" der Organismen? Darin, daß lebende Wesen auf Einwirkungen oder „Reize" antworten oder reagieren, etwas Eigenes gemäß den ihnen innewohnenden Fähigkeiten leisten. Oft ist die Reaktion oder Leistung des Organismus eine Energieentladung und daher wie beim Sprengstoff unverhältnismäßig groß im Verhältnis zur Ursache, dem Reiz; und auf Reize sehr verschiedener Art folgt manchmal eine und dieselbe Betätigung, wie im Anorganischen sowohl die Wärme als auch eine Lufterschütterung eine Lawine loslösen kann. Aus diesen und anderen Gründen, die in der hohen inneren Kompliziertheit der Organismen beruhen, ist die Wirkung oft anders, als man es voraussehen kann, und oft so, daß man an ihr das Lebende leicht als solches erkennt. Reizbarkeit ist damit nicht weniger, aber auch nicht mehr als die Fähigkeit zu Lebensbetätigungen überhaupt und darf nicht als eine Lebensbetätigung hingestellt werden. „Reiz" ist denn auch in der Physiologie schon längst nur soviel wie eine bestimmte Einwirkung auf den Organismus. Nur in der eigentlichsten Psychologie ist wie im alltäglichen Sprachgebrauch Reiz dasjenige, was eine Empfindung verursacht, doch schon nicht mehr im größten Teil der experimentellen und in der ganzen sogenannten Tierpsychologie, die beide eigentlich Physiologie sind und nur sinnlich wahrnehmbare Reaktionen feststellen.

Wenn man aber auch die Empfindung, Bewußtsein und Seelisches als eine elementare Lebensbetätigung hat hinstellen wollen, so kennen wir dieses zwar nur aus dem Lebenden, nämlich nur aus uns selbst; kein Studieren und Probieren aber hat zu einer anderen Einsicht geführt als zu der, daß man es weder aus den Eigenschaften des Lebenden ableiten kann noch aus denen des Unbelebten. Keine Nervenzelle hat etwas an sich, was ihr Empfindung verleihen könnte. Mithin kann die Naturforschung nie ergründen, wann und wie das Lebende Empfindung und Seelisches bekommen habe. Sie weiß sich nur einen Rat: das Seelische abzuleiten von einer Weltseele oder einem Gott Natur, philosophischen Begriffen, die freilich zunächst selber aus dem Dasein unserer Seele abgeleitet sind.

7. Vervollkommnung

Mit der Überproduktion von Nachkommen verschärft sich der Kampf ums Dasein. Denn ungemein viel von dem erzeugten Leben geht nunmehr

ständig verloren; etliches aber fällt immer „auf gut Land" und kann fortbestehen. Man spricht daher vom Kampf ums Dasein gewöhnlich nur bei Organismen, und Darwin, der diesen Ausdruck, struggle for existence, schuf, konnte lehren, die Zweckmäßigkeit der Organismen entstehe durch die Variation der Organismen, die Überproduktion von Nachkommen und die Auslese oder das Überleben der Bestangepaßten im Kampf ums Dasein und durch die Vererbung. Gleichwohl ist natürlich die Fortpflanzung der Inbegriff der Erhaltung und besonders die geschlechtliche Fortpflanzung mit der Überproduktion von Nachkommen selber schon eine der zweckmäßigsten Eigenschaften der Organismen.

Mit der Überproduktion von Nachkommen wird der Kampf ums Dasein zunächst zu dem, was die Darwinschen Worte „struggle for existence" oder „struggle for life" eigentlich meinen, zu einem friedlichen Wettbewerb um die Daseinsmöglichkeiten in der Umwelt. Demnächst besteht für jeden Organismus infolge der ausgiebigen Fortpflanzung der Mitorganismen die Umwelt nicht nur in der leblosen Umgebung, sondern auch in den in ihr lebenden Mitorganismen. Von nun an sind nur die Organismen erhaltungsfähig, die auch vor den Mitorganismen geschützt sind. Dadurch gewinnen Abwehrmittel Erhaltungswert. Angriffsmittel aber erst von da an, wo einige Organismen an Stelle der Ernährung aus anorganischem Stoff den kürzeren Weg gefunden haben, andere Organismen zu fressen. Darum sind sie im ganzen den Tieren eigen, nicht den friedlichen Pflanzen. Mit der Ausbildung von Angriffswaffen, deren älteste der Mund ist, die nächstjüngeren wahrscheinlich Greiforgane, gewinnen wiederum Abwehrwaffen bei den Angegriffenen erhöhten Wert; deren Fortdauer im Kampf ums Dasein erhöht wieder den Wert von Angriffswaffen, und so fort. So verschärft sich der Kampf ums Dasein ungemein. Und nicht nur auf dem Gebiete der Waffen. Sondern wie ein neuzeitliches Heer gute Ferngläser braucht, so sind auch dem Tiere gute Sinnesorgane vonnöten, überhaupt gute Leistungen und Organe verschiedenster Art in großer Zahl. So mußte die Kompliziertheit der Organismen ständig zunehmen, im allgemeinen wenigstens, während die oder jene Art freilich ein Bummelchen oder gar ein Schmarotzerleben im Kampfe aller gegen alle finden konnte, das den Verzicht auf einst erworbene Anpassungen, somit die Wiedervereinfachung oder Rückbildung gestattete.

Die allmähliche Zunahme der Kompliziertheit der Gestalt wird auch Differenzierung genannt, und ihr entspricht auf dem Gebiet der Betätigungen die Arbeitsteilung, da die differenten Teile verschiedene Aufgaben für die Daseinserhaltung leisten müssen. Mit zunehmender Differenzierung erfolgt auch Zentralisation. Die Zentralisation eines Organismus besteht darin, daß von einigen Organen alle übrigen abhängen, zum Beispiel alle Glieder von einem ihnen Blut zupumpenden Herzen. Solche Organe pflegen ziemlich zentral im Körper zu liegen, in seinem Schwerpunkt in bezug auf die Funktion dieses Organs. Diese Lage ist die zweckmäßigste, denn sie

erfordert den geringsten Aufwand an Leitungswegen zwischen dem zentralen Organ und dem peripheren und gestattet einen bescheideneren Stoffbedarf als jede denkbare andere Anordnung, ein großer Vorteil für den Kampf ums Dasein.

Nicht jedesmal, aber doch oft ist das kompliziertere Wesen auch das vollkommenere. In der Vervollkommnungsfrage glaubt man zwar einmal zu dem Ergebnis zu kommen, alle gleichzeitig lebenden Organismen seien von gleicher Vollkommenheit, denn mehr wie leben und einmal sterben könne keiner, und je besser eine Organismenart an ihre Daseinsbedingungen angepaßt sei, um so enger seien ihre Daseinsbedingungen, um so weniger tauge sie für das Leben in anderen. In der Tat wird, wie schon Verworn sagte, die Annahme, ein Mensch sei vollkommener als eine Amöbe, immer eine willkürliche bleiben. Gleichwohl wird man dann eine Organismenart, -gattung, -familie, -ordnung oder -klasse als vollkommenerer betrachten können als eine andere, wenn jene im Kampf ums Dasein über diese offenkundig siegt, wie gegenwärtig die Wanderratte über die Hausratte, wie seit der Tertiärzeit die beutellosen Säugetiere über die Beuteltiere oder wie im Erdmittelalter die Vögel über die Flugreptilien, die Wale über die Fischsaurier. Es zeigt sich oft, daß die siegreiche Gruppe die an Differenzierung und Zentralisation weiter fortgeschrittene ist, so die Beutellosen gegenüber den Beuteltieren oder die Vögel gegenüber den Flugreptilien. Und da die Auslese im Kampf ums Dasein durch Überleben des Bestangepaßten nicht nur zu immer spezialisierterer Angepaßtheit an ganz bestimmte Daseinsbedingungen führt, sondern mit zunehmender Angepaßtheit an den verschärften Kampf ums Dasein die Organismenformen eine allgemeinere Sicherstellung erfahren, gewappnet werden für vielerlei Ereignisse auch von nicht vorhergesehener, nicht vorher erlebter Art, so mag denn oft solche biologische Vervollkommnung eintreten mit einer allseitigen, gleichmäßigen Zunahme an Differenzierung und Zentralisation und deren Folge sein, indem solche allseitige harmonische Ausdifferenzierung im verschärften Kampf ums Dasein die Lebensbedingungen nicht einschränkt, sondern erweitert; während einseitige Differenzierung, sogenannte Spezialisation, wie zum Beispiel der Erwerb riesiger Seh- und Tastorgane bei Bewohnern des Dunkeln, wohl eine Zunahme an Kompliziertheit darstellt, aber, weil unzweckmäßig für normale Lebensweise, keine Vervollkommnung; sie „führt auf Abwege", und unter neuen Bedingungen erweisen sich die derart spezialisierten Organismen dem Daseinskampf nicht gewachsen und sterben aus. So aufgefaßt, stimmt der Begriff der Vervollkommnung überein mit dem, was wir im Menschenleben so bezeichnen: im Menschenleben ist der Vollkommenste nicht der, der ein Tagewerk am besten versteht, sondern der durch Naturanlage und Erziehung in Schule und Leben hervorgeht mit allseitig gleichmäßiger, harmonischer Ausbildung von Körper und Geist und, wenn auch in Grenzen, „in jedem Sattel gerecht" ist. Dies war das Vollkommenheitsideal des edelsten Griechentums,

das die Jünglinge zu Καλοὶ κ' ἀγαθοί erzog; heute erreicht es am öftesten der Offizier. Harmonische Ausbildung der Teile, wohlgefällige Abgestuftheit vom Innern nach außen ist auch der Inbegriff des Vollkommenen an allen Schöpfungen des Menschen, mögen das Werke der Kunst sein, Werke der Technik oder was sonst. An den Werken der Technik ist diese ihre Schönheit ein fast untrügliches Maß ihres Wertes, ihrer Zweckmäßigkeit und Lebensfähigkeit, und so auch bei den Organismen. Selbst in der anorganischen Natur gilt nicht nur solche Vollkommenheit uns schön, sondern abgeklärte Formen sind auch das Beständigste in ihr, so im Gestein der Kristall und im Kosmos die Harmonie der Sphären, die jeder Spiralnebel zeigt. Es liegt hier ein großes, allgemeines Gesetz vor, schwer scharf zu erfassen und am schwersten in der Biologie, doch auch hier nicht zu leugnen. Goethes und Haeckels Künstlersinn ist es nicht entgangen.

Mit der Vervollkommnung durch Differenzierung und Zentralisation wird auch der in der stammesgeschichtlichen Entwicklung häufige Fortschritt nach zunehmender Größe hin zusammenhängen. Wie der Mensch ein im ganzen kompliziertes Gebilde besser im Großen schaffen kann als im Kleinen, wo der Stoff dem Meißel stärker mit seiner Eigenstruktur widerstrebt, so kann auch ein Organismus um so feiner differenziert sein, je größer er ist: um so freier nämlich ist alle Bewegung in ihm von den Oberflächenkräften, um so unabhängiger jede Gestaltung von der Zellstruktur der lebenden Materie. Ein größeres Wesen kann somit Differenzierungen seiner feinsten Teile erlangen, die bei einem kleineren, ihm nächstverwandten nicht möglich sind, und auf diesem Wege seine allseitige Kompliziertheit erhöhen, sich vervollkommnen und hierdurch, außer durch größere Stärke, im Wettbewerb ums Dasein das Übergewicht gewinnen.

Wenn aber eine Organismenart ein stilles Eckchen auf der Erde gefunden hat, wo es den verschärften Kampf ums Dasein nicht gibt, dann schwindet bei ihren Nachkommen durch Auslese des Zweckmäßigsten manche Differenzierung als überflüssiger Ballast. So tritt durch den Übergang freibeweglicher Wesen zur festsitzenden Lebensweise und vor allem durch Schmarotzertum eine starke Rückbildung der Differenzierung ein, die oft viel mehr Teile ergreift, als gleichzeitig neue Differenzierungen als Anpassungen an die neue Lebensweise entstehen. In solchen Fällen ist also nicht, wie sonst zumeist, die jüngere Gestalt die vollkommenere.

8. Die unmittelbare Zweckmäßigkeit

Darwins großes Verdienst war es, daß er mit seinem Werk über den Ursprung der Arten, London 1859, dem uralten Abstammungsgedanken Bahn brach, indem er alle schon bekannten, zu seinen Gunsten sprechenden Tatsachen so weitblickend und vollständig zusammenstellte wie niemand zuvor, und indem er die allmählich zunehmende Anpassung und Vervollkommnung der Organis-

men, also ihre zuvor so rätselhafte Zweckmäßigkeit, als notwendige Folge der Variation, der Auslese des Bestangepaßten im Kampf ums Dasein und der Vererbung in einleuchtender Weise ursächlich und natürlich erklärte. Daher nennen wir die Abstammungslehre, im besonderen aber die Lehre von der Auslese des Bestangepaßten, den Darwinismus.

Es gibt aber außer den „Anpassungen", die durch Vererbung zufällig erworbener Variationen nur nach erfolgter Auslese als „Angepaßtheiten" übrig bleiben, auch ein unmittelbareres Anpassungsvermögen, welches in der eigenartigsten Weise von der Darwinschen Anpassung durch Auslese verschieden ist und doch mit ihr zusammenhängt: jene schon Aristoteles bekannte, direkte Anpassung, die wir zum Beispiel an unseren Händen sehen, wenn sie durch harte Arbeit harthäutig, schwielig werden, oder an unseren Muskeln, wenn sie sich durch Übung kräftigen, durch Nichtgebrauch aber zurückgehen, an unseren Knochen, deren Feinstruktur stets ein fachwerkartiges Gerüst aus Bälkchen in der Richtung des stärksten Zuges und Druckes darstellt; selbst dann, wenn ein gebrochener Knochen schief verheilt, treten, soweit noch Wachstum erfolgt, neuerlich solche Bälkchen stets in der zweckmäßigsten Richtung auf, und die alten gehen zurück. Wilhelm Roux, der Begründer der Entwickelungsmechanik, nannte dies 1881 die funktionelle Selbstgestaltung des Zweckmäßigen oder funktionelle Anpassung durch Gebrauch und Nichtgebrauch und erklärte es aus einem „Kampf der Teile im Organismus ums Dasein". Die in ihm zutage tretende hochgradige Zweckmäßigkeit, die den Organismus bis in seine kleinsten Teile ergreift, die „teleologische", das heißt zweckhafte „Mechanik", wie Pflüger 1887 dasselbe nannte, erklärte schon Roux treffend durch die gewiß nicht zu weitgehende Annahme, die teleologische Mechanik selber, die ernährende Wirkung der Funktion, das Erhaltenbleiben gerade der in Anspruch genommenen Teile im Organismus sei eine im großen Kampf ums Dasein durch Auslese der zufällig zu solchen Kleinleistungen am besten befähigten Organismen längst erworbene zweckmäßige Eigenschaft aller heutigen Organismenarten. Aus dieser Schlußfolgerung ergibt sich, wie tief der Kampf ums Dasein im Sinne Darwins bereits gepflügt, wie tiefgreifend er die Materie der gesamten Organismen beeinflußt hat. Denn nun können sie zweckmäßige Feinstrukturen auch selber erwerben und bedürfen dazu nicht mehr der Auslese in vielen Generationen — obwohl auch diese offenbar immer noch weiter wirkt.

Der funktionellen Selbstgestaltung der Organismen muß wiederum, wie das auch Roux annahm, hohe Bedeutung für die stammesgeschichtliche Umbildung der Organismenarten zukommen, vorausgesetzt, daß die auf diesem Wege selbsterworbenen Eigenschaften oder Feinstrukturen sich vererben. Ist das der Fall, dann wird der Grundgedanke des „Lamarckismus" gerechtfertigt; denn mit der direkten Anpassung und der Vererbung der durch sie „erworbenen Eigenschaften" begründete Jean Baptiste Lamarck seine Deszendenztheorie in der „Philosophie zoologique", 1809.

Auch Darwin war diesem Prinzip nicht abhold, maß ihm aber geringere Bedeutung bei. Nachdem man eine Zeitlang die Vererbung erworbener Eigenschaften keineswegs bezweifelt hatte, besann man sich, daß kaum Beispiele für sie aus der Erfahrung vorlagen. Insbesondere stellte der Freiburger Zoologe Weismann fest, daß künstliche Verstümmelungen sich nie vererben; auch wies er aufs nachdrücklichste darauf hin, daß wir uns gar kein Bild machen können von der Art und Weise, wie eine vom lebenden Körper erworbene Eigentümlichkeit auf die Keimzellen derart einwirken sollte, daß diese an der Nachkommenschaft dieselbe Eigentümlichkeit zur Erscheinung brächten. Diese Darlegungen haben lange Zeit so viel Anklang gefunden, daß um ihretwillen fast niemand mehr an eine Vererbbarkeit des vom Körper erst nach der Geburt Erworbenen glauben wollte. 1908 haben wir es erlebt, daß Arnold Lang erklärte, auch er gehöre hierin zu den getäuschten Aktionären, und von Deszendenztheoretikern hielten damals nur noch Haeckel, Plate, Semon und Spemann an der Vererbung erworbener Eigenschaften fest. Mittlerweile aber hatten Experimentatoren in einigen Fällen doch die Vererbung erworbener Eigenschaften erwiesen, und die Beweise mehrten sich ständig. L. Fischer und M. Standfuß in Zürich erzielten bei Schmetterlingen durch abnorme Temperaturen Farbenänderungen, die bei den in normaler Temperatur gezogenen Nachkommen solcher Falter wiederkehrten, wenn auch abgeschwächt. Vererbung erworbener Eigenschaften! Paul Kammerer in Wien brachte viele einschlägliche Experimente zustande, zum Beispiel folgendes: der schwarz- und gelbgefleckte Feuersalamander wird bei Darbietung von Kälte und Entziehung von Wasser dem schwarzen Alpensalamander ähnlicher, indem er statt vieler frühreifer Larven wenige spätreife Junge zur Welt bringt. Auch diese durch Kälte und Wassermangel erworbene Eigenschaft erwies sich als erblich, wenn die Nachkommen, die übrigens zugleich in ihrer Farbe dem schwarzen Alpensalamander ähnlicher geworden waren, sich unter normalen Bedingungen fortpflanzten; und solcher Beispiele fand Kammerer bei Amphibien noch viele. Nach Przibram und Sumner macht hohe Wärme Ratten und Mäuse hochbeinig und gibt ihnen ein lockereres Fell, umgekehrt Kälte. Auch dies ist vererbbar. Die Vererbung des Erworbenen, der eine Hauptpunkt des Lamarckismus, ist damit in gewissem Umfange als Tatsache erwiesen, wenn es auch rätselhaft bleibt, wie der Organismus sie vollbringt.

Einige von diesen Beispielen sind zugleich neue Anzeichen von unmittelbarer zweckmäßiger Anpassung, jenem meist nicht minder rätselhaften Geschehen, das den andern Hauptpunkt des Lamarckismus ausmacht. So kann es doch nur zweckmäßig sein, wenn der Feuersalamander unter den Daseinsbedingungen des Alpensalamanders dem Alpensalamander ähnlicher wird, oder wenn die Nagetiere durch Wärme den Kälteschutz verlieren, durch Kälte ihn erhöhen; oder wenn, wiederum nach Kammerer, die lebendiggebärende, an feuchte Umgebung angepaßte, rotbauchige Lacerta vivipara, die Berg- oder Sumpfeidechse — sie führt beide Namen mit Recht — bei Wärme eier-

legend wird wie die wärmebedürftigeren Eidechsenarten. Auch folgende Beispiele zeigen die zweckmäßige Anpassung, obschon in ihnen der bindende Nachweis der Vererbung des Erworbenen noch fehlt. Um ein älteres, seit Schmankewitsch 1874 die Forscher bewegendes Beispiel zu erwähnen: wenn der Blattfußkrebs Artemisia (Artemia) salina, der in Deutschland in Salinen bei Greifswald vorkommt, durch verminderten Salzgehalt des Wassers dem süßwasserbewohnenden Branchipus stagnalis ähnlich wird, und umgekehrt; oder wenn, was August Thiemann 1912 feststellen konnte, Felchenfische, aus dem planktonreichen Bodensee in den Laacher See verpflanzt, in dessen klarem Wasser die zweckmäßigen Eigenschaften der Felchenfische klaren, planktonarmen Wassers, wie schwächere Färbung der Jugendstadien, spiegelnden Glanz, ein dichteres Kiemenfilter und die Ernährung durch Planktontiere annehmen; oder schließlich, was die schönste Beobachtung aus der ganzen Tierkunde ist: wenn der blinde Olm der finstern Adelsberger Grotte, nach Kammerer 1912, wieder ein prachtvolles Auge an Stelle des völlig rudimentierten bekommt, falls er nur von Geburt an bei Tageslicht gehalten wird. Auch die Immunisierbarkeit, die Anpassung des Blutes an Gifte, zum Beispiel an die von Krankheitserregern ausgeschiedenen, gehört hierher. Der Fall des Olms ist zugleich ein neues Beispiel für das Rouxsche Prinzip der funktionellen Anpassung durch Gebrauch eines Organs.

In allen diesen und noch weiteren Beispielen, die zugleich vollgültige Beweise für die erdgeschichtliche Artumwandlung sind, obschon in keinem Falle mehr ganz aus einer Art die benachbarte gezüchtet werden konnte, zeigt der Organismus eine Labilität, ein Vermögen der direkten zweckmäßigen Anpassung ohne Auslese. Auch im Pflanzenreich ist solche Labilität verbreitet: der Wasserhahnenfuß und noch manche andere Pflanzenart vermag je nach Bedarf eine Landform oder Wasserform oder auch Sumpfform auszubilden.

In allen diesen Fällen reagiert also der Organismus unmittelbar zweckmäßig. Direkte Bewirkung, direkte Anpassung wird das in der Wissenschaft genannt und nicht selten zugleich als die rätselhafteste und kennzeichnendste Betätigung des Lebenden betrachtet. Wie konnte denn diese Fähigkeit zustandekommen? Muß man sie bloß hinnehmen, wie sie ist, gibt es keinen Weg ihrer natürlichen, ursächlichen Erklärung, keinen Weg, den wir wenigstens von ferne sähen?

Ich meine: sind wir uns sonst darüber einig, daß die Darwinsche Auslesetheorie für die Erklärung des Zweckmäßigen das Beste leistet, und hatte schon Roux den so zweckmäßigen „Kampf der Teile" sich als eine im großen Kampf ums Dasein erworbene Befähigung erklärt, so sollten wir heute wahrhaftig uns nicht mehr bedenken, dieselbe Erklärung für ähnliche Fälle anzunehmen. Die Fähigkeit der zweckmäßigen Anpassung, zum Beispiel der Ausbildung eines großen Auges im Hellen statt eines kleinen, rudimentierten im Dunkeln, ist und bleibt doch etwas Zweckmäßiges und muß einst erworben sein im Kampf ums Dasein durch Auslese des in dieser Hinsicht Variabelsten und in seiner Variabilität Zweckmäßigsten.

Und so auch alle anderen Beispiele von unmittelbar zweckmäßigem Reagieren. Nehmen wir als Beispiel nur einmal die Immunisierbarkeit. Hatte nicht der Organismus vor dem nächstverwandten viel voraus, der auf Vergiftung des Bluts durch Bildung eines Gegengifts reagierte? Mußte der nicht über den dazu unfähigen oder gar über den unzweckmäßig reagierenden im struggle for life siegen? Wenn nun nach unserem heutigen Wissen sehr zahlreiche Organismenarten — fast möchte man sagen, eine jede — in gewisser, freilich von Art zu Art sehr verschiedener Breite über Gestaltungs- nebst etwa Stoffbildungsmöglichkeiten verfügt, deren jeweils die nützliche eintritt, muß das mehr besagen, als daß der uralte Kampf ums Dasein bereits viel tiefer gepflügt hat, als wir ehedem mit Darwin selber annahmen? Wenn die Knochen und Muskeln in unserem Körper sich der Last anzupassen vermögen, leistet dann der Felchen etwas so ganz anderes, der je nach Wasserklarheit und Ernährungsweise sein Farbenkleid und sein Kiemenfilter einrichtet? Oder der Salamander, der je nach Wasserreichtum und Wärmegrad sich mehr auf das Leben im Bergwald oder mehr auf das am moosreichen Felshang einrichtet?

Und was Wunder schließlich, wenn unsere Lebewesen es heute sogar schon soweit gebracht haben, eine aktive Anpassung nicht nur selbst zu betätigen, sondern dadurch zugleich ihrer Nachkommenschaft dieselbe zu erleichtern? Auch das muß ja zweckmäßig sein, wenigstens in dem Maße, wie jedes Zweckmäßige zweckmäßig ist, nämlich nicht jedesmal, doch in einer gewissen Mehrzahl der Fälle. Wandert Salamandra maculosa bergauf ins Kältere, so ändert sich sein Organismus derart um, daß nicht nur ihm, sondern auch seinen Kindern schon stärkere Neigung zum längeren Austragen der Nachkommenschaft innewohnt. Ja, rätselhaft ist und bleibt das, trotz vorliegenden Ansätzen der Erklärung durch chemische Umstimmung; aber ebenso rätselhaft ist tausenderlei im Organischen, die einfachste Muskelzuckung so gut wie die einfachste Nervenleitung. Und wir finden damit die Organismen längst in der dritten Stufe des Kampfes ums Dasein, wenn die erste die des Unbelebten ist und die zweite die mit der Überproduktion von Nachkommen. Sie sind gewappnet für vielerlei, scheinbar auch Unerwartetes, indem sie betätigen können, was sie gleichsam in früher, vorzeitlicher Jugend gelernt haben. Ein hoher Grad Vollkommenheit, wenn man so will, ist auch darin erreicht, doch nur — durch Vervollkommnung, die als solche nicht unerklärlich ist.

Somit ist der Lamarckismus voll berechtigt, und er erklärt sich — durch den Darwinismus.

9. Entelechie

Ähnlich wie das Vermögen der direkten Anpassung in Gestaltung und Leistung oder in der Morphologie und Physiologie werden ähnliche Erscheinungen aus der Entwickelung des Einzelwesens und seinem Regenerations-

vermögen zu beurteilen sein, Erscheinungen, die gleichfalls höchst erstaunliche Grade von Zweckmäßigkeit der lebenden Materie oder fast mehr als das darstellen, und die man mit dem aus zoologischer Schule hervorgegangenen Heidelberger Philosophen und Vitalisten Driesch die organischen Regulationen nennen kann. Wenn man zum Beispiel einen Lanzettfischembryo halbiert — es muß das allerdings auf sehr frühem Entwicklungsstadium geschehen — so wächst er zwar nicht wieder zum Ganzen heran, aber jede Hälfte formt sich um zu einem Ganzen von halber Größe. Es ist, als ob der Organismus wüßte, worauf es ankommt. Driesch hat solches Vermögen der Organismen, auf experimentellen Eingriff scheinbar sinngemäß zu reagieren, auch Entelechie genannt, was ungefähr mit „Zielstrebigkeit zum Ganzen" übersetzt werden kann, obschon das Wort Zielstrebigkeit bei Nägeli und Karl Ernst von Baer nur etwa soviel wie Vervollkommnung bei Haeckel heißen sollte und sich mit dem Fremdwort und seinem allpsychologischen Inhalt bei Driesch so wenig genau decken kann, wie dieses mit der Entelechie des Aristoteles. Die Entelechie erkennt man wieder bei Einzellern in Ishikawas Versuchen über Wundverteilung und Regeneration, welche lehrten, daß der Organismus oft unter den absonderlichsten Verkrümmungen zu allererst die klaffende Wunde verkleinert; ferner liegt etwas Ähnliches bei größeren Krebsen des Meeres vor, wenn nach gewaltsamem Verlust eines Stielauges samt Nervenknoten von der Wundstelle aus, anscheinend als gerade noch möglicher Ersatz, ein fühlerartiges Gebilde regeneriert wird — Curt Herbst; wenn beim Molch die verloren gegangene Augenlinse nicht von ihrem Mutterboden, der Haut, aus regeneriert wird, sondern, man möchte sagen, weil die Stelle jetzt zu weit von der Haut entfernt ist, von der Iris des Auges aus — Alfred Fischel. In ähnlicher Weise regeneriert sich der Vorderdarm atypisch bei dem süßwasserbewohnenden Ringelwurm Lumbriculus — Franz Wagner.

Die große Reihe derartiger Fälle, lauter Funde etwa aus den letzten zwei Jahrzehnten, in denen man so ausgiebig der experimentellen Biologie oblag, ist gewiß nicht ganz einheitlich zu beurteilen. Beim Ersatz eines Stielauges durch eine Art Fühler mag mitwirken, daß das Stielauge selber in der Vorzeit ein Fühler oder, wie die Fühler ehedem, ein Bein war, bei der Regeneration der Molchlinse vom fremden Mutterboden der Umstand, daß die innere Irisschicht, wenn auch auf sehr indirektem Wege, selber von der Haut, dem normalen Mutterboden der Linse, aus entsteht. Rein mechanisch, könnte man sagen, kann oder muß aus geeigneten Hautzellen in Augenflüssigkeit eine neue Linse entstehen, wenn Raum dafür da ist. Rein mechanisch, könnte man sagen, können oder müssen aus der annähernd kugeligen Masse des Lanzettfischembryos, wenn man sie halbiert, sich zwei halb so große Kugeln durch Oberflächenspannung formen. Gleichwohl überrascht es nicht wenig, daß der Organismus dies zustandebringt.

Beweisen diese Tatsachen nun wirklich eine Eigengesetzlichkeit des Lebens der Art, daß sie sich nicht aus dem Unbelebten und lediglich nach dessen

Gesetzen entwickelt haben könnte? Wohl noch nicht einer unter hundert Forschern der Gegenwart würde das zugeben, und ich kann in den Regulationsvorgängen denn auch wiederum nur erblicken ein Gewappnetsein der lebenden Materie oder des lebenden Materials für vielerlei Einwirkungen, auch scheinbar unerwartete. Es ist gleich dem Vermögen der aktiven Anpassung potenzierte Zweckmäßigkeit, ja, die aber durch die längst potenzierte Wirkung des Kampfes ums Dasein nach und nach als immer vollkommenere Heilung kleiner Schäden erworben sein kann und sich in manchen Fällen, zum Teil wohl unter Mitwirkung uralter Gestaltungstendenzen, auf experimentellen Eingriff hin glänzend bewährt — während in zahlreichen anderen Fällen, das wolle man ja nicht vergessen, das Regulationsvermögen ebenso wie schon das bloße Regenerationsvermögen versagt, Schäden nicht ausgebessert werden und somit die elementare Natur immer noch ihr Recht wahrt.

So hochgradig zweckmäßig, aus gleichsam zweckmäßiger Materie geformt, stehen die heutigen Organismen und standen sicher auch schon die beim Beginn der vergrößerten Gegenwart, das heißt der kambrischen und algonkischen Zeit da und damit viel zweckmäßiger, als zahlreiche große und kleine Gelehrte, die der mechanischen Erklärung des Lebens schon nahezu auf den Grund gekommen zu sein glaubten, es sich träumen ließen. Ungemein viel haben wir hierin zugelernt, und manchen trefflichen Hinweis verdanken wir den seit Darwin nur noch wenig zahlreichen Vitalisten.

Sowohl die direkten Anpassungen als auch die Regulationen werden nämlich von den Vitalisten, den Anhängern der Lebenskraft oder der absoluten Eigengesetzlichkeit des Lebens, in ihrem Sinne ausgewertet und als beste Stützen ihrer Lehre hingenommen. Soviel ist zuzugeben, es ist viel schwerer, sich diese bisherigen Endfähigkeiten des Lebenden mechanistisch, physikochemisch zu erklären, als dessen Anfang, die Urzeugung. Grundsätzlich muß aber eins wie das andere mechanistisch erklärt werden, denn mechanistisch heißt hierin einheitlich, natürlich; und der Darwinismus leistet das, wenn auch nur in so allgemeinen Grundzügen, daß der Mechanist die feinsten Erscheinungen im Organismenleben nicht besser beschreiben kann als der Vitalist, und die Gesetze der Biologie eben großenteils nur noch als biologische Gesetze gefaßt werden können. Der Laplacesche Geist, der alles in eine Weltformel zusammenzufassen vermöchte, wie ihn Emil Du Bois Reymond in Gedanken sich ausmalte, ist uns nicht gegeben. Vitalismus und Mechanismus bleiben daher im Grunde Glaubensfragen. Sich mit dem wissenschaftlichen Glauben auf die Seite des Mechanismus zu stellen, gebietet aber unbedingt die bescheidene Rolle, die das organische Leben im Weltganzen und auch bloß im Erdganzen spielt, so sehr auch die neuere Forschung erkannt hat, wie ungeheuer lang das irdische Organismenleben für menschliche Zeitmaße schon ist, was wiederum den bisherigen Erfolg der Darwinschen Auslesewirkung, die potenzierte Zweckmäßigkeit der Organismen, besser erklärt. Darwin bleibt der Newton des Grashalms.

Benedikt der Fünfzehnte

Ein Versuch zur Würdigung seiner Politik

Von

Leo Schwering-Köln

Die Politik Benedikts des Fünfzehnten während des Weltkrieges war von außerordentlicher Vorsicht. Dies wird auch von denen zugegeben werden müssen, die sonst gegenüber der päpstlichen Staatskunst besonders kritisch sind. Sie hatte nichts von der tapferen und geraden Art, mit der sein Vorgänger, Pius der Zehnte, ein Dezennium lang die kuriale Strategie beseelt hatte; ihr fehlte das lodernde Feuer, das den norditalischen Bauernsohn durchglühte, wenn es sich um die Angelegenheiten der Kirche handelte. Benedikt war gemessen, wo Pius sich innerlich verzehrte, Benedikt zauderte, wo Pius entschlossen Partei ergriff, Benedikt spann mit unendlicher Geduld auch dort noch seine diplomatischen Fäden, wo die temperamentvolle Art des Vorgängers den Abbruch der Beziehungen vorzog. Kurzum: Pius war ein Soldat, Benedikt ein Diplomat Christi. Denn darin bleiben sie sich beide gleich: in der hingebenden Liebe zu der gewaltigen moralischen Sache, der sie dienten.

Wie die Mission des zehnten Pius sich nur aus seinem Charakter erklärt, so die Benedikts aus eben dieser Grundlage. Die Persönlichkeit der Päpste spielt bei der absolut monarchischen, hierarchischen Ordnung der katholischen Kirche naturgemäß eine entscheidende Rolle. Pius ist sozusagen im Frontdienst der Kirche in die Höhe gekommen; seiner robusten Art lag der Kampf, lag die scharfe Herausarbeitung der Gegensätze zwischen den Idealen der Kirche als moralische Institution und der Welt; Benedikt ist im diplomatischen Dienst groß geworden; seine feine, adlige Erziehung suchte Kompromisse, solange sie sich mit den kirchlichen Grundsätzen vereinen ließen, die er ebenso treu, ebenso lebendig verwahrte wie sein Vorgänger. Die Ziele beider sind überall gleich, aber die Wege, auf denen sie zu ihnen vorzudringen versuchen, sind grundverschieden.

Jakob della Chiesa ist schon seit dem Jahre 1882 im diplomatischen Dienste der Kirche tätig gewesen. Sein unmittelbarer Vorgesetzter war der Kardinal Rampolla, dem ein unwirsches Schicksal es versagte, als Nachfolger Leos des Dreizehnten die Tiara zu tragen. Mit ihm ist Chiesa bis 1887 in Madrid als Sekretär des Nuntius gewesen, von wo er 1887 nach Rom zurückkehrte, da Leo den Madrider Gesandten zu sich als Staatssekretär berief. Rampolla vermochte sich in seiner neuen Stellung von dem in Madrid erprobten Apprendista Chiesa nicht mehr zu trennen; er nahm ihn mit nach Rom, wo er als Minutent in das päpstliche Staatssekretariat eintrat. Die Beziehungen

zwischen beiden Männern haben sich in langjähriger Arbeit immer herzlicher gestaltet; ihre Übereinstimmung in allen wesentlichen Fragen ließ Gegensätze irgendwelcher Art kaum zu. Chiesa aber erwarb sich während dieser Zeit jene Fähigkeiten und Methoden, die dieser ältesten und notorisch feinsten diplomatischen Schule anhaften, wo der Geist und die Kunst alles, die Gewalt nichts ist, wo Naturen, denen die Fähigkeit feinnervigster und geschmeidigster Anpassung fremd ist, sich bald zerreiben, wo Geduld, Zuwarten, Nachgeben, um im rechten Augenblick desto entschlossener zuzufassen, alles ist. Man kann auf diese Dinge nicht kräftig genug hinweisen, um die Politik Benedikts des Fünfzehnten in ihrer Eigenart, in ihren Erfolgen und Mißerfolgen richtig zu würdigen. Hier liegen seine diplomatischen Methoden offen, hier wurzeln auch die Grundideen der Politik, die von ihm seit seiner Erhebung zum Pontifikat eingeschlagen worden ist. 1901 ist Chiesa Unterstaatssekretär geworden, also nur zwei Jahre vor dem Tode des großen Leo, der schon damals infolge seines hohen Alters im ganzen Rampolla schalten ließ und nur noch in einschneidenden Fragen selbst eingriff.

Das Todesjahr Leos brachte zunächst für Benedikt keine Veränderungen, obwohl sein großer Lehrer und Meister Rampolla sofort durch den Spanier Merry del Val ersetzt wurde. Der kluge und gewandte Chiesa hat sich trotzdem noch vier Jahre unter del Val gehalten; erst 1907 wurde er auf einen anderen Posten berufen. Er kam 1908 nach Bologna als Erzbischof. Die Art und Weise, wie er aus dem diplomatischen Dienst ausschied, war eine durchaus ehrenvolle. Pius verlieh ihm persönlich die bischöfliche Weihe, und auch seine Beförderung nach Bologna war ein Beweis hohen Vertrauens. Das neue politische System, das mit Pius und Merry del Val in das päpstliche Staatssekretariat eingezogen war, schätzte den Mann, wenn es auch seine politischen Ideen nicht gut zu heißen vermochte. Für Benedikt war der Wechsel gewaltig. Es schien ein Ende, da er sozusagen auf einem toten Gleise saß, aber es wurde die Grundlage zu einem neuen und noch viel glänzenderen Aufstieg. Er hat den erzbischöflichen Sitz sechs Jahre später verlassen, um durch Wahl des Kardinalkollegiums den Stuhl Petri zu besteigen.

Das Entscheidende der Persönlichkeit Rampollas tritt in dem ganzen Aufstieg Benedikts scharf hervor. Der eine ist nicht ohne den anderen als Politiker verständlich. Mariano Rampolla Marchese von Tindaro war der junge della Chiesa, deren Erstgeborener übrigens ebenfalls den Titel eines Marchese führt, schon wegen der Gleichartigkeit der sozialen Herkunft nahe verwandt. Daß die politischen Anschauungen des feurigen Sizilianers nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben sind, ist klar. Diese drehten sich um die zwei Pole: Haß gegen das moderne Italien, Liebe zu Frankreich. Aber Rampollas Politik war nicht auf Europa beschränkt. Er hat die universale Stellung der Kirche nicht nur als moralische Institution voll erfaßt; sein diplomatischer Geist umspannte mit Geschäftigkeit und in allen Sätteln gerechter Gewandtheit den ganzen Planeten. Aber seine Politik litt an zwei Fehlern. Einmal an

einem sachlichen Mangel. Über der rücksichtslosen Förderung französischer Interessen übersah er hin und wieder, daß allzu entschlossene Parteinahme Feinde erweckt; insbesondere aber verleitete ihn sein heißes, süditalisches Temperament, sich allzuweit vorzuwagen und im Eifer für die große Sache die sonst gebotene Vorsicht vatikanischer Politik manchmal allzusehr abzustreifen. So mußte er die Katastrophe seines Systems erleben. Er war mit dem Aufkommen Pius' ein politisch Kaltgestellter.

Della Chiesa war innerlich zu selbständig, um von Rampolla mehr anzunehmen, als er für gut fand. Daß er die Grundlagen der Rampollaschen Politik geteilt hat, ist wahrscheinlich; ob er mit ihren Methoden immer einverstanden ist, unsicher. Jedenfalls verbot die ruhigere und leidenschaftslosere Art des Norditalieners diesem schon an sich das temperamentvolle Zugreifen und die oft zu offene Darlegung der politischen Grundlinien. Benedikt ist in dieser Hinsicht ein weit echterer Sohn der traditionellen vatikanischen Politik, als es sein großes Vorbild und diplomatischer Lehrer Rampolla gewesen ist. Sie ist zurückhaltend, wenn nicht geradezu verschleiernd in ihren Methoden; eine außerordentliche Vorsicht zeichnet sie aus; sie scheint leidenschaftslos zu sein und sucht überall äußerlich die strengste Unparteilichkeit zu wahren. Man sieht durchaus selbständige Züge, die zwar die große diplomatische Schule Rampollas und der kurialen Politik überhaupt nicht verleugnen, aber sie um- und weiterbilden, um sie den Ereignissen einer völlig neuen Zeit anzupassen, die teilweise unter gänzlich anderen Voraussetzungen verstanden werden muß als die unmittelbar vorhergehende Epoche.

Doch dies Aperçu kann und soll mit nichten genügen, den Wegen der neuen kurialen Politik nachzugehen. Deren Grundsätze und Ziele werden am besten klar, wenn man die praktische Politik verfolgt, die der Vatikan seit der Erhebung Chiesas zum Papst betrieben hat. Doch wird man auch hier im Urteil die größte Vorsicht walten lassen müssen. Einmal wegen der Kürze der Zeit, über die wir sie verfolgen können: es sind kaum fünf Jahre; dann aber auch, weil, wie die ganze Persönlichkeit Benedikts und seine Entwicklung beweisen, er die diplomatische Kunst mit größter Feinheit in den Methoden handhabt. Es ist nicht leicht, ihr auf die Spur zu kommen, und nur eine sehr oberflächliche, sie verkennende oder ihr mißwollende Beurteilung wird sie mit den der Kurie gegenüber üblichen Schlagworten zu messen und zu werten versuchen. Wieweit der Einfluß des jetzigen Kardinal-Staatssekretärs Gasparri die Absichten Benedikts beeinflußt oder gewandelt hat, ist natürlich noch gar nicht auszumachen. Daß er gegen den Träger der Tiara etwa eine so selbständige Stellung eingenommen habe wie Rampolla gegen Leo den Dreizehnten, ist nicht wahrscheinlich; das anzunehmen, verbietet schon allein die Tatsache, daß Benedikt in verhältnismäßig jungen Jahren, er ist 1855 geboren, den päpstlichen Stuhl bestiegen hat.

Es lassen sich im ganzen zwei Grundlinien seines politischen Systems verfolgen: einmal die Stellungnahme zu den großen Ideen der Zeit, dann

seine rein politisch-diplomatische Tätigkeit, die natürlich überall zunächst an das gebunden war, was ihm sein Vorgänger hinterlassen hatte.

Im ersten Falle handelt es sich insbesondere um die Propaganda für den Friedensgedanken, für den Völkerbund, für die Besserung der sozialen Lage der arbeitenden Klassen — dies war ihre positive Seite — und gegen den Kommunismus und die gewaltsamen Versuche zur Lösung der großen sozialen Probleme — das war ihr negatives Gesicht.

Es gehörte zu den diplomatischen Meisterleistungen der Kurie, daß sie von Anfang an begriff, wie sehr ihre moralische und damit auch ihre politische Stellung gewinnen würde, wenn sie in dem sich erhebenden gewaltigen Waffenkampfe zunächst nach außen hin stark die allen Völkern gemeinsamen Ideale betonte und sich zu eigen machte als christliche Ideale. Dies war die Brücke, um auch bei den Nationen sich in Achtung zu setzen, die aus irgendwelchen Gründen der kurialen Politik wenn nicht ablehnend, so doch kühl gegenüberstanden. Dabei war diese Politik keineswegs leicht durchzuführen; denn weil starke katholische Volksteile sich in beiden Lagern befanden, wurde die Kurie von beiden Seiten oft mit unverhohlenem Mißtrauen betrachtet. Man erinnert sich, zu wie heftigen Auseinandersetzungen es in Frankreich unter den Katholiken anläßlich des päpstlichen Friedensschrittes August 1917 kam, wie stark die Kurie zeitweise durch die italienische Presse befehdet wurde, da man ihr und ihren Friedensbemühungen die Niederlage von Karfreit in die Schuhe schob. Auch in Deutschland ist der Vatikan aus der katholischen Presse wiederholt, wenn auch nicht offen bekämpft, so doch mit Unwillen betrachtet worden. Diesen Schwankungen der öffentlichen Meinung gegenüber legte die Kurie jene Gleichmütigkeit an den Tag, die noch unbeirrt ihr Ziel verfolgte, da die vorsichtig gezogenen Grundlinien immer wieder ein Weiterverfolgen erlaubten, sobald die Verhältnisse in die Schwebelage zurückgekehrt waren. So konnte zum Beispiel die sonderbare Tatsache festgestellt werden, daß der Sozialismus in allen Staaten gewissen päpstlichen Schritten beistimmte, während er die Politik der Katholiken in den einzelnen Ländern oft mit aller Schärfe befehdete. Die heftigsten Angriffe, welche die vatikanische Politik aus beiden Lagern erfuhr, werden einer späteren Zeit nur ein neuer Beweis dafür sein, daß Benedikt ein Meister des Lavierens war, ohne sich nach irgendeiner Seite hin festzulegen. Man wird nämlich auch nicht ein einziges authentisches päpstliches Dokument benennen können, in dem dies geschehen sei. Wenn solche Behauptungen während des Krieges aufgestellt worden sind, so handelt es sich stets um beabsichtigte Irreführungen einer der kriegführenden Parteien, denn weder die Reden britischer noch deutscher Staatsmänner sind so oft und so viel mißdeutet worden, wie die freilich verhältnismäßig seltenen großen Allokutionen des Papstes; auch ein Beweis für das wachsende moralische Ansehen des „Gefangenen im Vatikan".

Wenn unter den genannten leitenden Ideen der Zeit sich die Kurie vor allem den Völkerbund zu eigen machte, so spielte da die Berechnung mit,

daß es gelingen werde, den Papst als anerkannten Souverän in diesen Bund aufzunehmen. Es bedeutete wieder einen der Höhepunkte kurialer diplomatischer Bemühungen, daß der gefeiertste „Bürger" der Welt, Wilson, seinerzeit, als er noch Ideale zu vertreten schien, bei Benedikt im Vatikan vorsprach. Diese Demarche freilich war vergebens. Sie sollte den italienischen Schritt vom Jahre 1915, in dem sich diese Großmacht ausdrücklich die Außerachtlassung päpstlicher Friedensunternehmungen seitens dieser als Preis für den Beitritt zur Entente ausbedungen hatte, paralysieren. Dies ist nicht gelungen, aber in der Besorgnis Italiens vor der Kurie lag doch nichts anderes, als eine unausgesprochene Anerkennung der Stellung, die sie seit Benedikt in der allgemeinen Weltgeltung wieder errungen hatte.

Dem sozialen Problem stand die kuriale Diplomatie mit besonderer Vorsicht gegenüber, da hier ein Interessenkonflikt gefährlich schien. Doch fehlte es ihr nicht an Mut, auch mitten in der sozialistischen Welle die grundsätzliche Seite genügend zu betonen, um gegenüber dem Sozialismus, mit dem sie den Kampf für den Frieden teilt, die prinzipielle Gegnerschaft zu wahren und zu markieren. Der Hinweis auf die großen sozialen Gedanken, die Leo der Dreizehnte hier in der bekannten Enzyklika Rerum novarum verkündet hatte, wurden warnend und ermunternd der arbeitenden christlichen Welt aller Länder vor Augen gestellt. Die Verurteilung jeglichen Kommunismus und Bolschewismus, die Ablehnung allzu weitgehender sozialistischer Bestrebungen bezüglich der Verminderung des Rechtes am Eigentum waren damit ebenfalls gegeben. Es wurde überall nur von „berechtigten" Ansprüchen der Arbeiter gesprochen und gegenüber der Irreführung der Proletarier durch „unverantwortliche" Führer scharfe Worte gefunden, zum Beispiel in dem Schreiben des Papstes an Kardinal Luçon von Reims.

Diese Vertretung der großen Zeitideen vermied aber nach allen Richtungen hin klug jedes Übermaß. Sie war eine ausgesprochene Politik der mittleren Linie, die das Einigende und Positive natürlich um so lieber betonte, um den Schwierigkeiten zu entgehen; aber man kann auch nicht sagen, daß sie ihnen ausgewichen sei. Nur eine über die Tradition von beinahe zwei Jahrtausenden verfügende diplomatische Institution vermochte in dem Sturme ganz neuer Ideen, täglich wechselnder politischer Situationen so erfolgreich auszuharren, ohne sich eigentlich Blößen zu geben, die den zahlreichen Feinden Gelegenheit geboten hätten, zu einem vernichtenden Schlage auszuholen, und nur die ausgezeichneten Informationen, die dem päpstlichen Rom über die ganze Lage von allen Seiten zur Verfügung standen, konnten dies Ergebnis ermöglichen.

Damit kommen wir auf das rein politische Gebiet. Das Erbe Pius' war nicht verlockend. Dieser tapfere Soldat Christi hatte es in seinem entschlossenen und mutigen, dabei rücksichtslosen und immer ehrlichen Kampfe gegen die „Irrtümer" der Zeit mit allen Mächten verdorben. Das Ansehen der päpstlichen Politik war tief gesunken, der Vatikan verödet; es war keine splendid isolation, aber immerhin eine honorable isolation! Pius hatte sich

an der Zeit zerrieben; seine Politik kennzeichneten abgebrochene Beziehungen, diplomatische Niederlagen, aussichtslose Kämpfe. Die Fäden seines diplomatischen Spieles waren außergewöhnlich grob, sie wurden gezerrt, nicht gesponnen! Die katholische Welt betrachtete es vielfach als das Walten der Vorsehung, die über den Schritten des „Statthalters Christi" auf Erden wache, als er mit dem Beginn der politischen Schwierigkeiten ins Grab sank. Daß er der Lage nicht gewachsen wäre, ist nicht unwahrscheinlich, und daß er, je nach seiner Stellungnahme, der Kirche unendlichen Schaden hätte zufügen können, ist unleugbar.

Während Pius, sicherlich ohne es zu wollen, zerstreut hatte, war Benedikts diplomatische Arbeit von Anfang an auf das Sammeln eingestellt. Er wollte die zerrissenen Fäden überall wieder aufnehmen, wo nicht unüberwindliche Schwierigkeiten prinzipieller Art entgegenstanden: die oben gekennzeichneten moralischen Grundlinien gaben dafür den taktischen Hintergrund und die Brücke her. In bewundernswerter Schnelligkeit gab er dadurch dem Papsttum wieder einen politischen Inhalt, das selbst unter der unerhörtesten Entfaltung rein materieller Machtmittel seitens der großen Mächte nicht mehr zu überhören war, obschon es weder über Armeen noch Kanonen verfügte. Auffällig war, daß von allen Mächten zuerst Großbritannien sich der Kurie näherte. Wie weit hier von der einen oder anderen Seite vorgearbeitet worden ist, entzieht sich unserer Kenntnis, aber es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß mindestens von beiden Seiten aus nach einer näheren Verbindung gesucht wurde. Die britische Vertretung beim Vatikan war unter allen Umständen ein gewaltiger Vorteil für Rom. Wieweit Großbritannien selbst dabei auf seine Kosten gekommen ist, ist eine andere Frage. Die Vertretung der führenden ententistischen Macht mußte notwendig andere nach sich ziehen. Das unter Pius verödete diplomatische Korps füllte sich wieder. Aber wenn nicht alles täuscht, so war doch Großbritannien in Benedikts Hand nur Mittel zu dem größeren Zweck, sich auch dem Bundesgenossen dieser Großmacht, Frankreich, zu nähern. Denn dieses steht ohne Zweifel in Europa auch heute noch im Mittelpunkte der kurialen Politik. Hier werden die alten Fäden Rampollas, des Lehrers von Benedikt, wieder sichtbar.

Frankreich ist und bleibt das einflußreichste Land der katholischen europäischen Welt. Die sehr geschickte Propaganda, die es ihm während des Weltkrieges gestattete, als der „überfallene" Teil zu erscheinen, der für die Zivilisation blutete, hat ihm weitere Sympathien gebracht, die den Einfluß dieses Volkes auf moralischem Gebiet noch verstärkt haben. Dessen bedarf der Vatikan zur Durchführung seiner letzten großen Ziele, die in seiner Befreiung aus den italienischen Ketten bestehen. Was der Völkerbund dem Papste nicht zu leisten vermochte, soll Frankreich geben mit seinem moralischen Ansehen, seiner geschickten Politik und seiner traditionell geachteten Stellung als katholische Macht, die es im Grunde trotz der Parlamentsmehrheit des Krieges und dem Kurs der letzten zwanzig Jahre auch in Wahrheit ist, wie es die Neuwahlen beweisen. Die reaktionären Mächte haben gewaltig gewonnen, nicht zum

mindesten dank dem Entgegenkommen des Vatikans. Auch in dieser Frage wird die Schule Rampollas bei dem regierenden Papste wieder sichtbar. Frankreich hat seine Sorge und sein Interesse stark empfangen, so in der syrischen, in der palästinensischen Frage, wo es wiederholt gegen Großbritannien in den Sattel gehoben wurde. Gegenüber Frankreich wich der Vatikan auch in China zurück, obwohl es ihm ein Leichtes gewesen wäre, seinen Willen durchzusetzen, wenn er es gewollt hätte! Er tat es nicht, um Frankreich zu schonen. Frankreich ist und bleibt eben einer der Angelpunkte päpstlicher Politik, und die verschiedenen Gelegenheiten zu diplomatischen Auseinandersetzungen konnten der Kurie nur genehm sein. Denn sie zeigten dem Lande einmal das unverminderte Wohlwollen der größten moralischen Macht der Welt und stärkte dadurch die der Kurie wohlgesinnten Kreise im Lande von Waldeck-Rousseau und Clemenceau. Dann aber konnte die Wirkung auf Italien nicht ausbleiben, dessen Stellung, seitdem es die Rückendeckung des Dreibundes nicht mehr genießt, erheblich an Gewicht verloren hat.

Hier schlug Benedikt ganz neue Bahnen ein, in denen er sich teilweise von Rampolla völlig trennte. Wohl konnte er nicht verkennen, daß eine gewisse Richtung im Lande der Kurie noch immer lebhaft widerstrebte, aber sie war doch im ganzen im Rückschreiten begriffen. Sie hatte den berüchtigten Paragraphen 15 noch in den Londoner Vertrag 1915 hineingebracht, aber es waren auch ihre letzten Triumphe. Schon Pius, der sonst überall so wenig erfolgreich war, hatte der neuen Politik vorgearbeitet und das Seine daran getan, die Wunde vom 20. September 1870 vergessen zu machen, die so sehr brannte. Die Entspannung hat sich seit Jahren, und zwar in steigendem Maße in einer Reihe von Freundlichkeiten gezeigt, die hier im einzelnen nicht erörtert werden sollen, doch im ganzen eben den Willen zur Verständigung deutlich zeigen, der vielleicht bei der Kurie noch ausgeprägter vorhanden ist als bei der Consulta.

Aber auch die innerpolitischen Bewegungen der letzten Jahre in Italien haben das Ereignis eines vollkommenen Ausgleichs vorbereiten helfen. In zunehmendem Maße hat der Papst den italienischen Katholiken die ursprünglich verbotene Beteiligung am Staatsleben erleichtert, ja sie dazu ermuntert. Die vor wenigen Monaten zustande gekommene Errichtung einer klerikalen Partei ist nichts anderes als der Schlußstein in diesem Gebäude. Gelingt es dieser, in Italien etwa die Stärke zu erreichen wie das deutsche Zentrum, so wird sie weiter dazu helfen, die Versöhnung zwischen Benedikt und dem Quirinal rasch zu fördern. Dabei wird die Kurie sich das Zeugnis ausstellen dürfen, daß sie durch ihre kluge und zähe Politik wesentlich diese Angelegenheit in Gang und Art beeinflußt habe.

Wenn nicht alles trügt, steht auch hier die Politik Benedikts des Fünfzehnten unmittelbar vor ihrem Ziel. Er, nicht der Quirinal, war es, der die Wege ebnete; es lag ihm von Anfang an fern, unerfüllbare Bedingungen zu stellen. Rampolla würde vermutlich nie auf die sogenannte Korridorlösung eingegangen sein, das heißt auf die Forderung nach Herausgabe eines Streifen

Landes seitens Italiens, der von den vatikanischen Gärten zum Meere sich erstreckt, wodurch die Kurie die unmittelbare Verbindung mit allen Staaten erhielt, deren sie zur erfolgreichen Durchführung ihrer Politik als souveräne Macht bedarf. Es handelt sich nur um wenige Quadratkilometer, auf denen zu bestehen Italien allerdings keinen Grund hätte.

Man sieht hier überall deutlich Plan und Ziel der benediktischen Politik. Sie ist maßvoll und fest, dabei nicht ohne Phantasie. Sie wagt aber auch und bricht mit scheinbar jahrtausendalten Traditionen und zeigt damit ihr modernes und anpassungsfähiges, ja geschmeidiges Wesen. Benedikt ist beweglicher als Rampolla. Er scheint vergessen zu können, was Rampolla zeitlebens nicht konnte, wenigstens in der römischen Frage, und er deckte sich da mit seinem Herrn, mit dem großen Leo, für den die römische Frage in der jetzt von Benedikt versuchten Lösung wahrscheinlich indiskutabel gewesen wäre. Wenige Jahrzehnte haben also genügt, um hier völlig neue Ideen zum siegreichen Durchbruche zu bringen.

Wenn die kuriale Politik also auch Italien gegenüber nach Anschluß sucht, so hat sie dabei aber noch andere Ziele. Italien wie Großbritannien werden im nahen und ferneren Orient für die Zukunft von Bedeutung sein. Sie treten neben Frankreich, so daß sich damit der Ring derjenigen größeren europäischen Mächte schließt, die in den gesamten Ländern des Orients im weitesten Sinne aller Voraussicht nach in den kommenden Jahrzehnten bestimmend sein werden. Hier berühren sich politische, ja weltpolitische Berechnungen des Vatikans mit geradezu ausschweifenden religiösen Plänen.

Es ist kein Zufall, wenn der gegenwärtig regierende Papst in der Kongregation, die die Katholisierung des Ostens, also zunächst der orthodoxen Länder, sich zum Ziele gesetzt, den Vorsitz übernommen hat. Benedikt der Fünfzehnte hat einen ihn überaus kennzeichnenden, feurigen, missionalen Eifer. Die feinen Fäden seiner Politik haben wir im gesamten Osten, zunächst im europäischen, zu spüren bekommen. Wenn der Papst dem Königreich Polen sein besonderes Interesse entgegenbringt, wenn er eine finnische Gesandtschaft empfängt, wenn er sich der Armenier mit apostolischem Eifer angenommen hat, wenn er in der palästinensischen Frage ständig Fühlung behielt, so sind das Symptome einer großen, gewaltigen Sache, die wir in den Programmsatz zusammenfassen können: der orthodoxe Osten gehört der katholischen Kirche! Die Aussichten sind in der Tat gut. Rußland, die einzige Macht, die hier stets und mit Erfolg der katholischen Kirche widerstrebte, ist den deutschen Waffen erlegen und in innerer Lethargie versunken. Der dadurch geschwundene staatliche Druck gibt der katholischen Kirche wenigstens nominell im ganzen orthodoxen Rußland die Freiheit. Daß diese gewaltige Organisation hier mit allen Kräften zuzupacken sich vorbereitet, ist natürlich, und es wird um so leichter sein, wenn die Zentralregierung der Kirche, der Papst, die Schwierigkeiten tunlichst aus dem Wege räumt. Dies ist, soweit menschliche Kunst es vermochte, geschehen, und die Verbindung Roms mit den dort in Zukunft vorherrschenden europäischen Staaten wird ein übriges tun, um die Erfolge

des Katholizismus zu steigern. Daß Rom sich mit dem europäischen und orthodoxen Osten zufrieden gibt, ist ausgeschlossen. Es spannt seine Pläne noch viel weiter, sie gehen bis tief in die mohammedanische Welt hinein! Ob ein Wiedererstehen Rußlands die großen Hoffnungen Roms zerstören wird, ist schwer zu sagen. Jedenfalls nutzt die Kirche die ihr gewordene Freiheit mit aller Kraft vorläufig aus und würde es wohl noch mehr tun können, wenn in Rußland geordnete Zustände herrschten. Das Ziel ist schon angedeutet: Katholisierung Rußlands!

Hier bewegt sich Benedikt auf völlig neuen Pfaden. Man muß schon in die gewaltigsten Epochen der Papstgeschichte zurückgehen, um einen Pontifex ausfindig zu machen, der in ähnlich weitgespannter Art ausschweifende religiöse und politische Pläne verwirklichte. Selbst Japan und China sind in den Kreis gezogen; ersteres hat einen Gesandten am päpstlichen Hofe, und zwischen dem Mikado und Benedikt wurden für beide Teile schmeichelhafte Worte gewechselt.

Während so die katholische Kirche aus dem Weltkriege überall Vorteile zu ziehen scheint, indem sie die Früchte einer vorsichtigen und doch aktiven Neutralitätspolitik pflückt, ist der Verkehr mit den unterlegenen Staaten des großen Völkerringens ebenfalls nicht unfreundlich. Daß die Kurie von Anfang her an dem Siege Deutschlands gezweifelt und dementsprechend sich eingerichtet habe, ist leicht zu sagen, aber geschichtlich nicht zu beweisen. Daß sie über ausgezeichnete Verbindungen verfügte und daher über die heikle Lage des Vierbundes ausreichend unterrichtet war, ist sicher. Ihre Haltung Deutschland gegenüber war und blieb korrekt, aber kühl. Daß die Kurie sich Deutschland gegenüber ehrlich um Frieden bemüht hat, ist sicher. Andere Behauptungen lassen sich, wenn man die Verhältnisse ruhig prüft, nicht beweisen. Denn die Benedikt kennzeichnende überaus vorsichtige Politik vermied es, ihre letzten Ziele selbst den besten Freunden zu zeigen. Die kritische Stellung, in der sich das Papsttum zudem während des ganzen Krieges befand, zwang es zu einer Vorsicht, die selbst in der Diplomatie ungewöhnlich genannt werden kann. Nicht zu vergessen ist ferner, daß die Kurie jahrelang buchstäblich eingekreist war. Sie wurde nur von ententistischer Seite bedient, da die mittelmächtlichen Gesandten schon 1915 freiwillig das Feld räumten. Daß die Kurie trotzdem über geheime Quellen für ihre Nachrichten auch nach dorthin weiter verfügte, ist bekannt. Rom, das päpstliche Rom, war wiederholt der Umschlagsort größten Stils des gesamten diplomatischen Verkehrs der kriegführenden Länder.

Es hat Österreich ehrlich zu retten versucht, schon im eigenen Interesse, wennschon die Bedeutung dieses Staates für die katholische Kirche oft weit überschätzt wird. Schon allein die Tatsache, daß aus politischen Gründen Rom gegenüber Rußland jetzt freier ist, hebt das Verschwinden der Donaumonarchie auf. Die heutige Lösung an der Donau ist für die vatikanische Politik nicht wesentlich ungünstiger als vor 1914.

In der bekannten Malachiasprophezeiung, welche die Päpste bis zum Ende

der Welt aufzählt — es sind bis dahin noch fünf — hat Benedikt die Kennzeichnung: Religio depopulata! Das kann man mit „zerstörte" und „entvölkerte" Religion übersetzen. Dies Charakteristikum ist für den gegenwärtigen Papst nicht glückverheißend. Aber das liegt vielleicht im allgemeinen Charakter dieser Prophezeiung, die entsprechend den düsteren Berichten der heiligen Schriften vom nahenden Weltende auch dem Papsttum, der Spitze der Kirche, keine sonderlich günstigen Auspizien stellen kann. Denn als Ganzes muß man der Politik des gegenwärtigen Papstes jedenfalls bis jetzt ein sehr günstiges Horoskop stellen. Sie hat für die katholische Kirche aus dem Weltkrieg herausgeholt, was herausgeholt werden konnte, ja sie hat mehr getan. Sie hat das Ansehen des Papsttums im Verlaufe weniger Jahre derart zu steigern vermocht, daß Benedikt unstreitig den erfolgreichsten Päpsten schon heute zugerechnet werden muß, wenn die erreichte Höhe päpstlicher Machtentwicklung nicht plötzliche und ganz unerwartete Rückschläge erleidet. Diese sind nicht ausgeschlossen, aber auch nicht sehr wahrscheinlich.

Wenn die Leitung der Kirche unter Leo dem Dreizehnten stets als ein Muster kluger Politik galt, die mit rein geistigen Mitteln große Erfolge erstritt, wenn sein Staatssekretär Rampolla neben dem großen Papst als einer der geistigen Vertreter dieser scharfsichtigen Diplomatie galt, deren Kunst die Überredung und das Warten, deren Grundlage feinstes Verständnis für die Ideen einer neuen Zeit war, so wird man Benedikt und seinem Staatssekretär, wenn man sie rein nach ihren Erfolgen wertet, ein noch weit günstigeres Zeugnis ausstellen müssen. Freilich ihnen kamen allgemeine politische Umwälzungen zu Hilfe, die ihren Vorgängern versagt waren, die dadurch vielleicht nicht zur vollen Entfaltung ihrer reichen Kräfte gekommen sind. Immerhin hat doch die Politik Leos auch an den gegenwärtigen großen Erfolgen ihren vollen Anteil; denn ihr verdankte Benedikt die Methoden und die Grundlagen. Es fällt auf, wie stark sein politisches Programm wenigstens in den Grundzügen doch wieder der Politik Rampollas und Leos entnommen ist. Aber Benedikt haftet nirgendwo am Schema, er geht seine Wege und muß es tun, weil eine unerhörte Entwicklung ihm tagtäglich neue Probleme, die gebieterisch nach Lösung drängen, zuträgt. Ob Rampolla die fast sich selbst verleugnende Geduld gehabt hätte, in dem Wirrwarr der sich in Rom kreuzenden Meinungen, stets nach allen Seiten hin verbindlich zu bleiben, auch wenn er innerlich noch so sehr widerstrebte, ist mehr als fraglich.

Man mag dem Papsttum als Institution gegenüberstehen, wie man will, man wird Benedikt die Bewunderung eines außerordentlich gewandten und feinsinnigen Diplomaten nicht versagen dürfen. Der katholische Erdkreis, mit seinen nach Hunderten von Millionen zählenden Anhängern, schaut mit Ehrfurcht zu ihm empor! Er nimmt teil an den Erfolgen des Papsttums, die auch Erfolge des Katholizismus als solche sind. Benedikt hat über den umstürzenden Ereignissen der vergangenen Jahre in bedeutungsvoller Weise das alte Wort wahr gemacht: Stat crux, dum volvitur orbis!

In Tschecho-Slowakien

Von

Ludvig af Petersens-Stockholm

Königlich schwedischem Oberst

Daß man bei einer einwöchigen Forschungsreise in der neuen Republik Tschecho-Slowakien einen klaren Einblick in die Verhältnisse gewinnen kann, ist undenkbar. Der neue Staat ist immer noch im Werden, und dieser Zustand dürfte wahrscheinlich noch lange dauern. Der kurze Überblick kann daher natürlich nicht erschöpfend sein. Offen muß ich von vornherein zugeben, daß ich hauptsächlich den deutschen Standpunkt vertrete. Meine deutschen Freunde haben mir loyal vorgeschlagen, auch mit Tschechen zusammenzutreffen, um ihre Anschauungen kennen zu lernen, aber meine Zeit erlaubte mir es nicht; vielleicht kann ich ein andermal das Versäumte nachholen.

Die äußeren politischen Verhältnisse, unter denen die tschechisch-slowakische Republik entstanden ist, sind jedem Politiker genügend bekannt. Was die inneren anbetrifft, so kann ein Tscheche mich ebensowenig von der Rechtmäßigkeit der Unterdrückung der Deutschen in Böhmen überzeugen wie ein Finne von der Rechtmäßigkeit der Unterdrückung der Schweden in Finnland. Die Verhältnisse sind im ganzen genommen in beiden Ländern ziemlich übereinstimmend, obwohl in Böhmen verhältnismäßig viel schlimmer für die in der Minderheit befindlichen Deutschen. Die Auffassung, die ich hier vorbringe, suchte ich nach Möglichkeit auf Tatsachen zu begründen, so wie ich sie durch Untersuchungen gefunden habe.

Der tschechisch-slowakische Staat ist ein Erzeugnis der Ententepolitik im allgemeinen und der französischen Politik im besondern. Wie der polnische Staat soll er ein „Gendarm"staat gegenüber Deutschland sein. Dies wird jetzt offen von tschechischen Staatsmännern zugegeben. Und wie Frankreich alles tun wird, um in Deutschland das Germanentum im allgemeinen zu schwächen, so will England den gesamten Kontinent so zersplittert wie nur möglich halten, um dort ebenso wie in der übrigen Welt herrschen zu können. Je ohnmächtiger und zersplitterter Deutschland ist, desto besser für England! Man hat den Präsidenten Wilson auf seine Seite bekommen, dadurch daß man ihn in gewohnter Weise hinter das Licht führte. All dies ist ja ausschließlich durch „Sachverständige" von einer Seite aus angeordnet worden. Die große deutsch-ungarische Minderheit wurde im Widerspruch zu Wilsons Punkten beiseitegeschoben, ohne daß man sie gehört hätte.

Die neugebildete tschechisch-slowakische Republik ist eine von allen Gesichtspunkten aus ungereimte und unhaltbare Konstruktion. Hier sind sieben verschiedene Nationalitäten miteinander vereinigt: Böhmisch-Tschechen, Mährisch-Tschechen, Slowaken, Polen, Deutsche, Ungarn und Juden. Nicht einmal die slawischen Völkerschaften sind unter sich einig. Zunächst versteht keine die Sprache der anderen. Verhältnismäßig am nächsten stehen sich vielleicht die böhmischen und mährischen Tschechen, deren Sprachen auch eng miteinander verwandt sind. Doch die Slowaken, die eine von den übrigen Slawen in der Republik scharf geschiedene Sprache haben, sind keineswegs einig mit ihren Stammverwandten und wünschen Selbständigkeit für sich. Polen und Tschechen stehen nicht in gutem Verhältnis zueinander. Ganz feindlich sind Tschechen und Ungarn.

Ziemlich schwer ist es, sich völlig zuverlässige Angaben über die Zahl der verschiedenen Völker zu verschaffen. Meinen Gewährsleuten zufolge dürften die Stärkeverhältnisse ungefähr folgende sein:

Tschechen und verwandte Völker . . .	8 000 000
Deutsche	3 800 000
Ungarn	1 200 000
	13 000 000

Hierzu kommt noch eine Zahl von Polen und Juden, die aber keine größere Rolle spielen.

Von großer Bedeutung sind die Beziehungen zwischen Tschechen und Deutschen. Den obigen Angaben gemäß dürfte die Anzahl der Deutschen sich der Hälfte derjenigen der tschechischen Bevölkerung annähern. Nach früheren, öffentlich gegebenen Mitteilungen des augenblicklichen Präsidenten Masaryk sind aber die Deutschen kaum mehr als ein Drittel. Auf alle Fälle machen sie eine höchst ansehnliche Minderheit aus, die weit größer ist als die der Schweden in Finnland. Rechnet man hierzu auch noch die Ungarn, so wird die nichttschechische Minderheit noch bedeutender, und sie dürfte wohl Anspruch auf einen gewissen Einfluß in dem Lande erheben können, wo sie seit Jahrhunderten und Jahrtausenden angesessen ist. Dies wird jedoch nicht zugestanden. Die Minorität wird in ganz ungerechtfertigter Art und Weise drangsaliert — dies ist wirklich so, die Tschechen mögen sagen, was sie wollen. Jeder Außenstehende, der in diesem Lande reist, muß davon überzeugt werden.

Die Tschechen verteidigen ihre Machenschaften zum Teil damit, daß sie behaupten, sie seien die Herren des Landes und könnten tun, was sie wollen. Die Deutschen und die andern wären nur Eindringlinge und „Kolonisten". Die ganz zynischen Chauvinisten, und das ist die größte Mehrzahl, erklären sogar, Deutsche und Ungarn seien früher rücksichtslos gegenüber den ihnen untergebenen Völkerschaften aufgetreten, und nun wäre es für die Tschechen an der Zeit, die Sünden vergangener Tage zu rächen. Diese Anschauungsweise steht sicherlich im Einklang mit Clemenceaus persönlicher auswärtiger Politik, aber durchaus nicht mit den hohen und edlen Idealen, für welche die

Tschechen im Verein mit der Entente zu kämpfen vorgeben, und noch weniger im Einklang mit den übrigens sehr unvollständigen Bestimmungen über den Schutz für Volksminderheiten, die in die verschiedenen Friedensverträge aufgenommen worden sind.

Was die Behauptung der Tschechen anbelangt, sie seien des Landes uneingeschränkte Herren und alleinige Besitzer, so muß dies bestimmt aus historischen Gründen bestritten werden, hier sowohl wie in den parallelen Fällen Finnland, Elsaß und vielen anderen Ländern mit gemischter oder unterdrückter Bevölkerung.

Geht man so weit in die Vergangenheit zurück, wie es die Geschichte gestattet, so ergibt sich: Die germanischen Markomannen waren die ersten, welche die in Böhmen damals ansässigen Kelten verdrängten, und sie haben somit den Tschechen gegenüber Prioritätsrecht. Die Markomannen wanderten zum größten Teil weiter nach Westen, aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht im ganzen, sondern Teile dieses Volksstammes sind ganz sicher im Stromgebiet der Elbe zurückgeblieben, zum mindesten in Nordböhmen. Erfahrungen von anderen germanischen Gegenden erweisen nämlich, daß in der Regel bei sogenannten Völkerwanderungen nicht das ganze Volk auswanderte. Wenn die Schweden auf ihrer Fahrt nach Osten das russische Reich kolonisierten oder organisierten, so war es nicht das ganze Volk, das wanderte, sondern nur wenige abenteuerlustige Scharen. Ebenso steht es mit den Normannen in England und der Normandie, den Burgundern aus Bornholm und den übrigen germanischen Völkerschaften in Norddeutschland. In Nordgermanien (Skandinavien), ähnlich wie ganz sicher in Norddeutschland und Böhmen blieben also große Teile der Bevölkerung zurück. Nach Deutschland und Böhmen drangen slawische Stämme ein und konnten leicht die durch Auswanderung geschwächten Germanen bezwingen.

So steht es für die Gebiete zwischen Elbe und Oder, und ganz sicherlich herrschten dieselben Zustände in dem benachbarten Böhmen. Späterhin ist ein Teil dieser für die Deutschen verloren gegangenen Gebiete von den Germanen wieder in Besitz genommen worden, teils durch Eroberung, teils durch friedliche Einwanderung, wobei sie sich auf ihre höhere Kultur stützten. Was Böhmen anbelangt, so hat sich diese Kolonisation Jahrtausende hindurch abgespielt, oft unter harten Kämpfen, oft auf Grund von Maßnahmen der rechtmäßigen Herrscher des Landes.

Nach unserer unparteiischen Beurteilung muß es als ganz klare Tatsache feststehen, daß die Deutschen mit genau demselben Rechte ihre Gebiete in dem Lande, das nun Tschecho-Slowakien genannt wird, besitzen wie die tschechische Bevölkerung die ihrigen; ein Volk ist nicht mehr Eigentümer des Landes als das andere, und beide haben dieselben Ansprüche auf das Bürgerrecht, nun sie gezwungen sind, zusammen zu leben.

In welcher Art werden nun die Deutschen unterdrückt? Hierfür könnten unzählige Beispiele beigebracht werden. Täglich und stündlich werden sie auf

alle Art und Weise belästigt. Ihr Amtmann wird verjagt, ein Tscheche an seine Stelle gesetzt. Die Tschechen nehmen alle Stellen in Beschlag, die für die Landesregierung wichtig sind. Ganze deutsche Dörfer werden ohne weiteres tschechisiert. Ich kann auf Grund der Zeitung „Völkerbund" vom 20. Juni 1920 als Beispiel Znaim anführen. Die Tschechen freilich werden diese Behauptungen bestreiten, ebenso wie schon früher in ähnlichen Fällen (ich darf zum Beispiel auf die Juninummer der einflußreichen englischen Zeitschrift „Foreign Affairs" hinweisen), aber ich bin bis auf weiteres bestimmt davon überzeugt, daß die Angaben im „Völkerbund" durchaus richtig sind. Der Aufsatz hat folgenden Inhalt:

Wie der tschechische Imperialismus nichttschechische Städte vernichtete.

§ 2 der Verfassungsurkunde der tschechisch-slowakischen Republik lautet: Der tschechisch-slowakische Staat ist eine demokratische Republik, deren Oberhaupt der erwählte Präsident ist.

So steht's auf dem Papier. Wie sieht es aber in diesem gelobten Lande der Demokraten aus? Im südlichen Teil der Republik, nahe der österreichischen Grenze, liegt die Stadt Znaim. Die Volkszählung von 1910 ergab 16 090 Deutsche und 2366 Tschechen. Unter den Einwohnern waren 603 Soldaten, davon 417 Deutsche. Unmittelbar nach der Revolution proklamierte die Grenzstadt Znaim, da sie in geistiger, wirtschaftlicher und verkehrstechnischer Hinsicht eng mit Wien zusammenhing, ihren Anschluß an Deutsch-Österreich; dafür mußte sie hart büßen. Die Tschechen eroberten mit Waffengewalt diese nicht-tschechischen Gegenden, besetzten Znaim und richteten hier ein furchtbares Militärregiment auf. Unzählige deutsche Beamte wurden aus dem Dienst verjagt und nach Österreich vertrieben; an Stelle dieser deutschen Beamten wurden Tschechen eingesetzt. Der Bürgermeister der Stadt ward abgesetzt, und an seine Stelle kam ein Werkzeug der tschechischen Regierung. Die Gelder der Stadt verschleuderte man in einer unglaublich leichtfertigen Art und führte sie zum Teil in tschechischen Besitz über; die Stadt wurde überschwemmt von tschechischen Soldaten. Obwohl in dem übrigen Teil der Republik die Wahlen bereits ein Jahr zuvor stattgefunden hatten, wurden sie in dieser Stadt aufgeschoben, bis die Organisation für die Unterdrückung der Deutschen durchgeführt, die Schulen den Tschechen überantwortet worden waren.

Dann erst schritt man zur Wahl, wobei folgende Stimmen abgegeben wurden:

die vereinigten tschechischen Parteien	7875 Stimmen,	66 Mandate,
die vereinigten deutschen Parteien . .	4816 „	15 „
Juden	339 „	1 „

in Prozenten ausgedrückt: Tschechen 60,5, Deutsche 37, Juden 2,5 . . . Wir werden nun diese Ziffern mit Hilfe der offiziellen militärischen Tatsachen erklären. Die tschechische Garnison in Znaim zählte zu dieser Zeit 6405 Mann. Da von den 7875 abgegebenen tschechischen Stimmen diese 6405 Stimmen abzuziehen sind, so bleiben rund 1500 tschechische Stimmen, die einer Bevölkerung von ungefähr 3400 Seelen entsprechen würden. Die deutschen Stimmen entsprechen einer Einwohnerzahl von ungefähr 12 000 Seelen; dazu sind mehr als 4000 Deutsche von den Tschechen aus Znaim verjagt worden. Die beiden Zahlen 12 000 und 3400 würden also das Zahlenverhältnis von Deutschen und Tschechen zum Ausdruck bringen.

Wie herrschen nun die 3400 zumeist sozialdemokratischen Tschechen in dieser Stadt? Hierfür bietet uns eine Mitteilung aus Znaim folgenden Aufschluß:

Bei dem Zusammentreten des Gemeinderats entfernten sich alle deutschen Leiter und protestierten damit gegen die alles Rechtsbewußtsein mit Füßen tretenden Be-

schlüsse der Tschechen. Beim Zusammentritt war nämlich unter anderem von tschechischer Leitung der Vorschlag gemacht worden, daß ein 1½ Jahre zuvor abgeschlossener Kaufkontrakt zwischen der Gemeinde und dem Verein „Deutsches Haus", wodurch an besagten Verein ein schmaler Streifen im Stadtpark verkauft wurde, für ungültig erklärt werden sollte. Der Vorschlag wurde ohne Rücksicht auf die deutschen Rechtsansprüche angenommen, dank der Unterstützung des allzeit zum Vorteil der Tschechen stimmenden Regierungskommissars. In gleicher Weise wurde von den Tschechen ein Antrag abgeschlagen, betreffend die Anstellung von zwei Hilfslehrerinnen in der städtischen deutschen Mädchenschule, obgleich die Deutschen unwiderleglich bewiesen, daß der Vorschlag unbedingt auf den Bestimmungen des Friedensvertrages hinsichtlich des Schutzes für völkische Minderheiten begründet sei. Da aus diesem Beschluß hervorging, daß die Tschechen, entgegen allem Recht, rücksichtslos die Ansprüche der Deutschen unterdrückten, so verließen die Deutschen demonstrativ den Saal.

Ähnlich wie in Znaim so geht es in vielen anderen deutschen Städten. Legionäre, die in den Heeren der Entente gegen ihr Vaterland dienten und von Millionen von Einwohnern in der tschechisch-slowakischen Republik als Verräter bezeichnet werden, schickt man in der nötigen Anzahl in deutsche Orte; dort geben sie auf Befehl ihre Stimme ab — und die Ortschaften sind „tschechisch". Die deutschen Schulen werden vernachlässigt, die Lehrer verabschiedet und durch tschechische ersetzt. Irgendwelche Schwierigkeit, eine ausreichende Anzahl von Stimmen zu erzielen, gibt es nicht, da die Republik ein stehendes Heer von Legionären unterhält, das Nachrichten zufolge größer ist als das ganze kaiserlich-österreichische Heer vor dem Kriege.

Da die Deutschen und Tschechen selbst am besten die Zustände im Lande schildern, möchte ich einige Ausschnitte aus verschiedenen Zeitungen bringen. Die tschechische illustrierte Zeitschrift „Zlata Praha" veröffentlichte in einem Bericht über das große Sportsfest in Prag zur Sonnenwende, an dem Sportsleute aus der ganzen Welt, auch aus Schweden, teilnahmen, folgenden Aufruf des Redakteurs Dr. Pallas an die tschechischen Sportsleute:

„Noch heute herrschen die Deutschen und sind überall zu finden. Der Duft der Blumen in unseren Parks, der Gesang der Vögel wird durch ihre abscheuliche Sprache verschimpfiert, diese Sprache, mit deren Hilfe sie seit langem uns die gröbsten Beschuldigungen entgegenschleudern. Euch, Sportgenossen, die ihr euch ein reines nationales Herz bewahrt habt, bitten wir, nehmt eine Peitsche und jagt dieses fremde Pack aus Prag heraus, ja aus der ganzen Republik, jagt sie auf die andere Seite der Grenze."

Hierbei sei bemerkt, daß „Zlata Praha" eine von den vornehmsten und meist gelesenen tschechischen illustrierten Wochenschriften ist. Glücklicherweise konnte wohl keiner der ausländischen Sportsgäste die wackeren und edlen Worte verstehen, aber ich habe erkannt, daß sie die augenblickliche Lage ausgezeichnet beleuchten.

Aus einer deutschen Tageszeitung sei folgendes „alltägliches Vorkommnis" angeführt:

„Dux, den 22. Juni. Unsere Stadt war gestern der Schauplatz blutiger Auftritte. Die Deutschen wollten in gewöhnlicher Weise Sonnenwendfeier begehen.

Dies bot den Tschechen Veranlassung, nochmals ihrem wilden Haß freien Lauf zu lassen. Während des Vortrages durchbrach ein tschechischer Haufe die deutschen Reihen, riß den Vortragenden von dem Pulte herab und schleppte ihn und die herumstehenden Deutschen zur Wache. Eine große Anzahl von Deutschen wurde verwundet. Die Tschechen waren mit Knüppeln bewaffnet, und dies beweist, daß die Störung des Festes von langer Hand vorbereitet war."

In ähnlicher Art treten die Tschechen auch an anderen Stellen auf, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann. Am schlimmsten ging es in diesen Tagen in Iglau zu, worüber wohl auch in der schwedischen Presse berichtet wurde. Den Deutschen wurde verboten, ihre nationalen Lieder zu singen und ihre Farben zu tragen — also ähnliche Zustände wie in Finnland unter Bobrikoff.

Prag ist ein lebender Beweis für tschechischen Fanatismus. In dieser Stadt, wo mehr als 40000 Deutsche leben, ist es mit Gefahr verknüpft, die deutsche Sprache zu gebrauchen, und ich wurde hiervor gewarnt. Alle deutschen Schilder sind mit äußerster Genauigkeit gewaltsam entfernt, nicht allein die öffentlichen, sondern auch die privaten. Der deutsche Verein „Deutsches Haus" darf kein Schild mehr führen, ähnlich wie die deutschen Banken und Geschäfte. So weit wagte nicht einmal ein Bobrikoff in Finnland seine Schreckensherrschaft auszudehnen. Einer Firma mit Namen „Müller & Cie." wurde „Cie." gewaltsam abgeschlagen. Sie mußte auf das Schild setzen: „Müller & Spol", das tschechische Wort für Compagnie. Also selbst das romanische Wort „Compagnie" wird nicht gestattet, sondern muß einem tschechischen „Spol" weichen. Weiterhin wird der Herr Müller wohl kaum seinen ehrlichen Namen behalten können, sondern muß ihn sicherlich tschechisieren, wenn er nicht überhaupt aus der freien und demokratischen Republik hinausgeworfen wird.

Daß Prag als Touristenort auf die Dauer durch diesen tschechischen Chauvinismus nicht gewinnen wird, ist sicher. Eine Stadt, in der man nicht des Festlands vornehmste Kultursprache gebrauchen kann, hat keine Aussicht, seinen alten Platz für den Welt-Reiseverkehr zu behaupten.

Die augenblickliche tschechisch-slowakische Republik ist kein Rechtsstaat; sie ist ein Gewaltstaat, der nur mit Hilfe der Bajonette aufrechterhalten wird. Und solange die Tschechen einen Ausrottungskrieg gegen die übrigen Nationalitäten führen, müssen diese Verhältnisse bleiben; aber auf die Dauer wird es für einen Präsidenten nicht angenehm sein, auf Bajonetten zu sitzen, ebenso wie das einst wenig angenehm für einen König von Spanien war.

Masaryk hatte einst in einem Artikel in der österreichischen Zeitschrift „Die Zeit" von 1896 folgende kluge Worte geäußert: „Wir sind nicht so naiv, daß wir es uns zutrauen, einen tschechischen Staat in Deutschlands unmittelbarer Nachbarschaft aufrechtzuerhalten." Der jetzige „Präsident" Masaryk befolgt nicht diese verständige Politik. Ein seit vielen Jahren in Böhmen ansässiger Ausländer, der als praktischer Geschäftsmann sowie als Berichterstatter von ausländischen Zeitungen die Verhältnisse gut kennt, hat mir gegenüber seine bestimmten Zweifel über die Zukunft der von der Entente aufgerichteten Republik geäußert. In unserer Zeit dürfte es nicht möglich sein, untereinander

streitende Nationalitäten mit Gewalt auf die Dauer zusammenzuhalten. Das Problem ist äußerst verwickelt. Ohne weiteres Deutsch-Böhmen abzutrennen und es an Deutschland oder Österreich anzugliedern, kann ja, solange die französische Politik hier irgendwelchen Einfluß hat, gar nicht in Frage kommen; aber es würde auch aus vielen anderen Gesichtspunkten auf sehr große Schwierigkeiten stoßen. Ebenso wie in Finnland kann eine scharfe Grenze zwischen den verschiedenen Völkern nicht gezogen werden. Und dann bleibt auch noch der topographische Standpunkt von großer Bedeutung insofern, als das historische Böhmen seine ganz bestimmten Grenzen Deutschland gegenüber in den verschiedenen Bergketten hat, die es umgeben. In wirtschaftlicher Hinsicht ergänzt Nordböhmen mit seiner deutschen Industrie und seinen Bergwerken den reichen tschechischen Ackerbaudistrikt in der Mitte und im Süden. Auch die Verbindungslinien laufen alle nach Prag als Mittelpunkt hin. Eine Umgruppierung würde also dieselben Gefahren mit sich bringen wie die Loslösung eines Teiles der östlichen Gebiete von Deutschland. Die Deutsch-Böhmen sehen auch diese Schwierigkeiten ein, und ihre Meinung dürfte ähnlich wie die Ansicht der schwedischen Finnen in betreff Finnlands ganz allgemein dahin gehen, daß ein loyales Zusammenarbeiten zwischen den verschiedenen Völkern in Böhmens augenblicklichen Grenzen sowohl wünschenswert wie möglich sein müßte.

Aber bei dem jetzt herrschenden tschechischen Chauvinismus ist ein Zusammenarbeiten absolut unmöglich. Die Verhältnisse sind für die Deutschen unerträglich. Der Leiter der tschechischen Chauvinisten Kramarz hat auch in seiner Rede in der tschechischen Nationalversammlung, in der nicht ein einziger deutscher Vertreter zu finden war, am 22. Januar 1920 vorausgesagt, daß die Deutschen sich beim Völkerbund beklagen werden. Eine derartige Klage würde indessen bei dem jetzigen Völkerbund, der diese Republik schuf und ausschließlich von deutschfeindlichen Mächten beherrscht wird, nicht allzuviel ausrichten. Aber es gibt etwas, das über einem zufällig errichteten Völkerverein steht, und das ist die Weltmeinung. Mit großer Geschicklichkeit wird sie von den Ententemächten ausgenützt; aber sie kann sich auch einmal gegen sie wenden, wie sie es bereits in der Auslieferungsfrage tat, in der die Entente gegenüber der einhelligen Weltmeinung ihre erste große moralische und politische Niederlage erlitt; sie wird nicht die letzte bleiben.

Sicherlich sind nur politische und wirtschaftliche Interessen der auf Bajonette gestützten Mächte (und nicht das Recht) die im Zusammenleben zwischen den Völkern zurzeit ausschlaggebenden Faktoren, aber manches Mal kann das allgemeine Rechtsbewußtsein doch Rücksicht auf das Recht erzwingen.

Deshalb ist es notwendig, daß die neutrale Welt aufmerksam die Entwicklung der Dinge in Tschecho-Slowakien verfolgt. Denn das darf in unserer Zeit nicht vorkommen, daß ein Volksstamm von vier Millionen Menschen einem anderen Volksstamme auf Gnade und Ungnade ausgeliefert wird, zu seinem wirtschaftlichen Ruin und seiner nationalen Vernichtung.

Am Abend

Von

Ernst Zahn

1

Der Arzt war ein alter Mann; aber eine strenge Abhärtung seines Körpers hatte ihn lange frisch erhalten. So stieg er mit seinen zweiundsiebenzig Jahren noch rüstig in die Berge, wenn der Sommer kam. Im übrigen wohnte er mit einer unverheirateten Tochter — seine Frau war längst gestorben — auf einem schönen Landgute in einer frohen Hügelgegend der Ostschweiz. Er und sein Kind kannten keine Sorgen, aber sie liebten die Einsamkeit: er, weil er die Menschen nicht mehr brauchte, das schlanke, ernsthafte, etwas verblühte Mädchen, weil es einen lieben Menschen verloren hatte und sein Bild nicht mehr aus ihrem Herzen brachte.

Wieder einmal war er unterwegs, als ein Frühling sich zum Sommer wandte und eine wundersame Klarheit der Luft die Berge in messerschnittfeinen Umrissen sich vom blauen Himmel abheben ließ. Er wanderte auf einer Talstraße, zur Seite eines rauschenden, schäumenden Flusses. Wenige Leute begegneten ihm zu der frühen Morgenstunde. Die Straße war dunkel und feucht; es war in der Nacht Regen gefallen. Er spürte den schweren Rucksack auf dem Rücken nicht. Mit großen Schritten wanderte er dahin, nahm nach einer Weile den Hut in die Hand und ließ sich die hohe Stirn und das dichte graue Haar vom Frühwind streicheln. Seine Augen tranken die Schönheit des Weges und Landes; sie standen scharf in eckigen Lidern. Manchmal blitzte die Freude darin oder, wenn er etwa ein Tierlein am Wege sah, die Güte, und sie zeigten, daß sein Gemüt jung war wie sein Schritt.

Er kannte die Gegend von einem weit zurückliegenden Besuche und feierte Wiedersehen mit einzelnen Landschaftsbildern, die die lange Zeit noch nicht verändert hatte.

Plötzlich, wo eine Brücke einen Nebenzufluß des Stromes überbog, öffnete sich ihm ein wildes, waldiges Hochtal, aus dessen hinterster Weite und Schwarzwaldfinsternis heraus noch die neubeschneite oberste Spitze eines Hochgipfels leuchtete.

Er hielt inne, lehnte sich ans steinerne Brückengeländer, hängte den Hakenstock an den Arm und schaute hinauf. Da war es gewesen! Ganz wie heute

hatte das Ewigschneehorn geblitzt und gelockt. Und er, ein Student von zweiundzwanzig Jahren, war den Fußweg dort hinaufgestiegen, um in den Bereich des weißen Berges zu kommen. Steil und stundenweit hatte ihn sein Weg geführt. Zwei Dörfer lagen am Wege, und eine Menge Alpen und Alphütten belebten die Lehnen. Da war das Bauernwirtshaus vor ihm aufgetaucht, wo er genächtigt, wo aus der kurzen Rast acht Bleibetage geworden waren. Hm! Er hob die Hand, fuhr mit einer unwillkürlichen Bewegung über die linke Brustseite und hinauf in den noch nicht völlig weißen, spitzen Bart.

Was wohl aus ihr geworden war?

Der Gedanke grub sich so tief in seine Seele, daß er ihn alles andere vergessen ließ. Er setzte den Weg nicht fort. Er blickte in das Tal hinauf. Endlich und fast unbewußt begann er langsam den Fußpfad neben der Brücke hinaufzuklimmen. Was zuerst nur ein unklares Gelüsten war, wurde Entschluß. Er wollte die Stätte wiedersehen, wo ein kleines Jugendabenteuer ihn einmal gefesselt hatte, eines von denen, auf die die späte Erinnerung immer einen hellen Schimmer warf.

Auf dem ersten Teil seiner Fürbaßwanderung beschäftigte ihn dieses Abenteuer so stark, daß er kaum auf Weg und Umgebung achtete. Jede Einzelheit jener acht Tage prägte sich ihm wieder ein: Er war in das Wirtshaus getreten und hatte eine Erfrischung begehrt. Eine behäbige Frau gab ihm Bescheid und fragte ihn, ob er bei dem schönen Wetter sich nicht lieber in den Garten hinaussetzen möge. Er ließ sich führen und fand am Hause ein seltsames, kleines Viereck von einem Zier- und Schattenplatz. Es lag dicht an der vielklaftertiefen Wildbachschlucht, gegen die hin ein Geländer vor dem Absturz schützte. Ein paar Vergißmeinnicht wucherten wild, und eine mächtige Alpenrosenstaude hatte noch ein paar Blüten. Tannen und Lärchen umstanden den einzigen, rauhgezimmerten Wirtstisch und die zwei Bänke daran und schufen ein schattig grünes Stüblein. Durch eine breite Öffnung vorn war Ausblick in das Talinnere. Da ragte und überragte die dunkelgrüne Wiesen- und Waldwelt zu beiden Seiten das gewaltige Ewigschneehorn. Ganz nah stand es da wie ein sich aufrichtender Rieseneisbär, der drohend den Ausgang versperrt. Kalt und scharf wehte es einen von daher an; aber der tiefblaue Himmel darüber leuchtete um so heißer.

Die Reinheit, die über dem Landschaftsbilde lag, hatte eine Schwester, die Ruhe. Sie war so groß, daß einem fast Angst und atemeng davon werden konnte; aber manchmal brachen erlösende kleine Stimmen aus ihr hervor, ein Vogelzwitschern, das wie ein Kinderjauchzen flüchtig die Luft schnitt, einer Kuhglocke Läuten, ja selbst dann und wann der weithergetragene Laut einer Menschenstimme, die so hoch von einer Halde herabdrang, daß man meinen konnte, es spreche ein Seliger im Himmel mit dem noch wandelnden Erdenbruder.

Der Student war, am Tische sitzend, so vertieft in das Bild und des

Bildes Schweigen, daß er zwar wohl merkte, wie ihm Brot, Wein und Käse vorgesetzt wurde, aber nicht darauf achtete, daß es nicht mehr die Wirtin war, die ihn bediente. Erst als eine junge Stimme ihn fragte: „Gefällt es Ihnen hier, Herr?“ schaute er sich um und sah ein Mädchen neben sich stehen. Sie schien noch fast ein Kind und nicht besonders hübsch. Über ihre stumpfe kleine Nase lief ein Band von Sommersprossen. Aber es war an ihr alles merkwürdig weich und weiß, die Wangen, die Arme, die vom Ellbogen an nackt aus einem dunkeln Kleidärmel traten, und der Hals, dessen schlanke Form ein Einschnitt im Kleide zierlich zeigte. Dazu hatte sie reiches blondes Haar und trug es so lose gesteckt, daß man meinte, die schweren Flechten müßten gleich zu beiden Seiten des Gesichtes niederfallen.

„Freilich gefällt es mir hier“, antwortete er mit tiefer Überzeugtheit, fast ein wenig ungehalten; denn sie blieb bei ihm stehen, während er, aus seinen Betrachtungen gerissen, sich über seine Mahlzeit machte.

Als sie ihm Wein nachschenkte, fiel ihm die schöne Rundung ihres Armes auf. Er wunderte sich, ob sie die Tochter des Hauses oder nur eine Aufwärterin sei.

Da sagte sie: „Ich ginge auch ums Leben nicht fort von hier.“

„Nicht?“ fragte er erstaunt über ihren bestimmten Ton und, wie es so geht, veranlaßte ihn die menschliche Lust zum Widerspruch, nun seinerseits die Schönheit und den Abwechslungsreichtum der Außenwelt zu rühmen. Dabei machte er ihr ein wenig den Hof, gerade um ihr zu beweisen, daß es noch andere Dinge als ihr liebes Tal gäbe.

Sie blieb ihm die scherzhafte Antwort nicht schuldig. Als er sagte: „Wenn dann der Rechte einmal kommt und Sie aus diesem Winkel hervorholen will, werden Sie schon mit ihm gehen“, entgegnete sie beschlagen: „Der das will, wird eben nie der Rechte sein.“ Sie lachte. Das Lachen flog lieb und lustig um ihre vollen Lippen.

Es wurde ihm warm. Er vergaß die Gegend. Er vergaß sogar, daß er hungrig gewesen war. Gespräch und Mädchen fesselten ihn.

Er saß bald so fest auf seiner Bank, als hätte er sich für seinen Lebenstag da niedergelassen, und wußte selbst nicht, wie es kam, daß er nach einer Weile fragte, ob man im Hause auch übernachten könne.

In der Nacht darauf lag er in einer Kammer des Wirtshauses, aber er hatte nicht die Gegend im Kopfe, in die er da durch einen Zufall geraten war, sondern der Gedanke an das Mädchen, mit dem er heute so viel geplaudert, ließ ihn nicht schlafen. Er freute sich schon wieder auf den Morgen und die abermalige Begegnung mit ihr.

Der Morgen kam. Er sagte sich, daß er nun wieder talaus und weiter müßte. Aber schon redete er sich ein, es lohne sich, erst noch an jene Lehnen dort, vielleicht bis an die Gletscher zu steigen. So blieb er — aber — aus dem Wandern wurde nichts. Als er, um seinem Entschlusse zu genügen,

aber innerlich widerstrebend, einen Spaziergang in einen nahen Wald hinauf antrat, zog es ihn wie mit Seilen ins Haus zurück. Da war ja doch das Mädchen, die Marie. Die Marie hatte Zeit. Mit der Marie ließ sich schäkern. Sie gefiel ihm von Stunde zu Stunde besser. Er suchte ihre Augen, und sie wichen ihm nicht allzulange aus.

Außer ihr war nur die Mutter daheim; das Mannsvolk, der Vater und ein Bruder weilten beim Vieh auf der Alp. Die Mutter kümmerte sich nicht allzuviel um den Gast, besorgte nur die Küche und ließ die Tochter gewähren.

Und sie saßen im Garten am Morgen und saßen im Garten am Nachmittag. Als der Abend kam und die Nacht, da behauptete der Student, jetzt sei es am allerschönsten, und er bat die Marie, sich noch ein wenig zu ihm zu setzen.

Sie kam, ohne Scheu.

Wie durch Fügung zeigte sich kein Sterbensmensch, der etwas vom Wirtshaus wollte.

Es war dunkel im Garten. Wie schweigsame Wachen umstanden die Tannen die Bänke, auf die sie sich einander gegenüber niedergelassen. Dunkel lag auch das Tal vor ihnen und bauten sich die beiden Berghalden an den Himmel hinauf. Dieser aber trug zahllose Sterne, die in Schwärmen so dicht beieinanderstanden, daß sie wie leichte Nebelchen anzusehen waren.

„Was für eine mächtige Welt doch hier oben ist!" lobte der Student einmal. Er sprach nicht laut, nur sein weiter Atem war in seiner Stimme.

„Sie können ja immer hier bleiben", sagte Marie.

Sicher hatte sie nichts Bestimmtes damit gemeint; aber das Wort stand nun doch da und war, als hätte sie gesagt: „Ich wäre froh, wenn du bliebest."

Nun schwiegen beide. Ihm klopfte das Herz, und sie war ein wenig verlegen.

Nach einer Weile bat er, daß sie sich neben ihn setze.

Sie lachte. Aber sie fragte nicht, warum. Nach einigem Zögern, als er auch noch eine einladende Handbewegung machte, kam sie zu ihm.

Die Sternnebelchen schäumten am Himmel. Zuweilen schoß ein Licht aus ihnen und zuckte durch die Nacht. Zuweilen fiel auch ein einzelner, größerer, leuchtenderer Stern, an den sie eben noch ihre Blicke geheftet hatten.

„Das ist der Sternschnuppenmonat", sagte er.

Dann fragte sie: „Ist das bei euch in der Stadt auch so, daß man sich etwas wünschen soll, wenn ein Stern fällt?"

Er bejahte. Und als wieder ein Stern sich löste, wollte jedes vom andern wissen, ob es nun einen Wunsch getan; aber nach dem Wunsche selber forschten sie nicht.

Er zog sie näher zu sich.

Er legte den Arm um ihre Hüfte und spürte die süße Weichheit ihrer jungen Glieder.

Es kam ganz von selbst, daß sie den Kopf an seine Schulter lehnte.

Sie saßen so lange in der Nacht, daß die Mutter scheltend rief, wo Marie eigentlich stecke.

Und obgleich er merkte, daß die Mutter es nicht gern sah, blieb der Student einen weiteren Tag im Hause. Und noch einen. Und immer noch einen.

Marie und er waren nun richtige Liebesleute. Sie war leidenschaftlicher als er; denn ihre Liebe kam als etwas Ursprüngliches, fast Wildes über sie.

Einmal — auch nachts im Garten, über den lauter so milde schöne Nächte zogen — fragte sie: „Weißt du noch, daß ich sagte, ich würde mich nie von hier fortholen lassen?"

Er bejahte, und es durchzuckte ihn eine leise Angst, daß er ihr Hoffnungen geweckt habe, die er nicht erfüllen konnte.

Aber sie fuhr sogleich weiter: „Mit dir wäre ich gegangen bis ans Ende der Welt, gerade mit dir, der mich nicht mitnehmen kann."

Beim Schein der Sterne sah er, daß ihre Augen ein wenig glänzten, und er liebte sie in diesem Augenblick so stürmisch, daß er selbst nicht anders dachte, als daß er sie eines Tages holen werde.

Die Tage und die schöneren Nächte vergingen. Er mußte doch Abschied nehmen.

Lange nachher noch sah er, wie Marie, als er talwärts stieg, vom Wirtshausgarten aus ihm nachwinkte. Sie beugte sich weit in die Schlucht hinaus, um ihn noch zu sehen. Sie hing förmlich über dem Abgrund.

Aber geholt — holen gekonnt — natürlich — hatte er sie nicht.

Und sie kannte wohl seinen Rufnamen: Robert, nicht einmal aber sein Geschlecht. So wenig Zeit hatten sie für anderes als zärtliche Worte gehabt.

2

Da saß er nun nach fünfzig Jahren im Bergwirtshaus, an dem nichts, aber auch gar nichts sich verändert hatte. Nur die Tannen und Lärchen im Garten waren höher geworden. Unter ihnen saß er auf der angemorschten Bank und hatte Wein, Käse und Brot vor sich wie damals. Die dunkeln Bergwände trugen den leuchtenden Himmel, der Wildbach rauschte zwischen ihrer starren Stille, und das Ewigschneehorn sah ihn bleich und groß und kühl an, als wollte es sagen, nun bist du bald so weiß wie ich, Menschlein.

Seltsam! Als sollte jeder Vorgang von damals sich wiederholen, brachte ein Mädchen von nicht übeln Zügen ihm seine Zehrung. Sie glich noch in etwas der Marie; vielleicht war sie ihre Enkelin.

Er fragte nach dem Namen der Wirtsleute, und er lautete wie damals.

Wie damals.

Und niemand sonst schien im Hause zu sein. Auch das war wie einst, daß er der einzige Gast blieb.

Aber nach einer Weile kamen von einer Lehne, wo sie geheuet hatten,

eine Anzahl Menschen aufs Haus zu, drei Männer und ein Weib, teils barfuß, teils auf klappernden Holzböden. Sie waren von dem starken, grobschlachten Schlag des Gebirgsvolks und machten wie mit ihren Schuhen so mit ihrem Werkzeug, das sie in einem Stallraum unterbrachten, viel Lärm. Er hörte sie danach in die Stube treten; seine Aufwärterin gesellte sich zu ihnen und erzählte ihnen wohl von seiner Anwesenheit; denn er sah zuerst die Frau, die ein derbes, wettergebräuntes und früh verblühtes Gesicht hatte, und dann einen Mann in den Vierzigern mit einer Stirn wie ein Stier und roter, weingedunsener Haut ans Fenster treten und ihn anglotzen.

Die Leute schienen dann einen Imbiß zu sich zu nehmen; denn er hörte das Klappern von Tellern und Bestecken.

War das nun — Maries Nachkommenschaft? War sie selber tot? Oder fort? Oder?

Er sann vor sich hin und legte die Hand auf die Bank, unwillkürlich die Stelle betrachtend, wo sie gesessen hatte.

Da hörte er durch das offene Fenster plötzlich die heisere, verdrossene Stimme des Mannes, die ihm schon vorher aufgefallen war. „Wo steckt die Alte?" schrie er.

„Sie wird wohl wieder irgendwo eingeschlafen sein", antwortete das Weib, und eine jüngere Stimme wohl eines der beiden Söhne fügte bei: „Laßt sie doch schlafen. Solange sie schläft, wehleidet sie nicht."

Mehr noch als in den Worten selbst lag in ihrem verdrußerfüllten Tonfall etwas Häßliches, Gewalttätiges, das dem Zuhörer in die Seele schnitt und seinen Zorn weckte.

„Sie soll sich an eine Ordnung gewöhnen", gröhlte der Wirt.

„Lauf und such sie", befahl das Weib.

Dann trat eine Pause ein oder doch eine Dämpfung der Stimmen, so daß er ihre Worte nicht mehr verstand. Er lauschte aber gespannt und mit allen Sinnen.

Nach einer langen Stille begann in der Stube das wüste Reden wieder.

„Meinet Ihr eigentlich, man könne Euch den ganzen Tag nachlaufen?" — „Man wird Euch die Schüssel nicht noch nachtragen müssen!" — „Schlafet doch in die Ewigkeit hinüber, wenn Ihr so verdammt schläfrig seid."

So schwirrte es von bösen Worten durcheinander. Am lautesten lärmten der Wirt und sein Weib. Bald war der Lärm so groß, daß er die einzelnen Sätze nicht mehr unterscheiden konnte. Aber dann öffnete sich die Hintertür, durch die die Aufwärterin hineingegangen war, und diese führte eine alte Frau heraus. Sie suchten möglichst unauffällig hinter ihm vorbeizukommen und schritten zu einem Holzstamm, der am Hause in der Sonne lag. Dort ließ die Alte sich nieder, und das Mädchen gab ihr einen Teller in die Hand. Es selber wollte mit einem Blick auf den Gast ins Haus zurückkehren, aber dieser in einer Aufwallung von Zorn winkte es herüber und begehrte zu zahlen.

„Der Lärm hat Sie gewiß gestört?" fragte die Aufwärterin verlegen.

„Gerade schön war das nicht", versetzte er.

„Der Schnaps — sie meinen es nicht gar so bös", entschuldigte das Mädchen und fügte hinzu: „Die Großmutter ist eben überzeitig."

Der Arzt bog sich über den Tisch. „Wie heißt die Großmutter?" fragte er.

Sie nannte Namen und Geschlecht. „Marie", klang es ihm zu. Dann entfernte sich das Mädchen.

Eine merkwürdige Stimmung überkam ihn, nun er mit der alten Frau allein war. Er mußte an die Zeit von damals denken, wie sie hier im Garten gesessen. Langsam, fast zaghaft wendete er sich um und betrachtete die Esserin.

Sie war nicht eben groß, und ihre Glieder waren zart und dürr geworden, auch ihr Gesicht seltsam schmal. Doch waren die Wangen nicht eingefallen, sondern zeigten noch die merkwürdig feine Haut. Mit braunen Händen handhabte sie den Eßlöffel. Das Rührende und Außergewöhnliche an ihrer sauberen Erscheinung war, daß sie ganz kurz geschnittenes, dünnes, schneeweißes Haar trug, das sich wie ein Käpplein über ihren kleinen braunen Schädel legte.

Jetzt stellte sie den Teller neben sich und faltete die Hände. Er sah, daß sie betete.

Nach einer Weile stand er auf und trat neben sie.

„Da ist es schön warm an der Sonne", sprach er sie an.

Sie schien ihn bisher kaum beachtet zu haben. „Ja, Herr", bestätigte sie.

„Alte Menschen brauchen Sonne", fuhr er wieder fort.

„Ich sitze so viel ich kann hier im Garten", erzählte sie nun. Dabei ging ihr Blick nach Tisch und Bank hinüber, wo er vorher gesessen hatte. „Wein, Käse und Brot", zählte sie scheinbar geistesabwesend auf.

Dabei warf sie einen scheuen Blick nach dem Wirtsstubenfenster, als fürchte sie dort gehört zu werden.

Er ließ sich neben ihr nieder, was sie mit einem kleinen Erschrecken und Unbehagen geschehen ließ.

„Man ist hier nicht gerade freundlich mit Euch, alte Frau", bemerkte er mit der Geradheit und Kürze des Arztes von dem sprechend, was ihn beschäftigte.

Sie erhob die eingesunkenen und trüben Augen zu ihm und erwiderte nichts. Er gewahrte nur, daß ihre Lippen zitterten und dieses Zittern nachher durch ihren ganzen kleinen Körper lief wie bei einem geschlagenen Hunde. Und nun ersah er mit dem durch lange Übung geschärften Blick Spuren von Schlägen an ihrem Kopf und Halse. Ein Sturm von Zorn und Mitleid ergriff ihn. Es war ihm, als finde er ein schönes, kunstvolles Gefäß, das er einst sehr geschätzt, von mutwilliger Hand geschändet und geschädigt auf einem Kehrichthaufen wieder.

„Schande!" murrte er erregt in sich hinein.

Sie verstand wohl, was er meinte. Verschüchtert und doch mit einem leisen Eifer fing sie an zu reden. „Man kann ihnen nicht alle Schuld geben. Der Branntwein hat das nach und nach angerichtet. Und dann — ich kann halt nichts mehr nützen. Und dann — ich habe halt an andern Dingen Freude gehabt als sie — so sind wir ganz auseinandergekommen."

Die paar Worte erschütterten ihn mehr als alles vorher. Es war ihm, als habe auch er Schuld an ihr. Er glaubte zu fühlen, er habe einst zuerst ihren Sinn von ihrer Umgebung abgelenkt und sie vielleicht für immer dem Leben entfremdet, in dem sie doch hatte verharren müssen.

Da sprach sie auch eben wieder: „Es ist ja wohl auch etwas Ungehöriges daran, daß die fremden Leute mich immer besser verstehen als die eigenen."

Gleich darauf schrak sie auf, als ob sie ihn bitten wollte, von ihr wegzugehen. Stuhlrücken in der Stube verkündete, daß dort die Mahlzeit beendet war.

Er erhob sich und rüstete sich zum Fortgehen. Als er an den Tisch zurücktrat, um den Rucksack aufzunehmen, erschien das Weib, die Schwiegertochter der Alten, unter der Tür, derbknochig, abgearbeitet, in der Kleidung verwahrlost. Sie sah aus wie ein recht verbrauchtes Feldgerät. Mit zwei harten Schritten trat sie zur Alten, nahm ihr das Essgeschirr weg und fuhr sie an: „Daß Ihr mir dann die Erdäpfel noch schält für den Abend, und daß das Geschirr abgewaschen wird."

Die Alte stand schweigend auf und schlich, an der Wand hintastend, weil sie niemand zur Stütze hatte, auf kranken Füßen ins Haus zurück.

Die Jüngere warf einen herausfordernden Blick zum Gast herüber.

Der Arzt sah sie scharf an. Aber er sprach nicht. Mit zorniger Hast verließ er den Garten. —

Dem Wanderer war indessen alle Lust an der Reise vergangen. Er begann den Abstieg. Aber bald hielt er inne, blieb sinnend eine Weile stehen und begab sich dann noch einmal ins Dorf zurück. Hier fragte er nach dem Gemeindevorsteher und fand einen vernünftigen und auskunftswilligen Mann, dem er sein heutiges Erlebnis schilderte. Es war der Behörde wohl bekannt, daß die Großmutter im Wirtshaus ein schweres Leben habe. Die Ursachen, so erzählte der Vorsteher, lägen nicht so offen zutage und gingen wohl in die Jugend der alten Frau zurück. Man erzählte sich, daß sie einmal einen Auswärtigen gern gesehen, einen vom Tal herauf. Gezwungenermaßen habe sie später einen Vetter, einen dem Trunk ergebenen Bauern geheiratet, mit dem sie schlecht gelebt, und der zum Glück bald gestorben sei. Leider aber habe das einzige Kind dieser Ehe, ein Sohn, ganz dem Vater nachgeschlagen, selbst wiederum eine schlimme Heirat geschlossen und, die Mutter schon nie recht verstehend, sich allmählich ganz von ihr abgewandt. Ein wenig Schuld möge auch bei der Alten sein; denn sie habe immer eine merkwürdige Vorliebe für alles Fremde gezeigt, sich wohl auch zuweilen abschätzig über Einheimische und Einheimisches geäußert und manchmal ein Heimweh nach irgendeiner Weite gehegt, als ob sie nicht tags ihres Lebens im Tale selbst gewohnt, sondern etwa einmal irgendein schöneres Land gesehen habe.

Der Arzt fühlte seinen Herzschlag stocken. So war sein ahnendes Empfinden das richtige gewesen! Dann forderte er mit scharfen, entschiedenen Worten, daß die alte Frau nicht länger in den Händen der herzlosen Kinder gelassen werde. Ihre Gesundheit, selbst ihr Leben seien gefährdet. Ja, ant-

wortete ihm der Bauer nach bedächtiger Landwürdenträgerart, es wäre allerdings im Gemeinderat auch schon die Rede davon gewesen, daß man einschreiten solle, aber — man mische sich eben doch nur ungern in die Rechte der Familie ein.

Der Kläger schwieg. Er schnallte seinen Rucksack fest und ging mit einem kurzen Gruß, der den Vorsteher in einigem Unbehagen zurückließ.

3

In einem Garten, in dem weiße, gepflegte Kieswege grüne Rasenflächen durchschnitten, in dem die Rosen an hundert Stämmchen blühten und Gruppen von Bäumen kühle Schattenplätze bildeten, saß eine alte Frau in einem Fahrstuhl. Sie trug ein grobwollenes Tuch kreuzweis über die Brust gelegt. Aus ihrem einfachen dunkeln Kleid schaute an Ärmeln und Hals ein wenig von ihrem groben, weißen Linnenhemd und ließ die dünnen Armgelenke und das kleine, feinwangige Gesicht noch brauner erscheinen. Kurzgeschnittenes, dünnes, weißes Haar legte sich wie Seide an den Schädel, und darüber war ein schwarzes Käpplein gezogen, wie etwa ein Mönch es hätte tragen mögen. Die Frau war eigentlich in den Garten hinaus gestoßen worden, damit sie schliefe, aber das, das konnte sie nicht. Sie mußte immer wieder die Augen auftun und umherschauen, ob auch alles Wirklichkeit sei. Sie getraute sich auch nicht recht, sich in den gepolsterten Stuhl zurückzulehnen, und wenn sie die schönen weißen Wege, die kunstvollen Anlagen und drüben das stattliche Landhaus ansah, dann klopfte ihr das Herz bis an den Hals und fragte sie sich, ob sie auch nicht da in fremdes Eigentum geraten sei, aus dem sie altes Bettelweib sich eilig wieder davonmachen müsse. Aber es war eben doch alles, wie es sein mußte. Sie war selber mit dabei gewesen, als der Gemeindepräsident daheim im Bergwirtshaus vorgesprochen und einen Brief vorgewiesen hatte, in dem ein fremder Herr sich anheischig machte, die altersschwache Frau, die zu Hause nicht die rechte Fürsorge habe, in Pflege zu nehmen. Hei, wie hatte da der Sohn und Wirt zuerst wüst getan; er vermöge die Mutter wohl zu erhalten, und kein Fremder habe sich einzumischen! Aber der Vorsteher hatte diesmal nicht mit sich spaßen lassen. Gutwillig oder nicht, die Behörde habe über das weitere Verbleiben der alten Frau entschieden, und er solle Gott danken, wenn für sie ein so trefflicher Aufenthaltsort gefunden worden sei. Sie selbst hatte dann freilich auch gezagt und wäre lieber noch die paar Lebenswochen droben zwischen den alten Bergen und in ihrem Gärtlein geblieben, aber der Vorsteher hatte ihr so zugeredet, und — und — es war ihr so seltsam ergangen, so als zöge insgeheim etwas an ihrem Herzen. Vielleicht, weil ein Name unter dem Briefe, in dem fremden Namen *ein* bekannter Klang gewesen war.

Die kleine, alte Frau sandte ihre Blicke hierhin und dorthin. Jetzt sang ein kleiner Vogel neben ihr auf der Blautanne, jetzt kam ein Schmetterling

geflogen, ein ganz dunkler, mit Flügeln wie Sammet und setzte sich auf die große, weiße Rose dort. Er senkte die Flügel und stellte sie wieder und breitete sie dann ganz weit hin über die reinen, feinen Blumenblätter. Die Sonne schien ihn an. Wie wunderbar das war!

„Aber, aber, Frau Marie," sagte eine ruhige Stimme hinter ihr, „Ihr schlaft ja nicht."

Sie schaute sich erschrocken und vor Verlegenheit zitternd um.

Das ernste, bleiche Mädchen, die Tochter des Hauses, stand wieder bei ihr. Sie hatte ein liebevolles, aber wie von einem verborgenen Schmerz gedämpftes Wesen.

„So, schlafe ich nicht?" fragte sie die Pflegerin ganz verwirrt. „Ich muß mich doch jedenfalls immer noch fragen, ob ich nicht schlafe oder träume."

„Das wird schon anders kommen", tröstete die getragene Stimme der anderen.

Da kam ein Ruf vom Hause her. „Sie folgt wohl nicht, Eva, wie?"

Man wußte nicht, ob der Arzt schalt oder scherzte. Das hatte die alte Frau schon gemerkt, daß man nicht recht wußte, ob er streng oder nur ein gutmütiger Polterer war. Aber die Stimme? Die Stimme? Es stieg in ihr etwas auf und legte sich als ein ganz dünnes Rot über ihre Wangen.

„Das ist der Herr Doktor, nicht wahr?" fragte sie leise und scheu die Tochter des Hauses.

„Ja", lächelte diese.

„Der Herr Doktor Robert?"

„Gewiß."

„Robert?"

Vielleicht hatte sie das letzte gar nicht mehr gefragt, sondern lag es nur noch auf ihren schmalen, flüsternden Lippen.

Der Kies knirschte. Der alte Arzt erschien, hoch, stark und stattlich.

„Frau, Frau," zankte er, „das ist nichts. Bei mir heißt es gehorchen. Wenn ich sage schlafen, so schläft man."

Das klang nun ganz meisterhaft, aber er trat neben ihren Stuhl, zupfte ihr das Tuch zurecht und faßte ihr Handgelenk, um ihren Puls zu fühlen. Dabei lag in seinem Griff und in seinem Blick eine Güte, die seine Worte wie einen Scherz erscheinen ließen. — —

Am Abend saßen sie abermals im Garten. Am Abend, der in die Nacht verging. Die alte Frau war in warme Decken gehüllt. Sie hatte gebeten, noch draußen bleiben zu dürfen. Und es war ja Sommer. Die Vögel schwiegen. Die Falter hatten sich versteckt. Im Garten war viel Schatten. Aber am Himmel standen unzählige Sterne. Mancherorts standen ihrer so viele beisammen, daß sie wie weißer Wiesenschaum waren. Da und dort aber und dort und dort glühten und funkelten einzelne, und ihr Licht schien hell wie Mondschein.

Die drei sprachen nicht. Sie lehnten in ihren Stühlen und hörten den Wind in den Büschen flüstern. Zuweilen schauten sie nach dem Himmel.

Vom Hause her drang ein wenig rotes Licht bis zur Stelle, wo sie saßen Je stiller sie aber waren, um so deutlicher redeten die Stimmen ihres Innern. Der Arzt beobachtete die alte Frau. Er hatte sie untersucht, als man sie ins Haus gebracht hatte, und er wußte nun, daß sie zu harte Tage gehabt, daß sie nicht eigentlich krank, aber auch nicht mehr stark und wie ein Licht am Erlöschen war. Es war ihm seltsam zumut. Die Gefühle des Jünglings waren tot; der Greis kannte sie nicht mehr. Und doch erfüllte ihn eine andächtige, freudige, fast brüderliche Zärtlichkeit. Er lebte in einem wiedergefundenen Stück Jugend, wie in einem Traum, der Vergangenes noch einmal lebendig macht. Aber er ließ sich von seinen Empfindungen nichts merken. Er steckte sich eine Zigarre an, schlug ein Bein übers andere und blies den Rauch in die Luft.

Die Alte, noch immer ein wenig fremd, lag und wagte nicht recht, die andern beiden anzusehen. Und sah sie doch. Besonders ihren Beschützer. Sie wußte viel, obwohl man es ihr nicht sagte, noch sie von sich aus je den Mut gehabt hätte, daran zu rühren. Mit heimlicher Bewunderung erwog sie, in wie guten Lebensverhältnissen, verglichen mit ihrer Schlichtheit, ihr Gastgeber war, wie stattlich er sich noch trug. Ein wenig Angst hatte sie gar vor seiner knappen, fast barschen Art. Und ließ doch alles, was geschah, mit einem Empfinden tiefen Friedens geschehen. Gedanken gingen in die Heimat zurück und hatten sogar einen Anflug von Heimweh, nach den Bergen, selbst nach — nach denen, die sie mißhandelt, aber — sie störten das größere Behagen nicht, dieses sich Sinkenlassen in das, was hier so gut war.

Plötzlich fiel ein Stern. Langsam zog er eine gleißende Bahn und erlosch.

„Es ist wieder der Sternschnuppenmonat", sagte die kleine, alte Frau. Sie wollte es sicher nur zu sich selber sagen; denn sie erschrak ganz, als sie hörte, wie laut ihre Worte waren.

Der Arzt sah sie nicht an. Er schaute nach dem Himmel und antwortete nicht.

Aber die Jugend war wach. Zwei Liebesleute saßen auf einer Bank und — —

Wie seltsam das war!

Das schlanke, alternde Mädchen, die Tochter, saß zwischen ihnen. Sie spürte Dinge, die ihr niemand verraten — der Vater hatte ihr nur kühle Gründe für die Verbringung der Alten in sein Haus genannt —, sie rührten an ihr eigenes Herz und an dieses Herzens geheime Beschwerde. Sie saß ganz still und freute sich doch, als ob etwas Feierliches sich begäbe.

Am Hause tat sich eine Tür auf. Das rote Licht wurde heller. Der kleine greise Kopf mit dem kurzen, seidigen Haar und dem dunkeln Käpplein lag nun ganz in der Heiterkeit dieses Lichtes. Auch die Hände waren zu sehen, die unter dem Tuche sich hervorgestohlen hatten.

Die beiden andern gewahrten, daß diese Hände gefaltet waren, daß die Lippen sich bewegten.

Die alte Frau wußte nicht, daß man es sah.

Man hörte ein Flüstern. Aber es war der Wind. — —

Reichswirtschaftsrat und berufsständische Vertretung

Von

Friedrich von Oppeln-Bronikowski

Der vorläufige Reichswirtschaftsrat, der vielen als Errungenschaft der Revolution erscheint, ist nichts als ein Zurückgreifen auf Bismarcksche und Steinsche Gedanken. Jeder Anhänger des organischen Staatsprinzips — und das ist im Grunde konservativ — muß dies Anknüpfen an frühere Entwicklungsphasen gutheißen, mag es bewußt oder unbewußt erfolgt sein, nach Bismarcks Vorbild oder aus praktischen Notwendigkeiten: aus dem gewaltigen Anschwellen der wirtschaftlichen und berufsständischen Organisationen, aus den bitteren Erfahrungen mit der dilettantischen, parteipolitischen Lösung aller wirtschaftlichen Lebensfragen durch politische Parlamentsmehrheiten oder schließlich aus der furchtbaren wirtschaftlichen Not der Zeit, die die Wirtschaftsfragen mehr denn je zu Schicksalsfragen der Nation macht und alle Mißgriffe und Experimente auf diesem Gebiet zu Katastrophen werden läßt. Jedenfalls ist das genossenschaftliche Prinzip uraltes germanisches Erbgut, und es bricht immer wieder vulkanisch durch alle historischen Krusten hindurch. Anhänger des berufsständischen Gedankens finden sich heute in allen politischen Lagern bis zu den Sozialdemokraten beider Richtungen (Kaliski, Lensch, Däumig), ja selbst bei den Kommunisten, mag der Gedanke bei diesen auch durch internationalistische Ideen oder bolschewistische Vorbilder verzerrt sein, mögen sie selbst nicht mal ahnen, wie deutsch ihre Grundtendenz trotz dieser ausländischen Einkleidungen ist.

Schon in den Blütentagen des Umsturzes, im Dezember 1918, habe ich in einer rechtsstehenden Zeitung den ketzerischen Gedanken vertreten, daß das sogenannte Rätesystem nur ein einseitiger, aber brauchbarer Ansatz zu einer neuen staatlichen Bildung, dem berufsständischen Parlament, sei. Das klang damals paradox; heute bestätigt es die Zeit. Die russischen Arbeiter- und Soldatenräte hatten freilich nicht die Bedeutung deutscher Berufsorganisationen. Sie waren eine Notgeburt der Revolution, ein Ersatz für das rudimentäre Gewerkschaftsleben eines noch vorwiegend agrarischen Landes, und sie sind heute bereits in der Rückbildung begriffen. Die Soldatenräte verschwanden ganz und machten einer drakonischen Disziplin Platz, und ebenso führen die jetzigen russischen Machthaber eine Wirtschaftsdiktatur ein, die allmählich wieder zu einer orientalischen Despotie, einem roten Zarismus wird, der für Rußland offenbar die gegebene Staatsform bleibt. In Deutschland waren die Arbeiter- und Soldatenräte eine im Grunde

unnötige Kopie des russischen Vorbilds, denn wir besaßen ja die starken Gewerkschaftsorganisationen. Das in allen Revolutionen mächtige Gesetz der Nachahmung wirkte sich auch hier aus, und seitdem kämpft der Gewerkschaftsgedanke einen schweren Kampf mit dem Rätesystem. Die Soldatenräte sind zwar wie in Rußland verschwunden, und die politischen Arbeiterräte sind offiziell durch die in der Verfassung „verankerten", wirtschaftlich gemeinten Betriebsräte ersetzt, aber wer die Bewegung verfolgt, sieht, daß der Rätegedanke damit noch lange nicht entpolitisiert ist. Die radikale Gruppe der Syndikalisten lehnt die Gewerkschaften überhaupt ab und sucht ihre Macht zu brechen. Die „unabhängigen" Betriebsräteorganisationen streben zwar einen Ausgleich zwischen Gewerkschafts- und Rätegedanken an, zugleich aber, mit Hilfe der Räte, eine politische Radikalisierung der Gewerkschaften, ihren Ausbau zu Klassenkampfinstrumenten. Nur die rechtsstehenden Sozialisten (Kaliski, Paul Lensch) erstreben einen Ausbau der Gewerkschaften zu berufsständischen Machtträgern über die politischen Parteien hinaus. Der Reichswirtschaftsrat hat also leider von vornherein mit einer parteipolitischen Verseuchung seiner Linken zu rechnen, und er wird scharfer Selbstzucht bedürfen, um diesen Geburtsfehler nach und nach zu überwinden. Trotzdem hat der Rätegedanke einen gesunden Kern; ja die Räte können zu *Urzellen* des berufsständischen Aufbaus werden, wenn sie die parteipolitische Infektion überwinden und ein Ausgleich zwischen Räte- und Gewerkschaftsgedanken gefunden wird.

Der „vorläufige Reichswirtschaftsrat" ist, wie sein Name sagt, ein erster Versuch einer berufsständischen *Spitzen*organisation. Seine Zusammensetzung ist wohl mehr oder weniger auf dem Wege politischer Schiebung erfolgt. Aus der Praxis heraus wird er seine endgültige Gestalt und Zusammensetzung finden müssen. Die Schwierigkeiten sind mannigfach. Eine *innere* Schwierigkeit, die teilweise parteipolitische Verseuchung, wurde schon berührt. Eine noch größere innere Schwierigkeit liegt in der Frage seines Aufbaus. Manche ernsten Politiker möchten den Reichswirtschaftsrat lediglich aus den schon vorhandenen oder noch zu bildenden öffentlich-rechtlichen Berufsvertretungen, den Landwirtschafts-, Handels- und Arbeiterkammern, aufbauen. Sie wollen von der Ausstattung zahlreicher, bisher rein privatrechtlicher Berufs- und Wirtschaftsverbände mit öffentlichen Rechten und Pflichten nichts wissen. Ihnen scheinen diese Körperschaften nicht gesetzlich erfaßbar, der Ausgleich ihrer Ansprüche undurchführbar, Reibereien, Zurücksetzungen und Eifersüchteleien unvermeidlich, die Frage der Stimmverteilung unlösbar. Sie verkennen dabei nur völlig, daß heute die ganze deutsche Wirtschaft elementar zur Macht drängt, und daß sich diese hoch differenzierte Wirtschaft nicht mehr in ein einfaches, dreiteiliges Schema zwängen läßt, wie es vor hundert Jahren in einfachen Wirtschaftsverhältnissen in den berufsständischen Provinziallandtagen der Steinschen Gesetzgebung und noch 1847 in dem von Friedrich Wilhelm dem Vierten berufenen berufsständischen Gesamtlandtag („Reichstag") möglich war. Zudem ver-

tritt ja auch der jetzige Regierungsentwurf den gegenteiligen Standpunkt, wie die bisherigen Berufungen aus allen möglichen Berufs- und Wirtschaftsverbänden zeigen. Die Väter dieses Entwurfs hielten die obigen Schwierigkeiten also nicht für unlösbar. Es handelt sich somit nur um eine Frage organisatorischer Technik, die sich zweifellos lösen läßt. Und der Vorteil ist ungeheuer. Zum erstenmal tritt das altgermanische Genossenschaftsprinzip in voller Macht in die politische Sphäre und macht nicht mehr, wie bisher, vor dem Staate Halt. Das ganze, organisch gegliederte wirkschaftliche Deutschland mit der Fülle seiner praktischen Erfahrungen, bisher nur das Aschenbrödel der Politik, gewinnt mitbestimmenden Einfluß auf das öffentliche Leben, wacht über das Werk seiner eigenen Hände, weiß, wo der Schuh drückt, kennt die Mittel zur Abhilfe und kann sie anwenden — oder einstweilen wenigstens anraten.

Eine andere innere Schwierigkeit hat man darin gesehen, daß der Reichswirtschaftsrat, die „Kammer der Arbeit" oder wie man ihn nennen will, eine nackte wirtschaftliche Interessenvertretung ohne das Gegengewicht allgemeiner politischer Gesichtspunkte sein werde. Der unser Wirtschaftsleben zerklüftende Kampf aller gegen alle wird nach der Meinung dieser Pessimisten nun seine öffentliche Abstempelung erhalten und im Reichswirtschaftsrat seine Orgien feiern. Eine solche Körperschaft trägt nach ihrer Meinung den Todeskeim in sich und wird die wirtschaftlichen Kämpfe im Lande nur noch mehr verschärfen. Wirklich? Auch die politischen Parlamente sind parteilich zerklüftet, ja, unser ganzes Staatswesen ist auf der gegenseitigen Zerfleischung der politischen Parteien verfassungsmäßig aufgebaut, und doch fallen die politischen Parlamente nicht auseinander. Vielmehr findet sich schließlich eine Mehrheit, eine mittlere Linie. In einem Parlament von Fachleuten, die nicht auf politische Dogmen schwören und keine Wahlrücksichten zu nehmen haben, wird der Ausgleich sogar viel leichter sein, und die wirtschaftlichen Kämpfe und Gegensätze werden dadurch nicht verschärft, sondern gemildert, die wirtschaftlichen Kräfte nicht zersplittert, sondern geeinigt werden. Und wenn man behauptet, das Wirtschaftsparlament werde in blinder Interessenvertretung alle allgemeinen politischen Gesichtspunkte außer acht lassen, so ist doch das Gegengewicht in den politischen Parlamenten vorhanden, die die allgemeinen Gesichtspunkte zur Geltung bringen werden. Sie haben einstweilen sogar die alleinige Entscheidung in allen öffentlichen Fragen, während der Reichswirtschaftsrat nur beratende Stimme besitzt. Sie können also seinen Rat annehmen oder verwerfen, und sie sollten froh sein, einen solchen wirtschaftlichen Berater zu haben. Selbst wenn der Reichswirtschaftsrat, wie zu hoffen ist, über einen bloßen Rat, eine russische Duma, hinauswächst und eigne politische Rechte und Verantwortung erhält, liegt die alleinige Entscheidung nicht bei ihm, sondern es entstünde höchstens ein Zweikammersystem, wie es alle parlamentarischen Verfassungen alter und neuer Zeit haben, worin die Rechte und Pflichten beider Körperschaften, des Wirtschaftsparlaments (Oberhaus) und des politischen Parlaments (Unterhaus) genau

abgegrenzt sind und Konflikte zwischen beiden gesetzmäßig entschieden werden.

Alle obigen Bedenken stammen letzten Endes aus der Eifersucht der politischen Parlamente um ihre Souveränität, und darin liegt die größte äußere Schwierigkeit für den Reichswirtschaftsrat. Man denke nur an das Scheitern von Bismarcks genialer Schöpfung, dem preußischen Volkswirtschaftsrat von 1880. Aus der trüben Erfahrung heraus, daß ein politisches Parlament nicht das fachmännische Forum für die Ausarbeitung von Wirtschaftsgesetzen und die Entscheidung von Wirtschaftsfragen sei, berief er fünfundsiebzig Vertreter aller Berufsstände im gleichen Sinne, wie der heutige Reichswirtschaftsrat, und in der Absicht, die Einrichtung auch auf das Reich zu übertragen. Aber die Opposition brandmarkte den Volkswirtschaftsrat als verfassungswidrig, und im Reichstag wurde er mit Zweidrittelmehrheit abgelehnt. Parteigeist hatte wieder einmal über das Gesamtinteresse gesiegt! Bismarck ließ seinen schöpferischen Gedanken notgedrungen fallen; er erkannte, daß die damalige Wirtschaft noch keine den Parlamenten ebenbürtige Macht war. Heute ist es anders. Schon 1917 griff darum die preußische Regierung bei der Wahlrechtsvorlage auf den berufsständischen Gedanken zurück. Sie ging sogar weiter als Bismarck, indem sie, der gewaltigen wirtschaftlichen Entwicklung des letzten Menschenalters Rechnung tragend, den berufsständischen Ausbau des Herrenhauses vorschlug, also ein richtiges Wirtschaftsparlament mit politischen Machtbefugnissen, wie ich es oben gefordert habe. Die Konservativen dagegen traten für einen berufsständischen Ausbau des Abgeordnetenhauses ein, also für eine Rückkehr zum berufsständischen Landtag von 1847, der durch die Revolution von 1848 hinweggeweht wurde, um einem politischen Parlament mit Oberhaus nach anglo-französischem Vorbild Platz zu machen. Dieser konservative Vorschlag verdarb den an sich gesunden Gedanken vollständig. Hatte sich das politische Parlament doch nun einmal eingebürgert und war ohne schwere Konflikte (besonders im Kriege) nicht zu beseitigen. Es war vielmehr das gegebene, allgemein-politische Gegengewicht gegen das wirtschaftliche Oberhaus. Der konservative Mißgriff hatte freilich seine Gründe (ebenso wie heute das Streben der Linksradikalen nach Ersatz des Parlamentarismus durch das Rätesystem). Er lag in dem Haß auf die politischen Parlamente überhaupt und besonders in der leidenschaftlichen Besorgnis vor dem gleichen und geheimen Wahlrecht, das die Regierungsvorlage vorsah.

Man mag über das gleiche Wahlrecht denken, wie man will. Es ist zweifellos höchst ungerecht, da es in seinem Formaldemokratismus dem Reichskanzler nicht mehr politische Rechte gibt, als seinem Türsteher, dem ungelernten Arbeiter nicht mehr als dem Industriekapitän. Aber leider sind alle anderen, bisher erörterten Wahlrechte nicht besser, da auch sie irgendwelche schreienden Ungerechtigkeiten enthalten. Und das gleiche Wahlrecht ist nun mal das Schoßkind der Zeit; seine Übertragung vom Reich auf Preußen war daher unvermeidlich. Die Entwicklung hat es gezeigt. Ein wahr-

haft staatsmännischer, vorausschauender Konservatismus hätte sich darein gefügt, ja sogar sich höchst populär gemacht, zugleich aber im berufsständischen Oberhaus die Gegengewichte eingeschaltet, um die grauenhafte Radikalisierung von heute zu verhüten. Es war höchst kurzsichtig, daß die rechtsstehende Mehrheit des damaligen Abgeordnetenhauses (freilich nicht nur die Konservativen, aber unter ihrer Führung!) diese Lösung durch Ablehnung des gleichen Wahlrechts vereitelte; denn sie leistete damit nur der Revolution Vorschub. Das war noch tadelnswerter als das Verhalten der Opposition von 1880, denn damals befand sich Preußen und Deutschland im Zenit der Macht, nicht aber in der schwersten Krise seines Daseins. Als man 1918 auf die Wahlvorlage zurückkam, war es zu spät — genau wie bei der Einberufung des Landtags von 1847 am Vorabend der Märzrevolution. Die Geschichte der preußischen Verfassung ist also eine Geschichte der verpaßten Gelegenheiten — und ebenso die Geschichte der berufsständischen Volksvertretung. Wir müssen jetzt da wieder anknüpfen, wo die Entwicklung von 1917 jäh abbrach. Mögen wir diesmal nicht die Gelegenheit verpassen! In der heutigen wirtschaftlichen und politischen Not müßte Deutschland darüber zugrunde gehen.

Dafür, daß die Einwendungen und das Mißtrauen gegen die Zweckmäßigkeit und Arbeitsfähigkeit des Reichswirtschaftsrats vornehmlich von parteipolitischer Eifersucht diktiert sind, gibt es ergötzliche Beispiele. Diese Feindschaft zeigte sich selbst in der konservativen Presse („Kreuzzeitung" vom 14. Juni), obwohl der berufsständische Gedanke konservatives Erbgut ist. Daß sich die Formaldemokratie („Berliner Tageblatt") solchen Ausführungen mit Genugtuung anschloß, ist kein Wunder; ist sie doch der eigentliche Feind des organischen Staatsgedankens. Selbst die „Unabhängigen" („Freiheit"), die berufsständisch denken, wenn auch in russischer Verzerrung, stimmten diesem Verdikt zu. Hier haben wir also endlich einmal die Einheitsfront von Westarp bis Crispien — aber gegen das Berufsparlament, gegen den organischen Staatsgedanken. Daß der Reichswirtschaftsrat zu Bedenken Anlaß gibt, habe ich oben selbst ausgeführt. Aber guter Wille erörtert sie, um die Schwierigkeiten zu beheben, nicht, um in dem werdenden Kind schon den Todeskeim zu entdecken und ihm schadenfroh das Daseinsrecht abzusprechen.

Trotzdem wird der berufsständische Gedanke durchdringen. Die anfangs genannten Faktoren und die tiefe Parteimüdigkeit von heute sind so machtvoll, daß er sich Geltung verschaffen wird, trotz aller Mißerfolge, die ihm Parteibeschränktheit bereitet hat und noch bereitet. Gewiß ist das Berufsparlament und selbst sein Ansatz, der Reichswirtschaftsrat, Neuland und ein Sprung ins Dunkle. Aber müssen wir ihn heute nicht wagen, wo so vieles dazu drängt? Und haben wir seit 1918 nicht noch ganz andere Sprünge ins Dunkle gemacht, als die Wiederaufnahme und Weiterspinnung eines alten Gedankens der deutschen Seele? Gerade bei manchen anderen Revolutionserrungenschaften wären Bedenken mehr am Platze gewesen.

Die berufsständische Volksvertretung wird den Einfluß erlangen, den sie

sich schafft. Sie wird sich die Macht erkämpfen, die ihr das Vertrauen des Volkes in ihre Leistungen gibt. Die Allmacht der politischen Parlamente und die Parteimaschinerien sind nicht Selbstzweck, sondern des Volkes wegen da. Möchten sich das die Parteien und Parteigrößen und die Herren Berufspolitiker doch recht oft sagen! Dann würden sie erkennen, daß es in Deutschland auch noch andere Kräfte gibt, als die ihren, die Einfluß beanspruchen können, aber bisher politisch brach lagen oder sich nur auf dem Umweg über die politischen Parlamente zur Geltung bringen konnten. Wie vollzog sich bisher die Vertretung der Wirtschaftsinteressen durch die Parlamente? Auf dem Wege des Kuhhandels. Die Parteien forderten Geld von den Wirtschaftsverbänden, und diese forderten dafür Mandate oder Vertretung bestimmter Interessen. Einzelne Wirtschaftsgruppen traten außerdem an einzelne Abgeordnete persönlich heran, damit diese ihre besonderen Interessen vertraten (Erzberger-Prozeß!). Etwas besser war die Sache nur bei der Sozialdemokratie organisiert, wo die politische Partei und die Gewerkschaften in enger Fühlung standen; ja die letzteren bildeten geradezu die Rekrutenschulen der Partei. Auf alle Fälle trat so seit den achtziger Jahren eine unheilvolle Verquickung von Politik und Wirtschaft ein: die Zeiten, in denen die Parlamente entstanden, wo die Abgeordneten noch als Vertreter des ganzen Volkes erscheinen konnten, waren endgültig vorbei. Sie waren nur noch Vertreter verschiedener Wirtschaftsgruppen, aber politisch gebunden und daher zu sachlichen Entscheidungen unfähig. Weil die Sozialdemokratie auf dem Weg über die Zwangswirtschaft, die sie selbst souffliert hatte, zum Staatssozialismus zu kommen hoffte, ist sie bis heute gegen deren Abbau, obwohl ihre ungeheuren Schäden zutage liegen. Weil die Demokratie (im Gegensatz zur französischen) an dem Dogma von der Unsittlichkeit der indirekten Steuern festhält, nahm sie die wirtschaftsmordenden Erzbergerschen Steuerpläne an, obwohl sie sich selbst damit wirtschaftlich ruiniert usw. So wird die Wirtschaft dem Parteiinteresse ausgeliefert, die Partei an Wirtschaftsfragen gebunden, die ihre politischen Ideale trüben und korrumpieren. Sobald aber die alleinige Verantwortung für die Wirtschaftsfragen den politischen Parlamenten abgebürdet ist, wird sowohl eine wirtschaftliche wie eine politische Gesundung Deutschlands eintreten. Die Wirtschafts- und Steuerfragen werden rein sachlich und fachmännisch gelöst werden, und die politischen Parteien werden sich wieder auf ihre politischen Ideale besinnen, denen sie ihre Entstehung verdanken; sie werden die Weltanschauungskämpfe ausfechten, die neben den wirtschaftlichen entbrannt sind, und sie werden bleiben, was sie waren und sein sollen: Kontrollorgane des öffentlichen Lebens, Ventile und Barometer der Volksstimmung. Sie werden mit einem Teilverzicht auf ihre Souveränität sich selbst und dem Volksganzen ebenso nutzen, wie ihre Vorgänger, die absoluten Herrscher, durch die Bewilligung von Konstitutionen. Wie dies damals aber nicht ohne Druck und Kämpfe geschah, wird es auch heute bei der Mitregierung des Wirtschaftsparlaments geschehen. Den ersten, noch ganz ungesetzlichen Schritt dazu taten vor einigen Monaten die sozial-

demokratischen Gewerkschaften mit ihren acht Punkten: es kommt jetzt darauf an, diese „Nebenregierung" gesetzlich zu machen und sie auf alle Berufsstände auszudehnen. Bis dahin bleibt der Vorstoß der Gewerkschaften gegen die Weimarer Verfassung gesetzwidrig und ein Stück „Diktatur des Proletariats".

Die Formaldemokratie zetert jetzt schon, die berufsständische Vertretung sei ein Rückfall ins mittelalterliche Zunftwesen. (Das Wort Mittelalter wirkt auf sie stets wie das rote Tuch auf eine gewisse Tierart!) Aber das ist bewußte Demagogie. Die Zunft ist eine überwundene Einrichtung, die einst gut und notwendig war, dann aber als wirtschaftliche Fessel abgestreift wurde. Sie bedingte einen numerus clausus und den Mangel der Freizügigkeit. Das Mitglied eines modernen Berufsverbandes (zum Beispiel ein Friseur) ist dagegen freizügig. Es kann seiner Organisation überall beitreten und wird von ihr nirgends abgewiesen, denn das wäre ihr eigner Schade. Die modernen Berufs- und Wirtschaftsverbände sind also keine „Zünfte", sondern autochthone Erzeugnisse des modernen Wirtschaftsprozesses. Ihre Macht und Fülle läßt sich nicht wegdiskutieren. Es gilt nur, dem altgermanischen Genossenschaftsprinzip seine moderne, staatliche Form zu geben.

Damit tritt das organische Staatsprinzip ergänzend und auswägend neben das mechanische Prinzip der politischen Parlamente, das wir vom westlichen Ausland erborgt haben. Die politischen Parlamente sind mechanische Additionen des Volkswillens aus Millionen von Atomen oder „Stimmen", die durch keine innere Bindung zusammengehalten werden. Millionen stimmen heute für diese, morgen für jene Partei. Der Beruf aber bleibt; in ihm ist der Mensch verwurzelt. Die politischen Abgeordneten sind nur zum Teil öffentlich bekannte Persönlichkeiten und erprobte Vertrauensträger. Viele heben sich selbst auf den Schild oder werden von einer Partei auf die Liste gesetzt — und gestrichen. Das Listensystem, insbesondere die Reichsliste, erhöht diese Anonymität der Abgeordneten noch und zerreißt das Band zwischen Wählern und Gewählten vollends. An die Stelle des Volkswillens tritt die Parteidiktatur. Wie anders im berufsständischen Wahlverfahren! Die Körperschaft präsentiert ihre Vertrauensleute, die in ihrem Beruf angesehen und bekannt, mit ihm verwurzelt sind und in steter Wechselbeziehung zu den Berufsgenossen stehen. Die verhetzende politische Wahlagitation macht der Präsentation und der Berufung von Kapazitäten durch den Reichsrat Platz. Die Begabungen kommen wieder zu Ehren, anstatt der Gesinnungstüchtigen. Dem mechanischen, fluktuierenden Prinzip der Volksvertretung wird ein organisches, stabiles entgegengesetzt, in dem nicht allein die Zahl und die gestaltlose Masse entscheidet. So erscheint die berufsständische Volksvertretung auch von einer höheren Warte staatlichen Denkens gerade heute ebenso nötig und nützlich, wie aus rein praktischen Erwägungen heraus. Mit ihr wird Deutschland wieder in der Welt voran sein — trotz des verlorenen Krieges. Als Land der Mitte wird es die Synthese bilden zwischen den Formaldemokratien des Westens und dem östlichen Rätesystem, deren Einseitigkeiten und Mängel zutage liegen.

Deutsche Luftfahrt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

I. Die deutschen Luftstreitkräfte im Weltkriege

Von

Major a. D. **Otto Lehmann**

Längst ruhen die Waffen, der Krieg ist aus, wir haben einen Friedensvertrag unterschrieben, der sich nicht viel von einem Todesurteil unterscheidet. Ein tapferes Heer, das in tausend Schlachten siegte und einer Welt von Feinden trotzte, ist in alle Winde zerstreut, sein Material vergeudet und verschoben oder vom Feinde aus Angst vernichtet. Wir sind wehr- und machtlos. Die jüngste und erfolgreichste Waffe, unsere stolzen Luftstreitkräfte, sind nicht mehr vorhanden. Der Friedensvertrag bestimmte in seinen Paragraphen 198 ff., daß wir keinerlei Luftstreitkräfte in einem neuen Heeresorganismus haben dürfen. Es zeigt sich immer wieder, daß die Entente alles verbot und vernichtete, was gut war und uns Erfolge gebracht hat. Ich erinnere an den Generalstab, die schwere Artillerie und die Luftstreitkräfte!

Im Kriege waren die literarischen Veröffentlichungen über die Luftwaffe Einzelerscheinungen, literarische Produkte Einzelner, mit mehr oder weniger Geschick zu Papier gebracht, Einzelausschnitte aus dem Leben der wilden und verwegenen Jagd in der Luft, innerlich wohl mit dem gleichen Leitgedanken und Zusammenhang, äußerlich und stofflich aus dem großen Ganzen herausgerissen, kleine Steinchen des Gesamtmosaiks der gewaltigsten Leistung, die je ein Volk auf technisch-militärischem Gebiete vollbracht hat. Anfänglich schien es fast, daß das Gesamtbild, nie recht vor der Öffentlichkeit enthüllt, verwehen sollte, verschwinden würde, ehe man es richtig erfaßt hatte. Hiervon ausgehend, sorgend, vorbeugend, erhaltend setzten sich gleich nach dem ersten Sturm der Revolution dreißig unserer besten Männer der Luftfahrt auf allen ihren Sondergebieten an die schwere Arbeit, den vergangenen Luftstreitkräften eine Lebensgeschichte, einen Nachruf zu schreiben. Der Vater des Gedankens war Major a. D. G. P. Neumann, in vielen Stellungen der Luftfahrt seit zwei Jahrzehnten bewährt. Er gewann sich seine Helfer und Mitarbeiter, entwarf den Grundplan und schickte sie an die Arbeit, einen gehörigen Teil

selbst unter die eigene Feder nehmend. Es liegt im Wesen der Waffe mit ihren unendlich vielen Sondergebieten, daß ein solches Werk immer am besten der Zusammenarbeit zahlreicher Spezialisten sein Zusammenkommen verdankt. Der Fachmann übersieht wohl das Sondergebiet, er kann es selbstverständlich beurteilen, aber wahrhaft bearbeiten muß es der Spezialist. Dem Herausgeber fiel nachher die schwere Aufgabe zu, die Beiträge seiner Mitarbeiter auf das in Aussicht genommene Gesamtmaß zusammenzustreichen. Das ist ihm glänzend gelungen, kurz und klar, verständlich für jedermann, besonders für den der Luftfahrt Fernstehenden, ein hohes Lied in sachlicher Würdigung, auf das, was war, was uns überhaupt befähigte, militärisch solange mit Erfolg auszuhalten, so liegt das Buch „Die deutschen Luftstreitkräfte im Weltkriege“ [1]) vor uns.

Bevor man sich das Bild ansieht, wie es sich allmählich im Kriege vervollkommnete und abrundete, muß man einen Rückblick auf die kurze Spanne Zeit des Lebens und Werdens der Waffe vor dem Kriege tun. Nur der Vergleich zwischen dem, was zu Kriegsbeginn da war, und dem, was wir Ende 1918 hatten, macht die organisatorischen, technischen und militärischen Gesamtleistungen richtig erkennbar in aller Plastik und Schärfe. Bis 1914 hatten wir vier Fliegerbataillone zu je drei Kompagnien, alle in getrennten Garnisonen, also etwa zehn militärische Fliegerstationen. Die Fliegertruppe mußte damals um alles, was ihr zum Leben nottat, einen schweren Kampf mit der fiskalisch-bureaukratischen Hydra führen, fand wenig oder gar kein Verständnis für ihre Wünsche bei der General-Inspektion der Verkehrstruppen, der man sie in vollkommener Verkennung ihres Wesens und der ihr erwachsenden Aufgaben angegliedert hatte. Man kämpfte einen harten Kampf gegen vorgefaßte Meinungen und Mißtrauen und wäre nicht vom Fleck gekommen, wenn sich nicht viele auf den Standpunkt gestellt hätten: „wenn dir deine Vorgesetzten nicht helfen, dann hilf dir selbst.“ Technik und Industrie kämpften ebenfalls einen Existenzkampf, materielle Fesseln ließen sie nicht zur Entfaltung kommen. Die Jahre 1913/14 brachten beziehungsweise versprachen wertvolle Konkurrenzen. An die eine große Konkurrenz im blauen Äther, den nahen Krieg, dachte kein Mensch. Die Mobilmachungsvorarbeiten wurden ebenso gewissenhaft erledigt wie bei anderen Waffen. Während bei den Bearbeitern das erforderliche Sachverständnis vorhanden war, mangelte es hierin bei den übergeordneten Stellen, man verstand von der Materie wenig oder nichts, sah in den Fliegern und Luftschiffern ein Chor von Akrobaten und Abenteurern, konnte sich nicht denken, daß ein Flieger mehr sei im großen Heeresorganismus als ein Tropfen Wasser im großen Meer, und schob unbequeme Wünsche, besonders wenn sie gar Kosten ver-

[1]) Die deutschen Luftstreitkräfte im Weltkriege. Unter Mitwirkung von 29 Offizieren und Beamten der Heeres- und Marine-Luftfahrt nach amtlichen Quellen herausgegeben von Georg Paul Neumann, Major a. D. Mit 296 Abbildungen im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

ursachten, auf die lange Bank, steckte sie in eine Mappe für eilige Sachen oder notierte sie gewissenhaft in einem Terminkalender. Die Sache erschien vielen Leuten durchaus noch nicht spruchreif![1])

Da kam der Krieg, fast über Nacht kam er und stellte die junge, im Entstehen begriffene Waffe und ihre Industrie urplötzlich vor große Aufgaben. Man lese die Bücher unserer Heerführer aufmerksam; die Fliegermeldung stieg schon in den ersten Kriegswochen fabelhaft im Preise; noch war es nicht überall klares Erkennen und Allgemeingut unserer Führer, aber schon dämmerte die Erkenntnis auf, das der große moderne Krieg ohne Luftaufklärung ein Topfschlagen mit verbundenen Augen sein und bleiben mußte. Das Material, mit dem wir den Kampf mit dem überlegenen Gegner aufnahmen, reichte natürlich bei weitem nicht aus, um allen Anforderungen gerecht zu werden. Das Flugzeug von 1914 war als Kriegsmittel eine schwächliche Frühgeburt. Der hundertpferdige Motor als Höchstsumme lebendiger Kraft im Körper des fliegenden Menschen reichte zur Erreichung größerer Höhen nicht aus, Waffen kannte man nicht, das war damals alles unnötiger Ballast, der Karabiner oder die Pistole dienten (ebenso wie letzten Endes im Notfalle die Leuchtpistole) der persönlichen Verteidigung. Das Lichtbild war wenig entwickelt, entsprach aber durchaus dem damaligen Stand der Dinge; die Funkentelegraphie ruhte noch ungeweckt im Schoß der Zukunft und war die Domäne der erd- und staubgeborenen hohen Stäbe. Der Krieg gab aber der deutschen Flugzeugindustrie Luft; jetzt erst konnte sie schaffen, konnte sich entfalten und durfte das alles in die Tat umsetzen, was ihr im Geiste vorgeschwebt hatte, denn der Krieg, in diesem Sinne Befreier, machte die Mittel zum Schaffen frei. Nicht lange hat sich der deutsche Flieger mit den alten B.-Maschinen herumzuplacken brauchen; er bekam andere, bessere, in jeder Hinsicht leistungsfähigere; er bestieg bald die mit einem beweglichen Maschinengewehr bewaffnete C.-Maschine, die mit einem halben Hundert mehr an Pferdekräften nun auch ihm die Zügel frei gab, sich zu entfalten und zu entwickeln als Helfer der Führung. War der Flieger bisher nur spähendes Auge gewesen, so wurde er bald zum Kämpfer, zum trotzigen Mann, der sich nichts vom Gegner verbieten zu lassen brauchte, der sich ja den Einblick in das Tun und Treiben hinter den feindlichen Kulissen erkämpfen konnte. Mit dem Erscheinen der bewaffneten C.-Maschine setzt das Schnellzugstempo der Entwicklung der deutschen Fliegerei ein. Die gleiche Entwicklung der edlen Flugkunst beobachten wir aber bei den Feinden, bloß mit dem gewaltigen Unterschiede, daß für sie die Industrien der ganzen Welt mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Rohstoffmärkten arbeiten konnten, während in Deutschland eine von allen außerdeutschen Hilfsquellen abgeschnittene Industrie auf sich selbst angewiesen war, materiell und zahlenmäßig, an der Front und in der Heimat, den Feinden weit unterlegen.

[1]) Funken aus der Luftwaffenschmiede von Oberstlt. a. D. Siegert, zuletzt Inspekteur der Fliegertruppen. Berlin, Preußische Verlagsanstalt.

Es ist gut, wenn man in diesem Augenblick erst einmal einen kurzen Blick auf die deutschen Luftschiffe wirft. Es entspricht zweifellos den Tatsachen, daß man in militärischen Kreisen das Wesen der Luftschiffe im Rahmen militärischer Operationen im Vergleich zum Flugzeug schon im Frieden überschätzt, also verkannt hat. Man setzte auf die Luftschiffe große Hoffnungen. Dazu war man rein menschlich auch berechtigt; das Luftschiff war damals entschieden schon weiter vorgeschritten als das Flugzeug. Daß da auch noch psychologische Momente mitgespielt haben, die Verehrung für den alten Grafen Zeppelin seit seinem Unglück bei Echterdingen, das imponierende Auftreten eines solchen Luftriesen und ähnliches, soll hier nur der Vollständigkeit wegen angedeutet werden. Eins ist aber klar, daß die Luftschiffe im Verlaufe des langen Krieges militärisch enttäuscht haben, was natürlich keinerlei Vorwurf gegen die Schwesterwaffe sein soll, was vielmehr im ganzen Wesen der Entwicklung der Luftwaffen aller Länder lag, nicht zuletzt in der Entwicklung der Luftabwehr von der Erde aus. Die Ziele waren zu groß, die ein Luftschiff bot, die Brandgefahr, die Bruchgefahr bei Landungen waren zu unendlich; demgegenüber entsprach der Einsatz eines solchen Wertes in den seltensten Fällen dem möglichen Erfolge. So kam es, daß die Flieger die Luftschifferkonkurrenz gleich zu Beginn des Krieges überflügelten und dem Flugzeug den Platz an der Sonne eroberten. Die Luftschiffe haben dem Landheer und der Flotte trotz alledem glänzende Dienste geleistet, was an anderer Stelle berücksichtigt werden wird.

Als dritter im Bunde zog der Fesselballon mit den beiden anderen Geschwistern in den Krieg; er hat sich im Verhältnis zu den anderen beiden nur unwesentlich im Laufe des Völkerringens verändert; er hatte auch schließlich eng umgrenzte Aufgaben, während sich auf der anderen Seite die Aufgaben der Flieger von Monat zu Monat sprunghaft erweiterten. Freiballons sind unseres Wissens im Kriege überhaupt nicht verwertet worden. Ihnen wird es in einer friedlichen Zukunft vorbehalten bleiben, dem Sport und der Wissenschaft gute Dienste zu leisten.

Doch nun zurück zur Fliegertruppe, dem gewichtigsten Teil im Rahmen vergangener deutscher Luftstreitkräfte. Im allgemeinen ist es ein Notbehelf, dem Leser statistisches Material und Zahlen vorzusetzen; hier wird es sich nicht umgehen lassen für die Beurteilung der militärischen Gesamtleistung. Auf technischem und militärischem Gebiete muß man sich immer wieder das schmale Fundament klar machen, auf dem alles weitere aufgebaut werden mußte. Der Organismus wuchs in einer Weise, wie man es niemals für möglich gehalten hätte, und wenn die Technik hierbei meist vor dem Militärischen genannt werden muß, so liegt das sehr einfach daran, daß die technische Entwicklung das Fundament des Ganzen war, die Wurzel, die dem Baum der Entwicklung erst die Kraft zuführte, sie nährte, ihr das alles gab, was nachher in Gestalt von hervorragenden Einzelkampfleistungen und solchen der Gesamtheit zur Kenntnis des Heeres kam, das die Folgen wohltuend am eigenen Leibe fühlte. Die Heimat spürte nur aus der Ferne

den würzigen Odem unverwüstlichen Helden- und Draufgängertums, einer gewissen Romantik, die der moderne Krieg auf der Erde fast verschlungen hatte. Die fliegenden Fronten forderten keck und dreist, der Feind mit seinem hervorragenden Material stellte überall gewissermaßen diese Forderungen auf; Sache der niemals versagenden Industrie war es, die Forderungen der Front technisch zu erfüllen, sie zu übertreffen. Wie sie das machte, war ihre Sache. Die Industrie hat stets treulich gehalten, was man von ihr erwartete; nur so war das unvergleichliche Können derer um Bölcke und Richthofen überhaupt im einzelnen großzuziehen und nachher zum Allgemeingut der Fliegertruppe zu machen. Das Bismarck-Wort, daß man den Deutschen nur auf ein Pferd zu setzen brauche, das Reiten besorge er dann schon, übertrug sich auf die Luftmacht; das gute Pferd, hier die guten Maschinen, formten den fliegenden Reiter, schufen seine Leistungen und machten die kleine Nebenwaffe, als die mild und nachsichtig die Luftwaffe noch zu Beginn des Krieges angesprochen wurde, zur Hauptwaffe, zu einem Faktor, ohne den kein erfolgreiches Kriegführen mehr möglich war.

Und nun bitte ich den Leser, den Blick mit mir rückwärts zu wenden über einen Weg, der weit und opferreich an Gut und Blut ist, aber auch ebenso reich an Siegen in hartnäckigem Ringen um die Krone des Enderfolges. In kurzem Gedenken wollen wir noch einmal an der Hand des Neumannschen Buches die einzelnen Kriegsschauplätze abfliegen, wollen die Arbeit in der Heimat schauen, wollen an den Marksteinen der Entwicklung kurz verweilen. Das alles soll freudig und stolz geschehen, ohne Trauer, ohne Wehmut, denn Maschinen und Motoren sind vergänglich, Erfahrungen, Wissenschaft und Geist sitzen fest in Kopf und Herz. Das alles richtig zu verwerten in naher Gegenwart und ferner Zukunft, wird unsere Aufgabe sein.

Das schwache Fundament der deutschen Luftstreitkräfte, auf dem sich die spätere Organisation aufzubauen hatte, ist bekannt. Ehe man den militärischen Wert der Waffe, von Monat zu Monat steigend, betrachtet, muß man sich klar machen, daß Technik und Organisation eng zusammenhingen und die Verwendung der Waffe sich aus ihnen zwangsläufig ganz von selbst ergab. Erst im Jahre 1916 wurde die alles vereinende Stellung eines Kommandierenden Generals der Luftstreitkräfte geschaffen, als dessen Chef des Stabes der bisherige Chef des Feldflugwesens gewissermaßen in seiner Stellung blieb. Nun stand endlich alles unter fester, zielbewußter Führung, die Luftschiffer (Fesselballone und Luftschiffe) sowie die Flieger. Die obersten Heimatbehörden waren längst von der sie hindernden Fessel, der Angliederung an die Generalinspektion der Verkehrstruppen, befreit. Nach außen hin waren organisatorisch die gesamten Luftstreitkräfte eine selbständige Macht, eine Waffe, die sich von keinem mehr bemuttern zu lassen brauchte. Mit 34 Feldfliegerabteilungen und 7 sogenannten Festungsfliegerabteilungen, die übrigens sehr schnell in solche für das Feld umformiert wurden, und 8 Armeeflugparks (der Zahl der anfänglich aufgestellten Armeen gleich) zogen wir ins Feld. Im all-

gemeinen hatte wohl jedes aktive Korps eine Fliegerabteilung; für die Ausstattung der Reservekorps reichten Personal und Material nicht aus. Was die Abteilung 37 bei Tannenberg dem Feldmarschall geleistet hat, was die Abteilungen der I. Armee in der Fernaufklärung zuwege brachten, sind schließlich Einzelheiten, die man besser in der maßgebenden Literatur nachliest. (Hindenburg-Literatur, Klucks Vormarsch, Bülow usw.) Nun verbreiterte sich das Fundament; im Mai 1915 hatte sich die Fliegertruppe am Feinde bereits verdoppelt, und die Oberste Heeresleitung hatte sich zu ihrer besonderen Verfügung ein Fliegerkorps von sechsunddreißig Maschinen, die sogenannte Brieftaubenabteilung, unter dem damaligen Major Siegert formiert. Elf Heimatformationen bildeten unermüdlich Ersatz aus, es wurde fieberhaft gearbeitet, sowohl bei den Ersatzabteilungen wie in den Fabriken und den ihnen angeschlossenen Fliegerschulen. Manch flugbegeisterter junger Mann starb bereits den Heldentod, ehe er an den Feind kam. Schon Ende 1914 keimte der Luftkampf auf; man verwehrte sich im Stellungskrieg gegenseitig den Einblick und erzwang ihn sich deshalb durch Kampf. 1915 wurde bereits heftig und mit Erfolg gekämpft, die Träger des Kampfes waren aber damals noch die Beobachter, die das bewegliche Maschinengewehr in der C.-Maschine bedienten. Der Luftkampf war ausgesprochen Mittel zum Zweck der Erkundung und wurde von Flugzeug zu Flugzeug geführt, sobald man sich gegenseitig in die Wege kam. Die „Ruhe" des Stellungskrieges im Westen diktierte den Fliegerformationen ganz von selbst ihre Aufgaben; es wurde erkundet, erkundet und wieder erkundet, das Lichtbild wurde zur conditio sine qua non jedweder Erkundung, sogar zur Quittung des erfolgreichen Bombenabwurfes, zum untrüglichen Beweisstück jeder Erkundungsart. Die Kameras wuchsen, wurden schärfer, es bildeten sich Spezialisten heraus, die das Photographieren nicht mehr als Handwerk, sondern als Kunst ansahen und Glänzendes leisteten. Aus ihnen entwickelten sich später die Führer der Reihenbildzüge. Durch die allmähliche Abspaltung all dieser Sondergebiete wurde die Gesamtorganisation immer umfangreicher und erforderte einen größeren Heimatapparat. Die Materialverschwendung der feindlichen Artillerie ließ besondere Artillerieabteilungen entstehen, deren Aufgabe es war, lediglich unsere Artillerie einzuschießen. Am 1. April 1916 besaßen wir auch bereits fünf besondere Bombengeschwader mit je sechs Staffeln zu je sechs Maschinen, außerdem sechs Kampfstaffeln und zwei Riesenflugzeugabteilungen. Man sieht also schon ganz klar, wie sich die Waffe in alle möglichen Sondergebiete automatisch teilte, sicher der schlagende Beweis, wie schnell sie sich im Rahmen des Heeresorganismus durchgesetzt und unentbehrlich gemacht hatte. Weiter ergibt sich daraus, welche Anforderungen an die Konstrukteure und die Industrie in der Heimat gestellt wurden, denn jeder Sonderzweck erheischte besondere Maschinen. Saßen die Flieger noch vor Jahresfrist auf Serienmaschinen, so verteilten sie sich nun ganz von selbst je nach Veranlagung und Können auf die Spezialmaschinen. Nun ist natürlich eine

Luftwaffe blind und taub, lahm und gebrechlich, wenn ihr nicht alle zwangsläufig sich bildenden Hilfsmittel zur Seite stehen und einwandfrei arbeiten. Ich verweise auf das gesamte Lichtbildwesen, die Nachrichten-, Navigations- und Bordinstrumente, den Fallschirm, die gesamte vielseitige Bewaffnung, die Konstruktion von Bomben aller Gewichte und der Instrumente zum sicheren Abwurf; weiter mußte all das bei der Ausbildung des Nachersatzes weitsichtig Berücksichtigung finden, es mußte eine wohlorganisierte Flugabwehr und ein Heimatluftschutz eingerichtet werden, der Heeres*wetterdienst* wurde immer mehr zur *Lebensnotwendigkeit*, wenn sich auch der praktische Feldflieger nur ungern von den „Wetterfröschen" belehren ließ. Weiter ist zu bedenken, daß das alles nicht bloß für die Flieger geschaffen werden mußte, nein, daß auch Luftschiffer, solche für Fesselballone und Luftschiffe, für ihr Fach das Gleiche forderten, und daß schließlich die Marineflieger *ganz besonders* zu berücksichtigen waren. Man hat also sehr bald nach Ausbruch des Krieges das Bild einer Maschine, die mit unendlich vielen Rädern und Rädchen versehen ist, und die von früh bis spät und von spät bis früh arbeitet. Keinen Augenblick ist sie ohne Aufsicht; ein Rädchen, das vielleicht aussetzt, sein fehlender Gang, würde an der Front, über dem Feinde, schmerzlich empfunden worden sein und hätte nur mit Blut bezahlt werden können.

Bezüglich der Verwendung gab der westliche Kriegsschauplatz den Ton an; die anderen Kriegsschauplätze stellten ebenfalls ihre gebieterischen Forderungen, aber der Westen hatte fast stets infolge der Übermacht der Feinde den Vorzug. Der Stellungskrieg schuf ganz von selbst eine besondere Lufttaktik, die natürlich auf den Osten nicht anwendbar war, und für den Balkan zum Beispiel mußten wieder andere Forderungen berücksichtigt werden. 1916 war das Jahr der ersten großen Erdschlachten im Westen, Verdun und Somme gaben dem Luftkrieg neues Gepräge, die ersten Fokker-Einsitzer, auf denen Bölcke siegte und Immelmann den Feinden deutsches Können zeigte, tauchten auf. Damit hatte der Luftkampf aber ganz neue Formen angenommen; in erster Linie wurde nun der Kampfeinsitzer Träger des Kampfes. Das Jahr 1917 war wieder ein Jahr der Abwehrschlachten und des Übermaterialringens, Schlachtenbilder an den Sommebrücken und bei St. Christ waren längst überholt, Schlachtflieger, als feuerspeiender Hornissenschwarm zur Hilfe für die in vorderster Linie schwer ringende Infanterie und zur Bekämpfung der feindlichen Reserven, ehe sie unsere Linien erreichten, waren neu erstanden. Das harte Muß des Krieges hatte diese Gattung ganz von selbst geboren. Der Schlachtflieger griff alles an: ganze Bataillone in Reserve, er beliebte besonders über Engen, bei Flußübergängen im besten Sinne des Wortes vernichtend für den Feind aufzutreten, und bezeugte später auch den Tanks sein ganz besonderes Interesse.

Amerikas offizieller Eintritt in den Krieg schuf für die Fliegertruppe das *Amerikaprogramm* als einen Teil des sogenannten Hindenburg-Programms. Nur weil wieder die deutsche *Industrie alles hergab*, nur deshalb hielten

wir dem materiellen Zuwachs stand, den die Amerikaner ins Feld führten. Eine kleine, tapfere und verwegene Schar, die sich voll bewußt war, daß an ihr schließlich der Gesamtsieg auf der Erde an einem seidenen Faden hing, eine Schar, die der Quantität der Vereinigten Feinde Qualität entgegensetzte, war aber gar nicht mehr so klein. Ein Wirrwarr von Zahlen hat hier keinen Wert, aber einige möchte ich nur anfügen, um die Ausmaße an einigen wenigen zu zeigen: Das Amerikaprogramm enthielt zum Beispiel folgende Neuforderungen: 40 Jagdstaffeln, Abgabe von über 28000 Mann an die Fliegertruppe vorerst bis 1. Januar 1918, eine Monatsproduktion von 2000 Flugzeugen und 2500 Motoren, desgleichen von monatlich 1500 Maschinengewehren, Deckung des Monatsbedarfes von 12000 t Benzin und 1200 t Öl!! Das sind ein paar willkürlich herausgegriffene Zahlen, die zeigen, was die Waffe allmählich geworden war. Die Luftschiffe waren zur Flotte abgewandert, sie hatten schon in der Seeschlacht vor dem Skagerak hervorragende Dienste geleistet, sie waren im Landkrieg nicht zu verwenden, sie wurden auch bereits durch die Riesenflugzeuge bei den Angriffen auf England ersetzt. Entsprechend der relativ geringen aktiven Tätigkeit der Flotte hatten die Marinefliegerabteilungen ein gewissermaßen ruhigeres Leben als ihre Kameraden an Land, sie hatten einen anstrengenden weitausholenden Aufklärungsdienst zu leisten, und manch einer versuchte wenigstens nach Flandern zu kommen. Alles konzentrierte sich auf die Landfliegerei im Westen. Man darf auch nicht vergessen, was alles für die entfernteren Kriegsschauplätze getan werden mußte. Wir flogen auf dem Balkan, wir hatten in Sofia und in der Türkei starke Kommandos, wir mußten unseren Bundesgenossen überall hilfreich unter die Arme greifen, flogen in Palästina. Wo war denn in diesem Kriege der Deutsche nicht zu finden? Alle Kriegsschauplätze stellten besondere Anforderungen an Ausrüstung, Ausbildung, Nachschub, Gesundheit und Können der Besatzung. Der „Franz" und der „Emil" als Träger des nie ermüdenden Angriffsgeistes hatten einen Dritten im Bunde, den sogenannten Fliegerschützen, erhalten. Über diese Kriegsehen ließe sich eigentlich noch manches Wort sagen; leider fehlt es an Raum. Die Abgangs- und Durchgangsziffern zeigen ebenfalls, was aus der kleinen Truppe waghalsiger Luftakrobaten von 1913/14 geworden war.

Amerikas Eintritt in den Krieg legitimierte gewissermaßen einen bereits bestehenden Zustand. Wenn auch nicht gleich die amerikanischen Fliegergeschwader die Sonne verdunkelten, so lag doch ein ungeheurer Machtzuwachs für die Feinde in der materiellen und technischen Unterstützung, in der Rohstoffversorgung, in dem Aushelfen mit technischem Personal an der Front und in der Industrie. Bei uns mußte um jeden Facharbeiter fast ein heißer Kampf geführt werden, denn er ging der kämpfenden Erdtruppe verloren. Das Jahr 1917 stand bereits im Zeichen der ausgesprochenen Luftschlacht, zu der sich die Einzelkämpfe zusammengezogen hatten. Ein neuer Begriff

war entstanden; das rasende Tempo in der Entwicklung der Lufttaktik erforderte ein ungeheures Anpassungsvermögen in jeder Beziehung. Die deutsche Fliegertruppe hat sich allen Forderungen, ob sie vom Gegner kamen oder vom eigenen Heerführer, stets schnell und mit Erfolg angepaßt. Unsere Feinde mögen sich den Ausgang der ersten Luftschlacht im sicheren Gefühl zahlenmäßiger Überlegenheit anders gedacht haben! Eine besondere Aufgabe erwuchs den Luftstreitkräften zu Beginn des Jahres 1918 in der Verschleierung der Operationsabsichten für das Jahr der erstrebten militärischen Entscheidung; sie haben ihre Aufgabe ebenso glänzend gelöst wie im Vorjahre, als Hindenburg das Heer in die Siegfriedstellung zurücknahm. Die großen Schlachtenentscheidungen des Jahres 1918 sahen die Luftwaffe auf dem Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit; vollständige Umgruppierungen der Luftstreitkräfte im Rahmen der gewaltigen Operationen wurden auf dem Land- und Luftwege spielend gelöst und stellten den Gegner fast über Nacht dauernd vor neue, stets Überraschungen bergende Lagen.

Die Luftwaffe, wie sie ein gutes halbes Jahr später beim Waffenstillstand unbesiegt die Flagge streichen mußte, um vom Gegner vernichtet zu werden, verglichen mit der von 1913/14, verkörpert die Gigantenleistung eines Volkes, wie sie die Militärtechnik überhaupt noch nicht sah. Zugegeben, daß alle Waffen sich verändert und vergrößert, verbessert und vermehrt haben, so muß man stets bedenken, daß die Luftwaffe aus einem Nichts hervorgegangen war. An Stelle des primitiven Serienflugzeuges waren zahlreiche Sondertypen getreten, technische Kunstwerke, die aber ihrerseits in fabelhafter Präzision serienweise hergestellt wurden. Alles technische Beiwerk befand sich auf der Stufe höchster Vollendung; es wurden Strecken zurückgelegt mit Luftfahrzeugen aller Art, die in völliger Verkennung der im Kriege geschaffenen Tatsachen eine verblödete Welt im Jahre 1919 als Rekorde feiert, bloß weil sie auf den Schauplatz des Atlantischen Ozeans verlegt worden waren.

Alle Arbeit, die uns das Blut der Besten gekostet hat, ist scheinbar umsonst. Ungläubig schaute die Luftwaffe auf die Waffenstillstandsbedingungen und den Friedensvertrag; selbst ganz ernste Männer lächelten anfänglich mild ob solchen Wahnsinns, der sich in ein paar geschriebenen oder gedruckten Zeilen ausdrückte und nicht nur einer Waffe, sondern einer Kulturarbeit höchster Bedeutung glatt das Todesurteil sprach. Wären unsere Luftstreitkräfte weniger ausgezeichnet und in jeder Beziehung vollkommen gewesen, wahrscheinlich wäre dieser helle Vernichtungswahnsinn dann unterblieben. So ist ihre Vernichtung höchster Anerkennung durch den Gegner gleich ....

Die ideale Bedeutung des Adels

Von

Stanislaus Graf Dunin Borkowski S. J.

Die französische Revolution hatte wirkliche Adelsvorrechte abzuschaffen. Sie tat es gründlich. Da verschwanden willkürliche, ungerechte, dem Staatsganzen schädliche Sonderbestimmungen neben vielen berechtigten und nützlichen. Den Revolutionen im 19. Jahrhundert dagegen war der Stoff so ziemlich ausgegangen. Es saß nur noch ein bescheidener Rest auf der Anklagebank, als in den Grundrechten des deutschen Volkes vom Jahre 1848/49 der Adel als Stand aufgehoben und alle seine Vorrechte getilgt wurden. Das Wort von der Abschaffung der Adelsprivilegien in der neuesten Revolution war daher fast bedeutungslos geworden. Es nahm sich aus wie ein Zeitvertreib des Umsturzes. Denn abgesehen von den Vorrechten der regierenden Häuser, die eine eigene Behandlung fordern, erfreuten sich noch die Standesherren einiger weniger Vorteile, die niemand wehe taten, übrigens auch am Aussterben waren oder durch die veränderten Zeitumstände gegenstandslos wurden. Neben Begünstigungen bei Besetzung der Ersten Kammern bildete für den übrigen Adel die einzige Ausnahme das ihm in Bayern und Baden vorbehaltene Recht, Familienfideikommisse zu gründen. Und dieses Sonderrecht war ohnehin durch die neuen Richtlinien der Gesetzgebung zu langsamem Absterben verurteilt.

Die neuen Grundrechte und Grundpflichten enthalten im Artikel 109 folgende Bestimmung: „Öffentlich-rechtliche Vorrechte oder Nachteile der Geburt oder des Standes sind aufzuheben. Adelsbezeichnungen gelten nur als Teil des Namens und dürfen nicht mehr verliehen werden." Diese Fassung war immerhin glücklicher als jene andere, die von Abschaffung des Adels sprach. Denn das besagt logisch eigentlich die Abschaffung der Abstammung, also einer Tatsache, und Tatsachen abzuschaffen ist immer mißlich.

Aber auch die Entdeckung, daß der Titel zum Namen gehört, ist geschichtlich und rechtlich schwer zu begründen, ganz abgesehen davon, daß die Grammatik Einspruch erhebt gegen diesen Einbruch der Fürsten, Grafen und Barone in die Domäne der Eigennamen. Sonderbar ist allerdings, daß wir gerade jetzt in eine Zeit neuerstehender Privilegien hineinfahren. Die lautesten Rufer in der Adelsfrage waren jene, die für sich ein Waffenprivilegium forderten, um die Bürgerschaft wehrlos zu machen und bei günstiger Gelegenheit abzutun, ein Theater- und Kunstprivilegium, um Bildung allein zu genießen, ja sogar ein Eßprivilegium, um die Magenbedürfnisse mit der zuverlässigsten revolutionären Gesinnung in Einklang zu bringen.

Aber auch gemäßigte Gegner des Adels würdigten weder die Tatsachen noch die leitenden Ideen immer nach richtigem Maß. Man wollte offenbar ein festes monarchisches Bollwerk niederlegen. Das waren aber doch uralte, fast vorhistorische Zeiten, da sich das Königtum auf die Macht des Adels stützte. Je selbstherrlicher die Krone wurde, um so mehr demütigte sie ihn. Erst nachdem die Erbfolge ganz gesichert war, fanden sich Könige und Adel wieder zusammen. Heute bot der Adel keine Machthilfe mehr; nur seine Gesinnung und seine Stellung bei Hof verbrämten das monarchische Ansehen. Indes sind die Hofwürdenträger keine Gefahr der Stunde, und die Gesinnung stirbt nicht, wenn die Nachkommen uralter Familien für Schultze und Meier erklärt werden. Echte Gesinnung drängt sich sogar wehrhaft zusammen, wenn sie durch Gesetzparagraphen vergewaltigt wird.

Neulinge in Gesinnung, die wahres Wesen und eingeborene Größe nicht kennen, springen, sobald sie von Gesinnung hören, gleich auf die Tat und die Gewalt über. Sie kennen gar nicht die vornehme Beschaulichkeit einer Gesinnung, die in stiller Betrachtung und heiliger Erinnerung an vergangene Werte schwelgt. Die revolutionäre Gesinnung allerdings lebt von der Gewalt und muß möglichst rasch zur Tat eilen, um von der bestehenden Ordnung nicht überrascht zu werden. Liegen doch die Ideale dieser Gesinnung in der umwandelnden Zukunft, nicht in den Schöpfungen der Vergangenheit. Darum dieses Tatfieber. Darum auch dieses krankhafte Wittern reaktionärer Taten, wo immer Gesinnung auf einer Stirn aufleuchtet.

Die Überlieferungen und Anschauungen des Adels sind ganz andere. Seine Gesinnung wechselt nicht im Handumdrehen mit der gegenwärtigen Geschichte. Sie ist auch nicht so einseitig mit der vergangenen verbunden, daß sie frühere Werte immer für zeitgemäß und alles Gute und Schöne alter Zeiten für unsterblich hielte. Aber sie verkauft nicht uralte Liebe um die Volkstümlichkeit des Augenblicks und glaubt sich der inneren Treue nicht entbunden, weil die Bande der juristischen Treue rechtmäßig gelöst wurden. Sie verschließt sich den Notwendigkeiten der Wirklichkeitspolitik nicht. Sie vermag die bestehende Neuordnung, die ihr im Herzen zuwider ist, vollkommen lauter und treusinnig anzuerkennen; sie kann selbst ihre gewissenhafte Mitarbeit anbieten, ohne sich deshalb mit ganzer Seele den neuen Strömungen auszuliefern.

An Gewalt denkt solche Gesinnung gar nicht, weil sie ganz auf gesetzliche Wege eingestellt ist und aus der Hochachtung gegen das Gesetz geboren wurde. Sie denkt nicht einmal an unmittelbare Taten.

Sie braucht zunächst die Tat nicht, um am Leben zu bleiben. Das moderne revolutionäre Gehirn versteht diese Verfassung nicht, weil das, was es Gesinnung nennt, augenblicklich verkümmert und stirbt, sobald die Tat ausbleibt. Revolution ist eben nur Treue gegen neue Ideen, nicht gegen Einrichtungen. Denn diese bestehen noch nicht, sie müssen erst geschaffen werden. Treue gegen junge Ideen, die sich rasch verwirklichen sollen, kann sich aber nur in Taten offenbaren. Treue gegen Einrichtungen, die lange bestanden haben, die man

liebgewonnen, denen man mit Herz und Geist zugeschworen hatte, und die in der Gegenwart verschüttet wurden, solche Treue lebt weiter in den Tiefen des Gemütes und im Heiligtum der Familien, sie ist langlebig, auch ohne das Elixier der Tat, sie vererbt sich auch ohne die Schärfe des Mordstahls, sie harrt geduldig, bis ihre Zeit gekommen ist, das heißt die Zeit der Sehnsucht nach dem Alten, die Zeit des allgemeinen Volkswillens oder doch der Besten aus dem Volk zur Rückkehr.

Sie arbeitet im Stillen, wie man für Ideen arbeitet, die sich lange bewährt haben und zur Stunde schlummern, und diese Arbeit erhält sie am Leben. Auch das sind Taten, denn echte Gesinnung ist niemals ganz untätig. Ihre Tat ist Erziehung, ihre Tat ist geistige Aufklärung im Gegensatz zur brutal phrasenhaften der Gewalt, ihre Tat ist Erweckung des Verständnisses für die Lehren der Geschichte. Sie braucht nicht die atemlose Tat des Augenblicks, weil sie in der atemanhaltenden Arbeit des Verstehens und Ausharrens ihre Kraft verbraucht. Je reiner die Gesinnung, um so ruhiger wartet sie, je fester die Gesinnung, um so zuversichtlicher vertraut sie auf Recht statt auf Gewalt. Die treue Gesinnung also, wie sie der Adel auf so breiter Linie dem Altüberkommenen bewahrt, ist nicht schuld an der kindischen Furcht revolutionärer Mitläufer vor Rückstauungen und gewaltsamen Umstürzen.

Es kann sogar geschehen, das die konservativen Hochziele sich ganz in das Land der auf ewig versunkenen Ideen zurückziehen. Denn man muß auf die Verwirklichung der besten Gedanken verzichten, wenn die Tatsachen alle Wahrscheinlichkeiten für ihr Aufleben endgültig begraben. Weil aber das Tatsächliche nicht immer das Beste ist, kann sich Treue zum Alten als Gesinnung weitererben.

Es gibt heute mehr denn jemals Wirrköpfe, die Revolution mit Republik und die Errungenschaften der Revolution mit der Tatsache der Empörung verwechseln. Die Errungenschaften können ausgezeichnet sein, die Wege, auf denen sie kamen, verabscheuungswürdig. Große Gesinnung spiegelt sich hier in den klaren Grundsätzen. Warum sollte der Adel in Republiken keinen Platz haben? Die Geschichte widerspricht dem jedenfalls nicht. Auch ein ursprünglich monarchischer Adel kann sich in Republiken zurecht finden und ihnen treu dienen. Hier ist die Erkenntnis des höchsten Volkswohles allein ausschlaggebend.

Nur verschone man uns mit den Grimassen eines heuchlerischen Adelsabscheus. Sonst erinnern wir an den Adelsmetzger Fouché, der beim ersten Pfiff die revolutionäre Bluse mit seidenem Wams, wenn auch gestohlenem, vertauschte, und sich den Herzog von Otranto anlegte, sobald die Demokratie teuer wurde. Man lasse also das Recht auf Gesinnung den Wenigen, die sie haben, verkleinere und verleumde sie nicht und suche sie nicht durch Gewalt zu bannen.

In keinem Fall wird aber die Aufhebung des Adels diese Gesinnung totschlagen. Man liebt immer die Sache, für die man leidet. Und wird die Abschaffung gar, wie in Österreich und Böhmen, so grausam komisch ins Werk gesetzt, daß man nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll, so verknüpfen

sich Zorn und die Rache am Lächerlichen zu einem festen Bund, der neben Geburts- und Geldadel noch einen dritten schafft, den Oppositionsadel gegen ein Gesetz, das die Dummheit zum Fideikommiß der Revolution macht.

Etwas vernünftiger als die Aushungerung der Gesinnung scheint der Gedanke an die allgemeine Gleichheit zu sein. Herr Habsburg-Lothringen steht jetzt auf gleicher Stufe mit dem Herrn Kraxelhuber, und das ist überaus beruhigend. Ob dieses idyllische Hand-in-Hand die Errungenschaften der Revolution sichert, wage ich nicht zu behaupten. Zweifellos ist aber, daß eine ungeschichtlich aufgezwungene Gleichheit die Gegensätze verschärft, die inneren Bande der Zusammengehörigkeit, die man mit rauher Hand zu zerreißen sucht, nur noch fester knüpft.

Welche Gleichheit soll übrigens erreicht werden? Die Gleichheit in den Aussichten auf Beförderung wird, wie die Sachen jetzt liegen, durch ein „von" vor dem Namen nicht gestört. Die Gleichheit aller Leistungspflichten ist verbrieft. Denkt man im Ernst an gesellschaftliche Gleichheit? Ein verkürzter oder demokratisierter Name kann aber liebgewonnene Überlieferungen nicht auslöschen. Es gibt Entfernungen, die nicht überbrückt werden können, weil Vererbung, Sitte, Erziehung und Gewohnheiten sich standhaft weigern, die Gemarkung der eigenen Abgeschlossenheit zu verlassen oder sie für andere zu öffnen.

Das ist kein Fachdünkel des Adels. Zu allen Zeiten, in allen Kreisen waltete ein Gesetz des Abstandes und der Absonderung, das, maßvoll verstanden und vernünftig gehandhabt, wertvolle Familienerinnerlichkeiten schützend wahrt, unersätzliche Köstlichkeiten des Anstandes, des Geschmacks, der Sitte gleichsam in der Heimlichkeit alter, duftender Truhen einschließt. Eingesessene Bauernfamilien, das däftige Bürgertum, selbstbewußte Patrizier schließen sich in ihrem Kreis ein, lassen keinen Unbefugten zu und verlassen selbst ihre Bannmeile nicht. Hier ist sogar die Strenge der Verschlossenheit vielfach unbedingter, verbissener als im Adelshause. Um Lächerlichkeiten und Schädlichkeiten auszumerzen, ist der Zeitgeist wohl stark genug. Gewalt tut nicht not.

Unter sich wird sich der Adel jedenfalls um so enger zusammenschließen, je mehr man ihn seiner Eigenart berauben will. Mögen sich keine Abtrünnigen von dieser berechtigten Selbstverteidigung ausschließen.

Wenn nur der alte Fehler der Tatlosigkeit das Überläufertum nicht begünstigt. Denn das ist Anklage der Vergangenheit und zugleich auch ein geharnischtes Wort adliger Waffenbrüderschaft für die Zukunft: der Adel muß mehr arbeiten. Feindschaft und Haß und achselzuckender Spott schossen dem adligen Herrn nach aus arbeitsmüden Augen, die dem Jagdschritt oder dem schlendernden Vergnügungsgang des Schloßherrn mürrisch nachschauten. Wald und Feld harrt seiner Hand. Er muß selbst zusehen und zugreifen, Bescheid wissen und Bescheid geben. Wir stehen gewiß, Gott sei Dank, heute weit ab vom sprichwörtlichen Nichtstun einer müßigen Adelsgenügsamkeit, das Arbeitsgebot rüttelte mächtig an wappengezierten Schloßtoren und

rief das junge Geschlecht aus den Prunkgemächern heraus in Wind und Wetter und unter heißen Sonnenbrand. Aber die große, wirklich ernste Arbeitsteilung hat den Adel doch noch bei weitem nicht genug hineingerissen in den Strom schaffender und fruchtbringender Tätigkeit. Daher die griesgrämigen Übertreibungen der hämischen Ausschnüffler der Adelsbequemlichkeit und die überstrenge Absage der aus eigener Kraft emporklimmenden, ernsten Arbeiter. So manche Adelsberufe sind versunken, andere wurden an die Befähigung aller Bewerber ausgeliefert, der Adel muß neue Wege beschreiten, vielleicht mehr nach englischem Muster, um seiner Pflicht zur Arbeit nachzukommen und sein Arbeitsrecht zu behaupten.

Die ganze Erziehung wird diesen Weg beschreiten, der Zwang der Verhältnisse wird Pfade bahnen, wo immer sie noch überwachsen und holperig sind. Wenn aber der Adel bestehen will, muß er vor allem seinen innersten Wert bewußt erkennen, seine geschäftlichen Aufgaben als heiligen Beruf unter die wichtigsten Lebensziele einreihen. Er muß vor allem die Idee seines eigenen Wesens verstehen.

Den Adel abschaffen, heißt eine wertvolle Idee vernichten wollen. Das ist nicht bloß verhängnisvoll, es ist auch unmöglich. Diese Idee hebt sich aus dem geschichtlichen Ursprung des Adels heraus. Aller Adel geht auf eine Leistung zurück. So besteht denn auch im letzten Grund kein wesentlicher Unterschied zwischen dem Geburtsadel und dem Dienstadel. Die Leistung des ersteren gehört dem ganzen Stamm, dem ganzen Volk, die Leistung des Dienstadels wurde unmittelbar dem Fürsten geboten. Aber jede Leistung hängt notwendig mit der Aufrichtung, der Erhaltung des Staates zusammen. Eine bedeutende Leistung schafft Ansehen, das Ansehen Vorrechte, Vorrechte, die sich der Leistende nimmt, und die dann stillschweigend anerkannt und zu Gesetzen werden, oder Vorrechte, die gleich von Anfang an als Ausnahmegesetz galten. Die Vorrechte vererben sich, nicht bloß weil der Leistung ein gewisser Dauerbestand innewohnt, sondern damit der Leistung die Möglichkeit einer lebendigen Entwicklung gesichert bleibe. Um der Leistung ihre Eigenart zu erhalten, aber auch um die Vorrechte zu schützen, richtet man Ehe- und Verkehrsschranken auf. Damit ist der Adel lebensfähig und befestigt. Das menschlich Allgemeine, das menschlich Hohe einer in bleibenden Vorrechten sich verewigenden Dankbarkeit der Volksgenossen sollte man nicht abschaffen.

Es ist nur ein Wortstreit, wenn man behauptet, daß sich dieser Lohn nicht in Form einer Adelsverleihung und Adelsanerkennung zu verwirklichen brauche. Das Maßgebende, Bedeutungsvolle ist nicht der Titel als Ergänzung des Namens, sondern der Titel als Ehrung oder ein Vorrecht, das im Laufe der Zeit im Familientitel zum Ausdruck kommt. Ein lebendig bleibender, staatlicher Dank wird sich am zweckmäßigsten durch die Verleihung erblicher Vorrechte in irgendeiner Form betätigen. Alle Privilegien begründen früher oder später einen Stand. Diese Vorrechte sind entweder Ausnahmen von allgemeinen Lasten oder offene Zugänge zu hervorragenden Stellungen

oder verbriefte Freiheit für ertragreiche Tätigkeiten. Alle diese Begünstigungen bringen immer Ansehen und Würde und verkörpern sich, wenn sie sich vererben, in einer Adelsbenennung. So ist denn der Adelstitel nur die in einem Wort zusammengefaßte erbliche Geltung einer auf Grund von Verdiensten verliehenen Begünstigung.

Man wird sagen, daß sich die Dankbarkeit nicht vererben sollte, wenn sich die Verdienste nicht vererben. Aber die Verdienste sind in keinem Fall einfach tot und begraben. Sie werden dem Leben und dem Aufschwung des ganzen Volkes, des ganzen Staates einverleibt. Nur solche Verdienste sind im strengen Sinn adelverleihend. So darf denn auch der Lohn an diesem Überleben teilnehmen. Nachkommen mögen nur zu häufig den Verdiensten nichts hinzufügen, sie mögen sich sogar des bestehenden Lohnes unwürdig zeigen. Das ist Menschenschicksal. Aber die Frucht der Ahnenarbeit ist nicht abgestorben. Dankbarkeit ist überdies fast immer vornehmer als die Wohltat. So ist es denn nur ein Ausfluß des inneren Adels, wenn sie die Gabe überlebt.

Einschneidender wäre die Erkenntnis, daß die Erwerbsgeschichte irgendeiner Familie nicht ganz sauber war, daß Vorrechte als Lohn sinnlos und ungerecht geworden sind. Dann muß die ausgleichende Gesetzgebung zugreifen.

Es gibt übrigens eine materialistische Auffassung der Leistung und eine vornehme, geistige. Man sieht nämlich entweder auf den augenblicklichen, greifbaren Nutzen oder auf bleibende Errungenschaften und tiefere Kulturwerte. Wahr ist nur, daß die staatsfördernde Leistung in irgendeiner Form lebendig bleiben muß, wenn das Vorrecht einen Sinn behalten soll. Ein Adel, der in keiner Weise etwas leistet, hat keine Daseinsberechtigung.

Aber schon der Kampf um erbliche Vorrechte ist eine staatserhaltende Leistung. Nur Leute mit engem Gesichtskreis und von geschichtlichem Wissen verlassen können das leugnen. Es gibt nämlich auch Vorrechte der Macht. Die Geschichte lehrt, daß sich diese ungeschriebenen, erzwingbaren und gewalttätigen Vorrechte gewöhnlich dort festsetzen, wo keinerlei Vorrechte auf dem Rechtsweg verliehen werden, oder wo eine eigene privilegienbekämpfende Behörde zu großer Macht gelangt. Die so entstehenden Machtvorrechte sind immer schädlich. Sie offenbaren zum Beispiel in den Kreisen der amerikanischen Hochfinanz die unausrottbare Unwiderstehlichkeit ihrer zersetzenden Verderbnis. Das sollte zu denken geben[1]).

Deshalb ist ein Kampf für Vorrechte zugleich auch immer ein Kampf gegen die Anmaßungen und Übergriffe einer unkontrollierbaren Macht.

Der Adel wird seinen Beruf erst dann vollkommen erfüllen, wenn er sich so der Wichtigkeit seiner Verteidigungsstellung bewußt wird, damit auf den Ursprung seiner Rechte zurückgreift und aus der Geschichte seines Aufstiegs die noch lebendigen Pflichten der Gegenwart lernt. Die Dokumente der Vergangenheit sind nicht bloß einwandfreie Zeugen für alte Verdienste, sie

[1]) Reichen Stoff liefert Gustavus Myers, Geschichte der großen amerikanischen Vermögen. Zwei Bände. 1916.

sind auch Richter in der Frage, ob die Leistungen in irgendeinem Verhältnis stehen zu der angesehenen Stellung, die als Überrest der früheren Vorrechte geblieben ist. Je stolzer man auf ererbten Adel ist, um so weniger wird man auf eine Würde pochen, zu deren Glanz man selbst nichts beitrug. Die Gönnerschaft der bloßen Geburt soll absterben. Ihr Tod ist kein Unglück. Wahrer Adel wird die fehlende Befähigung niemals einer schiebenden Gunstwirtschaft zur Aufbesserung überlassen. Was man erben will, das ist nicht die Bequemlichkeit des Aufstiegs auf reservierte Plätze; man will seinen guten Namen erben mit dem geschichtlich wertvollen Siegel, das Familienverdienste, die in das Leben des Volkes eingewoben sind, beurkundet. Wie der einzelne für die Güter kämpft, die er sich mühsam errungen hat, so darf doch wohl auch eine Familie für die Früchte ihrer Arbeit eintreten. Wenn der Arbeiter heute Rechte erstreiten will, denkt er nicht bloß an seinen persönlichen Vorteil, sondern an die Zukunft des Standes. Die Rechte von heute werden morgen zu Vorrechten, die Gleichstellung der Gegenwart wird immer zu einem Privilegium der Zukunft. Denn mit der Gleichstellung wächst stets die Macht, und die wachsende Macht verschiebt unfehlbar die Aussichten auf Meistbegünstigung zum Vorteil der emporstrebenden Gruppen. Daraus entstehen dann tatsächliche Vorrechte; diese werden aber vom Arbeiter der Zukunft auch dann noch verteidigt, wenn der Grund zu Klagen aufgehört hat, und wenn der ehemals Unterdrückte zu einer Vormachtstellung gelangt ist, die weit über die Linie der Gleichheit hinausragt. Wird es nicht ein Privilegium des Rechts, so wird es ein Vorrang der Macht oder eine bevorzugte Stellung drohender Gewalt. Diese Privilegien sind nicht unschuldiger als die rechtlichen. Angesichts einer solchen Entwicklung kann man es dem Adel nicht verübeln, wenn er für seinen gesellschaftlichen Vorrang und Titel eintritt, um eine Idee hochzuhalten, die das Wahrzeichen einer hohen staatlichen Kultur ist, eine Idee, die Ehrfurcht vor großen Tatsachen der Vergangenheit einschließt.

Diese Idee vertritt der Adel auch dann, wenn er, auf viele ererbte Vorrechte verzichtend, bloß um das Vorrecht seines Titels kämpft. Mit der Zeit erstarkt nämlich die im Titel eingeschlossene Würde zu einer selbständigen Größe, sobald sie so tief Wurzel gefaßt hat, daß sich die erblichen Familieneigenheiten zu einer besonderen Feinkultur zusammenschließen, die einen anerkannten gesellschaftlichen Rang nachzieht. Der so gefaßte Titel enthält ein Vorrecht, das gegen keine Gerechtsame und keinen Gerechtigkeitsbegriff verstößt. Die moralischen Begünstigungen, die er mit sich führt, sind nur der Ausfluß einer noch immer wirksamen lebendigen Eigenkultur, die sich abschließt, weil sie vielen nicht paßt und nicht genehm ist, und die eigentlich kein anderes Vorrecht beansprucht als die Rücksicht auf ihre Heimgrenzen.

So mag denn in diesem Fall wenigstens die schöne und fruchtbare Idee einer sich verewigenden staatlichen Dankbarkeit in Kraft bleiben, und der Adelstitel kann ruhig als wirkliches Vorrecht weiterleben.

Der Kampf des Adels für seine Eigenart birgt auch deshalb hohen Kulturwert, weil er unschätzbare Familienkräfte mit heiliger Treue bewacht. Selbst überlegene soziale Denker verkennen heute nur zu oft die Bedeutung der Familie. Der Einzelmensch tritt für sie zu stark in den Vordergrund. Er soll sich selbst helfen. Nur was jeder sich erarbeitet, darf ihm zugehören, ihm allein. Keiner darf genießen, was seine Ahnen und Eltern mühsam angebaut haben. Jeder soll gleichsam von neuem anfangen, nur von der eigenen Saat ernten, nur von selbstgepflanzten Bäumen die Frucht pflücken. Daher die Neigung, alle Vorzüge und Vergünstigungen der Geburt und des Erbes zu beschneiden, den einzelnen nach Möglichkeit aus dem Familienboden zu entwurzeln, alle Quellen abzugraben, die ihm fleißige Väter aus Sammelbecken zuführen wollten.

Wahre, aber auch höchst verderbliche Anschauungen kreuzen sich hier. Müßige Drohnen, die in den mühsam angelegten Schattengängen der Vorfahren faul herumliegen, muß der unerbittliche Ruf des neu aufgehenden Arbeitstages mitten in die schaffende Menschheit hinauswerfen. Die bittere Not der Zeit und des Vaterlandes wird Zwang genug ausüben.

Aber die Verminderung des Volksvermögens und damit auch der Volkskraft hängt mit dem fliegenden Gut zusammen, das rasch aufgehäuft, ebenso rasch verschleudert wird, weil Sparsamkeit nicht einmal dem eigenen Alter nützt, dem eigenen Stamm schon gar nicht. Wenn man sich sagen muß, daß ein im Sturm verjubeltes Einkommen vielleicht sogar vor Steuern schützt, während der Sparsame gleichsam zur Strafe einen Teil des mühevoll Erarbeiteten abgeben muß, wird das wahl- und ziellose Hinauswerfen des Erwerbes sehr vielen zur Gewohnheit. Sobald die Liebe zu den Kindern nicht mehr zur Arbeit spornt, sobald die Liebe zu einem Heim, in dem man, entzückt vorausschauend, zufriedene Enkel erblickt, ganz aus dem Gesichtskreis fällt, begnügt man sich mit der gegenwärtigen Stunde, auch für seinen Hausschmuck, auch für die Genüsse der Kunst und Schönheit. Man wird dann kaufen und veräußern von heute auf morgen. Alle Habe wird umziehen und wandern, nichts wird in seßhafter Behaglichkeit seinen Wert offenbaren, dankbare Blicke anziehen, stärkende Erinnerungen aufrufen. Das Schöne und Kostbare wird nur noch zur Miete wohnen, und man wird es nicht viel mehr lieben als den Kram aus einer Leihanstalt.

Man vergesse doch nicht, daß die Familienarbeit, die bleibende Güter für Kinder und Enkel erwirbt, Güter, die zum Heim und Hausrat gehören, Güter, die zu neuem Schaffen treiben, damit sie erhalten und ergänzt werden, Güter, die den Wert des Heims retten und vor Niedergang bewahren, daß diese Familienarbeit zugleich auch hohe Kulturgüter für den Staat und die Gesellschaft, ja für die ganze Welt erzeugt. Was heute gewonnen wird und morgen zerrinnt, was von Hand zu Hand fliegt, heimatlos, an keinen geliebten Platz gebunden, von keinem liebenden Auge eifersüchtig bewacht, von keiner sorgsamen Hand geordnet und gepflegt, das erzieht und bildet nicht, das er-

hebt und vergeistigt nicht, das ist Ware und Geschäft, eine zerbrechliche Spielerei, vom Standpunkt der Kultur aus betrachtet. Güter dagegen, die zur Familie gehören, ihrem Bestand einverleibt sind, werden damit zugleich auch zu einem bleibenden Besitz des Volkes und heben seine Bildungshöhe.

Der Adel hat seit Jahrhunderten solche Werte besonders fleißig angesammelt und mit außerordentlicher Liebe gehegt. Dieser Familienbesitz ist Volksbesitz zugleich.

Der Familienbesitz als Volksbesitz, das ist kein Spiel mit Worten. Nicht bloß das gehört dem Volk, was leicht und allgemein zugänglich ist, gleichsam aus den offenen Fenstern ruft und lockt, auf Straßen und Gärten und Kunstanstalten den Augen und Ohren umsonst oder um wenig Geld angeboten wird; auch die verschlossenen, schwer zugänglichen Familienschätze gehören doch wahrhaftig der Nation. Sie gehören ihr, weil sie bedeutende Volksteile zusammenhalten und bilden, Güter erhalten und pflegen, die ganze Generationen des Geistes erziehen und damit zu führenden Stellen befähigen. Sie gehören ihr häufig weit mehr, als wenn sie offen zu Schau und Genuß auflägen. Denn nicht das ist national wertvoll, was von einer zerstreut und gleichgültig vorüberflutenden Masse obenhin besehen, sondern das, was von einer aufmerksamen Kleinzahl lernlustiger Beschauer gründlich verarbeitet wird. Und diese werbende Anziehungskraft, die den Geist festhält, daß er in die Tiefen dringt, liebevoll lernt, sorgsam behält, üben gerade die alten Familienbestände aus.

Warum soll denn nur der besitzende Einzelmensch dem Gemeinwesen nützen, warum nicht auch die besitzende Familie? Gerade sie führt einen stetigeren Nutzen mit sich, weil sie seßhafter und standfester ist. Das Atom des Individuums bleibt schwach in seiner Vereinsamung, die Atomverbindung der Familie löst erst die wertvollsten Kräfte aus.

Was von den materiellen Gütern gilt, gilt nicht minder von den geistigen. Es gibt wunderbar innige Familieninnerlichkeiten, die nur sehr langsam, im Laufe vieler Jahrhunderte heranreifen. Ganz tiefe Regungen und Erhebungen des Gemütes, ganz feine Schwingungen der Seele, ein zarter Adel der Gesinnung, Geistes- und Willensrichtungen, die sich allmählich und unsichtbar als tausend Fäden geheimnisvoll zusammenweben, dann auch wertvolle Familienausstattungen schöner Sitte, köstlichen Anstandes, harmonischer Bewegungen, hoher Lebensart, unnachahmlichen Feingefühls, alles das verleiht nicht bloß dem einzelnen und der Sippe Glanz und Gepräge, es hebt auch den Hochstand der Gesellschaft und leuchtet als anerkannte und bewunderte Volkskultur weit über die Landesgrenzen in die Welt hinaus. Völker, welche diesen Schliff der säkularen Arbeit nicht aufweisen, werden die Züge des Emporkömmlings nie ganz los, sie verkommen in den Unarten ihrer formenlosen Geschmacklosigkeit und riechen immer nach einem unausstehlichen frischen Anstrich.

Gerade die adlige Familie ist berufene Hüterin dieser Feinheiten einer erlesenen Lebensart. Manches mag darin versteinert sein, das meiste ist lebendiges Menschentum, aus der Bildung des Geistes und der Grazie des Körpers geboren, eine schön geschwungene Linie des Lebens, das Hineinleuchten des Feiertags in den dunklen Schacht der Arbeit.

Je ungeschlachter der Alltag wird mit seinen groben Reibungsflächen aufeinanderstoßender Konkurrenzen, um so sehnsüchtiger schauen wir aus nach den alten, feingesponnenen Sitten, in die sich die Wärter des gesellschaftlichen Geschmacks hüllen, nach der hohen Kunst des Begegnens und Ausweichens in Griff und Schritt und Wort. Die drohende Verpöbelung ist kein Gewinn, das Protzentum der Kriegsgewinnler kein Ersatz. Was sich ein Volk im Laufe der Jahrhunderte angesammelt hat an Eigenheiten und biederen Gewohnheiten, an vaterländischen Sitten, an Lebensart, die aus den Tiefen der Volksseele, aus den Urzellen des Volkscharakters strömt, aufgespeichert hat in erlesener Wahl und im Kampf mit wertlosen Neuerungen, das lebt besonders kräftig in den Familien fort, die mehr als andere auf den Bestand des Alten achten müssen, weil sie in seinem Boden wurzeln. So überwinden wir durch den Blick auf die konservativen Gewohnheiten des Adels leichter die geschmacklosen Tagestorheiten, lernen vornehme Einfachheit, maßvolle Würde, fein abgetönten Sinn für Schicklichkeit. Wir wollen nicht leichten Sinnes verzichten auf die lebendig nachzitternde Innengeschichte der alten Schlösser und Landsitze mit ihrem Duft kostbarer Erinnerungen und dem blassen Glanz altertümlicher Ritterlichkeit.

Alles das will man vergessen machen über den Fehlern und Sünden des Adels. Überall kann man Schmarotzer und Kriegsgewinner, verknöcherte Reaktionäre und Überläufer aus Ehr- oder Gewinnsucht finden. Nicht die Schlechten machen den Wert eines Standes aus, sondern die Tüchtigen. Und warum sollte man das Gute nicht einmal hervorheben, heute zumal, da genug Nachtgestalten im Schmutz wühlen? Das Minderwertige am Adel ist so bekannt, daß eine Andeutung genügt; das Wertvolle steht so tief im Schatten, daß man es stark beleuchten muß, um seine Umrisse sichtbar zu machen. Weil Undankbarkeit immer des Sinnes für Geschichte entbehrt, wollen wir wenigstens gerecht sein, zu einer Zeit, die alle historischen Erinnerungen und Ansprüche verachtet und nur jenen Dingen Wert beilegt, die dem Geist der Stunde schmeicheln und dem Augenblick, den man Gegenwart nennt, flüchtigen Gewinn bringen.

Gottfried Wilhelm Leibniz im Briefwechsel mit Philipp Jacob Spener von 1686 bis 1700

Deutsche Übertragung der lateinischen Urschriften in Hannover

von

Hugo Lehmann

(Schluß)

6

Spener antwortete Leibniz am 12. April 1689 aus Dresden auf die drei Leibniz-Briefe der Jahre 1686 bis 1688:

Als mir Dein letzter Brief aus Wien geschickt wurde, lag ich an einem katarrhalischen Fieber, einer Krankheit, die damals beinahe epidemisch, aber nicht gefährlich war, ziemlich darnieder, sodaß ich nicht gleich antworten durfte; nachdem aber einige Wochen durch diese Verzögerung hingegangen waren, mußte ich zweifelhaft sein, wo mein Brief Dich treffen würde; so bin ich auch jetzt noch nicht sicher über den Verbleib, und mithin schicke ich nach Hannover, was ich schreibe, sei es, daß es Dich dort erreicht, oder von Freunden weiter besorgt werden muß.

Für die Bemerkungen zu den Abzeichen Eures erlauchten Hauses sage ich gebührenden Dank. Denn wenn ich auch jetzt weniger eifrig an diese Studien gehe und an sie zu gehen durch andere Geschäfte nur gerade nicht ganz und gar gehindert werde, sodaß ich nicht zu versprechen wage, wann der noch rückständige Teil erscheinen wird, so gestehe ich doch, daß ich der Schuldner derer bin, die durch ihre Bemühungen dies unser Werk vervollständigen, und ich will, soviel an mir liegt, dafür sorgen, daß alles an seiner richtigen Stelle eingereiht wird. Den Eifer Deines erlauchten Fürsten, die Geschichte seiner Vorfahren aus der Dunkelheit ins Licht hervorzuziehen, und Deine Gewissenhaftigkeit, die mehr Wert legt auf sein Verlangen nach dem wahren Sachverhalt, als nach der doch unsicheren Überlieferung, schätze ich nach Verdienst. Solche Arbeiten können von Leuten gemacht werden, die ganz hervorragend dem einen oder anderen Geschlecht ihre Forscherarbeit widmen und sich mit den nötigen Hilfsmitteln aus Archiven unterrichten; während wir, die große Masse von Genealogen, unsere Nachrichten hier und da zusammenlesen und öfters Unsicheres sogut wie Sicheres zusammenbringen müssen; und dieser Unsicherheit wird nicht eher Abhülfe geschaffen werden können, als bis gelehrte Leute nach den Regeln der Geschichte einzelne Geschlechter genügend behandelt haben. Daß Du in den alten Ableitungen derer von Este soviel Fabeleien entdecken wirst, wie bei irgendeinem andern Geschlecht, daran zweifle ich kaum, und auch mir ist es nie genug erwiesen, was ich selbst beitrug, trotzdem nicht, obwohl ich das meine tue. So berufe ich mich öfters in meiner Geschichte der Wappen auf

die Tradition, doch habe ich den Leser mehr als einmal erinnert, welchen Glauben ich derselben beimessen darf.

Übrigens, was Du von umstürzenden großen Veränderungen erwähnst, so schwebten sie schon seit einiger Zeit fast immer mir vor Augen. Aber was wir jetzt sehen, scheint kaum der Anfang zu sein von viel größeren Bewegungen, der gleiche Brand wird in kurzer Zeit fast alles ergreifen. Der Zug der Verbündeten an die Rheinmündung hat dem Reich so sehr genützt, daß dem Feind, der weiter umherschweifen wollte, ein Riegel vorgeschoben und er fast über den Strom zurückgeworfen wurde. Wenn das das übrige Deutschland nicht als höchste Wohltat anerkennen sollte, so kann man es wirklich undankbar nennen; denn wenn Frankfurt, das der größten Gefahr ausgesetzt war, in die Hände der Franzosen gefallen wäre, so würde der Feind von dieser Stadt dieses Mal sich einen großen Teil tributpflichtig gemacht haben. Daher verehren wir mit Recht diese göttliche Wohltat mit dankbarem Sinn und flehen fromm zum Herrn der Heerscharen, daß er weiter die gerechte Sache unterstützen möge und auch des anderen, durch das wir bisher des Höchsten Zorn hervorgerufen haben, vor seinem Richterstuhle nicht mächtiger Abrechnung halten möge, als diesmal. Die englische Lage erhält mich stark in Spannung und Erregung. Daß der Oranier zum Haupt berufen ist und den Schutz der mit Füßen getretenen Verfassungsgesetze in etwas übernehmen soll, vollends, nachdem er seine Gemahlin durch ein schnödes und ruchloses Wagnis (wenn die Unterschiebung des Prinzen von Wales sich erweisen läßt) von der Hoffnung auf die Thronfolge ausgeschlossen sah, heiße ich recht, und habe ich mich über seine glückliche Landung in England gefreut. Das übrige, was gefolgt ist, wage ich kaum recht zu heißen. Jedenfalls war ich ganz überrascht, als ich sah, daß König Jakob, dessen Flucht, wie ich glaube, hätte verhindert werden können, das Reich verließ; noch viel mehr aber, nachdem der Schwiegersohn nicht die Regierung, die dem Schwiegervater zustand, in Vertretung führte, bis jener sich den Gesetzen unterwerfen würde, um, solange er lebte, den Schatten, aber nicht die Macht der Herrschaft wieder zu bekommen — sondern sich das Zepter übertragen ließ. Denn nicht nur würde ich nicht wagen, die Verantwortung dieser Tat auf mich zu nehmen, und etwas über den Ausgang jemandem versprechen, sondern auch darüber habe ich getrauert, daß den Päpstlichen ein neuer Stoff zugeführt wird, die Religion der Protestanten zu beschuldigen, daß sie Aufstände begünstige und der Majestät der Herrschenden ziemlich feindlich sei. Daß wir mit diesem Vorwurf beschwert werden, ist mir recht schmerzlich. Aber da der Würfel einmal so gefallen ist, so müssen wir abwarten, welchen Ausgang dem Staatsgeschäft der Richter aller Dinge geben wird, und er wird anzurufen sein, daß er uns *den* geben möge, der der Kirche und dem allgemeinen Frieden nützlich sei. Was den Bischof von Neustadt angeht, so hat er in Frankfurt einmal mit mir gesprochen. Ich habe die Mäßigung des Mannes im Vergleich zu anderen gelobt und an seiner Aufrichtigkeit, der andere wenig trauten, nicht gezweifelt, doch seine Einigungspläne, die er mir ausführlich auseinandergesetzt hat, durchaus nicht billigen können. Wenn auch ich nicht daran verzweifeln möchte, daß die anderen sich getrennt haltenden Parteien, unter der Voraussetzung, daß die Verhandlung über einige Punkte einsichtsvoll geführt würde, in eine Union zusammen zu treten vermöchten, so ist doch gewiß nach meiner wohl erwogenen Ansicht eine Wiedervereinigung mit Rom einfach unmöglich. Denn es hegt solche Grundsätze, die eine Vereinigung gar nicht vertragen, sondern eine Unterwerfung fordern. Und da wir in Trient als Ketzer verdammt sind, so müssen wir, um von diesem Verbrechen frei zu werden, entweder die Dekrete dieses Konzils gänzlich annehmen und so unter das Joch gehen, oder *jene* müssen zugeben, die Kirche habe irren können. Dadurch allein würden sie ihren ganzen Bau umstürzen. Und so wollen sie lieber Himmel und Erde

vermischen, als gerade die Burg ihrer Macht preisgeben. Was von Mißbräuchen also auch gebessert und was für eine Freiheit uns auch versprochen wird, so lange jene Autorität der Kirche (die das Herz der römischen Religion ist) bewahrt werden soll, ist nichts zu wollen, und wir fürchten mit Recht oder sogar mit Sicherheit. Als daher jener Bischof beim Abschied noch fragte, was mir für eine Hoffnung bliebe, habe ich nicht leugnen können, daß ich gar keine hätte, sondern vielmehr glaubte, daß für unsere Kirche schon dann Gefahr zu befürchten sei, wenn wir uns nur in Verhandlungen einließen, um von ihrem Ausgang gar nicht erst zu reden. Ich erinnere mich aber, daß damals ein andrer sehr kluger Mann war, der, obwohl er über den Erfolg nicht andrer Meinung war als ich, doch riet, wenn die Frage im Ernst erhoben würde, sollten wir sie nicht von vornherein abweisen, sondern in die Verhandlungen uns einlassen oder doch die gebotenen Bedingungen prüfen wollen, vor allem, da unsere Sicherheit dies fordere; wir sollten Entscheidung darüber verlangen, welches die Macht des römischen Stuhls sein werde, wenn wir zu jener Kirche träten. Denn da die Kurie niemals die Entscheidung dieser Frage dulden würde, so würde, sagte er, der Fall eintreten, daß sie lieber alle Einigungspläne verwerfen und sogar die Verhandlungen abbrechen will, als dulden, daß ihre Rechte irgendwie in Frage gestellt würden: davon würden wir aber wenigstens den Vorteil haben, daß uns die Verantwortung für das Scheitern der Verhandlung nicht zugeschrieben werden und Gehässigkeit nicht daraus entstehen kann. Nachdem aber der Bischof nach Wien und nach Rom gegangen ist, habe ich nicht gehört, daß man im Ernst nochmals begonnen hat, diesen Stein ins Rollen zu bringen, sondern ich vermute vielmehr, daß sie, die voraussahen, daß nichts dabei herauskommen würde, auch ihre Hände zurückgezogen haben. Wenn ich die heilige Schrift aufschlage[1]), so wird Babylon — daß das Rom ist, das wagen ja die berühmtesten von den Jesuiten nicht zu leugnen — (nur darüber streiten sie, in welchem Bestande, dem antiken weltlich kaiserlichen oder dem kirchlich mittelalterlich päpstlichen, ihr der Name einer Hure zukommt) — durch ein schreckliches göttliches Gericht stürzen, und wenn erst die Könige, die vorher mit ihr verkehrt hatten, mit Haß gegen die Verworfene sich gewaffnet haben, wird sie nicht noch mit jenen, die sich der Knechtschaft bereits entzogen haben, in die Gnade zurückkehren. Obwohl aber auf jenes Gericht, das ihr droht, meine ganze Hoffnung sich hinlenkt, so erwarte ich doch mit Bestimmtheit, daß die Macht Babylons größeren Zuwachs noch erhält und den größten Teil derer, die das Joch abgeschüttelt hatten, wieder darunter bringt, bis das Maß der Sünden durch die Grausamkeit der Verfolger voll wird, was heilige Seher schon lange vorher verkündet haben, und schließlich muß, nachdem die gegnerische Macht gänzlich entfernt ist, das Reich des Herrn weiter sich ausdehnen und freier blühen. Wie sehr wünsche ich, daß wir nicht allzuweit von jenem Glück entfernt sind, doch halte ich es für Vermessenheit, seine Stunde zu bestimmen. Endlich glaube ich, daß die Worte, mit denen Du Deinen Brief beschlossen hast, wenn nicht die Einigkeit aufrichtiger Liebe die Christen unter sich und mit ihrem Gott verbinde, so werde das wahre Christentum immer unter wenigen stehen, ob auch der ganze Orient und Okzident dieselben Glaubensformeln bekennt, so wahr sind, daß die Wahrheit selbst nicht wahrer sprechen kann. Denn so ist es überhaupt. Glaubensformeln machen niemanden zum Christen oder verbinden ihn mit Gott, da von diesem fern sein und zugrunde gehen können diejenigen, die die reinsten Formeln haben. Nein, der Glaube ist es (jenes von oben gegebene und von der Liebe ganz untrennbare Licht); wie er uns dem himmlischen Vater angenehm macht, so bildet er in jeder Weise uns so heraus, wie die sittlichen Regeln Christi es vorschreiben. Wie dieser Glaube dem inneren Leben vieler fern ist, die

[1]) Offenbarung 17. 18.

für die Rechtgläubigsten gelten und dennoch vom Apostel 1. Joh. 2, 4 [sich] Lügner [nennen] hören, so schmückt er anderseits einige, die noch nicht alle irrtümlichen Meinungen abzulegen imstande gewesen sind, die aber das, was das Göttliche anerkennt, in ihrem eignen Herzen aufgenommen haben und die Wahrheit, die in Christus ist, jeder nach seinem Maße, besitzen. Wenn doch dieser Glaube gerade unter denen, die ihn bekennen, ja lehren, nicht so selten vorkäme! Daß es dann sicher mit unsern Sachen besser gehen würde, zweifle ich nicht. Ja, wenn jener Glaube, der allein wahr und dieses Namens würdig ist, Zuwachs unter den Menschen gewinnt, indem er mit Liebe und aller anderen christlichen Tugend und mit der Wahrheit, von der bei dem Apostel Eph. 4, 21 die Rede ist, die Herzen erfüllt, dann möchte ich hoffen, daß ein großer Teil der Streitereien über den Glauben von selbst zusammenbrechen wird, und daß, wenn das göttliche Wort zu seiner früheren Autorität, in der allein es unsre Norm sein soll, wieder zurückgebracht ist, die menschlichen Flicken aber zerrissen sind, das eintreten wird, was jetzt unmöglich nicht nur scheint, sondern wegen eines solchen Gemütszustandes auch wirklich ist, daß nämlich die meisten, die Christus bekennen, zur Einigkeit zurückkehren. Laßt uns den Herrn anrufen, der das, was die menschlichen Kräfte übersteigt und dem doch menschliche Bosheit und Unverstand mit ihrem ganzen Streben sich entgegensetzt, endlich doch durch seine Macht, die die Herzen selbst beugen kann, ausführen möge. Seiner Sorge, die nie schläft, und seiner weisen Führung empfehle ich Dich. Lebe weiterhin wohl.

7

Leibniz antwortet im Juni 1690 nach seiner Rückkehr aus Italien:

Aus meinem Brief an Spener, Juni 1690.

Wenn doch das, was Du so ausgezeichnet sagst von der inneren Pflege, die man der wahren Frömmigkeit angedeihen lassen muß, in aller Herz herabkäme! Ich bin eine Zeitlang in Rom gewesen und kann doch nichts Bestimmtes aussagen über des Molinos Schuld oder Unschuld; so sehr sind die Urteile verschieden. Wenn man daher einer billigen Parteinahme zuneigt, wird es einem glaublicher erscheinen, es habe unter seinen Schülern einige gegeben, die seine Lehren schlimm mißbraucht haben. Ich muß nämlich gestehen, daß auch seine eigene Theorie mir sozusagen nicht recht gesund scheint. Zwar muß ich das unbedingt billigen, daß er die Gemüter von der Betrachtung der geschaffenen Dinge zum Besitz der höchsten Gottesmajestät hinüberzuführen gewillt war, und ich muß zugeben, in diesem Stück wird von den Päpsten sehr viel, aber durchaus auch von anderen gesündigt, wenn ihnen Christus mehr als Mensch denn als Gott das Herz bewegt. Das jedoch habe ich nicht fassen oder billigen können, daß Molinos nicht einmal Gottes Zielvollendungen von der zum überschwenglichen Genuß entrückten Seele [noch weiter] denken lassen will, während es doch keine Liebe gibt, als die zum Schönen. Aber darüber wünsche ich Euer Urteil. Denn ich weiß, daß Du, hochverehrter Mann, das alles längst überlegt und den wahren Gebrauch der mystischen Theologie vom Mißbrauch zu scheiden gelernt hast.

8

Leibniz schreibt wieder an Spener am 13. Oktober 1690 ohne Ortsangabe, doch wohl aus Hannover, und erinnert Spener an seinen italienischen Reisebericht, der dem Brief 7 beilag. Wir haben diesen Bericht deutsch unter

„Leibnizens geschichtlichen Aufsätzen und Gedichten", herausgegeben von Georg Heinrich Pertz 1847, erste Folge, vierter Band, Seite 255—261, zugleich mit einem Entwurf der Welfischen Geschichte, Seite 240—255.

Den Brief, den ich diesen Sommer nach meiner Rückkehr Dir zum Zeugnis meiner Verehrung geschrieben habe, auch mit dem Bericht über einige meiner Entdeckungen auf historischem Gebiete, von denen aus die braunschweigische Genealogie aufgehellt wird, wirst Du, glaube ich, bekommen haben. Jetzt hat sich ein anderer Grund zum Schreiben geboten, woraus Du jedenfalls meinen Willen, Dir zu dienen, sehen wirst. Dein Sohn, ein junger Mann nicht nur von schönsten Aussichten — denn das wäre bei ihm zu wenig gesagt —, sondern auch von höchster Gelehrsamkeit, hat mich besucht, als er hier vorbeikam. Ich habe ihn darauf dem berühmten Huygens, der in Grafenhaag sich aufhält, empfohlen: aus dessen Brief ersah ich, daß Dein Sohn auf dem Rückweg wieder über Hannover zu kommen beabsichtigte. Und daher kommt es, daß ich bei uns [in Hannover seinetwegen] eine Erwähnung unterfließen ließ, aus der ihm vielleicht irgend etwas von Vorteil erwachsen könnte. Aber da er nicht gekommen ist und ich nicht weiß, wo zu Lande er sich aufhält, so habe ich mir die Freiheit genommen, an Dich zu schreiben, um zu ersehen, ob er vielleicht noch die Absicht hätte, sich einige Zeit lang bei uns aufzuhalten und im Laboratorium des Fürsten einige beifallswürdige [Versuche] anzustellen und vorzuführen, die dem Fürsten selbst, wie ich glaube, Vergnügen machen könnten. Denn unser Oberarzt, der die Leitung des Laboratoriums hat, ist diesem Plan günstig gesinnt, und wir zweifeln nicht an der Zustimmung des Fürsten, wenn nur vorher sicher ist, daß von uns nichts gedacht wird, was die Zusage dessen, den wir in Vorschlag bringen wollten, nicht finden kann. Was seine eigentliche Meinung ist, wird er mir hoffentlich in seinem eigenen Interesse kundtun. Wie aber die Entscheidung auch fällt, so werde ich jedenfalls meine Gewohnheit durchgeführt haben; denn meine Absicht ist darauf gerichtet, auf irgendeine Weise nach Möglichkeit für den Vorteil solcher Leute begünstigend zu wirken, von denen ich das Urteil habe, daß sie die Bereitwilligkeit aller Guten verdienen. Mehr füge ich nicht hinzu. Lebe wohl und sei mir günstig.

9

Spener schreibt an Leibniz am 22. Dezember 1690 aus Dresden, als Antwort auf die Briefe vom Juni und vom Oktober des gleichen Jahres:

Nicht nur Eure glückliche Rückkehr aus Italien, sondern auch den glücklichen Verlauf Eurer Reise zur Aufspürung geschichtlicher Denkmäler habe ich mit Freude aus dem Brief, der im letzten Sommer in meine Hände gekommen ist, erkannt. Ich gratuliere dem Publikum, vor allem aber dem hochgestrengen Hause Eurer Fürsten, daß nun sein Ursprung und die Verbindung des deutschen mit dem italienischen Zweige in klarerem Lichte auseinandergesetzt ist. Wenn es möglich gewesen wäre, weiter über Hugo hinauszugehen, so hätte vielleicht über die Verwandtschaft anderer Geschlechter etwas festgestellt werden können; aber es möge genügen, die Sache so weit ganz ins klare gebracht zu haben, da die, die bisher geschrieben hatten, meist mehr der Überlieferung (der die Wahrheit selten beigesellt ist) zu verdanken hatten, als unbezweifelbaren Dokumenten. Dieser Fehler ist in unseren Genealogien fast allgemein, und von mir mehr als einmal bemerkt worden, obwohl doch das, wodurch ich bessern könnte, nicht in meiner und der meisten Hand liegt. Daher muß ich gestehen: obwohl ich den französischen Adel aus keinem

Grunde dem unseren vorziehe, habe ich doch nicht umhin gekonnt, die Sorgfalt der französischen Schriftsteller oder Historiker zu loben, die, wenn sie die Genealogie eines Geschlechtes aufstellen, es sich zur Schande rechnen, die Folge im einzelnen nicht mit sicheren Dokumenten zu belegen oder wenigstens ihre Konjekturen mit solchen Gründen zu stützen, die von der Gewißheit nicht weit entfernt sind, während die unsrigen bisher vorzugehen pflegten ohne Beweise und zum größten Teil kaum durch etwas anderes als den Glauben der Schreibenden gestützt. Ich zweifle aber nicht, daß, wenn durch Deine Sorgfalt Eurer hocherhabenen Familie eine mustergültige Aufstellung zustande käme, durch die Herausgabe einer solchen Geschlechterherleitung, die sich nur auf unbezweifelbare Grundlagen stützte, andere Veranlassung haben würden, es nachzuahmen; denn Nachahmung ist überhaupt der eifrigeren Erforschung der Wahrheit günstig. Ich erinnere mich, daß die Aspermontier, deren Nachfolge jetzt in dem Beckheimischen Zweig steckt, ihren Ursprung auch auf die Atestiner zurückgeführt haben, dessen gedrucktes Schema mir geschickt worden ist; vielleicht wird es doch nicht so ohne weiteres geschehen, daß der Ableitung volles Vertrauen geschenkt wird. Was mich angeht, so haben mich Amtsgeschäfte, die mich anderswohin ziehen, schon seit mehreren Jahren diese Studien, die einst mein Vergnügen waren, nicht nur aus den Händen zu legen, sondern auch aus meinem Sinn fallen zu lassen geheißen, und daher kann ich nur selten auch nur mit einem Gedanken auf sie zurückkommen. Deswegen habe ich auch die Papiere, die bisher in meinen Schränken lagen, anderen übergeben, ob sie darin etwas finden sollten, was zu wissen andere interessierte.

Sehr gefallen hat mir der Bericht des hochgefeierten englischen Bischofs Gilbert Burnet über Molinos, von dem ich in meiner Ansicht bestärkt zu werden scheine, daß der wahre Grund seiner Verurteilung ein anderer gewesen ist als der Vorwand, wenn denn auch die Ausschreitungen oder Außerordentlichkeiten in seiner mystischen Theologie diesen [Vorwand] abgaben; diese [Theologie] ist unterdrückt worden, natürlich weil es klar geworden war, daß der einsichtige Mann — da er solche Gedanken gefaßt hatte, welche die gesamte päpstliche Religion in eine andere Ordnung wieder zurückbringen sollten, ein Werk, zu dem weder er selbst noch seine kleine Zeit ausreichte — in schlauer Absicht nur Bahn habe bereiten wollen für eine Reformation von höchster Bedeutung, indem allmählich die wichtigsten Grundlagen der päpstlichen Ökonomie untergraben worden und der Sinn der Menschen von allzu großer Schätzung des äußeren Kultus und vom Glauben an das sogenannte opus operatum [das selbstgenugsame äußere Werk] kaum merklich zur inneren Religion zurückgeführt war. Denn er sah voraus, wenn das einträte, so würde von selbst vieles fallen, was die Menschen sich sonst durch keine Gewalt entwinden ließen, so lange sie noch in ihrem magischen Wahn durch zu große Liebe zu den äußeren Dingen fasziniert sind. Wenn die Richter nichts Derartiges vermutet hätten (dies aber öffentlich kundzutun, war nicht geraten, damit anderen nicht ein unwillkommener Anhaltspunkt gegeben würde, mit vermehrtem Eifer nach den Gründen zu forschen, eine Nachforschung, von der sie gut wußten, daß sie nie ohne Schaden für sie betrieben werden wird), würde ich allerdings kaum glaublich finden können, daß sie wegen irgendwelcher neuer Ansichten über die Kontemplation hätten solche Erregung absichtlich hervorrufen wollen; sie hatten doch bisher bei den Mystikern sehr viele Meinungen, die mit den seinen ganz gleich sind, gelobt oder doch ertragen; ja im allgemeinen lassen sie, ohne ihrer Meinung nach die Autorität und den durch Dekrete festgestellten Glauben zu zerreißen, in den Dingen der Kirche ihren Gläubigen nicht geringe Freiheit, sodaß ganz erlaubter Weise die einen von den anderen verschieden sind, ja sich gegenseitig sogar widerlegen. Wenn aber jener Streit über die mystische Theologie den Mann und seine Anhänger ganz und gar vernichtet, so muß man vielleicht die Schuld daran der Macht der

Jesuiten zuschieben; diese wollen keine neue Meinung als die von ihrer Gesellschaft überlieferte stark werden lassen, als ob von ihnen alle Entscheidung über das Denken abhinge. Soweit ich die Schrift des Molinos studiert habe, habe ich, wenn auch anderes, worin er nicht zu den Mystikern, denen er sich anschließt, gerechnet werden kann, nicht fehlt, doch für das Wichtigste gehalten, worin er von den meisten abweicht, jenes Dogma, daß man von der Kontemplation, die rein passiv ist, zur Meditation, die im Handeln besteht, nicht wieder übergehen dürfe, und dieser These vor allem hat auch Segneri seine Schrift unter gleichem Titel entgegengestellt. Wie es aber auch um den Sinn der Sache steht, und wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß der mystischen Theologie nicht nur von ihm, sondern auch von anderen oft solche Bestandteile beigemischt worden sind, von denen sie hätte rein erhalten werden sollen, so hätte ich doch, wenn es nach meinem Wunsch gegangen wäre, gewünscht, daß jene Sekte der Quietisten, wenn man sie mit diesem Namen nennen soll, einen recht großen Teil des Papsttums eingenommen hätte. Denn dadurch wäre sicher eine große Masse von solchen umgefallen, die, gewohnt, sich am äußeren Pomp und den Zeremonien vor allem zu erfreuen, einer reineren Erkenntnis entgegenstanden, und daher hätte man für uns hoffen können, was jetzt nicht möglich ist. Aber da es das Geschick anders gewollt hat, so stellen wir nach Gebühr seine Weisheit höher als unsere Gedanken, überzeugt, das sei das Beste, was der Beste geschehen lassen wollte; freilich meinen manche, ich weiß nicht, aus wie sicheren Gründen, jenes Feuer sei noch nicht erloschen, sondern unter trügerischer Asche verborgen, es werde einmal in neuer Wucht hervorbrechen, um vielleicht nicht wieder mit solcher Leichtigkeit gelöscht zu werden. Aber der Herr wird tun, was er aufs weiseste als ruhmvoll für seinen Namen erkennt. Was meinen Sohn angeht, so hat er, während er sich mit meiner Zustimmung dem medizinischen Studium gewidmet hatte, dann seit einigen Jahren angefangen, sich von der tieferen Erforschung der Naturerscheinungen und von einigen Teilen der Mathematik fesseln zu lassen, so daß es scheint, als werde er weiterhin von der Sorge um die Medizin weniger berührt. Da sein natürlicher Hang zu diesen Dingen und eine gewisse Geeignetheit zu diesen Studien erkannt wurde, haben mich einige erfahrene Leute ermahnt, den einzig hierzu Geeigneten nicht wieder davon abzuziehen; daher habe ich bis jetzt nachgegeben, daß er seinem Instinkt folgt, nur sich vorbereitet, einmal Gott und dem Nächsten nützlich zu dienen. Für die Freundlichkeit, die Du ihm, als er neulich in Hannover vorbeikam, erwiesen hast, sage ich nach Gebühr großen Dank und preise auch jene Gunst, daß Du ihm durch Deine Empfehlung Gelegenheit verschaffen wolltest, Eurem hochgestrengen Fürsten bekannt zu werden, wenn er die Absicht ausspräche, in Eurem Laboratorium einige Zeit gewissen Operationen zu widmen. Ich erkenne ein solches Anerbieten an, das, wenn nicht anderes dagegen wäre, ohne weiteres anzunehmen wäre; doch glaube ich kaum, daß die Lage des Jungen das jetzt zuläßt. Denn da er mehr Monate, als er beabsichtigt hatte, auf seiner belgischen Reise unter einstweiliger Unterbrechung seiner Studien verbracht hat und erst ganz kurz zurück ist, so drängt ihn die Notwendigkeit, sich seinen Studien wieder mit einiger Ruhe zu widmen, vor allem aber das Versprechen, das er durch ein öffentliches Programm denen, die sich mit den wunderbaren Erscheinungen der Natur beschäftigen, gegeben hat, einzulösen und ihrer schon ziemlich lange gespannten Erwartung nach Möglichkeit Genüge zu tun; besonders weil der Termin der Reise nicht sehr weit entfernt ist, die er auf Kosten des hocherlauchten Grafen von Schwarzburg unternehmen soll, wenn Gott es nicht anders verfügt; und so muß er alle Zeit, die er noch übrig hat, auf diese Arbeiten verwenden, die nirgends besser als zu Hause vollendet werden. Du wirst es nicht übel nehmen, sehr ausgezeichneter Mann, daß mein Sohn diesmal Deine Freundlichkeit nicht genießen

kann, und wirst deswegen nicht etwas von der Gunst abgehen lassen, von der Du bis jetzt ihm gegenüber zu meiner Freude erfüllt bist. Lebe wohl zum allgemeinen Besten und sei so freundlich, Euren hervorragenden und berühmten Größen, Grote, Goerz, Busch, meine Achtung und Ergebenheit auszudrücken.

10

Leibniz schreibt an Spener am 3. Januar 1691 aus Hannover:

Daß Du den bescheidenen Beweis meiner Verehrung, zu dem mir Dein sehr gelehrter und ausgezeichneter Sohn Gelegenheit gegeben hatte, für Dir angenehm erklärst, wenn er auch von ihm keinen Gebrauch hat machen können, das rechne ich zu den anderen, durch den Verlauf so vieler Jahre bestätigten Beweisen Deiner Zuneigung zu mir. Und nichts Angenehmeres wird mir passieren können, als einmal eine Gelegenheit zu finden, wo ich zeigen kann, wieviel ich Dir immer verdankt habe, und wieviel ich jenem schulde, dessen ausgezeichnete Natur uns Großes verspricht. Solchen Geistern nicht günstig zu sein, halte ich für eine Sünde. Denn aus ihnen erstehen die Zierden des Vaterlandes und die Hoffnung der Nachkommenschaft. Wenn es also für ihn der Gang seines Berufes mit sich bringt, weiter mit mir zu verkehren und einiges von dem, was ihm ohne Zweifel in Menge entgegengebracht wird und unsere Wißbegier nähren kann, mir zu schreiben, so werde ich um so mehr Gelegenheit haben, sein wohlverdientes Lob zu verkünden, überall wo es nicht unnütz scheint.

Ich freue mich, daß mein Bemühen, die Genealogie der Braunschweigischen Fürsten mit sicheren Dokumenten zu belegen und die Verwandtschaft mit den Este so zu beweisen, daß kein Zweifel mehr möglich ist, Deine Billigung findet. Mit Recht lobst Du den Fleiß der Franzosen und Belgier auf diesem Gebiet, von dem nicht nur unsere Deutschen, sondern auch die Italiener gar weit entfernt zu sein pflegen. Denn bei Hieronymus Falletus und Joh. Bapt. Pigna, den Geschichtsschreibern des Atestinischen Geschlechtes, habe ich sehr häufige Fehler entdeckt. So sehr, daß ich gefunden habe, daß sie nicht einmal die Brüder, die sie dem Herzog Welf geben, die Vorkämpfer des Geschlechtes in Italien, richtig nennen. Was soll man ihnen auf den entferntesten und entlegensten Gebieten zutrauen, da sie auf den näheren und vertrauteren so weit vom Ziele abirren? Gilbert Burnet, der doch gewiß ein Mann von großer Gelehrsamkeit ist, scheint mir einiges in seinen Reiseeindrücken von Italien mehr nach dem Konzept seiner Meinung als nach dem wahren Ansehen der Dinge geschrieben zu haben. Indessen erkenne ich an, daß es eine schwere Frage ist, was über Molinos zu beschließen ist; auch ich selbst neige mehr dahin, zu glauben, daß gewisse schiefe Lehren und Taten unter gewissen Schülern oder Vertrauten von ihm gefunden (denn was ist bei solch einer Menschenmenge leichter?) und durch die List seiner Feinde mit seiner eigenen Sache vermengt worden sind, um ihn dem öffentlichen Haß preiszugeben. Daß aber auch bei ihm selbst einiges zu finden war, was in Rom nicht entschuldigt werden konnte, bezweifle ich nicht, denn es ist ja bekannt, daß der verstorbene Papst Innocenz der Elfte, ein Mann von festem Sinne beim Schutz seiner Freunde, seine Hände zur Verurteilung des Mannes zu reichen gezwungen war, nicht ohne Vorwurf gegen ihn und unter dem Frohlocken der ausfälligen Franzosen. Ob jene Bewegung auf Untergraben des Zeremonienkults der römischen Kirche gezielt hat oder nach dem, was er über die Menschlichkeit Christi gesagt hatte, mehr nach dem Deismus hinging, das wage ich nicht zu bestimmen.

Von Rom ist mir geschrieben worden, die Jesuiten hätten jeden Stein ins Rollen gebracht, um die dann doch 1690 erfolgte Verurteilung der Dijoner These

über die philosophische Sünde zu hemmen, aber durch die Beharrlichkeit der beiden Kardinäle Columna und [Marcus Antonius Allegre de] Casanata seien ihre Machenschaften vereitelt worden. Jetzt, wo die Sache nicht mehr zu ändern ist, rühmen sich die französischen Jesuiten, das Verbot[1]) sei ihnen sehr willkommen, und erklären, sie würden die ersten gewesen sein, die den Irrtum unter der Saat, die von ihnen ausgeht, unterdrückt hätten, ganz gleich ob Arnauld sie dazu aufgefordert hatte. Aber das werden sie von sich der Welt schwerlich einreden; denn daß das Übel schon weithin zugenommen und fast in der Gesellschaft Wurzel gefaßt hatte, das bezeugen überdies 17 Thesen, die in den französischen und belgischen Kollegien öffentlich aufgestellt waren und die eben diese Ungeheuerlichkeiten begünstigten. Die gesammelten polemischen oder antijesuitischen Schriften der Jansenisten werden in neun Bänden in dem dem deutschen Bunde noch zugehörigen Belgien herausgegeben werden. Zum Schluß bitte ich Gott, daß er in dem neuen Jahr, in das wir getreten sind, befehle, daß Du zugleich noch viele andere, alle mit den günstigsten Ausblicken, angefangen hast und sie nach seinem Willen vollendest, damit die Kirche recht lang sich Deiner erfreut. Lebe wohl.

11

Leibniz schreibt wieder, nun nach Berlin, „an Spener, den ersten Theologen Augsburgischer Konfession bei seiner Hoheit dem Kurfürsten von Brandenburg". Für das nicht angegebene Datum und Jahr ist auf die nach dem Brief bevorstehende Übersiedlung Veit Ludwig von Seckendorffs nach Halle am 31. Oktober 1692 zu verweisen.

Nicht gern unterbreche ich Deine Berufsgeschäfte, die, wie ich weiß, sehr groß und für die Öffentlichkeit sehr nützlich sind. Doch kommt mich bisweilen eine Lust an, meine Gesinnung, die unveränderte und unentwegte Verehrung für Dich, kundzutun. Ich weiß, daß das Dir nichts ausmacht, da Du daran gewöhnt bist, daß der Eifer der bedeutendsten Leute sich um Dich bemüht. Daher habe ich leichtlich meine schreibluftige Hand zurückgehalten, bis sich ein Grund zu einem Brief geboten hat. Freilich gestehe ich, daß er mir wenig gefällt; denn durch das Schreiben und das Bitten verdoppelt sich die Verlegenheit. Aber da mir nur das eine fehlte, daß ich einen Grund zum Schreiben hatte, so habe ich mir nun selbst nachgegeben, zumal das, worum ich bitte, derart ist, daß Du es gern gewährst, wenn es möglich ist. Denn ich weiß, daß es Dir eine Wohltat ist, Gelegenheit zum Wohltun zu erhalten. Wozu so viele Worte? Es pflegen zu Dir gelehrte und des Vermögens bedürftige junge Leute zu kommen, besonders aus dem dem Rhein benachbarten Oberdeutschland. Unter diesen gibt es, glaube ich, manchmal welche, die eine Stellung suchen, wie ich sie gewähren könnte, in der es so viel gibt, wie ausreicht und noch ein bißchen mehr, dann eine ehrenvolle Beschäftigung, und vielleicht mit einer gewissen Abwechslung der Beschäftigung.

[1]) 1679 verdammte der Papst 65 Sätze aus der Jesuitenmoral. Die Jansenisten Arnauld und Nicole zwar müssen aus Frankreich fliehen. Doch war die Herrschaft der laxen Moral und des ärgsten Probabilismus so weit erschüttert, daß die dreizehnte jesuitische Generalkongregation 1687 erklärte, es sei nicht Sache des Ordens, daß es erlaubt sei, der weniger probablen, aber der Freiheit günstigeren Meinung zu folgen und die mehr probable und mit den Geboten übereinstimmende Meinung zu verlassen. Ende 1690 erfolgt noch das Edikt Alexander des Achten gegen den Satz: „Wer Gott nicht kennt (von ungetauften Kindern und Ungläubigen gesagt), tut noch keine Todsünde" (Dijoner These).

Ich aber wünschte, einmal einen Geist von ganz besonderen Aussichten zu bekommen; wenn aber das nicht, so würde ich mit einem zufrieden sein, der nicht ungehobelte Sitten hat, Latein kann und verständig und sorgfältig abschreibt, wenn er aber auch Kenntnis der französischen Sprache besäße, so viel zur Vermeidung von Fehlern beim Abschreiben genügt, so wird er noch viel angenehmer sein. Wenn niemand zu Gebote steht, so bitte ich wenigstens darum, daß Du dies mein Vertrauen billig und gut aufnimmst.

Der berühmte Seckendorf schrieb mir aus Leipzig, er würde seinen Wohnsitz so bald als möglich nach Halle in Sachsen verlegen. Ich glaube, das Beispiel eines so bedeutenden Mannes vermag sehr viel, um den Geist des Adels aufzurütteln, daß er sieht, auch Leute seines Standes können von der Gelehrsamkeit Ruhm davontragen. Auch zweifle ich nicht, daß durch sein Ansehen und seine Mäßigung die leider unter den Theologen entstandenen Spaltungen beigelegt werden können. Der Braunschweigische Hofprediger Justus Lüders hat die Abtei Michaelstein von den hocherlauchten Brüdern, den Fürsten von Wolffenbüttel bekommen. Daher scheint es, als teilten sich die Nebel [1]) allmählich und als stände den guten Leuten ihr unbescholtener Ruf jetzt fest, wenn sie auch, wie es zu geschehen pflegt, wenn die Dinge vom Sturm bewegt sind, Verlust erlitten haben. Wann werden die Fürsten vor allem darauf ausgehen, daß die Parteiungen und Leidenschaften des Volkes nicht weiterglimmen!

12

Spener schreibt an Leibniz am 9. Dezember 1692 aus Berlin als Antwort auf die Briefe vom Januar 1691 und Oktober 1692.

Es kann mir kein Brief von Deiner Hand geschickt werden, der nicht sehr willkommen wäre, da Dein Name noch immer in meinem Gedächtnis haftet und zu denen gezählt wird, deren ich nicht selten vor dem Thron der Gnade Erwähnung tue, und ich wünsche, daß es Dir immer nach seinem hochweisen Rat aufs beste gehe. Daß ich aber ziemlich selten schreibe, und nur nach Aufforderung, ja auf mir zugesandte Briefe oft erst recht spät antworte, nehmen mir die nicht übel, die mich und meine mannigfaltigen Abhaltungen kennen. Das verspreche ich mir auch von Deiner Billigkeit. Doch sollst Du wissen, daß mir Dein letzter Brief erst gegen Ende des vorigen Monats überbracht worden ist und unterwegs längere Zeit als gewöhnlich zugebracht hat.

Eurem Wunsche nach einem Studenten, der Euch zur Hand sein soll, würde ich gern genug tun, wenn mir solche so bekannt wären, daß ich sie sicher empfehlen könnte. Ich schicke hier einen Brief von einem Kolmarer, der mir seine wissenschaftlichen Bemühungen empfiehlt, wenn ich ihn unterstützen könnte. Von was für Sitten er aber ist, weiß ich nicht. Doch kenne ich fast von meiner ersten Jugend an seinen Vater, der viel älter ist als ich, und jetzt auch als Rat seine Vaterstadt leitet, zu großem Lob wegen seiner Tüchtigkeit und seiner Verdienste.

Wie weit er in den Wissenschaften ist, setzt er selbst ausführlich auseinander. Wenn Du also, berühmter Mann, ihn für geeignet zu Deinem Dienste hältst, so

[1]) Die Nebel waren entstanden infolge eines Ediktes der Braunschweig-Wolfenbüttler Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich „gegen den sektarischen Pietismus" vom 2. März 1692. Lüders und andere hatten wider diesen Erlaß protestiert und büßten ihre Stellungen ein. Spener erhob am 30. Mai 1692 und noch einmal am 9. Juli 1692 Vorstellungen bei Herzog Anton Ulrich. Es ging nun die Rede, daß Lüders durch die Abtei Michaelstein reichlich für seinen Verlust entschädigt werden sollte.

erinnere mich in der Folge daran, daß ich ihm, ehe er von Altdorf weggeht, die Stellung anbieten kann. Unser sehr erlauchter Seckendorf hat schon in Halle seinen Wohnsitz aufgeschlagen, um als Kanzler die neue Universität, die man plant, zu leiten. Mit Dir glaube auch ich bestimmt, daß die Gegenwart des Mannes, in dem Gelehrsamkeit, Redlichkeit und, von Erfahrung gestützt, Klugheit sich das Gleichgewicht halten, viele nach Halle ziehen wird, die nicht umsonst durch seine Unterredungen und Ratschläge gefördert zu werden glauben, sodann auch zur Beilegung der Streitigkeiten nützlich sein wird: davon haben wir schon in diesen Tagen eine erste Probe gesehen. Denn da er [auf kurfürstlichen Befehl] mit zwei anderen edlen Leuten [den Kammerräten von Platen und von Dießkau] sowie unserem Kölner Präpositus [Propst Lütticken in Berlin-Köln] beauftragt war, die Streitigkeiten zu klären, die zwischen dem Herrn Breithaupt und dem Magister Francke und den Stadtpastoren bisher vorgefallen waren, hat er sich seiner Pflicht aufs treueste und, wie ich hoffe, glücklich entledigt. Breithaupt und Francke sind von jedem Verdacht der Heterodoxie und des Irrtums frei erfunden, ja die Stadtpastoren, früher recht geschwätzig, haben nun, als sie sahen, die Sache würde ernsthaft untersucht, nicht einmal mehr gewagt, jene von ihnen so sehr scheel angesehenen Männer der Heterodoxie oder anderer Vergehen zu beschuldigen: somit ist eine Beilegungsformel zustandegekommen; sie wird nach ihrer Bestätigung, wie ich glaube, zur Beschwichtigung der Bewegungen von der Kanzel herab bekanntgegeben werden. Daß aber diese Streitereien nicht wieder sich erheben und jene, die ohne Schuld aus ihnen hervorgingen, von jetzt ab ruhig ihre Sache treiben dürfen, dazu wird ohne Zweifel die Autorität und die Anwesenheit des gelobten Mannes sehr viel helfen. Wenn doch überall mit gleicher Gewissenhaftigkeit und Klugheit den Leidenschaften schlecht beratener Theologen, die unter dem Vorwand der Sekte dem Ruf Unschuldiger an vielen Orten nachstellen, ja ihnen nicht leicht zu nehmende Gefahren schaffen, entgegengetreten würde: so würden wir in kurzer Zeit unsre Kirche in Ruhe haben und diese unseligen Bewegungen von selbst aufhören. Daß der Plan, die Abtei Michelstein Lüders zu übertragen, keinen Erfolg gehabt hat, habe ich in Wolffenbüttel gehört: von ihm bin ich sicher, daß ihm jede Streberei, ja sogar aller Wunsch nach einer glänzenderen Vermögenslage fremd und mit dem Gegenwärtigen er immer zufrieden ist. Doch wollte ich gern, es stünde ihm reichere Gelegenheit zu Gebote, seine Gaben im Dienst der Kirche zu verwerten. Aber der Herr wird dafür sorgen[1]). Lebe wohl und liebe mich, wie Du es tust.

13

Leibniz schreibt an Spener Ende 1692 ohne Ortsangabe:

Mit welcher Last von Berufsgeschäften Du überhäuft bist, sehe ich leicht ein und ziehe Dich um so weniger gern ab und nur aus gutem Grund, und meine, daß die Antwort, die ich von Dir bekommen habe, voll Freundlichkeit und Wohlwollen, durchaus nicht spät angekommen ist.

Auch schulde ich Dir Dank, daß Du auf meine Bitte so freundlich gewesen bist, an einen studierenden Jüngling zu meinem Dienste zu denken, und mir auch einen bezeichnet hast, der die meisten von mir gewünschten Eigenschaften zu haben scheint, nur daß ich glaube, daß die Stellung, die ich bieten kann, zu bescheiden ist, und daß es jenem, wie es scheint, weniger um eine, wenn auch ehrenvolle, Art von Famulusstelle, als, wie sein eigener Brief zeigt, um eine Ephorenstelle[2])

[1]) Lüders wurde auf Betreiben Speners Generalsuperintendent in Halberstadt.

[2]) Der erst am 2. Januar 1693 zur Abfertigung gelangte Brief sagt kürzer: daß es jenem nicht so wohl um eine Schreiberstelle als um eine Ephorenstelle ... zu tun ist.

oder eine ähnliche vorteilhaftere Lebensbedingung zu tun ist, zumal da er seine Zeit mit Schreiben und Kopieren zu verbrauchen weder Übung noch Lust zu haben scheint [1]).

Wie Wirbelstürme beim Fortschreiten ermatten, so werden sich, glaube ich, jene Unruhen über den Pietismus, die von einigen ohne Not erregt sind, durch den bloßen Widerwillen der Menschen und den Verlauf der Zeit beruhigen, da es allmählich klarer wird, daß die Furcht größer gewesen ist als der Grund zur Furcht, und daß von einigen guten Leuten mehr in der Form des Handelns als durch die Handlungen selbst gefehlt worden ist, daß auch von den Gegnern recht schwere Fehler begangen wurden, aber die Gegner unangefochten blieben als Verteidiger des Alten, während jene irgend etwas Neues aufzubringen schienen.

Ein gewisser Brucis, ein Franzose, der vor einigen Jahren die Reformierten verlassen hat und ins römische Lager übergegangen ist, hat kürzlich ein Buch veröffentlicht mit dem Titel: „Geschichte des Fanatismus in der Dauphiné und der Plan, den man hatte, die Unzufriedenen unter den Calvinisten aufzuwiegeln." Der Verfasser erzählt oder auch verdächtigt den Jurieu, er habe durch Herausgabe seines Werkes „Erfüllung der Weissagungen" 1687 viele zu derartigen Versuchen angestachelt; die aus Frankreich vertriebenen Prediger hatten zwar zuerst seinen Plan nicht gebilligt, aber, als sie das Praktische der Sache zur Aufstachelung der Massen und zur Bewegung der Gemüter schlecht Bekehrter erkannten, in Genf sozusagen eine Akademie von Fanatikern gegründet: in derartigem Sport gelehrt sei da ein gewisser Du Serre, ein scharfer Vorkämpfer für die Dogmen Calvins. Ein Leiter einer Glashütte im Dauphinégebirge namens De Peyra habe dann dort bei dem Landsitz Dieulefit eine Schule fanatischer Kunst gehalten und in ihr, er selbst fünfzehn Jünglinge, seine Frau ebensoviel Mädchen, die sie aus der benachbarten Dauphiné und aus Vivarais aufgelesen, unterrichtet. Ihnen habe man einige Male dreitägiges strengstes Fasten angesagt, dazu noch Wachen, um ihr dadurch ausgetrocknetes Gehirn zu Bewegungen mehr fähig zu machen; man habe sie die Offenbarung des Johannes auswendig lernen lassen, er selbst, Du Serre, legte sie aus — um seine Schüler mehr und mehr zu sozusagen abscheulichen papistischen Kulten zu animieren und zugleich mit der Hoffnung der Medien ihre Gemüter zu erfüllen und dazu zu bringen, irgend Beliebiges zu wagen. So habe man sie dann fortschreiten lassen und in gewisse mystische Riten eingeweiht; man habe sie geheißen, auf den Rücken niederzufallen, auf ein gegebenes Zeichen zurückgebeugt, und wie eingeschläfert. Dann wieder aufgerichtet und voll Enthusiasmus habe man sie prophetische Worte ausstoßen gelehrt auf den Untergang Babylons, durch die sie den schlecht Bekehrten befahlen, aus den verdammten Orten herauszugehen, und sie zur Buße erweckten. Du Serre selbst habe ihnen in den Mund geblasen und gesagt, er gebe ihnen den heiligen Geist, mit der Macht, den gleichen Geist nach den gleichen Gesetzen anderen mitzuteilen. Die so Unterrichteten habe er nach Auflösung der Schule in die Nachbargegenden entlassen. Von seinen

[1]) Der abgegangene Brief führt die Leibnizschen Ansprüche und die Aussichten eines jungen Mannes bei ihm aus: „Jenes gestehe ich, wenn sich mir einmal anböte ein Jüngling von Geistesgabe und einziger Gelehrsamkeit, der den Sinn hätte, nicht sowohl das sogenannte Praktische an dem Freundschaftsverhältnis zu bedenken als vielmehr sich tiefer einzuleben, ihm würde bei mir eine über den Schreiber hinausgehende Lebensstellung werden, sobald er auch meine Arbeiten auf sich nehmen könnte. Aber es wären nach der Richtung ausgezeichnete Erfolge beim Eindringen in die Literatur notwendig, sodann Neigung des Geistes, daß er sich Vergnügen in der Übung von Gelehrsamkeit macht und nach irgendeiner Höhe in diesem Stande strebt. Aber dies ist nicht aller Teil und konveniert nicht allen.

Schülern hätten vor allem zwei Fortschritte gemacht, Gabriel Astier aus dem Dorfe Clicu in der Dauphiné, und ein Mädchen, das aus dem Orte Cret stammt, die im Volksmunde die schöne Isabella genannt und die auch in dem Pastoralbrief des Jurieu gefeiert wurde. Diese habe sich nach Grenoble begeben, mit wunderbaren Worten und Gesten auftretend habe sie die Einfältigen ergriffen; bis sie ins Gefängnis geworfen durch Gegenmittel ihren gesunden Verstand wiederbekam, nachdem der enthusiastische Geist, den sie durch Wachen und Fasten bekommen hatte, mit Hilfe von Schlaf und Speise ausgetrieben war. Diese neue Erfindung gegen die bösen Geister haben wir Frankreich zu verdanken; denn früher glaubte man, durch ein lockeres Leben würden sie gehegt, durch ein eingeschränktes zurückgehalten, jetzt hat sich das Aussehen der Dinge geändert und es zeigt sich im Gegenteil, daß sie durch Fasten und Wachen stark werden, durch Schnarchen und Körperpflege aber weit verjagt werden. „Soviel am Ei zu verändern ist lang andauerndes Liegen stark genug." Aber Gabriel habe sich in die Berge von Vivarais begeben unter Leute, die der Rauheit der Gegend durch ihre Sitte und ihren Geist entsprachen, und habe plötzlich wunderbare Fortschritte gemacht, die Täler und Schluchten mit Versammlungen der Bauern angefüllt, die mit großem Geschrei Gottes Barmherzigkeit anriefen und ihr Verbrechen verabscheuten, daß sie erst den Verführern zum römischen Ritus gefolgt wären. Das sei geschehen gerade am Anfang des Krieges am Ende des Jahres 1688. Und es fehlt nicht viel, daß der Verfasser unvorsichtig den Jurieu zum wahren Propheten macht, wenn er ihn als den wahrscheinlichen Erfinder einer solchen Kriegslist bezichtigt, damit daß er so günstig die Zeit gewählt habe. Jedermann fragt sich: Ob ihm wohl anders als durch Träume oder Visionen in den Sinn kommen konnte, der König von Frankreich werde den Frieden von Europa brechen, und kurz vorher werde ein Prinz von Wales geboren und dieser den Oranier zu seinem Zuge nach England bewegen. Aber der Verfasser hat das Politische behandeln wollen, wie es einem Geschichtsschreiber ziemt; und er fügt hinzu, die Nachbarschaft sei von den Führern der Scharen des Herzogs von Savoien besetzt worden, der verblendet von dem Wunsche nach Vermehrung seiner Macht (so urteilt nämlich unser Politikus) irgendeinem imaginären Bündnis schon damals sein Ohr gewährt hätte. Aber die Leiter der bürgerlichen und militärischen Verhältnisse in der Provinz zerstreuten die Versammlungen und schickten die Soldaten, den Bischof und die Priester. So wurden nicht wenige getötet, viele gefangen genommen, alle unterworfen, und so die Ruhe wieder hergestellt, und die Flamme brannte herab wie ein Strohfeuer. So Brucis; ich fürchte, daß das ins Große bis zum Fabelhaften aufgebauscht ist. Es hätten Exzerpte aus den gerichtlichen Akten zur Bestätigung der Wahrheit beigegeben werden müssen, und der Verfasser hat das selbst gemerkt und entschuldigt die Unterlassung, als ob er den Umfang des Buches gefürchtet hätte, und anderes noch Frostigeres. Wenn die Hauptsache wahr ist, so würde ich doch nicht den Jurieu des Enthusiasmus oder Betrugs, und nicht den Du Serre der Gottlosigkeit anklagen. Aber es erscheinen noch keine genügend sicheren Urteile über die Rebellion. Denn solche, die heilige Zusammenkünfte halten in (wie es ihnen schien) gerechter Sache wider Willen der Behörde, die können sich verteidigen mit dem Beispiel der alten Christen, und ist auch bekannt, daß sie fast unbewaffnet gewesen sind und eigentlich nur die Eindringenden mit Felsen zurückzutreiben versucht haben.

Statt der Ende 1692 konzipierten Besprechung der „Geschichte des Fanatismus in der Dauphiné" schließt die am 2. Januar 1693 zur Abfertigung für Spener gelangte Briefform an die Besprechung des Streites um den

Pietismus: eine von Leibnizscher Philosophie durchdrungene, dabei korrekt kirchliche Stellungnahme zur Theologie von Pajon und Malebranche. Mit fünf Sätzen zeigt sich Leibniz in seiner vorsehentlichen Philosophie orthodox korrekt sowohl nach der reformierten wie nach der lutherischen und katholischen Seite. Dabei wird er noch dem Quietismus, Pietismus, Jansenismus, Platonismus gerecht, und doch kehrt er sich gegen jede Neuerung auf dem Gebiet der Theologie, mag diese nun von dem Universalisten Pajon oder dem philosophischen Kartesianer Malebranche oder dem Autoritätenprobabilismus der Jesuiten ausgehen. Aber bei dieser Fortentwicklung scholastischer Tradition in dem Gottesbegriff unendlicher Virtualität der Vollkommenheit (gegenüber menschlicher Beschränktheit auf begrenzte Gegenstände) bleibt Leibniz tolerant im Sinne Speners und wendet sich von theologischen Ketzern und Sektenmachern ab in folgenden Worten:

Ich wundere mich, daß etliche geistlichen Standes neue Sektennamen, mit denen sie Krieg führen, nicht gern zu vermeiden suchen. Jetzt der Quietismus, bald der Pietismus, dann der Platonismus, der Kollegiatismus und wer weiß was für neue Wortungeheuer, scheint mir, werden erzeugt durch den gewöhnlichen Fehler der Menschenart, alles ins Schlechte auszulegen. Über die Pajonisten habe ich nicht genug zu sagen und nicht die Hauptpunkte des Pajon[1]) oder seiner Schüler Meinungen bis dahin geprüft. Sie scheinen über die Gnade dürftiger als recht ist zu empfinden und die unvermittelte Zielvollendung Gottes in Zweifel zu setzen. Da mir doch scheint, daß alle Mithilfe in Sachverhältnissen durch einen gewissen kontinuierlich und ohne Mittelsursache eingetretenen Einfluß aus der Quelle der Gottheit strömt. Nicht, als ob in den Geschöpfen keine Kraft zu handeln wäre, was, wie ich sehe, dem Malebranche beliebt hat aufzustellen, sondern weil [die Geschöpfe] keine Vollkommenheit durch ihr Handeln in anderen [Verhältnissen] auswirken und nur eine gewisse Abgrenzung der von Gott gegebenen Vollkommenheit im Gegenstand hervorbringen, unter mehr oder weniger großen Hemmungen. Da nun scheinbar große [Veranlassung wäre], die Wohltaten Gottes und unsere Pflichten zur Einsicht zu bringen, muß ich mich wundern, daß sie doch nicht genug in Betrachtung gezogen werden. Aber ich will nicht länger aufhalten. Lebe wohl, außerordentlicher Mann und, wie Du glücklich das Jahr angetreten hast, so beende es mit vielen anderen [Jahren] glücklich zum Wohle der Kirche und des Staates.

[1]) Claude Pajon, reformierter Prediger, hielt 1665 vor der Synode zu Anjou eine Predigt über die Gnade Gottes in der Bekehrung eines Sünders, nach welcher die Gnade Gottes sich objective durch das Wort und äußerliche Mittel in Beweggründen, die den Willen bestimmen, vorstellig macht, wogegen die reformierte Kirche eine unmittelbare Wirkung des heiligen Geistes in den Menschenseelen behauptet. 1666 gedruckt, wurde die Lehre Pajons von Jurieu angegriffen. Pajon wurde mittlerweile Professor der Theologie in Saumur und erst 1667 von der Synode freigesprochen, schließlich aber 1682 verdammt. Die Studenten wurden gezwungen, die Verdammung zu unterschreiben, wenn sie ein akademisches Zeugnis haben wollten. Da um des Pajonismus willen endlich niemand mehr seine Söhne nach Saumur gehen ließ, ließ sich Pajon bewegen, seine Professur niederzulegen und starb als Prediger 27. September 1685 in Carre bei Orleans. Der korrekt reformierte Jurieu schrieb noch nach seinem Tode gegen ihn den Tractat de la nature et de la grâce.

14

Leibniz begleitet Januar 1696 „An Herrn Spener in Berlin" die Übersendung eines Anagramms und Chronodistichon von Regierungsrat Schults „auf Herrn Spener itzigen Zustand" mit folgendem Billett:

Wie habe ich immer Deine seit vielen Jahren mir eindringlichst bekannte Gelehrsamkeit, Klugheit und Frömmigkeit geschätzt, nie habe ich es verborgen [ich hätte Zeugen] auch vor denen, die, an höchster Stelle gestellt und nicht gewillt sind, mit allem sich persönlich einzulassen, sondern den Erzählungen vieler zu glauben gezwungen sind und in Dingen, die sich auf den Staat beziehen, wenn man einen Plan fassen muß, nicht immer das geistige Gleichgewicht bewahren können, das ist nur denen möglich, deren Entschlüsse müßig sind. Diese darf man nur mit den dringendsten Angelegenheiten beanspruchen, dann wenn nichts Zwingendes vorliegt.

Die aber sehr wichtige Dinge verwalten, sehen sich oft gezwungen, irgendwelche Beweggründe zu benutzen, um darauf zu sehen, daß der Staat keinen Schaden leidet.

Sie pflegen jedoch sich nach ihrer Klugheit und Billigkeit zu bemühen, daß die nicht von Verdachtsgründen geschädigt werden, die unschuldig sein können. Und haben sich unsere Kreise darin großer Zurückhaltung befleißigt, auch ist der Nebel zerteilt worden in Hinsicht auf hervorragende Männer, deren Schätzung mannigfache Schwierigkeiten gemacht hatte.

15

Gegen Ende seines Berliner Aufenthaltes in Sachen der Akademiegründung sendet Leibniz des Tschirnhaus pädagogische Programmschrift an den Entleiher Spener zurück mit deutschem Briefchen, das eine Zeitschrift vorschlägt:

Hochwürdiger und hochgeehrter Herr!

Schicke des Herrn von Tschirnhaus schöne Gedanken über die gründliche Anleitung zu nützlichen Wissenschaften mit schuldigstem Dank zurück, und hätte wünschen mögen, daß sie weitläuftiger gewesen, und er, so wie er vor anderen wohl gekonnt, mehr ad specialia gekommen wäre. Unterdessen ist doch schon hierin viel Gutes und Nützliches. Ich inzwischen habe auch ein Schreiben von ihm erhalten, daraus ich sehe, daß er mir ein Exemplar davon zugeschickt.

Ich wünsche, daß er mit seinen schönen Sachen weniger an sich zu halten und dem gemeinen Wesen von zeiten zu zeiten ja monatlich etwas mitzuteilen beredet werden könnte. Weil die Menschen gleichwohl allerhand Zufällen unterworfen, und viel herrliche Gedanken auf einmal verloren gehen könnten.

Im übrigen ist sonderlich zu loben, daß man scientiam ad virtutem richte, [Wissen zur Ertüchtigung = Erziehungswissenschaft treibe], wohin vonehmlich meine Gedanken gehen. Es ist aber nicht wohl anders als durch eine gute Erziehung dazu zu gelangen. Daher zu wünschen, daß des Herrn Weigel, Herrn Franckens und anderer wohlgesinneten Leute Vorhaben und Vorschläge vollzogen, auch wo nötig verbessert, und so gefasset werden mögen, daß man zugleich den nutzbaren Zweck, und der Leute, so in der Welt etwas zu sagen, Beifall erhalte, ohne welchen alle guten Absichten nichts als Wünsche zu bleiben pflegen. Ich werde vor meiner Abreise noch Abschied zu nehmen die Ehre haben und jederzeit verbleibe

Meines hochwürdigen Herrn Probstes

dienstergebenster

Gottfried Wilhelm Leibniz.

Berlin, den 8. Juni 1700.

Von deutschen Kirchen und Domen

Von

Friedrich Wiegand

Es war in den Tagen der Völkerwanderung, als unsere nach Westen und Süden flutenden Vorfahren inmitten der alten Kulturwelt auch das Christentum in bereits fertigen Formen vorfanden und überkamen. Am Rhein und an der Donau gab es eine von Bischöfen und Priestern regierte Kirche, die ihre bestimmten Gesetze und Einrichtungen besaß und nicht minder dem gottesdienstlichen Gebäude schon eine feste Form gegeben hatte. Wurden die Germanen nunmehr Christen, so verehrten sie selbstverständlich auch Gott nur in derjenigen Umgebung, in der es die römischen Christen taten.

Noch heute können wir in dem italienischen Ravenna beobachten, wie die Ostgoten neben die römische Hauptkirche eine eigene ostgotische und neben das römische Taufgebäude ein eigenes ostgotisches gesetzt haben, von denen die einen Zug um Zug den andern entsprachen. Und wie in Italien, so ist es natürlich auch in Regensburg und Augsburg, in Mainz, Köln und Trier gewesen. Überall erfreute sich die römische Christengemeinde ihrer stattlichen gottesdienstlichen Gebäude, die von den Germanen ehrfurchtsvoll bestaunt und als selbstverständliche Bestandteile der christlichen Religion übernommen wurden.

Auch ist uns noch wohlbekannt, wie dieses gottesdienstliche Gebäude der christlichen Römer einst ausgesehen hat.

Ein quadratischer Vorhof, an allen Seiten von Säulenhallen umgeben und mit einem Brunnen in der Mitte, führte in eine lange, durch Säulen geschiedene dreiteilige Halle mit breiterem und höherem Mittelgang und auffallend schmalen, niedrigeren Seitengängen. Licht flutete nur durch die Fenster der auf den Säulen ruhenden Obermauern hinein. Das Ganze war von einer flachen Holzdecke oder einem offenen hölzernen Dachstuhl überdeckt. Also ein höchst nüchterner Bau, dem nur die blendende Güte des Materials, die Säulen aus buntem Marmor und der leuchtende Mosaikschmuck an den Wänden, seine Anziehungskraft gaben. Indessen war dieser langgestreckte leere Raum eigentlich nur eine zweite Vorhalle, die den Blick rasch weiter lenkte, bis er auf einer kleinen, halbrunden und eingewölbten Nische ruhte. In dieser Nische standen der Sessel des Bischofs, von dem aus er zu pre-

digen pflegte, die Priesterbank und der von einem Baldachin mit wallenden Vorhängen überdeckte Abendmahlstisch; vor ihr noch ein Schrankenwerk mit Lesepulten für die niedere Geistlichkeit und den Sängerchor.

Ein mystischer Zauber umgab die Stätte. Man gedachte an dem Tisch der kleinen Nische des letzten Mahles, das Jesus, zum Tode bereit, mit den Seinigen gehalten hatte. Man erwartete und erhoffte von hier aus, inmitten einer übernächtigen zusammenbrechenden Kultur, das Ende aller Dinge und die mit ihm verbundene Wiederkunft Christi. Daher die leidenschaftliche Sehnsucht nach diesem Orte von Christi Gegenwart, daher das heilige Verlangen, das von diesem Altare ausging. Darum bildete er auch den mit allen Mitteln herausgehobenen Ziel- und Richtpunkt der ganzen baulichen Anlage. Der Architekt hatte nur die eine Wirkung im Auge, den Blick auf den Altar zu richten; alles andere trat gegenüber dieser Hauptaufgabe für ihn durchaus zurück.

So beschaffen war der gottesdienstliche Raum der alten Christen. Er führte den Namen Basilika, königliche Halle, der im alten Rom auch für andere öffentliche Gebäude gebräuchlich war. Ihn lernten die Germanen als das Haus kennen, in dem der Christ seinem Gotte zu dienen habe. Damit wurde die Basilika der Keim, aus dem sich die Gestalt der deutschen Kirchen und Dome im Laufe der Jahrhunderte entwickeln sollte.

Freilich dauerte es lange.

Nur ein Teil der Germanen war in das Welschland vorgedrungen und saß hier inmitten des Erbes der alten Kultur und der alten Kirche. Die meisten, die im Norden zurückgeblieben waren, ließen das Christentum erst langsam an sich herankommen. Dies gilt insbesondere von den Germanen im heutigen Deutschland. Aber als sie dann endlich das Christentum wirklich erfaßt hatten, traten auch auf Jahrhunderte alle anderen Daseinszwecke für sie hinter der Kirche zurück. Das gottesdienstliche Gebäude blieb für lange der einzige bedeutendere öffentliche Bau, dem der Deutsche mit Eifer und unbedingter Teilnahme nachging.

Der erste, bei dem dies deutlich zutage tritt, war Karl der Große. Wie er aus der in Trümmern geschlagenen alten Welt eine neue selbständige Größe im Abendlande zu schaffen verstand, so hat er auch die überkommene christliche Bauweise nach eigenem Empfinden umgestaltet. Auch in künstlerischer Hinsicht bildet die Regierung Karls des Großen den Übergang von der alten Kirche zum germanischen Mittelalter.

Der große König war mehrere Male für längere Zeit in Italien gewesen und hatte hier die mächtigen Erinnerungen der römischen Kaiser auf sich wirken lassen. Er fühlte sich jenen gewaltigen Männern ebenbürtig; er wollte nicht bloß erobern und im Kriege zerstören; er wollte aufbauen und mit seinen Franken ein dem altrömischen ähnliches Kulturreich schaffen. Darum ging sein Streben darauf hin, sie an antikes Empfinden zu gewöhnen und der Verrohung zu wehren.

Neben den Gelehrten zog er die Künstler an seinen Hof, vor allen geschickte Baumeister und Techniker aus Italien. Auch die Materialien bezog er von dort, Marmorsäulen und Mosaikfußböden. So entstand seine Palastkapelle in Aachen, die auch zu seiner Gruft bestimmt war, die Nachbildung einer bekannten Rundkirche in Ravenna. Aber was von der Gemeinde und für die Gemeinde an Kirchenbauten ausgeführt wurde, hielt sich durchweg an das von der Basilika vorgezeichnete Schema. Mehr freilich auch nicht. Von einer sklavischen Nachahmung war nicht die Rede und konnte naturgemäß nicht die Rede sein. Dafür sorgten schon die anders gearteten religiösen Empfindungen und Bedürfnisse der Germanen, dafür die eigenartige Gliederung des Volkes, dafür nicht am wenigsten auch der andere Himmel und das andere Material.

Wie die altchristliche Basilika unter germanischen Händen im Zeitalter Karls des Großen sich wandelte, zeigt die kleine Kirche in Steinbach im Odenwald, die Karls gelehrter Freund Einhart erbaut hat. Sie verleugnet nicht das römische Vorbild; aber da man im Odenwald über keine italienischen Säulen verfügte, mußte man sie durch schmale, dünne Pfeiler ersetzen. Dazu ist das Quadrat als Grundeinheit genommen, wodurch Länge und Breite des ganzen Baues in ein festes Verhältnis treten. Und unter dem Boden erscheinen gangartige Grabräume, die Vorläufer der bald überaus beliebten unterirdischen Krypten. Dies alles verleiht dem bescheidenen Bau eine entschieden andersgeartete Stimmung, als man sie vom Süden her gewohnt ist.

Die altchristlichen Gemeinden hatten ihren Ausgang immer von den Städten genommen. Eine bürgerliche Gemeinde fand sich im Gotteshause zusammen. Aus dem Hausgottesdienst war der öffentliche Gottesdienst erwachsen. So war auch die Basilika nur wie ein erweitertes Zimmer, also ein Innenraum, dessen Äußeres durchaus Nebensache blieb. Die Hausgemeinde hatte ihn sich nach ihrem Bedürfnis herausgearbeitet. Mit ihrem Vorhof und ihren schmucklosen, geradezu unschönen Außenmauern ließ sie sich am besten in einen Häuserblock hineinschieben. Sie konnte und wollte keine monumentale Wirkung hervorrufen. Auch wenn man ihr später zuweilen einen schlichten Turm unvermittelt zur Seite stellte, so änderte dies an dem Gesamteindruck wenig oder nichts.

Ganz anders alles nunmehr in Deutschland, das von den Römern nur an seinen Grenzen einige wenige Städte überkommen hatte und also vorläufig noch der bürgerlichen Gemeinden so gut wie ganz entbehrte. Auch die das Gotteshaus füllende Gemeinde bestand in erster Linie aus Benediktinermönchen, von denen die Bekehrung und Sammlung des umliegenden Landes ausging. An das Kloster, als den festen, in den Urwald hineingeschobenen Mittelpunkt, kristallisieren sich die neugewonnenen Christen nur langsam an. Sie sind noch nicht Mitbesitzer, sondern nur die Gäste in der Klosterkirche. Denn diese allein kommt als nennenswertes kirchliches Bauwerk vorläufig in Betracht.

Gewiß sind noch zahlreiche kleine Kapellen hier und da entstanden, die

zur Andacht riefen, in denen wohl auch ein kurzer Gottesdienst gehalten wurde. Aber wenn der Sonntag oder gar der Festtag kam, so drängte sich alles von dem platten Lande in dem weit ausgedehnten Kloster zusammen. Seine Kirche war der Tempel, zu dem die Massen wallfahrten. Sie bot dem ungebildeten Naturmenschen ein Bild der Größe und allumfassenden Herrlichkeit der christlichen Kirche.

Das Benediktinerkloster, mitten hinein in die deutschen Wälder geschoben, war durchaus kein Ort beschaulicher Zurückgezogenheit oder gar trägen Genußlebens. Es wirkte vielmehr wie eine geistige Festung, schützend und erobernd zugleich. Von hier kamen die Missionare, die das benachbarte Gebiet mit Predigt und Unterricht versorgten; hier wurde die Wissenschaft gepflegt und für die Söhne der Vornehmen Schule gehalten; hier lernte der Germane alle Zweige der Kunst und des Kunsthandwerks schätzen und selbst betreiben; hier gediehen Ackerbau, Viehzucht und feine Gartenkultur. Das Benediktinerkloster war auf engem Raume der Inbegriff alles dessen, was wir heute weit auseinanderliegend und allseitig entwickelt in der Stadt und auf dem Gutshofe finden. Kein Wunder, daß es auf hoch und niedrig anziehend wirkte, daß es wie ein Leuchtturm weithin sein Licht ausstrahlen ließ, daß, wie der König inmitten des klösterlichen Behagens gern die hohen Feste zubrachte, so hier der gemeine Mann Rat, Hilfe, Trost und Schutz suchte und auch reichlich fand.

Mit größtem Vorbedacht wurde der Platz für eine so wichtige Anlage ausgewählt und der Plan nach genau bestimmten Regeln und Bedürfnissen entworfen. Den Mittelpunkt des Ganzen bildete immer der sogenannte Kreuzgang, in Wirklichkeit ein durch das hohe Kirchendach gegen die Nordwinde geschützter rechteckiger, sich mit Säulengängen nach innen öffnender Hof, an den sich die Wohn- und Versammlungsräume der Mönche und im weiteren Umkreise die Abtswohnung, die Schulen, die Gast- und Krankenhäuser, die Wirtschaftsgebäude, Ställe und Gärten anschlossen. Denn dies alles gehörte zu einem rechten Kloster der damaligen Zeit, und nur die Ausgestaltung im einzelnen blieb den örtlichen Verhältnissen und jeweiligen Bedürfnissen überlassen.

Die trotzig stolze Anlage wurde überragt von der alles überschauenden Klosterkirche. Sie war noch immer die alte Basilika, nur daß sie sich in jeder Hinsicht den neuen Verhältnissen kräftig angepaßt hatte. Denn sie wollte und mußte auf den ersten Blick hin wirken. Darum mußte ihre Außenseite gefällige Formen und mindestens ein belebtes Mauerwerk zeigen. Auch war sie durch Türme bewehrt, die mit ihren Glocken ebensowohl die Gläubigen zusammenriefen, wie sie zum Schutze der klösterlichen Familie dienten.

Im Innern dagegen war sie in der Hauptsache Priesterkirche. Darum mußte vor allem für die Klosterinsassen, die Väter, die Brüder, die Schüler, genügender Platz beschafft werden. Die draußen wohnenden und darum unregelmäßigen Kirchenbesucher kamen erst in zweiter Linie in Betracht. Auch

erforderte der immer reicher werdende Altardienst mit seinen verschiedenen gottesdienstlichen Handlungen einen entsprechenden Raum. So trat an Stelle der alten kleinen Nische ein großes Priesterhaus. Schon sonderte sich die Priesterschaft, als die Trägerin höherer Bildung und besonderer Heiligkeit, von dem germanischen Laienvolke geflissentlich ab. Deshalb schob sich, wie ausnahmsweise schon bei der weltberühmten römischen Peterskirche, jetzt regelmäßig zwischen Nische und Langhaus ein Querhaus, das immer mehr zum festen Bestandteil des deutschen Kirchengebäudes wurde. Zugleich erweiterte man die Priesternische räumlich um ein Bedeutendes, indem man zwischen sie und das Querhaus noch einen rechteckigen oder quadratischen Raum für den Altar einschob. So durchquert das Querhaus das Langhaus in Kreuzform, und der Kopf dieses Kreuzes, bestehend aus Querschiff, Altarhaus und Nische, bildet als geschlossenes Ganzes den priesterlichen Raum. Hessen und Rheinfranken sind die Ursprungsländer dieser sogenannten kreuzförmigen Basiliken. Auch hob man den ganzen Raum, um seine Wirkung nach Möglichkeit zu steigern, um mehrere Stufen in die Höhe und gewann dadurch noch die Möglichkeit, unter ihm eine unterirdische Gruftkirche oder Krypta anzulegen, die nicht minder der germanischen Vorliebe für die Heiligen- und Märtyrerverehrung entgegenkam. Das Priesterhaus aber wirkte jetzt wie eine Bühne, auf der sich, allen hörbar und sichtbar, der Altardienst mit seinem reichen Chorgesang vollzog.

So groß dieses vertiefte und verbreiterte Priesterhaus auch war, so konnte es doch vorkommen, daß Klostergemeinden von 400 bis 500 Insassen selbst in ihm keinen Platz mehr fanden. In solchem Falle wiederholte man die ganze bauliche Anlage am anderen Ende der Kirche, legte also auch hier der Altarnische ein zweites Querhaus vor. Der zweite Altar wurde dann einem anderen nicht minder bevorzugten Heiligen geweiht. Eine Umwandlung von einschneidender Bedeutung. Denn diese Mehrheit von Altären entzog dem einen Hauptaltar die ausschließliche Beachtung. Die Aufmerksamkeit richtete sich nicht mehr auf ihn allein, sondern auf die stattliche Priesterschaft, die Vermittlerin zwischen Gott und der Gemeinde. Sie war es, die jetzt in einer bisher unbekannten Weise Auge und Ohr gefangen nahm. Auch wurde durch den zweiten Priesterchor der Haupteingang, durch den früher die Gläubigen in die Kirche zu strömen pflegten, verdrängt. Nur kleine Pforten an den Seiten ließen die Klosterinsassen von hier, die Draußenwohnenden von dort hereinschlüpfen.

Man nennt diese Bauweise den romanischen Stil, weil er, wenngleich von Germanen geschaffen und in seiner Entwicklung durchaus deutsch, in Anlehnung an römische Vorbilder entstanden ist. In harmonischer Weise wechseln als Deckenstützen starke Hauptpfeiler mit schwachen Nebenpfeilern. Sie geben, im Gegensatze zu der niedrigen Säule der altchristlichen Basilika, dem neuen romanischen Bau immer mehr die Richtung von unten nach oben. Je schlanker der Bau, um so mehr befriedigte er den Geschmack.

Gern verzichtete man im Norden auch auf die feuergefährliche und wenig haltbare flache Holzdecke. Freilich lasteten die gemauerten Gewölbe, in denen man sich versuchte, noch schwer auf Pfeilern und Obermauern. Sie schnitten sich wie zwei Halbtonnen im rechten Winkel und bildeten auf diese Weise ein Kreuzgewölbe mit vier Rippen und vier Kappen. Aber allmählich lernte man die Kappen nach oben ausbuchten und die Rippen steiler stellen, sie auch mit starken Gurten unterlegen, die auf schlanken, den Pfeilern vorgesetzten Säulen ruhten. Dadurch wurde der Druck auf die Seitenmauern verringert und eine reichere Beleuchtung ermöglicht. Denn die bisherigen kleinen Fenster in den Obermauern hatten sich längst als unzureichend erwiesen. Sie genügten wohl unter dem klaren Himmel Italiens, aber nicht in dem nebeligen Deutschland. Vielmehr hatten sie genötigt, zu künstlichem Lichte zu greifen. Mit diesem aber war oft ein böser Gast verbunden gewesen, von dem uns die Chroniken besonders gern an hohen Kirchenfesten erzählen, die den ganzen Bau in Asche legende Feuersbrunst.

Reiche Bemalung gab der romanischen Kirche einen warmen Ton und behagliche Stimmung. Dazu kam der plastische Schmuck, der mit innerer Notwendigkeit aus der Gliederung des ganzen Baues hervorwuchs und durchweg eine frische Kraft offenbarte. Der Deutsche ging vom antiken Ornamente aus, gestaltete es aber in einer seiner heimischen Natur und Umgebung entsprechenden Weise um. Mit den deutschen Blattformen wechseln phantastische Tier- und Menschengestalten in einem der Antike durchaus fremden Humor und in wunderbarem Reichtum der Phantasie. Jetzt schiebt sich das durch die Kirche einst zurückgedrängte germanische Heidentum als nationale Erinnerung wieder in den Vordergrund. Man spielte auch in Gotteshäusern gern mit den heidnischen Fabelwesen, die man der christlichen Denkweise einordnete und anpaßte und als Sinnbild für allerlei Laster und Tugenden nahm.

Wohl keine andere Kirche gibt den Zauber des romanischen Stiles heute in solcher Fülle noch wieder, wie S. Maria im Kapitol in Köln. Mystisches Halbdunkel empfängt den Eintretenden und ladet ihn zu stiller Sammlung ein. Erst allmählich findet sich der Blick nach allen Seiten hin zurecht, um schließlich vor der Choranlage haltzumachen, wo der priesterliche Vermittler zwischen Gott und Menschen seines Amtes waltet. So wird der Kirchenbesucher langsam zu demütiger Selbstbescheidung, zu beschaulicher Sammlung, zu stiller Einkehr in sich selbst erzogen. Schwere Mauermassen halten den Lärm des Tages fern, enge Fenster spenden nur das nötige Mindestmaß von Tageslicht. Über dem kräftigen Willen des einzelnen waltet und wuchtet die erziehliche Macht der Kirche, der er sich vorläufig noch fügen muß.

Große Fürsten lieben immer auch zu bauen. Was Karl der Große mit seinen Hofbaumeistern begonnen, hat sich unter Otto dem Großen weiter entwickelt. Von dem eben erst dem Christentum erschlossenen Sachsenlande ging die Neuordnung aller politischen Verhältnisse aus; hier schlug über ein Jahr-

hundert das Herz des Reiches. Die neu entdeckten Silberbergwerke des Harzes boten reiche Mittel; neben den Königen standen kunstsinnige Kirchenfürsten wie Bruno von Köln und Bernwart von Hildesheim. Hier fand daher auch die frühromanische Kunst ihre erste bedeutsame Stätte.

Ein echtes Kind der Zeit Ottos des Großen ist die Stiftskirche zu Gernrode. Ottos Statthalter Markgraf Gero hat sie in tiefem Schmerz um seinen gefallenen einzigen Sohn gebaut. Wie dessen Witwe Hedwig, so haben Jahrhunderte hindurch adlige Nonnen hier ihre Andacht gesucht und gefunden. Für sie waren während des Gottesdienstes die Emporen bestimmt, die, in den Seitenschiffen angelegt, nach morgenländischer Sitte die Frauen den heißen Blicken der Männer entziehen sollten. Ein echter Stadtbau ist dagegen Bischof Bernwarts Lieblingsschöpfung, die Michaeliskirche zu Hildesheim. Aus vornehmstem Geschlechte stammend, ging Bernwart von frühen Jahren an bei Hofe aus und ein. Kaiserin Theophano berief ihn zur Erziehung ihres Sohnes, des Kaisers Otto des Dritten. Er beherrschte alle Künste und versuchte sich in allerlei Techniken. So schuf er, dem ritterlichen Patron der Deutschen zu Ehren, im ersten Drittel des elften Jahrhunderts den gewaltigen Kirchenbau mit zwei Querschiffen und zwei reich entwickelten Apsisanlagen, mit zwei massigen Türmen über den Vierungen und vier schlanken Türmen zur Seite der Querschiffe.

Was unter den sächsischen Kaisern begonnen, steigerte sich mächtig unter den salisch-fränkischen des elften Jahrhunderts. In vollem Umfange erblühte die Baukunst, Geldmittel flossen in breitem Strome. Dazu war an geistvollen, schönheitsdurstigen Kirchenfürsten kein Mangel, in deren eigenem Interesse es lag, wenn neben die Klosterkirche nunmehr auch der Dom trat, das Wahrzeichen der Macht und Überlegenheit des Bischofs, das sichtbare Zeichen seiner die ganze Diözese überragenden Stellung.

Um dieselbe Zeit bildete sich in Deutschland die erste geschlossene Bauschule, die auf bauliche Überlieferung und technische Durchführung entscheidenden Einfluß ausübte. Sie hing mit den Bestrebungen zusammen, die zur Besserung des geistlichen Lebens von Papst Gregor dem Siebenten ausgingen. Es sollte alles unter schärfere Aufsicht genommen, den weltlichen Zufälligkeiten und nationalen Besonderheiten entzogen und in strenger Weise dem römischen Regimente unterstellt werden. In diesem Sinne beeinflußte das schwäbische Kloster Hirsau nicht nur das Leben, sondern auch den Kunstbetrieb in zahlreichen deutschen Klöstern. Seine bauenden Brüder wurden in allen Teilen Deutschlands gern beschäftigt, weil sie vor allem auf tüchtige Maurerarbeit Wert legten. Auch brachen sie mit der zweiten Choranlage und gaben der Kirche ihre klare Vorderseite wieder zurück, die sie noch durch zwei Türme und eine kleine Vorhalle, das sogenannte Paradies, kräftig betonten. Das hier angebrachte Weihwasserbecken erinnert wieder an den großen Brunnen in dem Säulenvorhof der alten Basilika. Wie aber ein solcher Vorhof damals ausgesehen hat, zeigt in Deutschland allein heute noch Maria-Laach in der Eifel.

Nicht minder kam der Kaiser zu seinem Rechte. Konrad der Zweite, Heinrich der Dritte und Heinrich der Vierte kämpften mit Aufbietung ihrer besten Kraft für die Selbstständigkeit des Reiches gegenüber den Ansprüchen der Geistlichkeit. Auch dies kam im Kirchenbau zum Ausdruck. Wie sich der Bischof mit seinem Dome stolz neben den Klosterabt gestellt hatte, so wurde nunmehr die Bischofskirche an Pracht vom Kaiserdom überboten.

Das Bauen begann Heinrich der Zweite in Bamberg, Konrad der Zweite folgte in Speyer und Limburg, Heinrich der Dritte in Goslar, Heinrich der Vierte in Goslar und Worms. Allerorten wurde in hastigem Eifer das Alte niedergerissen, um dem Neuen und Stolzeren Platz zu machen.

Heinrich der Vierte hatte in Speyer von Großvater und Vater her eine flachgedeckte Kirche überkommen, die aber vom Rhein unterspült sich senkte und völlig neu gebaut werden mußte. Er wollte die Mönche von Clugny übertreffen, die seinen erbitterten Widersacher Papst Gregor den Siebenten in begeisterter Weise unterstützten. So baute er in der Heimat seines Geschlechts ein Trutz-Cluny, einen Bau wie das Abendland noch keinen gesehen hatte. Und noch heute grüßt dieser Riesenbau von Speyer zwischen Haardt und Odenwald weit in die Lande, der unvergleichliche Zeuge eines unbeugsamen Willens und einer großen Vergangenheit. Straff und klar gliedert sich das Langhaus im Verlaufe seiner gewaltigen, ursprünglich durchweg gleichen Pfeiler; die schwache Säule ist völlig ausgeschaltet. Unter der ganzen Choranlage weitet sich die geräumige Krypta, nur daß sie nicht mehr dem Dienste eines Heiligen gewidmet ist, sondern die Gebeine der salisch-fränkischen Könige und ihrer Nachfolger umschließt. Mit der dem Kloster entstammenden zweichörigen Anlage ist gebrochen. Eine stattliche Fassade mit Vorhalle, Kuppelturm und Seitentürmen öffnet sich dem Eintritt einer Laien- und Stadtgemeinde, einem kaiserlichen Herrn und seinem treuen Gefolge. Dies alles macht den Speyerer Dom in ganz besonderem Maße zu einem Nationalgut des deutschen Volkes; er ist der Zeuge höchster Machtentfaltung des Reiches, die ehrwürdige Ruhestätte mehrerer ihrer besten Vertreter. Dies mögen die französischen Mordbrenner empfunden haben, als sie unter Ludwig dem Vierzehnten ihren Frevelmut an dieser Stätte deutscher Herrlichkeit austoben ließen, nicht bei einer ehrlichen Schlacht, nicht bei einer notwendigen Belagerung, sondern aus schnöder, regelloser Zerstörungswut heraus. Nur dem ungeheuer festen Mauerwerk ist es zu danken, wenn damals die Minen ihren Zweck nicht erreichten, wenn nur die Kaisergräber geschändet wurden, der Bau selbst aber erhalten blieb.

Mit diesem Prachtbau zu Speyer war die eigentliche Aufgabe gelöst. Vorläufig blieb man bei dem Erreichten in Grundriß und Aufbau, aber man ergab sich dem Reiz, es zu entwickeln und prachtvoll auszugestalten. Wo die Schöpferkraft nachläßt, setzt die Lust an schmückenden Zutaten ein. Auch änderte sich bald der Geist der Zeit. Neben die rein kirchliche Auffassung des Lebens trat in Wissenschaft und Volksleben seit dem zwölften Jahrhundert

eine durchaus anders geartete und selbständige Erfassung der Dinge. In reichem Maße brachen neue Eindrücke und Einwirkungen über die deutsche Christenheit herein. Die Kreuzzüge hatten seit zwei Menschenaltern einen ungeahnten Austausch der Gedanken wie der geistigen und technischen Hilfsmittel zwischen Morgenland und Abendland herbeigeführt. Der Deutsche schwelgte in der Wonne, sich das Fremde anzueignen, sich von ihm befruchten zu lassen. Die strenge Sprödigkeit früherer Jahrhunderte war dahin. Man nahm das Gute, wo man es fand, vom Süden, Osten und Westen. Zumal von Frankreich her bahnte sich jetzt zuerst die breite Kulturstraße, auf der in den kommenden Jahrhunderten noch unendlich viel Verkehrtes und Verderbtes nach Deutschland hereinströmen sollte. Ritter- und Bürgertum, Wissenschaft und Poesie hatten sich dort nach allen Seiten in ungeahnter Fülle erschlossen. Ihrem Einfluß konnte sich das in langer offener Grenze mit Frankreich zusammenstoßende Deutschland nicht mehr entziehen. So wanderten denn auch baukünstlerische Anregungen in fröhlicher Fülle über Vogesen, Maas und Rhein und wurden in Deutschland mit gebührender Schätzung ihres Wertes aufgenommen.

Frankreich liebte es zuerst, das Kirchengewölbe nicht mehr auf Mauern, sondern auf Stützen und Streben zu stellen. Hinzu kamen Rippen als Unterlage der Gewölbenähte, schlanke Spitzbogen in den Gewölben, reich und mannigfaltig gebildete Fenster und Pfeilerköpfe in Kelchform, von sprießenden Knospenblättern umwunden. So blieb das Alte zunächst in der Hauptsache bestehen, bekam aber eine leichtere, schlankere Gestalt.

Die neue Bauweise eroberte sich rasch den Norden von Frankreich, griff dann aber auch auf Deutschland über, wo sie zeitlich mit der Regierung Friedrich Barbarossas zusammenfällt. Zwar der alte Rotbart hat selbst wenig gebaut; dazu fehlte es seinem unruhigen Leben an der nötigen Zeit und Muße. Aber anderen erlaubte der kulturelle Reichtum, der sich unter der glänzenden Regierung der Hohenstaufen in verschwenderischer Fülle über Deutschland zu ergießen begann, um so mehr, die glückliche Lage des Reiches auszunutzen und in künstlerischem Behagen zu schwelgen. Die Dome zu Magdeburg, Naumburg und Bamberg, das Baseler Münster, die Marienkirche zu Gelnhausen, die Stiftskirche zu Limburg a. d. L. und vor allem eine Fülle üppiger Bauten am Rhein, in Bonn und Köln, in Sinzig und Andernach und ringsum in allen Seitentälern halten bis heute den Zauber jener gewaltigen Kaiserzeit fest, die, wo sie nicht neu baute, um so üppiger zu schmücken verstand.

Manches ist ganz direkt aus der höfischen Pracht herausgewachsen. So, wenn die kleine Stadt Gelnhausen ihrer schlichten, flachgedeckten Marienkirche den in reichen und zierlichen Formen spielenden Ostchor anfügte, um mit der von Friedrich und seinen Söhnen auf der Kinziginsel erbauten kaiserlichen Pfalz zu wetteifern. Denn damals lag der Glanz einer kaiserlichen Residenz über der reizvollen Kinzigstadt, die heute wieder inmitten ihrer roten Berge und grünen Wälder schläft und träumt.

Nicht minder märchenhaft grüßt uns auf steilem Felsen über der Lahn die Georgskirche von Limburg. In ihrer Anlage noch durchaus deutsch-romanisch, hat sie sich in ihrem Äußeren bereits völlig gotisiert. Sie täuscht eine Weiträumigkeit vor, die sie in Wirklichkeit durchaus nicht besitzt. So anmutig das ganze Gebilde auch erscheinen mag, so durfte man also auf diesem Wege nicht weitergehen, wenn man nicht einem mit jeder Unwahrheit verbundenen Stilverfall entgegentreiben wollte. Gerade der erwachsende Reichtum der spielerischen Formen war gefährlich; er drohte zu veräußerlichen, den Ernst und die heilige Würde des Kirchengebäudes zu beeinträchtigen.

In der Tat mißfiel die üppige Schönheit bald auch nach der moralischen Seite hin den sittlich Strengen. Die herzliche Freude an der Form, die Beschäftigung mit der Kunst erschienen als weltliches Treiben, das vom geistlichen Leben ablenkte. Jeder religiöse Reformversuch ist noch immer von einem Kampfe „gegen die Bilder" begleitet gewesen. So war es auch jetzt. Der Reformorden der Kluniazenser hatte den Päpsten in der hohen Kirchenpolitik gedient und war dadurch selbst rasch wieder verweltlicht. Aus ihrer eigenen Mitte erhob sich darum der Widerspruch. In einer ungesunden Sumpfgegend Frankreichs entstand das neue Kloster Citeaux; seine Bewohner, die Zisterzienser, wollten außer vom Gebet nur noch von der Arbeit in der ursprünglichsten Form, von der Handarbeit, etwas wissen. Dagegen wurden Wissenschaft und Kunst grundsätzlich verschmäht. Für die einzige gottwohlgefällige Tätigkeit galt diesem Arbeiterorden die Kultivierung unbebauter, am liebsten ungesunder Gegenden. Liebten die Benediktiner die sonnigen Höhen, so daß ihre Klöster stets freundlich vom Berge herab grüßen, so lassen sich die Zisterzienser nur im feuchten Waldversteck suchen. Ihren Gedanken gab der heilige Bernhard, ein Graf von Chatillon, in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts Bedeutung für die ganze Welt. Binnen hundert Jahren zählte man achtzehnhundert Niederlassungen der Zisterzienser. Sie wurden die großen Agrarier des Mittelalters und zugleich die vielbewunderten Architekten im Tiefbau wie schließlich auch im Hochbau. Denn aus dem anfangs kunstfeindlichen Orden entwickelte sich doch sehr bald wieder eine ganz besonders eifrige Bauschule. Wohl verwarf er den Schmuck, den Aufwand an Steinmetzarbeit, die zur Neugier reizenden und von der Andacht ablenkenden Malereien. Auch Türme und Krypten mißfielen seinem strengen Sinn. Aber die Zisterzienser waren andererseits zu solid, um sich mit kümmerlichem Machwerk zu begnügen. Alle ihre Kirchenbauten fallen vielmehr gerade durch Planmäßigkeit und tadellose Durchführung auf. Vor allem benutzten sie alle Vorteile der neuen französischen Bauweise. Auch in baulicher Hinsicht blieb der Einfluß der französischen Mutterklöster für die deutschen Tochterklöster maßgebend. Sie liebten eine Schlichtheit, ja geradezu Kahlheit, die sich überall nur auf das Notwendige beschränkte, aber mit höchster Sauberkeit und feinstem Stilgefühl verbunden war. Solche Zisterzienserkirchen finden wir in Eberbach im Rheingau und im hessischen Arnsburg, in Riddagshausen und Walkenried, in Schulpforta und

Maulbronn. Indem sie sich ganz auf das Bauliche beschränkten, haben die Laienbrüder des Ordens zum ersten Male einen Stil geschaffen, der über die engen Grenzen des einzelnen Landes hinausgreifend sich zum Weltstil entwickelte.

Aber die Welt des Abendlandes änderte sich im Laufe des zwölften Jahrhunderts überhaupt von Grund aus. Der Gedanke, daß Ein Kaiser die ganze Kulturwelt beherrschen müsse, verlor an Kraft. Der Kaisertraum begann zu zerflattern. Die einzelnen Völker sonderten sich in demselben Maße, als sie sich ihrer Eigenart bewußt wurden. Italien, Frankreich, Deutschland begannen getrennte Wege zu gehen. An Stelle des Lateinischen quollen die Volkssprachen hervor. In jedem Volke betrieb man fortan eine eigene Politik. Und doch fiel die Welt nicht in einzelne Teile auseinander. Denn mit dem Sinken der Kaisermacht stieg die der Kirche und klammerte alles, was auseinander zu streben begann, mit Einer Lehre, Einem Gottesdienst, Einer Sitte um so fester zusammen. Und zugleich machte sich unter den Völkern selbst ein Austausch der Gedanken und der Erzeugnisse geltend, wie ihn die Welt noch nie erlebt hatte. Indem die Kreuzzüge allmählich alle Staaten von Westeuropa mit fortrissen und für fast zweihundert Jahre mit einander in Verbindung brachten, schufen sie einen Kosmopolitismus, der der gesamten Kulturwelt ein völlig neues Gepräge verlieh. So entsprach der strengen Absonderung der Staaten ein zwischenstaatlicher Verkehr ohnegleichen.

In dieser gärenden Zeit, recht als ihr Abbild, ist die gotische Bauweise geboren. Mit Selbstgefühl tritt sie am Ende des zwölften Jahrhunderts ins Leben und ist schon im dreizehnten Jahrhundert ein alles verdrängender, alles beherrschender Weltstil.

Das Rätsel der Gotik ist schwer zu lösen. Daß sie das Kind heißer germanischer Leidenschaft ist, ein Erzeugnis jener stürmischen Phantasie und grübelnden Mystik, wie sie dem Deutschen vorzugsweise eignet, wer wollte dies leugnen? Und doch hat sie sich nicht auf die engen Grenzen des politischen Deutschlands beschränken können, vielmehr gerade dort die stärksten Wirkungen hervorgerufen, wo sie, wie in Nordfrankreich, einer starken künstlerischen Sinnlichkeit und einer machtvoll geschlossenen Kultur begegnete, wo sie nicht Gefahr lief, sich zu zersplittern, sondern in der Lage war, sich zu vertiefen. Hier konnte sie das Begriffliche und Absichtliche, das ihr in Deutschland nur allzusehr eignet, kräftig abstreifen, um sich zur Sonnenhöhe der künstlerischen Form zu erheben. Erst in jenen nordfranzösischen Prachtkathedralen, deren Rettung inmitten der kriegerischen Operationen der letzten Jahre ein schweres Stück Arbeit war, hat sich der gotische Rausch vollkommen ausgetobt.

Der Stolz der romanischen Kirche war das feste Gewölbe gewesen. Je mehr man es steilte, um so stärker ging der Druck von oben nach unten, um so leichter konnte es selbst angelegt werden, um so sicherer war es vor Einsturz. Damit trat aber ganz von selbst im Gewölbe an Stelle des Rund-

bogens der Spitzbogen. Er war in beliebiger Form herzustellen und konnte deshalb verschiedene Spannweiten und Figuren überwölben. Dies hatte weiter zur Folge, daß man sich auch in bezug auf den Grundriß freier bewegen konnte. Die Gewölbe selbst wurden in Rippen eingespannt, die von den verschiedenen Seiten her im Pfeiler zusammenliefen. Pfeiler und Rippen machten bald das ganze Traggerüst aus. Das Mauerwerk hatte so gut wie nichts mehr zu stützen, weder in den Seitenwänden noch in der Wölbung. Den Raum nur abschließend, konnte es so leicht wie möglich gestaltet, ja schließlich geradezu in die riesigen Glasflächen der Fenster aufgelöst werden. In dem schlanken Aufbau traute man den elastischen Pfeilern nicht mehr die Kraft zu, die schwindelnd hohen Gewölberippen zu tragen. Ein durch den Druck von oben veranlaßtes Ausbiegen der Pfeiler schien nicht ausgeschlossen. Man stützte sie deshalb durch Strebepfeiler und Strebebögen, die außen an den Mauern entlang liefen und ebensowohl den Druck von oben sichernd auffingen, wie sie zugleich den Außenbau reizvoll belebten.

Dies also ist technisch angesehen der gotische Stil, der Stolz der Architekten von damals. Er verwandelte den schweren Massenbau in einen sinnenfällig berauschenden Gliederbau, zumal jener Grundsatz der Entlastung sich rasch bis in alle Einzelheiten fortsetzte. Alles wurde folgerichtige Auswirkung des einen Gedankens. Jeder Schmuck entwickelte sich aus der baulichen Konstruktion. Die den Pfeiler umgebenden und die Gewölberippen tragenden sogenannten Dienste wurden oben durch zwei Steinringe zusammengehalten, zwischen denen sich Blätterwerk der heimischen Pflanzenwelt wie ein Kranz hinzog: ein Ersatz für die der alten Kunst entstammenden Säulenköpfe. Der Strebepfeiler draußen baute sich in leichter werdenden Stockwerken auf, um in einer Fiale zu enden, die sich ihrerseits wieder vom viereckigen Leib über die spitze Pyramide zur Kreuzblume verjüngte, während über die schrägen Flächen zur Belebung in regelmäßigen Abständen Kantblumen liefen. Ähnlich waren an Türen und Fenstern alle Wandungen gestuft und gegliedert. Vom festen Steinbalken lösen sich langsam die inneren Seiten ab, um sich wieder zu geometrischen Formen zu vereinigen, dem Dreipaß und Vierpaß des allbekannten Maßwerkes. Nirgends gibt es mehr eine tote Fläche, die der Deckung bedürfte; alles trägt und stützt und findet darin seine Schönheit; alles atmet und lebt und reißt mit sich fort.

An der Westseite umschließen zwei Türme oder ein einzelner mächtiger Hauptturm die Vorhalle mit dem Hauptportal, durch das die Masse ein- und ausströmt und die feierlichen Prozessionen den Innenraum betreten. Auch sie sind jetzt aller Willkür entzogen und zeigen im Aufbau vom Viereck über das Achteck zum Helm wie in der Gewandung und den Schmuckformen durchweg das gotische Grundgesetz, das alle Massen und Flächen zugunsten organischer leicht verständlicher Glieder beseitigt.

Im Innern der Kirche laufen drei, auch fünf Schiffe nebeneinander, umziehen wohl gar die Altarnische und enden seitwärts selbst in einer Fülle von

Seitenkapellen, deren jede wieder mit ihrem eigenen Altar ein Gotteshaus im kleinen ist. Das eigentliche Altarhaus selbst aber im Osten, auf das sich die Blicke des Eintretenden richten sollen, hat einen ungeahnten Umfang angenommen. Es beansprucht nach Höhe, Weite und Länge fast die Hälfte des ganzen Kirchenraumes. Denn hier, wo bisher nur einfach am Altare zelebriert wurde, hatte jetzt eine weit verzweigte und sorgfältig abgestufte Geistlichkeit ihr machtvolles Gestühl; hier entwickelte sich ein reicher, dramatischer Altardienst im Wechsel mit priesterlichem Chorgesang; daher dieser Bauteil selbst jetzt den Namen Chor führte. Mehr und mehr wird er zu einem Bau für sich. Es war nicht selten, daß die Priesterschaft, um sich vor der Gemeinde völlig abzuschließen, ihn quer durch einen hoch aufragenden Lettner abschloß, der es der davor harrenden Gemeinde zum Bewußtsein brachte, daß die Hauptsache im Gotteshause die gottesdienstliche Handlung des Priesters, das Meßopfer, der Chorgesang ist, während für die Gemeinde die andächtige Hingabe im Zuhören und Zuschauen genügt. Der Priester steht vermittelnd zwischen Gott und der Gemeinde. Er wirkt deshalb in einem abgeschlossenen Hauptraume in der Kirche, dessen berückende Einzelheiten die Gemeinde in dem von Bänken noch freien Schiffe nur von ferne ahnt.

Diese kühnen, in technischer Hinsicht sorgfältig durchdachten Bauten durchzuführen, war nicht mehr ausschließlich die Sorge der Geistlichen. Sie hatten jetzt anderes zu tun, als sich um solche ihrem eigentlichen Berufe doch fernliegende rein fachmäßige Dinge zu kümmern. So bildeten sich Genossenschaften von geschulten Bauhandwerkern heraus, die sich wieder zu Bauhütten mit reichen Erfahrungen, festen Überlieferungen und technischen Geheimnissen zusammenschlossen. Sie stellten ihre Dienste dem Klosterabt und dem Bischof, aber auch den Magistraten der stolz auftretenden Städte für ihre nunmehr nicht minder ansehnlichen Pfarrkirchen zur Verfügung. In Lübeck übertrumpfte die städtische Marienkirche den bischöflichen Dom. Und der Turm des Ulmer Münsters nahm es an Wucht mit jedem Domturme auf.

Wenngleich der neue Gliederbau bei weitem nicht mehr so viel an teurem Material als der alte Massenbau verschlang, so waren die Dimensionen um so gewaltiger, die technischen Schwierigkeiten um so größer. Es will uns doch wie ein Rätsel vorkommen, wie man in einer maschinenarmen Zeit diese himmelanstürmenden Gewölbe zu schaffen vermochte. Aber die Arbeitskraft war noch billig, und den bezahlten Arbeitern stellten sich die freiwilligen zur Seite. Der Kirche zu dienen war ein gutes Werk, mit dem man sich den Himmel erwarb. Durch die Kreuzzüge war man an Opfer jeder Art gewöhnt. Es schien daher selbstverständlich, einen Kirchenbau durch sein Vermögen zu fördern oder wohl gar selbst dabei Hand anzulegen. Neben den berufsmäßigen Maurern und Zimmerleuten standen nicht selten Männer und Frauen aus den besten Ständen. Wenn die Legende uns erzählt, daß dieser Ritter oder jener Bürger oder seine fromme Frau eigenhändig eine Kapelle

aufgemauert haben, so steckt hinter dem erbaulichen Bericht zumeist ein fester Kern. Die Kirchen des Mittelalters tragen sehr gern den Charakter einer persönlichen Leistung.

Niemals vorher war im Kirchenbau die Konstruktion so folgerichtig durchgeführt worden als in der Gotik. In wunderbarer Klarheit stand das ganze Gerüst vor aller Augen, entwickelte und entfaltete frei nach allen Seiten hin seine Kräfte. Und doch sind es nicht der Verstand und der Wille allein, die den gotischen Bau empfohlen und zu einem Weltstil gemacht haben. Federleicht schwingen sich aus den schlanken Schäften die graziösen Rippen in die Höhe und schließen sich oben fächerförmig zu leichter Bedachung zusammen. Nur gedämpft und gebrochen flutet das volle Licht durch die bunten Scheiben, deren Farbenpracht den Eintretenden gegen alle Eindrücke von draußen unbedingt abschließt, in das Innere. Alles dies übte einen mystischen Zauber auf das Gemüt aus, packte die Seele und zog sie von der Welt ab und nach oben. Eine dem Himmel zustrebende Frömmigkeit, eine mystische Hingabe an die jenseitige Welt, wie sie der Eigenart des Germanen entsprach, fand in der Gotik ihre scharfe Ausprägung und empfahl sie dem ganzen Norden und Westen Europas als den wahrhaft religiösen Baustil.

Und doch hat gerade Deutschland sich nur zögernd zu diesem seinem eigensten Werke entschlossen. Es schrak vor der Kühnheit des Gedankens, der im Spitzbogen zum Ausdruck kam, eine zeitlang zurück und mochte auch später die letzten jubelnden Folgerungen nicht eigentlich ziehen. Die deutsche Gotik hat etwas von der Erdenschwere behalten, von Vorsicht und solider Korrektheit, von Nüchternheit und Verständigkeit.

Gleich ihr erstes reizvolles Werk bekundet diesen Zwiespalt im deutschen Wesen, die Elisabethkirche in Marburg. Deutschordensritter haben sie über dem Grabe von Deutschlands volkstümlichster Heiligen erbaut. Wer zählt die Elisabethen, die nach dieser thüringisch-hessischen Landgräfin im Laufe der Jahrhunderte benannt sind! Kaiser Friedrich der Zweite war selbst in die anmutige hessische Bergstadt geeilt, um die Anfänge des Baues zu beaugenscheinigen. So ist um die Mitte des Jahrhunderts der Bau in seiner herben Schönheit der Vollendung zugeeilt, das Land wie ein Märchentraum grüßend, von draußen hereingetragen und doch nicht fremd, vielmehr in der gleichen Höhe seiner Schiffe, in der leichten Faßlichkeit seiner Gewölbe wie in der rührenden Schlichtheit seines Maßwerkes sich den landesüblichen Gepflogenheiten glücklich anpassend. Sie war nicht bestimmt für den Gottesdienst der kleinen Stadt. Vielmehr hielten die Ordensherren, abgesperrt gegen die Welt draußen, ihre Andachten in dem weiten Chor, während durch die weiten Räume der drei Schiffe die Pilger zum Grabe der Heiligen sich schoben und drängten.

Der zarten Knospe von St. Elisabeth folgte schnell die voll erblühte Rose, der hohe Dom von Köln. Die alte Basilika nach karolingischer Art genügte den Ansprüchen der stolzen Stadt nicht mehr. Geistlichkeit und Bürger-

schaft verlangten nach einem Denkmal, das der großen Gegenwart entsprach. Erzbischof und Großhandel reichten sich die Hände zu einem Bau, der in seiner Wucht und gedanklichen Straffheit selbst die Augen Italiens blendete. Aber der Plan war zu gewaltig für die Kräfte der Stadt. Er entwickelte sich zögernd und geriet schließlich ganz ins Stocken. Erst unser Geschlecht hat ihn in seiner Weise zu Ende geführt.

Und nun folgen sie Schlag auf Schlag und in bunter Mannigfaltigkeit, in ihrem überschwenglichen Wollen wie in den Grenzen ihres künstlerischen Könnens so recht das deutsche Wesen widerspiegelnd, die stolzen Lieblinge unseres Volkes in Straßburg und Freiburg, in Ulm und Regensburg, in München und Wien, in Meißen und Magdeburg.

Deutschlands Kräfte sind erwacht, ein neues, zukunftsfrohes Geschlecht glaubt an sein Können. Die alten Grenzen sind ihm zu eng. Der Handel greift über Länder und Meere; kräftige Betätigungslust verlangt nach neuen Gebieten. Von Italien über Antwerpen nach London geht der Verkehr und von Bremen über Lübeck bis Riga und Reval. Ritter und Kaufleute besiedeln die Gestade der Ostsee, brechen die Unkultur und erschließen das Land dem Deutschtum. Die Ostsee wird zum deutschen Meere. Nach festem Plane entstehen die Städte, angelehnt an den Fluß, im Halbkreis umwehrt von Graben und Mauer, von der Hauptstraße durchzogen, die den Markt zur Seite hat, und mitten darin immer eine Marien-, eine Nikolai-, eine Jakobikirche. Denn jene war die Heilige der Hansa und diese beiden die Schiffahrtspatrone. Aus Mangel an Bruchsteinen im sandig-sumpfigen Lande mußten die Kirchen in Backstein ausgeführt werden, deshalb auch einfach im Ornament, schmucklos an Fenstern, Türen und Pfeilern. Aber weithin grüßen ihre gewaltigen Dächer und ihre Türme von schwindelnder Höhe den Wanderer, schon lange ehe er der Stadt selbst ansichtig wird, ein beredtes Zeichen selbstbewußter Kraft und Größe. So wurde die gesamte Ostseeküste von Lübeck und Wismar bis Riga und Reval ein einziges Stück gleicher Geschichte, gleicher Kultur und gleichen Blutes.

Längst schon ging das geistige Leben nicht mehr vom Kaisertum oder Papsttum allein aus. Andere Kräfte waren daneben an der Arbeit. Das Bürgertum in den Städten stand bereits auf seiner Höhe. Es war ein stolzes Geschlecht, das die Buchdruckerkunst erfand und die Schulbildung allgemein machte, das sich an jede Kunst und Technik heranwagte und seine wohlerworbenen Reichtümer in den Dienst der höchsten Aufgaben des Lebens stellte. Aber dieses Volk voll Unternehmungslust und allseitiger Regsamkeit grübelte zugleich in seinem Gewissen und rang in religiösen und sittlichen Dingen nach Klarheit. Weit mehr als wirtschaftliche Fragen haben religiöse und kirchenpolitische Erörterungen unser Volk am Ausgange des Mittelalters bis in seine Tiefen erregt.

So gipfelte denn auch der Zweck des gottesdienstlichen Gebäudes nicht mehr in erster Linie und fast ausschließlich in der Betätigung einer zahlreichen

Priesterschaft, sondern das Gemeindeglied suchte hier seine persönliche Erbauung und Belehrung. Aus der Meßkirche mit ihrem Altar als Mittelpunkt wurde die Predigtkirche, in der bürgerliche Massen die Kanzel umdrängten, um das zu finden, was ihren geistlichen Bedürfnissen entsprach. Der Bürger als Bauherr baute für sich. Die neuen Stadt- und Pfarrkirchen sollten den Laien dienen. Danzig macht sich vom deutschen Ritterorden los, um eine freie Stadt zu werden. Mächtig erblühte sein Handel im Austausch mit der deutschen Heimat und dem polnischen Auslande. Jetzt erschien die alte Stadtkirche zu unansehnlich. Sie wich der ungeheuren Hauptpfarrkirche zu St. Marien, dem Stolze des üppigen Gemeinwesens.

Die immer kräftiger anwachsende Predigt hatte aus dem Gotteshause wieder ein Versammlungshaus für die Gemeinde gemacht. Dieser neuen großen Zeitforderung unterzogen sich alsbald die jungen Bettelorden, rein städtische Organisationen, an ihrer Spitze die Dominikaner. Sie brannten darauf, den heißen Erkenntnishunger der großen Masse zu befriedigen, um sie nicht den überall üppig ins Kraut schießenden Ketzern, den Waldensern und Hussiten, zum Opfer fallen zu lassen. Das Wort fing an, eine Macht zu werden; das Wort mußte daher auch der Kirchenbau in steigendem Maße berücksichtigen. Man brauchte breite weiträumige Hallen, in denen der Prediger überall gut gesehen und gehört werden konnte, einschiffige saalartige Gebäude, oder auch Hallenkirchen, deren Schiffe in gleicher Höhe und fast gleicher Breite nebeneinander herliefen. Die schlanke Höhe wurde der Akustik zuliebe vermindert. Auch beseitigte man das jetzt unnütze Querhaus und gab dem Priesterchor eine weit bescheidenere Zumessung, wenn man ihn nicht lieber gleich fortließ. Denn es genügte, den Hauptaltar einfach vor die gerade gezogene Ostmauer zu stellen. An den Seitenwänden dagegen liefen Kapellen für die Zünfte und regierenden Bürgerfamilien, die gern mit Emporen eingedeckt wurden, um die Zahl der Plätze für die Zuhörer zu vermehren. So wurde das Ganze lehrhaft und nüchtern. Und ungedämpft fiel das volle Tageslicht durch die ungefärbten Scheiben.

Ein Bau wie die Kreuzkirche in Schwäbisch-Gmünd hat nichts mehr von geheimnisvollem Sichversenken, von mystischer Stimmung an sich. Hier predigt alles offen und klar das Verständnis der göttlichen Lehre und der aus ihr gefolgerten sittlichen Pflichten.

Nur in den Zierformen wird man eher noch üppiger. Man stilisiert reichlich und hat eine wachsende Freude am Naturalismus. Man ist stolz auf sein technisches Können, sucht sich an Künsteleien zu überbieten ohne Rücksicht auf den Zweck und den ursprünglichen Gedanken und eröffnet damit eine schmuckfrohe Zeit.

Der Bürger fühlte sich heimisch in seiner Kirche; sie gehörte ihm, war von ihm geschaffen und in erster Linie für ihn da. Ja, dieser oder jener Teil des gewaltigen Baues war vielleicht sogar sein eigenes Geschenk, trug für alle Zeiten seinen Namen oder das Wappen seines Geschlechts.

Dazu war die Zeit fromm. Die Kirchenpolitik hatte das kirchliche Interesse nicht gelähmt. Man lechzte danach, Gott und den Heiligen zu Ehren etwas für die Kirche zu tun. Deshalb füllten sich die Gotteshäuser beängstigend mit Kapellen und Altären, mit Statuen und Tafelbildern, mit Grabdenkmälern, Fahnen und Schilden. Wie in einem Museum fühlen wir uns in St. Lorenz und St. Sebald zu Nürnberg oder in der Stralsunder Nikolaikirche, inmitten dieser überwältigenden Masse von kostbaren Einzelheiten. Lassen sie das Architektonische des Innenraumes auch fast völlig verschwinden, so geben sie dem Ganzen einen um so traulicheren, wärmeren Charakter. Solch eine Predigtkirche des späten Mittelalters ist mit ihren unzähligen Weihegaben die Chronik der Gemeinde, das treue Abbild ihres wirklichen Lebens. Alles Interesse drängt sich im Innern zusammen, während das Äußere immer schlichter und einfacher wird, sich darum weise hinter Anbauten oder nahen Häuserreihen versteckt und sich mit dem Schmuck an Türen und Giebeln und dem zu schwindelnder Höhe gesteigerten Hauptturm begnügt.

Kein schlimmerer Dienst konnte darum diesen Bauten im neunzehnten Jahrhundert erwiesen werden, als wenn man sie um der angeblichen Stilreinheit willen drinnen ausplünderte und nach außen freilegte. Gerade die Deckung nach außen und der Reichtum im Innern gehören zu ihrem Wesen. Man reiße einmal alle die kleinen Häuser um die Marienkirche in Danzig nieder, und man wird entsetzt sein über den unwiederbringlich angerichteten Schaden.

Ein klares, nüchternes Geschlecht waltete in diesen Räumen. Es stand mit festen Knochen auf der segenspendenden Erde. Sein Sinn galt einem verständig religiösen Leben des Diesseits, durchtränkt von Pflichtgefühl und Nächstenliebe. Gedanken der Reform gingen ihm durch den Kopf. Es beugte sich nicht mehr urteilslos vor dem priesterlichen Machtspruch, sondern nahm aus dem eigenen Gewissen die Weisung für das Diesseits wie für das Jenseits. Die weiten Hallenkirchen des fünfzehnten Jahrhunderts, mit ihrem verständigen Wesen, sind aus den Gedanken und den Bedürfnissen dieses deutschen Bürgertums von damals herausgewachsen.

Ein Kind dieses klugen, besonnenen Bürgertums war aber auch der Protestantismus.

Das Streben nach Befreiung der Persönlichkeit hatte sich in Deutschland immer stärker um die Probleme des religiös-sittlichen und des kirchlichen Lebens gedreht. In Luther erreichte diese Bewegung ihren Höhepunkt. Sie brachte für Deutschland die stärkste Erschütterung und nahm für mehr als ein Menschenalter alle Interessen so gut wie ausschließlich in Anspruch. Der Bruch mit dem Überkommenen teilte sich allen Lebensgebieten mit. Der Humanismus hatte gleichzeitig auf die alten Sprachen hingewiesen und mit ihnen auch die römische Kunst wieder in Aufnahme gebracht. Wirkte sie auf die Phantasie zunächst nur durch Bild und Schrift, so kam es bald zu wirklichen

Neuschöpfungen in ihrem Geiste. Gewiß war es wenig erfreulich, wenn sich auf diese Weise die welsche Art des Südens in Deutschland eindrängte und mit einem fremden Kunstempfinden die Entwicklung der letzten vier Jahrhunderte durchquerte. Obendrein ging der Eifer für das Kirchenbauen zurück. Luther ließ nicht gelten, daß Kirchenbauen an sich schon etwas besonders Gottwohlgefälliges sei. Er wies auf andere Ziele sowohl des Glaubens wie der Liebe hin. So flossen die Mittel nicht mehr in der alten Weise oder wurden für Wohltätigkeits- und Unterrichtszwecke verwandt. Den protestantisch gewordenen Gemeinden genügten für ihren neuen Gottesdienst die alten Kirchen. Da auch zahlreiche Stifte und Klöster eingezogen wurden, war überhaupt kein Mangel an kirchlichen Bauten. Auch fielen mit den Klostergebäuden zahlreiche Schmuckbauten, Kapellen und Anbauten von jetzt ab fort und wichen den Nutzbauten, wie Schulen, Spitälern und Armenhäusern. Riesenbauten, die nicht unbedingt nötig waren, wie der Kölner Dom, gerieten selbst in katholischen Ländern ins Stocken.

Man nahm, was man im reichen Maße vorfand, und paßte sich ihm an. Das Problem einer protestantischen Predigtkirche wurde kaum gestellt. Wo man Neubauten aufführte, geschah es in der hergebrachten Weise der spät mittelalterlichen Predigtkirche. Sie hatte ja den Priesterraum längst zugunsten des Gemeinderaumes zurücktreten lassen. Ihre Lichtfülle erleichterte Geistlichen und Laien das Lesen im Gottesdienst. Bunte Fenster waren für eine Gemeinde, die zum Gesangbuch griff, ohnehin nicht mehr brauchbar.

Eins aber war ganz neu und unterschied die protestantischen Kirchen in steigendem Maße von denen des Mittelalters: das feste Gestühl, das sich um die im Schiff angebrachte feste Kanzel gruppierte. Nachdem die oft übermäßig ergiebige Predigt das Hauptstück im Gottesdienst geworden war, schloß sie ein Kommen und Gehen aus. Man blieb und mußte daher sitzen können. Wo sich dieses neue Gestühl der Raumausnutzung wegen zwischen Altar und Kanzel einschob, entstanden die sattsam bekannten Schwierigkeiten, die zu Klappbänken und Änderung der Sitzrichtung führten. Ein Notbehelf, der ebensowenig erfreulich war, wie die zur Gewinnung von Sitzplätzen eingebauten hölzernen Emporen, die als Flickwerk das bisherige Raumbild verunzierten.

Aus dieser Unbequemlichkeit entwickelten sich neue Baugedanken. Die Frage schien gelöst, wenn man Kanzel und Altar einander nach Möglichkeit näherte und an der Rückwand der Kirche irgendwie zusammenschob, so daß beide in gleicher Weise von der Gemeinde gesehen werden konnten. Frühe schon legte man die Kanzel in der Hauptachse der Kirche *über* dem Altar an und brachte damit auch architektonisch zum Ausdruck, daß die Predigt für die Gemeinde das Wichtigste sei. Ein dem mittelalterlichen Kirchenbau fremder, ja dem katholischen Kultus durchaus widersprechender Gedanke.

Versuchte somit auch der Protestantismus seinem gottesdienstlichen Raume von innen heraus eine neue Gestalt zu geben, so war es töricht und unwahr

zugleich, ihm Kunsthaß oder Mangel an Schönheitssinn vorzuwerfen. Fanatische Bilderstürmer hat es zu allen Zeiten und unter allen Völkern gegeben. Sie sind nichts weniger als eine Sondererscheinung aus den Tagen Luthers. Hat doch im Gegenteil auch der deutsche Protestantismus, wo er konnte, sich ehrlich bemüht, Gotte zu Ehren und der Menschheit zur Freude möglichst schön zu bauen, und, als sich im Laufe der Zeit das Bedürfnis nach kirchlichen Neubauten für ihn gebieterisch einstellte, weder technische Fortschritte noch neue Kunstformen verschmäht.

Mit dem Mittelalter war inzwischen die Gotik versunken. Der Einfluß Italiens gewann in steigendem Maße den deutschen Norden für das künstlerische Empfinden des Südens. Auch über Deutschland ging der Stern des Barock strahlend auf. Wohl denken wir bei ihm zunächst nur an fürstliche Repräsentation und üppige Verschwendung. Wir sehen, wie sich auch im gottesdienstlichen Raume die Wappen und Fahnen, die Masken und Bildsäulen, die Muscheln, Füllhörner und Fruchtgehänge in überquellender Fülle drängen, wie sie die Orgel und den Altar umranken und hoch über dem Kanzeldach triumphieren, ein scheinbar überflüssiges Beiwerk und obendrein an wenig passender Stelle. Und doch atmet diese jauchzende Pracht keinen anderen Geist, als er uns in Johann Sebastian Bachs gewaltigen Chorälen mit mächtiger Tonfülle zwischen den gedrehten Säulen und gewundenen Gesimsen entgegenrauscht. Beides gehört aufs engste zusammen. Nach den langen Leiden des großen Krieges erwacht wieder ein neues frohlockendes Leben. Der deutsche Bürger streckt sich dankbar und mit hoffnungsvollem Ausblick einer klareren, besseren Zukunft entgegen. Dies und nichts anderes ist das deutsche Barock.

Katholiken und Protestanten huldigten diesem künstlerischen Fortschritt zu gleichen Teilen.

Die katholischen Barockbauten des siebzehnten Jahrhunderts bezaubern durch Heiterkeit und sinnliche Pracht, sie überraschen durch Lichtwirkung und Farbenstimmung und nehmen die Phantasie des Beschauers wahrhaft gefangen. Bischöfe, Benediktineräbte und der aufstrebende Jesuitenorden sind ihre Schöpfer. Wer bei Lichtenfels die bayerische Grenze überschreitet, den grüßen links Vierzehnheiligen, rechts Banz, echte Schöpfungen einer der südländischen Formensprache mit Begierde lauschenden Zeit. Und dieselben Laute vernehmen wir in Bamberg und Würzburg, in Fulda und in den oberbayerischen Klöstern. Dabei haben die katholischen Kirchen an der Anordnung des Grundplanes nichts geändert. Noch immer steht das bald ein-, bald mehrschiffige Langhaus unter der siegreichen Herrschaft des gewaltigen Priesterchores, der seinerseits mit dem kostbaren Chorgestühl der Geistlichkeit zugleich den unter seiner Figurenmasse schier zusammenbrechenden Hochaltar umschließt. Nur daß gern eine dem Schiff in der Mitte aufgesetzte Kuppel das Ganze wieder dem italienischen Zentralbau annähert.

Anders dagegen der Protestantismus, der die Stilwandlung zugleich benutzt, um bei Neubauten von jetzt ab den Bedürfnissen seines eigenen Gottesdienstes mehr Rechnung zu tragen, als es bei den aus dem Mittelalter überkommenen Kirchen ihm möglich war. Der auf der Kanzel stehende Geistliche sollte von allen Seiten gut gesehen und gehört werden können und keinem Teile der Gemeinde den Rücken kehren müssen. Um dies Ziel zu erreichen, galt es, die den Blick versperrenden Pfeiler zu beseitigen, die langgestreckte Kirche zusammenzuschieben und den Raum durch eingespannte Emporen nach Kräften auszunützen. Zu diesen Anforderungen stimmte am besten ein Zentralbau auf kreisrunder, vieleckiger oder quadratischer Grundlage.

Der neue kühne Gedanke hat Zeit gebraucht, um sich durchzusetzen. Noch mancher protestantische Barockneubau des achtzehnten Jahrhunderts folgte doch dem hergebrachten Schema. Es sei nur an die Garnisonkirche in Potsdam, an die Annenkirche in Dresden, die Ägidienkirche in Nürnberg erinnert. Aber gleichzeitig bekam auch, von zahlreichen kleineren Bauten in Deutschland abgesehen, Dresden seine Frauenkirche und Hamburg seine Michaeliskirche, zwei Bauten. die an stolzer Schönheit getrost neben die Vorgängerinnen aus allen Zeiten treten können und zugleich den eigentlich protestantischen Wünschen und Anforderungen aufs beste entsprechen. Wenige massive Pfeiler tragen die schlanke, sich dem Himmel entgegenwölbende Kuppel, während Emporen, in kühnen Ringen übereinander herlaufend, Tausenden von Zuhörern bequemen Platz bieten. Die große freie Lichtwirkung gibt dem Ganzen seinen besonderen Reiz. Der packende Gedanke hat denn auch bis in unsere Tage hinein nach neuen Lösungen gesucht und sie erst jüngst noch in der anmutig gelegenen Münchener Lukaskirche wirklich gefunden.

Inzwischen hatten auch durch diese Welt der frohen Fülle Revolution und Fremdherrschaft einen breiten Strich gezogen. Mit dem Geschmack und den Lebensbedingungen wandelte sich zugleich das religiöse Empfinden und tauchte in anderen Formen in dem bei Leipzig neu erstandenen Deutschland auf. Das Vaterland war zurückerobert; in ihm sollte alles nunmehr freier geordnet und sicherer gegründet werden. Unwillkürlich glitten die Blicke in Deutschlands große Vergangenheit zurück. Inmitten der alten Kaiserherrlichkeit schien die Zauberblume zu blühen, die dem deutschen Volke das wieder zu erschließen versprach, was ihm noch an ideelen und politischen Gütern abging. So schärfte die Romantik den Blick für den Reichtum des eigenen Landes. Aber sie umnebelte auch zugleich alle Köpfe und Sinne. Man suchte und tastete, studierte und ahmte nach. So gewann nur allzuoft die Gelehrsamkeit die Oberhand über das künstlerische Gefühl, und die Stilfrage schob sich da in den Vordergrund, wo allein die Schönheitsfrage hätte entscheiden sollen. Man dachte zu gering vom Können der eigenen Zeit und erwog, immer rückwärts gewandt, nur die eine Frage: ob gotisch, ob romanisch. Und doch wollte man Kirchen für Menschen des neunzehnten Jahrhunderts bauen.

Am leichtesten fand sich noch die katholische Welt in diese neue Lage hinein. Ihr Meßgottesdienst war der alte geblieben und paßte ebensowohl in einen gotischen wie in einen barocken Rahmen. Konnten doch sogar für beide Möglichkeiten besondere Stimmungsgründe ins Feld geführt werden. Die Gotik blühte, als das Papsttum die Kaisermacht niederwarf, das Barock, als der Jesuitenorden die Siege der Gegenreformation erfocht.

Um so verwickelter lagen dagegen die Dinge für die Protestanten, denen nach den Tagen des Pietismus und der Aufklärung das Bewußtsein endlich aufdämmerte, daß für sie die Frage des Kirchenbaues überhaupt noch nicht gelöst sei. Darum sollte jetzt das Experimentieren aufhören und ein zukunftssicheres Ergebnis errungen werden. Natürlich bildete auf diesem Wege die Romantik das schwerste Hindernis. Sie hat uns bis zum Ende des Jahrhunderts mit manchem gut gemeinten Bauwerk beglückt, das „deutsch" und „christlich" sein sollte und doch ebensowohl dem religiösen Gefühl des modernen Menschen widersprach, wie es sein künstlerisches Empfinden enttäuschte.

Man hat die Zeit vor dem Kriege wegen ihres eifrigen Kirchenbauens bald gelobt, bald belächelt. In der Tat sind seit Jahrhunderten in Deutschland nicht so viele gottesdienstliche Gebäude aus der Erde gewachsen wie in den letzten vierzig Jahren. Der Grund lag zunächst in der Mischung der Konfessionen. Während Katholiken und Protestanten früher länderweise sich scharf voneinander getrennt hielten, wogten sie im neuen Deutschen Reiche brüderlich durcheinander und mußten deshalb auch durcheinander bauen. Aber beide Konfessionen waren inzwischen auch zu einem Siebzigmillionenvolke herangewachsen, das sich in großen Städten zusammendrängte und immer neue Stätten der Andacht, der stillen Einkehr, der aufrüttelnden Predigt bedurfte. Die Massengemeinden schrien geradezu nach dem sittlich kräftigenden Einfluß der Religion. Gewiß tun es die prunkvollen Mauern nicht in erster Linie. Auf den Geist, der den gottesdienstlichen Raum durchwaltet, kommt es an. Aber wo dieser christliche Geist die Herrschaft führt, da wird er auch nach sichtbarer Betätigung verlangen. Ratschlagend und prüfend haben darum die letzten Jahrzehnte auch der modernen Kirchenbaufrage Herr zu werden gesucht. Der Irrweg der Romantik wurde glücklich verlassen, denn er hatte nur zu einem Raub an der Vergangenheit und zu einer Belügung der Zukunft geführt. Ihm trat gebieterisch die rücksichtslose Forderung nach Wahrheit gegenüber, die nicht leiden will, daß wir uns oder anderen etwas vortäuschen. Sie wird hoffentlich auch für die kommende Zeit der Leitstern des kirchenbauenden Deutschland bleiben. Denn aller Romantik zum Trotz suchen wir Menschen von heute im Gotteshause doch etwas anderes als unsere Vorfahren vor vierhundert und vor siebenhundert Jahren, und dies muß auch äußerlich im Baue selbst zum Ausdruck kommen.

Der gegenwärtige Stand des internationalen Privatrechts

Von

H. Ch. G. J. van der Mandere-Den Haag

I

Der große Krieg ist aus. Langsam, viel zu langsam unser aller Meinung nach, werden die Beziehungen zwischen den Völkern wieder aufgenommen, wird der Verkehr, der sie vor dem Kriege so eng miteinander verband, wiederhergestellt. Vorläufig kümmert man sich nur um die Beziehungen der Staaten zueinander und kann sich nur nebenbei für die Beziehungen des einen Individuums zum andern in allen denjenigen Fällen interessieren, in welchen diese Individuen verschiedener Nationalität sind und von verschiedener Gesetzgebung beherrscht werden. Die Erfahrungen der Vergangenheit berechtigen zu der Frage, ob man sich nicht in nächster Zukunft mit dem internationalen Privatrecht wird befassen müssen.

Alle zivilisierten Staaten haben ihr eigenes Privatrecht; ihr Personenrecht (Eherecht, Ehegüterrecht, Ehescheidungsrecht, die Kuratelen und die Vormundschaft), ihr Sachenrecht (Eigentum, Besitz und andere Rechte Sachen betreffend, sowie ihr Erbrecht), ihr Obligationsrecht (Verträge, Abschließen derselben, Rechte und Pflichten), ihr bürgerliches Beweisrecht und ihr Prozeßrecht mit seinen Regeln und Formen. Jeder Staat hat sein Recht für sich, und die Menschen leben heute unter Herrschaft dieses und morgen unter der Herrschaft jenes Rechtes. Sie reisen als Fremde über das Gebiet des fremden Staates, und sie wohnen dort als Ansässige. Dennoch behalten sie ihre Nationalität. Sie handeln, sie kaufen und verkaufen, sie befrachten und verfrachten in ihrem Verkehr untereinander, wobei die Landesgrenzen immer mehr verschwinden und nach der Nationalität der Parteien nicht mehr gefragt wird. Sie haben Eigentums- oder Hypothekenrechte auf Güter im Ausland, oder sie können Erbschaftsansprüche auf ausländische Nachlässe geltend machen. Und dennoch ist das Recht in jedem Lande verschieden. Nicht auf jedem Rechtsgebiet ist der Unterschied groß. Er macht sich besonders stark geltend auf dem Gebiete des Ehe- und Familienrechts, des Erb-, Prozeß- und des Verkehrsrechts. Nur ein mächtiges Weltreich, wie das alte römische Reich, kannte ein gleiches Privatrecht für sein ganzes Territorium und die darauf lebenden Personen. Aber wie lange hat es gedauert, bevor im Bundesstaat des deutschen Reiches ein Privatrecht für alle Staaten des Bundes eingeführt wurde?

So sagte Professor Dr. G. A. van Hamel in einem Artikel, welchen er dem am 29. Juli 1913 verstorbenen, damaligen niederländischen Staatsrat

Asser, dem Gründer und Schöpfer des internationalen Privatrechts, zu dessen siebzigstem Geburtstage widmete (denn Asser hatte selbst gesagt, als er im Jahre 1893 das Amsterdamsche Professorat niederlegte, daß er die Kodifikation des internationalen Privatrechts, mehr als jede andere Arbeit, der er seine Kräfte geweiht hat, als seine Lebensaufgabe betrachtete): „Wenn man bedenkt, daß man erst am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts mit der Kodifikation in Europa angefangen hat, dann muß man sich über die überall erzielten Resultate wundern. Die meisten Länder besitzen eine gute nationale Gesetzgebung, die je nach Bedarf verbessert und erweitert worden ist. Jedoch sehr wenig, ja fast gar nichts geschah bis jetzt, um dem Recht ein festes Fundament zu geben, das bestimmt, welche Gesetzgebung anzuwenden sei, wenn zwei oder mehrere Gesetzgebungen miteinander kollidieren, und Schwierigkeiten aus dem Wege räumt, die auch in anderer Hinsicht im internationalen Verkehr aus dem Unterschied der Gesetzgebungen erwachsen. Auf diesem Gebiet herrscht noch die größte Unsicherheit."

Von vielen Personen weiß man nicht, ob sie verheiratet oder ledig sind. Die Legitimität ihrer Kinder steht nicht fest, ebenso wie die vermögensrechtlichen Folgen ihrer Ehe. Häufig wird eine Ehe in dem einen Lande durch Ehescheidung für gelöst erklärt, während sie nach dem Rechte des anderen Landes fortbesteht. Bei minderjährigen Waisen kommt es häufig vor, daß keine Autorität berechtigt ist, für sie einen Vormund zu ernennen. Viele Testamente werden hier für nichtig, dort für gültig erklärt. Wenn jemand stirbt, der in mehreren Ländern Güter hinterläßt, so wird meistens für jeden Güterkomplex die Erbfolge durch das Gesetz des Landes beherrscht, in welchem der Güterkomplex liegt, während doch ein Nachlaß selbstverständlich eine Einheit ist. Die gerichtliche Vorladung Fremder ist in vielen Ländern auf sehr ungerechten Voraussetzungen basiert. Das Urteil, welches in einem Lande von dem kompetenten Richter gefällt wurde, ist in manchem Lande ohne Rechtskraft, sogar wenn man die Kompetenz jenes Richters anerkennt. Die Güter eines Gemeinschuldners, welche sich im Auslande befinden, ebenso wie seine dortigen Guthaben, können von einem der Gläubiger in Beschlag genommen und der Konkursmasse entzogen werden, ohne daß der Konkursverwalter es verhindern kann. Kann es da wundernehmen, daß Asser im Jahre 1893, als der internationale Gedanke anfing, sich geltend zu machen, auf Mißverhältnisse hinwies und behauptete, daß man nach einer Reihe von Jahren nicht mehr würde begreifen können, wie Derartiges in unserer Zeit bestehen konnte!

Besonders der Laie auf diesem Gebiete wird sich über dieses Chaos wundern, wenn er sich in die Folgen der häufigen Konflikte der nationalen Gesetzgebungen versetzt. Obwohl dieses Erstaunen in einer Zeit gerechtfertigt ist, in welcher man Post- und Telegraphenverkehr, Eisenbahnen und Kanäle, Patente und Autorenrechte zu einem Ganzen von internationalem Charakter umzuändern versucht, muß dagegen auf die ungeheuren Schwierigkeiten hingewiesen werden, die überwunden werden müssen, ehe ein positives Resultat

erzielt werden kann. Professor van Hamel hat seinerzeit in seinem angeführten Artikel dargelegt, daß auch nichts natürlicher ist, als die Rechtsverschiedenheit in den vielen Staaten, besonders in denen der alten Welt. Sie alle haben ja ihre Geschichte, ihre Bedürfnisse, ihre Volkstradition und ihre eigenen Volkscharakter. Wie meilenweit liegt davon die Rechtseinheit oder das Weltrecht entfernt, das frühere Denker als das logische Ziel der Entwicklung ansahen, aber das andere wiederum für unerreichbar halten, weil sie es mit dem Charakter des Rechtes selbst für widersprechend erachten. Haben wir nicht — so ist häufig gefragt worden — um begründeten Forderungen von Verschiedenheit in Charakter und Kultur gerecht zu werden, in unseren eigenen Kolonien ein besonderes Privatrecht für Europäer, für fremde Orientalen und für Eingeborene? Kann man hier nicht die Überlieferung aus jener Zeit wiederfinden, als die germanischen Stämme in das römische Reich eindrangen und jedes Mitglied eines Stammes sein eignes Stammrecht behielt, wohin er auch ging? Gilt nicht in manchen Ländern noch jetzt das nationale Recht als das Recht, das die Menschen beherrscht, selbst wenn sie sich außerhalb dieser Länder befinden? Und bestehen nicht in vielen Ländern besonders nachteilige Bestimmungen für Fremde? Zwar kann man diese nicht mehr mit der Behandlung vergleichen, die Fremde in uralten Zeiten erfuhren, in denen man ihnen gar keine Rechte zuerkannte. Jeder Staat hat neben seinem eigenen Recht seine eigene Rechtsprechung, seine eigene Rechtsmacht, seine eigene Rechtspflege. Und innerhalb seiner Grenzen gilt nur diese. Die Macht des Nachbarstaates hört an der Grenze auf. Erst dann, wenn der Völkerbund zu vollständiger Entwicklung gekommen sein sollte, wird es möglich und wünschenswert sein, den Begriff der Souveränität, der in dieser Begrenzung liegt, zum Nutzen der internationalen Ordnung noch mehr zu beschränken.

Wie oft geschieht es nicht jetzt, daß ein Staat, der an seiner eigenen Rechtsmacht hartnäckig festhält, seine Rechtsaufgabe nicht erfüllen kann, wenn er nicht von einem anderen Staate, zum Beispiel bei einer Untersuchung oder einem Zeugenverhör, unterstützt wird. Dieses alles weist auf Verschiedenheit des Privatrechts hin und auf den strittigen engen Zusammenhang von Rechtshandlungen und Rechtsverhältnissen. In den Tagen, als jeder Staat für sich lebte, als die Staaten nur als Staaten und durch ihre eigenen Gesandten miteinander in Berührung kamen, als der Handel zwar blühte, jedoch mit seinen eigenen Gebräuchen und besonderen Vorrechten, in jenen Tagen fühlte man noch nicht und konnte man auch nicht fühlen, wie stark dieses Interesse des internationalen Zusammenhanges bereits war. Aber aus der immer stärker werdenden Internationalität der Welt sind viele Rechtsbedürfnisse entstanden, welche nicht dieser oder jener Staat befriedigen kann, sondern nur die Gesamtheit der Staaten. Das Ziel, welches sich die Kodifikation des internationalen Privatrechts steckt und das sie zielbewußt und sicher erstrebt, ist die Befriedigung des Bedürfnisses nach Rechtseinheit mit Berücksichtigung des eigenen nationalen Rechts und der selbständigen nationalen

Rechtsmacht. Der internationale Gedanke weckt das Bedürfnis nach einer steigenden Anerkennung von Gleichberechtigung für Fremde und eigene Untertanen, nach gegenseitiger Rechtshilfe, auch auf privatrechtlichem Gebiete, aber am meisten wohl nach Rechtssicherheit und Rechtsgleichheit, was die Frage anlangt, nach dem Gesetz, welchen Staates ein bestimmtes Rechtsverhältnis beurteilt werden muß, mit Anerkennung also dieses bestimmten Gesetzes, sei es auch das eines fremden Staates, durch jeden Richter, in welchem Staate es auch sei, vor dessen Richterstuhl das Rechtsverhältnis zur Beurteilung gelangen wird.

Wenn man ein feststehendes und verabredetes Prinzip als Ausgangspunkt nimmt, so scheint es in unserer Zeit von Kodifikationen, von internationalen Regelungen nicht schwierig, ein solches Resultat zu erzielen. Aber man unterschätze die Schwierigkeiten nicht, die in dem Vierteljahrhundert vor dem Krieg mühsam überwunden sind, und die bald, wenn der Völkerbund seinen Einfluß geltend macht und die Wiederherstellung des internationalen Verkehrs fördern wird, stets mehr der Vergangenheit angehören werden. Die Gesetzgebungen der verschiedenen Länder stehen in vielen Fällen nicht nebeneinander, sondern in Streit miteinander. Die beste Rechtsanwendung ist alsdann: für jedes Rechtsverhältnis das dafür passende, internationalrechtlich maßgebende Staatenrecht anzuerkennen — das Recht des Landes, dem diese Personen untertan sind, oder des Landes, in dem sie wohnen, oder des Staates, auf dessen Gebiete die Rechtshandlung zustande kam, oder des Staates, auf dessen Gebiet die Rechtsfolgen eintreten, die betreffenden Güter sich befinden, oder des Staates, dessen Recht sich die Parteien selbst unterwerfen wollen — nicht aber, daß jedes Land kein anderes Recht anerkennen und anwenden will als sein eigenes. So fragte Professor van Hamel: Nach welchem Recht muß die Fähigkeit zur Eingehung einer Ehe beurteilt werden: nach dem Recht des Ortes, in welchem die Ehe geschlossen wird, oder nach dem Recht der Nationalität der künftigen Ehegatten, oder nach welchem Recht, wenn sie verschiedener Nationalität sind? Kann eine Ehescheidungsklage erhoben werden, wenn das Gesetz des Landes, in welchem die Ehegatten wohnen, Ehescheidung erlaubt, auch wenn von dem Gesetz die Auflösung der Ehe nicht anerkannt wird? Nach welchem Recht müssen die Rechtsfolgen einer Erbschaft beurteilt werden, nach demjenigen des Wohnortes der Erblasser oder nach dem ihrer Nationalität? Muß für Liegenschaften immer das Recht des Landes gelten, innerhalb dessen Grenzen sie liegen? Nach welchem Recht muß ein getroffenes Abkommen gedeutet, eine Vormundschaft geführt werden, das Stellen unter Kuratel zulässig sein?

Das sind einige Beispiele, die notwendig die sogenannten Kollisionsvorschriften zur Folge haben mußten. Es sind dieses die wichtigsten Vorschriften über die Lösung von Rechtskonflikten, die den ersten, hauptsächlichsten Stoff für die Kodifikation des internationalen Privatrechts lieferten. Seine Kodifikation bezweckte nichts mehr und nichts weniger, als billige Prinzipien

zur Lösung von Rechtskonflikten zu suchen und darüber zwischen allen Staaten mit ihrer verschiedenen Tradition, Geschichte, Rechtsauffassung und Rechtsanwendung Übereinstimmung zu erzielen. Bei diesem Streben war der Grundgedanke einerseits: die Anerkennung der Gleichwertigkeit des Rechts der verschiedenen Staaten und das Suchen nach Gründen, die jedesmal das maßgebende Recht bestimmen. Der Laie, der nichts vom Privatrecht kennt, mag in solchen Fällen wohl tadelnd von „Juristerei" sprechen. Er vergißt aber dabei, daß das Recht jedes Staates auf der Vergangenheit aufgebaut wurde, daß es aus Traditionen entstand, die ihren Ursprung wiederum im Volkscharakter, dem Gottesdienst und den Gewohnheiten haben, daß also eine prinzipielle Änderung in der Art des Rechts, das angewendet werden muß, eine Umwälzung im ganzen Staatswesen hervorruft und zu Konsequenzen führt, deren Folgen nicht zu übersehen sind. Das Streben der neuen Zeit war darauf gerichtet, die verschiedenen souveränen Staaten zu Trägern der internationalen Rechtsordnung zu machen. Es hat unbewußt zu der Anerkennung des internationalen Charakters der menschlichen Gesellschaft geführt, wie dieser aus dem zunehmenden Handel und Verkehr immer deutlicher hervortrat.

Die Praxis der Zukunft zwingt dazu, die allzu ausschließlich eigene Rechtsmacht und die eigenen Rechtsbegriffe zu beschränken und sie den internationalen Vorschriften unterzuordnen. Die Praxis der Vergangenheit steht diesem im Wege, weil sie die Baustoffe für das heutige Rechtsleben jedes Staates geliefert hat. Diese beiden ohne zu großen und plötzlichen Übergang miteinander auszusöhnen, ist eine notwendige, eine dankbare, aber zugleich auch eine äußerst schwierige und umfangreiche Arbeit. Man erwäge nur die Gegensätze, die auf dem Gebiet des internationalen Rechts und des Auslieferungsrechts immer prinzipiell zwischen England und anderen Staaten hervortraten; man erwäge den engen Zusammenhang, der in derartigen Teilgebieten des Privatrechts und des allgemeinen Völkerrechts besteht. Durch den Krieg ist plötzlich die ganze Welt ihrer Fortschritte beraubt, welche sie auf dem Gebiete der Regelung des internationalen Privatrechts gemacht hatte; diese Fortschritte wird man bald wieder zurückgewinnen; aber die Praxis des Krieges hat trotzdem gelehrt, daß die alte Abgeschlossenheit des unbegrenzten eigenen Rechtsgebietes sofort zurückkehrt, sobald die Umstände dazu führen, das internationale Zusammenleben beiseite zu schieben. Das internationale Privatrecht, welches erst seit einem Vierteljahrhundert langsam und zögernd in die modernen Staatenverhältnisse eingeführt wurde, macht gewiß noch keinen belebenden Bestandteil derselben aus.

II

Hugo Grotius wird nicht nur der Gründer, sondern auch der Entdecker des Völkerrechts genannt, obwohl ein jeder weiß, daß große Gelehrte vor ihm und auf jeden Fall zu gleicher Zeit mit ihm gelebt haben, deren Ver-

dienste auf dem Gebiete des Völkerrechts nicht geringer waren. Der im Jahre 1913 verstorbene niederländische Staatsrat Dr. jur. T. M. C. Asser, einer, den viele von uns noch persönlich gekannt haben, war es, der sich große, unbestrittene Verdienste um das internationale Privatrecht erworben und dieses internationale Privatrecht aus dem Chaos, welches er um sich sah, aufgebaut hat.

Es war Assers unermüdliche Arbeit auf internationalem Gebiet, welche das internationale juristische Organ zustande brachte, das im Kreise der Gelehrten von so großem Einfluß gewesen ist. Asser war es, der bei dem niederländischen Minister des Auswärtigen Amts dringend darauf bestanden hat, daß er im Jahre 1892 zu einer Konferenz einlud, welche im Haag zur Regelung des internationalen Privatrechts stattfinden sollte Es gehörte von seiten Hollands wohl Mut dazu, diese Einladung zu versenden. Denn kurz vorher war eine solche von Italien, der viel stärkeren Großmacht, erfolgt, ohne daß damit ein günstiges Resultat erreicht war. Hatte das kleine Holland ein Recht dazu, auf ein günstiges Resultat zu hoffen? Mit oder ohne Recht — das Resultat wurde erreicht; denn im Jahre 1893 kam die erste internationale Konferenz für Privatrecht im Haag zusammen. Ihr folgte eine Reihe anderer, die Haag zum Geburtsort des internationalen Privatrechts gemacht haben, dessen Regelung eigentlich für die Untertanen jeglichen Staates von viel größerer Bedeutung ist als das Völkerrecht, dem trotzdem größere Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Als am 12. September 1893 die Abgeordneten von Deutschland, Belgien, Frankreich, Italien, Luxemburg, der Schweiz, Spanien, Portugal, Österreich-Ungarn, Dänemark, Rumänien und Rußland mit denen der Niederlande im Trêvessaal im Haag zusammen kamen, konnte der Staatsrat Asser mit Recht sagen, daß sich ein Traum seines Lebens zu verwirklichen schien. Bedenkt man, daß es eine erste und völlig unvorbereitete Konferenz war, so kann man diese Zusammenkunft, bei welcher Professor Asser mit Stimmeneinheit das Vorsitzeramt angeboten wurde, als wohl gelungen betrachten. In acht Sitzungen wurden über vier verschiedene, höchst wichtige Themata, welche das Ehe-, Prozeß- und Erbrecht betrafen, Verträge entworfen. In dem Schlußprotokoll vom 25. September 1893 verpflichteten sich die Delegierten, die darin enthaltenen Bestimmungen ihrer Regierung und den Parlamenten zur Beurteilung vorzulegen. Gleichzeitig wurde in diesem Protokoll der Termin für eine zweite Konferenz im Haag festgesetzt.

Diese kam bereits im Frühling des Jahres 1894 zusammen, und mit Freuden konnte man konstatieren, daß keine der Mächte, die das vorige Mal zugegen gewesen waren, sich zurückgezogen hatte. Im Gegenteil! Die schwedisch-nordische Union konnte als neu hinzugetretene Macht begrüßt werden. Auf dem Fundament, welches im vorhergehenden Jahre gelegt war, wurde jetzt weiter gebaut, wieder unter Assers Präsidium. Im Schlußprotokoll dieser zweiten Konferenz wurden drei von den vier beim vorigen Male bereits vorläufig festgestellten Entwürfen umgeändert und vervoll-

ständigt angenommen. Außerdem wurden zwei andere hinzugefügt, welche Regelungen über Vormundschaft und Konkurs enthielten. Der größte Teil dieser Entwürfe gründete sich auf die Vorprojekte des Vorsitzenden und hatte zum Hauptprinzip die Versöhnung der kontrastierenden Elemente in den verschiedenen nationalen Gesetzgebungen. Das definitive Resultat dieser beiden Konferenzen wurde im Haager Traktat vom 14. November 1896 niedergelegt. Die Delegierten von zehn Staaten schlossen darin einen Vertrag, der eine allgemeine Regelung über das bürgerliche Prozeßrecht enthielt. Am 22. Mai 1897 wurde dieser Vertrag durch ein hinzugefügtes Protokoll etwas geändert und vervollständigt, und nacheinander schlossen sich auch die Mächte diesem Traktate an, die wohl an der Konferenz teilgenommen, aber vorläufig noch nicht unterzeichnet hatten. Zuletzt kamen Rußland und Rumänien, am 31. Dezember 1897. Als danach das Traktat auch durch den Beschluß der Parlamente sanktioniert worden war, konnte man sagen, daß für das ganze Kontinentaleuropa, mit Ausnahme einiger slawischer Staaten, welche nicht eingeladen worden waren, eine Rechtseinheit erlangt war hinsichtlich der Themata, deren verschiedene Regelung in den Gesetzgebungen häufig Schwierigkeiten verursacht, Schwierigkeiten, welche sich anerkanntermaßen um so stärker fühlbar machen, je mehr Einfluß sie auf das tägliche Leben haben.

Im Jahre 1900 kam die dritte Konferenz zusammen. Aber innerhalb der inzwischen verflossenen Jahre war mit der Vorbereitung des Stoffes dieser Konferenz eine wichtige Veränderung vorgenommen, eine Veränderung, welche Staatsrat Asser für diese verwickelte Materie für nötig erachtet hatte, und die er mit seiner bekannten Beharrlichkeit durchzusetzen gewußt hatte. Bereits im Jahre 1897 hatte die niederländische Regierung eine Staatskommission ernannt, welche sie über das internationale Privatrecht belehren sollte, unter dem Vorsitz von Asser. Diesem Beispiel folgten nacheinander Frankreich, Belgien, Rußland und Italien. Es hatte den denkbar besten Erfolg. Denn das System einer schriftlichen Vorbereitung, das sich daraus ergab, schrieb vor, die Entwurfverträge den verschiedenen Regierungen zuzusenden, ehe diese ihre Delegierten abordneten. Den darauf empfangenen Antworten wurde dann das Material für die Konferenz entnommen, welches Artikel für Artikel die Anmerkungen und Veränderungen jeder Regierung angab, und somit, noch ehe ein Wort gesagt worden war, eine deutliche Übersicht der verschiedenen Standpunkte ergab und lange Diskussionen zur Verdeutlichung dieses Standpunktes überflüssig machte und vermied. Die dritte Konferenz, welche vom 29. Mai bis zum 18. Juni 1900 im Haag abgehalten wurde, hat den richtigen Vorteil davon in verschiedener Hinsicht gefühlt. Sie konnte jedoch auch häufig konstatieren, daß ihr Präsident, wiederum Staatsrat Asser, die schwere und mühselige Methode derart beherrschte, daß er einem jeden als Führer dienen und in allen Schwierigkeiten, ohne Ausnahme, den Weg weisen konnte, der aus dem Labyrinth der widersprechenden Bestimmungen herausführte. Wenn man bedenkt, welche großen Gelehrten an seiner Seite

saßen, und daß zwei Männer von internationalem Ruf, wie Louis Renault und von Martens, seine „Leutnants" genannt wurden, dann weisen diese Konferenzen selbst bereits auf eine fast einzigartige Erscheinung in der Geschichte internationaler Zusammenkünfte hin, auf ein permanentes Vorsitzeramt, das viel mehr den persönlichen Eigenschaften des dafür Erwählten zuzuschreiben war als der Gewogenheit für ein Land, welches er vertrat. Bei Asser vergaß man den niederländischen Delegierten über dem berufenen Leiter der Aufgabe.

Was die dritte Konferenz im Jahre 1900 zustande brachte, findet man im Vertrag vom 12. Juni 1902, wobei aus dem Schlußprotokoll vom Jahre 1900 die Regelungen der Gesetzeskonflikte bezüglich der Ehe, der Gesetzes- und Juris-Diction-Konflikten, der Ehescheidung, der Trennung von Tisch und Bett und der Vormundschaft von Unmündigen, von den fünfzehn teilnehmenden Mächten zu Traktaten erhoben wurden. Wiederum bat man die niederländische Regierung, auch fernerhin die Fortsetzung der schwierigen vorbereitenden Arbeit zu übernehmen. Als der Justizminister, Dr. jur. P. A. W. Cort van der Linden, für diese schmeichelhafte Aufforderung den Dank der Regierung überbrachte, konnte er von der Erfüllung einer schweren Aufgabe, „celle de trouver pour des principes, généralement approuvés, des formes concrètes acceptables pour tous et des règles pratiques", aber zu gleicher Zeit auch von einer nahen Zukunft sprechen, die von noch größerer Wichtigkeit sein würde. „Ein edler Gedanke liegt Ihrer Arbeit zugrunde," so sprach er, „die Vereinigung der Menschheit, und inmitten Ihrer Arbeit wird es Ihnen allmählich klar geworden sein, daß der sittliche Unterschied zwischen den Völkern täglich mehr verschwindet, und daß wir nicht mehr so weit von unserem Ideal entfernt sind: eine einzige Menschheit, welche von einer einzigen Richtschnur des Rechts geleitet wird."

Die vierte Konferenz im Jahre 1904, bei der Japan zum ersten Male an den Beratschlagungen teilnahm, bewies die Wahrheit dieser Worte, denn ihre Arbeit war äußerst belangreich. Sie fing mit einer gründlichen Revision des Rechtsforderungstraktates vom Jahre 1896 an und brachte dann verschiedene durch die Praxis gebotene Änderungen an. In gewissem Sinne machte sie den pro Deo-Prozeß international dadurch, daß sie den scharfsinnigen Rat des Vorsitzenden befolgte, die Kostenentscheidung gleich exekutabel zu erklären und dadurch Kautionsforderungen überflüssig zu machen. Ebenso führte sie die Traktate zu einem guten Ende, welche die Gesetzeskonflikte betreffen hinsichtlich der Ehefolgen, sowohl bezüglich der persönlichen Rechte und Verpflichtungen der Ehegatten als auch hinsichtlich der Ehegüter, der Kuratel und des Erbrechts. Die Ergänzung einzelner Punkte des letzteren behielt man sich für eine folgende Konferenz vor. Am 17. Juli 1905 wurde diese Übereinkunft von sieben Staaten unterzeichnet. Sie brachte eine definitive Einheitlichkeit und eine Gleichberechtigung von Nationalen und Fremden beim Führen von Prozessen mit Hilfe auswärtiger Gerichte, mit Zustellungen und Zulassung der Exekution

der richterlichen Entscheidung, welche einen Fremden verurteilt, die Prozeßkosten zu tragen, und mit umfangreichen Bestimmungen auf dem Gebiete des Familienrechts. Man braucht nur daran zu denken, wie heikel diese in ihren Grundzügen bereits geregelte Materie ist, wie gerade das ganze Familienrecht im engsten Zusammenhang steht mit den in allen Ländern verschiedenen und nicht nur auf juristischem Gebiete Einfluß übenden Begriffen über die Ehe und ihre Folgen, um gleichzeitig einzusehen, daß Asters Arbeit nicht nur den ersten Stein zu einem großen und mächtigen Gebäude gelegt hat, sondern daß sie selbst das Fundament dieses Gebäudes ist, und kein Fundament im modernen Sinn, sondern ein altertümliches, solides und gediegenes. Seine Leitung führte an Klippen vorbei. Am stärksten fühlte man das auf einer der Konferenzen selbst. Österreich glaubte nämlich den Vollzug der Ehe zwischen Fremden nicht zulassen zu können, wenn prinzielle Ehehindernisse dem österreichischen Gesetze nach bestanden. Das war eine Einwendung ernstester, religiöser Art. Diese Schwierigkeit wurde durch den Takt des Leiters der Konferenzen vollständig beseitigt. Er hatte schon ein vermittelndes Projekt bereit, und zwar in dem Sinne, daß auch Ehen von Fremden, welche vor dem diplomatischen oder konsulären Staatsbeamten dieser Fremden geschlossen werden, von dem Staate, auf dessen Grundgebiet solches geschieht, aus religiösen Gründen nicht als nichtig erachtet werden dürfen.

Den vier Konferenzen für internationales Privatrecht, die 1893 und folgende Jahre im Haag abgehalten wurden, schließen sich die Konferenzen für internationale Regelung des Wechselrechts eng an, die nacheinander in den Jahren 1910 bis 1913 stattfanden. Ein großes Stück Arbeit war durch die vier Haager Konferenzen bereits getan; aber das Gebiet des Handels betraf es direkt nicht. Und gerade der Geldhandel brauchte mehr internationale Einheitlichkeit als bisher. Es ergab sich sogleich, daß hier nicht nur Forderungen der strengen Rechtswissenschaft, sondern auch der finanziellen Praxis in Frage kamen. Auf die dringende Bitte Deutschlands und Italiens hat denn auch die niederländische Regierung, in Übereinstimmung mit seinem Rat, nicht gezögert, zu der Besprechung dieses Problems die Initiative zu ergreifen. Das ganze Vorbereitungssystem für die das Wechselrecht betreffende Konferenz vom Jahre 1910 beruhte auf den gediegenen Fundamenten, die sich bei dem internationalen Privatrecht so sehr bewährt hatten. Die Beratungen waren lang, schwierig und verwickelt. Selbst für die Finanzsachverständigen, die außerhalb der Konferenz standen, war es mehrmals die Frage, ob etwas Gutes erreicht war. Das vorläufige Ergebnis, welches im Jahre 1910 erzielt wurde, ist im Jahre 1913 ergänzt, verbessert und festgelegt worden. Und im selben Augenblick hieß es, daß eine fünfte Konferenz für internationales Privatrecht stattfinden sollte. Man erwartete dabei, daß sich England bereit erklären würde, sich den Entscheidungen der vier vorhergehenden Konferenzen auf dem Gebiete des bürgerlichen Prozeßrechts, des Eherechts und des Ehegüterrechts zu fügen.

Die Richtigkeit dieser Ansicht bleibe hier unbesprochen. Durch den Krieg hat dies alles plötzlich seine Aktualität eingebüßt. Das internationale Privatrecht schien den Einflüssen des Krieges entzogen zu sein. Gibt es nicht Bestimmungen der Haager Konvention vom Jahre 1907 für die Gebräuche des Krieges zu Lande, die den Standpunkt vertreten, daß man den Krieg nur gegen den Staat und dessen Vermögen, in keinem Falle jedoch gegen die Privatvermögen der Staatsbürger führen wollte? Von dem Augenblick des Kriegsbeginnes an hat ein Land mit dem anderen in Ausnahmegesetzgebung auf privatrechtlichem Gebiet gewetteifert. Manche behaupten, daß England und Frankreich hierin das Beispiel gegeben haben, andere wiederum behaupten das Gegenteil. Wie dem aber auch sei, bereits in den ersten Kriegsmonaten füllten die Bände, die dieser Kriegsgesetzgebung geweiht waren, einen gehörigen Raum. Daraus ergab sich, daß die Kündigung der Haager Verträge für Privatrecht seitens des größten Teiles der Kriegführenden kaum notwendig war, um sie vollständig außer Kraft zu setzen. Aber obschon es den Anschein hat, als ob besonders durch die lange Dauer des Krieges die Arbeit dieser Konferenzen für internationales Privatrecht keinen Erfolg hat, so gibt doch die nächste Zukunft Grund und Veranlassung zu der Hoffnung, daß auf ihrer Basis kräftig weitergebaut werden kann. Denn vor diesem Kriege lebte ebenso wie jetzt im Geiste aller Völker die Gewißheit, daß eine Trennung des internationalen Privatrechts nicht nur keineswegs wünschenswert, sondern in unserer heutigen internationalen Gesellschaft kaum möglich ist. Man kann nicht einerseits wünschen, daß der Verkehr zwischen den Völkern zunimmt, und andererseits für diesen Verkehr den Privatpersonen alle Rechte nehmen, auf welche sie für eigene Sicherheit und Gewißheit im eigenen Lande rechnen können. Das Fördern des Verkehrs, die Ermunterung zu Handel und Industrie, die beide nötig sind, wenn man den Aufbau der Welt bewerkstelligen will, bringt von selbst die Verpflichtung mit sich, daß man über die Rechtssicherheit der Untertanen auch in der Fremde zu wachen habe. Der Schutz der Rechte der Untertanen im Ausland ist ein Gegenstand, den die Völkerrechtsgelehrten bereits häufig ausführlich behandelt haben. Obschon man nicht behaupten darf, daß in der nächsten Zukunft nur dieser Gegenstand behandelt werden wird, kann man dennoch mit gutem Grunde reiche Ernte davon erhoffen.

Die Artikel des Völkerbundtraktates von Paris weisen darauf hin, daß man eine baldige vollkommene Wiederherstellung des Vorkriegszustandes als im Interesse der internationalen Gemeinschaft liegend betrachtet. Es ist wünschenswert, daß man auch die große Wichtigkeit der Wiederherstellung des internationalen Privatrechts einsieht, welches durch den Krieg so jämmerlich zerstört wurde, weil dieses am meisten dazu beitragen kann, die Beziehungen zwischen den Individuen verschiedener Länder wiederherzustellen.

Pariser Brief

Juli 1920.

Man hat oft erzählt, daß der Krieg Paris verwandelt hat, daß nach langen Zeiten erst das seltsame Leuchten, das diese Stadt umstrahlt hat, wieder aufflackern würde. Zwei Jahre sind jetzt vergangen, seit Fliegerbomben und weittragende Geschütze die Türme von Notre-Dame bedrohten, ein Jahr seit jenem denkwürdigen Nachmittage, wo die deutschen Delegierten etwas hilflos den schwerlastenden Frieden unterzeichneten.

Wie sieht Paris heute aus? Ich denke mir, daß ein Fremder, der in einem der überfüllten Züge ankommt, der nachher in vierzig Hotels nach einem Zimmer sucht, der einen Renntag in Longchamps miterlebt, wo die Menge in einer Siedehitze gestaut ist, der in zehn Theatern vergeblich nach einem Platz fragt, der schließlich glücklich ist, im Restaurant eine Viertelstunde zu warten, bis er sich endlich setzen kann ... ich denke mir, daß dieser Fremde in Paris wenig Folgen vom Krieg verspürt.

Der Drang nach der Großstadt, der sich heute überall manifestiert, scheint hier ins Himmelhohe gesteigert. Die Nerven halten Dissonanzen vom Geist und Katastrophen aus, die uns vor zehn Jahren in tiefster Seele geängstigt hätten. Es ist, als ob das Leben noch nie so verwegen stark gewesen sei.

Das ist Paris, ein Konglomerat von Menschen aller Welt, deren erstaunte und zuweilen pittoreske Gesten von einem scharmanten und etwas melancholischen Humor der Pariser gedämpft werden.

Das Seltsame aber ist, daß in wenig Stunden Distanz Menschen in den Wüsten der alten Schlachtfelder leben, daß Millionen von Frauen und Kindern den Winter in den Ruinen zerschossener Häuser überdauert haben, wo aus vier Brettern ein Bett und aus zwei Stützen ein Tisch gezimmert ist, indes der Regen den Wänden entlang rieselt. — Hier beginnt die deutsche Frage ...

Die Redaktion der „Deutschen Rundschau" hatte die Liebenswürdigkeit, mich aufzufordern, Schilderungen zu geben über die geistigen und politischen Strömungen, die heute in Frankreich herrschen, um zu zeigen, „wie sich deutsches Wesen und deutsche Zustände in den Köpfen der Franzosen spiegeln".

Das Unternehmen ist etwas schwierig, weil man im allgemeinen wenig disponiert ist, Dinge zu lesen, die nicht durchaus ein Bild zum Vorteil des Lesers ergeben. Andererseits scheint mir, daß ein Essai, der nicht durch das Streben nach Wahrheit belichtet ist, wenig Sinn hat; siecht doch vor allem der heutige Journalismus an dem Leiden der Sensation zugunsten herrschender politischer Konjunkturen.

So habe ich denn mit dem besten Willen gefragt, nicht so sehr um zu erfahren, was Diplomaten und Minister über Deutschland denken, sondern was im Bürgertum über die brennendsten Probleme, im besonderen über die Erfüllung des Friedensvertrages, für eine Meinung herrscht.

Da ist zu sagen, daß die Schätzung der deutschen industriellen und kommerziellen Möglichkeiten eine sehr große ist. Der Krieg hat die ungeheure Leistungskraft der deutschen Industrie und des deutschen Arbeiters gezeigt. Der Franzose begreift heute sehr gut, daß von Deutschland erst dann eine wirksame Erfüllung der

Friedensbedingungen zu erwarten ist, wenn die Frage der Kriegsschuld endgültig abgeklärt ist. Der Schuldner will wissen, was er schuldet. Dabei aber hat man hier die Meinung, daß, sobald in diesem Sinne eine definitive Lösung gefunden ist, die augenblicklichen Schwierigkeiten in Deutschland, die Drohungen von rechts und links, sehr rasch schwinden werden.

Der Krieg hat, ökonomisch gesprochen, für die Zentralmächte als ein schlechtes Geschäft geendet. Daß der Debitor versucht, aus der schlechten Konstellation zu retten, was zu retten ist, spricht in den Augen der Franzosen auch nur für die außerordentliche Geschicklichkeit, nicht der deutschen Diplomaten, wohl aber ihrer technischen Ratgeber.

Deutschland war nach dem Krieg von 1870 erstaunt über die Promptheit, mit welcher Frankreich die Kriegsschuld gezahlt hat. Man hat hier die Meinung, daß die Welt, was das Aufleben der deutschen Industrie anbetrifft, ein neues Wunder erleben wird.

Wie es scheint, hat man in der Tatsache, daß man in Frankreich nur bedingungsweise an den deutschen Zusammenbruch glauben will, eine Deutschland bewußt zugefügte Demütigung sehen wollen.

Das ist sicher eine falsche Anschauung.

Frankreich ist heute ein Gläubiger, der selbst unter schwerster Bedrängnis lebt. Daß es sich an den ihm gegebenen Vorteil klammert, ist natürlich. Daß es in gewissen Fragen hart erscheinen muß, ist eine Folge seiner eigenen Schwierigkeiten. Von dem Wunsch, zu demütigen, ist aber weder bei der breiten Masse noch bei den Intellektuellen eine Spur zu finden.

Wenn Frankreich heute in Deutschland die am meisten gehaßte Nation ist, so ist das Gefühl durchaus nicht gegenseitig. Der Franzose ist zum größten Teil indifferent. Im übrigen steht er Deutschland gegenüber wie ein Kreditor dem Schuldner, für den sich die Gefühle in dem Maße bessern, wie er seinen Verpflichtungen nachkommt. — Man kann leicht konstatieren, daß auch nur die leiseste deutsche Geste in dieser Hinsicht von der französischen Presse jeweils mit erleichtertem Aufatmen notiert wird.

Einer der wichtigsten Punkte der Diskussion ist natürlicherweise die deutsche Armee.

Man verkennt nicht die Schwierigkeiten, die sich naturgemäß ergeben haben, als es sich darum handeln mußte, aus dem ersten Militärstaat der Welt eine Republik zu schaffen und die Armee aufzulösen. Man wirft in dieser Hinsicht besonders Noske vor, immer so gehandelt zu haben, als ob er nicht an diese Reduktion glaubte, als ob er einen deus ex machina erwartete oder ein Wunder — Revolution in Frankreich oder England — das die deutsche Armee gerettet hätte. — Die Tendenz von Noske — so sagt man — hätte darin bestanden, Deutschland zu bewaffnen, statt zu entwaffnen. Vor allem zeigte er das Bestreben, eine möglichst große Zahl der Kader im Aktivdienst zu erhalten, im Bewußtsein, so das Rückgrat der Armee intakt zu bewahren.

Aus diesem Grunde sieht man auch in der wirklichen und ernsten Schwierigkeit, den Berufsoffizieren eine ihrem Rang entsprechende Tätigkeit und Versorgung zu schaffen, eine Komplikation, die Noske eher vergrößert als entwirrt hat.

Man entgegnet auf den Einwand, daß eine groß angelegte soziale Aktion zugunsten der Demobilisierten ungeheure Summen kosten würde, die die augenblicklichen deutschen Kräfte übersteigen; man antwortet auf dieses Argument, daß, wenn die deutsche Regierung die Truppen wirklich auf die Reichswehr beschränkte, jährlich mehrere Milliarden erspart werden könnten — eine gewaltige Summe, die heute der Sold und die Bewaffnung der Überzahl verschlingt.

Wenn diese Ersparnis mit dem den Deutschen eingeborenen Organisationsgeist

für die demobilisierten Offiziere und Soldaten verwendet worden wäre, zu ihrer Unterstützung und Ansiedelung, wäre die Schwierigkeit heute schon zum größten Teil behoben. Diese Reform setzte natürlich eine andere Disposition voraus, als Noske sie gezeigt hat.

Was den Friedensvertrag anbetrifft, haben die letzten Wahlen den französischen Intellektuellen sehr pessimistisch gestimmt.

Vierzig Prozent der Wähler haben für die Deutschnationalen und die Deutsche Volkspartei gestimmt, die beide in ihrem offiziell veröffentlichten Programm die Restauration der Monarchie und der Armee proklamiert haben, zudem den festen Willen bekunden, keine Kriegsschuld zu zahlen. Darin resümiert sich in den Augen des französischen Publikums die auswärtige Politik dieser beiden Parteien.

Dem Zentrum bringt man, was die Frage der Reparationen anbetrifft, das größte Mißtrauen entgegen, da der gegenwärtige Kanzler Fehrenbach als Präsident der Nationalversammlung im Mai 1919 eine Rede gehalten hat, in der er die deutsche Jugend zu einem Revanchekrieg aufreizte.

Daraus ergibt sich für die französische Meinung, daß zum mindesten die Hälfte des Reichstags, was den Friedensvertrag anbetrifft, nicht nur Gegner ist, sondern eine aggressive Haltung einnimmt.

Die Mehrheitssozialisten selbst, die den Frieden unterzeichneten, haben bis jetzt — konstatiert man — noch kein klares Projekt, weder für die Liquidation der deutschen Schuld noch für den Wiederaufbau der zerstörten Provinzen, eingebracht.

Auch diese Partei, die von der alten Koalition Frankreich am wenigsten abgeneigt ist, hat stets so gehandelt, als ob der Vertrag von Versailles nie erfüllt werden müßte. Die Reden, die Dr. Köster als Minister des Auswärtigen Amts im Reichstag gehalten hat, haben hinsichtlich der Frage der Plebiszite einen wenig beruhigenden Eindruck gemacht.

Man hat in Paris die Meinung, daß ein Mangel an Diplomatie und Geschicklichkeit die Situationen oft verschlimmert. Wirklich guten Willen zeigten dagegen die Industriellen anläßlich der Conférence économique in Paris. Diese Verhandlungen seien in einer wirklich angenehmen Form geführt worden, in einem Ton, der kontrastiert* hat mit den Verhandlungen der beiden Regierungen auf politischem Gebiet.

Eine Frage, die die deutschen Gemüter viel beschäftigt hat, ist die der schwarzen Besatzungstruppen. Es sei hier versucht, den französischen Standpunkt zu skizzieren.

Die deutschen Proteste hätten danach für die Propaganda der letzten Reichstagswahlen das Hauptargument geliefert. Insbesondere für die konservative Partei. Es war da ein Thema gefunden, das, außerhalb der Parteikämpfe liegend, die öffentliche Meinung konsolidieren konnte.

Für die auswärtige Politik hatte das Argument nicht weniger Wert, hinsichtlich der Möglichkeit, die Glieder der Entente in Opposition zu setzen. Die amerikanische instinktive Abneigung gegen die Schwarzen, die Stimmung der englischen Frauenorganisationen, die einerseits die Verwendung der Kolonialtruppen überhaupt bekämpfen, andererseits die Würde der Frau in Gefahr erklären, wurden ausgenutzt. Der Kernpunkt der Frage sei die Tatsache, daß man in Deutschland sehr gut wisse, daß Frankreich ohne die Hilfe der Kolonien nicht genug Besatzung für das linke Rheinufer aufzubringen vermöchte. Darin liege politisch der Grund der Propaganda.

Man gibt von französischer Seite zu, daß Ausschreitungen vorgekommen sind, allein sie seien exemplarisch gestraft worden, und zwar mit Gefängnis von zwei bis zu fünf Jahren. Außerdem sollen am 1. Juni 1920 die schwarzen Besatzungstruppen auf rund 16000 Mann reduziert worden sein. Man wendet von in-

tellektueller Seite ein, daß auch das Verhalten von gewissen weiblichen Elementen schon vor dem Krieg bei deutschen Kolonialausstellungen den Schwarzen gegenüber provozierend war. Man brauche nur an die damals bekannt gewordenen Skandale zu erinnern.

Das sind ein paar Streiflichter zur Illustration der öffentlichen Meinung. Es ist vielleicht für die Deutschen besonders schwer, sich über die französische, vor allem auch politische Geistigkeit ein richtiges Urteil zu bilden. Die wenigen Rapporte deutscher Diplomaten, die seit dem Krieg publiziert worden sind, haben hinsichtlich der Vorkriegsperiode eine beklemmende Ignoranz gezeigt.

Auch heute scheint man in Deutschland geneigt zu sein, Strömungen, wie sie zum Beispiel die Zeitschrift „Clarté" charakterisiert, zu große Bedeutung beizumessen. Es handelt sich da um Tendenzen, für die sich eine Gruppe von Literaten und einige Intellektuelle, das große Publikum aber kaum interessiert. Außerdem sind die Ziele, wie immer, wenn Literaten und Künstler sich mit politisch-ökonomischen Fragen beschäftigen, derart utopistisch, daß mancher gute Gedanke, der da herausgeschält werden könnte, praktisch unbrauchbar wird.

Ich hatte neulich Gelegenheit, bei einem Freunde, der für den deutschen Organisationsgeist die größte Bewunderung zeigt und in einer ökonomischen Angliederung an Deutschland das Heil der Zukunft sieht, einen Brief von Barbusse zu lesen. Es war verblüffend, zu konstatieren, wie weit diese beiden Geister voneinander entfernt sind. Der eine, der selbst für die öffentliche französische Meinung eine rara avis bedeutet, erscheint neben Barbusse wie ein zaghafter Neuerer, indes der Meister ihn auf der Basis verwegener Utopien als Reaktionär behandelt. Die Individualität von Barbusse ist außerordentlich interessant. Er erscheint wie ein Besessener „d'une passion unique et irréalisable". Er stellt heute eine seltene künstlerische Kraft, aber keine politische Macht dar.

Ich möchte noch andere, lieblichere Töne anstimmen, von Theatern und russischen Balletten reden, von Pavlova und Karsavina; von Märchen und Ida Rubinstein, die in „Antoine et Cléopatre" ein Fiasko war, und deren lange nervöse Beine in „Scheharazade" unvergeßlich bleiben . . .

Es ist heiß, und eine dumpfe Schwüle lagert über der Stadt. In den Nächten tanzen die jungen Leute auf der Straße zum Klange von Harfen und Ziehharmonikas — es ist soviel Lieblichkeit und etwas Naivität in den Gesten. Man steht still und lauscht . . . und träumt von warmen Nächten am Meer, von fernen Schiffen und Leuchttürmen und von Ruhe nach tausend Erregungen. Es ist Sommer, es ist endlich Zeit, ein wenig glücklich zu sein . . .

Alexander Castell.

Ein- und Auskehr

Romane, Novellen

Vor dem unglücklichen Berichterstatter liegt ein Berg, gebildet aus ungefähr 50 neuen Romanen und Novellenbänden, und er will schier verzagen. Denn nach der Überwindung des Berges lockt kein Schlaraffenland, und viele Stellen sind durchaus nicht schmackhaft. Allen Erzählern gerecht zu werden, ist unmöglich. So seien denn die beachtenswerten Neuerscheinungen herausgehoben, die Mittelware kurz gestreift und das Minderwertige von vornherein ausgeschlossen.

Mit Fug und Recht erhält Jakob Schaffner den ersten Platz. Denn in seinem Roman „Die Weisheit der Liebe" (Grethlein und Co., Leipzig) ist ihm

ein starkes und reifes Werk zugewachsen. Man kennt Schaffners Meisterschaft, die Farbe und Luft der Arbeiter- und Kleinbürgerkreise zu schildern, und so ist auch hier wieder das Leben und die Gedankenwelt eines gehobenen Berliner Arbeiters mit großer Sicherheit getroffen. Wie sich in dem Hause eines solchen Mannes, der strotzt in Kraft und Saft, wie das Leben selbst, aus einer Ehe mit einer älteren Frau im Zusammenleben mit einem jungen Mädchen Schicksal und Schuld zu jähem Unglück verstricken, aus dem für die beiden Liebenden ein heißes, durch den Tod schnell geschiedenes Glück erwächst, das ersteht in bunten, satten Bildern, mit breitem Pinsel gemalt. Und immer greift er uns ans Herz und bringt es zum Schwingen durch die tiefe, beseelte Güte, deren Trägerin die verlassene Frau ist, und durch die Kraft des Glaubens an das Leben, das doch immer recht behält, wenn auch der Tod einmal das letzte Wort sein wird. Schaffners Entwicklung ist augenfällig. Eine gewisse spröde Herbheit und Nüchternheit hat sich zur Echtheit erhoben, und aus der Neigung, abseitigen Seelenvorgängen bis in feinste Verästelungen nachzugehen, ist Erkenntnis geworden. Anzumerken wäre nur, daß die große geistige Ueberlegenheit und Bewußtheit des Künstlers stärker wirken würde, wenn er sie sich als sein alleiniges Herrenrecht vorbehalten und nicht auch seinen Geschöpfen verliehen hätte. — Ganz anders geartet, aber nicht weniger reif ist Karl Gjellerups Vermächtnis „Das heiligste Tier" (Quelle und Meyer, Leipzig), das er ein elysisches Fabelbuch nennt. Einen Abschnitt des Buches konnte die „Deutsche Rundschau" im letzten Jahrgang veröffentlichen. Mit einer überwältigenden Belesenheit und einer weitgreifenden Phantasie schuf er hier ein Bild vom Elysium der Tiere, die nur je durch Mythen, Sagen und die Literatur gegangen sind, und in ihrem Streit, wem der Preis der Heiligkeit zufallen soll, strahlt in gleicher Weise seine innige Herzensfröhlichkeit wie eine tiefe Weisheit, die aus indischen Urquellen das Wissen um letzte Dinge nahm. — Von dem verklärten Tier führt Svend Fleuron mit der Geschichte eines Uhus „Strix" (Eugen Diederichs, Jena) zur Tragik des Tieres, das in seiner Einsamkeit und trotzigen, wilden Kraft den vergeblichen Kampf gegen den Menschen und die vernichtende Zivilisation führt. Die lebendigen Naturbilder des Dänen, aus unmittelbarem Erleben geschaffen, und sein Gefühl für die Größe des Raubtierdaseins erinnern an unsern unvergeßlichen Löns, nur daß hier stärker der kosmische Ton angeschlagen wird. — Bernd Isemann geht in seinem neuen Roman „Nala und Re", eine Ameisenfreundschaft (Walter Seifert, Stuttgart), besondere Wege. Die Form der Tiererzählung bedeutet für ihn keine Abkehr, sondern erst recht Einkehr in die Probleme der Menschenwelt und ihres Lebens. Wie hier die Ameisen Freude und Leid im großen wie im kleinen in den Formen menschlichen Empfindens und menschlichen Ausdrucks erleben, so werden sie zu Lehrmeistern und Mahnern des Menschen. Innigkeit, Liebe und Streben nach Ausgleichung im einzelnen wie im ganzen kennzeichnen auch hier wieder die anziehende Art Isemanns, dessen Werke einen weiten Leserkreis verdienen. — Den letzten Schritt tut Theodor Etzel in seinem Märchenroman „Das Tierwaldkind" (Walter Seifert, Stuttgart), indem er sein Menschenjunges, das, von Affen geraubt und unter ihnen aufgezogen, der Freund und Held der Tiere in wunderbarsten, farbenprächtigen Abenteuern geworden ist, nach Kennenlernen der Menschen freiwillig zu den Tieren zurückkehren läßt. Die Abhängigkeit von Kipling ist offenbar, aber sie stört nicht, denn der Märchenreiz ist groß. — Die Hinwendung so vieler Erzähler zu den Tieren ist kein Zufall. Die eigentliche Zukunft der Tiergeschichte, die gewiß auch feiner Verinnerlichung fähig ist, liegt jedoch in der Aufnahme der lebendigen Überlieferung des Froschmäuselers und des Reineke Vos, wie sie im Flämischen schon eine starke Frucht gezeitigt hat. — Von Emma Bonn, die den Lesern der „Deutschen Rundschau" auch keine Fremde mehr ist, erschien ein beachtens-

werter Roman „Die Mündung" (Paul List, Leipzig), der alle Vorzüge einer feinen Psychologie und einer gepflegten Sprache aufweist. Daß eine Frau dieses schmerzliche Buch schrieb, das an die Tiefen jeden weiblichen Seins rührt, und aus ihm heraus eine Botschaft kündet, daß aus dem Sichverschwenden, Sichverströmen, der grenzenlosen Hingabe nur Beglückung und Befreiung erwächst, gibt dem Werk eine besondere Note, die neue Nachdenklichkeiten zum ewigen Probleme bringt. — Das phantastische und unterhaltsame Buch von A. M. Frey „Solneman der Unsichtbare" (Delphin-Verlag, München), das ein eigenwilliger Könner schrieb, liegt, um 14 Holzschnitte von Otto Rückel bereichert, vor, ebenso wie die lang vergriffene, schmerzlich vermißte, entzückende „Prinzessin Schnudi" von Richard Elchinger (Georg Müller, München). Beide werden sich zu ihren alten Freunden bald neue erwerben. — Wenn man erwähnt, daß von Rudolf Hans Bartsch, Fedor von Zobeltitz, Walter Bloem, Walter Schulte vom Brühl und Alice Berend neue Werke erschienen sind, so darf bei einer Massenschau die Anführung der Titel genügen. Die literarischen und künstlerischen Gesichtszüge der Verfasser sind so vertraut, daß Ausführlichkeit nur Wiederholung bedeuten würde. Bartsch nennt sein neues Werk „Heldentum" (L. Staackmann, Leipzig), die Geschichte eines Vereinsamten; Bloems „Gottesferne" (Grethlein und Co., Leipzig), bisher der erste Band vorliegend, spielt im deutschen Mittelalter; Zobeltitzs „Die Unverantwortlichen" (Ullstein und Co.), aufregend genug in den Kreisen der Geheimdiplomatie, die hinter den Kulissen fast nie sauber, aber immer wirksam ihre verworrenen Fäden spinnt; Schulte vom Brühl nahm den Stoff zu seinem „Fitsch-Getau" (W. Girardet, Essen) aus dem Leben der bergischen Seidenwirker (das Wort verkörpert das unermüdliche Geklapper der Handwebstühle im Wuppertal) und Alice Berend ihre meisterlichen, von innerstem Humor getragenen Skizzen „Einfache Herzen" (Dürr und Weber, Leipzig-Gaschwitz) aus der Engigkeit des Bürgertums. Auch Karl Rosners Roman „Die Beichte des Herrn Moritz von Cleven", Paul Enderlings „Fräulein", Bernhardine Schulze-Smidts „Die Romfahrten des Franz Desolatis" (J. G. Cotta, Stuttgart) verlangen ebensowenig eine Stellungnahme der Kritik wie Juliane Karwaths „Das Erlebnis des Erasmus Luckhardt" (Egon Fleischel und Co.). Denn solche gleichmäßige, eine gewisse Höhe haltende Arbeit lädt nicht zum Verweilen ein zu einer Zeit, in der ein wilder Kampf um neue Formen tobt. Das gleiche gilt von der Romanreihe, die in hübschen Bänden, deren jeder gelesen zu werden verdient, als die „Bücher des Flemminghauses" erscheinen. Uns liegen drei Bände vor: „Rahel Delbanco", von Gertrud von Brockdorff; „Der Sturz ins Glück", von Max Bittrich; „Arwed Salvator, von Roderich Müller (Carl Flemming und E. T. Wiskott, Berlin).

Lebhafter geht es zu in den Büchern der „Neuen Reihe" (Roland-Verlag, München), die ganz der jungen Generation gewidmet sind. Naturgemäß sind sie nichts Einheitliches, aber die Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit des inneren Ringens, die hier eindringlich lebhaft wird, verdient ernste Beachtung. Wir werden in größerem Zusammenhang darauf eingehend zurückkommen. Hier seien vorerst nur die Neueingänge erwähnt: Friedrich Burschell, „Die Einfalt des Herzens"; Claire Studer, „Der gläserne Garten" und Oskar Loerke, „Chimärenreiter".

*

Ein kräftiges literarisches Leben rührt sich im Schwabenland. Der Weg über ein bewußtes Alemannentum braucht durchaus kein Umweg zum wahren Deutschtum zu sein. Denn je echter einer seine Stammeseigentümlichkeit ausbildet und die Fäden der langen Ahnenkette fester knüpft, um so besser ist er für seinen

Platz in der großdeutschen Sache gerüstet. Das von Hermann Hesse herausgegebene „Alemannenbuch" (Verlag Seldwyla, Bern) vereinigt eine Fülle von Können und innerer Jugend. Das gut ausgestattete Werk bringt Arbeiten von Hesse, Finckh, Schaffner, Schickele, Faesi, Flake, Schussen, Seelig, Steffen, Schwendtmann, Walser, Gamper, Moeschlin, Erpf, Sinclair, Thoma, Reinhart, Schädelin, Elisabeth Rupp. Von Hermann Hesse ist das feine, tiefe Stück „Kinderseele" aufgenommen, das zuerst in der „Deutschen Rundschau" erschien. — Eine hübsche Ergänzung hierzu bildet „Das neue schwäbische Liederbuch", herausgegeben von Hans Heinrich Ehrler und Hermann Missenharter (Strecker und Schröder, Stuttgart), das ein wahrhaft deutsches Buch ist. Im gleichen Verlag erschienen „Gedichte" von Hans Heinrich Ehrler, die starken Eigenton haben. Auch auf sie wird später zurückzukommen sein. — Die junge schwäbische Bewegung hat sich eine eigene Zeitschrift geschaffen, „Der schwäbische Bund", eine Monatsschrift aus Oberdeutschland, die kräftige Ansätze zeigt und einige wirklich gute, geschlossene Hefte, so die Hölderlin-Nummer, herausgebracht hat. — Daß die Berliner Entwicklung Gegenbewegungen hervorruft, versteht niemand besser, als wer das Unglück hat, in dieser undeutschen Stadt leben zu müssen. Wir begrüßen jeden Weg, der zu bewußtem Deutschtum führt, hoffen aber, daß die stämmischen Bewegungen nie zu pfahlbürgerlicher Enge und landsmannschaftlichem Dünkel führen, sondern sich stets bewußt bleiben werden, nicht Selbstzweck, sondern Keimzellen der großdeutschen Idee sein zu wollen. Vestigia terrent: schwäbische Dichterschule!

*

Feine und stille Geschichten sind in Will Vespers Novellenband „Traumgestalten" (C. H. Beck, München) vereinigt, und viel Innerlichkeit und seelische Verantwortlichkeit bergen die unter dem Titel „Erste Liebe" zusammengefügten Erzählungen von Wilhelm Schussen (Strecker und Schröder, Stuttgart), während Wilhelm Scharrelmann in seinen neuen Pickbalge-Geschichten „Rund um Sankt Annen" (Quelle und Meyer, Leipzig) mit glücklicher Hand eine alte verklungene Zeit mit Lachen und Schnurrigkeiten, Behagen und feinem Humor erstehen läßt. Von großer Spannung und erregendem Reiz sind die „Dämonischen Novellen" von Michael Birkenbiehl (J. Michael Müller, München), die auf einer Grundlage reicher Kenntnisse in der kriminalistischen Medizin Nachtseiten und Grenzgebiete menschlicher Tragödien in ein hartes Licht rücken. Auch von Oskar Maurus Fontane ist ein neuer Novellenband „Empörer" erschienen (E. P. Tal und Co., Wien), der des Interessanten genug bringt. — Ein geschickte Sammlung „Madame Guillotine" (Georg Müller, München), besorgt durch Curt Moreck, vereinigt Revolutionsgeschichten von Anatole France, Strindberg, Carlyle, Zola, Maupassant, Artzibaschew, Brjussof, Rung, Meyrinck, Schmidtbonn, Martens, Krell, Wassermann, Moreck. Das Bild, das aus der Spiegelung der Literatur entsteht, kann bedeutsame Erkenntnis vermitteln. — Auf eine sehr lebendige Novellensammlung, die als Wochenschrift erscheint und in jeder Nummer eine abgeschlossene Erzählung bringt, sei ganz besonders hingewiesen. Der Gedanke, gute Literatur, illustriert von ersten Künstlern, in billigen Ausgaben zu verbreiten, ist glücklich. — Hermann Ihering leitet die Sammlung „Der kleine Roman" (H. S. Hermann und Co., Berlin) mit großem Geschick. Bisher arbeiteten mit Wedekind, Heinrich Mann, Bulcke, Perkonig, Bruno Frank, Norbert Jaques, Gutherz, Heimann, Speyer, von Wolzogen, Ernst Lothar, Holitscher, Hirschfeld, Schaffner, Trebitsch u. a. m. An älterer Literatur wurden prächtige Stücke ausgewählt von Gaudy, Zschokke, Kürnberger, Halm. Als Illustratoren waren tätig: Jaeckel, Finetti, Büttner, Unold, Orlik, Oppenheimer, Liebermann, Kainer, Leonard,

Spiro u. a. Hier wird überlegener Ersatz für die üblichen Sammlungen kitschiger und seichter Unterhaltungslektüre geboten, wenn naturgemäß auch nicht jedes Bändchen das gleiche Gewicht hat.

*

Von neuen deutschen Übersetzungen französischer Romane seien angeführt: Romain Rolland, „Meister Breugnon" (Rütten und Loening, Frankfurt a. M.) und Peladan, „Der Sieg des Gatten" (Georg Müller, München). Rolland ruht von seinem strengen Schaffen in dem fröhlichen Buche seines Colas Breugnon aus, der ein ehrsamer Handwerker im Burgund des 17. Jahrhunderts war und ein ganzer Schalk obendrein. Derb und saftig ist die Lebensfreude des Mannes, der seine Gedanken über Gott und die Welt unbekümmert ausströmen läßt. Künstlerisch bleibt ein Rest Unbehagen. Das thema probandum tritt zu stark hervor, und die Contes drolatiques sind eben doch einzig. — Peladans, von Schering übersetzter und mit einem die Allgemeinheit befremdenden, stark persönlichen Vorwort versehener Incubus-Roman zeigt mehr die schwachen als die leuchtenden Seiten seines Schaffens. Nur selten ist hier die Kraft und Kunst wie im „allmächtigen Gold", dafür aber viel ungesunde Mystik, Unklarheit und Schwüle, die das Wesen weißer und schwarzer Magie nur an der Außenhaut berührt. — Von der verdienstlichen, hier schon angezeigten Gesamtausgabe der Romane von Anatole France sind an neuen Bänden erschienen: „Die rote Lilie", „Thais" und die köstliche „Insel der Pinguine" (Musarion-Verlag, München).

Naturwissenschaft

Von Wilhelm Bölsches Werken liegen „Von Wundern und Tieren" in 8. und 9., die „Wunder im All" in 11. und 12. Auflage vor (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Das ist ein besonders erfreuliches Zeichen dafür, daß die ausgezeichneten Bücher immer weitere Kreise zur Vertiefung in die Wunder der Natur anregen, und darin liegt der schönste Lohn für diesen lebendigsten Propheten. — In „Diekmanns Denkwürdigkeiten- und Erinnerungen-Bücherei", dem hier schon öfter erwähnten, großzügigen und gut geleiteten Unternehmen, ist als Band 4/5 erschienen: „Das Tier im Erlebnis des Menschen" von Th. Zell (Heinrich Diekmann, Halle). Eine Fülle von Anregung und Belehrung erwächst aus den umfassenden Zusammenstellungen, die aus den Mythen, Sagen, der Dichtung aller Zeiten mit großem Wissen und überlegener Kenntnis ein ganz überraschendes Bild ergeben. Daß die Tiere in dem Teil der Schöpfung, in dem wir leben, mit Recht einen weit wichtigeren und größeren Raum beanspruchen dürfen, ist eine der Nachdenklichkeiten, die gerade dem homo sapiens frommt. — Die inhaltsreichen und wertvollen Veröffentlichungen des „Kosmos" sind um das besonders interessante Buch von Fritz Kahn, „Die Zelle" vermehrt worden. Auch dieser neue Band steht durchaus auf der Höhe der früher erschienenen und verdient jede Empfehlung (Franckesche Verlagshandlung, Stuttgart). — Im gleichen Verlag ist ein Buch von allgemeinem Interesse erschienen: Versuche mit lebenden Bakterien von Max Oertli, das nicht nur für den naturwissenschaftlichen Arbeitsunterricht und den Naturfreund, sondern auch für jeden Haushalt eine sichere Anleitung zum selbständigen Arbeiten mit Bakterien gibt. — Gute Arbeiten sind auch die Bücher von R. Stäger, Erlebnisse mit Insekten, von Adolf Koelsch, Verwandlungen des Lebens und von Max Oertli, Das Forscherbuch (Rascher und Cie., Zürich). Die Bücher empfehlen sich selbst durch ihren Inhalt. Um so bedauerlicher ist es, daß der Schweizer Verlag seine Veröffentlichungen dadurch zu verbreiten sucht, daß er ihnen äußerlich das Kleid der „Kosmos-Bücher" gibt, die schon fest ihren Platz

behaupten, wie er andererseits in seinen kleinen Bänden die ausgezeichnete Insel-Bücherei nachahmt. Als vornehmes Geschäftsgebaren lassen sich solche Praktiken nicht gerade bezeichnen.

Kriegsbücher

Von den ungezählten Kriegsbüchern seien nur einige wertvolle herausgehoben. Das Buch des Gouverneurs Heinrich Schnee, „Deutsch-Ostafrika im Weltkriege. Wie wir lebten und kämpften" (Quelle und Meyer, Leipzig) ist ein großes bleibendes Denkmal deutscher Tüchtigkeit. Die kriegerischen Ereignisse dieses Heldenkampfes, wie ihn die Weltgeschichte nie gesehen hat, treten in den Hintergrund; dafür wird Rechenschaft abgelegt, was das Land im Kriege geleistet hat. Nur mit Ergriffenheit und Ehrfurcht kann man diese Ausführungen lesen, die schildern, wie das Unbegreifliche Ereignis wurde und die abgeschnittene Kolonie alles, aber auch alles selbst herstellte. Das beigegebene Bild- und Kartenmaterial ist vortrefflich. — Die Kämpfe stehen im Vordergrund in dem Buch, das Lettow-Vorbeck der deutschen Jugend geschenkt hat: „Heia Safari", Deutschlands Heldenkampf in Ostafrika (K. F. Koehler, Leipzig). Alle Eltern, denen daran liegt, daß ihre Kinder mit einem echten deutschen Nationalgefühl heranwachsen, sollten ihren Kindern als unverlierbaren Besitz dieses Heldenbuch übergeben; denn mehr als Schlagworte wird gerade bei der Jugend das Beispiel eines Lebens wirken, das Tat im höchsten Sinne ist. — Eine ausgezeichnete Ergänzung hierzu bildet das Buch von Richard Wenig, „Kriegs-Safari" (August Scherl, Berlin). Der Verfasser, ein Seeoffizier von der „Königsberg", hat den Kriegszug durch das portugiesische Gebiet mitgemacht und schildert in einer doppelt eindrucksvollen Schlichtheit das unerhörte Heldentum unserer Afrika-Kämpfer, die endlich unbesiegt, ein Häuflein gegen eine mit allen Mitteln ausgerüstete Übermacht, die Waffen strecken mußten. Auf den Führer Lettow-Vorbeck fällt hellstes Licht, aber auch auf die vorzüglichen Askaris. — Sehr eindrucksvoll ist auch das Buch G. von Hases, „Die zwei weißen Völker" (K. F. Koehler, Leipzig), in dem der Verfasser, ein deutscher Seeoffizier, seine Vorkriegs- und Kriegserinnerungen an die Beziehungen der deutschen und englischen Flotte aufzeichnet. Das Buch ist geeignet, der Verachtung gegen die Marine, die der übergroßen Schätzung gefolgt ist, wirksam entgegenzutreten, um die Erinnerung an die achtenswerte Leistung, die durch die Schmach des Endes besudelt und verdunkelt ist, wieder rein zu erhalten. — Zwei authentische Zeugnisse über die Behandlung der Kriegsgefangenen in Frankreich und England bringen die Bücher „Fluchtnächte in Frankreich" von Sandro (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) und „Kriegsgefangener auf Gibraltar und der Insel Man", das Tagebuch des Amerikaners Charles L. Hortmann (Paul Haupt, Bern). Beide sind sehr zum Studium zu empfehlen, denn sie geben Wahrheit gegenüber den von unseren Feinden verbreiteten, von würdelosen Deutschen nachgebeteten Lügen. Das Buch von Sandro ist von stark dramatischem Reiz.

Wenn Lothar Schücking ein Buch veröffentlicht „Ein Jahr auf Oesel" mit dem Untertitel „Beiträge zum System Ludendorff" (Fritz Würtz, Berlin), so weiß man bei der Geistesverfassung des Autors, was man zu erwarten hat. Als erfreulich kann dabei nur bezeichnet werden, daß auch dem Unbefangenen klar wird, wie tief die subalterne Gehässigkeit dieses Vorkämpfers für Freiheit und Pazifismus unter den bureaukratisch-engen Schwächen des von ihm nach dem Sturze tapfer angegriffenen Systems steht.

Verschiedenes

An dem Ziel, den inneren Reichtum unseres Deutschtums zu leuchtendem Leben zu erwecken, arbeitet das Buch „Kulturpolitik" von Fritz Schumacher

tatkräftig mit (Eugen Diederichs, Jena). Aus einem starken inneren Erleben heraus spricht hier ein Architekt über den Gesamtkomplex der Fragen, die unsere Zeit bewegen. Manche der Aufsätze sind in der „Deutschen Rundschau" zuerst erschienen. Daß sie mit den anderen zusammen ein geschlossenes Ganze ergeben, erweist aufs neue die starke Geistigkeit und Einheitlichkeit der Persönlichkeit ihres Verfassers. — Einen außergewöhnlich gehaltvollen und tiefen Beitrag zu dem Problem des Städtebaus bedeutet das Buch von Paul Wolf, „Städtebau" (Klinckhardt und Biermann, Leipzig). Daß unter der Unkultur der vergangenen Zeit auch das Formproblem der Stadt in traurigster Weise gelitten hat, sehen wir schaudernd überall. Daß aus der Not der Zeit durch zielbewußte Arbeit neue und gesunde Lösungen gefunden werden können, wenn der Städtebauer sich des großen Zusammenhangs verantwortlich bewußt wird, zeigt das Buch, das aus dem Rückblick auf die Stadtform der Vergangenheit die künftige Stadtform entwickelt, die nur aus den inneren Kräften der neuen Zeit erwachsen kann.

Eine hohe Aufgabe hat sich Albert von Hofmann in seinem Büchlein „Stil und Behaglichkeit" gestellt (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), in dem er seine Gedanken und Vorschläge zur Wohnungskultur vorträgt. Hebung und Schaffung des Stilgefühls in unserer engsten Umgebung ist die erste Stufe. Von ihr geht es zum Stilbewußtsein, das Kraft und Zukunft in sich trägt. Aus einem starken Stilgefühl erwächst stilbildende Kraft, und ein Volk, das über solche Kraft verfügt, hat auch rassebildende Kraft. In diesem Sinne gefaßt, werden die feinsinnigen Ausführungen uns allen die wertvollsten erziehlichen Anregungen geben können. — Unter dem freundlichen Titel „Seemannskost", einer feinen Huldigung an den bekannten und hochverdienten Leipziger Verleger Artur Seemann, ist als Jahresgabe der „Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei" ein Buch erschienen, bei dem der gewichtige Inhalt und die vollendete Ausstattung einander in glücklichster Weise entsprechen. Das Buch ist eine Widmung des Direktors und der Bibliothekare der Deutschen Bücherei. Die interessanten Beiträge sind: „Ein Beitrag zum Körner-Göschenschen Verlagsunternehmen", von Georg Minde-Pouet, „Ein russischer Dichter in Carl Alexanders Weimar", von Arthur Luther (es handelt sich um Graf Alexej Konstantinowitsch Tolstoj 1817—1875), „Wird Peer Gynt begnadigt?", von Wilhelm Frels, „Die naturphilosophisch-romantische Auffassung des Menschen als Vereinigung von Körper und Geist bei Heinrich Heine", von Johannes Thummerer und „Der junge van Gogh", von Frank Riederer. Das Buch ist auf echt Bütten bei Poeschel und Trepte gedruckt und von E. A. Enders provisorisch gebunden. Es präsentiert sich als eine Musterleistung deutscher Buchkunst.

Buchtechnisch vollendet ist auch der Prachtband „Die Dame im Spiegel" von Felix Salten mit Bildern, Buchschmuck und Einband von Gräfin Christine von Kalckreuth (Ullstein und Co.). Das Buch vereinigt alte und neue Essais und Skizzen Saltens, die aus einem lebhaften Temperament heraus Gescheites, Boshaftes, Amüsantes, aber auch viel Belangloses zu dem ewigen Thema zu sagen haben. Gewiß liest sich das Buch sehr hübsch und unterhaltsam und gibt auch ein paar Nachdenklichkeiten mit auf den Weg. Aber man fragt doch mit Erstaunen, warum gerade dieses Buch die fürstliche Ausstattung erfuhr.

*

Wenn die Sammlung „Die Nachbarn", Bücher offenherziger Aussprache, herausgegeben von Franz Dülberg (E. A. Seemann, Leipzig), in ihrer Ganzheit das hält, was der erste Band „Holland" verspricht und leistet, wird man ihr das allergrößte Interesse zuwenden. Aus unserer scheinbaren und wirklichen Ver-

einsamung führt uns nur der Weg rückhaltloser Erörterung der trennenden und verbindenden Punkte im Verkehr mit unseren Nachbarvölkern, jene ohne Schonung klarstellend, diese nicht vergrößernd. Wir haben so vieles Unfreundliche während des Krieges, das von Neutralen zu uns kam, nicht verstanden, Liebeswerke von großem Umfang falsch gewertet. Unsere Einstellung auf die fremden Völker war eben von Grund aus unrichtig, und mangelnde Zurückhaltung hat auch Wohlmeinende wieder und wieder vergrämt. Darum ist es eine Notwendigkeit, uns von urteilsfähigen Männern von Rang freimütig erst einmal über die Grundlagen unterrichten zu lassen. Der erste Band löst seine Aufgabe in vorbildlicher Art, und aus den Beiträgen von Cronheim, Dülberg, Emants, von Hagen, Hofstede de Groot, Japikse, Oestreich ersteht ein Bild, dessen Studium mit allem Nachdruck zu empfehlen ist. Weitere Bände über die Schweiz, Skandinavien, die neuen slawischen Oststaaten sollen folgen, in ruhigeren Zeiten, wenn das Wort „Menschlichkeit" mehr als eine Vokabel sein wird, auch über die bislang feindlichen Länder. Wir hoffen, daß die schmale Linie des Taktes hierbei immer so sicher gewahrt bleibt wie bei diesem ersten Band.

Dem steigenden Interesse für Finnland kommt ein dickes Nachschlagewerk bereitwillig entgegen, das unter dem Titel „Finnland im Anfang des 20. Jahrhunderts" im Auftrag des finnischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten herausgegeben wird (Finnische Literaturgesellschaft, Helsingfors). Diese aus dem ersten finnischen Konversationslexikon zusammengestellten Aufsätze bieten in gedrängter Kürze alles Wissenswerte über das Land der tausend Seen. Viele Abbildungen beleben den Text.

*

Einige Bücher, die allgemeiner Orientierung dienen, verdienen hervorgehoben zu werden. Das Hamburgische Welt-Wirtschafts-Archiv gibt „Auslandwegweiser" heraus, die jedem, der sich mit Auswanderungsplänen trägt, gar nicht genug empfohlen werden können. Viele Enttäuschungen und viel Elend könnten vermieden werden, wenn jeder, der hinausgeht, sich vorher die einschlägigen Informationen verschaffte. In diesen Büchern erörtern die berufenen Fachleute alle Fragen, die für ein Leben in den Auswanderungsgebieten maßgebend sind: Bd. 1 Argentinien von B. Stichel, Bd. 2 Gesundheitlicher Ratgeber für Auswanderer, Bd. 3 Natur und Lebensbedingungen in tropischen und tropennahen Gebieten von Karl Sapper, Bd. 4 Brasilien von Adolf Bieler (L. Friederichsen und Co., Hamburg). — Unentbehrliche Bücher sind Werke, die nicht nur über die deutsche Verfassung, sondern auch über die der anderen Länder unterrichten. Der Vergleich ist außerordentlich lehrreich. Noch immer gibt es überzeugte Vertreter des „autonomen deutschen Volkes", die über dieses Handwerkszeug in keiner Weise verfügen. Darum sei nachdrücklich hingewiesen auf „Moderne Staatsverfassungen, ihr Wortlaut und ihr Wesen, gemeinverständlich dargestellt von Karl Zuchardt" (K. F. Koehler, Leipzig) und „Die Verfassung des Deutschen Reiches" von Konrad Beyerle (Verlag der „Politischen Zeitfragen", München). — In „Spartakus und der Gladiatorenkrieg 73—71 v. Chr." (R. Voigtländer, Leipzig) geben W. Hartwig und K. Stelzer eine dankenswerte Zusammenstellung alles dessen, was über diesen Mann, der einer wesensfremden Bewegung den Namen geben mußte, berichtet ist.

Geschichte, Politik, Erinnerungen

Ein in jeder Hinsicht neues und beachtenswertes Buch ist Albert von Hofmanns Werk, „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte"

(Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß zwischen Gelände und Geschichte ein tieferer Zusammenhang bestehen muß, als gemeinhin angenommen worden ist. Diese großen und tiefen Zusammenhänge wurden ihm zum klaren Bewußtseinsbesitz, als er die Geschichte nur so weit betrachtete, wie das Gelände sie diktierte, und das Gelände nur so weit darstellte, wie es geschichtlich wurde, unter Übergreifen auch auf die Kunstgeschichte. Der Verfasser überprüfte seine neue Methode durch Übertragung auf ein Land, dessen geschichtliches wie landschaftliches Profil schärfer geschnitten ist als das Deutschlands: auf Italien. Als ihm volle Bestätigung wurde, ging er daran, das vorliegende Werk zu schreiben. Dreifach sind seine Ergebnisse: viele überkommene geschichtliche Auffassungen erfahren wesentliche Berichtigungen, aus der Vollständigkeit des Materials, der Generalstabskarte, wird manches Dunkel erhellt, und endlich erwächst dem Geschichts- und Geographieunterricht ein neuer Inhalt. Es gebricht hier leider an Raum, auf Einzelheiten einzugehen, aber so viel muß gesagt werden, daß diese lebendige Geschichte zu einer inneren Bereicherung und einem starken Bewußtwerden von nationalen Gütern wird, die uns bisher schwiegen, deren lebendige und mahnende Sprache uns aber gerade jetzt besonders wertvoll erscheint. — Ein Buch ganz anderer Art ist Georg Engelbert Grafs: „Die Landkarte Europas gestern und morgen" (Paul Cassirer, Berlin). Hier geht ein scharfer Kopf mit historischem Materialismus und angewandter Geographie die neue Landkarte Europas durch, Posten für Posten der Bilanz des Ententefriedens genau prüfend. Daß die Bilanz auf Bankerott lauten muß, ist selbstverständlich. Das Buch kann jedem wertvolle Aufschlüsse vermitteln, auch wenn man nach den Erfahrungen der letzten zwei Jahre dem internationalen Proletariat nicht die schöpferische Kraft zutraut, die Fragen der Raum-, Material-, Transport- und Menschenökonomie lösen zu können. — Der geistigen Unsicherheit, dem Hauptübel unserer Tage, treten mit größter Wirksamkeit zwei Bücher entgegen: Hans F. Helmolt, „Ein Vierteljahrhundert Weltgeschichte 1894—1919". (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Charlottenburg) und Philipp Hiltebrant, „Das Europäische Verhängnis" (Gebrüder Paetel, Berlin). Helmolt will nicht mehr geben als einen kurzen Leitfaden, der, bequem zu benutzen, die Hauptlinien der letzten 25 Jahre mit ruhiger Objektivität aufzeichnet. Er hat seine Aufgabe glänzend gelöst: an dem Leitseil der Erkenntnis und Kenntnis der einfachen Tatsachen findet man sich mühelos durch das Gestrüpp, das die tausendundeine Enthüllung errichten und blinde Schlagwortgläubigkeit völlig unzugänglich machen will. Hiltebrant hingegen unterzieht mit scharfem und staatsmännischem Blick die Politik der Großmächte, ihr Wesen und ihre Folgen einer schonungslosen Kritik. Alles kam, wie es kommen mußte, das ist die Erkenntnis, die wir gewinnen, aber gewinnen sollen als einen Antrieb zum Handeln und als eine Lehre für die Zukunft, damit wir allen falschen Hoffnungen entsagen in der Überzeugung, daß wie in der Vergangenheit so auch in aller Zukunft das deutsche Volk nur von sich allein etwas, vielleicht alle Erfüllung zu erwarten hat. Beide Werke zusammen vermitteln ein Wissen um die großen Zusammenhänge, das von Tageseinstellungen befreit. — Als erster Versuch, die verwirrende Fülle der Ereignisse des Weltkrieges übersichtlich zu gliedern und die jüngste Vergangenheit vom Standpunkte des Historikers zu überschauen, ist das Buch von Hellmuth Schmidt-Breitung „Weltgeschichte der neuesten Zeit 1902—1918" (Wilhelm Engelmann, Leipzig) zu begrüßen. Das Werk ist ein Sonderdruck aus dem IV. Bande der Weltgeschichte von Weber-Baldamus und erfüllt vollauf seinen Zweck als Hand- und Nachschlagebuch. — Auf die kleine Schrift „Russische Zukunft" von Hermann von Rosen (Theodor Lissner, Berlin) sei ganz besonders hingewiesen. Der den

Lesern der „Deutschen Rundschau" wohlbekannte Verfasser beweist auch hierin wieder seinen oft erprobten Scharfblick und sicheren Instinkt für die großen politischen Zusammenhänge.

*

Unter den Erinnerungen nimmt das Buch „Aus rheinischen Jugendsagen" von P. Kaufmann einen besonders hohen Rang ein (Georg Stilke, Berlin). Schon die Persönlichkeit des Verfassers, des Präsidenten des Reichsversicherungsamtes, sichert ihm aufmerksame Leser. Die Jahre von 1850 bis 1880 bilden den Kern des Buches. Es ist gerade in den Tagen der Losreißungsbestrebungen von ganz besonderer Wichtigkeit, die Entwicklung der Beziehungen des Rheinlandes zu Preußen durch die Augen eines berufenen Zeugen verfolgen zu können. Das Bild des geistigen Rheinlandes jener Zeit ist von hohem Reiz. Das Wertvollste scheint uns aber darin zu liegen, daß hier eine Persönlichkeit von großer Kultur und achtunggebietender Leistung mit innerer Überlegenheit von hoher Warte Rückschau hält über die Anfänge eines Lebens, das innerlich wie äußerlich reich und gesegnet war. Die abgeklärte Ruhe der Weisheit und Erkenntnis kommt in einem Stil von seltener Klarheit auf das glücklichste zur Wirkung. — In einen anderen Teil Deutschlands, über dem nicht der Reichtum und die Heiterkeit des Rheinlandes liegt, führt Adolf Bartels mit seinen Kindheitserinnerungen „Kinderland" (Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.). Dieses in zweiter Auflage vorliegende Werk des Wesselburener Kindes ist ein Bekenntnis zum bodenständigen Friesentum. Das eigene Werden und Leben der Jugend ist zu einer Kulturgeschichte erweitert. Das Wesen des streitbaren Mannes wird durch diese Aufzeichnungen am leichtesten verständlich. Dem viel Angefeindeten wird jedenfalls keiner seiner Gegner vorwerfen können, daß er nicht echt im tiefsten Kern ist und nicht stets das Echte suchte. — Die „Erinnerungen eines Revolutionärs", Skizzen aus dem Jahre 1848 von Paul Boerner, herausgegeben von G. Menke-Glückert (E. Haberland, Leipzig), werden besonders in Berlin lebhaftes Interesse finden. Paul Boerner (1829—1885), aus Pommern gebürtig, war eine sehr bekannte und geachtete Persönlichkeit in Berlin, wo er seit 1863 wirkte. Die Tätigkeit des praktischen Arztes entsprach nicht eigentlich seinem Wesen, und der Schwerpunkt seines Wirkens verschob sich in Richtung der medizinischen Publizistik und der öffentlichen Gesundheitspflege. Die große Hygieneausstellung in Berlin 1882/83 war recht eigentlich sein Werk. 1875 begründete er die schnell zu hohem Ansehen gelangende „Deutsche medizinische Wochenschrift". Nach seiner Teilnahme an der 48er Revolution als Barrikadenkämpfer und dann als Freischärler in Schleswig-Holstein hat er später politisch in der Öffentlichkeit nur noch für das Erstarken der nationalliberalen Partei in Berlin gewirkt. Die zwei Bände seiner Aufzeichnungen sind außerordentlich wertvoll und interessant; denn sie atmen den glühenden Geist eines Mannes, dem die wahre Freiheit am Herzen lag, und der nur aus diesem Grunde zum kämpfenden Revolutionär wurde. — Aus der Zeit der Revolution von 1848 stammt auch die gute Sammlung „Volksstaat und Einherrschaft", herausgegeben von Friedrich Lautenschlager (Reuß und Itta, Konstanz), die in großer Vollständigkeit Dokumente aus der badischen Revolution rein quellenmäßig bringt. — Im gleichen Verlag ist die Ergänzung zum ebenerwähnten Buche für die Novemberrevolution 1918 erschienen „Umsturz in Baden 1918" von W. E. Oeftering. Der Verfasser hat in großer Objektivität die Ereignisse durch Schilderung von Augenzeugen festgehalten, um dem beurteilenden Historiker späterer Zeiten das Material unverfälscht zu übermitteln. Auch wir wollen mit dem Urteil im einzelnen zurück-

halten und nur feststellen, daß diese Zeugnisse jedenfalls den Umstürzlern nicht zum Ehrenblatt werden, und daß wie in ganz Deutschland so auch in Baden ein Mann, der die Ereignisse meisterte, anstatt sich von ihnen treiben zu lassen, gefehlt hat. — Ein Gegenstück zu Boerner bilden Ferdinand Kürnbergers „Briefe eines politischen Flüchtlings", herausgegeben von Otto Erich Deutsch (E. P. Tal, Wien), die in sehr willkommener Art unser Wissen um Kürnberger erweitern, das gerade über seine Flüchtlingsjahre einigermaßen lückenhaft war. Die Briefe sind an seine Angehörigen gerichtet und entstammen den Jahren 1849—1856, in denen der Vertriebene in Breslau, Dresden, Hamburg, Bremen, Frankfurt a. M. weilte. In einem großen Mitteilungsdrang berichtet er mit rückhaltlosem Freimut. So werden die Briefe zu einem wertvollen Dokument seiner Entwicklung. Vorangesetzt ist ihnen eine Reiseskizze, die Kürnberger im Herbst 1848 schrieb für die „Wiener Zeitung", die aber naturgemäß nicht gedruckt wurde.. Das Leben und Streben dieses glücklosen Menschen, der keines seiner hohen Ziele erreichte, wirkt aus den Briefen als ein Symbol des ganzen Deutschösterreichs. — Ein Buch, das von möglichst vielen, besonders im politischen Leben stehenden Männern gelesen werden sollte, ist Anton Fendrichs Schrift „Die Kluft" (Franckesche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart). Die zusammengefaßten Ergebnisse, Briefe und Dokumente sind ein bitteres und ernstes Zeugnis für die unverzeihlichen Versäumnisse unserer politischen und militärischen Führer, die trotz allen eindringlichen Warnungen von berufener Seite den Weg zum Herzen des Volkes nicht fanden und die Kluft, die zwischen der Arbeiterschaft und den andern Klassen bestand, kurzsichtig vergrößerten, anstatt alles daran zu setzen, sie zu überbrücken. Hier ist die tiefste Ursache unseres Zusammenbruchs, und eine wehe Trauer packt einem bei dem Gedanken, was aus diesem Volke voll Vertrauen und Kraft hätte werden können, wenn die Führer die Stimme des Volkes gehört und berücksichtigt hätten. Dem Verfasser, einem Angehörigen der Sozialdemokratie, hat seine Tätigkeit während des Krieges viel Feindschaft von der eigenen Partei und kleinlichste Schwierigkeiten von der Zensur gebracht. Aus dem Buch tönt als eindringlichste Mahnung, zu lernen, daß wir über alle Klassengegensätze hinweg ein Volk werden. — Heinrich Schäfers „Tagebuchblätter eines rheinischen Sozialisten" (M. Marcus und E. Weber, Bonn) wollen durch die Darlegung der persönlichen Erlebnisse des Verfassers — für Berlin erteilt er zwei Freunden das Wort — die Ereignisse der Umsturztage geschichtlich festlegen. Als Material sind sie wertvoll, wenngleich die Rolle der Mehrheitssozialdemokratie von unbefangenen Zuschauern nicht ganz so günstig beurteilt werden kann, wie es der Verfasser tut. — Am Schlusse dieses Abschnitts sei darauf hingewiesen, daß das Buch „Luise, Königin von Preußen, ein Lebensbild in Briefen und Aufzeichnungen der Königin und ihrer Zeitgenossen", herausgegeben von Paul Gärtner und Paul Samuleit (Franz Schneider, Schöneberg), in dritter Auflage erschienen ist. Dadurch, daß durchweg historische Zeugnisse verwandt sind, hat das Buch dokumentarischen Wert, und die Wirkung der Persönlichkeit wird um so stärker empfunden, als jede Schönfärberei vermieden ist. — Eine interessante Veröffentlichung bedeutet das Buch „Der Vielgeliebte", in dem nach der „Chronik des Oeil de Bœuf" von Touchard-Lafosse Hof, Staat und Gesellschaft unter Ludwig dem Fünfzehnten geschildert werden (R. Bredow, Berlin). Einleitung und Anmerkungen gab in umfassender Kenntnis Alfred Semerau bei. — Gute und bösartige Witze, die sich die Weltgeschichte geleistet hat, finden ihren Niederschlag in dem Buch „Abenteurer" von Valerian Tornius (Klinckhardt und Biermann, Leipzig), in dem von wunderlichen Lebensläufen und Charakteren gehandelt wird. Eine bunte und verwegene Schar hat sich

hier zusammengefunden: die Päpstin Johanna, Don Quixote und Simplizissimus, der falsche Demetrius, die falsche Zarentochter, der neue Methusalem, der Großkophta von Sachsen, Cagliostro, Baron Trenck, Rasputin, fahrende Ritter, Schwindler und Wundertäter. Die Lektüre ist kurzweilig genug, die beigegebenen zehn Künstlerzeichnungen von Wilhelm Plünnecke voll Phantasie und Schmiß.

D. R.

Literarische Rundschau

Der Weg zur Vollendung

(Des Grafen Hermann Keyserling philosophisches Schaffen)[1])

Ein sonderbares kleines gelbes Buch liegt vor mir.

Die 30 letzten Seiten nehmen Bücheranzeigen des vortrefflichen Verlages von Otto Reichl ein. Von den übrigen 46 Seiten sind 31 mit Besprechungen der Werke Keyserlings ausgefüllt, und nur die 15 ersten Seiten bilden den Inhalt des Buches.

Diese 15 Seiten enthalten eine kurze Biographie Keyserlings, und diese Biographie führt den stolzen Namen: „Der Weg zur Vollendung." Die letzten Worte Keyserlings in seiner Biographie erläutern den Titel des Buches. Er schreibt: „Mein geistiges Ziel liegt im Bewußtsein jenes tiefsten Wesengrundes, der aller äußeren Gestaltung als Innerstes zugrunde liegt, mein ethisches in der Durchdringung der Erscheinung durch deren tiefsten Sinn. So kann ich nur mehr Weisheitslehrer sein. Nicht als Vollendeter, o nein, sondern als Beispiel eines, welcher rastlos strebt und will."

Es ist also kein Buddha, der vor uns auftritt und sagt: „Ich bin der Vollendete", aber doch ein Weltweiser, der uns den Weg zur Vollendung zeigen will.

Die kurze Biographie zeigt uns nun die Pfade, die der Weise selbst gewandelt ist, bis er den Weg zur Vollendung fand. Dies ist wichtig genug, wenn wirklich der Weg, den Keyserling gefunden, den Weg zur Vollendung für uns alle bedeutet.

Wer wie ich gewohnt ist, alle Lebewesen nicht als Einzelindividuen in einer großen Welt versammelt zu sehen, sondern um jedes einzelne Tier und jeden einzelnen Menschen eine Umwelt erschaut, die ihn vollkommen vom Universum abschließt, der ist immer von Zweifeln bewegt, ob es überhaupt einen Weg der Vollendung für alle Menschen geben kann. Um jeden Menschen wölbt sich sein Himmel, einen jeden bestrahlen seine Sonne und seine Sterne. Für den echten Großstädter, den sogenannten Kulturmenschen, gibt es nicht einmal Sterne, sondern nur Gaslaternen. Wie soll es da für alle einen Weg des Heils geben?

Aber folgen wir vertrauensvoll dem neuen Weltweisen in seine Umwelt. Zwar seine Versicherung, daß sich das Universum vor ihm ausbreite, lehnen wir ab. Wir wissen, daß, so weiträumig und prächtig seine Welt auch sein mag — sie bleibt seine Umwelt. Aus den Merkmalen, die ihm zugänglich sind, ist seine Merkwelt von ihm erschaffen, und aus seinen Handlungen schuf er seine Wirkungswelt, die gemeinsam seine Umwelt bilden.

In knappen Zügen schildert die Biographie, wie diese Umwelt entstand, wie sie sich ausbildete und umgestaltete. Sie kommt dabei auf die Vorfahren zu sprechen und erwähnt auch den Großvater des Autors, den Grafen Alexander

[1]) Darmstadt, Otto Reichl.

Keyserling. Der Gegensatz der Umwelten von Enkel und Großvater ist sehr bedeutsam. Ich sehe noch diesen wundervollen Greis vor mir, dessen weiße Haare den feingeschnittenen Kardinalskopf umrahmten, mit den tiefen, alles ruhig beobachtenden blauen Augen, im weißen Anzug aus seinem weißen Hause in Ray-Küll tretend und meinem Vater und mir den botanischen Hügel erklären, auf dem die Pflanzen, nach ihrem Standort vom Tal bis zum Gipfel des Hochgebirges geordnet, einen seltenen Überblick über die Wirksamkeit des Klimas darboten.

Mit derselben Feinheit wie die Pflanzen beobachtete und behandelte er die Menschen. „Wenn ich als Ritterschaftshauptmann", so erzählte er, „wußte, daß der Landtag mir — sagen wir ein Pferd — nicht bewilligen wollte, dann forderte ich es nicht mit Gewalt, sondern ich sagte ganz einfach: ‚Meine Herren, ich weiß wohl, daß Sie mir das Pferd nicht bewilligen wollen. Aber wenn Sie es bewilligten, würde es dann ein Rappe oder ein Schimmel sein?' Dann entstand jedesmal ein Redekampf, wobei die eine Partei grundsätzlich für den Schimmel, die andere grundsätzlich für den Rappen eintrat. Dann ließ ich abstimmen — und hatte mein Pferd."

Diese Ablehnung alles Gewaltsamen und der sichere Blick, alle Möglichkeiten zu überschauen, den nur eine stetige und sichere Beobachtung verschafft, fehlt dem Enkel durchaus. Alles ist bei ihm gewaltsam. Schicksal und plötzliche Entschlüsse wirken auf seine Umwelt ruckweise ein.

Wenn man die Umwelt eines Menschen als Kreis um ihn zeichnet und diesen in die Vergangenheit und die Zukunft ausgedehnt denkt, so entsteht das, was ich einen Umwelttunnel nenne, der einen jeden von uns von der Geburt bis zum Tode fest umschließt. Der Umweltstunnel Keyserlings würde nicht gradlinig verlaufen, sondern wäre in heftigen Knickungen bald dahin, bald dorthin abbiegend zu zeichnen. Immer mehr gewinnt dabei der Wirkungsteil über den Merkmalsteil die Oberhand. Nicht ruhiges Beobachten und Abwägen der Merkmale, die ihm die fremdartigen Menschen aller Rassen bieten, zeichnet ihn aus, sondern ein gewaltsames Einfühlenwollen in die innersten Motive ihrer Handlungen — so schildert Keyserling in seinem Reisetagebuch, wie er in Indien zum Inder, in China zum Chinesen, in Japan zum Japaner und in Amerika zum Amerikaner wird.

Nun ist die Fähigkeit des Einfühlens gewiß eine schöne und seltene Gabe, die Keyserling in hohem Maße besitzt, und die er vielleicht von seinem Großvater ererbt hat. — Ich besitze sie gar nicht. Wohl weiß ich, daß es noch heute Umwelten gibt, in denen die Gespenster so selbstverständlich herumlaufen wie die Hunde auf der Straße. Einzufühlen vermag ich mich in eine solche Umwelt nicht.

Aber Alexander Keyserling kontrollierte die Resultate seiner Einfühlung durch dauernde Beobachtung der Merkmale, während sein Enkel in heißem Drange auf dieser Straße vorwärts eilt, weil er sie für den Weg zur Vollendung hält. Er will uns überreden, daß wir auf diese Weise in das innerste Wesen der Menschheit vorzudringen vermögen. Und darin vermag ich ihm nicht zu folgen, ganz abgesehen davon, daß mir die Fähigkeit des Einfühlens abgeht.

In einer jeden Umwelt — und Keyserlings Umwelt macht hiervon keine Ausnahme — bildet das Subjekt den Weltmittelpunkt. Ihm zunächst stehen die Menschen seines täglichen Umganges, Verwandte und Freunde, in weiterem Abstand folgen die Bekannten. Von allen diesen erhält das Subjekt eine große Anzahl von Merkmalen, die es bei ihrer Beurteilung zu Rate zieht. In weitem Abstand, sozusagen an seinem geistigen Horizont, befindet sich das große Heer der Unbekannten, von dem das Subjekt nur ganz oberflächliche Merkmale erhält, und das ihm wie eine gleichartige Masse erscheint. Er bezeichnet diese Unbekannten daher mit einen Sammelnamen als Volk oder Menschheit.

Ich habe nun die Beobachtung gemacht, daß jeder Mensch die Neigung zeigt, diese gleichartigen Individuen, von denen er so wenig weiß, zu vervollständigen, indem er ihnen Eigenschaften verleiht, die seiner individuellen Veranlagung entsprechen, die aber gar nichts mit den Eigenschaften der beobachteten Individuen zu tun haben. Um es kurz zu sagen, bevölkert ein jeder die Bühne seiner Umwelt, abgesehen von den Charakterdarstellern, das heißt seinen Freunden und Bekannten, mit einer großen Anzahl voneinander gleichen Statisten, die er nach Gunst und Laune bald in helle, bald in düstere Eigenschaften kleidet.

Im Grunde genommen ist das, was wir für gewöhnlich Volk nennen, immer nur derselbe Statist, der beliebig gekleidet in beliebiger Anzahl die Umwelten bevölkert. In diesen selbstgemachten Statisten sich nachträglich einfühlen zu wollen, kann nur zu Selbsttäuschungen führen.

Wenn nun Keyserling behauptet, er habe sich so tief in die verschiedenen Rassen der Menschheit eingefühlt, daß er bald Inder, bald Chinese, bald Japaner geworden, so halte ich das für einen Irrtum. Sein ungemein wandelbarer Geist und der unversiegliche Sprungquell seiner Phantasie haben durch die Berührung mit all diesen Völkern eine so starke Anregung erfahren, daß er seine Umwelt immer neu und gewalttätig umschuf.

Keyserling steht in seiner Umwelt da wie ein Leuchtturm, der immer neue farbige Lichter über die Landschaft spielen läßt. Seine Fähigkeit, die Umwelt bald in mystisches Blau, bald in helles Gelb zu tauchen, hat in ihm die Überzeugung erweckt, daß all diese Qualitäten das Unwesentliche sind und nur die Intensität, die er anwendet, um die Qualitäten zu erzeugen, das allein Wirkliche ist.

Zu dieser in ihm unerhört gesteigerten subjektiven Intensität will Keyserling jetzt seine Jünger heranbilden. In der Selbstkonzentrierung sieht er den Weg zur Vollendung. Sein Großvater wäre ihm auf diesem Wege nicht gefolgt.

J. von Uexküll.

Fünf Jahre Türkei. Von General der Kavallerie Liman von Sanders. Mit zahlreichen Textskizzen und drei Kartenbeilagen. Berlin, August Scherl G. m. b. H.

Es ist erfreulich, daß unser Blick durch dieses Buch des verdienten Generals und Chefs der ehemaligen deutschen Militärmission in der Türkei auf den weitgedehnten Orientkriegsschauplatz gelenkt wird, nachdem sich unsere Heerführer letzthin so vielfach über die Ereignisse auf dem westlichen und östlichen Kriegsschauplatz geäußert haben. General von Liman gewährt einen vortrefflichen Ueberblick sowohl über die Kriegsereignisse als über die maßgebenden Einflüsse in der Türkei. Wir lernen die im Vordergrunde stehenden Personen kennen, vor allem Enver. Dessen Verdienste werden vom Verfasser durchaus gewürdigt, ein so wenig anziehender Charakter auch der türkische Vizegeneralissimus nach dieser Schilderung gewesen sein muß. Liman hat in dauerndem Konflikt mit ihm gelebt, aber auch sonst berichtet er uns von Reibungen ohne Zahl mit dem deutschen Militärattaché, mit den heimatlichen Behörden und den vielen nach der Türkei kommandierten deutschen Offizieren. Das Buch würde gewinnen, wenn der Leser von diesem vielen persönlichen Gezänk verschont geblieben wäre. Daß die Doppelstellung als deutscher General und Chef der Militärmission und türkischer Armeeführer nicht leicht sein konnte, liegt freilich auf der Hand; General von Liman aber erzählt uns, daß er alle Augenblicke infolge der gegen ihn gesponnenen Intrigen seinen Abschied gefordert habe und nur auf persönlichen Wunsch des Kaisers in seiner Stellung geblieben sei. Daß die deutsche Oberste Heeresleitung Enver um jeden Preis zu halten suchen mußte, geht aber andererseits mittelbar aus der Schilderung hervor. Mag sein, daß man sich bei uns entgegen der Berichterstattung Limans über die wahre Leistungsfähigkeit der Türkei in mancher Hinsicht hat täuschen lassen, aber in der Bedrängnis, in der wir uns befanden, mußte uns jede Hilfe willkommen sein. Unser türkischer Bundesgenosse hat uns tatsächlich sehr große Dienste geleistet. Vom Dardanellenfeldzug sagt Liman mit vollstem Recht, daß, wenn die Türken auf Gallipoli nicht gehalten hätten, die sichere Verbindung zwischen den Westmächten und Rußland hergestellt gewesen und die Türkei von den Mittelmächten

abgesprengt gewesen wäre, daß dann auch Bulgarien sich ihnen nicht zugesellt hätte. Der Verteidiger von Gallipoli aber ist kein anderer als General Liman von Sanders. Dort hat ein deutscher General an entscheidender Stelle in den Gang des Gesamtkrieges eingegriffen. Die Schilderung ist hier außerordentlich plastisch. Sie wird der schweren Kampfesarbeit der türkischen Truppen vollauf gerecht, läßt aber — ohne daß sie solche besonders hervorhebt — auch die hohe persönliche Leistung erkennen, die der General hier zu verzeichnen gehabt hat. Gewiß ist der Tadel vielfach berechtigt, den der Verfasser hinsichtlich der Zersplitterung der türkischen Streitkräfte und der Aufstellung zahlreicher Armeen ohne die entsprechende Zahl von Soldaten ausspricht. Nicht zustimmen kann man ihm aber darin, daß er den zweimal unternommenen Vorstoß nach Aegypten verwirft. Daß den Engländern Aegypten entrissen werden und der Verkehr auf dem Suezkanal, wenn auch nur zeitweilig unterbunden werden könnte, hat im deutschen Großen Hauptquartier kein Mensch geglaubt. Die Unternehmungen der Türken auf der Sinaihalbinsel leisteten uns aber den großen Dienst, daß namhafte englische Streitkräfte in Aegypten gefesselt blieben, somit an anderer Stelle ausfielen. Unzweifelhaft waren allerdings die Verhältnisse, wie für die Mittelmächte überhaupt, so für die Türken im besonderen, gegen Schluß des Krieges stark überspannt. Die Aussichten des im Herbst 1917 eingeleiteten deutsch-türkischen Unternehmens, das anfänglich Mesopotamien gelten sollte, dann aber nach Palästina verlegt wurde, hat General von Liman von Hause aus skeptisch beurteilt, vor allem wegen der dabei hervortretenden Unterschätzung der Schwierigkeiten, die in den überaus langen und wenig leistungsfähigen Verbindungen liegen. Er hat sich gleichwohl nicht gescheut, nach Rücktritt des Generals von Falkenhayn das Kommando auch der syrischen Front zu übernehmen, zu einer Zeit, wo die Kriegsmüdigkeit der türkischen Truppen auf dieser Front bereits so groß war, daß die deutschen Stäbe und die eingeschobenen Bataillone des deutschen Asienkorps ihnen nicht mehr den nötigen Halt zu geben vermochten. Den überaus schwachen türkischen Verbänden, die nur dem Namen nach Korps und Divisionen bildeten, ist nicht der erforderliche Ersatz zugeführt worden, weil das Unternehmen Kaukasus-Ost zu viel Kräfte, darunter auch deutsche, beanspruchte. So war denn die Katastrophe für die Türken in Mesopotamien und Syrien unvermeidlich. Es ist ein höchst persönliches Buch, eine ausgesprochene Rechtfertigungsschrift, die uns hier vorliegt, aber eine solche von großer Anschaulichkeit und in ihrer Art auch wieder ein Ruhmeslied deutschen Soldatentums.

Frhr. v. Freytag-Loringhoven.

Vom Kriege der Zukunft nach den Erfahrungen des Weltkrieges. Von Friedrich von Bernhardi, General der Kavallerie z. D. Berlin 1920, E. S. Mittler und Sohn.

General von Bernhardi genießt bei unseren Feinden den Ruf eines Kriegstreibers. Er ist während des Krieges bei ihnen vielfach in einer Linie mit Treitschke als Verfechter des brutalen, machtgierigen „Bochismus" verleumdet worden, und doch hat er in seinen vor dem Kriege erschienenen Schriften nur die Notwendigkeit betont, unsere Wehrmacht zu steigern; wie sehr mit Recht, hat uns der Verlauf des Krieges bewiesen. Unsere Gegner werden, wenn sie sein neuestes Buch zur Hand nehmen, eine arge Enttäuschung erleben. Der Titel könnte glauben machen, daß uns der General die Bedingungen und Aussichten eines Zukunftskrieges entwickelt. Das Gegenteil ist der Fall. Einen Krieg jetzt anzustreben, erklärt der Verfasser bei der Wehrlosigkeit Deutschlands für eine Unmöglichkeit, geradezu für ein Verbrechen. Seine Darlegungen, die zum großen Teil auf bereits im Felde gemachten Niederschriften fußen, geben lediglich seine Kriegserfahrungen wieder. In seiner bekannten geistvollen Art entwickelt er mit großer Klarheit die Grundbedingungen des heutigen Krieges und vermeidet es hierbei, auf Möglichkeiten, die ein Krieg der Zukunft etwa bringen könnte, näher einzugehen. Man fühlt die Bitternis hindurch, die er empfinden mußte, die Kriegslehre vor einem nicht mehr vorhandenen Heere zu entwickeln. Der junge Reiteroffizier, der einst als erster über die Barrikade im Arc de triomphe hinwegsetzte, sah am Abend seines Lebens den Zusammenbruch seines Vaterlandes. Die Tragik, die hierin beschlossen liegt, ist uns allen gemeinsam. General von Bernhardi glaubt nicht, daß der Krieg aus der Welt verschwinden wird, und wenn er gegenwärtig für Deutschland die Möglichkeit, einen Krieg zu führen, für völlig ausgeschlossen hält, so sieht er doch voraus, daß der Augenblick kommen wird, in dem man uns auf der einen oder anderen Seite braucht, und er hofft, daß sich alsdann die Verhältnisse für unsere Auferstehung günstig gestalten werden. Er schließt mit den tapferen Worten: „Deutschland wird auferstehen; es hat noch eine große Zukunft vor sich."

Frhr. v. F.-L.

Nachrichtendienst, Presse und Volksstimmung im Weltkriege.

Von W. Nicolai, Oberstleutnant. Berlin 1920, E. S. Mittler und Sohn.

Der Verfasser war während des Krieges Chef der Abteilung III B im Stabe des Chefs des Generalstabes des Feldheeres. Er hatte als solcher den Nachrichtendienst, den Verkehr mit der Presse und später den vaterländischen Unterricht zu leiten. Er hat auf diesen Gebieten eine unermüdliche Tätigkeit entfaltet und viel organisatorisches Talent gezeigt, um so mehr, als der Generalstab diesem wichtigen Zweige seiner Tätigkeit vor dem Kriege nicht hinreichende Aufmerksamkeit gewidmet hatte, es also galt, erst während des Krieges eine weit verzweigte Organisation zu schaffen. Oberstleutnant Nicolai weist die gegen diese Organisation und gegen seine Person erhobenen Vorwürfe zurück, vor allem den einen, daß die Öffentlichkeit geflissentlich über den Ernst der Lage getäuscht worden sei. Ist ihm hierin unbedingt zuzustimmen und seiner Tätigkeit auf dem Gebiet des Nachrichtenwesens nur Anerkennung zu spenden, so muß doch betont werden, daß von ihm bezüglich Bewertung und Behandlung der Presse nicht immer glücklich und nicht weitsichtig genug verfahren worden ist. So beweglich auch Oberstleutnant Nicolai war, um überall persönlich eingreifen zu können, die Dinge in der Heimat ließen sich vom Großen Hauptquartier aus nicht übersehen und verständnisvoll beeinflussen. In der Heimat fehlte eine leitende Stelle. Der Verfasser deutet selber an, daß hierfür der Chef des Stellvertretenden Generalstabes der Armee in Betracht gekommen wäre. Dem hätten weder persönliche noch sachliche Bedenken entgegengestanden, wohl aber die im Generalstabe des Feldheeres bestehende Sucht, alles daselbst zu konzentrieren. Auch auf diesem Gebiet ist dort gegen den Moltkeschen Geist des Gewährenlassens und damit der Belebung schöpferischer Kräfte arg gesündigt worden. Richtiger noch wäre es gewesen, nach englischem Muster einen Propagandaminister einzusetzen, wie es auch von der Obersten Heeresleitung vorgeschlagen worden ist. Es kam aber bei unseren Reichsbehörden nach dieser Richtung über halbe Anläufe nicht hinaus. Die Maßnahmen, die zur Hebung der Stimmung im Volke ergriffen wurden, mußten unter diesen Umständen versagen. Der überaus schädlichen und mit reichen Mitteln betriebenen Propaganda der Feinde ist infolgedessen nicht wirksam entgegengearbeitet worden. Frhr. v. F.-L.

Unser österreichisch-ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege.

Erinnerungen. Von A. von Cramon, Generalleutnant a. D. Berlin 1920, E. S. Mittler und Sohn.

Der Verfasser war von Ende Januar 1915 bis zum Schluß des Weltkrieges bevollmächtigter deutscher General beim k. u. k. Armeeoberkommando. Seine Erinnerungen tragen den Stempel größter Wahrhaftigkeit an sich, dabei sind sie gerecht und sachlich im Urteil, immer vornehm gehalten und von packender Anschaulichkeit. Unsere Kenntnis der Dinge, soweit sie unsere Bundesgenossen, die ohne unsere Unterstützung niemals auskamen, betrifft, wird durch dieses Buch wesentlich bereichert. Es gewinnt besonders durch die treffende Kennzeichnung zahlreicher hochstehender Persönlichkeiten, mit denen der Verfasser durch seine amtliche Stellung in Berührung getreten ist. Es ist leider kein günstiges Bild, das wir vom Kaiser Karl und seiner Umgebung gewinnen. Er erscheint als schwächlich und doppelzüngig, dazu als ein Herrscher, der sich niemals als deutscher Fürst gefühlt hat. Den Grafen Czernin lernen wir ebenfalls nicht achten. Es ist ein trauriger Anblick, den diese sterbende alte Monarchie gewährt. Ihr Herrscher und seine Ratgeber waren zu schwach, um offen Verrat an Deutschland zu üben, nicht stark genug, um ehrlich am Bündnis festzuhalten. Über Entstehung und Auswirkung der Sixtus-Brief-Angelegenheit und der Czernin-Denkschrift, die durch Erzberger in die Öffentlichkeit kam, gibt uns General von Cramon interessante Aufschlüsse. Nach ihm hätte unter Kaiser Franz Joseph, den er noch drei Wochen vor seinem Tode völlig frisch fand, die Zersetzung der Donaumonarchie nicht mit solcher reißenden Schnelligkeit erfolgen können.
Frhr. v. F.-L.

Die militärischen Lehren des Großen Krieges.

Von H. Schwarte, Generalleutnant. Berlin 1920, E. S. Mittler und Sohn.

Generalleutnant Schwarte läßt seinem Sammelwerk „Die Technik im Weltkriege" ein weiteres über die militärischen Lehren des Krieges folgen. Sie werden in einer Reihe von Aufsätzen von zwanzig Bearbeitern behandelt. Auch in diesem Buche ist, wie es der Natur des heutigen Krieges entspricht, der Technik ein breiter Raum gewidmet, doch steht hier ihre Verwertung im militärischen Interesse naturgemäß im Vordergrund. Von allgemeinem Interesse ist ein angefügtes Verzeichnis über die Literatur des Weltkrieges. Das Buch stellt zugleich eine Fortführung der Löbellschen Jahresberichte über Heer- und Kriegswesen dar, deren letzter Jahrgang Ende 1913 erschien.

Der Verlag knüpft damit an die Vergangenheit an, und man wird es ihm danken, daß er in dieser schweren Zeit keine Mühe scheut, durch Herausgabe solcher Werke an seinem Teil dazu beizutragen, die Erinnerung an Deutschlands Größe, wie sie im Kriege in seinem Heere verkörpert war, lebendig zu erhalten. Frhr. v. F.-L.

Staatsbiologie. (Anatomie — Physiologie — Pathologie des Staates.) Von J. von Uexküll. Berlin 1920, Gebrüder Paetel.

Einer der geistvollsten Psychologen der Gegenwart, der Franzose Alfred Fouillée, hat mit Recht Deutschland als „das große Schlachtfeld der Ideen und Theorien" bezeichnet. So ist auch in Deutschland der Streit der Meinungen, der verschiedenen Theorien über Begriff, Wesen und Zweck des Staates seit einem Jahrhundert besonders lebhaft geführt worden und ist heute in ein sehr kritisches Stadium getreten. Politiker, Volkswirtschaftler, Rechtslehrer, Historiker und Philosophen waren es, die bei diesen wissenschaftlichen Kontroversen bisher zu Worte kamen, fast durchweg Männer, die ausschließlich vom Gesichtskreis einer rein humanistischen Bildung ausgingen. Religion, Moral, Philosophie, Recht und Gesetz waren die Grundlagen, auf die die Staatstheoretiker sich zu allen Zeiten stützten, in neuerer Zeit vor allem auch die seit 1789 verehrten „Menschenrechte", die heute noch eine sehr verhängnisvolle Rolle spielen. Alle diese Gebiete und Begriffe unterliegen dem Wechsel der Zeiten und Anschauungen, so daß man es nur bedauern konnte, wenn die von einer festeren Grundlage ausgehenden Naturforscher sich in diesem, die ganze Menschheit berührenden Meinungsstreit zunächst neutral verhielten. Erst in neuester Zeit haben sie vereinzelt in diesen Streit eingegriffen, namentlich, nachdem in der modernen Biologie der Neovitalismus die grob mechanistische Weltanschauung des Materialismus immer mehr erfolgreich zurückgedrängt hat. So kommt J. von Uexküll einem dringenden Bedürfnis der Zeit entgegen, wenn er in seiner Arbeit den sehr glücklich durchgeführten Versuch gemacht hat, von den Lebensbedingungen des Staates im allgemeinen und seinen Erkrankungsformen im besonderen ein knappes, anschauliches und allgemein verständliches Bild zu entwerfen. Er geht dabei, von allen herkömmlichen Lehrmeinungen absehend, nicht von einem theoretisch-konstruktiven, sondern von einem naturwissenschaftlich-analytischen Standpunkt aus. Diese Methode hat den großen Vorzug, daß sie sich nur an tatsächlich Gegebenes hält und, auf der festen Grundlage ewiger, unabänderlicher Naturgesetze fußend, bei ihrer praktischen Nutzanwendung auf das staatliche Leben, allgemein gültige, unverrückbare Richtlinien ergeben muß. — Im anatomischen und physiologischen Teil gibt der Verfasser zunächst ein sehr anschauliches, auch durch graphische Darstellungen erläutertes Bild von dem Bauplan und den Lebensfunktionen des Staates, indem er die Verdauungsorgane eines Lebewesens mit den wirtschaftlichen Erzeugungsorganen des Staates, den Blutkreislauf mit der Zirkulation des Tauschmittels, des Geldes, und das Nervensystem mit den Ordnungsorganen des Staates vergleicht. Was die letzteren betrifft, so betont der Autor die Notwendigkeit ihrer Zentralisation; wie jede Musikkapelle eine Monarchie ist, weil der Rhythmus nur von einem Kapellmeister angegeben werden kann, so können auch die zahlreichen Ordnungsorgane nur bei einer monarchischen Organisation sich dem Gesamtrhythmus der staatlichen Funktionen in erwünschter Weise anpassen. In dem Abschnitt über das Volk ist die Feststellung von besonderer Wichtigkeit, daß jeder einzelne Mensch nicht nur mit verschiedenen Eigenschaften geboren, sondern auch in eine verschiedene Umwelt hineingeboren wird wie seine Mitmenschen, in eine Umwelt, die wieder in eine individuell verschiedene Merkwelt und Wirkungswelt zerfällt. So selbstverständlich das auch erscheint, so nachdrücklich muß es doch gegenüber der öden Gleichmacherei von heute betont werden. In dem sehr wichtigen Kapitel über „die Forderungen des Staates an das Volk" verdient der Hinweis besondere Beachtung, daß der Staat nicht als ein Vertrag einer beliebigen Menge von Menschen aufgefaßt werden darf, sondern schon durch klimatische und geographische Bedingungen an ganz bestimmte Naturgesetze gebunden ist. So ist der Stoffwechsel für jeden Staat von der Natur gegeben, auf ihn hat sich der Menschenwechsel einzustellen. Deshalb ist es der Staat, der seine Forderungen an das Volk stellt, und nicht umgekehrt. Mit berechtigter Schärfe wendet sich der Verfasser hier gegen den Plan der Einheitsschule, die er zutreffender „Gleichheitsschule" nennt, einen Plan, den er als ein bisher unerreichtes Vorbild menschlicher Dummheit bezeichnet. — In den anormalen, überaus traurigen Verhältnissen, in denen wir heute leben, sind Uexkülls Ausführungen über die Pathologie des Staates heute vom größten aktuellen Interesse. Von den Erkrankungen des Staates bespricht er als besonders gefährlich zunächst das „Verwachsen der Staatsgewebe", das heißt die zum Zweck des Streiks organisierte Arbeiterschaft, sowie die „Auflösung der Staatsgewebe", die als Anarchie und Pöbelrevolten in Erscheinung tritt. Weiter werden die „politische Blindheit", die Herrschaft des Mammonismus und die parasitären Erkrankungen berücksichtigt.

In dem letzteren Abschnitt werden die inneren Parasiten fremder Rassen in sehr sachlicher Weise gekennzeichnet und von den „Symbionten", die sich als nützliche Bürger dem Wirtsvolke völlig assimilieren, streng geschieden. Als typisches Beispiel für die äußeren Parasiten wird mit Recht England hingestellt. Der Abschnitt „Internationalismus und Menschlichkeit" behandelt die nationalen Schwächezustände der Deutschen und sucht mit den naiven Phantastereien vertrauensseliger Sozisisten gründlich aufzuräumen. — Uexkülls Bestreben ist darauf gerichtet, allen politisch Schwachsichtigen zu einer durch keine Parteischeuklappen getrübten Anschauung über das Wesen des Staates zu verhelfen. Wenn er zum Schluß bescheiden meint, er habe nur zur Feder gegriffen, um durch seine Ausführungen zum Weiterarbeiten auf diesem Gebiete anzuregen, so muß man schon aus diesem Grunde seiner hochbedeutsamen Schrift eine möglichst große Verbreitung wünschen. Denn das Schicksal unseres Vaterlandes steht heute auf des Messers Schneide! Videant consules! . . . Hermann von Rosen.

Kulturpolitische Aufgaben des Reiches. Von E. H. Becker. 58 Seiten. Leipzig 1919, Quelle und Meyer.

Eine kurze, aber bedeutsame Schrift, deren Verfasser als Unterstaatssekretär im preußischen Ministerium für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung an leitender Stelle steht. Die äußere und innere Einheitsidee des deutschen Volkes gab das Kaisertum her. Der Weltkrieg und die Revolution haben dieses einigende Band zerrissen, den alten Polaritätserscheinungen des Deutschtums, dem Partikularismus und dem Kosmopolitismus, wieder zu voller Blüte verholfen. Zu ihnen gesellte sich ein neuer Gegensatz: zwischen dem irrationalen, aus dem Geistesleben des Christentums, des Humanismus und des nordisch-germanischen Wesens heraus gewachsenen und dem rationalen, aus der Welt der Aufklärung, des Idealismus und des Sozialismus heraus geborenen deutschen Menschen. So gilt es eine andere ideelle Basis zu finden, auf der das neue Deutschland aufbauen kann. Becker sieht sie in dem Bewußtsein der Deutschen als eines trotz aller Gegensätze einheitlichen Volkes, in der Erziehung zu einer einheitlichen Kulturnation, unbeschadet der Grenzen, die dem neuen deutschen Staate gesteckt werden. „Uns fehlt als Einzelwesen der politische Sinn, als Volk das Volksbewußtsein oder der nationale Gedanke." Es will mir scheinen, als ob der Verfasser hier zwei Begriffe nicht scharf genug voneinander scheidet, die im letzten und tiefsten Sinne etwas Verschiedenes besagen: das Volksbewußtsein und das Nationalbewußtsein. Volksbewußtsein ist doch nur die natürliche Empfindung eines Volkes um die differenzierte Gestalt seiner Lebensformen gegenüber denen der Nachbarvölker. An diesem naiven Volksbewußtsein fehlt es dem Deutschen nicht. Wie stark und zäh haben Balten und Elsässer an ihm unter russischer und französischer Herrschaft festgehalten! Wohl aber mangelt es ihm an dem Nationalbewußtsein als dem *sittlichen Willen* eines Volkes in *allen* Gliedern als einer einheitlichen, wenn auch in sich selbst differenzierten Lebens- und Schicksalsgemeinschaft zur Aufrechterhaltung und Vertiefung der Werte seines Lebensinhalts als einer *einzigartigen* Auswirkung der einen Menschheitsidee für die Gesamtheit der Menschheit. Dem alten, einseitig wirtschaftlich orientierten, machtvollen Fürsorgestaate ist es nicht beschieden gewesen, dem deutschen Volke diese Seele jedes wahrhaften Nationalstaates zu schaffen. Die Kürze seines Bestehens hinderte ihn daran. Auch fehlte fast ganz der Wille der verantwortlichen Organe, solche Arbeit auf sich zu nehmen. Hier muß die von Becker geforderte Kulturpolitik des Reiches, seiner eigenen Organe und der geeigneten Organe der Gliedstaaten einsetzen, wie Becker sie institutionell in den ersten Abschnitten seiner Schrift überzeugend entwickelt. Aber wichtiger als diese organisatorischen Fragen sind der Weg, der zu der deutschen Einheitskultur führt, und ihr Inhalt. Namentlich den akademisch gebildeten Lesern dieser Zeitschrift und dem jungen Geschlechte, unseren Studenten, möchte ich deshalb dringend empfehlen, sich mit den Problemen des vierten kurzen Abschnittes auseinanderzusetzen. Hier atmet etwas von dem Geiste der preußischen Reform 1807/12, den wir heute wiederum gebrauchen. Erforderlich sind Selbstbewußtsein als Volk, ethische Gesinnung und sachliche Einstellung seitens aller Einzelnen, also sittliche Erziehung zu ihren Harmonien mit dem kollektiven Gesamtbewußtsein. So erhalten wir den Weg und den Inhalt zu gleicher Zeit, vermeiden jede reaktionäre, einseitig rückwärts gewandte Richtung, die uns als einheitliches Volk schlechthin vernichten würde, und gewinnen den inneren Blick dafür, daß unsere Heimat nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft liegt. Freilich, an einer Stelle muß ein Fragezeichen gesetzt werden: eine rein innerliche Überwindung der Gegner wird nie erreicht werden. Es muß uns gelingen, der Seele unserer Nation, dem Nationalbewußtsein, wieder einen Körper, einen seiner Macht bewußten, eigentümlichen Staat zu geben. Ohne ihn zerflattert das bewegliche, stets neuen Kultureindrücken der Außenwelt ausgesetzte Nationalbewußtsein, besonders das deutsche, das, wie der Verfasser mit

Recht betont, in seiner höchsten Idee dem allgemeinen Menschheitsbewußtsein am nächsten kommt. So gilt es, unsere kommende Generation auch zur sittlichen Staatsgesinnung zu erziehen, Nationalbewußtsein und Staatsgesinnung als notwendige Werte eines wahren und vollen Menschenlebens darzustellen. E. Müsebeck.

Die Kultur des alten Ägypten. Von W. von Bissing. Zweite Auflage. (Wissenschaft und Bildung.) Leipzig, Quelle und Meyer.

Eine vollberechtigte Neuauflage; trotz der gedrängten Kürze gibt das Buch alles Notwendigste in anregender, andeutungsvoller Form. Unsere Begriffe über die Kultur des alten Ägypten haben sich geändert; im achtzehnten Jahrhundert interessierte man sich mit ehrfürchtigem Schaudern für geheimnisvolle Urweisheit der Pyramidenerbauer, hier gibt die nähere Forschung ein anderes Bild. Wohl blühten Zaubersprüche, wohl beschäftigte man sich mit der Magie, im Vergleich zur griechischen war die Wesensart der Ägypter unmetaphysisch, unwissenschaftlich. „Nie brachte es der Ägypter über die Ansammlung von Tatsachen, von Material zur Wissenschaft, über etwa der Anwendung unmittelbar darauf beruhender Erfahrung." Der Pessimismus einer Totenbuchhymne geht auf griechische, orphische Einflüsse zurück. Ägyptisch ist die etwas platte, aber heitervernünftige Auffassung (etwa 2000 v. Chr.): „Feire den frohen Tag, vergiß die Sorgen, gib die Frucht des Feldes dem, der kein Feld hat, so wird dir bei der Nachwelt ein guter Name. Genieße das Leben gar sehr, keiner ist, der je wiederkam. Folge deinem Herzen und deinem Vergnügen, verrichte deine Sachen auf Erden und quäle dein Herz nicht." Wir alle haben feierlich schöne Sonnen- und Siegeshymnen der Ägypter gelesen, überraschend wirkt hier der Hinweis auf ihre Liebeslieder, „deren einige zu den zartesten Schöpfungen der orientalischen Dichtung gehören" (angesichts der alten ostasiatischen Lyrik ein erstaunliches, ein überschwängliches Lob!). Bemerkenswert war ihr Hang zur Parodie, vorbildlich ihre Pflege und ihre novellistische Verwendung der Briefform, ausgesprochen ihre Freude am Landleben, an der Natur. — Erschütternd und merkwürdig herb ist die Mahnung des Königs Amenemos des Ersten an seinen Sohn (etwa 2600): „Wappne dich gegen deine Untergebenen, Nahe ihnen nicht allein, Liebe keinen Bruder, Kenne keinen Freund. Ich gab den Armen und ernährte die Waisen, Und ließ den zu, der nichts war, wie den, der etwas war. Die mein Brot aßen, empörten sich, Der, dem ich die Hand gereicht, erregte mir Schrecken." Nicht alle hier vorkommenden Beurteilungen der ägyptischen Kunst werden überzeugen. Mit gemessener Kühlheit erwähnt Bissing die jugendfrische, großartige Kunst des Alten Reiches (die notwendige Einteilung des Alten, Mittleren und Neuen Reiches durfte in der Chronologie nicht fehlen, nicht in der ersten Auflage, noch weniger in der zweiten!). Er stellt sie der byzantinischen Kunst an die Seite. Unter den späten Ramessiden im Neuen Reich ersieht er den „Höhepunkt ihrer künstlerischen Kühnheit". „Das Vorbildlichste und Bedeutendste haben sie doch in der Kleinplastik und dem Kunstgewerbe geleistet." Bei aller Bewunderung für den Zauber ägyptischer Kleinkunst werden viele ihm hier schwerlich folgen, so interessant sein Hinweis auf die „Reinheit der Zeichnung, die Feinheit der Technik des Königsschmucks von Daschur; etwa 2500 v. Chr geschaffen, gehören die Prinzessinnendiademe zu den ‚vollendetsten Werken' der Goldschmiedekunst".

Marie von Bunsen.

Alt-Hildesheim. Eine Zeitschrift für Stadt und Stift Hildesheim. Im Auftrage der Stadt und in Verbindung mit einem Ausschuß von Fachmännern herausgegeben von J. H. Gebauer.

Gleich dies erste Heft, bei Westermann erschienen, nimmt für das neue Unternehmen ein. Es enthält in Bild und Wort eine Fülle von interessanten Erinnerungen, und da unser verarmtes Volk eben nur reich an solchen ist, so tut es gut, ihm die geistigen Schatzkammern seines Deutschtums zu erschließen. Jede Stadt mit historischer und künstlerischer Vergangenheit sollte solche Blätter herausgeben; das Bürgertum, dem die Zukunft gehört, würde dadurch wachsen und erstarken, und die Fälschung der Geschichte, wie sie gewissenlose Parteimenschen erstreben, würde davor ins Nichts zerfallen. Als Mitarbeiter sind Persönlichkeiten aus allen Kreisen der Stadt genannt; damit wird das lokale Interesse geweckt. Besonders hübsch ist der Aufsatz von Hermann Blume über das Schloß Söder bei Hildesheim; wie ein Roman mutet uns das Leben Moritz von Brebaeks an (1738 bis 1814), der sich im Geiste des achtzehnten Jahrhunderts hier auslebte, das Schloß neu ausbaute, eine Gemäldegalerie schuf und einen erlesenen Kreis interessanter Menschen zu sich heranzog. Damals nannte man es „Bildung", wenn ein vornehmer, begabter und reicher Mann in dieser Weise für seine Umgebung sorgte, heute besteht die Kultur in Tanz und Film. Kultur im guten Sinn ist aber kein äußerlicher Lack, wie ihn die modernen Völker haben, sie ist der wahre Menschenadel, der nicht nur fordert, sondern verpflichtet. Lilly von Brandis.

Deutsche Geschichte werdend und wirkend. Von Professor Dr. Walter Opitz. Mit 18 Kartenskizzen. Leipzig 1919, R. Voigtländer.

Im Vorwort spricht der Verfasser die Hoffnung aus, das Ziel, eine deutsche Geschichte in einem Bande zu geben, einigermaßen erreicht zu haben. Er hat es ganz erreicht, denn sein Buch ist vortrefflich. Frisch und energisch im Stil, gesund und vernünftig in der Auffassung, so zeigt er uns den Entwicklungsgang unseres Volkes, und wer von den deutschen Lesern nur etwas patriotisches Gefühl besitzt, dem wird die kernige Mannesseele des Verfassers trotz dessen großer Objektivität offenbar. Wissen und Gewissen lernt man am besten aus der Geschichte, wenn wir diese Güter nicht verlieren; dann sind wir trotz dem verlorenen Krieg nicht arm zu nennen. Sie können uns aber nur erhalten bleiben durch eine wahrheitsgetreue, durch keine Parteisucht angekränkelte Forschung und durch eine Pietät für das Vergangene, das wir leider nicht hoch genug einschätzen. Opitz hat den Versuch gemacht, durch Kartenskizzen die räumliche Bilanz des deutschen Staatswesens in seinen bedeutendsten Epochen zu ziehen, so solite man die Geschichte immer in den Schulen lehren, damit das Kind den Boden des Vaterlandes als ein geistiges Eigentum betrachten lernt. Überhaupt die Erziehung zum Staatsbürger sollte früher einsetzen, da, wie Freiherr von Stein so schön äußerte, nicht die Schule allein, sondern Teilnahme an den Angelegenheiten des Ganzen der sicherste Weg ist zur Vollendung der sittlichen und geistigen Ausbildung eines Volkes.

Lilly von Brandis.

Kirchengeschichte Böhmens. Quellenmäßig und kritisch dargestellt von Dr. August Naegle, o. ö. Professor der Kirchengeschichte an der deutschen Universität in Prag. Erster Band. Einführung des Christentums in Böhmen. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. Erster Teil 1915, zweiter Teil 1918.

Das Vorliegende behandelt den Zeitraum von der Christianisierung der ersten germanischen Markomannen bis zur persönlichen Annahme des Christentums durch mächtige slawische Herzöge zur Zeit der Ottonen und bis zur Befestigung des Christentums durch ein eigentlich böhmisches Bistum im elften Jahrhundert. Bedenkt man, daß das Quellenmaterial stark legendenhaft durchsetzt ist, so wird man die kritische Leistung, die hier auf rund dreiviertelteusend Seiten bewältigt wird, auch dann hervorheben dürfen, wenn man den Sonderproblemen ferner steht. Und doch ist eine Kirchengeschichte Böhmens gerade in jetziger Zeit unbedingt wichtig, wo die Kenntnis der Entstehung der böhmischen Kultur allein den Maßstab für die modernen politischen Ansprüche der in Böhmen aneinandergehefteten Fremdstämme gewähren kann. Naegle schreitet rein methodisch abwägend daher und wird den gelegentlichen Einflüssen mährischer Slawen durchaus gerecht. Wenn tschechische Kritiker gleichwohl den ersten Teil bekämpft haben, so wird damit doch nicht das Ergebnis dieser umfassenden Forschung widerlegt, daß die kulturfördernde Kraft für dieses schicksalsreiche Land nicht auf slawischer Seite zu finden ist.

Wilhelm Böhm.

Alt-Konstantinopel. Hundertzehn photographische Aufnahmen der Stadt und ihrer Bau- und Kunstdenkmäler. Mit alten Ansichten und Plänen sowie einer geschichtlichen Einleitung von Dr. Ernst Diez, einer Stadt- und Kulturbeschreibung und kunstgeschichtlichen Erläuterungen von Dr. Heinrich Glück. München-Pasing 1920, Roland-Verlag.

Dies bequeme und handliche Abbildungswerk über Konstantinopel ist willkommen, da es etwas Derartiges in unserer Literatur bisher nicht gab (die Abbildungen in der Barthschen Monographie sind doch recht unzulänglich). Es ist geschickt und einsichtig gemacht, bietet in sauber ausgeführten, verständnisvoll ausgewählten Abbildungen ein reiches Anschauungsmaterial und ist wohl geeignet, in Charakter und Kunst Konstantinopels einen Blick zu eröffnen. Außer der Stadt selbst sind noch die nähere Umgebung (Skutari, Bosporus, Prinzeninseln), sowie die alte Sultansresidenz Brussa mit ihren hervorragenden Denkmälern berücksichtigt. Die Anordnung ist im wesentlichen so vorgenommen, daß nach einigen Lage und Landschaft veranschaulichenden Bildern die Denkmäler in geschichtlicher Gruppierung zusammengestellt sind. Den Reigen eröffnen die Werke und Reste byzantinischer Zeit, das altgeschichtliche Hippodrom an der Spitze, dann Triumphalsäulen, Mauern, Tore, Palastanlagen usw. Es folgen die byzantinischen Kirchenbauten, die Aja Sophia natürlich voran; bei der Kahrie werden auch Proben des schönen Mosaikschmuckes mitgeteilt. Nun tritt der stolze Zug der türkischen Moscheen an, in dem die Schöpfungen Meister Sinans den Höhepunkt bilden. Die dekorative Kunst entfaltet sich an den Brunnen. Die Profanbauten vermitteln ein Bild vom bürgerlichen Gesamtcharakter der Stadt, während sich im Serai das Beste des Kunsthandwerks und der Wohnkultur zeigt. Einigen charakteristischen Bildern von türkischen Friedhöfen

folgen dann solche aus der Umgebung und aus Brussa, wo die frühosmanische Baukunst ihre Blüte erlebte. Die Erläuterungen des Wiener Kunsthistorikers Dr. Heinrich Glück geben auf knappem Raume eine Fülle von Daten und Hinweisen; ältere Stadtpläne deuten auf die Entwicklungsgeschichte der Stadt hin, ein kleines Literaturverzeichnis kann dem Wißbegierigen als weiterer Führer dienen, und so ist hier im ganzen ein zugleich anmutiges und nützliches Buch entstanden, das wohl als ein gutes Muster derartiger Veröffentlichungen gerühmt werden darf. D.

Wirklichkeitsblinde in Wissenschaft und Technik. Von A. Riedler. 198 Seiten. Berlin 1919, Julius Springer.

Der allgemeine Titel deckt nicht etwa eine systematische Abhandlung, sondern die Kampfschrift eines weitschauenden Praktikers gegen wissenschaftlichen Doktrinarismus. Hiernach ist das Werk Löfflers „Mechanische Triebwerke und Bremsen", das die bisher von der Physik und Technik stiefmütterlich behandelte Lehre der Reibung auf ganz neue Grundlagen stellt, in wissenschaftlichen Kreisen so verständnislos abgelehnt und angefeindet, wie nur je seit Galilei gerade auf dem Gebiete der Naturwissenschaften eine weiteste Umwälzungen verheißende Entdeckung. Den Grund hierfür sucht Riedler in der Wirklichkeitsfremdheit der physikalischen Theoretiker, die ihre Berechnungen allenfalls durch Kleinversuche kontrollieren, anstatt vor allem die Erfahrungen des Ingenieurs in die Problemstellung hineinzukalkulieren. Dieses Aneinandervorbeisehen der Wissenschaft und der Technik wird weiterhin von Riedler als eine grundlegende Gefahr unseres technischen Hochschulbetriebes gezeigt, der sich nicht organisch ausgebaut hat, sondern dessen Entwicklung aus der Bauschule von zufälligem persönlichen Wohlwollen leitender Stellen abhängig geblieben und so jetzt völligem Auseinanderfall preisgegeben ist. Das Buch ist nicht nur eine Verteidigung Löfflers, sondern auch eine solche von Riedlers eigener Wirksamkeit, und die Verfolgung seiner universalistischen Bestrebungen muß weiteste Kreise anregen, über die Stellung der Technik im Gesamtbilde unserer Kultur nachzudenken. Wenn Riedler selbst wehmütig gesteht, daß er sich sein Leben nicht so mühevoll vorgestellt hat, so gibt die Lektüre dieses Buches in gewisser Weise doch auch den Schlüssel für die Sonderstellung dieser Kampfnatur. Die eigenwillige Terminologie, besonders auch das erste allgemeinere Kapitel „Wissenschaftsverfahren", läßt denjenigen, der Begriffe zunächst einmal eindeutig definiert sehen will, in dem Verfasser eher einen Rousseau der Technik vermuten als einen Wirklichkeitsphilosophen. Und wenn er schließlich einen Neubau der technischen Erziehung auf einer allgemeinen „Gestaltungs- und Betriebslehre" errichten will, so scheint für die Aufgabe, „Grundlagen und Verfahren zusammenzufassen und Gestaltung, Betrieb und Wirtschaft zu vereinen", zunächst noch das synthetische Genie zu fehlen. Möge diese gewaltige Forderung bald Erfüllung finden!

Wilhelm Böhm.

Grundriß der Logik. Von J. Grau. (Aus Natur und Geisteswelt 637.) Leipzig 1918, B. G. Teubner.

Der Verlag Teubner hat sich erst spät entschlossen, eine Logik in seine im großen und ganzen so bewährte Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" aufzunehmen, und er hat damit zweifellos einen, zumal in den Kreisen der akademischen Jugend dringend empfundenen Mangel beseitigt. Eine *βασιλικὴ ὁδός* ist damit nicht geschaffen und hat nicht geschaffen werden können, weil es sie ebensowenig gibt wie zur Geometrie. Das aber möchte ich gerade dem gedrängten Abriß zur Logik, der hier geboten wird, als großen Vorzug anrechnen, daß er gar nicht den Versuch macht, die Materie zur sogenannten Allgemeinverständlichkeit zu verwässern, sondern sie sachlich-ernst und durchaus selbständig abhandelt. Der Verfasser geht dabei von der formalistischen Richtung im Sinne der Kant-Herbartschen Tradition aus, ohne daneben eine abweichende Betrachtungsweise, wie sie die mathematische, erkenntnistheoretische oder psychologisierende darstellt, zu vernachlässigen. Auch zeigt das flüssig geschriebene Büchlein, daß dem Verfasser die Gedankenwelt John Stuart Mills, Sigwarts und namentlich Erdmanns bekannt und vertraut ist, aber auch, daß er sich eingehend mit ihr auseinander zu setzen wußte. Damit ist schon gesagt, daß die Darstellung sich keineswegs mit einer vereinfachten Wiedergabe überkommenen Wissens begnügt. Neu erscheint mir besonders die Theorie der quantitativen Urteile, die Grau bei Besprechung der verschiedenen Urteilsformen entwickelt, und die er als Beurteilung faßt im Gegensatz zur früheren Prädikat-(Sigwart) oder Attribut-Theorie (Erdmann). Bei aller Kürze verleugnen auch die methodologischen Erörterungen, denen eine beachtenswerte Klassifikation der Wissenschaften zugrunde liegt, den eigenen Standpunkt nicht; dagegen scheint in dem Abschnitt über die geschichtlichen Voraussetzungen der neueren Logik der Leistung Husserls etwas kärglich gedacht zu sein. Hoffentlich kann sich das kleine, verdienstvolle Werk dank der Teilnahme jener Kreise, an die es sich in erster Linie wendet, dauernd auf der Höhe der Forschung halten.

Walter Heynen.

Böhmen. Von Kaindl. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, B. G. Teubner

Der Titel ist irreleitend; das Büchelchen behandelt nicht Böhmen, sondern das Verhältnis der Deutschen zu den Böhmen, bildet eine brauchbare, übersichtliche Einführung in diese gewiß naheliegende Frage. Unleugbar eine Parteischrift, ist der Ton auch würdig und maßvoll; die Berechtigung des böhmischen Nationalismus, die Wesensart dieses anerkannt begabten und ehrgeizigen Volkes, den Eigenton ihrer Geschichte müssen wir anderswo suchen, und doch wäre eine gerecht abwägende Darstellung in deutscher Sprache uns wertvoll gewesen. Wie der deutsche Einfluß sich über ein Jahrtausend lang ausbreitete, wie er das Land befruchtete, wie er bekämpft wurde und unterlag, bildet einen überaus interessanten Abschnitt der Geschichte. Kaum ein Werkzeug des Tschechentums hat sich 70 Jahre hindurch so treffsicher bewährt als die seit langem als geschichtliche Fälschung erkannte Königinhofer Handschrift. Wie ein Tscheche aussagt, hat „dieser berühmteste literarische Betrug der Weltliteratur einen unvergleichlichen Einfluß geübt, eine fast abgöttische Verehrung genossen, hat einen so großen Anteil an der raschen Entwicklung der modernen Kultur und des politischen Selbstgefühls der Tschechen, wie vielleicht kein echtes Denkmal bei irgendeinem anderen Volk". Auch in Deutschland erweckten diese angeblichen Schilderungen stolzer Vergangenheit ein lebhaftes Interesse, Goethe übersetzte ein Bruchstück. Unter den Förderern des überhitzten tschechischen Nationalgefühls haben sich in ihrer freudigen Anerkennung des Ausländischen immer wieder Deutsche gefunden; erschütternd unpolitisch, verkannten sie immer wieder die Tragweite dieser Bewegung. — Was die mit nie ermüdender Zähigkeit bekämpften Deutschen in Böhmen bedeuten, läßt die nüchterne Wucht einiger Zahlen erkennen. Die Erwerbssteuerleistung der 2,4 Millionen Deutschen in Böhmen beträgt 5,7 Millionen Kronen, die der 4,2 Millionen Tschechen hingegen nur 3,1 Millionen. Durchschnittlich zahlt jeder Deutsche in Österreich 123 Kronen Steuer, jeder Tscheche 39. Die zielbewußte Bedrängung des Deutschtums wird uns in diesem Büchelchen eindringlich vorgeführt, und sie gibt mancherlei zu denken. Marie von Bunsen.

Ästhetik. Von K. Hamann. Zweite Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt, 345. Bändchen.) Leipzig 1919, B. G. Teubner.

Eine Reihe sehr wertvoller Einzelerörterungen — und ein typischer Fall. Was fehlt, ist gerade das, was der Verfasser sich zuschreibt, und was man an den von ihm scharf beurteilten Hauptwerken des Faches vermißt: die zu voller Ganzheit gelangte Verbindung des Besondern mit dem Allgemeinen. Statt aus den Widersprüchen des gegebenen Stoffes haltbare Grundbegriffe herauszuarbeiten, rüttelt er wie Samson an den Pfeilern des Baues; so, wenn er das Erhabene keine ästhetische, sondern religiöse Kategorie nennt, wenn das Tragische nach ihm mit der Ästhetik nichts zu tun hat, eine ganz und gar ethische Kategorie ist. Das Religiöse und die Erbauung von ästhetischem Genuß durch das Dogma von der Unvereinbarkeit beider zu trennen, wird durch die Meisterwerke Palestrinas, Händels, Bachs und der Wiener Schule einschließlich Brahms und Bruckners widerlegt. So werden Konzentration und Isolation auseinandergerissen, statt als Gegenpole eines gemeinsamen Ganzen erkannt zu werden; ich verweise demgegenüber auf meine „Grundfragen" (Zeitschrift für immanente Philosophie IV und die Wertbegrifferörterungen in der Riemann-Festschrift S. 20—40). Bei der Behandlung des Malerischen fehlt die Einbeziehung der Klangfarbe. Wie denn überhaupt das Musikalische zu kurz kommt. Dies rächt sich, indem das Romantische trotz Schillers Jungfrau und Goethes Faust, trotz Webers und Schumanns, trotz der Erfolge R. Wagners und seines Einflusses, trotz der Einwirkungen der Romantik auf G. Keller und Spitteler als stilwidrig in den Winkel gestellt wird. Der letztgenannte Dichter behält recht: künstlerische Erlebnisse denkend zu bearbeiten, erfordert einen Künstler wie Schiller oder F. Th. Vischer. Sonst kommt es nur zu einer schiefen Auffassung von Stil, nicht aber zur Tiefe und Klarheit des „Wissens, was Ästhetik ist", deren Lebensfaden durch Atomisierung abgeschnitten wird. Franz Marschner.

Zu den „Briefen an Elisa".

Im Anschluß an meinen im Aprilheft erschienenen Aufsatz über „Elisa", die Freundin Charles De Costers, bittet mich Herr Dr. Goyaert, der Uebersetzer der „Briefe an Elisa", mitzuteilen, daß er schon in einer vor Drucklegung des Aufsatzes erschienenen zweiten Auflage seiner Uebersetzung die von mir aufgezeigten Mängel — Fehlen jeder biographischen Notizen und große Willkürlichkeit der Textbehandlung — aus eigener Initiative beseitigt habe. Indem ich seinen Wunsch hiermit gern erfülle, möchte ich aber meinerseits nach Durchsicht dieser revidierten Auflage die Hoffnung aussprechen, Herr Dr. Goyaert möge sich entschließen, in einer folgenden die noch immer vorhandenen sehr bedeutenden und willkürlichen Textungenauigkeiten und -änderungen gänzlich zu beseitigen und dadurch seine dankenswerte Uebersetzung zu einer in jeder Beziehung wertvollen zu machen. Else Schulhoff.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alt-Hildesheim. — Herausgegeben von Studienrat Dr. Gebauer, Stadtarchivar. Heft 2. 48 Seiten. Braunschweig, Georg Westermann. 1920.

Anders. — Der stille Weg. Kurze Prosa von Artur Anders. Illustriert von E. Bohacek. 100 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1920.

Andro. — Die Komödiantin Dora X. Roman von L. Andro. 156 Seiten. Wien, E. P. Tal und Co. 1920.

Antiquariatsverzeichnis Nr. 83. Kulturgeschichtliche Bücher. 88 Seiten. Berlin-Friedenau, Oscar Rauthe.

Antiquariatsverzeichnis Nr. 84. — Deutsche und fremdländische Literatur. 99 Seiten. Berlin-Friedenau, Oskar Rauthe.

Anzengruber. — Ludwig Anzengrubers gesammelte Werke. 4 Bände. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Aussaat. — Ein Verlagsalmanach von Rascher und Co. 339 Seiten. Zürich 1920.

Bagehot. — Das Herz der Weltwirtschaft. Die Lombarden-Straße. Von Walter Bagehot. 211 Seiten. Essen a. d. R., G. A. Baedeker. 1920.

Baumgarten. — Das Werk Conrad Ferdinand Meyers. Renaissance-Empfinden und Stilkunst. Von Franz Ferdinand Baumgarten. 238 Seiten. München, Georg Müller. 1920.

Beckmann. — Das lebendige Wort. Eine neue Bibelerklärung von Heinz Beckmann. Band 2: Das Neue Testament. 1. Lieferung. 169 Seiten. Wiesbaden, Heinrich Staadt. 1920.

Behn. — „Freiheit". Politische Randbemerkungen von Fritz Behn. 49 Seiten. München, Max Rielm. 1920.

Bergmann. — Das Leben und die Wunder Johann Winckelmanns. Eine Studie von Ernst Bergmann. 36 Seiten. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 1920.

Bernhart. — Der Frankfurter. Eine deutsche Theologie. Übertragen und eingeleitet von Joseph Bernhart. 212 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1920.

Bethe. — Griechische Lyrik. Von Erich Bethe. 103 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt. Band 736.) Leipzig, B. G. Teubner. 1920.

Bieler. — Brasilien. Von Adolf Bieler. 152 Seiten. Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1920.

Bock. — Der Schlund. Roman von Alfred Bock. 176 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1920.

Böckenhoff. — Katholische Kirche und moderner Staat. Von Dr. Karl Böckenhoff. Neubearbeitet von Dr. Albert M. Koeniger. 208 Seiten. Köln, J. P. Bachem.

Bonin. — Die Versuchungen des Herzens. Von E. von Bonin. 250 Seiten. Jena, Landhausverlag. 1920.

Boy-Ed. — Charlotte von Kalb. Von Ida Boy-Ed. 134 Seiten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1920.

Brandenburg. — Die materialistische Geschichtsauffassung. Von Prof. Dr. Erich Brandenburg. 66 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1920.

Brandenburger. — Mythen, Sagen und Märchen brasilischer Indianer. Zusammengestellt und eingeleitet von Dr. Clemens Brandenburger. 126 Seiten. Sao Leopoldo, Rotermund und Co. 1877.

Briefs. — Untergang des Abendlandes. Christentum und Sozialismus. Eine Auseinandersetzung mit Oswald Spengler. Von Dr. Goetz Briefs. 111 Seiten. Freiburg i. Br., Herder und Co., G. m. b. H. 1920.

Brussot. — Der Brand der Leidenschaften. Spanische Novellen. Herausgegeben und übertragen von Martin Brussot. 224 Seiten. Berlin, Carl Flemming und E. T. Wistott A.-G.

Bünau. — Der Mut des Egidi Duldmann und andere Novellen. Von Georg Bünau. 224 Seiten. Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung (Lehmann und Schulze).

Burschell. — Die Einfalt des Herzens. Briefe an einen Künstler. Von Friedr. Burschell. (Die neue Reihe.) 65 Seiten. München-Pasing, Roland-Verlag. 1919.

Busson. — F. A. E. Ein deutscher Roman. Von Paul Busson. 400 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1920.

Christaller. — Die Liebe und der Tod. Von Helene Christaller. 138 Seiten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1920.

Coster. — Briefe an Elisa. Von Charles de Coster. 151 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag.

Couperus. — Aphrodite in Ägypten. Ein Roman von Louis Couperus. 256 Seiten. Berlin, Ernst Rohwohlt. 1920.

Danilewsky. Rußland und Europa. Von N. J. Danilewsky. Eine Untersuchung über die kulturellen und politischen Beziehungen der slawischen zur germanisch-romanischen Welt. Übersetzt und eingeleitet von Karl Nötzel. 329 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1920.

Darmstaedter. — Geschichte der Aufteilung und Kolonisation Afrikas seit dem Zeitalter der Entdeckungen. Von Paul Darmstaedter. Zweiter Band: Geschichte der Aufteilung Afrikas 1870 bis 1919. 176 Seiten. Berlin, Vereinigung wissenschaftl. Verleger. 1920.

Däubler. — Die Treppe zum Nordlicht. Von Theodor Däubler. 53 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1920.

Das Buch Heimat. 1. Heft. Betrachtungen zur Notwendigkeit des Anzeitgemäßen im persönlichen und sozialen Leben. Von einem Deutschen. 32 Seiten. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1920.

Deetjen. — Sie sollen ihn nicht haben! Tatsachen und Stimmungen aus dem Jahre 1840. Eine Studie von Professor Dr. Werner Deetjen. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1920.

Der Anbruch. — Ein Jahrbuch neuer Jugend. Mit einem Nachwort herausgegeben von Otto Schneider und Arthur Ernst Rutra. 104 Seiten. München-Pasing, Roland-Verlag. 1920.

Die Dichtung. Herausgeg. durch Wolf Przygode. Programmheft von der Zweiten Folge. Besorgt von Edlef Köppen. 30 Seiten. München-Pasing, Roland-Verlag. 1920.

Die Gorsleben-Edda. Heldenlieder. 127 Seiten. München-Pasing, Die Heimkehr. 1920.

Dietzel. — Beiträge zur Geschichte des Sozialismus und Kommunismus. Von Heinrich Dietzel. 139 Seiten. Essen a. d. R., G. D. Baedeker. 1920.

Einwanderer-Beratungsstelle der deutschen Kolonie in Rio de Janeiro. Brasilien. Nützliche Winke! 44 Seiten. Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1920.

Eisner. — Slowakische Volkslieder. Von Paul Eisner. 20 Seiten. Bratislava (Preßburg), Verlagsanstalt „Das Riff".

Ernest. — Beethoven. Von Gustav Ernest. 592 Seiten. Berlin, Georg Bondi. 1920.

Etzel. — Das Urwaldkind. Ein Märchenroman von Theodor Etzel. 154 Seiten. Stuttgart, Walter Seifert. 1920.

Fechner. — Zend-Avesta. G. Th. Fechner. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet und verkürzt herausgegeben von Max Fischer. 294 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1919.

Flake. — Die fünf Hefte. Von Otto Flake. Das erste Heft. 48 Seiten. München-Pasing, Roland-Verlag. 1920.

Franck. — Das Geheimnis. Von Hans Franck. Illustriert von G. von Finetti. (Der kleine Roman, Nr. 30.) 33 Seiten. Berlin, S. S. Hermann und Co. 1920.

Freska. — Der Wanderer ins Nichts. Roman von Friedrich Freska. 365 Seiten. München, Georg Müller. 1920.

Freytagh-Loringhoven. — Die Gesetzgebung der russischen Revolution. Von Dr. Axel Freiherr v. Freytagh-Loringhoven. 261 Seiten. Halle (Saale), Max Niemeyer. 1920.

Fuchs-Liska. — Die verscherzte Himmelsmacht. Roman von Robert Fuchs-Liska. 304 Seiten. Leipzig, Hesse und Becker Verlag.

Germanisches Nationalmuseum. — Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. Jahrgang 1919, Heft 1 und 2, Januar—Juni. 24 Seiten. Nürnberg, Verlagseigentum des Germanischen Museums. 1920.

Germanisches Nationalmuseum. — Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum. Herausgegeben vom Direktorium. Jahrgang 1917 (nachgeliefert). Mit zahlreichen Abbildungen. 93 Seiten. Nürnberg, Verlagseigentum des Germanischen Museums 1920.

Ginzkey. — Der Doppelspiegel. Betrachtungen und Erzählungen. Von Franz Karl Ginzkey. 264 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1920.

Gottberg. — Kaiserglanz. Roman aus den Tagen des alten Herrn. Von Otto von Gottberg. 302 Seiten. Berlin, Verlag der „Täglichen Rundschau". 1920.

Groos. — Bismarck im eigenen Urteil. Psychologische Studien von Karl Groos. 247 Seiten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1920.

Haas. — Der Volksbeglücker. Von Rudolf Haas. 304 Seiten. Leipzig, L. Staackmann Verlag. 1920.

Haller. — Die Alpen und andere Gedichte. Von Albrecht von Haller. (Schweizerische Bibliothek 13.) 69 Seiten. Zürich, Max Rascher und Co. 1919.

Halm. — Die Marzipan-Lise. Von Friedrich Halm. Illustriert von Georg W. Rößner. 30 Seiten. (Der kleine Roman. Nr. 25.) Berlin, H. S. Hermann und Co.

Handbuch der Politik. Erster Band: Die Grundlagen der Politik. 415 Seiten. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1920.

Hartlieb. — Chaos. Eine Farce von Wladimir Hartlieb. 71 Seiten. Wien, Hugo Heller und Cie. 1920.

Hartlieb. — 300 Epigramme von Wladimir Hartlieb. 66 Seiten. Wien, Hugo Heller und Cie. 1920.

Hegeler. — Der Junge aus dem Walde. Von Wilhelm Hegeler. Illustriert von Walter Buhe. (Der kleine Roman. Nr. 29.) 33 Seiten. Berlin, H. S. Hermann. 1920.

Heinrich Heine. Von C. F. Reinhold. 426 Seiten. (Menschen in Selbstzeugnissen und zeitgenössischen Berichten.) Berlin, Ullstein und Co.

Heise. — Die Entente-Freimaurerei und der Weltkrieg. Ein Beitrag zur Geschichte des Weltkrieges und zum Verständnis der wahren Freimaurerei. Von Karl Heise. 408 Seiten. Basel, Ernst Finckh. 1920

Hellens. — Mélusine. Roman par Franz Hellens. 317 Seiten. (Éditions de „La voile rouge".) Paris, Emile-Paul Frères. 1920.

Hermann. — Die Preisgabe. Von Max Hermann. (Die neue Reihe.) 47 Seiten. München-Pasing, Roland-Verlag. 1919.

Herre. — Völkergemeinschaftsidee und Interessenpolitik in den letzten Jahrhunderten. Von Paul Herre. Aus der Festgabe Gerhard Seeliger zum 60. Geburtstage. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 1920.

Herron. — Der Pariser Frieden und die Jugend Europas. Von George D. Herron. (Umsturz und Aufbau.) 40 Seiten. Berlin, Ernst Rowohlt. 1920.

Heyde. — Abriß der Sozialpolitik. Von Ludwig Heyde. 176 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Band 158.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1920.

Howald. — Friedrich Nietzsche und die klassische Philologie. Von Ernst Howald. 44 Seiten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1920.

Jaffé. — Ein Morgen soll noch kommen! Von Fritz Jaffé. 151 Seiten Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1920.

Jodl. — Friedrich Jodl. Sein Leben und sein Wirken. Dargestellt nach Tagebüchern und Briefen von Margarete Jodl. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1920.

Isemann. — Jean Philipps Erbe. Ein Lothringer Roman von Bernd Isemann. 264 Seiten. Stuttgart, Walter Seifert Verlag 1920.

Isemann. — Nala und Re. Eine Ameisenfreundschaft. Roman von Bernd Isemann. 235 Seiten. Stuttgart, Walter Seifert. 1920.

Kahrstedt. — Pax Americana. Von Ulrich Kahrstedt. 82 Seiten. München, Drei Masken-Verlag. 1920.

Kaskel. — Das neue Arbeitsrecht. Systematische Einführung von Prof. Dr. jur. Walter Kaskel. 323 Seiten. Berlin, Julius Springer. 1920.

Kaßner. — Kardinal Newman. Apologie des Katholizismus. Deutsch von Rudolf Kaßner. 94 Seiten. München, Drei Masken-Verlag. 1920.

Klages. — Handschrift und Charakter. Gemeinverständlicher Abriß der graphologischen Technik. Mit 137 Figuren und 21 Tabellen. Von Dr. Ludwig Klages. 254 Seiten. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1920.

Knies. — Servaz Duftigs Frühlingswoche. Von Richard Knies. 224 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1920.

Kohler. — Josef Kohler zum Gedächtnis. 46 Seiten. Berlin, R. von Decker's Verlag.

Komaroff-Kurloff. — Das Ende des russischen Kaisertums. Von General Komaroff-Kurloff. 368 Seiten. Berlin, August Scherl G. m. b. H.

Korrodi. — Die junge Schweiz. Herausgegeben von Eduard Korrodi. 80 Seiten. (Schweizerische Bibliothek 15.) Zürich, Max Rascher und Co. 1919.

Krauß. — Die Ursachen unserer Niederlage. Erinnerungen und Urteile aus dem Weltkrieg. Von General d. Inf. Alfred Krauß (Wien). 326 Seiten. München, J. F. Lehmanns Verlag. 1920.

Krauß. — Friedrich Theodor Vischer. Aussprüche des Denkers, Dichters und Streiters. Herausgegeben von Rudolf Krauß. 267 Seiten. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Krieck. — Die Revolution der Wissenschaft. Von Ernst Krieck. 60 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1920.

Lenz. — Von Luther zu Bismarck. Von Max Lenz. (Kleine historische Schriften, 2. Band.) 356 Seiten. München, R. Oldenbourg. 1920.

Liebmann. — Festausgabe für Dr. jur. h. c. Otto Liebmann, den Begründer, Verleger, Schriftleiter und Herausgeber der deutschen Juristenzeitung. Zum 25. Jahrgange gewidmet von Freunden des Blattes. Sonderausgabe der I. Abteilung: Kriegsrecht — Friedensvertrag. 135 Seiten. Berlin, Otto Liebmann. 1920.

Loerke. — Chimärenreiter. Von Oscar Loerke. (Die neue Reihe.) 59 Seiten. München-Pasing, Roland-Verlag. 1919.

Lothar. — Zum Bündtner eine Treppe tiefer. Von Ernst Lothar. Illustriert von Lutz Ehrenberger. 31 Seiten. (Der kleine Roman, Nr. 28.) Berlin, H. S. Hermann und Co. 1920.

Macke. — Wert und Bedeutung des monarchischen Gedankens auch im deutschen Volksstaat. Ein Vortrag von Professor Reinhold Macke. (Pädagogische Abhandlungen, Neue Folge.) Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung.

Mahnke. — Das unsichtbare Königreich des deutschen Idealismus. Von Dietrich Mahnke. 71 Seiten. Halle (Saale), Max Niemeyer. 1920.

Marden. — Der Weg der Liebe. Von O. S. Marden. 252 Seiten. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Marinetti. — Les mots en Liberté futuristes. Par F. T. Marinetti. 69 Seiten. Milano, Edizioni Futuriste Die „Poesia". 1919.

Matthießen. — Regiwissa. Wilhelm Matthießen. 193 Seiten. Leipzig, Erich Matthes. 1920.

Matthießen. — James C. W. Plum Kabeuschen oder der große Meister. Ein unerhörter Detektivroman in dreizehn Kapiteln von Webus Lächumschupfhizling tgl. Hofzauberer zu Mythikon. Von Wilhelm Matthießen. 105 Seiten. Leipzig, Erich Matthes. 1920.

Nawiasky. — Die Grundgedanken der Reichsverfassung. Von Hans Nawiasky. (Die innere Politik. Herausgegeben von Sigmund Hellmann.) 164 Seiten. München, Duncker und Humblot. 1920.

Nord. — Ker-Ali. Roman von F. R. Nord. 340 Seiten. (Der Abenteuer-Roman, Bd. 1.) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Wilmersdorf.
In Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I. Domgasse 4.
Verlag: Gebruder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Deutsche Rundschau

Band CLXXXV

(Oktober — November — Dezember 1920)

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt
Übersetzungsrecht vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertfünfundachtzigsten Bande (Oktober — Dezember 1920)

	Seite
Eduard von Wertheimer. Zur Vorgeschichte des Krieges von 1870	1
Paul Wentzcke. Rheinische Lebensfragen	27
Otto Stoessl. Die Probe	39
Theodor Birt. Die Götter Homers	61
Major a. D. Otto Lehmann. Deutsche Luftfahrt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft	83
Richard Fester. Verantwortlichkeiten. IV. (Fortsetzung)	91
Fritz Heinz Reimesch, Kronstadt. Ein Weltbund des Deutschtums	103
Carlo v. Kügelgen. Deutsches aus Finnland	110
Politische Rundschau	112
Berliner Kunstleben	121
Literarische Rundschau	128
Literarische Notizen	134
Literarische Neuigkeiten	142
Eduard Stadtler. Die Weltrevolution	145
Gerald Hamilton. Irland	157
Julius Pokorny. Sinn Féin und das junge Irland	177
Bernd Isemann. Esthers letzter Tanz	186
Charlotte Fraenkel-Eisner. Zum Aufbau des Abendlandes	195
Willy Schlüter. Das Leben als schöpferische Selbstdurchschmeidigung	208
Eva Schröter. Hagar	216
Eduard von Wertheimer. Zur Vorgeschichte des Krieges von 1870	220
Major a. D. Otto Lehmann. Deutsche Luftfahrt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft	241
Politische Rundschau	249
Literarische Rundschau	255
Literarische Notizen	263
Literarische Neuigkeiten	271

(Fortsetzung umstehend)

Seite

Harry Mayne. Aus Immermanns Liebesleben 273
General d. Inf. a. D. von Zwehl. Entscheidende Faktoren aus dem ersten Abschnitt des Weltkrieges 295
Karl Federn. Die Nebenfigur 306
Joachim Kühn. Die Casseler Drohbriefaffäre von 1823 . . 318
Anton Bettelheim. Zum hundertsten Geburtstag Rochus von Liliencrons 334
Eduard von Wertheimer. Zur Vorgeschichte des Krieges von 1870. Nach neuen Quellen 342
D. R. Das wahre Gesicht 356
Fritz Behrend. Litteraturarchive 359
J. von Uexküll. Was ist Leben? 361
Berliner Theater 362
Politische Rundschau 369
M. von Bunsen. Käthe Kollwitz 374
Weihnachtsrundschau 375
Literarische Notizen 397
Literarische Neuigkeiten 399

Zur Vorgeschichte des Krieges von 1870

Nach neuen Quellen

Von

Eduard von Wertheimer

Vielfach befaßte man sich mit dem gegen Preußen gerichteten Dreibundprojekt zwischen Österreich-Ungarn, Frankreich und Italien, aus dem sich der Krieg von 1870 entwickelte und über das von 1868 bis 1870 verhandelt wurde. Trotzdem schwebt noch tiefes Dunkel über diesen Besprechungen, und bislang wurden eigentlich mehr Vermutungen als verläßliche Tatsachen geboten[1]). Bei dem Mangel an Einsicht in die geheimen Akten, die allein Aufschluß gewähren konnten, war dies gar nicht anders zu erwarten. Außer den beteiligten Souveränen hatten nur sehr wenige Sterbliche Kenntnis von den ausschließlich in Paris geführten Verhandlungen. Beust und der französische Staatsminister Rouher waren die sprechenden Personen. Die Rolle der „Zwischenträger" spielten für Österreich der Botschafter Fürst Richard Metternich und Graf Vitzthum, der sich besonderer Beziehungen zu Beust erfreute, für Italien Graf Vimercati, der Vertrauensmann des italienischen Königs Viktor Emanuel II.[2]). So geheim pflog man die Beratungen, daß Gramont, als er noch Botschafter in Wien war, auf speziellen Wunsch Kaiser Napoleons III. in gänzlicher Unkenntnis derselben gehalten wurde. Erst später entschloß man sich, die beiden französischen Minister, Marquis de la Valette und den Fürsten de la Tour d'Auvergne in das Geheimnis einzuweihen. In jüngster Zeit wurden die geheimen Dossiers des Wiener Staatsarchivs in vollem Umfange zugänglich, aus denen es mir gestattet war, rückhaltlos für diese Arbeit schöpfen zu können. Alles ist jedoch nicht mehr vorhanden. So berichtet Graf Vitzthum: „Meine Privatbriefe aus Paris, London und Brüssel aus den Jahren 1868—1871 habe ich selbst auf Befehl des austretenden Reichskanzlers[3]) mit dem Beamten, der damals als dessen Privatsekretär

[1]) Dr. Wilhelm Busch, „Die Beziehungen Frankreichs zu Österreich und Italien", 1900, gibt Seite 1—6 bis 1900 einen Überblick über den Stand der Frage.

[2]) Beust, „Erinnerungen", 2. Band, 341. Mag sein, daß in der französischen Ausgabe der „Erinnerungen", wie dies Emile Bourgeois et E. Clermont, „Rome et Napoléon III.", S. 225, tun, auch der Chevalier Nigra, italienischer Botschafter in Paris, als Zwischenträger erwähnt wird. In der deutschen Ausgabe ist von Nigra in dieser Eigenschaft S. 341 nicht die Rede.

[3]) Der Reichskanzler Graf Beust schied aus dem Ministerium Oktober 1871.

fungierte und soviel ich mich erinnere Draniczani[4]) hieß, im November 1871 verbrannt“[5]). Glücklicherweise wurden nicht alle diese Schriften den Flammen überliefert. So ist es jetzt endlich doch ermöglicht, auf Grund des vorhandenen Quellenmaterials im Wiener Staatsarchiv eine verläßliche Darstellung der Verhandlungen über das Dreibundprojekt zu geben. Sie besitzen durchaus weltgeschichtliche Bedeutung. Handelte es sich doch darum, aus Österreich-Ungarn, Frankreich und Italien eine Koalition zu bilden, die berufen gewesen wäre, das nach dem Siege von 1866 erstandene Deutsch-Preußen, wie damals die Bezeichnung für Preußen lautete, in seine Machtsphäre zurückzuwerfen oder, im Falle eines Krieges, es zu vernichten. Während Beust und Napoleon in der zu schließenden Allianz, der eventuell auch England angeschlossen werden sollte, das Werkzeug erblickten, Preußen um jeden Preis die Herrschaft über Deutschland streitig zu machen, hätte sie Italien den Weg zur Besitzergreifung des von französischen Truppen besetzten Roms freizumachen gehabt. Die wichtigsten Machtfragen des Orients und Okzidentes spielen in diese Verhandlungen hinein und durchkreuzen sich. Sie waren es auch, die 1870 in dem Herzog von Gramont, dem damaligen französischen Minister des Äußern, den Glauben erzeugten, er dürfe es wagen, gestützt auf die mit Frankreich vereinte, sicher zu erwartende bewaffnete Hilfe Österreich-Ungarns in der leichtsinnigsten Weise Preußen den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Im ganzen bieten sie ein anschauliches Bild der Vorbereitungen zum Kriege von 1870/71.

I

Die Tragödie von Sadowa war auch die Tragödie Napoleons III. Die schwere Niederlage, die Österreich auf dem Schlachtfelde von Königgrätz (3. Juli 1866) ereilte, bedeutete nicht minder eine Katastrophe für den Kaiser der Franzosen. Der sonst so schlaue französische Herrscher hatte sich, allzu klug sein wollend, arg verrechnet, als er vermeinte, aus dem Zweikampf zwischen Preußen und Österreich als eigentlicher Sieger hervorgehen zu können. Zu spät sah er ein, daß er gefehlt, als er ruhigen Blutes, ohne sich für den einen oder andern Staat zu erklären, die beiden deutschen Rivalen aufeinander losstürzen ließ. Es war das Verhängnis Napoleons III., daß er Österreich zweimal, 1859 und 1866, der Überwältigung durch seine Feinde preisgab. Nun gedachte er einzulenken und sich an der Monarchie einen Verbündeten zu schaffen. Freiherr von Beust, der seit November 1866 die äußeren Geschicke Österreichs leitete, kam Napoleon auf halbem Wege entgegen. Beide, der Kaiser der Franzosen wie der österreichische Minister des Äußern, fühlten

[4]) Graf Dietrichstein erinnerte sich allerdings nicht gut, da er Frangipani schrieb, während der richtige Name Draniczani ist.

[5]) Graf Dietrichstein an den Sektionschef im ehemaligen k. u. k. Ministerium des Äußern Freiherrn von Pasetti. Paris, 10. Dezember 1892. W. St. A. (Ich zitiere von nun an dieses Archiv mit den Buchstaben: W. St. A.) Ungeachtet des Autodafés der Briefe Dietrichsteins hat sich doch im Wiener Staatsarchiv eine bedeutende Anzahl sehr wichtiger Schriftstücke von seiner Hand erhalten. Die Konzepte der amtlichen und vertraulichen Berichte Dietrichsteins aus Brüssel liegen seiner Angabe nach (ibidem) im Brüsseler Gesandtschaftsarchiv, das bisher nicht nach Wien gebracht wurde.

dem mächtig angewachsenen Preußen gegenüber das Bedürfnis, sich zu nähern. Aus solchen Bestrebungen erwuchs der Plan zu einer Zusammenkunft zwischen Kaiser Franz Josef I. und Napoleon III. in Salzburg in den Augusttagen 1867. Ein gewaltiger Komplex der bedeutendsten weltgeschichtlichen Fragen, welche die damalige Generation in Atem hielten, gelangte in der schönen Stadt an der Salzach zur Erörterung. Das wichtigste Resultat der Entrevue war das Ergebnis, daß zwischen Frankreich und Österreich kein Zerwürfnis mehr denkbar sei und beide Reiche von nun an die gleichen Interessen hätten. Feste, schriftliche Vereinbarungen wurden in Salzburg weder über die deutsche noch über die orientalische Frage getroffen. Aber die Überzeugung von der Identität der Ziele hatte die Bahn für die Möglichkeit eines späteren innigeren Aneinanderschließens freigemacht [6]). Die persönlichen Beziehungen, die in Salzburg im unmittelbaren Verkehr der beiden Herrscher miteinander angeknüpft wurden, erhielten eine Neubelebung durch den Besuch Franz Josefs im Oktober 1867 in Paris aus Anlaß der dortigen Ausstellung. Auch der vierzehntägige Aufenthalt Franz Josefs I. in der französischen Hauptstadt, wo ihm eine lange Reihe von Huldigungen zuteil wurde, hatte zu keinem Bündnis zwischen Österreich-Ungarn und Frankreich geführt. Dagegen war es Beust in Paris gelungen, das französische Kabinett von der russischen Politik, die das seit 1866 im Aufstande gegen die Pforte begriffene Kandia (Kreta) gerne Griechenland einverleibt wissen wollte, abwendig zu machen, und zu seinen eigenen türkenfreundlichen Anschauungen zu bekehren [7]). Aus dem Munde Napoleons selbst erhielt er die positivste Versicherung, Österreich-Ungarn könne vollkommen darüber beruhigt sein, daß man nicht daran denke, die Politik Frankreichs an die Rußlands zu ketten. Beust hatte daher nicht Unrecht, in seinem Erfolge eine heilsame Mahnung für die französische Regierung zu sehen, die nunmehr die Notwendigkeit empfinden werde, in Zukunft in allen Fragen, die den Orient betreffen, wie es in Salzburg angeregt worden war [8]), vereint mit Österreich-Ungarn zu marschieren. Vor der Öffentlichkeit freilich proklamierte Beust die politische Resultatlosigkeit seiner Reise. Bismarck ließ sich durch derartige Friedensversicherungen in seinem Argwohn gegen den österreichisch-ungarischen Minister des Äußern nicht beirren. Und mit Recht. Denn wenn Beust sich auch den Anschein gab, als hätte er jeden Gedanken an eine innigere Verbindung mit Frankreich aufgegeben, so schritt er anfangs 1868 daran, den seit Oktober 1867 ruhenden Beziehungen zu dem Tuilerienhofe neuen Schwung zu verleihen. Es entspricht demnach nicht der Wahrheit, wenn er behauptet, die erste Anregung zur Wiederaufnahme der unterbrochenen Aussprache sei nicht von ihm, sondern vom Kaiser der Franzosen ausgegangen [9]).

[6]) Siehe meine Abhandlung: „Franz Josef I. und Napoleon III. in Salzburg." Nach ungedruckten Akten in „Österreichische Rundschau", 72. Band, Heft 4 und 5.

[7]) Beust an Graf Apponyi, Botschafter in London, 14. September 1867, und an Graf Mülinen, Geschäftsträger in Paris, 16. Oktober 1867. W. St. A.

[8]) Beust an Graf Prokesch-Osten, Botschafter in Konstantinopel, Wien, 10. November 1867. Ibidem.

[9]) Beust, „Erinnerungen", II, 340.

In den ersten Tagen des Januar 1868 sandte Beust seinen Landsmann, den ehemaligen sächsischen Diplomaten Grafen Dietzthum, einen in allen Künsten diplomatischer Intrige bewanderten Mann, in geheimer Mission nach Paris. Nicht, wie gesagt worden, als unbefangenen Beobachter, der Metternich, den Botschafter und Hausfreund der kaiserlichen Familie, gleichsam kontrollieren und den Pariser Boden nach allen Richtungen sondieren sollte [10]). Graf Dietzthum hatte vielmehr die Aufgabe, den Fürsten Metternich in seiner äußerst schwierigen und verantwortungsvollen Stellung zu unterstützen. Von Metternich selbst wissen wir es, daß er, befangen im Glauben, Beust hätte ihn bereits in alles eingeweiht, vor Graf Dietzthum jedes Geheimtun beiseite ließ [11]). Er hatte es auch nicht zu bereuen. Vor allem deswegen nicht, weil, wie es ihm schien, es leichter sei, zu zweien eine Sache zu beurteilen, als allein auf sich selbst angewiesen. War zu befürchten, daß Dietzthum seine sehr lebhafte Einbildungskraft zu einer Übereilung fortreißen könnte, so hielt ihn der ruhigere Botschafter davon zurück. Er glaubte, sich rühmen zu können, daß Dietzthum „gelehrig" auf seine Ideen eingegangen sei. Um den Späheraugen der Zunftgenossen den täglichen Verkehr zwischen den beiden Vertretern des Wiener Hofes zu entziehen, hatte es Metternich eingerichtet, daß ihn Dietzthum des frühen Morgens, noch ehe die Kanzleiräume der Botschaft geöffnet waren, in seiner Wohnung aufsuchte [12]). So trachteten sie im besten Einvernehmen, die ihnen übertragene Mission der erwünschten Lösung zuzuführen.

Getreu dem schon vor Napoleon in Salzburg entwickelten Programme Beusts, sollten Fürst Metternich und Graf Dietzthum in Paris und London für das Zustandekommen einer Allianz zwischen Österreich-Ungarn, Frankreich und England im Osten Europas wirken [13]). Vor allem sollte in Paris klargemacht werden, daß es für Frankreich kein sichereres Mittel gebe, Preußen zu isolieren, den „Prussianisme in seinem eigenen Safte kochen zu lassen" als den Kampf im Orient aufzunehmen oder ihn vielmehr auf diesem heißen, aber neutralen Boden zu entfachen. Gegenüber Rußland, das im Begriffe sei, die orientalische Frage zur Befriedigung seiner Eroberungsgelüste aufzurollen, habe die französische Regierung das Recht, sich an Österreich-Ungarn und England, als Signatarmächte des Pariser Vertrages von 1856, zu wenden, um mit ihnen Verhandlungen über die Erhaltung des status quo

[10]) Sybel, „Die Begründung des Deutschen Reiches", 6. Band, 367.

[11]) Metternich an Beust, lettre particulière, 19. Februar 1869. W. St. A. Il est parfaitement juste que c'est moi qui l'ai (Vitzthum) le premier mis au fait de nos négociations— j'avoue franchement que je le croyais plus initié par Vous que cela était le cas. Le premier pas fait, j'ai continué et je m'en applaudis.

[12]) Metternich an Beust, 19. Februar 1869, lettre particulière. Ibidem.

[13]) Papiers concernant la mission à Paris et Londres de Mr. le comte de Vitzthum en 1868. Sur les moyens d'établir une triple alliance entre l'Autriche, la France et la Grande-Bretagne en Orient. Ibidem. Dieses Dokument steht in gewissem Gegensatz zur Behauptung Metternichs (dessen Brief vom 2. Februar 1869), daß er erst Dietzthum in den Gang der Unterhandlungen eingeweiht habe. Entweder haben wir es hier mit einer Lücke im Material zu tun oder der scheinbare Widerspruch ist nur durch die Annahme zu lösen, daß Beust dem Grafen Dietzthum nicht das letzte Wort seiner Absichten mitgeteilt hatte und dies erst durch Metternich geschah.

im Oriente einzuleiten. Sollte es sich dabei ergeben, der Pariser Vertrag entspreche nicht mehr seiner Bestimmung, müßte er durch einen andern ersetzt und gleichzeitig die Frage aufgeworfen werden: wie organisiert man die türkische Erbschaft, um der russischen Ambition Zügel anzulegen.

Graf Ditzthum hoffte, leichter in Paris als in London Erfolge zu erzielen. War ihm doch bekannt, wie ablehnend man sich dort Beust gegenüber benommen, als dieser von Paris aus einen Abstecher nach der englischen Hauptstadt machte, um die britische Regierung für seine Pläne zu gewinnen. Als Lord Stanley, der englische Minister des Äußern, von der Absicht seines österreichisch-ungarischen Kollegen hörte, auch London aufsuchen zu wollen, soll er ausgerufen haben: „Da ergreife ich die Flucht." Lord Stanley fürchtete eben nichts mehr, als daß man ihm zu nahe zu Leibe rücke. Verschlossen, kalt und abstoßend, ging er in seiner Scheu vor jeder Verantwortung so weit, daß er in Unterredungen mit fremden Diplomaten es ängstlich mied, irgendeine Meinung zu äußern, ehe er nicht seinen Vater, den berühmten ehemaligen Premier Lord Derby zu Rate gezogen hatte. Sorgfältig ging er jedem Eingehen auf irgendeine Frage aus dem Wege, das einer politischen Verbindlichkeit für die Zukunft gleichgekommen wäre [14]). Bei aller Anerkennung der bedeutenden staatsmännischen Begabung Beusts [15]) verhielt sich Stanley, seinem ganzen Charakter gemäß, doch äußerst zurückhaltend jedem Versuch gegenüber, den der österreichisch-ungarische Minister des Äußern in London und dann von Wien aus unternahm, um ihn für eine aktive Politik im Orient zu binden. Stanley war ein entschiedener Anhänger der Ansicht, eine reservierte Haltung sei in diesem Momente jeder diplomatischen Aktion vorzuziehen [16]), was Beust lebhaft bedauerte, da ihm damit eine der vornehmsten Grundlagen für seine ausgreifende Politik entzogen zu sein schien [17]). Lord Stanley hatte aber auch sehr ernste Gründe, sich in keine ihn irgend verpflichtende Zusage gegenüber Wien einzulassen. Einerseits ermüdet durch innere Streitigkeiten und anderseits voll Angst vor einem Konflikt mit Amerika, sehnte sich damals England danach, seine alten Beziehungen zu Rußland und Preußen, den eventuellen Alliierten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zu erneuern. Gerade diese Tendenz der englischen Politik sollte Graf Ditzthum wegen der daraus sich ergebenden Folgen mithelfen, um jeden Preis zu bekämpfen. Denn an dem Tage, an dem sich England und Rußland anschickten, einander im Orient die Hände zu reichen, war es sicher, daß für Großbritannien alle kontinentalen Fragen in zweite Reihe rückten. Es wäre dann eine plötzliche Bedrohung Frankreichs durch eine neue Koalition [18]) zu befürchten ge-

[14]) Apponyi an Beust, London, 8. Oktober 1867. Denkschrift des Grafen Ditzthum. Ohne Datum. W. St. A.

[15]) Graf Kálnoky, chargé d'affaires, an Beust, London, 26. Oktober 1867. Ibidem. Stanley sagte zu Kálnoky: „C'est (Beust) certainement un des hommes d'État les plus éminents de notre époque."

[16]) Kálnoky an Beust, London, 8. November 1867. W. St. A.

[17]) Beust an Graf Prokesch-Osten, 10. November, und an Kálnoky, 12. November 1867. W. St. A.

[18]) Damit kann nur die große Koalition Europas gegen Napoleon I. gemeint sein.

wesen, sowie dessen Lahmlegung auf dem Meere und gänzliche Isolierung von allen Verbündeten. Würde doch England keinen Augenblick zögern, Italien aufzuwiegeln, so wie Rußland, unterstützt von Preußen, stark genug wäre, Österreich-Ungarn und die Türkei in Schach zu halten. Diese Gefahren sollten Fürst Metternich und Graf Dietzthum dem Kaiser nicht nur schildern, sondern ihm gleichzeitig auch die Wege weisen, auf denen ihnen begegnet werden könnte. Napoleon — hatten sie zu sagen — müsse England Kompensationen und auch die zur erfolgreichen Bekämpfung Amerikas nötigen Waffen bieten. Die Kompensation habe in der Revision jener Erklärung von 1856 zu bestehen, die England zur See beschränkte, und die jeder Brite als eine vom rachsüchtigen Rußland ersonnene Erniedrigung empfinde [19]). Im Verein mit Österreich-Ungarn hätte Frankreich eine solche großzügige Initiative zu ergreifen, um England sein früheres Übergewicht auf der See zurückzugeben. Weder Frankreich noch Österreich-Ungarn brauchten dieses zu fürchten, da sie ja von diesem Augenblick an Großbritannien als Verbündeten betrachten könnten.

Dieser politische Ideengang wurde von Graf Dietzthum, natürlich mit Zustimmung Beusts, in einer Denkschrift [20]) ausführlich dargelegt und diese von ihm Kaiser Napoleon übergeben, der sie sofort an den Marquis Moustier weiterleitete. Der französische Minister des Äußern schien nicht wenig über deren Inhalt bestürzt. Die politische Lage war jetzt auch wirklich nicht so animierend, um einen französischen Minister des Äußern zu kühnen Unternehmungen zu verleiten. Für Frankreich war vor allem Englands Haltung maßgebend. Wie Beust es in London erfahren, so wußte es auch die französische Regierung, daß England Frieden für sich und Frieden für den Kontinent wünschte. Nach englischer Auffassung war im Orient von seiten Rußlands nur dann eine Verwicklung zu besorgen, wenn Frankreich und Preußen aneinandergerieten. Das Londoner Kabinett ließ daher weder Paris noch Berlin in Zweifel darüber, daß es bei einem Kampfe zwischen Frankreich und Preußen, solange die britischen Interessen nicht direkt gefährdet wären, die strengste Neutralität wahren werde. Bismarck, der diese Stimmung kannte, säumte auch nicht, in London seine Friedensliebe zu beteuern und dadurch dort noch mehr, als es schon durch die Erfolge von 1866 geschehen, günstige Bedingungen für eine Allianz mit England zu schaffen. Ja, er soll sogar bereit gewesen sein, selbst nach London zu reisen, um dort mit dem ganzen Gewicht seiner überragenden Persönlichkeit den Weg für derartige Pläne zu ebnen [21]). Unter diesen Umständen war es begreiflich, daß Moustier keine Neigung bekundete, sich

[19]) Es war dies die „Déclaration des puissances signataires du traité de Paris du 30. 3. 1856 sur les droits des neutres", abgedruckt bei Leopold Neumann „Recueil des traités" 6. Band, 293.

[20]) Eigenhändige Denkschrift des Grafen Dietzthum. Ohne Datum und Unterschrift. W. St. A. Da sie in einem Schreiben des Fürsten Metternich an Beust vom 16. Januar 1868 erwähnt wird, muß sie unmittelbar vor Ankunft Dietzthums in Paris von ihm verfaßt worden sein, wo sich dieser Diplomat bereits am 16. Januar 1868 befand. W. St. A.

[21]) Apponyi an Beust, 21. Januar, und ein Privatbrief desselben, 25. Februar 1868. Ferner eine Denkschrift Graf Dietzthums, undatiert. Sie dürfte aus dem Ende des Jahres 1868 stammen. W. St. A.

die Finger an dem Feuer zu verbrennen, das Beust alle Lust hatte, zu entzünden. Als nun Fürst Metternich und Graf Dietzthum bei ihm erschienen, seine Ansicht über die Denkschrift einzuholen, empfing er sie, auf das vor ihm liegende Memoire zeigend, mit den Worten: „Erklären Sie mir doch, ich bitte Sie, meine Herren, was steckt denn dahinter?" Nunmehr trachtete Metternich, den Marquis zu beschwichtigen. Das Memoire, bemerkte er, hatte ja nur den Zweck, einen vertraulichen Ideenaustausch über eine Österreich-Ungarn so nahe berührende Krise hervorzurufen, womit er auf das gespannte Verhältnis im Orient hinweisen wollte. Der französische Minister schien nichts von einer solchen wissen zu wollen. Er fand vielmehr die europäische Situation sehr friedlich und sträubte sich aufs entschiedenste gegen irgendeinen diplomatischen Schritt in London, der dort leicht Besorgnisse über Frankreichs und Österreich-Ungarns Absichten erregen könnte. Mit allen möglichen Gründen trat er für eine umsichtige Haltung gegenüber England, Preußen und Rußland ein [22]). Metternich zögerte nicht, nochmals zu betonen, daß seinem Vorgehen jeder Hintergedanke, wie Moustier vermute, fehle. Er wollte nur an die Türe klopfen und sagen: „Wenn die Dinge sich im Orient verwickeln, möchten wir wissen, was Ihr macht. Indem wir die Wahl haben, uns für irgendeine Allianz zu entscheiden, müssen wir dies in voller Kenntnis der Sachlage tun können." Zur Unterstützung Metternichs griff nun auch Graf Dietzthum in die Debatte ein. Ihm, den Fürst Metternich als „notre ami" bezeichnet, gelang es auch, die Erregung des französischen Ministers zu dämpfen [23]). Ungeachtet dieses Erfolges mußten die beiden Vertreter des Wiener Kabinetts erkennen, daß ihre Aktion zur ungünstigsten Zeit eingeleitet worden, in einem Momente, wo man sich in Frankreich Friedensgedanken hingab und jedem Anschein eines Konflikts aus dem Wege gehen wollte.

Ein Schimmer von Hoffnung bot Metternich die Aussicht, daß Moustier sich geneigt zeigte, den österreichischen Standpunkt einer Prüfung zu unterziehen, und daß auch Napoleon, allerdings nur zögernd, sich einverstanden erklärte, den nach London reisenden Grafen Dietzthum zur Sondierung der englischen Staatsmänner zu benutzen. All das machte auf Metternich den Eindruck, daß man französischerseits vielleicht noch nicht selbst auf den Plan treten, dafür aber den Wiener Hof gewähren lassen möchte [24]). Der Botschafter hatte aber auch noch eine andere Erklärung für die ziemlich reservierte Haltung des Tuilerienhofes zur Hand. Nach ihm vollkommen verläßlich dünkenden Nachrichten hätten gerade damals zwischen Paris und Berlin Unterhandlungen geschwebt. Dem norddeutschen Gesandten Grafen Goltz wäre es gelungen, seinem König begreiflich zu machen, daß es zur Beschwichtigung des französischen Chauvinismus nicht genüge, ruhig zu bleiben. Man müßte auch ein Mittel der Aktion finden, um gute Beziehungen zwischen den Höfen von Paris und Berlin herbeizuführen. Ein solches erblickte man in der Unterstützung des Pariser

[22]) Metternich an Beust, Paris, 16. Januar 1868. W. St. A.
[23]) Ibidem. Metternich sagt da, daß Dietzthum über dieses Gespräch mit Moustier noch besonders berichtet. Aber dieser Bericht liegt nicht vor.
[24]) Ibidem.

Kabinetts gegenüber dem italienischen Ministerium, das die Forderung nach Überlassung des von französischen Truppen besetzten Roms als Residenz für König Viktor Emanuel erhoben hatte. König Wilhelm von Preußen soll von diesem Vorschlag ganz entzückt gewesen sein, und obgleich Bismarck weniger leichten Herzens seine Einwilligung erteilte, entschloß man sich doch, Graf Goltz freie Hand in der italienischen Frage zu lassen. Wahren Jubel hätte es ausgelöst, als der Norddeutsche Gesandte Napoleon versichern konnte, König Wilhelm wünsche nichts eifriger, als ihm offen und freimütig Gefolgschaft in der Richtung seiner antiitalienischen Politik zu leisten. Jetzt erst, nachdem Metternich diese sich hinter den Kulissen abspielenden Vorgänge in Erfahrung gebracht, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und nun erkannte er klar den Sinn der Worte der Kaiserin Eugenie, die ihm gegenüber einen Tag nach der Rückkehr des Grafen Goltz aus Berlin geäußert hatte: „Wir sind im Begriffe, diesen Kanaillen von Italienern schön heimzuleuchten“ [25]). Mitten in diese geheimen Verhandlungen zwischen Frankreich und Preußen kam Österreich-Ungarns Vorstoß, der wie eine Störung der angeblich von beiden Seiten ersehnten Ruhe angesehen wurde. „Der Refrain von heute“ — so faßte Metternich die Situation auf — „ist die Kontrepartie des Refrains vom letzten Jahre. — 1867 hatte Frankreich Furcht vor Krieg, heute hat solche Preußen.“ Der Botschafter meinte, es hätte nichts zu sagen, daß der Coup jetzt nicht gelungen; man könne ja später wieder darauf zurückkommen. In jedem Falle jedoch handelte Beust richtig, von Zeit zu Zeit in Paris zu erinnern, daß Österreich-Ungarn ein Interesse daran habe, zu wissen, was da vorgehe. „Sie flößten“ — schrieb er an seinen Chef — „entschieden einen heiligen Schrecken ein, worüber ich entzückt bin. Ich werde, davon können Sie überzeugt sein, nicht locker lassen [26]).“

Schien es auch für einen Augenblick, daß der vom Wiener Kabinett unternommene Schritt im Sande verlaufen würde, so blieb er doch nicht ohne jedes Resultat. Nach seiner doppelsinnigen Natur, stets zwei Eisen im Feuer zu haben, ließ Napoleon doch auch eingehende Beratungen zwischen seinem Minister des Äußern und den österreichisch-ungarischen Vertretern zu. In diesen gelangte man zur Verabredung: Vor allem den europäischen Frieden intakt zu erhalten. Alles sei zu vermeiden, was den Verdacht erregen könnte, als sollte eine Koalition gegen Preußen ins Leben gerufen werden. „Vielmehr,“ — heißt es in dem Schreiben Moustiers an den Wiener Botschafter Gramont über das gemeinsam gefaßte Resultat — „müßten sich zur Erreichung dieses Zieles Österreich und Frankreich vereinen, um mit dem Berliner Kabinett freundlichere Beziehungen anzuknüpfen, die auch dieses anzustreben scheint. Die Interessen, die eine Annäherung Frankreichs und Österreichs veranlassen, sind viel zu wesentlich, daß sie nicht in der Lage wären, diese Situation mit vollem Vertrauen auf ihre gegenseitigen Intentionen zu erörtern“ [27]).

[25]) Metternich an Beust, lettre particulière, Paris, 16. Januar 1868. W. St. A.
[26]) Zweiter, eigenhändig geschriebener Privatbrief Metternichs an Beust vom 16. Januar 1868. Ibidem.
[27]) Moustier an Gramont in Wien, Paris, 18. Januar 1868. W. St. A.

Nach diesen Vereinbarungen blieb es aber noch immer in Schwebe, ob Graf Vitzthum, wie es ursprünglich beabsichtigt war, sich noch nach London begeben sollte. Beust hatte das von der Zustimmung Moustiers abhängig gemacht[28]). Schließlich erhielt er den Auftrag, dahin zu reisen mit der gemessenen Weisung, sich genau an das mit dem französischen Minister des Äußern getroffene Abkommen zu halten[29]). Er sollte nicht die Rolle eines Beobachters überschreiten, gleichsam wie ein Arzt, den Puls der englischen Nation abfühlen. Bald darauf erhielt er den Befehl, das Terrain in London zu sondieren, ob die Zeit für eine österreichisch-ungarisch-englisch-französische Allianz bereits gekommen sei. Graf Vitzthums Ansicht nach wäre ein derartiges Unternehmen solange verfrüht, als England nicht die Gefahr erkenne, die dem britisch-indischen Reiche von Rußland aus drohe[30]).

Trotz aller an den Tag gelegten Friedensliebe Kaiser Napoleons bestand doch kein Zweifel darüber, daß ihn die durch den Krieg von 1866 geschaffene Lage sehr bedrückte und ihm schwer auf dem Herzen lag. Das konnte Metternich selbst aus dem Munde der Kaiserin Eugenie vernehmen, die ihn mit Tränen in den Augen empfing. Ihre Worte lieferten ihm den deutlichen Beweis, daß man in den Tuilerien die Situation für sehr bedenklich erachte und der weitern Entwicklung des Jahres 1868 mit großen Besorgnissen entgegensah[31]). Der Kaiser selbst hielt zu seiner Sicherung eine Allianz mit Österreich-Ungarn für nötig, fürchtete aber doch, sich zu weit vorzuwagen. Deshalb scheint Moustier den Befehl erhalten zu haben, zu bremsen. Der österreichisch-ungarische Botschafter war infolgedessen sich nicht ganz klar darüber, ob Napoleon ernstlich daran denke, mit der Monarchie eine engere Allianz einzugehen, oder ob er sie nur für alle Fälle zu seiner Verfügung bereithalten wolle. Gewiß war es jedenfalls, daß sowohl Napoleon als auch Kaiserin Eugenie sehnlichst wünschten, Österreich-Ungarn möchte militärisch stark gerüstet dastehen. Das Kaiserpaar verbarg nicht seine Angst, daß die österreichisch-ungarische Armee in einem Momente reduziert werde, in dem Frankreich sich am Vorabend schwerwiegender Ereignisse befinden könnte. Vor allem führte die Kaiserin, die sich immer mehr Geltung in der Politik Frankreichs zu verschaffen wußte, eine offenere Sprache als ihr mehr vorsichtiger Gatte. Sie machte kein Hehl aus ihren Bedenken über den allzugroßen Einfluß der Ungarn und der deutschösterreichischen Liberalen auf die Regierungsgeschäfte. Beide, sagte sie, gehen wohl von verschiedenen Gesichtspunkten aus, stimmen aber trotzdem darin überein, daß man Preußen nach seinem Gutdünken in Deutschland schalten und walten lassen müsse. Sie gab ihrem Wunsche Ausdruck, man solle sich, unabhängig von solchen Einwirkungen, in Paris und Wien über das verständigen, was man wolle und nicht wolle, vor allem aber unerschütterlich an dem Vertrage von Paris (1856) und dem von Prag (1867) festhalten. Zu solchen Äußerungen scheint in erster Reihe der Alarmruf des Prinzen Napoleon über Österreich-Ungarns Abrüstung beigetragen zu haben. Wahrschein-

[28]) Beust an Metternich, 19. Januar 1868. W. St. A.
[29]) Idem an Franz Josef I., 26. Januar. Ibidem.
[30]) Vitzthum an Beust, Paris, 8. Oktober. Eigenhändig. Ibidem.
[31]) Metternich an Beust, 2. Januar 1868. W. St. A.

lich war er es auch, der beim Kaiser Befürchtungen über das in Österreich-Ungarn eingeführte konstitutionelle System erweckte, das zu einer Schwächung der Aktionsfähigkeit der Monarchie und der Untergrabung von Beusts Stellung führen werde. „Man hat mir" — berichtet hierüber Metternich an Beust — „klar zu verstehen gegeben, daß der Tag, an dem nicht mehr angenommen werden könnte, daß Sie die Oberhand haben, eine wahre Panik bedeuten würde" [32]). Ungeachtet solch ängstlichen Herumtastens bediente sich der Kaiser gelegentlich eines protegierenden Tones, wie dies bei Menschen, die gerne ihre Schwäche verbergen möchten, vorzukommen pflegt. So versicherte Napoleon anfangs April dem österreichisch-ungarischen Botschafter: „Österreich wird immer und ganz auf unsere Unterstützung rechnen können, falls es in die Lage gerät, derselben zu bedürfen" [33]). Beust, der den französischen Kaiser wohl durchblickte, stellte sich, als fühlte er nicht das Verletzende solch herablassender Haltung und schenke seinen Schalmeien vollen Glauben. Daher beauftragte er seinen Vertreter in Paris, „als Phrase, um das Empressement zu beweisen", dem Kaiserpaar zu sagen, Kaiser Franz Josef empfinde große Befriedigung über die sich immer enger gestaltende Entente, die berufen sei, den Frieden der Welt sowie die Interessen Frankreichs und Österreich-Ungarns zu schützen. Wie sehr er aber auch dem Kaiser der Franzosen mißtraute, suchte er sich gleichwohl nach Art optimistisch veranlagter Naturen zu überreden, daß endlich der Tag gekommen, wo seine in Salzburg entwickelte Politik zum Durchbruch gelangen werde [34]).

In dem Maße jedoch, als er den Eintritt dieses Zeitpunktes mit begreiflicher Ungeduld erwartete, wuchs seine Besorgnis, man könnte in Berlin in das bisher sorgfältig gehütete Geheimnis eindringen. Dazu hatte er genügend Grund. War er doch benachrichtigt worden, Bismarck sei den geheimen Besprechungen auf der Spur und verfolge die Beziehungen zwischen Wien und Paris mit Unruhe und gespannter Aufmerksamkeit. Beust empfahl dem Botschafter Klugheit und Vorsicht, damit über den Inhalt seiner politischen Korrespondenz mit ihm aus der letzten Zeit nur ja nichts verlaute. Vor allem sollte er vor Graf Goltz auf seiner Hut sein und seine Papiere unter strengstem Verschluß halten. Die gleichen Maßregeln wünschte Beust auch in den Tuilerien beobachtet [35]).

In Wien herrschte nicht nur gegenüber dem Norddeutschen Gesandten in Paris Argwohn. Auch Napoleon selbst stand im Verdacht, eine zweideutige Rolle zu spielen. Man glaubte zu wissen, er sei nicht fremd der Haltung der französischen Presse, die Österreich hinstellte, als hätte es die Absicht, Preußen gegen Frankreich und diese Macht wieder gegen den erstgenannten Staat zu hetzen. Beust, den ein solcher Vorgang empörte, wie sehr er auch nach der Freundschaft des Tuilerienhofes geizte, lehnte es aufs entschiedenste ab, derartige Manöver auf Kosten der von ihm geleiteten Monarchie zu dulden. Ebensowenig wollte er den Vorwand bieten,

[32]) Metternich an Beust, 1. April 1868. W. St. A.
[33]) Id ad eundem 9. April, lettre particulière, secrète. Ibidem.
[34]) Beust an Metternich, lettre particulière, 14. April 1868. W. St. A.
[35]) Beust an Metternich, lettre particulière, 21. April 1868. W. St. A.

in Berlin als Sündenbock gebrandmarkt zu werden. Diese mit Vehemenz geäußerte Entrüstung hielt Beust nicht ab, im nächsten Augenblick bereitwilligst einer Fortsetzung der Unterredungen, wie das Napoleon am 18. April angedeutet hatte, zuzustimmen. Allerdings unter der Bedingung, daß die Anregung hierzu von Frankreich ausgehen solle. Der österreichisch-ungarische Minister wollte vorerst nur „einfacher Zuhörer" bleiben [36]). Einen ebenso natürlichen wie erwünschten Anlaß zur Aufrechterhaltung der angebahnten Verbindung mit dem Wiener Hofe bot Napoleon die Niederkunft der Kaiserin Elisabeth im April 1868 zu Ofen. Sie hatte wegen des bevorstehenden freudigen Familienereignisses dem Besuche der Pariser Ausstellung ferne bleiben müssen. Die Beglückwünschung des Kaiserpaares verband Napoleon mit einer politischen Enunziation über die Gleichheit der Absichten und Interessen beider Staaten. „Mit Aufmerksamkeit" — fügte er noch hinzu — „verfolge ich alles, was jenseits des Rheines vorgeht, und mit Vergnügen sehe ich, daß die von uns beobachtete reservierte Haltung ihre Früchte zu tragen scheint" [37]). Hierauf erwiderte Franz Josef in gleichem Sinne. „Es ist natürlich — fährt er dann fort — daß die deutschen Angelegenheiten einen wichtigen Platz in den Gedanken Ew. Majestät beanspruchen. Die Haltung aufmerksamer Reserve, die wir nach gemeinsamem Übereinkommen beobachten, erschien mir immer angemessen den Bedürfnissen der gegenwärtigen Lage. Ew. Majestät scheinen die aus dieser Richtungslinie entspringenden Folgen genügend günstig einzuschätzen. Das ist ein Grund mehr für mich, dabei zu verbleiben, und ich beglückwünsche mich ganz besonders zur Übereinstimmung, die zwischen uns beiden über diesen Punkt herrscht" [38]).

Noch im selben Monat bot sich eine neuerliche Gelegenheit zu schriftlichem Verkehr mit Napoleon. Beust hatte den Grafen Vitzthum, den er in den österreichischen Staatsdienst aus Sachsen herübergenommen und als seinen verläßlichsten und vertrautesten Mitarbeiter bezeichnet, zum Verdruß der österreichischen Diplomaten zum Gesandten in Brüssel ernannt. Von hier aus sollte Vitzthum unauffällig, je nach Bedürfnis, in Paris oder London als ausführendes Organ der Wiener Staatskanzlei erscheinen können. Bevor er seinen Posten in Brüssel antrat, hatte er Napoleon III. ein Schreiben seines neuen Herrschers zu überbringen, worin dieser mitteilte, daß er den Grafen Vitzthum zu seinem Vertreter am belgischen Hofe ernannt habe. Eingeweiht in die geheimen Besprechungen zwischen Wien und Paris, besitze er sein ganzes Vertrauen, das ihm auch Napoleon schenken möge, so oft er sich bei ihm mit ähnlichen Aufträgen, wie das letztemal (Januar), melde. In der Audienz, die Napoleon dem Überbringer des kaiserlichen Briefes gewährte, zeigte sich der Kaiser sehr aufgeräumt. Mit Zufriedenheit verratendem Lächeln erwähnte er, daß Franz Josef an dem Prinzen Napoleon bei dessen jüngstem Besuche in Wien eine mora-

[36]) Beust an Metternich, lettre particulière, 24. April 1868. W. St. A.
[37]) Eigenhändiger Brief Napoleons an Franz Josef I., 23. April 1868. W. St. A.
[38]) Entwurf der Antwort Franz Josefs I. an Napoleon, Wien, Mai 1868. Auf das Kuvert des Briefes Napoleons schrieb Franz Josef I.: „Es ist mir der Entwurf einer Antwort zu unterlegen." W. St. A.

lische Eroberung gemacht und einen der hartnäckigsten Feinde Österreichs in dessen Gegenteil verwandelt habe. Ebenso entzückt zeigte er sich über das große Vertrauen, das Beust, der so viel für sein neues Vaterland getan, bei Franz Josef I. genieße. Hierauf beglückwünschte Napoleon den Kaiser, daß es ihm gelungen, die Ungarn für die so wichtige Organisation der Armee zu gewinnen. Nachdem sich der Kaiser der Franzosen nach der Lage der österreichisch-ungarischen Finanzen erkundigt hatte, fragte er plötzlich: Und wie stehen Sie mit Preußen?, worauf Dietzthum: Immer in den gleichen Verhältnissen. Beust, der seinen ganzen Ehrgeiz darein setze, die Gedanken Ew. Majestät zu erraten, ließ nach Berlin die Mitteilung gelangen, Österreich-Ungarn könnte eine Verletzung des Prager Friedens nicht gleichgültig hinnehmen. Als Napoleon sich dann weiter um den Zustand der Geister in Deutschland erkundigte, entgegnete Dietzthum, einen Ausdruck des alten Metternich variierend: Moltke möchte gerne den Gendarm Europas spielen. Hieran anknüpfend erörterte er nach Aussage norddeutscher Industriellen die Chancen eines Krieges zwischen Frankreich und Preußen. Komme es zu einem solchen, hätten ihm diese gesagt, wäre ein rascher Sieg Frankreichs zu wünschen, denn in diesem Falle würde Bismarcks Bau zusammenstürzen, es könnte ernstlich abgerüstet und ein solider, dauerhafter Friede hergestellt werden. Erleidet dagegen Frankreich eine Niederlage, so bedeute dies den Ausgangspunkt für den Beginn eines großen Krieges, dessen Ende zu sehen der jetzigen Generation versagt wäre. Der König von Preußen als Sieger würde versuchen, sich Elsaß und Lothringens zu bemächtigen, was eine Massenerhebung der Franzosen und in weiterer Linie einen unbegrenzten Rassenkrieg zur Folge hätte. Napoleon schien an diesen Ausführungen Gefallen zu finden. Sagte er doch dem Grafen Dietzthum, er freue sich, ihn, der Österreich-Ungarn, Frankreich und England gründlich kenne, auf einem vermittelnden Posten zu wissen und werde gelegentlich gerne Zuflucht zu seinen guten Diensten nehmen [39]). Am Rande dieses Berichtes bemerkte Beust für seinen Monarchen: „Ich habe Graf Dietzthum besondere Verschwiegenheit über dieses Gespräch empfohlen“ [40]).

Ungeachtet dieser Intimitäten zwischen Wien und Paris rückte die Frage eines Bundes nicht vom Platze, kam man nicht über den Wunsch hinaus, ihm eine festere Gestaltung zu verleihen. Von nicht geringem Einfluß hierauf war die Haltung der Ungarn. Ihnen gegenüber, von deren gutem Willen die Vollendung der Armeeorganisation abhing, mußte jeder Schritt vermieden werden, der den Verdacht erregen könnte, es bestehe die Absicht, Preußen gegenüber eine allzu scharf betonte Politik inaugurieren zu wollen [41]). Wußte man ja, daß die ungarischen Staatsmänner, in erster Reihe der ungarische Ministerpräsident Graf Andrássy, gegen jedes Herlaufen „hinter der Rückgewinnung der deutschen Stellung“ waren [42]).

[39]) Dietzthum an Beust, Paris, 17. Juni 1868. W. St. A. Ganz kurz berichtet über diese Unterredung Sybel a. a. O., VI. Band, 368, nach den ungedruckten Memoiren Dietzthums Doch läßt ihn Sybel hier seine eigene Ansicht aussprechen, was in dem Schreiben an Beust nicht der Fall ist.

[40]) Dietzthum an Beust, 17. Juni 1868. Ibidem.

[41]) Beust an Metternich, 12. Mai 1868, lettre particulière. W. St. A.

[42]) Siehe den ersten Band meine Werkes „Graf Julius Andrássy“, S. 469.

Doch hoffte Napoleon, Beust werde sich in seinen Bestrebungen nicht durch den „egoistischen, prussophilen" Einfluß der Ungarn beirren lassen. Diese Ermunterung Napoleons vermochte aber nicht Metternichs Zweifel in die Worte des französischen Kaisers zu zerstreuen. Er meinte, dieser werde den Degen erst im letzten Momente ziehen, wenn er, ohne eine Niederlage zu erleiden, nicht mehr zurückkönne [43]). Auch gefiel ihm nicht, daß mit den Preußen geliebäugelt und die gegen den preußischen Staat in Paris organisierte hannoversche Legion bloß in die „Kühlwanne gestellt und gepflegt" werde. Er tröstete sich damit, daß im September die französischen Rüstungen vollendet und Napoleon dann über das „quid faciendum" in vollster Ruhe und Unabhängigkeit werde beschließen können. Nach Metternichs Urteil lagen damals die Symptome für Krieg oder Frieden zu gleichen Teilen in der Wagschale. „Kriegerisch" — beschließt er sein Schreiben — „sind die meisten Hofschranzen, die Armee, alle Minister mit Ausnahme Rouhers und Moustiers" [44]).

Früher als Beust vorausgesetzt, rückte die Frage der Allianz, über die bisher mehr akademisch gesprochen worden war, in greifbare Nähe. Nach einer längeren Unterredung mit Kaiser Napoleon vor dessen Abreise nach Plombières erhielt Beust in Gastein zu seiner nicht geringen Überraschung folgendes vom 20. Juli datiertes Telegramm Metternichs: „Se. Majestät würde wünschen, zu wissen, ob eine Entente mit uns zu einem gemeinsamen und bestimmten Ziele möglich wäre (alliance active). Wenn n i c h t, möchte er eine Entente mit uns zum Zwecke eines Kongresses, der bekräftigen und dem der gegenwärtige status quo nach gemeinsamen fixierten Grenzen unterbreitet werden sollte (alliance passive)" [45]). Graf Beust hat die dunkle kurze Erwähnung dieses Telegrammes Metternichs in seinen „Erinnerungen" [46]) absichtlich dazu benützt, um Mit- und Nachwelt irrezuführen. Er wollte die Meinung erregen, daß nicht er, sondern Napoleon es war, der durch das erwähnte Telegramm im Juli 1868 die Anregung zu ernstlichen Verhandlungen über eine zwischen Frankreich und Österreich-Ungarn zu schließende Allianz gegeben. Alle, die nach Beust diese bedeutsame Frage behandelten, sind denn

[43]) Metternich an Beust, 30. Mai 1868. W. St. A.

[44]) Metternich an Beust, Paris, 1. Juli 1868. W. St. A.

[45]) Metternich an Beust, Telegramm, geheim, Paris, 20. Juli 1868, W. St. A. Der französische Originaltext lautet: „Sa. Mté désir erait savoir si une entente avec nous dans un but commun et déterminé serait possible (alliance active). Si non il voudrait amener une entente avec nous en vue d'un congrès consacrant et soumettant le statu quo actuel à des limites fiées en commun (alliance passive)." In seinem Schreiben an den Sektionschef des ehemaligen k. u. k. Ministeriums des Äußern Freiherrn von Pasetti, Paris, 10. Dezember 1892, W. St. A., erwähnt Ditzthum einer in Abwesenheit Metternichs von ihm an Beust gerichteten Depesche von Wichtigkeit aus dem Jahre 1868. Er sagt ausdrücklich von ihr, daß sie den „Ausgangspunkt" bilde „zu den Pourparlers von 1868 und 1869, da Napoleon von Entwaffnung nichts hören wollte und anstatt dieser die Defensiv-Allianz zwischen Österreich, Frankreich und Italien vorschlug". Diese Depesche, deren Datum er nicht angibt, kann in keinem Falle identisch sein mit der vom 20. Juli, die ja Metternich selbst an Beust richtete. Dann sagt Ditzthum, er berichtete darin über Unterredungen mit Rouher, der seiner Ansicht war, Napoleon sollte die Initiative zu einem „désarmement général" ergreifen. Ich habe eine solche Depesche Ditzthums nicht gesehen und vermag daher auch nichts Näheres darüber zu sagen.

[46]) Beust, a. a. O., 2. Band, 340.

auch zu dem von ihm angestrebten Ergebnis gelangt[47]). Nichts aber entspricht weniger der Wahrheit als diese Angabe Beusts. Wir haben ja bereits gesehen, wie gerade er es war, der nach dem Aufenthalte Franz Josefs I. in Paris (Oktober 1867) im Januar 1868 durch die Mission des Grafen Vitzthum den ersten Fühler zur Anknüpfung von Verhandlungen über eine Entente ausstreckte[48]).

Was war jedoch geschehen, das Napoleon bewog, im Juli 1868 aus seiner bisherigen Zurückhaltung herauszutreten und die Absendung des so hochwichtigen Telegrammes nach Wien zu veranlassen? Mit banger Sorge verfolgte er damals die preußische Politik, die immer größeren Einfluß in Süddeutschland gewann und es in den Militärverband Preußens hineinzog. Ebenso war man in Paris überzeugt, daß Bismarck durch Unterstützung des rumänischen Ministers Bratianu Rußland die Bahn nach Konstantinopel freizumachen und als Lohn dafür sich den Rücken mit russischer Hilfe zu decken suche[49]). Diese Lage der Dinge dürfte den Kaiser der Franzosen zu dem ernsten Schritte gedrängt haben, wie er in der Depesche vom 20. Juli zum Ausdruck gelangte. Dieselben Beweggründe nötigten auch Beust, seit Wochen sich mit dem Gedanken zu beschäftigen, daß der Zeitpunkt herannahe, in dem Österreich-Ungarn sich durch eine rechtzeitige diplomatische Intervention eine gesicherte Stellung für den Kriegsfall verschaffen müsse. Er dachte eben daran, in nächster Zeit in Paris Fühlung zu nehmen, um zu erfahren, was Napoleon eigentlich beabsichtige, als ihm dieser mit der Anfrage vom 20. Juli zuvorgekommen war. Beust fand allerdings die Depesche Metternichs zu „unklar", um sofort irgendeine Meinung hierüber zu äußern. Er hielt dies auch nicht für unmittelbar dringend, da Napoleon nach Plombières verreist war, somit jetzt noch kein Entschluß gefaßt werden müsse. Doch erbat sich der österreichisch-ungarische Reichskanzler die Erlaubnis, beim Kaiser in Ischl erscheinen zu dürfen, wo dieser zum Sommeraufenthalt weilte[50]). Hier erstattete Beust einen Vortrag über die von Napoleon gestellte Alternative: alliance active oder passive — es ist nicht ersichtlich, ob er den Vortrag noch von Gastein aus an Franz Josef I. sandte oder ihn in Ischl verfaßte[51]). Über die alliance active äußert er: „Mit andern Worten eine kriegerische Aktion, wenigstens ein gemeinsames, den Krieg im Gefolge habendes Auftreten." Rühmend hebt er an diesem ersten Vorschlage die Enthaltsamkeit der Uneigennützigkeit der französischen Regierung hervor. Beanspruche sie doch für sich von vornherein keine Gebietserweiterung, sondern bezeichne nur die Wieder-

[47]) Emile Bourgeois et E. Clermont „Rome et Napoléon III.", S. 222.

[48]) Die vom Herzog Gramont in seinem eigenen Namen gemachten Allianzvorschläge im April 1867 (siehe hierüber meinen Artikel „Franz Josef I. und Napoleon III. in Salzburg", Österreichische Rundschau, 15. Februar 1920, S. 172) können nicht als Anträge des französischen Kaisers betrachtet werden, da Gramont die Mitwissenschaft Napoleons bestritt. Auf die von mir dem Inhalte nach wiedergegebene Depesche Beusts vom 27. April 1867 spielt dieser in seinen „Erinnerungen", II, 337, an.

[49]) Sybel a. a. O. VI, 365—66.

[50]) Beust an den Kaiser in Ischl, Gastein, 21. Juli 1868. Eigenhändiges Konzept. W. St. A. Hier nennt Beust die Depesche vom 20. Juli unklar, in seinen „Erinnerungen", II, 340, spricht er von „ziemlich unverständlichen Andeutungen".

[51]) Konzept eines undatierten Vortrages über die Depesche vom 20. Juli. Undatiert. W. St. A.

herstellung der Position Österreich-Ungarns in Deutschland als Zweck des ganzen Schrittes. „Und Österreich" — bemerkt Beust hinzu — „ist keineswegs gesinnt, auf seinen Wiedereintritt in Deutschland zu verzichten." Dem österreichisch-ungarischen Minister schien der Weg, den Napoleon gehen wollte, ein ganz verfehlter. Seiner Ansicht nach bedurfte Österreich-Ungarn vor allem der Sympathien in Deutschland, die seit Jahresfrist, infolge seiner Politik, bedeutend im Steigen begriffen wären. In dem Augenblick würde es derselben wieder verlustig gehen, als man merkte, daß Österreich-Ungarn die Absicht hege, Deutschland im Bunde mit einer fremden Macht zu bedrohen. Auf diese Weise verlöre die Monarchie für immer ihre Zukunft in Deutschland, würde aber gleichzeitig auch Frankreich selbst, wenn es dazu genötigt wäre, den Krieg erschweren. Denn alle gegenwärtig antipreußischen Stimmen, die Frankreich nach einem ersten glücklichen Erfolg zufielen, schlügen sofort in ihr Gegenteil um und verwandelten sich in preußenfreundliche. „Aus diesem Grunde" — meinte er — „würde Österreich mit einer vollständigen Neutralität in diesem Falle Frankreich mehr nützen als mit einer ausgesprochenen Allianz."

Größeren Anklang fand bei Beust der zweite, sich auf die „alliance passive" beziehende Antrag des Kaisers der Franzosen. „Hier" — lauten seine Worte — „liegt ein fruchtbarer Gedanke vor, wenn nur die Ausführung richtig angegriffen wird. Es kommt darauf an, nicht allein das europäische Konzert der Kabinette, sondern auch jenes der öffentlichen Meinung gegen den voraussichtlichen Widerstand Preußens zu gewinnen und in Szene zu setzen." Beust huldigte der Ansicht, daß schon unbedingt vor dem Zusammentritt des Kongresses ein bestimmtes Programm, eine Devise, wie er es nennt, aufgestellt werden müsse. Diese habe nicht in der Verewigung des status quo zu bestehen, wofür eine europäische Garantie angefordert werden müßte. Ein solches Verlangen fände weder bei England noch Rußland Anklang. Am wenigsten bei Deutschland, dessen gesamte öffentliche Meinung im Falle eines Protestes Preußens Partei für dieses ergriffe, indem sie darin einen unberechtigten Eingriff in die innere Entwicklung erblicken würde. Einen ganz andern Verlauf der Dinge prophezeite er, wenn man sich entschließen könnte, anstatt der Erhaltung des status quo die allgemeine Entwaffnung als Zweck der Verständigung zu beantragen. „In dieser Voraussetzung" — schließt der Vortrag — „wendet sich sofort die gesamte öffentliche Meinung unter dem Drucke der materiellen Interessen dem Gedanken und seiner Verwirklichung zu. Diskutieren die Bedingungen der Abrüstung, mußte das Programm sein." Dann erst könnte Napoleon sagen: „L'empire c'est la paix" [52]). Graf Vitzthum vindiziert

[52]) Konzept eines Vortrages Beusts. Ibidem. Der Vortrag bricht mit dem Satze ab: Dann aber kann Napoleon sagen . . . Aus einem Schreiben Metternichs an Beust vom 19. August 1868 ist jedoch zu ersehen, daß hier die Worte „L'empire c'est la paix" folgen sollten. Von alledem, was Beust a. a. O. II, 340, über Interpellation usw. anführt, findet sich in dem mir vorliegenden Konzept kein Wort vor, und ich habe auch einen Vortrag solchen Inhalts in den Akten nicht vorgefunden. Es ist höchstwahrscheinlich, daß Beust hier, wie es nicht selten bei ihm der Fall ist, nachträglich seiner Phantasie freien Spielraum ließ. Das Konzept seines vorliegenden Vortrages beschäftigt sich aber direkt mit der Alternative der Depesche Metternichs vom 20. Juli 1868.

sich die Vaterschaft auf den Gedanken der Abrüstung, die er Beust streitig zu machen sucht. Er erhebt darauf ein Anrecht, sowohl in seinen bisher ungedruckten Memoiren [53]), als auch in einem Briefe aus dem Jahre 1892 [54]).

Wenn aber auch Beust die allgemeine Abrüstung befürwortete, „um" — wie sich Graf Vitzthum ausdrückte — „Bismarck auf den Mund zu schlagen, wenn er von dem Norddeutschen Bundestag unter dem Vorwande französischer Drohungen Geld und Rüstungen verlange" [55]), so war es dem Reichskanzler doch keinesfalls ernst mit dieser Maßregel, die Europa das Glück eines ewigen Friedens gewähren sollte. Mit seiner Idee verfolgte er vielmehr die Absicht, Preußen eine Falle zu legen. Er rechnete damit, Bismarck werde hierauf in keinem Falle eingehen. Wird dann Preußen, so nahm er an, nicht als der Störenfried gelten, der aus Macht- und Eroberungsgier Europa um die Wohltat der Ruhe bringe? In einem wesentlich andern Lichte faßte Napoleon die Lage auf, dem Metternich von Salzburg aus, wo er mit Beust nach dem 20. Juli zusammengetroffen war, den Abrüstungsvorschlag des Reichskanzlers mitgeteilt hatte [56]). Als Fürst Metternich nach seiner Rückkehr nach Paris mit vieler Beredsamkeit den französischen Herrscher für die Abrüstung gewinnen wollte und betonte, alle Welt werde im Kongresse sofort eine gegen Preußen gerichtete Maßregel wittern, entgegnete Napoleon: „Oh! was Sie mir da sagen, ist vollkommen wahr! Ich habe jedoch ein Bedenken gegen die Abrüstung: die Furcht vor einer Falle." Mit seiner auf die allgemeine Wehrhaftigkeit begründeten militärischen Organisation könnte sich Preußen stellen, als würde es abrüsten und bliebe doch vollkommen kriegsbereit. Abrüstung, rief der Kaiser aus, ist nur ein Wort, heute, wo sich die Kaders auf einen Wink auffüllen lassen. Vielleicht, äußerte er, hat Österreich recht. Aber quid faciendum, wenn Preußen unsere Bedingungen, mögen sie noch so gemäßigt sein, zurückweist? Er fand es billig und gerecht, die Idee eines Kongresses nicht vor Votierung der Organisation der österreichisch-ungarischen Armee aufs Tapet zu bringen. Die Zwischenzeit bis dahin sollte zur Bereinigung gewisser Punkte zwischen Österreich-Ungarn und Frankreich verwendet werden. In einem für Beust bestimmten Memorandum hätte dies zu geschehen. Mit dem Marquis Moustier, der von all dem nichts wissen dürfe, solle Metternich auch nicht darüber sprechen. Dagegen wolle er, Napoleon, Rouher, den Staatsminister, wie über eine in der Luft liegende Idee zu Rate ziehen. Wie

[53]) Sybel a. a. O. VI, 369.

[54]) Vitzthum an Pasetti, Paris, 10. Dezember 1892. W. St. A. Bis jetzt existiert kein Dokument, das außer seiner eigenen Angabe Vitzthums Anspruch auf den Vorschlag der Abrüstung begründen würde. Daß er diesen im Herbst 1868 in Paris vertrat (Busch a. a. O., 15), ist wohl kein stichhaltiger Grund für seine Autorschaft, da er das ja im Auftrag des Ministers des Äußern tat.

[55]) Vitzthum an Pasetti, 10. Dezember 1892. W. St. A.

[56]) Dieses Schreiben Metternichs aus Salzburg liegt mir nicht vor. In einem Telegramm an Beust, Paris, 30. Juli 1868, datiert, meldet Metternich, daß er am 31. Juli abreist und unter dem Namen Mansfeld ankommt, natürlich in Salzburg, obgleich er den Ort nicht nennt. Es hätte ja viel Aufsehen erregt, wenn er mit Beust öffentlich in Salzburg unter seinem eigenen Namen zusammengetroffen wäre. Die Heimlichkeit sollte nach jeder Hinsicht gewahrt werden.

Metternich Moustier gegenüber Stillschweigen geboten war, so wünschte Napoleon, Beust solle auch mit dem Herzog Gramont, dem französischen Botschafter in Wien, hierüber nicht sprechen, dessen Indiskretionen zu befürchten seien. Der französische Kaiser wollte die ganze Angelegenheit als absolutes Geheimnis behandelt sehen, da man sonst Gefahr laufe, alles zu verderben. Interessant ist es, welch wichtige Rolle hierbei im Kalkül Napoleons die Ungarn spielten. Immer wieder kam er in der Unterredung mit Metternich auf seine Besorgnisse wegen deren Haltung zurück. Er war in dieser Hinsicht durch Berichte seines Vetters, des Prinzen Jérôme Napoleon, beeinflußt, der damals von Wien aus einen Ausflug nach Budapest unternommen hatte. Nach dessen Angaben wären die Ungarn, an ihrer Spitze Graf Julius Andrássy, vom Ausgleich von 1867 sehr befriedigt, durchaus dynastisch gesinnt, doch spuke es in ihren Köpfen nur von Annexionen im Orient, der Wiederaufrichtung Polens, trotz oder gegen den Willen Rußlands. Nichts aber fürchteten sie mehr als die Rückerlangung der großen Stellung Österreichs in Deutschland, weshalb sie mit Preußen liebäugeln, um es für eine Koalition gegen Rußland zu gewinnen. Diese Bestrebungen erschreckten Napoleon in hohem Grade, der durch solch angebliche Pläne seine auf die Eroberung der russischen Freundschaft hinzielende Politik durchkreuzt sah. Gestand er doch eben Metternich, daß er Rußland eine Denkschrift vorlegen ließ, in der er zu beweisen suche, wie es im ureigensten Interesse dieser Macht liege, zu helfen, daß Österreich wieder in Deutschland eintrete. Wenn man dagegen den Wiener Hof zwänge, nur eine „ungarische Politik" zu betreiben, so hieße das, es nötigen, seine ganze Macht nach dem Orient zu verlegen und gegen das Zarenreich Krieg zu führen. Erläuternd fügte Napoleon hinzu, er wisse zwar noch nicht, welche Wirkung sein Memoire in Petersburg haben werde. Doch sei er schon jetzt über die Wahrnehmung erfreut, daß nach verschiedenen Anzeichen der letzten Zeit das russische Kabinett sich dem Wiener nähern wolle. Aus den Reden Napoleons glaubte Metternich mit Recht folgern zu dürfen, daß er es gerne sähe, wenn Beust den Kongreß vorschlagen und dessen Sitz in Wien sein würde. „Obgleich" — sagte nämlich der Kaiser — „der Wiener Kongreß uns nicht günstig gewesen, hat er doch Europa durch 30 Jahre den Frieden erhalten. Das ist ein gutes Vorzeichen, wobei nicht vergessen werden darf, daß die andern Vereinigungen dieser Art, in Paris, Zürich usw., nicht so gut reüssierten." Metternich war über diese Anregung Napoleons in hohem Grade erfreut. Sie schien ihm ganz vorzüglich geeignet, den immer wieder auftauchenden Gerüchten über eine innere Auflösung der Monarchie Schweigen zu gebieten und den österreichischen Patriotismus zu heben, der mehr und mehr der Tendenz zuneige, in 20 bis 30 elende Patriotismen „von nationaler Ausschußware" („de pacotille nationale") zu zerfallen. Der Botschafter, ein leidenschaftlicher Verehrer Beusts und dessen Politik, erblickte in einem neuen Wiener Kongreß eine Krönung des Werkes seines Chefs, von dem man, gleich wie 1848/49 von Radetzky, jetzt auch werde sagen können: „In deinem Lager ist Österreich [57])."

[57]) Metternich an Beust, lettre particulière, Paris, 19. August 1868. W. St. A.

Es war jedoch eine Übereilung des Botschafters, zu glauben, Beusts Ideen hätten auf der ganzen Linie triumphiert, und Napoleon sei für dieselben bereits gewonnen. Was er schon aus dessen Munde vernommen, bestätigte ihm auch die Kaiserin, daß er in der Abrüstungsfrage die Angst nicht los werden könne, in eine Mausefalle zu geraten. So sehr Metternich auch, wie er von sich selbst erwähnt, alle Hilfsquellen seines Geistes aufbot, um den Kaiser zu einem andern Entschluß zu bringen, und daß er die ganze Angelegenheit nicht ad calendas graecas verschiebe, vermochte er doch nichts zu erreichen. Napoleon sagte zu allem stets nur Amen und ging nicht einen Schritt weiter vorwärts in der Prüfung der Details [58]). Im Gegensatz zu seinem Herrn und Gebieter war der Staatsminister Rouher „Feuer und Flamme" für die Abrüstungsidee — man scheint es hier mit gut verteilten Rollen zu tun zu haben. Nachdem der Vertraute der geheimsten Gedanken Napoleons sich mit Graf Dietzthum, den ihm Metternich erst jetzt vorgestellt, über den Gegenstand besprochen, bemerkte er: Was wir benötigen, ist irgendeine Sache, die die Meinung des Landes mit sich fortreißt. Wir brauchen etwas, das für die bevorstehenden Wahlen in Frankreich einen günstigen Luftzug schafft, der uns dem Frieden entgegenführt, wenn Preußen unsere Bedingungen annimmt, dem Kriege aber, falls Preußen dieselben zurückweist. Trotzalledem kam in die eingetretene Stockung kein frischeres Tempo [59]). Beust selbst hatte den Eindruck, daß ein Austausch der Ideen vor Rückkehr des kaiserlichen Paares aus Biarritz, wohin sich dieses begeben, keine entscheidende Phase zu erwarten sei. Da Metternich die Abwesenheit des Herrschers zu einem Urlaub benützte, hatte Graf Dietzthum sich in Paris zur Verfügung des Staatsministers zu halten, falls dieser eines geheimen Kanales bedürfe, um wichtige mündliche Mitteilungen nach Wien gelangen zu lassen. Nur wenn Rouher seine, Dietzthums, Anwesenheit in Biarritz für nützlich halten sollte, könne er sich dahin begeben, da dies weniger auffallen werde, als wenn dort Metternich oder er, Beust, selbst erschienen. In keinem Falle jedoch sollte die Reise ohne vorherige Zustimmung Napoleons unternommen werden. Erfolge diese, so müßte es Dietzthums wichtigste Aufgabe sein, Beust vor dem Vorwurf zu schützen, daß er unpraktische Ideen an die Hand gegeben habe [60]). Fürchtete man unnötiges Aufsehen zu erregen, oder lehnte der Kaiser aus irgendeinem andern Grunde Dietzthum ab? Der Besuch in Biarritz unterblieb. Dagegen sandte Rouher dem Kaiser am 25. September seine eigene Arbeit in Begleitung eines dem Grafen Dietzthum von Beust zugekommenen Aide-Memoires [61]) nach dem französischen Seebade. In seiner Denkschrift versuchte der Reichskanzler vor allem die Annahme zu widerlegen, als hätte er auch nur einen Augenblick daran gedacht, Napoleon die Abrüstung ohne sichere Garantien zu empfehlen, die ihn vor der Gefahr des Gefoppten bewahren würden. „Die Idee" — meinte Beust — „die in den Vordergrund gerückt wurde, reduziert sich auf die Aus-

[58]) Metternich an Beust, 14. September 1868. Ibidem.
[59]) Dietzthum an Beust, Paris, 14. September 1868. Sekret. Ibidem.
[60]) Beust an Dietzthum, lettre particulière, 19. September 1868. W. St. A.
[61]) Aide-Memoire, Konzept mit Verbesserungen von Beusts Hand. Undatiert, in französischer Sprache. Gehört unbedingt zum September 1868. Ibidem.

spielung einer Karte, einer prachtvollen Karte, mit der niemand besser zu spielen wüßte als Kaiser Napoleon selbst." Ihm gebühre daher auch die Ehre der Initiative. Er solle Europa sagen: Nicht ohne Erregung könne es die öffentliche Meinung hinnehmen, daß sich eine benachbarte Macht, nicht nur plötzlich und wesentlich vergrößerte, sondern auch Friedensverträge schloß, ohne sie auszuführen, vielmehr strebt, diese in einem Geiste zu entwickeln, der, wenn auch nicht feindlich für Frankreich, so doch entgegengesetzt seinen Interessen und den Bedingungen seiner Sicherheit sei. Man gebe ihm, solle Napoleon weiter erklären, die Mittel, solide und reelle Mittel, zur Beruhigung seiner Besorgnisse und berechtigter Unruhe, und er verlange nichts Besseres, als die Hand zu einer Abrüstung zu bieten, die nicht bloß materieller, sondern moralischer, politischer und diplomatischer Natur sein müsse. Mittels solcher Sprache würde in Frankreich der für die nächsten Wahlen so nötig gehaltene „courant favorable" geschaffen werden — eine Sprache, die auch jenseits der Grenzen Widerhall fände und überhaupt die öffentliche Meinung des liberalen Europa mit sich reißen würde. Man brauche, meinte Beust, kein Prophet zu sein, um vorhersagen zu können, daß durch ein solches Manifest Preußen in ein arges Dilemma geriete. Füge es sich, kommt es bei allen Parteien um sein Ansehen. Widerstrebt es, werden seine eigenen Untertanen im Verein mit Europa König Wilhelm als Angreifer und Störer des Friedens anklagen, nach dem alle Welt heißes Verlangen trägt. Verlassen von der deutschen Einheitspartei, werde auch der Süden Deutschlands keinen Augenblick zögern, sich eine unabhängige Organisation zu geben. Stolz auf den durch Napoleon erreichten Erfolg, werde die Nation gewiß nicht mehr von ihm verlangen, er solle entwaffnen, ohne vorher alle unentbehrlichen Garantien erhalten zu haben. Das wäre, alles wohl erwogen, ein Spiel, bei dem Frankreich nichts zu verlieren, dagegen alles zu gewinnen habe. Die Frage der Einberufung eines Kongresses behandelte Beust als eine wesentlich untergeordnete Angelegenheit. Um allen übelwollenden Kommentaren zu begegnen, hätte man nur zu erklären, daß der Kongreß weder in Wien noch in Paris tagen solle, sondern in einer neutralen Stadt, wie etwa Brüssel. Was jedoch Österreich selbst betrifft, meinte Beust, wäre es für dasselbe mit Rücksicht auf die Stimmung in Ungarn, Böhmen und in den deutschen Provinzen die bequemste Politik, sich so gut als möglich mit Preußen ins Einvernehmen zu setzen. Aber — sollte Ditzthum erklären — eine bequeme Politik war nie nach dem Geschmack des Herrn von Beust und auch nie die seines hohen Herrn, der ihn mit seinem Vertrauen beehrt. Einfach aus dem Grunde, weil dieser Staatsmann, den Erfahrung hindert, sich in Abenteuer zu stürzen, weiß, was er will, und daß man auf ihn zählen könne. „Österreich" — ließ er weiter seinen Vertrauensmann sprechen — „wird also wissen, allen unzeitigen Versuchungen zu widerstehen und nicht in die Irrungen einer kleinlichen Schaukelpolitik verfallen. Man vertraut durchaus dem Worte des Kaisers Napoleon, der drei Dinge versprach: Österreich im Falle einer drohenden Gefahr raschestens zu unterstützen,

mit Preußen nicht ohne vorherige Verständigung des Wiener Kabinetts zu unterhandeln, endlich diesem die Zeit zur Vollendung seiner Rüstungen zu lassen“ [62]).

Rouher hatte die Wahrheit gesprochen, als er sich bereit zeigte, für Beusts Vorschlag einzutreten. In seiner Arbeit, die er mit dem Beustschen Aide-Memoire nach Biarritz sandte, plädierte er für eine Waffenruhe von 10 Jahren, während deren Dauer sich Frankreich und Preußen zu verpflichten hätten, nicht mehr als ein Heer von 250 000 Mann zu halten [63]). Österreich, Rußland und Italien wären einzuladen, an dieser Konvention teilzunehmen. Gleichzeitig entwarf der Staatsminister den diplomatischen Feldzugsplan zur Durchführung dieser Maßregel. Es wurde angenommen, daß Napoleon am 10. Oktober von Biarritz in St. Cloud eintreffen, im November die Vertreter der fremden Mächte nach Compiègne zu sich einladen werde, so daß die diplomatische Aktion, wenn er dem Vorschlage Rouhers beistimme, im Dezember ihren Anfang nehmen könne. Keineswegs jedoch, ehe Lord Clarendon, der als präsumtiver englischer Minister des Äußern galt, auch wirklich vom foreign office Besitz ergriffen hätte. Clarendon gehörte zu den Intimen Napoleons. Von dem Lord erwartete der französische Kaiser nicht nur eine aktivere, sondern auch franzosenfreundlichere Politik, als sie bisher Lord Stanley bekundet hatte. Nach der Ernennung Clarendons gedachte Napoleon seine Aktion damit zu eröffnen, daß er an Österreich-Ungarn die Frage richten werde, was es zu tun gedenke, falls Preußen ablehne [64])? Aller menschlichen Berechnung nach glaubte Graf Dietzthum, gemäß den Mitteilungen Rouhers, voraussagen zu dürfen, die diplomatische Aktion werde im Dezember 1868 eingeleitet werden, und diese, sofern es nicht gelänge, dadurch den Sturm zu bewältigen, im Februar oder März 1869 ihre militärische Fortsetzung finden [65]).

Rasch verflüchtigten sich diese Hoffnungen. Kaum war Napoleon aus Biarritz zurückgekehrt, als sich Metternich von dessen andauernder Abneigung gegen die Abrüstung überzeugen konnte. Der Botschafter klagte darüber, der Kaiser sei alt geworden, greife mit wahrer Hast nach jedem Zwischenfall, der ihn von der Notwendigkeit eines definitiven Entschlusses befreie. So erwartete er jetzt eine befriedigende Lösung von englischer Intervention. Lord Clarendon, der damals auf dem Kontinente reiste und auch Bismarck gesprochen, versicherte dem französischen Kaiser, eine diplomatische Vermittlung Englands werde genügen, die Aufrechterhaltung des status quo zu verbürgen, während eine Abrüstung zu nichts gut wäre, als den Krieg unvermeidlich zu machen. Kaiserin Eugenie und Rouher sahen in diesem Auftreten Napoleons nur das Ergebnis einer momentanen Verein-

[62]) Beusts Aide-Memoire, Konzept. Ibidem.

[63]) Sybel, VI. Band, S. 371, verlegt diesen Vorschlag in das Jahr 1869, wohin er nicht gehört.

[64]) Telegramm des Grafen Dietzthum an Beust, geheim, Paris, 24. September 1868. W. St. A. Sehr interessant ist der Bericht Dietzthums, Paris, 17. Oktober 1868, über seine Unterredung mit Lord Clarendon in Paris, in der sich der englische Staatsmann als Freund Österreich-Ungarns bekannte. Im Gespräch über die Tschechen sagte Clarendon, der Kaiser Franz Josef habe recht, sich nicht zu kümmern, um diese „lächerlichen Prätentionen einer Nationalität, deren Existenz Europa ignoriert“.

[65]) Dietzthum an Beust, sekret, 25. September 1868. W. St. A.

genommenheit, durch die er glaube, in ein festes Verhältnis zu England treten zu können. Sowohl Eugenie als auch Rouher betrachteten den Vorschlag Clarendons mit Mißtrauen, überzeugt davon, der englische Lord sei nichts anderes als ein Werkzeug in den Händen Preußens zur Irreführung Frankreichs. Beide nahmen sich vor, wachsamen Auges diese Angelegenheit zu verfolgen. Bei solcher Gesinnung Napoleons wurde natürlich Rouhers Memorandum einfach zur Seite geschoben. Metternich tröstete sich, als dies nur für kurze Zeit geschehen, da es ja doch in den Händen des Staatsministers bleibe und bei erster bester Gelegenheit wieder hervorgeholt werden könne [66]).

Beust war vollkommen einverstanden damit, die Sache nicht einschlafen zu lassen. Er wünschte, Rouher solle seine bisher nur in großen Zügen entworfene Denkschrift sobald wie möglich vollkommen ausarbeiten. „Üben Sie" — schrieb er an Metternich — „in dieser Hinsicht einen Druck aus, aber ohne, daß man glaube, wir wollten zum Kriege treiben." Die Hauptsache ist für ganz Europa, aus diesem Zustand der Ungewißheit und Unbehaglichkeit herauszukommen, damit man endlich zu irgendetwas Dauerhaftem gelange. In diesem Zusammenhange wies der Reichskanzler den Botschafter an, sein Augenmerk besonders auf zwei Punkte zu richten.

In erster Reihe lenkte Beust die Aufmerksamkeit auf die Wühlarbeit Rumäniens, das unter Leitung Bratianus gierig die Hand nach dem Besitze Siebenbürgens ausstreckte. Er hatte nicht unrecht, hinter diesem Treiben die werktätige Mitwirkung Rußlands und Preußens zu suchen. Frankreich warf er vor, daß es stets nur verspreche, den gegen die Monarchie gerichteten Intrigen ein Ende zu bereiten, sich aber trotzdem nicht rühre. Nun verlangte Beust nachdrücklich, die französische Regierung solle sich der orientalischen Frage, wie er es schon oft betonte, bedienen, um Preußen an die Wand zu drücken. Kommt es im Orient Rumäniens wegen mit Rußland zu einem Zusammenstoß, so muß Preußen diesem Gefolgschaft leisten — womit es sich von diesem Momente an die Sympathien Deutschlands entfremdet, das Österreich in der orientalischen Frage als seinen Retter betrachtet. „Unter solchen Verhältnissen" — heißt es in dem Privatbrief Beusts an Metternich — „erweckt ein Krieg zwischen Frankreich und Preußen nicht mehr in demselben Grade die Empfindlichkeiten und nationalen Besorgnisse Deutschlands. Österreich hat seinerseits spezielle Lebensinteressen zu verteidigen. Es ist also vollkommen bereit, gemeinsame Sache mit Frankreich zu machen, und die Hilfe aller seiner Kräfte ist ihm gesichert. — — Auch die Ungarn würden sich mit wahrem Enthusiasmus dafür einsetzen, eine energische, ja selbst kriegerische Politik zu unterstützen, die den Orient zum Objekte hätte." Ernste und gewichtige Gründe sprächen daher dafür, dem Orient das Übergewicht vor der deutschen Frage zu geben, um eine Krise unter gleich vorteilhaften Bedingungen für Frankreich wie für Österreich herbeizuführen. „Sprechen Sie" — feuerte er Metternich an — „in diesem Sinne mit dem Kaiser Napoleon, und raten Sie ihm, seine Augen viel mehr nach der Donau als nach dem Rhein zu richten, wenn er eine Aktion unternehmen

[66]) Metternich an Beust, Paris, 28. Oktober 1868. W. St. A.

will, die zum Kriege führen kann [67])." In dieser Beziehung machte ihm jedoch Graf Andrássy einen Strich durch seine Rechnung. Als ungarischer Ministerpräsident konnte es ihn nicht gleichgültig lassen, zu sehen, wie von Petersburg aus mit starken Geldmitteln in Rumänien gegen die vitalsten Interessen der Monarchie gearbeitet wurde, woran, wie er vermutete, auch Bismarck seinen Anteil habe. Er ließ dann auf Umwegen den norddeutschen Kanzler wissen, die ungarische Regierung wäre genötigt, ihre Stütze in Paris zu suchen, sofern er fortführe, in den Donaufürstentümern Ungarn feindliche Bestrebungen zu begünstigen. Bismarck, der sehr gut die deutschfreundlichen Gesinnungen Andrássys kannte, übersah dessen Wink nicht. Die nächste Folge seiner Einwirkung in Bukarest war die Entlassung des bisherigen rumänischen Ministeriums Golesku-Bratianu [68]). Damit aber war Beust die Grundlage für seine gegen Preußen gerichtete orientalische Politik entzogen.

Bildete Rumänien den einen Stein auf dem politischen Schachbrett Beusts, auf dem er, wenigstens in dieser Richtung, Schachmatt gesetzt worden, so war der andere Stein, mit dem er sein Spiel betreiben wollte: Italien. Das war der zweite Punkt, den er Metternichs besonderer Sorgfalt empfahl. Der Reichskanzler fand, die französische Regierung nehme die italienische Frage allzu leicht und vernachlässige es, sich der eventuellen Allianz des Florentiner Kabinettes zu vergewissern. Zum ersten Mal stellte hier Beust Italien als Faktor seiner gegen Preußen gerichteten Politik in seinen Kalkül ein. Nicht, als wollte er Italien überschätzen. Er war auch nicht geneigt, es zu unterschätzen als Macht, besonders in einer orientalischen Krisis, wo sie ein großes Gewicht in die Wagschale zu werfen vermöchte. Um so größere Sorge bereitete ihm Italien, als er sichere Beweise dafür in Händen zu haben glaubte, Preußen scheue keine Anstrengung, die italienische Regierung in seiner früheren Allianz mit ihm festzuhalten. Hinzu kam noch die Nachricht, daß auch die Zarin ihren Aufenthalt im Süden Italiens benützte, um den Florentiner Hof auf die Seite Rußlands zu ziehen [69]). Beusts Befürchtungen wegen der Gegnerschaft Italiens wurden anderseits durch deutliche Anzeichen dafür gemildert, daß das Florentiner Kabinett, offenbar unter dem Einfluß Frankreichs, sich Österreich-Ungarn zu nähern suche. Wohl wußte er nach Andeutungen aus Florenz, daß die italienische Allianz nur um den Preis der Abtretung des Trentino zu haben sein würde. Wie unangenehm ihm auch diese Zumutung war, wollte sich der Reichskanzler dieses Mittels zur Unterhandlung mit der italienischen Regierung doch nicht ganz berauben. Er schreckte nur davor zurück, sie selbst zum Betreten dieses Weges zu ermuntern. Fürchtete er ja, bei seinem ersten Griff nach einer entschiedeneren, großzügigeren Politik nach außen hin, seine eigene Stellung sofort durch Überlassung eines Gebietes der Monarchie an eine fremde Macht zu gefährden. Sollte es aber geschehen, so in keinem Falle ohne gehörige Entschädigung [70]).

Im Sinne dieses Auftrages des Reichskanzlers überreichte der Botschafter dem

[67]) Beust an Metterich, lettre particulière, Wien, 6. November 1868. W. St. A.
[68]) Wertheimer, „Graf Julius Andrássy", I. Band, 454.
[69]) Beust an Freiherrn von Kübeck in Florenz, 8. September 1868. Ibidem.
[70]) Beust an Metternich, lettre particulière, 6. November 1868. W. St. A.

Kaiser der Franzosen ein Memoire, das keinen offiziellen Charakter trug, sondern nur seine eigenen, Metternichs, Ansichten über die schwebenden Fragen wiedergeben sollte[71]). Nach einer langen Unterredung am 2. Dezember bequemte sich endlich Napoleon, die „orientalische Basis" als Ausgangspunkt „unserer Entente" anzunehmen, wie Metternich sich ausdrückt. Nur von der Abrüstung wollte er auch jetzt nichts hören, da eine solche Verfügung der erst kürzlich organisierten und auf den Friedensfuß gesetzten französischen Armee zu unangenehm in die Ohren klingen würde. Sollte schon im Orient der Knoten der Krise geschürzt werden, so verlangte er vor allem zu wissen, wer berufen sein werde, hierzu die Initiative zu ergreifen: Frankreich oder Österreich-Ungarn? Nicht gerne möchte er Frankreich diese Aufgabe zugeteilt sehen, denn unfehlbar würde Preußen dadurch in die Arme Rußlands gedrängt. Immerhin wünschte er zu hören, ob er 200 000 Mann nach dem Orient und 400 000 nach dem Rhein zu werfen hätte, um seine Grenzen gegen Preußen zu schützen. Für die Gewinnung Italiens hielt Napoleon den Moment der Einwirkung auf das Kabinett von Florenz noch nicht für gekommen. Aus dem ganzen Gespräch mit dem Kaiser hatte Metternich die Überzeugung gewonnen, daß dieser zu folgenden „Konklusionen" bereit sei: Österreich solle sich an Verwicklungen am Rhein, hervorgerufen durch den Anstoß Frankreichs oder Preußens, nur im Falle Eingreifens von Rußland beteiligen. Bricht infolge der Initiative Österreichs oder irgendeiner andern Macht im Orient eine Krisis aus, so muß Frankreich nur dann aktiv auftreten, wenn sich Preußen einmischt[72]).

Beust war von dem Ergebnis der Unterredung Metternichs mit Napoleon nicht sehr befriedigt. Die „Konklusionen" schienen sich ihm ein wenig von der durch ihn vorgezeichneten Richtlinie zu entfernen. Er meinte, seine Ideen seien nicht vollkommen erfaßt worden. Daher wünschte er, in Paris jedes Mißverständnis vermieden zu sehen, sowohl über die von ihm angestrebten Ziele, sowie über die Wege, die er zu betreten gedenke. Zur Begründung einer wahrhaftigen Allianz müsse vor allem ein gemeinsames Interesse vorhanden sein, dem man zu dienen oder das man zu verteidigen habe. Welches ist also das Terrain, auf dem sich Österreich-Ungarn und Frankreich, verbunden durch eine Gemeinsamkeit der Interessen, begegnen können? Nur allein der Orient. Er allein biete, wie er immer wieder betonte, den geeigneten Schauplatz gemeinsamen Wirkens. In Paris gebe man sich jedoch einem gewaltigen Irrtum hin, wenn man dort annähme, er, Beust, suche im Osten das Schlachtfeld zwischen Rußland und Österreich-Ungarn, oder daß er das Zarenreich zum Duell herausfordern wolle. „Der Orient"— erörtert er des Näheren – „erscheint uns einfach als das Terrain, auf welchem wir von einer passiven Entente mit Frankreich zu einer aktiven übergehen können, der sich auch England anschließen könnte. Unter aktiver Entente" — setzt er fort — „habe ich keine kriegerische Aktion vor Augen, aber eine diplomatische, die zum Ziele hätte, den Orient dem durch

[71]) Projet de memoire à soumettre à l'empereur Napoléon. Ohne Datum. Mit Bleistift hinzugefügt: November 1868. Infolge des Beustschen Schreibens vom 6. November hat Metternich dieses Memoire verfaßt.

[72]) Metternich an Beust, lettre particulière, 2. Dezember 1868. W. St. A.

Preußen unterstützten russischen Einfluß zu entziehen und an dessen Stelle den vereinten Einfluß Österreichs, Frankreichs und Englands vorwiegen zu lassen. Ich möchte auch, daß diese Entente zwischen Österreich und Frankreich genug innig und ihre Aktion hinreichend ernst sei, damit man nicht vor der Möglichkeit eines Krieges zurückweiche, wenn Rußland zu diesem äußersten Mittel Zuflucht nehmen wollte, um seinen bestrittenen Einfluß zu verteidigen. Ich glaube, daß sich in solchem Falle der Krieg für Österreich und Frankreich unter genügend günstigen Bedingungen darbieten würde [73])." Man sieht: unter stetem Spielen mit dem Gedanken an Krieg, den er weit entfernt sei zu wünschen, gibt sich Beust doch fortwährend den Anschein, nur den Frieden und nichts als den Frieden zu wollen. In Wahrheit ist das aber gar nicht seine wirkliche Überzeugung. Nicht aufrichtige Friedensliebe hält ihn vom Kriege zurück. Bestünden nicht die Schwierigkeiten in Deutschland und im Innern der Monarchie, so würde er, wie er selbst gesteht [74]), am liebsten sofort im Bunde mit Frankreich losschlagen. Ja, er sucht sich selbst zu täuschen, wenn er sich und andere überreden möchte, er könnte einen diplomatischen Erfolg ohne Kreuzung der Waffen im Orient erzielen. Er ist jedoch zu klug und zu erfahren, um sich von seiner Revanchelust zu einem verfrühten und übereilten Schritte hinreißen zu lassen. Daher seine Mißbilligung der Metternichschen Taktik, die in Gefahr geriet, sich von Napoleon und dessen Staatsminister überrumpeln zu lassen. Mit diesem Vorgehen gewann Beust auch die volle Billigung Kaiser Franz Josefs I., der, nach Vorlegung der Weisung an Metternich vom 9. Dezember, eigenhändig folgende Zeilen an den Reichskanzler richtete: „Sehr einverstanden mit dem Briefe an Metternich, der ihn hoffentlich von seinen gefährlichen Irrungen und seiner zu großen Nachgiebigkeit gegenüber den napoleonischen Tendenzen in die richtige Bahn zurückführen wird" [75]).

Metternich wehrte sich gegen den Tadel. Es sei ein Mißverständnis, daß man sich in Paris einer Täuschung über die Absichten Beusts überlasse. Der Botschafter hatte in der Tat eine schwierige, schier unlösbare Aufgabe zu bewältigen. Napoleon wollte die Monarchie mehr auf der deutschen Basis engagieren, während Metternich sich im Auftrage seines Chefs bemühen mußte, Frankreich auf das orientalische Problem festzulegen. Im Zusammenhange damit hatte er diesen gegen die Beschuldigung Rouhers zu verteidigen, daß ihm die deutschen Angelegenheiten gleichgültig wären und er eine ausschließlich „ungarische" Politik betreibe. Erschwert wurde die ganze Lage noch dadurch, daß Rouher nach seinem Charakter, viel zu versprechen und wenig zu halten [76]), bisher noch immer nicht Hand an seine Denkschrift gelegt hatte, die endlich Aufschluß über die Absichten und Ziele der französischen Politik gewähren sollte. Nun drängte der Reichskanzler den Botschafter, er solle Rouher zur Fertigstellung seiner längst erwarteten Arbeit drängen.

[73]) Beust an Metternich, lettre particulière, 9. Dezember 1868. Ibidem.
[74]) Beust an Metternich, lettre particulière, 9. Dezember 1868. Ibidem.
[75]) Metternich an Beust, 17. Dezember 1868. Ibidem.
[76]) Metternich an Beust, 17. Dezember 1868. W. St. A. „Comme l'expérience nous a démontré que le ministre (Rouher) posset beaucoup et n'a pas encore beaucoup tenu."

Wie Beust seine Gedanken über die politische Lage 1867 in Salzburg zu Papier gebracht, so möge das nunmehr auch der Staatsminister tun. Österreich-Ungarn habe das Recht, endlich etwas Positives über die Ideen des Kaisers Napoleon in Händen zu besitzen, sonst wäre es schwer, die Besprechungen weiter fortzuspinnen [77]).

Das Verlangen, ehestens das Memoire Rouhers in Wien anlangen zu sehen, wurde durch die Forderung Beusts verzögert, auch der neue Minister des Äußern, Lavalette, der an Stelle Moustiers getreten war, möge in das bisher so sorgfältig gehütete Geheimnis eingeweiht werden. Der Kaiser, der ihn ja zuerst ferngehalten und ihm selbst bei seiner Übernahme des Ministeriums des Äußern von den geheimen Unterhandlungen keine Erwähnung getan, willigte nun ein, daß Lavalette von allem Kenntnis erhalte. Anfangs war dieser sehr überrascht von der Mitteilung, stellte sich auch ein wenig gekränkt, fügte sich aber rasch in die neue Situation [78]). Nun kam endlich die langersehnte Note Rouhers zustande. Sie besagte, der Kaiser sei wohl bereit, sich mit Österreich-Ungarn zu einer gemeinschaftlichen Politik im Orient zu verbünden und wolle trachten, dafür auch England und Italien zu gewinnen. Er könne jedoch nicht soweit gehen, sich zu einer kriegerischen Aktion zu verpflichten, außer für den Fall, daß Preußen eingreifen sollte. Unter allen Umständen aber müsse er darauf beharren, daß die Entente nicht auf ein einzelnes Gebiet beschränkt werde [79]). Der Kaiser der Franzosen vermochte sich nicht mit der Beteuerung Beusts zu beruhigen, er hege nicht die Absicht, den deutschen Angelegenheiten gegenüber ein unbeteiligter Zuschauer zu bleiben [80]). Napoleon wünschte im Einverständnis mit Rouher, es solle eine Allianz in aller Form über alle Fragen geschlossen werden. Das sei für das Lebensinteresse Frankreichs von größter Bedeutung. Deshalb wäre es nötig, daß die Entente ebenso gut die deutsche wie die orientalische Frage umfasse. Unbedingt habe die weise Politik Beusts schon gute Früchte in Süddeutschland gezeitigt, und es sei ganz richtig, sich da nicht einzumengen. „Aber" — bemerkt Rouher dazu — „überwachen, heißt vorhersehen, und vorhersehen heißt Entschlüsse fassen mit Rücksicht auf mögliche Ereignisse." Kann etwa — fragt er weiter — eine flagrante Verletzung des Prager Friedens ohne Protest und ohne Widerstand bleiben? Werden sich dann Frankreich und Österreich-Ungarn gleichzeitig beklagen? Muß das Wiener Kabinett als Signatär des Prager Friedens die Initiative ergreifen? Oder Frankreich, unter dessen Vermittlung dieser zustande kam? Müssen nicht die diplomatischen Schritte durch militärische Demonstrationen unterstützt werden, und welche Verfügungen seien im Anblick der Möglichkeit eines Krieges mit Deutschland zu treffen? Vorläufig wollte Rouher all diese Fragen nur aufwerfen, ohne sie noch sofort zu vertiefen. Es sollte damit bloß die Nützlichkeit einer gemeinschaftlichen Übereinstimmung auch auf dem deutschen Schauplatz, dem zweiten Schauplatz der Schwierigkeiten, betont

[77]) Beust an Metternich, lettre particulière, 20. Dezember 1868. Ibidem.
[78]) Metternich an Beust, 31. Dezember 1868. Ibidem.
[79]) Note Rouhers vom 30. Dezember. Konzept. Ibidem.
[80]) Metternich an Beust, 31. Dezember 1868. Ibidem.

werden [81]). Dieses Schriftstück löste in Beust, kaum daß er es gesehen, den Entschluß aus, an Napoleon die Anfrage zu richten: Will Frankreich den Krieg mit Preußen beschleunigen oder noch hinausschieben?

Mit dieser schicksalsschweren Frage endete das Jahr 1868, dem man voll Besorgnissen entgegengesehen hatte, ohne daß es zu einem Bündnisse zwischen Frankreich, Österreich-Ungarn und Italien gekommen wäre. Nicht einmal darüber war eine Verständigung erreicht worden, ob man mit Preußen in Frieden leben wolle, oder ob man es bekriegen solle. Beust gedachte, sich ausschließlich für den Orient die Hände zu binden und von dort aus erst Preußen in den Rücken zu fallen. Napoleon hingegen möchte die Monarchie sofort in die deutschen Händel verwickeln, was ihn die Hauptfrage dünkte. Sowohl Beust als auch der Kaiser der Franzosen gingen von ganz entgegengesetzten Gesichtspunkten aus, wobei jeder von ihnen auch eine andere Auffassung über die Zugeständnisse hatte, die Italien zu machen seien, um das junge Königreich für die Allianz gegen Preußen zu gewinnen. Napoleon nahm an, daß das Wiener Kabinett sich nicht sträuben werde, Italien Gebietsabtretungen zuzusichern, um sowohl dessen Mitwirkung zu erlangen, als auch dadurch seine Tiroler Grenze gegen einen Überfall zu schützen. Beust aber fragte erstaunt: „Wer hat das gesagt?"

Ungeachtet dieser Meinungsverschiedenheiten wünschte Metternich für seinen Chef die „Siegespalme von 1869", in welchem Jahre die Verhandlungen fortgesetzt werden sollten. Er hätte ihm gerne den schönsten Erfolg gegönnt und die Unterstützung sowohl Österreichs wie Ungarns. „Sie wissen" — schreibt er Beust — „was ich von Ihrer Heirat mit den österreichischen Ländern denke, und ich wünsche, daß Ihre beiden schönen Gemahlinnen (Österreich und Ungarn) Ihnen Ehre machen und sich losmachen von jeder Eifersucht, um sich zu vereinigen in Ihrem patriotischen und loyalen Gedanken, daß diese Ehe aus einer Vernunftheirat, wie sie es war, eine Liebesheirat werde. Unser teurer Herr und Souverän wird sich bei dieser Menage wohl fühlen und seine Völker gleichfalls."

Das ganze Jahr 1869, in dem die „Siegespalme" errungen werden soll, und mit dem wir uns in einem folgenden Kapitel befassen wollen, ist ausgefüllt mit den Bemühungen, Frankreich, Österreich-Ungarn und Italien auf gemeinsamer Grundlage zu einen. Das Schicksal Preußens, Deutschlands, sowie Europas hing von der Lösung dieser Versuche ab. (Fortsetzung folgt.)

[81]) Rouhers Note, Paris, 30. Dezember 1868. Kopie. Ibidem.

Rheinische Lebensfragen

Von

Paul Wentzcke

Von all den vielfältigen Problemen, die unsere neue Grenzgestaltung dem Deutschen Reiche auferlegt, ringt die sogenannte Rheinlandfrage vielleicht am schwersten um tieferes Verständnis. Wohl wecken ab und zu einzelne Mitteilungen, die die Tageszeitungen aus der „Westmark" bringen, die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise: Erklärungen der „Sonderbündler" werden weitergegeben, Übergriffe weißer und farbiger Franzosen gebrandmarkt. Im allgemeinen aber verschwinden diese kleinen Nachrichten sehr bald doch unter dem Druck der großen außen- und innerpolitischen Ereignisse, die Deutschlands Geschicke in kaum unterbrochenem Fluß seit den unseligen Novembertagen von 1918 bestimmen. Allzu wenig wird beachtet, daß sich auch scheinbar bedeutungslose Zwischenfälle ungezwungen in ein engmaschiges Netz einordnen lassen, das Frankreich über das „besetzte Gebiet" ausbreitet — daß sich in den opfervollen Monaten nach dem zweiten Versailler Frieden eine Entwicklung erneuert hat, die vor Jahrhunderten bereits in den Ländern am Rhein einsetzte, daß endlich heute wie damals parteipolitische Strömungen im Deutschen Reich selbst den Angriffen der Franzosen bereitwillig Tür und Tor öffnen.

Ein kurzer Rückblick auf die Vergangenheit schon zeichnet kurz und klar die bedeutsame Stellung, die gerade die hart bedrohten Westgebiete im Haushalt des ganzen deutschen Volkes von jeher einnahmen. Mit dem Zutritt des Herzogtums Lothringen erst, dem Lande an Mosel, Maas und Niederrhein, rundete sich vor bald tausend Jahren das Land der Ostfranken zum Deutschen Reich. Mehr als sechs Jahrhunderte hindurch war dann die Festigkeit und Macht des neuen Staatswesens in der politischen Vereinigung mit dem ganzen Rheintal begründet. Der erste erfolgreiche Einbruch der Franzosen in diese von Natur und Geschichte wohl begründete Einheit brach zugleich auch die Vormachtstellung Deutschlands in Mitteleuropa. Just in der Mitte der linksrheinischen Lande schlug die Eroberung von Metz im Jahre 1552 einen festen Keil in den geschlossenen Kreis, den Rheinlande und Reich bis dahin bildeten. Dynastische Zwietracht, der Kampf deutscher Fürsten um ihre „Libertät", um Befreiung von kaiserlicher Vormundschaft, erschloß den Fremden die Pforten. Bedeutsam begann die Entwicklung

des neuen Problems, das damit gestellt war, im engsten, unentwirrbaren Zusammenklang deutscher Innen- und Außenpolitik.

Der Schmachfrieden von Münster und Osnabrück leitete dann den zweiten Abschnitt dieser Entwicklungsreihe ein. Besatzungsrecht und Einspruchsrecht gegen Reichsgesetze boten erwünschte Gelegenheit, vom habsburgischen Besitz im Elsaß aus die Vorhand am Oberrhein zu gewinnen. Während sich bislang alle Verwaltungsbezirke wie einst die uralten Sprachgrenzen germanischer Stämme rittlings über den Rhein legten, wurde nunmehr zum ersten Male der deutsche Strom Grenze und Wirtschaftssperre zwischen zwei eng aufeinander angewiesenen Gebieten. Nach dem Fall Straßburgs war die Freiheit des deutschen Handels am Oberrhein vernichtet. Ganz Süddeutschland stand den Heeren Ludwigs XIV. offen, der gleichzeitig seine Raubscharen von Metz, Saarlouis und Landau aus planmäßig gegen Mittel- und Niederrhein vortrieb. Heiße Sehnsucht nach ewigem Frieden zersetzte das versinkende Gemeinschaftsgefühl des rheinischen Volkes, dessen Fürsten im Rheinbund von 1658 nunmehr die Erfüllung ihrer wichtigsten Forderungen, eine dynastische Autonomie im Rahmen und Verbande des Reiches, erhofften. Die Rheingrenze selbst auch am mittleren und unteren Lauf des deutschen Stromes zu erringen, gelang Frankreich trotzdem nicht. Das „belgische Bollwerk" schützte noch einmal das Kernland der rheinischen Festung vor doppelter Umklammerung. Das Zeitalter des „europäischen Gleichgewichts" gewährte den ringenden Völkern eine letzte Atempause, die am Rhein erst mit den Pariser Schreckenstagen von 1790 schrill ausklang.

Die weltbürgerlichen, demokratischen Lockungen der Ideen von 1789 waren es jetzt, die den Scharen Custines und den Sansculotten Jourdans voranleuchteten. Von beiden Seiten, von Süden und von Norden her, umfaßten bald die Heere der jungen Republik die Reichslande am deutschen Rhein. Im Vormarsch durch Belgien drückten die Sieger von Fleurus die Aachener Front ein; von Straßburg aus lockerten die schmeichelnden Weisen von Völkerversöhnung und Völkerverbrüderung die uralten Bande, die Mainz vor allem, aber auch die kleineren weltlichen und geistlichen Reichsstände noch immer ans Reich fesselten. In einer unabhängigen Republik, so sprang die Kunde vom Main hinüber zur Mosel und hinunter nach Bonn, „werde der nationale Geist geborgen sein, das Höchste erreichen und ruhig den Augenblick abwarten können, in welchem nach hergestellter Ordnung es zulässig sei, sich Deutschland wieder anzuschließen." Verwaltungstechnische Gestalt konnte dieser Pufferstaat im Kampf um die Vormacht am Rhein nie gewinnen. Nur zu bald beseitigte man von Paris aus alle Sondergesetze. Am rechten Ufer des Rheins, nicht am linken, erhob sich jetzt ein Gewirr künstlicher, halbsouveräner Staatsfragmente, denen der Kaiser der Franzosen als Protektor des Rheinbundes ein monarchisches Gepräge aufdrückte. Das linke Rheinufer selbst wurde ein untrennbarer Bestandteil des französischen Einheitsstaates, der den Unterworfenen nach und nach seine eigenen selbstsüchtigen Wirtschaftsinteressen auferlegte. Zum alten Straßburger Metzgertor marschierten die Armeen aus, die bei Austerlitz den

letzten deutschen Kaiser zur Preisgabe des Reiches zwangen, die bei Jena und Auerstädt das Heer Friedrichs des Großen vernichteten. Weit ausholend bis nach Lübeck und Hamburg hinüber ward die ganze deutsche Nordseeküste als eine Fortsetzung des Rheindeltas Frankreich einverleibt.

Die Friedensschlüsse von 1814/15, damit beginnt die jüngste Entwicklung, die bereits zur Geschichte geworden ist, brachten nur das Mittelstück der linksrheinischen Lande in die Hand einer deutschen Großmacht. Nicht nur Mündung und Oberlauf des deutschen Stromes wurden der politischen Willensbildung der Nation entzogen: vor allem blieb auch die südliche Flanke der Rheinbastion schutzlos und offen. Die Kanonen von Straßburg hielten Süddeutschland weiter in Schach. Während die Maasfestungen und Luxemburg Holland zufielen, schob der Wiener Kongreß nicht weniger denn sechs deutsche Mittel- und Kleinstaaten zwischen Rheinpreußen, Elsaß und Lothringen ein. Ungehemmt fluteten wiederum wirtschaftliche und kulturelle Einflüsse vom Ausland rheinabwärts nach Mainz hinein. In Lüttich und Brüssel sammelten sich neue Sturmhaufen, die jetzt unter dem Banner des politischen Katholizismus die alten Krummstablande um Aachen und Koblenz, um Köln und Trier zur Absonderung lockten. In eigenartiger Farbe wuchsen im Revolutionsjahr 1848 gerade am Mittelrhein, im Stammland des alten Reichsgedankens, partikularistische Eigenbrödelei, konfessionelle Abneigung gegen die protestantischen Hohenzollern und nationale Erinnerung an uralte Kaiserherrlichkeit zum neuen großdeutschen Gedanken zusammen. Wohl schwand dann schwer und langsam nach 1870 auch diese Hoffnung aus dem Kreis parteipolitischer Erörterung. Die Wiedererwerbung des neuen „Reichslandes" nahm endlich von Süd- und Westdeutschland den furchtbaren Druck, den Straßburg und Metz in feindlicher Hand bislang ausgeübt hatten. Zum ersten Male seit Jahrhunderten wieder durfte sich das ganze deutsche Rheintal als ein einheitliches Wirtschafts- und Kulturgebiet fühlen und auswirken, wenn auch die unselige Eifersucht der „Bundesstaaten" auch jetzt noch den völligen Ausbau der im deutschen Stromverband wurzelnden Naturkräfte hemmte. Die ersten siegreichen Kämpfe des letzten Weltkrieges erst schienen die Schlagader des neuen Mitteleuropa endgültig von allen willkürlichen Fesseln zu befreien. Die Stellung der rheinischen Ultramontanen zur flandrischen Frage drängte das Zentrum endgültig in den Kreis der nationalen Parteien hinein, während der unerschöpfliche Reichtum der lothringischen Erzkammer Arbeitgebern und Arbeitnehmern nunmehr ganz zum Bewußtsein kam. Die Revolution hat dann auch diese aufkeimenden Hoffnungen vernichtet; Waffenstillstand und Friedensschluß vollendeten die neue Zersplitterung des Rheintals. In alter Größe, furchtbar drohend, treten die alten Sonderbestrebungen wieder hervor, sobald die Risse und Spalten aufs neue sichtbar und offen auseinanderklaffen, die Frankreichs Machtstreben und die innere Zwietracht der deutschen Nation seit mehr als drei Jahrhunderten ins Herz des Reiches hineintrugen.

Ungeheurer Doppeldruck hat jetzt die alten Eingangspforten zum mittleren

Rheintal gesprengt. Unverhüllt bedrohen die Kanonen der Maasfestungen die deutsche Nordgrenze. Mit Eupen-Malmedy sowie mit dem Besitz der Monschauer Bahn hat sich Belgien bereits vor den Toren von Aachen festgesetzt. Im Süden sind die großen Zitadellen des Mosel- und Rheintals, Straßburg und Metz, Ausfalltore für jeden feindlichen Einfall geworden. Der Keil von Weißenburg, der einst nach den Worten Bismarcks zwei Jahrhunderte hindurch Nord- und Süddeutschland schärfer schied als die Mainlinie, bohrt sich im Mainzer Brückenkopf tief in das lebendige Fleisch des Reiches hinein. Die Verwaltung von Saarbecken und Westpfalz hat der Völkerbund zu treuen Händen übernommen, während Frankreich auch hier schon über Saarbrücken und Homburg hinweg mit zäher Tatkraft zum Mittelrhein und zur unteren Mosel vordringt. Im Inneren des deutschen Rheintals endlich sanken die Schutzmauern, die die monarchischen Bundesstaaten in hundertjähriger Herrschaft aufrichteten, vor dem Ansturm der neuen Republik zusammen. Über Verwaltungs- und Landesgrenzen hinweg gesellen sich neue soziale und parteipolitische Gemeinschaftsgedanken den alten Zusammenhängen, die die wirtschaftliche Einheit des Rheintals allen Hemmungen zum Trotz im deutschen Zollverein aufrechterhielten. Wie nach dem großen Kriege, der vor drei Jahrhunderten die erste Blüte Deutschlands vernichtete, zermürben Hunger und Elend das Geschlecht unserer Tage. Wieder wie damals, wie vor allem nach den Revolutionskriegen von 1790, suchen die Zeitgenossen von 1918 in schimmernden Schlagworten von Völkerversöhnung und ewigem Frieden Ersatz für den unfindbaren nationalen Staat. Fremde Besatzung erhöht mit militärischen Auflagen, mit Hohn und Verachtung die schweren Sorgen, mit denen das ganze deutsche Volk zu ringen hat, zu unerträglicher Härte. Belgische, britische und amerikanische Truppen teilen sich in die Herrschaft über das „besetzte Gebiet". Durch das ganze Land aber und durch alle Maßnahmen, die die Hohe Interalliierte Rheinlandkommission in Koblenz trifft, zieht sich in einheitlicher Stärke dieselbe Begehrlichkeit Frankreichs, die auch die Beschlüsse von Versailles und London, von Brüssel und Spaa im letzten Grunde beherrschte.

Das wichtigste Kampfmittel dieses Angriffs ist jedenfalls die „Wirtschaftspropaganda", die das rheinische Land langsam und unmerklich dem Osten Frankreichs anzugliedern strebt. Gerade ihre Erfolge und ihr sprunghaftes Vorgehen aber sind besonders schwer festzustellen, da vielfach Scheinkäufe und stille Beteiligung den Vormarsch decken und verhüllen. Lediglich vom Saargebiet wissen wir Einzelheiten, die erschütternde Aussichten für die Beendigung einer fünfzehnjährigen Besetzung eröffnen. Um sich nicht gänzlich vom Bezug lothringischer Erze, ja sogar der eigenen, von Frankreich geförderten Kohlen ausschließen zu lassen, waren Großindustrie und viele kleinere Erwerbszweige des Saarlandes gezwungen, eine Beteiligung von wenigstens 60 v. H. französischen Teilhabern zuzugestehen. Da der Friedensvertrag selbst weiter auch eine allmähliche Einordnung des ganzen Landes in das französische Zollsystem vorsieht, erscheint die kürzlich verfügte Ein-

führung der Frankenwährung nur als eine neue Etappe zur völligen Verwelschung des Wirtschaftslebens in Saarbecken und Westpfalz. Mit rücksichtsloser Härte erobert sich Frankreich trotz eigener innerer Schwäche Schritt für Schritt die Zugangsstraßen, die ins Herz des Rheintals hineinführen. Wie weit der Plan, auch hier durch Aufkauf und Beteiligung Industrie und Handel den Pariser Machthabern zu unterwerfen, ausgeführt werden kann, läßt sich kaum beurteilen. Einzelangaben, die bekannt sind, sollen nicht verallgemeinert werden, dürfen aber gerade in dem großen, hier umrissenen Zusammenhang auch nicht lediglich als Ausnahmen gelten. Die wichtigsten Machtmittel, die Frankreich im Friedensvertrag am Rhein erwarb, die unmittelbare Kontrolle über die Schiffahrt und die Ausnutzung der riesigen Wasserkräfte am Oberrhein, sind heute noch nicht ausgespielt. Ihre Anwendung wird die süddeutsche Industrie und den rheinischen Durchgangshandel völlig versklaven, jeden selbständigen Ausbau der deutschen Wirtschaft verhindern. Heute ist es nur bezeichnend, daß sich die Plänkler dieses wirtschaftlichen Vormarsches bereits auf den alten Handelsstraßen mosel- und rheinabwärts lockend und drohend zugleich zeigen. Den bisher schon errichteten französischen Handelskammern in Mainz, Bingen, Wiesbaden und Trier ist jetzt die Gründung einer solchen in Koblenz gefolgt, die hier am Sitz der Hauptverwaltung die gesamten Wirtschaftsbeziehungen des besetzten Gebietes einheitlich zusammenfassen soll, während in Köln nur die britische Handelskammer und die britische Besatzung dem Einbruch auch in das Wirtschaftsgebiet des Niederrheins noch wehren. Die eifrige Werbung für Besuch und Unterstützung der Lyoner Messe zeigt deutlich genug, welche Absichten in Frankreich vorwalten. Ergänzend treten die Zweigniederlassungen der Allgemeinen Elsässischen Bankgesellschaft und der neu gegründeten Banque du Rhin hinzu, die ebenfalls erst seit dem Friedensschluß von Mülhausen und Straßburg bzw. von Nanzig aus in Mainz und Köln sowie in vielen kleineren Orten ins Leben gerufen sind. Die Abwanderung heimischen Kapitals, das auf diesem Wege dem Eingriff deutscher Steuerhoheit entzogen wird, bereitet bereits eine Neuorientierung großer Finanzkreise vor. Unendlich mannigfaltige Bilder sollen dem rheinischen Wirtschaftsleben eben immer wieder das Eine nahebringen: daß das linke Rheinufer samt seinen Brückenköpfen zum natürlichen Interessengebiet Frankreichs gehöre, daß es nur als ein Teil der französischen „Ostmarken" das Joch der Berliner Vorherrschaft endgültig abstreifen könne. Lockend winkt daher heute schon die Mitteilung der Section économique française in Aachen, daß die Einfuhr bestimmter Waren rheinischer Herkunft nach Frankreich ohne die sonst vorgeschriebene Genehmigung zulässig sei, wenn nur die Waren tatsächlich im besetzten Gebiet hergestellt wurden. Die Abneigung gegen das Preußentum, die ultramontane Stimmen jahrzehntelang kundgaben, findet hier ihren lauten, fast möchte man sagen, modernen Ausklang. Der Rheinländer, so hieß es ja noch nach 1848, sei mit dem Altpreußen, dem slawisches Blut in den Adern walle, weit weniger verwandt als mit den Bewohnern des östlichen Frankreich. Von innen wurden und werden der Pariser Wirtschafts- wie der Kultur-

propaganda die Einlaßtore weit geöffnet. In breiter Front ziehen die im ehemaligen „Reichsland" erprobten Angriffskräfte auf den alten Marschstraßen ins Herz des deutschen Rheintals hinein.

In unbegreiflicher Langmut, eingeschüchtert und verwirrt durch den steten Tadel deutscher Parteien, mußte die Reichsregierung ja nahezu fünfzig Jahre lang untätig zusehen, wie in zähem Minenkrieg der Boden Elsaß' und Lothringens unterwühlt wurde. Patriotenliga und Ligue d'Alsace, Alliance française und Souvenir français konnten ungestraft ihre Werbungen von Belfort und Nanzig über Mülhausen und Metz bis nach Straßburg und Weißenburg vortragen. Ihre tatkräftigen Führer, die Barrès und Tardieu, durften immer wieder auf die bewährte Unterstützung deutscher Volksvertreter rechnen, auf Blumenthal, Wetterlé und Collin, um nur die geläufigsten Namen zu nennen. Dieselben Männer, die bei Beginn des Weltkrieges landflüchtig wurden, sind heute die Vorkämpfer einer neuen, großzügig angelegten Kulturbewegung geworden, die unter Teilnahme des ganzen französischen Volkes französische Sprache und Art, Frankreichs Wirtschaft und Frankreichs Ruhm auch am Mittel- und Niederrhein zur Herrschaft bringen will. Der Hauptsitz dieser Vereinigung, der in elftausend Einzelvereinen mehr als dreißig Millionen Franzosen angeschlossen sind, ist Paris. Zweigstellen aber sind bereits nicht nur in Colmar und Straßburg, sondern auch in Mannheim, Mainz und Köln errichtet. Planmäßig geht der französischen Wirtschaftspropaganda eine vielverzweigte „Kulturpropaganda" zur Seite.

Wie dem wirtschaftlichen Vormarsch der Verbündeten, so bahnen auch dieser Bewegung die dehnbaren Bestimmungen der sogenannten Rheinlandordonnanzen den Weg. Zur Unterhaltung und Belehrung der Besatzungstruppen nur im Land der Barbaren sollen ja amtlich die mannigfaltigen Einrichtungen dienen, die in Wort und Bild, in Theater und Musik die Größe Frankreichs verherrlichen. Den Einwohnern selbst erleichtern die militärischen Behörden damit, so heißt es, in echt französischer Ritterlichkeit lediglich die Mitarbeit und den Mitgenuß an diesen Pflegstätten feinerer Bildung. Vom Lichtspiel bis hinauf zum ständigen Schauspielhaus und zur großen Oper sind in der Tat alle Gattungen der darstellenden Kunst in den Dienst der guten Sache gestellt. Saarbrücken vor allem, aber auch Mainz, Trier und Aachen, ja der Weltkurort Wiesbaden kämpfen heute voll Verzweiflung um den Fortbestand ihrer deutschen Theater. Französische Musik droht die deutschen Orchester und insbesondere die kleinen volkstümlichen Kapellen zu ersetzen. Hier wie überall erleichtert deutsche Feinfühligkeit für fremdes Wesen den Erfolg dieser Bestrebungen, die selbst mit den mißtönigen Klängen marokkanischer Militärmusik willige Hörer heranziehen. Weniger Erfolg scheint vorläufig wenigstens den Vortragsreisen französischer Gelehrter und Künstler beschieden, trotzdem auch diese geschickt alte, längst verschossene Erinnerungen an frühere Beziehungen zwischen Frankreich und den Rheinlanden in den Vordergrund rücken. An breitere Kreise vor allem wendet sich dabei die auch von deutschen Schriftstellern künstlich gehegte Napoleonslegende, der zu Ehren in Bingen sogar „die Enkel der alten Krieger des

großen Kaisers" zu Trank und Schmaus aufgeboten wurden, während andere Feste die konfessionelle Abneigung zum protestantischen Nord- und Mitteldeutschland vertieften. Unmittelbar nach dem Einzug der fremden Truppen setzte vor Monaten schon eine Bewegung ein, das einst von Frankreich geschaffene Bistum Aachen wiederherzustellen und so unter dem Schutz Belgiens ein neues geistliches Aufmarschgebiet zu schaffen. Neuerdings geht von Darmstadt aus der Wunsch nach der Erneuerung des alten Erzbistums Mainz durch die katholische Presse Deutschlands. In erster Reihe finden damit hessische Großmachtspläne wirksame Unterstützung, weiter aber erhält Mainz als der Mittelpunkt dieser ganzen französischen Kulturpropaganda durch diese Erhöhung eine neue Bedeutung. Die Erneuerung des Kultus der Heiligen Genovefa, der Schutzpatronin von Paris, soll dort heute bereits die Blicke der gläubigen Mainzer zur Hauptstadt des westlichen Kulturkreises hinüberlenken.

Vier Themata sind damit gegeben, die immer wieder in unendlicher Wandlung die Wahlverwandtschaft der rheinischen Art und Überlieferung mit den französischen Kultur- und Glaubensgenossen betonen: Die natürliche Verbindung, die der Rhein selbst seit Jahrhunderten zwischen Ober- und Niederrhein, von Straßburg vor allem nach Mainz und Bingen wob, wird ins hellste Licht gesetzt. Als Träger der „Freiheit" bringt Frankreich wie in den Tagen der großen Revolution dem Rheinland heute wieder die schöne Aufgabe, Völkerbrücke zwischen den streitenden Nationen zu werden. Ruhmreiche Erinnerungen an die Feldzüge des ersten Franzosenkaisers, den Heinrich Heine so wunderbar besang, schmeicheln dem geschichtlichen Stolz des Volkes. Parteipolitische Abneigung endlich gegen die protestantischen Bundesstaaten, die vom stammfremden Osten her als Eroberer fast in das fruchtbare Tal des „katholischen Stromes" eindrangen, wird jetzt zur schärfsten Waffe in der Hand französischer Heerführer.

Planmäßig vernichten französische Truppen Turnhallen und Bootshäuser deutscher Gemeinden und Vereine, um die körperliche Ertüchtigung des feindlichen Volkes auch mit diesen kleinlichen Maßregeln nach Möglichkeit zu hemmen. Planmäßig wurden deutsche Büchereien selbst bei der zeitweiligen Besetzung Frankfurts verschleppt und beraubt. Während die Einfuhr deutscher Bücher und Zeitschriften nach Möglichkeit erschwert wird, werden dafür französische Feldbuchhandlungen zum Mittelpunkt einer Werbung, die diese vier Gedankengänge in die verschiedensten Klassen der einheimischen Bevölkerung ausstrahlen läßt. Insbesondere in der Pfalz, aber auch in den angrenzenden Gebieten, hat die französische Besatzungsbehörde den Gemeinden bereits offen das Angebot gemacht, ihnen französische Büchereien, ja französische Fachleute zur Leitung ihrer Bibliotheken zu überlassen. Zwei eigene Veröffentlichungen der „französischen Kolonie" in Mainz suchen seit über Jahresfrist festen Fuß gerade in deutschen Kreisen zu fassen. Während die große, reich ausgestattete Wochenschrift: Le Rhin illustré, Der Rhein im Bild, wie es scheint, an Lesern verliert, wird gleichzeitig die Mainzer Tages-

zeitung des L'Echo du Rhin durch Einfügung deutscher Aufsätze und Anzeigen zu einem doppelsprachigen gefährlichen Werbemittel ausgebaut. Die französischen Sprachkurse, die vor allem wichtig erscheinen, erhalten damit eine vorzügliche Ergänzung.

Bereits seit Ende 1918 haben es sich ja die Besatzungsbehörden angelegen sein lassen, eigene Lehrgänge zu schaffen, die unter dem Druck der Waffenstillstandsbedingungen teilweise sogar von den Gemeinden selbst übernommen werden mußten. In Aachen und Trier — vom Saarland zu schweigen —, im Taunus und in der Eifel lockten Schulfeiern, Bücherpreise und öffentliches Lob ganz nach französischem Vorbild Eltern und Kinder zur inneren Anteilnahme an den neuen Einrichtungen. In letzter Zeit erst ist es gelungen, die Eingliederung dieser Kurse in das amtliche deutsche Schulwesen zu verhindern. Um so schmerzlicher ist es, daß auch die heutigen, rein militärisch verwalteten Lehrgänge noch immer von Tausenden und aber Tausenden Deutscher eifrig besucht werden. In ungehemmter Stärke frißt sich das Gift der Pariser Kulturpropaganda gerade in das Geschlecht hinein, das in vierzehn Jahren vielleicht zur Abstimmung darüber berufen ist, ob es hinfort dem verarmten, in sich zerrissenen Deutschland oder dem siegreichen Frankreich folgen will. Planmäßig werden jedenfalls schon jetzt die erwähnten Elementarkurse in ein vollständig ausgearbeitetes Schulsystem eingefügt. Wieder in Mainz öffnet ein französisches Gymnasium, das amtlich nur für die Kinder der fremden Offiziere und Beamten errichtet wurde, auch deutschen Zöglingen seine Pforten, während sich darüber seit diesem Sommer eine französische Rechtsschule erhebt, die Rang, Namen und Berechtigung einer französischen Fakultät besitzt. An diese wieder sollen im künftigen Winter eine Handelshochschule und eine landwirtschaftliche Akademie angegliedert werden, die ihren Lehrplan auf die Bedürfnisse gerade des rheinischen Handels und insbesondere der rheinischen Winzer einstellen wollen. Während von Nanzig, dem kulturellen Mittelpunkt der Moselande, die Buchpropaganda dem großen Zuge über Metz-Saarbrücken nach Trier einerseits, zur Pfalz andererseits folgt, ist Straßburg die Pflegstätte der rheinischen Gelehrtenschulen geworden. Geistliche und weltliche Bildung erneuern von hier aus rheinabwärts die uralten Verbindungen zur ehemaligen Universität Mainz. Ein Versuch, auch die „rheinischen" Universitäten Frankfurt und Bonn in den Bannkreis Ostfrankreichs zu ziehen, ist bislang gescheitert.

Als weiteres Propagandamittel, das leider nur zu wirksam ist, ergießt sich eine Flut von Flugschriften über das ganze besetzte Gebiet. In erster Reihe wurden die Restbestände der alten „Greuelpropaganda" dazu verwertet, die im deutschen Heer und in der deutschen Heimat bereits während des Weltkrieges erfolgreich Stimmung und Gesinnung des Volkes zersetzte. Weit gefährlicher, ja schmachvoll für unser ganzes Volk aber ist die Verbreitung der Flugschriften des Bundes „Neues Vaterland", die von Frankreich als wertvolle Helfer im Kampf um die Rheinlande aufgekauft werden. Männer und Frauen wie Walter Schücking, Helene Stöcker, Karl Kautsky und Heinrich Ströbel decken noch heute

mit ihrem Namen und ihrem Ruf den Bund, der gerade in diesen Monaten dem deutschen Volk und insbesondere wieder dem deutschen Rheinland mit und ohne französische Vermittlung eine „ungekürzte Volksausgabe" von Grellings J'accuse beschert hat. Wie in allen früheren Abschnitten der wechselvollen Entwicklung, die das Rheinlandproblem bisher schon durchlief, bereitet auch heute aufs neue Deutschlands innerpolitische Haltlosigkeit selbst den Feinden den Weg ins Herz der deutschen Nation. Ja mehr noch: alle diese großartig aufgebaute Kulturpropaganda Frankreichs wird mit deutschem Geld bezahlt. In den Besatzungskosten, die Frankreich allmonatlich in immer häufigerer Wiederkehr mit jeweils hundert Millionen von der deutschen Reichsbank einzieht, nehmen die schönen Bildungseinrichtungen, die in Wahrheit nur die Selbstzerfleischung Deutschlands vorbereiten, einen besonders hohen Rang ein. Auf annähernd 35 bis 40 Milliarden Papiermark, so darf man vermuten, kamen uns die fremden Gäste bisher zu stehen: unproduktive Ausgaben, mit denen Deutschland die Lösung der Rheinlandfrage in französischem Sinne fördern muß.

Wiederum wie im 17. und im 18. Jahrhundert, das ist das letzte Bild, öffnen Deutschlands Parteien selbst den Feinden die Pforten. Im deutschen Föderalismus von heute ziehen sich alle die großen innerpolitischen Lebensströme unserer neueren Geschichte im Kreis der rheinischen Lebensfragen zusammen.

Vor dem Ausbruch der Revolution schon, im Oktober 1918, trieb die alte Abneigung der rheinischen konfessionellen „Eigenart" im Schnittpunkt unseres Nordens und Südens, im heutigen Mainzer Brückenkopf, zur offenen Empörung. Begünstigt durch die Vorgänge in Berlin konnten die Anhänger der nach Dorten genannten, viel tiefer jedoch wurzelnden Bewegung in Wiesbaden und Köln bereits im Frühsommer 1919 zur Errichtung eines „rheinischen Freistaates" schreiten, während gleichzeitig, ebenfalls im Schutz der Franzosen, in der Pfalz und in Birkenfeld ähnliche Sondergründungen emporschossen. „Dem Westen nicht fremd, dem Deutschen Reiche zugehörig", sollte die neue Rheinische Republik Deutschland „vor der Vernichtung christlicher Weltanschauung und vor der Zerstörung aller Bande der Ordnung behüten". „Die guten Elemente zusammenzufassen, sie zu neuer Arbeit zu befähigen, aufzubauen auf den Fundamenten, die in den Ländern am Rhein noch nicht herausgerissen sind, und dann vom Rhein aus auch das übrige Deutschland wieder zur Gesundung zu bringen, wird die heilige Aufgabe der Rheinländer sein", so lockte ein schmeichelnder Aufruf die eigenen Volksgenossen zur Gegenwehr gegen Bolschewismus und gegen Berliner Dormundschaft. Seltsam bekannt tönen aus der Tiefe der Erinnerung die gleichen Klänge wieder, die im Munde Georg Forsters und des jungen Görres einst den Niedergang und den Zusammenbruch des alten Reiches in den Augen der rheinischen Föderalisten von 1790—1796 rechtfertigen sollten. Wohl ist dann diese erste große Welle nach mancherlei äußeren Erfolgen verebbt und scheinbar versunken. Von innen heraus aber wirken die Persönlichkeiten und Kräfte, die in Geist und Leben mit ihren wirtschaftlichen und konfessionellen Interessen in diesen selben Gedankengängen

wurzeln, in fast allen rheinischen Parteien weiter. Jede Absage, die Zentrum und Unabhängige immer wieder laut und offen den „Sonderbündlern" geben, schont doch im Grunde stets aufs neue die „rheinische Eigenart", die seit drei Jahrhunderten erst in diesem Konflikt weltbürgerlicher und nationaler Pflichten und Neigungen in der deutschen Westmark emporwuchs. Gestützt auf eine nur zu bodenständige Überlieferung, die das Zeitalter deutscher Zwietracht hinterließ, sucht die Bewegung heute wie stets Anlehnung und Hilfe bei der großen föderalistischen Bewegung, die Deutschland von den Alpen zur Nordsee durchzieht, während gleichzeitig fremder Druck die Brücken der Mainlinie aufs neue abzubrechen strebt. Konfessioneller und partikularistischer Eigennutz paaren sich mit weltbürgerlichen und sozialistischen Gedanken im Haß und in der Abneigung gegen die machtlosen Regierungen, deren Einfluß die fremden Gäste durch Besatzungsrecht und Einspruchsrecht gegen Reichsgesetze aufzuheben wissen. Jede Umsturzbewegung drüben „im Reich" und jede wirtschaftliche Krisis führt neue Flüchtlinge ins „besetzte Gebiet". Arbeitgeber und Arbeitnehmer finden hier Ordnung und Ruhe, Arbeitsmöglichkeit und Arbeitslust, insbesondere eine anerkannte Obrigkeit, der sich auch die Versprengten der „Roten Armee" willig beugen. Parteipolitische Ideale und wirtschaftliche Not leiten aus dem überreichen Innenleben der deutschen Nation immer neue Ströme dem außenpolitischen Zwange zu, den Frankreichs Lockungen und Drohungen ganz Deutschland, insbesondere aber dem Rheinlande auferlegen. In endlosem Wechsel zwischen Aufstieg und Niedergang lockern sich von innen und von außen her die unzähligen Fäden, die Rheinlande und Reich in einer tausendjährigen Geschichte aneinander fesselten. Die rheinischen Lebensfragen selbst werden zum Spiegelbild des deutschen Schicksals.

Der Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung der Rheinlandfrage ist damit beendet und geschlossen. Der zur Verfügung stehende Raum verbietet es, über die Grenzen des Gewordenen hinaus auch die Probleme der Gegenwart und die Rätsel einer dunkelen Zukunft ausführlicher zu betrachten. Eine kurze Umschau nur sei gestattet, in welchem Lichte zur Stunde dem nüchternen Beobachter dieselben Fragen erscheinen, die uns bis in unsere Tage hinein begleiteten.

Weit ausholend nach Osten, so begann Frankreich vor bald vier Jahrhunderten den erfolgreichen Angriff gegen das deutsche Mitteleuropa, der in den Freiheitskriegen des 19. Jahrhunderts nur auf kürzerer Strecke und unvollkommen zurückgewiesen wurde. Im Wald von Compiègne konnte sich die dritte Republik bereits in den Novembertagen 1918 die alten Ausfalltore ihrer Außenpolitik aufs neue sichern: Mit Straßburg fiel wiederum das Zwinguri ganz Süddeutschlands in Frankreichs Hand, nachdem die engere Verbindung mit Belgien die Abschnürung der preußischen Westprovinzen bereits vorbereitet hatte. In Spaa haben die Pariser Machthaber die Fangarme dieser gewaltigen strategischen Zange aufs glücklichste verlängert: die Besetzung des Ruhrgebiets würde den Vormarsch im Norden ins Herz des deutschen Wirtschaftslebens fortsetzen, während gleichzeitig die französische Diplomatie diese Drohungen in München und Wien geschickt aus-

zunutzen weiß. Der Waffengewalt gegen das verhaßte Preußen gesellt sich die Ausnutzung von süddeutschen Sonderbestrebungen. Das rheinische Vorwerk aber wird durch beide Maßnahmen immer weiter aus dem lebendigen Staatsganzen des Deutschen Reiches gelöst.

Die unmittelbare Angliederung aller linksrheinischen Lande, zum wenigsten von Hüningen bis Kleve, hat Frankreich im Friedensschluß nicht erreicht. In kluger Zurückhaltung hat es sich daher zunächst nur drei Ziele gesetzt, deren Erfüllung gut und gern den Besitz der Rheingrenze verschmerzen läßt. die wirtschaftliche und kulturelle Durchdringung der ersehnten Gebiete und endlich als Krönung den überragenden militärisch-politischen Einfluß in einem neuen, halbsouveränen Pufferstaat. Den ersten dieser Wünsche, so muß selbst die „Rheinische Warte", die Wochenschrift der dem Kreise Dortens nahestehenden „Rheinischen Volksvereinigung" zugeben, hat die französische Zähigkeit heute nahezu erreicht: „wirtschaftlich hat es die Rheinlande als Fronland geknebelt". Die große Welle geistiger Kultur dagegen, die anfangs, wie es schien, willig gerade vom Mittelstand aufgesogen wurde, verliert zurzeit wenigstens an innerer Kraft und zeigt teilweise bereits eine rückläufige Bewegung. In Stadt und Land beginnt sich der Rheinländer bis über die Grenzen Elsaß' und Lothringens hinaus auf seine deutsche Art und Kunst zu besinnen, wenn auch noch viel geschehen muß, um diese Abwehrbewegung auch wirklich bodenständig zu gestalten. Nur so, in steter Anlehnung an ganz Deutschland, wird es ja möglich sein, deutsche Bildung und deutschen Geist im „besetzten Gebiete" selbstbewußt genug zu machen, um in den kommenden fünfzehn Jahren dem Wechsel außenpolitischer Machtansprüche wie den Lockungen nach innerpolitischer Selbständigkeit den festen Glauben an den geschichtlich gewordenen nationalen Staat entgegenzusetzen.

Als Spielball internationaler Begehrlichkeit, so trat das linksrheinische Land vor bald zwei Jahren in die letzte Phase der deutschen Geschichte ein. In London und Paris feilschten die Weststaaten über Abgrenzung oder Aufteilung des neuen Pfandes, wie vierzig Jahre zuvor auf dem Berliner Kongreß um das Schicksal kleiner Balkanstaaten gewürfelt wurde. Allseitig beschnitten ragt heute nur noch ein kleines, entfestigtes Vorwerk des deutschen Bundesstaats aufs linke Ufer des vormals deutschen Stromes hinüber: allen Launen und Forderungen der Hohen Interalliierten Rheinlandkommission preisgegeben, aber doch völkerrechtlich als Teil der deutschen Republik anerkannt, während die Reichsverfassung selbst die Entscheidung über die staatsrechtliche Zukunft der gefährdeten Lande vorderhand noch verschob. „Das Verschwinden der preußischen Hegemonie in Deutschland, das ohne das Verschwinden des preußischen Einheitsstaates unmöglich ist, wird die so schwer belastete internationale Stellung Deutschlands in günstiger Weise entlasten": so beugte sich bereits der amtliche Verfassungsentwurf den Forderungen des Auslands und schmeichelte gleichzeitig den Wünschen der selbstsüchtigen Eigenbrödler, die von Wiesbaden und Köln aus die parlamentarischen Kämpfe vergangener Zeiten aufs neue begannen. Der alte Streit um „Libertät" und „Selbstbestimmung

der deutschen Stämme", den einst die schwere Not des großen dreißigjährigen Kampfes und die Reichsverdrossenheit der Revolutionskriege entflammten, erglimmt wiederum vor unsern Augen, als gäbe es keine deutsche Vergangenheit, als wären die Lehren der Geschichte, wie es ein führender deutscher Parlamentarier verhieß, in der Tat Torheit und Unsinn.

Wohl hat inzwischen ein Teil derer, die bislang den „Sonderbündlern" als Führer galten, die unmittelbare Verbindung und Verhandlung mit den fremden Mächten aufgegeben. Auch hier zeigt sich der überaus erfreuliche Erfolg einer starken Gegenbewegung. Der Gedanke an eine Auflösung der alten vom Wiener Kongreß künstlich geknüpften staatsrechtlichen Bande aber ist lebendig geblieben und wirbt eifrig um Anhänger und Gefolgschaft. Im engen Anschluß an die verwandten Bestrebungen, die unter dem stillen Zuspruch Frankreichs insbesondere in einzelnen süddeutschen Staaten wirksam werden, sind heute die rheinischen „Aktivisten" in den Bund deutscher Föderalisten eingetreten. Von innen heraus finden sich dieselben Einflüsse und Regungen, die das Ende des alten Reiches vorbereiteten, zu einem neuen gewaltigen Gedankenstrom zusammen, der unbewußt und ungewollt die Erfüllung auch des letzten der drei Wünsche Frankreichs fördern wird. Mitten im schwersten Kampfe, in todbringender Umklammerung von Norden und Süden, die bereits über Straßburg und Aachen nach München und Wien einerseits, nach Düsseldorf und Essen andererseits hinausweist, wagen es gutgläubige Volksgenossen, an eine Umgruppierung der Kräfte zu denken, die den schmalen Felsvorsprung am linken Rheinufer hilf- und haltlos feindlichen Mächten preisgeben muß. Dieselbe Grenzberichtigung des deutschen Staatsrechts, die im Herzen des Reichs in sich zerrissene Fluren zu neuer wirtschaftlicher Einheit zusammenschweißen kann, lockert hier die letzten Bande, die die bedrohte Westmark mit der Nation verketten. Lösen sich die Klammern der Bundesstaaten, die eine überreiche, hundertjährige Überlieferung heiligte, bevor das Reich selbst Verwaltung und Recht, Wirtschaft und Kultur in feste Hand, zu Schutz und Trutz, zu nehmen vermag: dann sinkt die letzte Scholle rheinischen Bodens den Fremden zum Raub — mag auch die „Autonomie im Rahmen und Verbande des Reiches" in Wort und Schrift vorerst noch festgehalten werden. Die Balkanisierung Mitteleuropas, die den unermüdlichen Werbern des Lothringers Poincarés seit einem halben Jahrzehnt als höchstes Ziel Frankreichs gilt, ist dann erreicht, und zugleich ist auch Preußen endlich zertrümmert, das einst der Kern eines neuen Deutschland werden konnte. In Rheinlands Geschick wird sich zum letzten Male das Schicksal des Reiches erfüllen.

Die Probe

Novelle

von

Otto Stoessl

Ein ländlicher Vorort der großen Stadt, das schmale Gartenörtchen, vom nahen Fluß im Norden, von einem breit ansteigenden Berge im Süden eingeschränkt, hatte etwas Heimliches und Unheimliches im silbrigen Schimmer seiner Nebelfeuchtigkeit. Es lag still da, eine einzige, nur von Gartenbäumen und Hecken durchbrochene und gelöste Flucht alter einstöckiger Landhäuser, und verwehrte großstädtischen Neubauten sowie dem Lärm und Gedränge des Verkehres jeden Zutritt. Selbst die Ausflügler wurden durch die ganze Anlage von selbst zur Schelmenseite des Örtchens gedrängt, wo eine Au am tiefeingebauten Ufer mit einem gemauerten Kai hinter den Hausgärten unversehens in die Landstraße hinausführte. Denn erst eine Stunde weiter waren Gasthäuser zu finden, in dem ganzen ruhigen Viertel gab es keines von volkstümlichem Anreiz. Übrigens lag auch die Sonne hier nur merklich kürzere Zeit als anderswo über den Gärten, weil sie bedeutend früher vom Bergrücken verdeckt wurde. Dieser Herbst- und Frühjahrsheimat für einsame Leute war das helle Übermaß von Blüte und Freude versagt, aber gerade seine bescheidene Schwermut ließ dem Örtchen lieblich wie ein versonnenes Lächeln. Nicht der volle Rosenflor bezeichnete die Art seiner Hausgärten, obgleich natürlich auch manche von diesen stolzen Blühern wuchsen, sondern die üppigen Kastanien mit schwer niederhängenden Zweigen und den falben und roten Kerzen, der zarte Flieder im Frühjahr, dunkle Nadelhölzer, müde in die blasse Luft hingelehnte weiße Birken. So für sich stand jedes Haus in seinem Laubschutz in der gelösten Baufolge, daß jedes vom andern nichts zu wissen und recht geeignet schien, Geheimnisse seiner Bewohner wie ein mildes Gefängnis zu hegen. Man hörte keine Feste hier. Hochzeiten und Leichenbegängnisse wurden in einer ferneren Umgegend abgehalten, denn nicht einmal eine Kirche und ein Friedhof hatten hier Platz.

In einem dieser alten einstöckigen Gebäude, dessen braune hölzerne verglaste Südveranda auf den nahen waldigen Berg blickte, der übrigens von einer Mauer abgeschlossen, als kaiserlicher Tiergarten auch nicht zugänglich war, wohnte Heinrich Inführ seit seiner Geburt in der gleichen Wohnung von drei, vier Stuben mit altem Hausrat, mit vielen, in dämmerig leuchtenden Farben und sinnvollen Mustern

erglühenden, an allen Wänden ausgespannten persischen Teppichen, mit Schränken und Truhen voller exotischer Gegenstände.

Im Herbste drang das ferne, wehmütige Röhren der Hirsche und Rehe aus dem eingeschlossenen Jagdrevier des Tiergartens mit eigentümlicher Inbrunst wie der Ruf einer gefangenen Kreatur zur andern.

Zugleich hochmütig stolz und verschämt befangen waren Verwöhntheit, Menschenfurcht, Mißtrauen und Selbstgerechtigkeit in den beiden Inführs gemischt, denn ihre Familie war eigentlich keine und doch eine höhere und bedeutendere als bürgerliche sonst. Frau Inführ stammte nämlich aus einem angesehenen Hause, ihr Vater war ein berühmter Hochschullehrer gewesen, ihre Mutter eine sagenhaft schöne Frau. Und ebenso herrlich war auch die einzige Tochter, Heinrichs geliebte Mutter geraten, wie eine Palme schlank und das Haupt unter einer üppigen Last schwarzen Haares sanft geneigt, die Haut wie leicht gegilbtes Elfenbein, die Augen inmitten der bläulichen Weiße so schwarz, daß die Pupillen in ihnen verschwammen, und um die Lippen ein schwärmerischer Zug von Stolz ohne Bitterkeit, von Wehmut ohne Haß. Sie schien in diese nördliche Welt nur durch einen Zufall verschlagen, einer fernen verlorenen Südinselheimat nachzublicken. In der Tat stammte auch Frau Inführs Mutter aus den Tropen und war mit ihren Eltern erst als Vierzehnjährige nach Europa gekommen. So glich ihre Tochter wie einst sie selbst einem schön hinwandelnden Märchen aus Landen voll Urwald, mit starkduftenden fremden Blumen, glühend verschwebenden Schmetterlingen, leise aufgeschwungenen Schlangen, mit Tigern, im Dickicht schreienden Affen, kindlich brüllenden Negern, Krokodilen im Fluß, mit zaubrig vorüberleuchtenden Wundervögeln. Der Professor Inführ, ihr Vater, war seinerzeit zum Unterricht eines Prinzen des kaiserlichen Hauses befohlen worden, der, wie alle Sprößlinge seiner Familie, in seiner Jugend etwas Feuriges und Bewegliches, eine ungestüme liebenswürdige Anmut besaß, die sich bei den Älteren dann durch den Zwang der Erziehung, aber auch durch eine bald erreichte innere Grenze aller Bildungsfähigkeit rasch, oft unversehens verlor und einer öden, prinzlichen Gewöhnlichkeit und vornehmen Armut zu weichen pflegte, indem sie, früh und standesgemäß verheiratet, im Zeremoniell, bei militärischem Drill, üblicher Frömmelei und sorgfältig versteckten Lastern verkamen.

Diesem fröhlichen und, wie es schien, „vielseitig veranlagten" jungen Menschen sollte Herr Professor Inführ seinen Unterricht in der Volkswirtschaftslehre angedeihen lassen. Ein Bürgerlicher hätte mit den Leistungen des achtzehnjährigen Prinzen nur als bescheidener Dilettant gegolten, bei ihm galt alles für mehr, er zeichnete, malte, bildhauerte ganz hübsch, er vermochte seine Reisebeobachtungen und sorgfältig beschützten Abenteuer als Jäger und Fischer in anspruchslosen Plaudereien niederzuschreiben, und weil er dabei hie und da sogar einen gewissen unwillkürlich schwärmerischen Ausdruck fand, sagte man ihm gleich auch poetisches Talent nach. Er interessierte sich für Musik und spielte leidlich Geige. Es ließ sich nicht vermeiden, ihn nach seinem Wunsch und mit der Billigung des Hofes in das Haus seines Lehrers einzuführen, wo eine bescheidene, altgewohnte Geselligkeit

üblich war. Die siebzehnjährige Dora Inführ sehen und für sie entbrennen, war bei dem unerfahrenen, bisher in höfischer Strenge gehaltenen Prinzen eins. Er gefiel auch ihr, war sie doch noch weltfremder als er. In ihrem Blute brach diese südliche Frühreife früher und heißer an als der europäische Mädchenmorgen sonst. Die beiden waren eins, ehe irgendwer aus der Umgebung, sei es des Professorhauses oder des Prinzen, davon auch nur ahnte. Ja, der maßlose junge Mann brauchte das wilde Kind nicht einmal besonders inständig zu überreden, sie floh mit ihm und tat das Außerordentliche wie ein Selbstverständliches, Geziemendes. Nach einer kurzen Reise, die mit einer peinlichen Gefangennahme des Prinzen und einem eisig rücksichtsvollen Übersehen seiner Gefährtin irgendwo in einem Strandorte von Dalmatien endigte, gab es für die junge Frau — sie fühlte sich Mutter — keine Wahl, als in aller Stille, von den trostlosen Eltern getrennt, eine Wohnung in diesem einsamen Örtchen zu beziehen und hier ihr künftiges Schicksal abzuwarten oder ihrem vergangenen nachzuleben. Der Prinz war ehrlich, soweit es überhaupt ein so unreifer und konventionell erzogener Mensch sein kann, und liebte diese erste Geliebte seiner ersten kurzen Freiheit ernst genug, um sie nicht ohne weiteres aufzugeben und zu verlassen, er wollte auf seine Geburtsrechte verzichten, damit er sie heiraten könnte, aber das ging nicht so auf ja und nein, sondern erforderte ein höchst umständliches, peinliches Verfahren. Man verlangte die nachdrücklichsten Proben für die Unwiderruflichkeit seines Entschlusses, vor allem: jahrelange Geduld. Eltern, Erzieher, die vorgesetzten Fürstlichkeiten der Familie bedrängten ihn mit Drohungen, sein geringes eigenes Vermögen schränkte sein zukünftiges bürgerliches Leben auf eine Weise ein, die er jetzt erst als bitterste Zumutung vorstellen lernte, da man ihm die gewohnten reichlichen Mittel versagte. Gleichwohl hoffte er, für irgendeinen Beruf Eignung und Gelegenheit zu finden. Unterdessen wurden die Eltern des jungen Weibes von den Schranzen mit Tücke, heuchlerischem Wohlwollen, mit gemeinen Versprechungen und glatten Erpressungen heimgesucht, als hätten sie das ungleiche Paar verkuppelt, den Unerfahrenen verführt, die Tochter ihm aus Berechnung überlassen. Der ehrenhafte Vater, die trostlose Mutter hatten die schwerste Not, sich der beleidigenden Zumutungen zu erwehren, ihr Ansehen vor der Welt zu schützen, ohne dabei das einzige, trotz allem und erst recht geliebte Kind zu verraten und preiszugeben. Das wiederholte Angebot, auf diesen hohen Eidam gegen eine Entschädigung zu verzichten, die junge Frau mit ansehnlichen Jahreseinkünften irgendwohin, möglichst weit wegzuschicken, und sie so dem Prinzen aus den Augen und aus dem Sinn zu bringen, lehnte der Professor entschieden ab, desgleichen die Zumutung, seinem Kinde jedes Wiedersehen mit dem Geliebten zu verbieten. Aber er konnte auch dem jungen Menschen sein Verhalten nicht mehr verargen, als seiner Tochter das ihrige, es war nur auf ehrliche und menschlich billige Weise eben durchzuführen.

So lebte Dora Inführ wie eine einsame, vom Gemahl geschiedene junge Frau und Mutter. Gelegentlich durfte sie der Prinz besuchen, oder er stahl sich vielmehr zu ihr, die ihn weinend und jubelnd empfing. Ihr Knabe sah den Vater, doch er-

kannte er ihn noch nicht. Bevor aber die aufgezwungene Zeit der Prüfung verstrichen war, starb der Prinz. Dann hauste Dora, vom Hofe ganz vergessen und selbstverständlich ohne die geringste Beihilfe oder Unterstützung, nur von ihren Eltern aus deren Vermögen unterhalten, mit ihrem Söhnlein allein in dieser Wohnung, in diesem heimeligen unheimlichen Gartenörtchen. Auch ihre Eltern starben bald danach. So großartig ihre Frauenschaft aus diesem kurzen Mädchenabenteuer erblüht war, so entschlossen war sie auch verstummt und ungesellig und damit eigentlich fruchtlos gemacht, denn Schönheit verlangt eine Welt, um ihr zu scheinen. Sie lebte nur sich und ihrem Kinde, und da sie des Prinzen in unverlierbarem Gefühl gedachte, empfand sie wohl kaum noch den Wunsch nach neuer, anderer Liebe. Wer schleicht in dunkle Träume, weiß doch selbst der Träumende oft nichts von ihnen, wenn er erwacht. Mit einer alten Bedienerin wirtschaftete sie in ihren Wohnzimmern und führte einen stillen, wenn auch ganz auskömmlichen Haushalt, denn sie wollte ihrem Kinde eine schöne, gute, sorglose Jugend, ein volles Glück in voller Freiheit verschaffen. Freilich fehlte die rechte Sonne hier. Mit ihren feinen reizbaren Sinnen war sie von je verwöhnt gewesen. Sahen doch ihre übergroßen schwarzen Augen lebhafter als die heimischen helleren Blicke die Welt an, sie genoß die Farben des Himmels, der grünen Bäume, Untergang und Aufgang mit Leidenschaft als einen unversagbaren Ertrag ihrer Sinne, so atmete sie auch mit ihren feinen Nüstern tiefer jeden Wohlgeruch ein, als andere Menschen. Sie konnte ihren Kopf in einem Strauß von Rosen, in einem Büschel wohlriechender Feldblumen sekundenlang versenken und wie in einem jubelnden, aber stummen Taumel sich diesem Hauch des Gartens überlassen oder mit keuscher Wollust dem Geruch der Akazien und der Linden. Und ebenso einem Wohlklang von Vogelrufen oder von Musik.

So gehorchten ihre mächtigen Sinne demütig stolz und wohl auch beglückt diesen reinsten Versuchungen, da sie keinem Manne mehr folgten. Solche Art, das tiefe, unendliche, lebensvolle Leben der tausendfach umworbenen, empfangenden und hingebenden fünf Sinne mit allen diesen Sinnen und mehr, mit allen Gliedern aufzunehmen wie in einer allstündlichen Hochzeit, übermachte sie auch, halb unwillkürlich, halb weise, ihrem Kinde, das sie so mit Freiheit verwöhnte.

Sie verstand mit vergleichsweise geringen Mitteln, die feinste Kost zu bereiten und ihrem eigenen, aber auch dem Gaumen des Kindes mit wenigen, doch auserlesenen Bissen zu schmeicheln; selbst immer voll Haltung und in anmutigen, wenn auch nicht auffallenden Kleidern — stand ihrer Schönheit doch sogar das Einfachste und gerade das wie das Kostbarste an — ließ sie dem Knaben die feinste Wäsche, das teuerste Schuhwerk und für jede Beschäftigung die angemessene Tracht zukommen. An nichts durfte es ihm fehlen, was der „Stand" verlangte, ohne daß sie weiter untersuchte, welchen Stand sie eigentlich meinte. Vornehm zu erscheinen, sich vornehm zu betragen, vornehm zu denken, das heißt Geld und Erwerb und wohl auch die schwere Arbeit gering achten, aber auf tadelloses Verhalten unter den Menschen oder vielmehr auf strengen Abstand von ihnen bedacht zu bleiben, machte sie ihm zur Natur. Von ihr und vom Vater her hatte er eine bräunliche Anmut,

Schlankheit und Beweglichkeit von Wuchs und Gliedern überkommen. Sie hätte ihn nicht so geliebt, wenn er nicht so schön gewesen wäre wie sie.

So erzog sie auch den Sohn, indem sie ihn eben sein und werden ließ wie er war, mußte und wollte, in einem selbstverständlichen Übermaß von Selbstgefühl. Ihn durch Strenge oder gar Gewalt zu lenken, von etwas abzuhalten oder zu anderm hinzuleiten, in irgend etwas die heilige Freude des Kindes zu mindern, wäre ihr ungeheuerlich erschienen, sie dachte nicht einmal daran, wie sie sich irgend etwas Häßliches gar nicht vorstellen wollte, am wenigsten einen sogenannten moralischen Zwang. Er mußte aus freiestem Wesen vornehm sein wie sie und nicht anders sein können. Man spricht vom Beispiel der Eltern und meint nur ihr Erbe. Ist Vornehmheit nicht Hochmut? Das Wort sagt es ja, daß sich einer vor den andern etwas nimmt, sie fühlte sich aber und ebenso ihren Heinrich dazu berufen und erwählt.

Sie lebte der Erinnerung. Aber man halte sie darum weder für selbstsüchtig, gar ungütig, weder für unklug, noch für eingebildet. Sie nahm eben die Unendlichkeit der Welt vorweg und war so — vornehm. Aber das bleibt in der wirklichen endlichen Welt nur dem Weibe, diesem aus Natur und Wunsch erstellten, an die Sinne vermählten Geschöpf, diesem hold-unwillkürlichen Gleichnis alles Unwillentlichen gemäß, dem Mann aber ein verhängnisvoll unzureichendes Erbe, denn er muß das Umringende erst mit Erkenntnis ordnen, mit Willen bewegen, bestimmen und dadurch erst schaffen.

Heinrich Inführ wanderte in der guten Jahreszeit allabendlich neben der Mutter den gemauerten Uferweg entlang, nachmals durch die hohe Halle der Kastanienallee, die zum Jagdhause am Eingang des Tiergartens führte und dort mit zwei mächtigen Baumriesen abschloß, deren Anblick im Sonnenuntergang Frau Dora um keinen Preis entbehren wollte. Dabei behielt er stets etwas Lässiges, gleichsam Übergelenkiges, in seinen schwarzen Augen erschien eine gewisse Gleichgültigkeit und Einfalt, er ähnelte entfernt einem leicht hinschreitenden Windspiel. Er schwatzte munter. Die Mutter legte alle diese leichten Worte als ebenso viele Zeichen von Geist, Verstand, Witz, Laune, als lauter holde Verheißungen aus, der Knabe war wohl aufgeweckt, aber nicht begieriger, zu erfahren, als unablässig abzuwandeln, was er sah und bereits wußte. In der Schule hielt er sich von Anbeginn, den Anweisungen der Mutter entsprechend, den übrigen Kindern fern. Sie verspotteten ihn auch nur von weitem, in seiner Nähe verstummten sie, nicht so sehr aus Hochachtung, als aus Gleichgültigkeit, denn sie wußten mit dem allzeit eleganten, aber leicht verlegenen und zornigen Bürschchen wenig anzufangen. Versuche, ihn in Raufereien zu ziehen und so vertraulich zu machen, entfernten ihn nur noch weiter von ihnen. Einmal, übermäßig gereizt, hatte Heinrich wie ein wildes Tier zu schäumen und auszuschlagen begonnen, war mit fiebernd aneinanderschlagenden Zähnen und rotunterlaufenen Augen, aber lautlos auf einen doppelt so starken und großen, derben Buben losgesprungen, hatte ihn buchstäblich erklettert und mit den Fäusten auf ihn eingehauen, wohin er traf, bis ihn die tobenden und johlenden Kameraden mit Gewalt fortrissen, denn seine hervorbrechende Wildheit bei seiner

sonstigen gemessenen Haltung erschreckte sogar sie. Dann war er erblaßt, es zuckte um seinen Mund von Scham und Verdruß, er klopfte sich den Staub von den Kleidern, zog Wams und Weste zurecht und den Kragen mit der Halsbinde und setzte sich auf seinen Platz, ohne aufzusehen. — Er war bei den Lehrern nicht beliebt, weil ihnen nichts an ihm schmeicheln wollte, weder Fleiß noch Begabung, weder Unterwürfigkeit noch Eifer, am wenigsten seine zwanglose Anmut, die ihrer Dürftigkeit doppelt anmaßend vorkam. Er verachtete sowohl, was er hier lernen sollte, als die es lehren mußten. Sein Blick verriet seine Gefühle, den Feind unter Feinden. Und seine ungeordneten Kenntnisse verdarben noch mehr, denn er wußte zwar nichts von den Schulgegenständen, dafür aber allerhand aus der sogenannten „Welt", was im Gymnasium als Inbegriff des Verbotenen galt. Durchaus gleichmäßig unbegabt in allen Fächern, vermochte er nicht zu studieren und versagte Talente durch Fleiß zu ersetzen. Er träumte, mit Steinchen und Brotkügelchen spielend, über den Büchern traumlos hin, um bald aufzuspringen und beim Tennisspielen oder Fußball — in körperlichen Übungen war er gewandt, wenn auch nicht geduldig — zu vergessen, daß er irgendwelche Aufgaben oder Pflichten hatte. Er schlief lange, stand allemal zu spät auf und traf, nachdem er wie ein Windhund mit gelassener Eile die halbe Stunde Weges zum Gymnasium getrabt, regelmäßig lang nach dem Glockenzeichen mit unverhohlenem Widerwillen ein. Man hatte sich in ihn ergeben. Er gehörte zu jenen Hoffnungslosen, die man als untauglich zur Wissenschaft, ungeeignet zum Studium, aber auch zu einem gröberen Leben, mit widerwilliger Duldung gewähren läßt, weil man nicht weiß, wohin man sie eigentlich stecken soll, ohne sie wissentlich zu verderben, zumal sie im Grunde den andern als warnendes Beispiel mehr nützen, als schaden.

So ließ man ihn Jahr um Jahr, allerdings nicht ohne jämmerliche „Versetzungsprüfungen", durchkommen, aber wissentlich zu Unrecht, vielleicht weil man von seiner Abstammung ahnte und davor Scheu hegte, oder weil seine ganze Art eine gewisse Achtung erzwang. Als er sich vollends mit Kunstübungen spielerisch zu beschäftigen begann und aus Ton die Maske eines vollbackigen, bärtigen Fauns oder Silens, ein paar Zeichnungen und farbige Skizzen von breitem, bequemem Auftrag zustandegebracht hatte, glaubte Frau Dora, was sie glauben wollte und was Heinrich inständig verlangte, daß er als Künstler der Kunst angehören, auf jedes weitere Verbleiben im Gymnasium, besonders auf die Reifeprüfung verzichten müsse. Nach ihrer mütterlichen Überzeugung flog ihm die eigentliche geistige Nahrung, die natürliche Bildung, auf die es ankam, von selbst zu, denn er las leidenschaftlich und mit einem sicheren Instinkt für das Gute und Schöne. Von überallher kamen ihm Bücher zu, geschichtliche, philosophische Werke, Dichtungen, und er ahnte sogleich das Bedeutende, wählte es aus der Menge mit treffender Entscheidung, Schlechtes, ja nur Minderwertiges, geschweige denn Unbedeutendes oder Verderbtes lehnte er verächtlich ab und verwarf es, sowie er es schon an den ersten Seiten durchschaut. Und welchen Genuß empfand, verriet er bei diesen stunden-, nächtelangen geistigen Abenteuern! Sie selbst besann sich ähnlicher Jugendfreuden,

hatte sie nicht als Kind auf dem Lande hoch oben im Geäst eines Nußbaumes vom Morgen bis in die Nacht hinein Walter Scott gelesen und darüber die Mahlzeiten versäumt?

Aber auch ohne diese erbetene und stürmisch gedankte vorzeitige Freilassung wäre Heinrich sehr bald von der Schule erlöst worden, denn seine Mutter erkrankte plötzlich an einer jähen Erkältung, nach einem abendlichen Spaziergang, den sie mit bloßem Haupt, ohne Mantille, über die rasche, feuchte Dämmerung hinausgedehnt hatte. Wie benommen vom Fieber des allgemeinen Herbstgefühls, von den Sonnenuntergangsfarben des Laubes, vom überklaren Erwachen des gestirnten Himmels, von der frühen Stille der Landschaft, in den Nasenflügeln den Geruch des Welkens, diesen aufregenden Duft der im Sterben doppelt lustvollen, stürmisch enthauchenden Fluren, unter der Kastanienhalle aber diesen Geruch, diesen unheimlichen der Kreatur, der von den mächtig röhrenden Tieren bis hierher drang, die auf der Tiergartenweide ästen und in dem benachbarten Wald kämpften, war sie langsam und zögernd heimgegangen und hatte beim Anzünden der Lampe den ersten Stich in der Brust empfangen. Sie kämpfte um ihre Gesundheit, sie war zu glücklich, um sich in den frühen Tod zu finden, denn wunderbar genug, sie war glücklich, liebte sie doch ihr Kind, liebte die Welt und war von den Menschen verschont.

Bald wurde sie aber von der Krankheit niedergeworfen, welche, wie die Herbsttage draußen, eine versinkende Natur mit dem letzten liebenden Zuge der Schöpferhand selbst in der Vernichtung verklärte. Heinrich saß an ihrem Bette, pflegte sie, eine Nachbarin half ihm, Dora lag mit offenem schwarzen Haar, mit der Haut wie vergilbtes Elfenbein, mit den übergroßen, jetzt im Fieber erglänzenden Augen, die dunkel in der bläulichen Weiße schwammen, lag in weißen Nachtkleidern auf den weißen Kissen, bleich, müde, aber ahnungslos freudig, sehnsuchtsvoll und unwissend lächelnd da, bald in unruhigem, lieblich träumendem Schlummer, bald wieder ganz und doppelt wach, für jeden Laut empfänglich, von jedem Hauch getroffen. Sperlinge flatterten an die Fensterscheiben, sie winkte ihnen. In diesen Tagen, Abenden, Nächten sprach sie im Dunkel mit Heinrich viel von sich, von ihrem vergangenen Leben, von seiner, ihrer Zukunft. Heinrich wußte längst von seiner Abstammung, von den Erlebnissen seiner Mutter, von dem erduldeten Glück und Unglück. So wie er fähig gewesen war, dies alles zu verstehen, hatte Dora es ihm vor Jahren schon erzählt, nicht ausführlich, denn sie trug immer Scheu, daran zu rühren, sie wollte sich den unwillkürlichen Schmerz selbst ersparen und dem Gedächtnis des Unlieben, aber auch des Liebsten ausweichen, welches beides so eigentümlich grausam verbunden war.

Auch der Knabe hatte in gleicher Scheu davon nie mehr ausdrücklich Erwähnung getan.

Sie starb schwer und wußte gar nicht, daß sie es mußte. Noch ehe sie das Bewußtsein verlor, hatte sie den Knaben mit bewundernder Zärtlichkeit angesehen: „Wie schön ist er", denkend. Und als sie entseelt dalag, die Wunderaugen geschlossen, dachte Heinrich: „Wie schön war sie."

Er ging allein an ihrem Sarge, sie hatten keine Verwandten in der Stadt, oder pflogen gar keinen Umgang mit ihnen, nur ein paar flüchtig Bekannte aus der Nachbarschaft machten Teilnahmsbesuche, dann richtete sich Heinrich in den alten Räumen sein neues, altes Leben ein.

Um diese Zeit lernte er einen um weniges älteren Jüngling kennen, der in der Nachbarschaft eine dürftige Mansarde bewohnte und ebenso allein und unabhängig lebte. Franz Torer war in allem Heinrichs Gegenstück, klein und untersetzt, von bedeutender geistiger Bewegtheit und unermüdlichem Fleiß. Er studierte Philosophie an der Universität und brachte sich mit Stunden, Übersetzungen aus fremden Sprachen und gelegentlichen Beiträgen für Zeitschriften kümmerlich fort, genoß aber seine Unabhängigkeit mit frühem Bedacht. Er hatte Heinrich und Dora längst beobachtet, war ihnen auf ihren Abendspaziergängen regelmäßig begegnet, denn er pflegte dieselben ständigen Wege um dieselbe Zeit zu machen, barhaupt, den häßlichen, aber durch Gedanken und lebhafte Eindrücke früh durchgearbeiteten Kopf mit den dichten aufstarrenden braunen Haaren gesenkt. Er blickte mit grauen, hellen und klaren, aber kurzsichtigen Augen durch ein in Horn gefaßtes Glas und vermied es, Menschen so scharf anzuschauen wie die Dinge, denn er wußte, daß er sie damit zu hart angelassen hätte und wollte nicht zudringlich blicken. Dadurch bekam er etwas Scheues, man mochte ihm mißtrauen, weil er den Blicken der andern auszuweichen schien. Als Heinrich einige Tage nach dem Begräbnis der Frau Dora vor den zwei Baumriesen stand, die die Kastanienallee beim Jägerhause abschlossen, kam Franz Torer eben vorüber, sah den Jüngeren zum ersten Male allein, er hatte vom Hingang der bewunderten Frau vernommen, faßte sich ein Herz und blieb vor Heinrich stehen, der sich unwillkürlich mit einem gewissen Stolz aufrichtete, wie einer, der eine notgedrungene Unterredung gewährt. Torer nickte kurz mit dem Kopfe, blickte schräg aus seinen kurzsichtigen Augen empor und sagte leise: „Sie gehen hier jetzt allein. Sie haben Ihre Frau Mutter verloren, ich weiß, Ihre einzige Gesellschaft. Ich bedaure Sie sehr. Ich kann mir denken, was Sie leiden und entbehren, obgleich ich —. Doch ich tue nichts zur Sache, ich habe zwar eine Mutter, sogar einen Vater, aber es war immer so, als hätte ich keinen. Ich sage das nur, damit Sie wissen, man möchte oft beinahe wünschen, ein so großes Glück verlieren zu können, weil man es dann wenigstens besessen hätte. So darf ich Ihnen wohl meine Teilnahme bieten."

Heinrich hörte ohne Erwiderung zu und dankte mit einem leichten Neigen des Kopfes, den er dann ein wenig hochmütig zurückwarf. Torer schien es sogar, als lächelte Heinrich. Wenn es so war, dann war es gewiß aus Verlegenheit, nicht zum Spotte. Torer indessen schämte sich gleich, daß er am Ende zuviel gesagt hätte, darum brach er das Gespräch nicht ab, sondern setzte es fort. Er hatte Heinrich auch im Freien zeichnen gesehen und schloß daraus, daß er ein Künstler werden wollte. „Das heißt, daß Sie einer sind, denn das kann man nur werden, wenn man es ist." Diese halbe Schmeichelei nahm den Jüngeren für den Älteren ein, überhaupt, daß der offenbar Grundgescheite, an Wissen Überlegene, wenn auch Pedantische

und Ungeschickte ihn als Vollwertigen, Gleichberechtigten und sogar Höheren anerkannte und behandelte, sich also als gerecht erwies. So blieben sie an diesem Abend zusammen und trafen sich auch an den folgenden. Da Heinrich in der Stadt ein Atelier gemietet hatte, wo er seiner Bildhauerei und Malerei mit wildem Eifer anfangs, bald lässiger oblag, nebenher Museen, Ausstellungen, Vorlesungen besuchte und die bisher vermiedenen Anregungen der Großstadt leidenschaftlich auf sich einwirken ließ, fehlte es nicht an Begegnungen auch dort. Torer führte ihn in das Anatomische Institut, um ihn zum Studium des menschlichen Körpers zu veranlassen, er bezeichnete ihm interessante Kollegien, wo er bloß zuhörend, ohne Bücher und Studium Wichtiges lernen konnte. So wurden sie halbwegs vertraut, wobei nur Torer als der Gebende ein eigentliches Gefühl der Freundschaft fassen konnte, während Heinrich gewissermaßen bloß duldend empfing und sich dessen mit einer leisen Sprödigkeit erwehrte, denn dieses ständige Beanspruchen seiner Aufmerksamkeit reizte und ermüdete ihn. So litt er eigentlich unter der Freundschaft und geistigen Vormünderei des Älteren, aber er hielt sich dazu für verpflichtet. Doch war auch er, ohne es zu wissen, in diesem Verhältnis ein Gebender, durch seine äußere und innere Haltung, durch den Reiz, den seine hochmütige Zierlichkeit auf den schlichten, verständigen Torer ausübte, der in ihm eine weltliche Vollendung und feinere Menschenart bewunderte, die Schwächen und Lücken der Auffassung, oft auch der Gesinnung durchschaute, aber zugleich entschuldigte. Heinrich redete viel und ohne Überlegung über alles, am meisten über das, was er nicht verstand, was er zu erlernen, wirklich zu durchdringen verschmähte. Er sprach darüber, um es sich im Sprechen und sozusagen aus Eigenem klar zu machen. Dabei verwickelte und verwirrte sich sogar das Einfachste, das durch ein bißchen Wissen allein festzustellen, durch kein Herumreden zu bestimmen war. Rückte Torer dann mit kurzer Entgegnung das Tatsächliche so zurecht, als habe Heinrich nichts anderes meinen können und es nur mit wunderlichen, darum mißverständlichen Ausdrücken umschrieben, so schüttelte der Belehrte unwillig den Kopf und redete sich erst recht ins Gegenteil hinein, wurde lauter, duldete keine Erwiderung und schloß, wenn er ein Ende fand, mit so gebieterischem Ansehen, daß Torer selbst den Unsinn als unwiderruflichen Machtspruch ertrug. Geistiges und nur durch Wissen Bestimmbares verkehrte Heinrich launisch im Handumdrehen in Gesellschaftliches. Zum Beispiel konnte er getrost sittliche Fragen, die philosophisch immerhin verschieden zu beantworten waren, aufs Persönliche zuspitzen und kurzweg mit einem: das muß so sein, weil kein feiner Mensch anders denken darf, oder weil „man" eben ausschließlich so zu verfahren hat, zu entscheiden. Jede sittliche Norm war ihm nur soweit faßbar, als sie zur gesellschaftlichen Übung des Meinens und Handelns taugte. Er entschied mit einer Handbewegung über Recht und Unrecht, mit einem verächtlichen Lächeln über einen logischen Einwand, er schnitt jeden Widerspruch ab. Er war vornehm, das heißt er nahm sein Tun und Denken getrost vorweg, gleichwohl zog er sich zu anderer Zeit wieder ängstlich in sich zurück, als hätte er sich vor manchem, vor höheren, mehr noch vor niedrigeren Menschen zu hüten und Angriffe zu

befürchten, denen er auswich. Selbst diese Unsicherheit des Gefühles bei solcher Entschiedenheit des Benehmens umgab ihn für den bescheidenen Torer mit einem reizvollen Schimmer unerreichbarer begünstigter Überlegenheit. Heinrich begann, seiner Jugend und angehenden Künstlerschaft entsprechend, die Geselligkeit Gleichaltriger aufzusuchen. Torer hatte dazu die Mittel nicht und war auch zu schüchtern, weil er sich solche Unterhaltungen immer weit schwieriger und großartiger vorstellte, darum auch fürchtete, als sie schließlich sein konnten. Hingegen schien sich Heinrich dazu recht eigentlich herabzulassen, er wurde von jungen Kunstbeflissenen in solche Atelierabende, Picknicks im Freien, Tänze auf mondbeglänzten Wiesen, mitgezogen, und nahm daran mit seiner grundsätzlichen Überlegenheit, wie ein Prinz im Inkognito, teil, ohne sich durch ein Übermaß von Eifer etwas zu vergeben und mehr als das heitere Mittun beizutragen. Auch gab es wenig Anlaß zu sprechen und die andern durch Rede zu beherrschen, vielmehr sang, spielte, trank und aß man in ungezwungenem Wechsel, besah Arbeiten und riß Witze über deren Mängel und Vorzüge. Seine eigenen Studien entzog Heinrich dem Anblick. In seinem Atelier verstaubten mächtige Kartons und ungeheure Tonfiguren, denn nach Art aller Anfänger suchte er im Ausmaß die Bedeutung, das Studium nach dem lebenden Körper war ihm zu langweilig, die Modelle zumal widerten ihn an. „Wie kann man sich mit solchen Leuten einsperren." Die Arbeiten anderer besah er aufmerksam und taktvoll und hatte eine leutselige Anerkennung für das, was ihn ansprach: für gefällige Gegenstände und edel glühende, dabei nicht unzarte Farbigkeit. Alles Ungewohnte, Herbe stieß ihn ab, er witterte gleich Kraftmeierei dahinter und Begierde, um jeden Preis zu verblüffen, menschliche Unzulänglichkeit mit Vordringlichkeit gemischt. Er nannte das: Bestreben auf einem Bein zu hüpfen, statt artig eines vor das andere zu setzen. So jung er war, so alt war sein Geschmack, der eigentlich nur an dem Geschliffenen, Bewährten und Oftgeübten Gefallen fand.

Bei einem solchen Atelierfeste traf er einmal ein junges Mädchen in der Gesellschaft einer gleichaltrigen, unzertrennlichen Freundin; Helene Scheube erschien ihm irgendwie mit seiner Mutter verwandt, trotzdem sie ganz anders aussah. Er strengte sich vergeblich an, zu enträtseln, worin eigentlich diese Verwandtschaft lag. Helene war kleiner, etwas zierlicher, nicht schwarz, sondern mit kürzeren, welligen, kupfrigbraunen Locken um das launig unregelmäßige eirunde Antlitz, worin die Augen glühten. Ja, diese Augen waren wohl schwesterlich: große, schwarze Augen, deren Pupille in dem glänzenden Schwarz der Umgebung, diese wieder in bläulichem Weiß verschwamm. Der etwas große Mund mit dem ein wenig vorspringenden Unterkiefer sprach durch das schmale, langgezogene, ausgeschwungene Lippenpaar eine frühe ernste Erfahrung aus, der freilich die leicht aufgeschwungene kleine Nase munter widersprach. Das Mädchen bewegte sich leicht und lebhaft, es tanzte, schwebte durchs Gedränge, kaum lächelnd, aber innerlich beseligt, niemals laut. Dabei wehte ihr eine Locke in die Stirn und schwebte mit. Wenn sie sprach, überraschte die volkstümliche Mundart ihrer angenehmen Stimme und verriet ein einfaches Kind der Stadt und einfacher Leute. Aber dabei hielt sie sich im lebhaftesten Eifer

von Spiel, Tanz und Rede vollkommen untadelig im guten Gleichgewicht einer unanfechtbaren Natur.

Sie ging Arm in Arm mit ihrer Freundin Hedwig, einer blonden, etwas trägen Schönheit von landesüblichem, schmachtend gefallsamem Ausdruck, einem Nachbarskinde. Heinrich fühlte sich auf den ersten Blick zu Helene hingezogen, die in das Fest etwas Außergewöhnliches, Heiter-Würdiges brachte, wie das Märchen der Anmut allzumal, das geflügelten Schrittes die grobe Tenne der Geselligkeit berührt.

Heinrich näherte sich gleich den beiden jungen Mädchen, nachdem er sich hatte förmlich vorstellen lassen. Helene lächelte ihm dabei listig und launig zu, als wüßte sie längst, wer er sei, was er bedeute, und daß er eben jetzt zu ihr habe kommen müssen. Es war aber doch nur das unbefangene Wohlwollen an dem dunkeln, schlanken, jungen Manne, der sich so hübsch trug und höflich benahm.

Das Gefühl innerster Verwandtschaft trotz Helenes offenkundig niedriger Abkunft steigerte sich noch bei Heinrich bis zum schicksalsvoll Geheimen, bis zum beklemmenden Eindruck endgültiger Zugehörigkeit, als sie auf die Bitten der andern sich bereit fand, zur Begleitung eines jungen Musikers einiges zu singen und nun mit ungeschulter, aber durch Schwärmerei, Schalkheit oder Schwermut tieferleuchteter Stimme aus den „Müllerliedern" und vollends unvergeßlich Brahms „Feldeinsamkeit" vorzutragen. Als die ersten Töne dieses Liedes so zögernd klar und demütig heiter emporstiegen wie das langsame Sichheben der höher atmenden Brust, atmete auch Heinrich süß beklommen von der Überraschung solchen Glückes mit dem gleichen langsamen Einatmen, und als die Folge dann mit gleicher, holder Seligkeit, aber lauter und mächtiger niederstieg wie das freie Ausströmen, glaubte er seine Seele selbst auszuhauchen und an diese blühende Wiesenwelt ganz zu verlieren, an dieses Mädchen, das „Feldeinsamkeit" sang und war. Sie stand aufrecht, das lächelnde Gesicht ein wenig zurückgebogen, die eine aus dem Knoten gelöste Locke hing leicht in die Stirn, die Arme aus den engen Ärmeln ihrer weißen Seidenbluse vom Ellbogen frei hervortretend, hielt sie im Schoß gefaltet, also ein wenig eingezogen, so daß die schmalen Hände einander mit den Fingern sacht ohne Druck berührten. Sie sang auswendig und folgte sicher der Führung und Begleitungsfülle des Klaviers. Woher wußte, hatte diese Achtzehnjährige solche urewige Wissenschaft des Gefühls und Ausdrucks, von Liebe, Leidenschaft und Stolz, Demut und Begierde, von Kummer der Seele und von Zuversicht, vom tausend- und abertausendjährigen, vom ewigen Menschenwesen?

Helene besaß Musik freilich von Geburt. Ihr Vater, ein bescheidener, fröhlicher Klarinettist des Opernorchesters, von böhmischer Abstammung, also ein geborener Musikant, saß in einer Ecke des dunstigen Raumes und hörte, den mächtigen angegrauten Lockenschädel behaglich wiegend, seiner Tochter zu, indem er auf den Knien das mitgebrachte Abendessen — als an einem Picknick — ein Stück Käse, einen Bissen Rauchfleisch zu einem Scherzel Brot zurechtschnitt und aus einer Flasche in einen groben Wasserbecher Bier goß. Er trank das Glas leer, füllte es von neuem, winkte Helene herbei, bot es ihr und sie tat ihm vergnügt Bescheid. Er

trug zwar einen ganz anständigen schwarzen Rock, aber das rote Taschentuch, das aus den Schößen hervorguckte, und eine gewisse vorsichtige Untertänigkeit des Benehmens verrieten bescheidene, wenn nicht kümmerliche Verhältnisse. Nach diesen Kunstliedern griff Helene von selbst und unaufgefordert zur Laute, die auf dem Flügel lag, und sang völlig übermütig ein paar alte Gassenhauer mit der gleichen Selbstverständlichkeit und Unbekümmertheit, indem über ihre Züge alle wechselnden Vorstellungen, Worte und Bedeutungen der Gesänge in einer reizenden Bildersprache der Miene, der Augen, des Mundes, der lachenden Wangengrübchen vorübergingen. Die andern mußten sie schon oft singen gehört haben, denn sie ließen es zwar an Beifall nicht fehlen, zeigten sich aber keineswegs so entzückt und im Innersten mitgenommen, wie Heinrich. Als später ein Trio zusammengebracht und dazu aus dem Wust von Bildermappen, Skizzenbüchern, Sammelwerken, Farbenschachteln und Makulaturpapier ein Cello hervorgezogen wurde, trat Helene dazu, stimmte es, bevor noch der eigentliche Cellist zur Stelle war, bat sich den Bogen aus und spielte im Stehen rasch und obenhin eine kurze, breite, gefällige Melodie, die sie bald abbrach, um den eigentlichen Stimmberechtigten Raum zu geben.

„Ja, was können Sie denn noch alles, Singen, Cello, Laute?“ fragte Heinrich.

Helene, wieder in Hedwig eingehängt, lachte: „Violine, Bratsche, Klarinette, Maultrommel, Flöte, Okarina, nicht zu vergessen Haarkamm mit Seidenpapier und Ziehharmonika, überhaupt jedes Instrument glaub' ich. Wenn man selbst ein Instrument ist, hat man alle andern im Leibe.“ Der Klavierspieler, ein übermütiger Konservatorist, der dies gehört hatte, fragte: „Können Sie auch das?“ und begann ein leises Konzert, indem er bald durch das Zusammenreiben der Handflächen, bald durch Klopfen der Finger auf die Backen in bestimmtem Rhythmus eine wunderliche Art von Musik erzeugte. Sie ahmte ihn sogleich nach, und auch das gelang ihr. Eine andere wäre bei diesen Verziehungen des Gesichts lächerlich erschienen, sie blieb auf die artigste Weise drollig. Beim Umherschlendern im Saale machte sie, von Heinrich begleitet, vor dem und jenem Bilde Halt. Das Atelier ward von mehreren jungen, ganz ungleich begabten Leuten gemeinschaftlich benützt. Sie warf mit einem Blick auf eine Tafel nur ein Wort leicht hin und hatte das Wesentliche getroffen. Sie urteilte genau, vermied dabei aber jeden verletzenden Ausdruck. Freilich hätte Heinrich nun alles an ihr gleich entzückt, auch ein Übermaß oder Mangel, aber zum Glück gab es keinen, sondern die knappe Gelungenheit, die Wohlgestimmtheit eines guten Instrumentes, die unfehlbar und unabänderlich klingt. So spielte sie gleichsam ihr eigenes Selbst als eine Meisterin. Heinrich fragte, warum sie denn bei ihrer ungemeinen Stimme und Begabung nicht öffentlich singe.

Hedwig, die an ihrem Arme hing und weder von ihr ließ, noch gelassen wurde, lachte: „Hörst du's nun? Das sag ich dir ja auch jeden Tag, hast einen Schatz im Halse und vertust ihn.“

„Nun, nun, der Schatz ist verborgen und nicht so leicht zu heben“, entgegnete Helene. Sie singe gewissermaßen von Natur und ungelernt; für die Bühne, gar

für den Konzertsaal könne sie viel zu wenig, ihre Stimme bedürfte des sorgfältigsten Unterrichtes und behutsamer Pflege, um dazu kräftig und sicher genug zu werden. Dann aber sei es noch immer fraglich, ob sie vor vielen Menschen so gut bestünde, wie im kleinen Raum vor wenigen."

„Ein Naturwunder, wie Ihr Gesang, leuchtet überall gleich und muß einleuchten wie eben ein Mondenglanz oder Sonnenlicht."

„Ei, ei, wer glaubt an Wunder und wer sieht denn eigentlich den wahren Mondenglanz und das wahre Sonnenlicht?" Nein, den allerbesten Unterricht könnte sie sich nicht leisten, und nur eben den könnte sie brauchen, möchte sie haben — sie nannte den Namen eines sehr berühmten und unzugänglichen Gesangsmeisters.

Sie machte die rasche Gebärde des Geldzählens und wandte sich gleich ab, errötet, um ihn nach einem Augenblick nur wieder lächelnd und ruhig anzusehen und über etwas anderes zu sprechen.

Seither verbrachte Heinrich viele Nachmittage in Helenes Gesellschaft oder eigentlich in der zweier junger und schöner Mädchen, denn Hedwig blieb untrennbar dabei, ohne besondere Verabredung, wie es sich aus der natürlichen Anhänglichkeit benachbarter Jugendgespielinnen von selbst verstand und ergab.

Ebenso selbstverständlich erschien es dem ritterlichen Heinrich, daß er nicht ein einziges Mal verriet, wem eigentlich seine Wahl galt, sondern daß er beiden in gleicher Weise huldigte. Wenn er ihnen entgegenkam, streckte er beiden gleichzeitig seine beiden Hände zum Gruß entgegen, reichte jeder eine gleiche Blume und sprach mit jeder beinah abgemessen gleich viel, es zwang ihn sogar, gerade weil er Helene liebte, dieses Gefühl zu verbergen und Hedwig gegenüber etwas galanter, anbetungseifriger zu erscheinen, wie auch diese leichtherziger und unbefangener solche Zeichen der Neigung gern auf sich bezog, die sie schon längst zu empfangen und anzunehmen gewöhnt worden war. Helene indessen hielt um so mehr zurück, je deutlicher sie ein eigenes leicht fragendes Gefühl in ihrem Herzen vernahm. Aber beide Mädchen waren unbefangen genug, um über Heinrichs Huldigungen fröhlich in aller Offenheit zu sprechen und scherzend zu erwägen, welche von ihnen eigentlich gemeint sei. Sie legten jedes Zeichen, das der einen zuteil geworden war, als Bekenntnis aus, um das nächste, das in aller Gerechtigkeit der andern zugemessen worden war, wieder lachend der andern zuzuschieben.

Helene mochte freilich ahnen, daß nur sie gemeint war, aber sie verbarg es sich selbst, leugnete es ab, um die Entscheidung angenehm zu verschieben und zu vertagen, die jedes junge Mädchen doch bei allem Wunsch auch fürchtet. In einem schlecht besuchten Gesangskonzert, dem sie mit Heinrich beiwohnen wollten, fanden sie, als sie eine Weile vor ihm ankamen, ihre beiden Plätze nicht nebeneinander, sondern an beiden entgegengesetzten Ecken derselben Reihe. Er hatte seinen in der Mitte, um sogar beim Besorgen dieser Karten seine undurchdringliche Unparteilichkeit zu wahren. Schließlich blieb ihnen nichts übrig, als beiderseits an ihn heranzurücken. Dieses Zeremonial von Zurückhaltung und Huldigung dauerte lange. Erst als er endlich Torer einlud, die Gesellschaft zu teilen, und dieser aus Bescheiden-

heit und weil er den Wunsch des Freundes erriet, sich an Hedwig hielt, löste sich der Dreiklang verhalten auf, kam Helene aus der Arm-in-Armnähe der scheinbar Gleichumworbenen und ging nunmehr mit Heinrich voran. Da sprach er sie — an einem hellen Schneeabend — zögernd an:

„Fräulein Helene, ich möchte Sie um etwas bitten."

„Bitten Sie, aber meine Rede sei ja, ja, nein, nein."

„Ich möchte mir und Ihnen den einzigen Wunsch erfüllen, daß Sie Ihre Stimme ausbilden lassen und der Welt schenken."

Helene verzögerte ihren Gang. „Ich weiß, warum Sie es bisher nicht getan haben", setzte er drängend fort. „Erlauben Sie mir, daß ich Ihren Unterricht bestreite? Meine Mittel reichen dazu aus. Gewähren Sie mir diese große Gnade."

„Wie dürfte ich, gar mein Vater, das von Ihnen annehmen?"

„Sie erstatten es mir zurück, wenn Sie Erfolg haben, und die Welt wird es uns beiden danken."

„Ich mag mir nicht einbilden, soviel geben zu können, um soviel nehmen zu dürfen, Herr Heinrich."

„Nie hat mir eine menschliche Stimme so voll Welt geklungen, Fräulein Helene. Sie schulden sich und den Menschen Ihre Kunst, Ihre Vollkommenheit."

„Wer weiß, vielleicht ist es besser, ich bleibe sie schuldig, als ich kann sie nicht bezahlen, wenn man sie eintreibt. Ich möchte mir selbst genug bleiben."

„Kunst wird erst durch die Menschen, denen sie sich gibt. O, wollen Sie geben!"

„Ich kann Ihr Anerbieten unmöglich annehmen."

„Von wem wollten Sie es denn?"

„Mein Vater ist arm. Eigentlich ist es schon zuviel, wenn ich überhaupt singe und spazieren gehe, tanze und Gesellschaften besuche, anstatt mehr noch zu arbeiten und ihm den schweren Erwerb zu erleichtern."

„Um so schlimmer, eine Gelegenheit des Erfolges und Reichtums auszuschlagen."

„Wenn das Wenn und das Aber nicht wäre."

„Dann wäre der Heinrich ein großer Herr." Helene lachte: „Sie tun auch ohne Wenn und Aber nicht anders, als ein Prinz, der meinen Gönner machen will. Das hieße gleich, die Helene läßt sich von einem Herrn den Gesangsunterricht bestreiten."

„So streiten Sie mir ihn lieber ab? Möchten Sie es denn nicht eigentlich?"

„Dürfen dürft ich nicht."

„Aber mögen?"

„Wer zuviel fragt, geht irr", sie lachte und wollte sich wegwenden. Da haschte er zitternd nach ihrer Hand, ergriff sie und spürte — kaum wahrnehmbar — einen leichtesten Druck. Sie hatte sich hinter ihren großen Muff versteckt, und nur ein in die Schläfe gewachsener dunkler Strähn Haares und ein Stückchen rosige Wange verrieten ihr begehrtes Angesicht. Er wagte es nicht, ihre zweite Hand zu nehmen und vom Gesicht wegzuziehen, sondern stand neben ihr. Da ließ sie endlich von selbst den Muff sinken, und lächelnd, mildfeurig überhaucht von Winterkälte, Scham.

Verlegenheit und Bekenntnis sagte dies Antlitz: „Ja, ja", indessen die dunklen Augen zögerten.

Als Helene ihre Ausbildung im Gesange vollendet hatte, was bei ihrer natürlichen Begabung nach einem Jahre der Fall war, trat sie in einigen Konzerten zuerst vor geladenen Gästen, dann vor dem Publikum auf und sah sich über Nacht berühmt, ohne sich darum anders und mehr zu wissen oder zu fühlen, als vordem. Ihr Erfolg machte sie aber nicht reich, denn der im heutigen Kunstbetrieb unerläßliche Aufwand verschlang sogleich ihre Einnahmen; sie mußte Agenten, der Wohltätigkeit, der Gesellschaft im Übermaß Opfer bringen, und Heinrich bestand darauf, daß sie allenthalben als große Sängerin auftrat und durch den größten Anspruch größere Erfolge erzwang, als Bescheidenheit hätte erringen können. Der Gedanke, sie könnte eine unter vielen, anstatt die einzige von allen sein, quälte ihn wie die Gefahr einer Unwürdigkeit. Alle Kosten bestritt er aus seinem Vermögen und sah es erschreckend hinschwinden, aber wenn er auch dabei besorgt war, machte es ihn stolz, dieser neuen, strahlend erstandenen Künstlerin aufs engste anzugehören, sie der Welt gleichsam zu schenken und dabei zu wissen, daß sie ihm und nur ihm eignete, als hätte er sie erschaffen. Als sie heirateten und seine kleine alte Wohnung im Gartenörtchen bezogen, die er mit Blumen überall, mit Seidenbändern, mit chinesischen bunten Papierlampions geschmückt und zu ihrem Eintritt festlich vorbereitet hatte, war seine Habe so zusammengeschmolzen, daß er sich nach kurzer Zeit ganz von Helenes Erfolgen und Einnahmen, von den Gaben eben dieser beschenkten Welt abhängig wußte. Über seiner besorgten Arbeit für sie vernachlässigte er die eigene. Er besuchte nur mehr selten sein Atelier, um so lebhafter stellte er sich seine künftigen Werke vor und um so siegesgewisser, denn die Erfüllungen der Phantasie waren ihm von je reicher zugemessen, als die hart zu erobernden der Pflicht, Wünsche mehr als Wille. Helene brauchte sich um nichts zu kümmern, er übernahm alle ihre Einkäufe, er überwachte die Wirtschaft, er rechnete für sie ab und schloß ihre Verträge, führte ihre Korrespondenz, er entwarf ihre schönen, kostbaren Kleider, es bereitete ihm den höchsten Genuß, für ihr reizendes Gesicht ein köstliches Spitzentuch, einen eigenartigen Sammethut, etwa einen rechten Generalsdreispitz mit weißem Reiherbusch, für ihre leichte, selig wiegende Gestalt einen erlesenen Mantel, ein schimmerndes Gewand auszuwählen und sie so ihrer, seiner ebenbürtig darzustellen.

Helene nahm diesen treuherzig unterwürfigen Minnedienst selbstverständlich hin, zur Königin erhoben, trug sie diese Krone mit Stolz und Güte, obschon sie ihre Last zu spüren bekam. Bisweilen erschreckte sie Heinrichs plötzlich aufbrausende Heftigkeit und rücksichtslose Rechthaberei, die sich gerade dann geltend machte, wenn sie am notwendigsten, weil schicklichsten zu verbergen gewesen wäre: unter Leuten, im Gespräch, wenn Heinrich seine Ansichten mit Gewalt gegen ihr oder anderer besseres Wissen behauptete und ruhigem Einspruch lärmendes Gebieten entgegensetzte. Als dies einmal in einer Gesellschaft geschah und er sie heftig zornig zurechtwies, weil sie ihm in ruhiger Überzeugung bei einer an sich geringfügigen Sache

widersprochen hatte, spürte sie Tränen emporquellen und erhob sich rasch, um draußen recht bitterlich zu weinen, aber bald, nachdem sie ihr Gesicht in kaltem Wasser gebadet hatte, wieder heiter vor den Gästen zu erscheinen, als sei nichts geschehen. Da sie Heinrich nachher Vorstellungen über dieses unbeherrschte Betragen machte und ernstlich forderte, daß er sich nie mehr an ihr so vergreifen dürfe, bat er es mit einer Demut ab, die sie schmerzlich ergriff. Sie mochte es sich nicht gestehen, daß sie ihre Zuversicht und Fröhlichkeit um einen Ton tiefer stimmen sollte, und daß nun ihre Pflicht war, diesen stolzen Menschen vor sich selbst zu schützen.

Es traf sich natürlich, daß Torer ein häufiger Gast bei ihnen war, und daß ihn die Wunderbarkeit Helenes beherrschte, welche den Zauber ihrer Schönheit, der lauteren Unbefangenheit durch ihren wissenden Gesang ins Unermeßbare steigerte. Er verglich ihre Erscheinung und Natur der goldenen Allmacht eines Sonnenaufganges. Wenn er sich über sein Gefühl für Helene befragte — wie man sich ja auch die unmöglichsten Fragen stellt — konnte er immer nur antworten: wer müsse dieses Weib nicht lieben, aber er könne nicht in sie verliebt sein. Dazu stand sie zu hoch. Er dankte der Schöpfung, die ihm ihren Anblick, ihre Stimme, ihre klare, grundeinfache und herzliche Rede vergönnte. Aber er dachte keinen andern selbstsüchtigen Gedanken. Bei ihr empfand er den einzigen Wunsch anschauenden und lauschenden Glückes: daß diese zarteste Wage der Gegenwart so unverändert schweben bleiben möchte. Aber Helenes zweifellose Vollendung entfernte ihn zugleich von seinem Freunde, ihrem Mann. Er erkannte jetzt deutlicher dessen Mängel, ohne sie wie bisher mit den Vorzügen zu entschuldigen, er sah die unangemessenen Ansprüche, die Wildheit dieses Charakters. Die wenigen Arbeiten Heinrichs, die großspurig in den Zimmern standen, schienen ihm jetzt unförmlicher, von schreiender Tadelhaftigkeit, ohne Fleiß, ohne Vermögen zusammengerafft; die hohen Anforderungen, die Heinrich an das Leben statt an sich selbst stellte, verdrossen ihn. Früher hatte er sie dem Glücklicheren stillschweigend zugebilligt und lieber geglaubt, sein Zweifel sei ungerecht, als Heinrichs Überzeugung. Wenn dieser die Namen großer Meister selbstverständlich neben seinem nannte und sich getrost mit ihnen verglich, ohne auch nur entfernt die Unzulässigkeit solcher Beziehung zu spüren, verletzte dies Torer jetzt jedesmal wie ein Stich, und sein einziger Zweifel an Helene betraf ihre Urteilskraft, daß sie an diesen Mann als ebenbürtigen Künstler glaubte, denn das mußte sie, weil sie ihn liebte. Er hielt die Tatsache, daß Helene diesen Minderen lieben konnte, für den ersten, einzigen Mangel ihrer Natur. Bloß seine früh erworbene Ruhe, die Gewohnheit und Pflicht, die Menschen zu nehmen, wie sie sind, nicht wie sie sein sollen, beschwichtigte ihn mit der Erinnerung, daß die tiefsinnige griechische Sage eine Göttin ihr Herz an einen irdischen Mann verschenken ließ. Als sie in ihrem Eifer der Treue den Gatten unsterblich wünschte, verwandelte ihn der Herr der Götter in eine Zikade. So leben Geringere bei den Göttinnen, und Göttinnen bedürfen der Geringeren.

Heinrich ahnte mit der Hellsichtigkeit des Gemütes diese Abschätzigkeit seines alten Freundes und erwiderte sie gleich, ja mit Haß und Eifer, denn er hatte Torer

schon vordem nicht geliebt. Er bedurfte eines großen zeitlichen und räumlichen Abstandes von Männern und Werken, um sie zu würdigen. Die Spannung, die sich so zwischen ihnen verstärkte, ohne daß ihr Verkehr abnahm, drückte sich in immer häufigeren unwilligen Rechthabereien Heinrichs, in wortlosem Gewährenlassen Torers aus, bis sie durch eine äußere Fügung vollends offenbar wurde. Torer ward nämlich eines Tages plötzlich Herr eines großen Vermögens. Sein Vater, dessen Teilnahmslosigkeit und gehässiger Eigensucht er sich längst in seine genügsame und unabhängige Armut entzogen hatte, starb, und er war sein einziger Erbe. Davon erzählte er Heinrich arglos, denn das viele Geld war ihm eigentlich gleichgültiger, als bisher das wenige. Heinrich beglückwünschte ihn geradezu stürmisch und sah ihn wie einen ganz neuen Menschen an. So sehr er Geld und Gewinn zu verachten vorgab, was ihm einzig vornehm schien, hatte er gerade jetzt im stillen gelernt, sie innig zu wünschen und dringlich zu erstreben. Denn ohne daß er sich jemand mitteilte, war er in Verlegenheit, für die nächste Zeit mit Helenes Einkünften und seinem Rest von Vermögen so zu wirtschaften, daß er weder sich den gewohnten, noch seiner Frau den, wie er meinte, unerläßlichen Luxus zu versagen brauchte. Er verhehlte es sich freilich, wie er sich gern alles Widrige verhehlte, daß er Torer eigentlich beneidete. Diesen Neid deutete er aber als Streben nach Gerechtigkeit, denn Torer sei des Reichtums unwürdig. Aber er dachte doch immer an dieses neben ihm unversehens aufgetauchte viele Gold, das selbstverständlich von rechtswegen ihm gebührte, während es der andere arglos besaß. Und seine eigentümliche Kindlichkeit, die mit allem Feuer spielte und sich überhaupt zum Spiele die Zeit nahm, die sie der Pflicht entzog, entbrannte in einer unbändigen Lust, sich selbst den Nachweis zu erbringen, daß Torer seiner neuen Größe, seines Geldes unwürdig sei.

Als Torer an einem der nächsten Abende bei den Gatten zu Gast war, fragte ihn Heinrich mit einer Unverhohlenheit, die Helene befremdete, ob er nicht endlich eine andere, größere Wohnung nehmen wolle, anstatt in dieser elenden Mansarde hocken zu bleiben. Torer entgegnete kopfschüttelnd, er brauche keine bessere, da er sich doch in seiner alten Gewohnheit am wohlsten fühle. So seien nun die reichen Leute alle, die ihre Mittel für den Zweck und nichts für wichtiger achteten, als daß sie ihre Gelder behielten, anstatt zu wissen, wie sie sie sinnreich verwendeten. Sie könnten nichts, als darauf sitzen. Geld aber sei zum Ausstreuen da, so recht zur würdigen Verschwendung. Wer sage ihm denn, daß er nicht dazu bereit sei, entgegnete Torer, es komme nur auf das an, was einer eben für würdig halte: Sichtbarkeit oder inneren Wert. Ein Gelehrter wie er brauche wohl keinen Luxus, aber er könne für Reisen, für Bücher, für allgemeine Zwecke, für die Förderung des Bedeutenden immerhin manches tun und werde es auch, ohne daß er sein bißchen Vermögen sozusagen mit Trommeln und Pauken umziehen lassen wolle. Es sei aber ganz und gar nicht anständig, so im kleinen als ewiger Bücherwurm zu hocken, vielmehr einzig würdig, anderen ärmeren, aber schaffenden und größeren Menschen Gelegenheit zu verdienter Besserung ihrer Verhältnisse zu bieten, im Erwerb köst-

licher Dinge das eigene Leben zu erhöhen, hilfreich zu sein, wo immer Hilfe nötig sei. Nur frage sich, lächelte Torer, ob das größte Vermögen so weitem Anspruch genüge, man müsse die Wahl, worauf es zu verwenden sei, doch immerhin dem freistellen, der sich seiner zu entäußern habe und schließlich jeden auf seine Art selig werden lassen, wenn das Geld dies überhaupt vermöchte. Heinrich fuhr bissig fort: So bequem mache es sich der Reichtum immer, der sich nur dann auf die Freiheit ausrede, wenn es gelte, seine Pflicht zu verleugnen. Als Helene ihn kopfschüttelnd unterbrach, er möchte sich über einen gedachten Reichtum vor dessen Erprobung doch nicht gar so ereifern, sondern erst hübsch zusehen, was ihr alter Freund nun beginnen werde, sagte Heinrich mit einem gewissen verächtlichen Zuge, es möchte ja nur nicht scheinen, als interessiere ihn diese Frage gar persönlich. Ihm selbst sei es wahrlich gleichgültig, wer reich sei, und was ein anderer mit dem Gelde mache. Er wisse gar wohl, daß jeder Mensch so recht allein auf der Welt sei und mit sich auskommen müsse. Ginge es ihm, Heinrich, einmal schlecht, und geriete er in Not, so wisse er bestimmt und sage es gleich voraus, kein sogenannter Freund würde ihm zu Hilfe kommen, eher noch ein wildfremder Mensch aus Erbarmen oder Achtung. Der Nächste aber sei immer nur nah, das Schöne und Beste mitzugenießen, je weniger einer dazu beitragen könne, um so selbstverständlicher nehme er es hin.

Torer hörte still zu und antwortete nichts mehr. Er empfahl sich dann, eigentlich nicht einmal verletzt, denn er kannte ja Heinrichs Art, philosophische Menschenkunde auf eine höchst persönliche Wendung zuzuspitzen, und machte sich über diese gewohnte Gegnerschaft darum keine weiteren Gedanken. Helene verabschiedete ihn freundlich wie immer. Sie hatte eine Gebärde, mit leicht zurückgebeugtem Oberkörper den Arm weit zum Gruße vorzustrecken, die ihn jedesmal innig ergriff. Er hatte ihr schöne Rosen gebracht, sie hatte zum Dank ein Lied gesungen, jetzt reichte sie ihm so, gleichsam aus ihrer Fülle, lächelnd die Hand, was wollte er mehr? Als die beiden Gatten allein waren, verwies Helene dem aufgeregten Heinrich, der noch immer fortfuhr, den Abwesenden zu verhöhnen und herabzusetzen, dieses grundlos böse Verhalten. Wenn einer, sei ihnen Torer ergeben und ein immer zuverlässiger Mensch. Konnte sich der so heftig Angegriffene denn überhaupt gegen einen gedachten Einwurf wehren, dem nicht die kleinste Tatsache zugrundelag, gegen einen bloß kurzerhand aufgestellten Verdacht? O, er kenne diesen Menschen nur zu gut, diesen gerechten, bescheidenen Besserwisser, diese gelehrte Fledermaus, die nicht zwei Meter hoch fliegen könne, diesen sogenannten Freund, der ihn langweile, allzeit unterhalten und erhoben sein und an ihrer Berühmtheit naschen wolle. Helene sollte ihn nur kennen lernen, wenn sie ihn einmal brauchte oder wenn Not ihn fordere. Jeder kenne die Menschen, wie er sie eben kennen wolle, sagte Helene, sie möchte sie nun einmal freundlich kennen, und dann seien sie es auch. „Du darfst einen ohne Probe nicht verurteilen, und wer hat schließlich das Recht, von einem andern eine solche Probe zu fordern.“ „Der Höhere.“ „Es gibt aber Verhältnisse, vielleicht sind die meisten Verhältnisse unter den Menschen so be-

schaffen, daß sie überhaupt gar kein „höher“ oder „tiefer“ sind, sondern nur eben von dem und jenem Stand so scheinen.“

„Ei, es gibt meiner Seel' Höhere und Mindere, wie es Reiche und Arme gibt, wer möchte sonst leben?“

„Was sollte dann die Probe? Und wäre doch wieder nur eine Probe auf den Schein.“

„Wir müssen uns der Niedrigen erwehren.“

„Ich glaube, ich könnte sie vor sich selbst hüten. So sollte man eigentlich alles Niedrige beurteilen: als das Ärmere.“

„Doch kommt es darauf an, die Minderen beizeiten zu erkennen, denn sie haben es auf alles Höhere abgesehen und verderben es, indem sie es herabziehen. Darum muß man sie zuerst entlarven, bevor man sie begnadigt, wenn man schon nicht grausam sein will, wie es gerecht bleibt. Torer ist ein solcher Armseliger, und er kann nicht anders als armselig handeln. Das sollst du bald sehen, bevor es zu spät ist. Ich aber weiß es auch ohne Probe.“ Dabei leuchteten Heinrichs Augen wie eines schönen Tiers im Ansprung gegen einen unsichtbaren Feind, und der Frau gefiel diese gefährliche Anmut, die sie liebte, auch wenn sie vor ihr schauerte.

An einem der nächsten Tage — es war genug Zeit vergangen, um das feindselige Gespräch halbwegs vergessen zu machen — besuchte Heinrich den neuen Reichen in seinem geräumigen, mit Büchern und bescheidenen Möbelstücken voll besetzten Dachzimmer. Torer war überrascht, denn da seine Wohnung und Lebensweise dazu nicht geeignet waren, pflegte er gar keine Gäste zu empfangen. Gerade darum freute er sich um so mehr, brachte eine Schale mit schönem Obst herbei, eine Flasche guten Weines und hatte nur das angenehme Gefühl eines schuldlosen Wiedersehens, die Bitterkeit von neulich aber längst verwunden.

Im Lauf des Gespräches äußerte Heinrich mit einiger Förmlichkeit und Zurückhaltung im Ausdruck, die ihn stocken und die Worte suchen machte, er hätte zwei Anliegen an Torer.

Zum ersten bäte er ihn, diesen verschlossenen Brief — er zog einen schönen Umschlag aus der Rocktasche, auf welchem mit seiner ungeschickt weitläufigen Handschrift die Adresse weithin sichtbar angebracht war — seinerzeit an Fräulein Hedwig persönlich zu bestellen. Dies aber erst dann, wenn Heinrich dazu ausdrücklich Ermächtigung erteile.

„Warum dieser Umweg, lieber Heinrich? Ihr kennt doch Hedwig näher als ich?“

„Das liegt in der Natur der immerhin heiklen Sache, die ich Hedwig erst unter besonderen Voraussetzungen mitteilen möchte.“

Torer würdigte Heinrichs Neigung zu Förmlichkeiten und erwartete also das weitere.

„Zweitens möchte ich dich bitten, lieber Freund“ —.

„Nun?“

„Es ist mir recht peinlich. Ich bin in Verlegenheit. Die Umstände wachsen mir über den Kopf. Kurz: ich möchte dich um zwanzigtausend Kronen ersuchen."

Heinrich hatte dies rasch hervorgestoßen, wie um sich in einer verdrießlichen Lage ohne weitere Auseinandersetzung zu eröffnen. Aus seinen Augen blitzte ein forschender Blick den Freund an, der, ein wenig gebückt wie immer, dasaß und an seiner alten Stummelpfeife sog. Bevor aber Torer noch aufsah, hatte Heinrich schon die Wimpern gesenkt und den Kopf herabgeneigt.

Torer schwieg eine Sekunde lang — dann stand er auf.

„Wann benötigst du das Geld?"

„Bald!"

„Ich meine, ob du mir zwei Tage Frist geben kannst, denn ich habe es nicht zur Stelle und muß es mir erst freimachen?"

„Gewiß."

„Nun, dann kannst du es gern bekommen."

Heinrich sah mit gezwungenem Lächeln auf: „Dieser Brief hier ist jetzt allerdings überflüssig geworden, du erlaubst, daß ich ihn wieder zurücknehme." Damit ergriff er den Umschlag, der auf dem Tisch zwischen ihnen beiden lag.

„Nimm den Brief nur, aber darf ich fragen, was er mit der andern Angelegenheit eigentlich zu tun hat, denn er hängt doch offenbar mit ihr zusammen?"

„Nun, es war eine Probe."

„Was für eine Probe?"

„Für dich!"

Torer sah ihn verwundert an. Heinrich nickte ernsthaft. „Du hast sie indessen bestanden. Leider!"

„Leider?"

„Ja, denn es paßt nicht zu dir, daß du sie bestanden hast, vielleicht war es auch nicht die richtige Probe, aber eine andere war eben nicht möglich. Wir Menschen müßten viele Proben bestehen, eine genügt nicht. Nun, wie immer, sei zufrieden, du hast diese Probe bestanden."

„Jetzt bitte ich dich aber um Aufklärung, denn es scheint mir immerhin bedenklich, wenn ein Mensch den andern mit einer solchen Probe überrascht. So aus dem Hinterhalt gestellt, ist der, der geprüft wird, wahrlich im Nachteil."

„Ich habe nur wissen wollen, ob du wirklich bereit wärest, ohne viel zu fragen, mir zu helfen, wenn ich es fordern würde. Denn aufrichtig gesagt, ich habe daran gezweifelt. Und zweifle noch daran, wenn es sich um anderes als um Geld oder um mehr handeln würde. Ich halte dich nicht für fähig, ein Opfer zu bringen."

„Vielleicht beurteilst du mich richtig: für jeden könnte ich mich wahrscheinlich nicht opfern, aber mit Geld würde ich mich immerhin loskaufen. Unsere Menschenliebe ist freilich zu gering. Sie fragt nach der Würdigkeit. Darum prüft jede Probe auch den Prüfer. Man überläßt sie klüger dem Ungefähr und beschwört sie nicht aus freien Stücken herauf. Übrigens hast du, scheint mir, unrichtig gefragt, nach Geld, nicht nach Opfer."

Heinrich zuckte empor. „Das hab ich wohl gewußt. Du könntest glauben, ich brauchte wirklich das Geld."

„Freilich glaubte ich das. Das wäre doch nichts Arges."

„Ich habe das Geld aber nicht gebraucht, sonst hätte ich dich ja nicht mit ruhigem Gewissen prüfen können. Und es ist für menschliche Verhältnisse immerhin ein Maß, das einzige wenigstens, das uns zugänglich bleibt. Wäre ich wirklich in Geldverlegenheit, so wäre es ja keine Prüfung, sondern ich schlechterdings in deiner Hand gewesen. Du hättest über mein Leben entscheiden können."

„So weit hättest du mir also nicht über den Weg getraut?"

Heinrich schwieg.

„Immerhin gibst du mir eine gute Lehre, daß man seiner selbst nicht sicher sein kann, denn der Nächste ist unser nicht sicher und kann uns bloß in einem kleinen Wortgefecht und auf eine Laune hin moralisch niederstrecken. Aber, verzeih', ich war auf einen solchen Überfall nicht gefaßt."

„Noch einmal: ich habe das Geld nicht gebraucht. Lies diesen Brief." Torer tat keinen Griff nach dem Umschlag, den Heinrich ihm entgegenstreckte. Es schien Torern ganz unmöglich, darum zwecklos, dem Ungestümen begreiflich zu machen, daß es bei dieser Probe darauf gar nicht mehr ankam, ob das Geld benötigt worden war oder nicht, ja daß eine wirkliche Geldverlegenheit eine glimpflichere und mildere Probe für beide dargeboten hätte.

Heinrich eröffnete aber dennoch den Brief, entnahm ihm etliche Banknoten, die, wie er sie aufzählte, den Betrag von zwanzigtausend Kronen ausmachten und las die begleitenden Zeilen vor, die Hedwig ersuchten, das Geld Herrn Torer unverzüglich mit dem Beifügen zu weisen, Heinrich habe es nicht benötigt, sondern nur erbeten, um die Bereitwilligkeit des Freundes zu prüfen. Damit er jederzeit beweisen könne, das verweigerte Darlehen gar nicht gebraucht zu haben, zur Vermeidung jedes Verdachts, als hätte er es auf eine ernstliche Schuld abgesehen gehabt, wolle er, daß sie diese seine Barschaft zum ewigen Gedächtnisse hiermit als Zeugin und vor Torer feststelle, den er vergeblich um diese Summe ersucht habe. Er blickte Torer mit einem zweifelhaften Triumph an. Der gab ihm den Blick halb betrübt, halb belustigt zurück: „Nun lassen wir es aber bei dieser einen Probe bewenden, lieber Heinrich, und sagen am besten: es war nichts."

Heinrich schüttelte den Kopf, stand rasch auf, streckte Torer förmlich, aber mit einer großen Gebärde die Rechte entgegen. Sie drückten einander heftig die Hand, und Heinrich ging, von dem verlegenen Prüfling bis zur Stiege begleitet, selbst verlegen, die Treppen hinab. Torer dachte: „Wie nach einem Zweikampf. Es heißt, die Gegner schieden versöhnt, und bedeutet doch, sie bleiben die Alten."

Fortan vermied er, so schwer es ihm fiel, seine Besuche bei dem Ehepaar. Heinrich schaute weg oder ging lieber von weitem schon auf die andere Seite der Straße, wenn er Torer entgegenkommen sah. Er machte sogar jede freundliche Begrüßung auf diese Weise unmöglich. Torer bedauerte dies, aber erkannte es vorderhand als das einzig Mögliche, bis Heinrichs Groll durch die Zeit und andere unvermeid-

lichere Proben etwa gemildert worden sei, denn die Menschen handeln eben zumeist nach dem empfindlichen Grundsatze: Ich habe ihn verletzt, darum bin ich es. —

Frau Helene mußte es auffallen, daß ihr sonst häufiger und treuester Gast ausblieb.

Als sie fragte, warum Torer sich nicht mehr sehen lasse, erzählte ihr Heinrich mit einigem Zögern die Geschichte dieser Prüfung. Dabei bekam er in seinem Schülergewissen und Trotz, in der Selbstgerechtigkeit des erschütterten Stolzes einen roten Kopf und verwickelte sich in seine spitzfindigen Begründungen. Wie er ihr so gegenüberstand, schien er ihr jünger als je, und wenn sie auch das Böse der Handlung fürchtete, das er ihr so verraten mußte, so gefiel ihr der Knabe-Mann, der sich, ewig unreif, aber ewig das Höchste fordernd, der stärkeren Welt entgegenstellt, gerade in dieser wilden Selbstvergessenheit mehr als je, und sie erkannte das Schicksal der Frau, gerade die Schwächen des Geliebten lieben zu müssen, aus denen seine eigentlichen Kräfte stammen, die sie bezwingen. Obgleich jünger als Heinrich, fühlte sie sich in diesem Augenblicke so viel älter, als hätte sie seine Mutter sein können. Ihre Augen schimmerten von Tränen, als sie zu ihm sagte: „Aber, Heinrich, wie hast du das tun können? Du hast ja dich selbst gekränkt."

Und als Heinrich schwieg und seine Lippen verbiß, fragte sie ihn: „Du leidest daran, daß du deine eigenen Forderungen an dich selbst und an die Welt nicht nach deinem hohen Wunsch erfüllt siehst. Darum möchtest du allen Menschen oder dir beweisen, daß sie allesamt nicht ausreichen und schuldig sind. Ist es so?"

Heinrich schwieg.

„Was kann uns diese Probe nützen? Habe mit dir Geduld, Lieber, wir müssen uns selbst schaffen, dann ertragen, und schaffen wir auch die anderen nach unserem Bilde. Ich wollte eher tausendmal schuldig werden, als andere schuldig machen."

Heinrich sah in ihren tränenglänzenden Augen eine trotz allem siegreiche, gütige Herrschaft aufgehen, die ihn mitfühlend bezwang und wie je beglückte. Helene nahm bald darauf Anlaß, den Hausstand in diesem Örtchen aufzulösen und in eine andere, ihren vielen Reisen und Pflichten günstiger gelegene Stadt zu übersiedeln. Heinrich ging selbstverständlich mit ihr, wenn es ihm auch schwer fiel, die gewohnte Landschaft und Umgebung zu verlassen.

Eines Tages fuhren sie im offenen Reisewagen, der mit Gepäck hochbeladen war, davon. An Torers Haus vorüber, der an der Gartentüre stand. Er zog den Hut und grüßte tief. Der Wagen hielt nicht, aber Helene winkte ihm lebhaft und freundlich lächelnd mit ihrer schlanken Hand zu und neigte mehrmals ihr Haupt, dem der stolze Generalshut mit der wehenden Reiherfeder, ein samtener Dreispitz, etwas Kühnes und Zuversichtliches gab. Heinrich sah mit seiner Reisemütze neben ihr beträchtlich kleiner aus, er winkte mit einem leichten Kopfnicken.

In seine Dachstube zurückgekehrt, fand Torer auf dem Schreibtische ein verschnürtes Paket. Es enthielt eine schwarzgerahmte Zeichnung, mit Silberstift behutsam und zärtlich ausgeführt: Helenes Porträt von Heinrichs Hand. Eine tiefe Neigung und Demut hatte ihn — so schien es Torern — hierbei geleitet, so

daß ihm zum ersten Male oder ein für allemal ein kleines, ein großes Werk gelungen war, wie es nur der Liebe gelingt. In den Zügen der Sängerin erschien ihre kindliche Heiterkeit und göttliche Frische, obgleich der etwas breite Mund mit den schmalen ausgeschweiften Lippen jenen wissenden Ernst zeigte, der den wahrhaft schöpferischen Seelen und der umfassenden Natur edler Frauen zumal von Anbeginn eignet, ein Zug, der solche Gesichter zugleich weise und ewig jung macht.

Auf dem Bilde stand: Zu freundlichem Andenken an Helene und Heinrich Insühr.

Die Götter Homers

Von

Theodor Birt

Wir Deutschen reisen vorläufig nicht mehr, aber wir erinnern uns doch gern der Zeit, wo das Ausland uns offen stand. Wer da nach Athen oder gar nach Delphi kam, der betrat das sagenreiche Land, wo die griechischen Götter entstanden. In der Tat, ein großes Sehnen, ein großes Schauen befällt die Seele dessen, der auf jenen Straßen zieht. Die Nüchternheit fällt da von ihm ab wie ein schlechter Arbeitsrock, den man zu Hause läßt. Die Schuppen fallen von den Augen. Man glaubt, daß täglich Sonntag sei, der Tag der Andacht.

Wir heute erfinden keine Götter mehr; wir wissen von Bakterien und Bazillen und Röntgenstrahlen und staunen, wenn das gläubige Volk seinen Himmel noch immer mit den geflügelten Engeln und bunten Heiligen bevölkert. Eine Kuh wirft ein totes Kalb; die Kuh war verhext; die schwarze Katze im Stall war schuld, in der die Hexe steckte. Wer hält es für möglich, daß die Dorfleute das heute noch glauben können? Das Übernatürliche, das zauberhaft eingreift in unser alltägliches Erleben, wie fremd ist es den meisten von uns geworden! Die religiöse Phantastik liegt in den letzten Zügen. Wie anders in jenen Urzeiten der Naturvölker! Ägypter, Babylonier, Inder und Griechen: Himmel und Erde und alle Gewässer strotzten bei ihnen von Göttern, monströs klotzig und riesenhaft bei den Indern, pagodenhaft steif und bizarr bei den Ägyptern, von rein menschlicher Erscheinung, schlicht, aber wohlgebildet bei den Griechen. Wie aber sind die Griechengötter entstanden? Nach dem indischen Gott mit den hundert Armen verlangt keiner, keiner nach dem ägyptischen mit dem Hundskopf oder Katzenkopf; der griechische Hermes oder Apoll dagegen steht in Gips bei uns in jedem Museum, womöglich in jedem Gymnasium. Warum interessieren sie uns? und wie waren solche Götter möglich?

Die Griechen waren ein Einwandervolk; vorher saß eine Urbevölkerung anderer Rasse im Land. Außerdem haben Phönizier, vielleicht hier und da sogar auch Ägypter auf griechischem Boden und an den Küsten des nahen Kleinasiens An-

siedlungen gehabt. Die Dichtkunst deutet uns dies an: Ödipus ist in Theben von phönizischen Frauen umgeben, und die Sphinx, die Ödipus besiegt, sieht aus, als wäre sie aus Ägypten eingewandert. Schon bei jener Urbevölkerung gab es gewiß göttliche Gespenster die Fülle, und die Griechen übernahmen sie, als sie ins Land kamen. Namen wie Apoll und Artemis können wir sprachlich nicht erklären; wer weiß, ob das griechische Wörter sind? Ich verweile hierbei nicht; denn es handelt sich um Dinge, die aller Überlieferung vorausliegen.

Aber der Spaten hat geholfen. Durch Ausgrabungen ist nun doch in jene ganz verschütteten Zeiten ein grelles Streiflicht gefallen, und wir sehen: schon damals gab es eine Hochkultur, auf einem Boden, der sich heute mit Ehrgeiz zu Griechenland zählt. Man grub auf Kreta, der größten Insel jenes Meeres, die breit vorgelagert wie ein Riegel das griechische Inselmeer gegen Ägypten absperrt. Wer weiß nicht vom Labyrinth des Königs Minos? Wer weiß nicht vom Ariadnefaden? So wie heute der Kreter Venizelos das Griechenvolk beherrscht, so tat es damals der Sage nach König Minos, nicht kraft seiner Rednerkunst und Demagogie, sondern kraft seiner Kriegsflotte; er erhob Tribut von allen Küstenplätzen. Die Griechen machten früh aus ihm eine Legendenfigur; sie machten ihn zu einem Griechen, der der Gerechteste der Gerechten war. Mit Gott Zeus selbst hielt Minos auf Kreta geheime Gespräche wie Moses mit Jehova auf dem Sinai — und gab fromme Gesetze, die indes nie aufgeschrieben wurden. An seinen Hof zog er den ersten aller griechischen Künstler, Dädalos, der ihm das Labyrinth erbaute, der das Knäul mit dem Ariadnefaden ersann und schließlich gar als Flieger hochging; Dädalos flog nicht mit der Maschine, sondern fügte sich Flügel an, die ihn sicher über die Meere trugen. Nur sein Sohn Ikarus, der mit ihm flog, stürzte ins Meer, da er der Sonne zu nahe kam und das Wachs am Flügel geschmolzen war.

In Wirklichkeit war jener König kein Grieche — die Griechen hatten Kreta damals noch gar nicht besiedelt — sondern ein Despot der griechischen Urbevölkerung [1]). Auch beruhte seine Herrschaft gewiß mehr auf Piratentum als auf Gerechtigkeit. In Knossos und Phästos aber sind seine Paläste ausgegraben, und die Überraschung ist groß. Das Labyrinth selbst ist da glücklich gefunden, ein Palast von ganz unwahrscheinlicher Ausdehnung, mit Hunderten von Sälen und Kammern, offenen Höfen und Korridoren, ein steinerner Irrgarten, in dem sich heute der Archäologe verirrt. Die Griechen selbst haben nie so gebaut: es ist ein Zentralraum von all den andern Räumen rings gleichmäßig umlagert, wie ein Spinnennetz mit tausend Maschen; im Innern saß der König als die große Kreuzspinne.

An den Wänden die erstaunlichsten bunten Bilder, Frauengestalten, alle ganz ungriechisch gekleidet; sie wirken wie moderne Fälschungen: dekolletiert, mit beängstigend enger Wespentaille und breitabstehenden Röcken, dazu Puffen und Besatzstreifen, Fransen und Rosetten; die Finger voll Ringen, wie sich unsere Damen vor etwa hundert Jahren putzten, wenn sie in Gesellschaft gingen. Dazu Tänzerinnen mit flatternden Haaren. Bei den Männern fehlt nur der Frack und die weiße Hals-

[1]) Eteokreter.

binde. Und mit solchen Modejournalfiguren verkehrte der König Minos also auf jener Insel, die heute die Wildheit und Ungepflegtheit selber ist.

Übrigens zeigen die Malereien eine blendende Technik und das genialste Können. Blumenflore sind über die Wände ergossen. Tiere und Pflanzen von fabelhafter Naturwahrheit; fliegende Fische, die aus dem Wasser schnellen, Polypen, Seesterne, Quallen und Algen: das reine Aquarium. Dabei aber eine zappelnde Unruhe im Bild, die ganz ungriechisch scheint; so auch der Verismus, mit dem alles gegeben wird. Nur die Menschengestalt konnten jene Künstler noch nicht natürlich geben, und die Götter fehlen; es fehlen noch Tempel und Götterstatuen. Nur kleine Puppen sind gefunden, die gelegentlich auch eine Göttin bedeutet haben; man konnte sie wie einen Fetisch in der Hand mit sich herumtragen. Mit griechischer Geschichte jedoch hat das alles in Wirklichkeit nichts zu tun.

Von der Donau her rückten nun etwa gleichzeitig oder schon etwas früher die Griechen als Einwanderer in das Land ein, das nach ihnen heißt. Woher sie gekommen? Sie ahnten es selber nicht. Mit dem Trieb nach Süden drangen sie in Einzeltrupps bis an das wundervolle Mittelmeer. Griechen, Hellenen nannten sie sich noch nicht; es gab keine gemeinsame Volksbezeichnung, wie sie auch den alten Germanen gefehlt hat. Achäer, Jonier, Aeolier nannten sich die Stämme; als letzte kamen die Dorier hinzu. Die Urbevölkerung wurde wohl rasch aufgesogen; aber eine Rassenreinheit des Griechentums ist infolgedessen nicht durchweg vorauszusetzen. Jeder Stamm sprach einen anderen Dialekt, und der steif einsilbige Spartaner und der schwerzüngige Böotier verstand wohl oft genug den Redeschwall des glatten Joniers nicht. Aber das kleine Land war ihnen zu eng, zu arm; sie saßen darin wie in einem Sack. Die Inseln lockten, die Sporaden, Kykladen, bis Santorin und Rhodos und Zypern, die im Meer wie Schrittsteine liegen, auf denen man nach Kleinasien hinüberspringt. So wurden sie Seefahrer (ein Kompaß war nicht nötig) und besetzten die üppig prangende Westküste Kleinasiens, das Land Smyrnas. Smyrna und Ephesus, die Städte, bestanden freilich in der Zeit noch nicht, die Homer uns schildert.

Das ägäische Inselmeer war so ein griechischer Binnensee geworden; um sein Becken lag die kleine Welt des Griechentums, seine Front aber stand nach Osten, und das ist wichtig. Die Griechen waren nicht wie die Römer. Sie waren Halborientalen, oder sie wurden es doch mehr und mehr. Der Märchengeist der Levante lebt in ihnen. An der Landschaft selbst entzündet sich die Dichterkraft lichttrunken. Die Levante ist die Heimat der Offenbarungen. Ein heißer Wunderglaube war dort heimisch. Unsere blutarme Phantasie kann da nicht mit, und es mutet uns fremd an. Die griechische Psyche ist für uns schwerer zu verstehen als das nüchterne Römertum.

Die Bodenformation des engen Gebirgslandes bewirkt, daß Griechenland in lauter kleine Gaue und Kantone auseinanderfällt; durch die Brüche im Gebirge sind sie bedingt. Daher die Zerrissenheit der griechischen Geschichte. In den Talspalten, wo immer fruchtbares Erdreich, nisteten die Griechen sich ein wie die

Schwalben in den Felsenlöchern — es war ein Volk von geringer Kopfzahl — und bauten ihre kleinen Städte; über den Felsenbuchten ragten ihre Burgen. Einige städtische Siedlungen fanden sie auch gewiß schon im Lande vor. In den Burgen hausten ihre Kleinfürsten, die sich Könige nannten und sich mit den Schätzen, die sie gesammelt, da sicher fühlten. Denn die Burgen waren eng und von zyklopischem Mauerwerk eingeschlossen. Mykene zeigt es. Für Riesenpaläste, wie Kreta sie hatte, war da kein Raum. Gleichwohl wurde Kreta ein Vorbild, und die Könige lernten von da die Dekorationskunst der Saalwände, auch die eingelegte Metallarbeit in Schilden und Dolchklingen. Alles das liegt der Zeit des Homer voraus, doch weiß auch Homer, daß die Kunst Kretas Modell war [2]). Göttertempel aber fehlen noch auf den griechischen Königsburgen, es fehlen auch die hohen Götterbilder völlig. Nur für die Ahnen, die fürstlichen Toten, wurden in die Felshöhlen Gewölbe getrieben (sie sind von bewundernswürdiger Kunst); denn man verbrannte damals die Leichen noch nicht. Auch in Schachtgräbern bettete man die Leichen, legte ihnen goldene Masken aufs Angesicht, die uns noch heute seltsam hirnlos und blöde angrinsen (Schliemann hat sie in Mykene aus dem Grab gehoben) und stellte den Seelen der Toten reichen Hausrat ins Grab; man opferte ihnen Speise auf Brandaltären [3]). Die Toten waren also *nicht* gestorben; man mußte ihren Seelen Gutes antun, damit sie nicht schwirrend aus der Tiefe fuhren und böses Unheil stifteten.

Und die Götter? Wo blieben sie? Gewiß, es gab ihrer Tausende, in allen Winkeln; denn alle Naturkräfte werden für den Aberglauben zu Personen. Aber sie waren Dämonen, die unfaßbar im Licht oder im Finsteren hausen. Man wußte nur ihre Namen, aber Gestalt hatten sie nicht, und niemand wußte ihre Namen zu deuten. Einen großen Gott, einen himmlischen Vater, der da donnert, wenn er grollt, den mußte es geben; man nannte ihn Zeus; den brachten die Griechen schon aus ihrer Urheimat mit ins Land. Der Ehrgeiz unserer Bergfexen, die höchsten Bergesgipfel zu erklettern, fehlte den Griechen ganz; im Gegenteil, in allen Zeiten hatte man heilige Scheu davor; denn da oben war Götterboden. Auf den höchsten Bergspitzen waren des Zeus heilige Bezirke, niemand durfte sie betreten, und der Jäger, der sich dahin verirrte, bemerkte, daß an solchen Stätten die Gegenstände keinen Schatten warfen [4]). Aber Zeus genügte nicht. Man brauchte sonst noch gute Geister für die Fruchtbarkeit von Mensch und Vieh und Saaten, man brauchte Hilfe gegen die Stürme und die tausend Schrecken der Natur. Jeder Ort im Lande benannte sie anders, und Apoll und Hermes waren so blasse Gespenster wie Artemis, Hera und Athene und all die andern. Es war eine Religion der Angst, bevor Homer dem Volk seine Götter gab; sie war Fetischdienst wie bei den Negern und Indianern, ein sinnloses Taumeln zwischen ausgelassener Freude und

[2]) Homer kennt das Labyrinth und seinen Erbauer: Ilias 18, 591.
[3]) Vielleicht feierte man den fürstlichen Toten auch schon mit Lobliedern, nach Hesiod Op. 654 f.
[4]) Pausanias 8, 38, 2 u. 6. Man vergleiche, daß die indischen Götter keinen Schatten werfen (Nal und Damajanti, 5. Gesang).

schreckhaftem Grauen und Entsetzen, und die erregte Phantasie sah Gespenster allüberall.

Wie abenteuerlich göttlich schön ist der griechische Frühling, seelenerlösend! Glücklich der, der ihn einmal erlebt hat. Der kurze Winter gab rauschende Regengüsse. Plötzlich, wie mit einem Zauberschlag, springt in den Tälern der Frühling in Millionen Blüten auf. Veilchenduft und Rosen an jedem Quell, Malven und Mohn an allen Hängen; die Saaten wogen, um zweimal im Jahr zu reifen. Goldkäfer hängen an den violetten Distelblumen und glänzen in der Sonne wie Juwelen. Die Zikade singt wie die Nachtigall; sie ist die Nachtigall des Ackerfeldes. Eine glorioſe Freude thront blitzend und jauchzend über den beschneiten Höhen, und in den sanften Tälern drunten webt süßer Zauber, wo der Wein und die Granate sich üppig in den Lorbeer drängt und die Olive ihr Silberlaub im Zephyr wiegt. Die Mondnacht von unsäglicher Milde und Windesstille.

Aber zur Naturandacht lockte das nicht. Der primitive Mensch wußte noch nicht aus freiem Herzen seinem Gott zu danken. Seine Sinne waren noch zugehalten. Das alltägliche Glück war selbstverständlich; man fürchtete nur das Unglück und dachte nur an die bösen Geister, die das Glück zerstörten. Abwehr des Unheils, das ist überall der trübe Gottesdienst des ältesten Heidentums und war es zu Anfang auch bei den Griechen. Das Schiff zerschellt, wenn der wilde Boreas den Zephyr verjagt. In den Bergesschluchten herrscht furchtbare Todesstille und Einsamkeit: den Hirten faßt panischer Schreck, und er flieht davon, als lauerte der würgende Tod hinter dem nächsten Felsen. Die Brandung reißt an den Küsten; die Erde selbst spaltet sich, und der Vulkanismus schlingt ganze Inseln, ganze Städte weg in die Tiefe. Durch die Erdspalten geht es zur Hölle, zur Hölle, wo die lechzenden Schatten, die Seelen der Verstorbenen, hausen, die uns um unser Leben beneiden.

In einem Riß des Parnaß, da liegt das berühmte Delphi. Die Gebetsstätte ist uralt. Auch da ein Erdspalt; die Dünste des Orkus hauchen aus ihm; so wurde über dem Spalt, zuerst in Form eines Bienenkorbes, die Weissagungsstätte gebaut, und Ge, die Erde selbst, ist es, von der man sich da die Orakel holte. Unheimlicher noch, wenn die Bäche, die vom Berge stürzen, in solchem Spalt verschwinden. Derartiges sieht man noch heute oft in Griechenland. Katavotren nennt man solche Schlünde. Alles das sind Eingänge zum Tartarus (wie die Hundsgrotte bei Neapel). Das ganze Land ist von der Hölle unterhöhlt; überall führt die Charonische Stiege zur Unterwelt. Daher auch der Styx, das schwarze Wasser. Man sieht ihn noch heute; bei dem Ort Solos in Arkadien quillt er aus einer tausend Fuß hohen Steilwand hervor, ein verstaubender Wasserfall, um unten in einem Felsenschlitz völlig zu verschwinden. Wo blieb er? So wurde er der berühmte Fluß im Totenland, in dem dunkelen Reich der Schatten, wo der Asphodelos blüht, die Totenblume. Dies Reich ist also nicht verschlossen; es hatte seine Luftschächte nach oben. Wie leicht konnten die Abgeschiedenen durch die Erdspalten wieder emporsteigen, um

die Lebenden zu schrecken! Man stürzte Menschen in die Tiefe, um den Hades zu versöhnen.

Dämonen und Gespenster überall, und der Zauber muß gegen sie helfen. Auch Apoll ist solch Gespenst. Ist Pest im Land? Er hat sie gebracht, und man muß ihn versöhnen. Gibt es Mäuseplage, man ruft zu ihm. Das ist der Mäuse-Apoll. Artemis ist es, die bei Fehlgeburten Kinder und Mütter würgt oder mit dem Pfeil erlegt. Im Walddickicht haust Pan, der meckernde Gott in Bocksgestalt. Die Erinnyen brüllen und bellen und bringen den Schuldbewußten zum Wahnsinn. Harpyen und Sirenen drohen mit Tod, und das Meduſenhaupt, das die Zähne fletscht. Von der Hexe Lamia wußte man: sie trägt ihre Augen in einem Gefäß mit sich herum und setzt sie sich ein, wenn sie dich anstarren will. An den Dreiwegen lauert Hekate, von dämonischen Hunden umgeben; von Hekate leitet unser Wort „Hexe" sich her. Auch auf den Töpfer lauern fünf böse Kobolde (jeder hat seinen Rufnamen) und bewirken, daß der Brennofen grimmig wird und mit seinem Rachen alle Gefäße zerbeißt oder zerstört [5]).

Lauter Gespenster, die sich nicht greifen lassen. Aber man glaubte, daß sie auch in greifbaren Gegenständen stecken können, und das ist der Gott im Fetisch. Wie in der Bibel der Bet-El, der rohe Stein, als Sitz Gottes gilt [6]), so ist auch Hera ein behauener Stein, so ist Apoll ein Steinkegel, den man aufstellt und mit Honig oder Blut bestreicht. In Dodona steht die heilige Eiche, ein Gott ist in ihr, und wenn sie rauscht, ist es Gottes Stimme. Auch die Platanen rauschen Träume, und man geht hin, unter ihnen zu schlafen. Der Efeu (Kissos) rankt sich in die Weinrebe: er war einst ein Jüngling, der mit Gott Bacchus tanzte; daher sehnt er sich in Ewigkeit nach Umschlingung. Die Schlange häutet sich; das ist wie Auferstehung des Leibes, und das Tier muß göttlich sein. Man will auswandern; ein Rabe fliegt auf; folge seinem Flug; denn der Rabe ist Apoll; und so geht es weiter. Tolle Hunde muß man schlachten, wenn das Getreide zu verdorren droht. Braucht man Gewitter, so macht man, um es zu rufen, ein Getöse mit Wagenrädern, die polternd über die Steine rollen. Wertvoll vor allem die seltenen Quellen im heißen Land; daher all die Nymphen, die Quellgeister. Aber die Nymphe stirbt, wenn der Quell versiegt.

Und das sind die Götter Griechenlands, nach denen unser deutscher Dichter voll Sehnsucht ruft. „Da ihr noch die schöne Welt regiertet, ach, da euer Wonnedienst noch glänzte, schöne Wesen aus dem Fabelland"? Sie sind es nicht. Erst Homer hat sie geschaffen. Sie waren ein Geschenk der hohen Dichtkunst, eine Originalleistung erster Ordnung. Erst damit wird das Griechentum eröffnet. Eine neue Welt entsteht durch Künstlerhand.

O wie viel schöner, als der Schöpfer sie gegeben,
Gibt ihm die Kunst die Welt zurück!

Die große Dichtkunst war erwacht. Wenden wir uns ihnen denn endlich zu, den Göttern Homers. Wer sie nicht kennt, kennt die Griechen nicht.

[5]) Über das Gedicht Keminos vgl. Lobeck Aglaophamos S. 971; Paralipom. I, S. 292; Ludwich, Rhein. Muſ. 71, S. 206.
[6]) 1. Moſ. 28, 7.

Die ägyptischen Götter sind starre Riesensymbole geblieben, die indischen blieben Ungetüme von Elephantengröße, die Götter Homers sind Menschen; nur in den Adern haben sie Götterblut. Das Menschenideal jener alten Zeit lernen wir also in ihnen kennen, aber nicht nur das; Homer löst auch die Frage, wie der Mensch in seiner Schwäche zum übermächtigen Schicksal sich zu stellen hat: ein Ergebnis wahrster Frömmigkeit. Die Götter Homers mochten untergehn, seine Frömmigkeit blieb unverloren.

Soll ich sie nun aufzählen, jene Götter? Jeder glaubt sie zu kennen. In unseren Bilderbüchern, auf modernen Gemälden treiben sie hundertfach ihr Wesen; in Gips stehen sie in unseren Stuben auf Konsolen und Kommoden: der hübsche Apoll mit dem Haarknoten, die Venus mit den abgebrochnen Armen, der Zeus mit dem prächtigen Vollbart. Gewiß. Aber man muß wissen, daß alle diese Figuren jung sind. Die Künstler, die sie meißelten, lebten lange nach Homer. Homer kannte noch kein Gottesbild; bilderlos war sein Gottesdienst [7]). Die Götter unserer Museen haben mit Homer nichts zu tun.

Von Zeus, Apoll, Hermes und Athene gab es in den Kantonen des Landes die verschiedensten Vorstellungen, ein völlig zersplittertes Glaubensleben. Überall nur Lokaldienst, und jeder Ort dachte sich etwas anderes, wenn er die Namen nannte: ein spukhaftes Chaos von Dämonen. Der Dichter aber stellt sich hoch über die Masse und schafft aus dem Vielerlei endlich den einen Zeus, die eine Athene, und diese Götter sind nicht mehr an den Ort, an die Kultstätte, an den Fetisch gebunden. Überirdisch wohnen sie im Himmel oder auf dem Götterberg Olympos, der auch nicht mehr ein bestimmter Berg in Kreta oder in Thessalien, sondern ein Phantasieberg ist. So beherrscht jetzt auch Poseidon alle Meere, und Hades wird der Herr der Unterwelt. Zeus, Poseidon und Hades, die drei Brüder, teilen sich vertragsmäßig in die drei Reiche. Und das Gespenstische hört auf, der Himmel wird mit Seligen bevölkert.

Aber man glaube nicht, daß Homer nur schönfärbt. Er ist gesunder Realist, und eine flotte Lebendigkeit gilt ihm mehr als eintönige Verklärung. Seine Götter tragen noch keinen Heiligenschein.

Dafür war günstig, daß der Himmel uns räumlich so nahe ist; denn das Himmelsgewölbe ist nicht höher, als der Geier fliegt, und auf den höchsten Bergen lehnt es aufgestützt. So ist auch der Tartarus nicht tiefer als der Erdspalt, in den die Bergwasser stürzen. Es ist noch das naivste Weltbild. Oben auf dem Olymp hat sich Vater Zeus mit seiner Familie eingerichtet. Er braucht da nicht zu frieren; denn es ist zum Glück ein Phantasieberg, und Homer, der sonst Griechenlands Schneegipfel sehr wohl kennt, versichert ausdrücklich, daß da nie Schnee fällt. Das Hauswesen aber ist genau so wie bei den Landesfürsten, die da in Argos und Theben saßen. So menschlich sind auch die Charaktere der göttlichen Haussöhne und Haustöchter. Um so kennenswerter sind sie: alle voll Tätigkeitsdrang, aber nicht alle gleich edel. Üble Laune und Streitsucht gehört nun einmal zum Leben.

[7]) Der Beweis hierfür muß an anderer Stelle geführt werden.

Welche Familie käme ohne das aus? Auch das Götterdasein wäre öde ohne Reibung und Intrige und etwas Sünde.

Zum Glück sind Zeus' Kinder schon alle erwachsen, und der Vater hält darauf, daß sie nicht beruflos leben. Sie haben sich alle strebsam um die Menschen zu kümmern, und ihr eifriger Blick späht daher immer nach unten. Helfen und Strafen, das wechselt ab. Zeus selbst ist, seiner Stellung entsprechend, voll überlegener Gerzigkeit und Gerechtigkeit. Er ist die hohe Intelligenz. Darum entriß er seine... Vater Kronos die Weltherrschaft und nennt sich nun stolz den Kroniden, wie der Sohn des Atreus sich den Atriden nennt. Hera, seine Gattin, ist gleichalterig, und sie ist seine Schwester. Wenn sie ihr Beilager halten, erregt sich die ganze Natur, und wunderbar sprießen Narzissen und Veilchen aus dem Erdengrund (die Ehe zwischen Himmel und Erde). Aber es war eine Notehe. Es gab für Zeus keine Auswahl ebenbürtiger Frauen, und immerwährender Ehezank ist leider die Folge. Heras Eifersucht ist groß und nicht ganz unberechtigt. Zwar einen Harem, wie die Großkönige des Orients, kann sich Zeus nicht halten; aber es tauchen gelegentlich doch auf dem Olymp ein paar Nebenfrauen auf; sie heißen Leto und Dione. Das nicht genug; oft läßt sich Zeus auch zu sterblichen Frauen herab, um mit ihnen die Helden zu zeugen, die Griechenland groß machen.

Natürlich ist auch ein Königsschloß da. Es ist parataktisch gebaut, d. h. es liegen lauter Zimmer nebeneinander, jedes mit besonderem Eingang, jedes Zimmer für einen Gott. Dazu kommt ein Versammlungssaal, wo die Speisetische stehen, und wo man zur Beratung zusammenkommt. Denn nichts geschieht ohne parlamentarische Vorbesprechung. Abgestimmt wird freilich nicht. Bei besonders wichtigen Fragen wird auch Poseidon aus dem Meer heraufbemüht, ja, auch alle Nymphen und sonstiges geringeres Personal; nur der dunkele Hades nicht. Alles steht auf, wenn Zeus eintritt; aber es herrscht großartige Redefreiheit. Mit Respektsäußerungen beginnt jeder Sprecher; dann aber kommt es temperamentvoll oft genug zum Spotten und Schelten.

Der starkarmige Künstler und Schmiedegott Hephäst, einer der Söhne, hat den Palast gebaut. Seine Leistungen sind der Minoïschen Kunst, die wir aus Kreta kennen lernten, ebenbürtig. Homer sagt gradezu, des Hephästos Kunst stammt aus Kreta[8]). In seiner Schmiede steht er rußig über dem Blasebalg. Dreifüße fertigt er an, die auf goldenen Rädern laufen und wie die Automobile von selbst dahinrollen, um die Götter zu bedienen. Ja, er hat Mädchen aus Metall angefertigt, die sich gleichfalls automatisch bewegen und ihn bei der Arbeit unterstützen. Bekommt er Besuch, wäscht er sich mit dem Schwamm die behaarte Brust, Hände und Angesicht. So sind nun auch die Wände selbst im Palast des Zeus ganz aus geschmiedetem Metall, der Fußboden ist golden. Das Palasttor wird von den Horen gehütet. Mit Rossegespann fahren die Götter aus dem Tor auf ihre Unternehmungen aus, wie

[8]) Ilias 18, 591. Gleichwohl ist, wie ich hervorhob, das Götterschloß des Zeus auf dem Olymp parataktisch gebaut, folgt also nicht dem Prinzip des sog. Labyrinths von Knossos.

die Erdenherrscher aus ihrer Burg. Die Geißel ist aus Gold; die Pferde fliegen. An Stallung und Wagenremise fehlt es nicht. Es ist für alles gesorgt. Auch der Wagen ist ganz solide aus Metall, und er wirft Flammen.

Auch der Meeresgott Poseidon hat natürlich Familie; dazu all die Nereïden, die die See bevölkern. Sie alle haben Tauchernaturen. Tief im Wasser steht des Poseidon glänzendes Schloß, und auch er hat Gäule mit goldenen Mähnen, die zur Ausfahrt bereitstehen. Herrlich ist es, wie er über das Meer kommt: die Haifische fahren auf und umtummeln ihn; die Wagenachse wird nicht naß. In einer Unterwassergrotte stellt der Gott das Gespann ab, wenn er ans Land steigt[9]). Einen Inselberg erklimmt er, die dreizackige Harpune in der Rechten, und späht aus, ob es für ihn etwas zu tun gibt. Denn er wird leicht bös, und es freut ihn, einmal mächtig einzugreifen.

Wir aber kehren zu Zeus zurück. Seine hohe Familie ist in zwei Parteien zerspalten; denn es handelt sich bei Homer um den langwierigen trojanischen Krieg, der zehn Jahre währte. Die Achäer (so heißen die Griechen bei Homer) wollen Troja nehmen. Nun ist Hera für die Griechen, ebenso auch die Jungfrau Athene. Die liebreizende Aphrodite dagegen ist zitternd ängstlich für Troja besorgt, und wie sie, so denkt auch Apoll. Man sieht, die holde Weiblichkeit hat hier stark mitzureden. Die Emanzipation der Frau war für die Griechen damals ganz selbstverständlich. Nichts geht ohne sie. Klugheit und Tatkraft ist bei den Frauen. Ebenbürtig sind sie den Männern. Denn auch die Dichtkunst verwalten sie; die Dichtkunst und Gesangskunst ist Sache der Musen. Die asiatische Auffassung von der Unterdrückung des weiblichen Elements hatte damals noch gar nicht Boden gewonnen. Es ist die altgermanische Auffassung von der Stellung der Frau, die wir bei Homer wiederfinden[10]). Echte Rasseweiber sind es, die er uns schildert, eine willkommene Abwechselung in der Masse der kampfwütigen Männer, die die Ilias erfüllen. Betrachten wir sie uns näher.

Thetis, die Meeresfrau, ist nur Mutter; sie bangt um ihren Sohn Achill. Wenn der Sohn mürrisch ist, kommt sie und streichelt ihn; wenn er trauert, geht sie in Schwarz. Um seine Wünsche zu erfüllen, eilt sie zu Zeus, der auf dem Berge thront, und legt ihm bittend die Hand unter das Kinn. Aber da ist schon Hera. „Mit wem hast du da so heimlich verhandelt?“ interpelliert sie den Gatten gleich voll Argwohn. „Ich weiß, es war Thetis; sie hat dich beschwatzt.“ Eben versammelt man sich zur Mahlzeit, aber der Zank ist nun im Gange. Zeus ist um Antwort nicht verlegen, bis Hephäst, Heras lieber Sohn, für die Mutter gute Worte einlegt. Da glättet sich endlich die Stimmung. Allen Göttern kredenzt Hephäst den Becher mit Nektar (der Schenk Ganymed ist noch nicht in Funktion), aber er hinkt; denn er hat schwache Beine, und die Tischgenossen lachen unermeßlich über sein Humpeln. Dicht vor Sonnenuntergang findet die Mahlzeit statt (das war die übliche Tischzeit), während die Musen ein Wechsellied anstimmen und Apoll dazu die

[9]) Ilias 13, 21, f.
[10]) Tacitus Germ. 8; vgl. Petersdorff, Germanen und Griechen, S. 32 f.

Begleitung spielt. Gleich danach legen sich alle Götter schlafen, jeder für sich in seiner Götterstube; nur Zeus schläft mit Hera im selben Raum. In der Frühe kommt dann Eos — das ist die Göttin des Morgenrots —, steigt auf den Berg und sagt den Göttern an, daß es wieder Tag ist und Zeit aufzustehen. Sie müssen früh ans Geschäft, mit der Sonne.

Zeus aber hat diesmal schlecht geschlafen, weil der Wunsch der Thetis ihm Sorgen schafft. Als er Thetis die Bitte gewährte, nickte er nur stumm ohne Worte, aber von dem Schütteln seiner Mähne bebte der Olymp. So bebt der Berg auch jetzt unter seinem Fußtritt, da er in Unruhe auf und ab geht. Das Zepter trägt er, aber keine Krone. Langhaarig ist er wie alle Götter; keine Schere kam je an seine Locken; denn nur der Sklave wird geschoren. Übrigens ist Zeus der häuslichste in seiner Familie und verläßt wie ein echter Sultan nur ungern seine Residenz, geschweige denn, daß er sich persönlich gemein macht und in das Handgemenge der Schlacht begibt. Um so erhabener steht er da. Er ist der Allvater, und in allem Geschehen im Himmel und auf Erden vollendet sich sein Wille [11]). Nur einmal hören wir, faßte ihn die Verblendung. Auch Ate, die Verblendung, ist als Göttin gedacht; sie ist Zeus' Tochter, die rasch, aber mit sanften Füßen unhörbar einhergeht. Wie sie aber den Zeus selbst betören will, faßte er sie bei den Haaren und warf sie zu den Menschen hinab [12]). So kommt es, daß er nie irrt. Ist sein Herz einmal unschlüssig, so holt er die Wage hervor und hält sie hoch in seiner Hand; denn zwei herrliche Helden wollen kämpfen; welcher soll fallen? Er liebt und ehrt sie beide. Er wirft ihre beiden Todeslose in die Schalen; so hat er gleichsam das Schicksal in Händen, und wessen Schale zum Hades sinkt, dessen Tod muß er geschehen lassen. Zeus tut es voll Herzeleid; denn er ist gütig. Wo also sein eigener Wille nicht ausreicht, da gibt es ein Schicksal, das ihn leitet. Dann aber ist er ganz Entschlossenheit. Gern hört er zwar auf den Ratschlag und die Bitten der anderen; aber wehe dem, der seiner getroffenen Entscheidung zuwider zu handeln wagt! Seiner rebellischen Gattin droht er mit Fäusten, und alle zittern und ducken sich. Denn in früheren Zeiten hat er gelegentlich ganz exemplarisch gestraft, und das ist unvergessen. Hephästus erzählt, wie Zeus ihn, weil er nicht tat, was er sollte, am Fuß packte und vom Himmel zur Erde beförderte; einen ganzen Tag lang sauste er durch die Luft (auf Grund des Fallgesetzes könnte man hiernach die Höhe des homerischen Himmels berechnen). Auf der Insel Lemnos fiel er nieder, wo er dann gleich eine Werkstatt für Ringe und Armbänder auftat (offenbar war Lemnos damals für diese Handelsartikel berühmt). Aber seitdem hinkt Hephäst. Und Hera, die göttliche Hausfrau selbst: als sie es einmal zu arg trieb, band Zeus sie hoch am Äther fest, so daß sie frei wie eine Gewitterwolke in der Luft hing, zwei Ambosse hing er an ihre Füße (eine Folter mit Gliederstreckung, dem barbarischen Strafrecht abgelauscht), und niemand wagte sie zu befreien.

[11]) Ilias 1, 5.
[12]) Ilias 19, 126.

Aber diese grotesken Gewalttätigkeiten, die an indische Phantasie gemahnen, liegen weit zurück; es wird nur an sie erinnert. Hera hat die Strafe ganz gut überstanden, und ihre Energie ist unverloren. Sie pocht darauf, daß sie ebenso vornehmer Herkunft wie ihr Gatte ist, und fährt ihm immer wieder in sein Regiment. Ihre symbolische Bedeutung tritt bei Homer ganz zurück. Es gab Griechen, die sich Hera als Erdgöttin dachten, die im Frühling noch Jungfrau ist, im Sommer Mutter wird und im Winter als Witwe trauert[13]). Derartige Symbolik kann ein Dichter, der dramatisch wirken will, nicht brauchen. Er braucht Intrige.

Mit Rossen weiß Hera umzugehn wie der beste Stallknecht und mischt sich wider des Gatten Geheiß zielbewußt wiederholt in die Menschenschlacht. Will sie den Gatten ablenken, so schmückt sie sich mit ihrem besten Kleiderstaat, listet der Frau Venus ihren Liebesgürtel ab (denn um eine Lüge, die einen guten Zweck hat, ist auch der edelste Grieche nicht verlegen) und verlockt den Gemahl, der zur Abwechslung auf dem Berg Ida sitzt, zum Liebestaumel. Dazu holt sie erst noch den Schlaf herbei, den Schlaf, der auch ein junger Gott, ja, der der Herr aller Menschen und Götter ist und auf einer der nahen Inseln wohnt. Wenn er ihr hilft, Zeus einzuschläfern, soll er zum Lohn mit einer der Grazien oder Charitinnen sich vergnügen dürfen. In Nebel gehüllt, kommt der Schlaf wirklich übers Meer und setzt sich im Wald in des Zeus Nähe als Vogel auf eine hohe Tanne. Da werden die Augäpfel des Gottes plötzlich müde unter ihren Wimpern, und trunken von Schlaf und Liebe vergißt er in Heras Armen alles andere. So können indessen Heras Pläne auf Erden gedeihen. Hinterher kommt dann natürlich das übliche Ehegewitter: „Arglistige, soll meine Geißel dich züchtigen?“ usf.

Wie anders Frau Venus, die goldene, süße Aphrodite! Sie ist Zeus' Tochter, und sie ist schuld am Trojanischen Krieg; denn sie war es, die Paris antrieb, Helena zu entführen. Aber Aphrodite ist kein starkes Gemüt. Als sie in eigener Person zu Helena ins Gemach tritt (denn sie behält die Beziehungen aufrecht), findet sie Helena voll Reue und läßt sich von ihr gröblich schelten. Die Göttin denkt nicht daran, das übelzunehmen, und rückt statt dessen dem Buhler Paris eigenhändig den Stuhl zurecht, damit er sich wieder zu seiner Geliebten setzt. Äneas, der sterbliche Held, ist der Aphrodite Sohn; um ihn vor dem Tod zu retten, wagt sie sich einmal in die Schlacht, wo die Speere fliegen. Aber es bekommt ihr übel; Held Diomedes verwundet sie ohne Scheu. Da fängt sie an zu schreien, wie sie ihr Blut, den Ichor, sieht (denn die Götter haben nicht Menschenblut, sondern Ichor). „Schlimm genug, daß du Weiber zur Untreue verführst“, ruft Diomedes ihr nach, als sie sich davon macht. Dann setzt sie sich im Himmel auf den Schoß ihrer Mutter Dione, und Zeus sagt väterlich: „Ich gab jedem von euch seine Pflichten. Mein Sohn Ares ist für den Krieg, du bist für die Hochzeiten da. Was mischest du dich also ins Getümmel?“ Athene aber steht dabei und macht Witze: „Sie hat sich gewiß nur eben an einer Nadel geritzt, als sie irgendein Menschenweib besuchte

[13]) Pausanias 8, 21, 1.

und ihr dabei streichelnd übers Gewand fuhr." In der Tat wurden die Frauenkleider nicht geknöpft, sondern man pflegte sie nur mit Heftnadeln zuzustecken.

Töchter, liebereizend zum Küssen und dabei zur Leichtfertigkeit geneigt, kommen in den besten Häusern vor. So ist Aphrodite. Die Göttin der Liebe muß selber lieben; das ist für die Logik des Märchens selbstverständlich. Wir aber sehen uns im Familienkreise weiter um. Da sind Aphroditens Brüder und Stiefbrüder, die mächtigen und klugen Zeussöhne Apoll und Hermes und der grimme Ares, vor allem aber zwei wackere Schwestern, die Haustöchter Artemis und Athene. Ihre Gestalten sind wohl die eigenartigsten und feinsten Produkte der griechischen Traumdichtung: zwei Darstellungen ewiger Jungfräulichkeit, das griechische Jungferntum in seiner Idealisierung, rein und klar und willensstark. Unberührt und spröde wie die einsame Wildnis in Bergeshöhen und Walddickicht, so ist Artemis, die Jägerin, die junge Hüterin des scheuen Wildes. Unberührt, fleckenlos und hell wie das Licht des Äthers im griechischen Frühling, so ist Athene, die Herrliche. Welches andere Volk hätte eine Athene ersonnen? Die Lieblingstochter ihres Vaters: Geist und Herz hat sie von ihm, und als Abzeichen borgt sie von ihm die Ägis, das Sinnbild ihrer Unnahbarkeit, ein Busengeschmeide, darauf schreckensvoll und fürchterlich das Schlangenhaupt der Gorgo droht. Sie ist Meisterin der Webekunst in aller Weiblichkeit, aber weltkundig, reif und klug, immer rasch im Handeln, großherzig, mutig und anderen Mut verleihend, selbst auch waffenfroh, aber in der Schlacht die Besonnenheit selbst und ohne Blutgier; sie ist der Gemeinsinn in Person und daher Freundin der Männer, der Sterblichen, die Götterhilfe verdienen. Freundschaft ohne Liebe, Huld ohne Begehrlichkeit: nie und nirgends ist das in der Frau so dargestellt worden wie in der Athene der Griechen. Zu Diomedes springt sie auf den Streitwagen, lenkt ihm eigenhändig die Rosse und gibt ihm Rat und Weisung. Den Achill warnt sie vor Überhebung und geleitet den Dulder Odysseus auf seinen Irrfahrten über See und Land, besorgt, daß er endlich seine Heimat Ithaka und seine Penelope wiedersieht; immer erfinderisch, immer das rechte Wort auf der Zunge, und Vater Zeus selbst hört mit Stolz auf sie. Da ist auch nichts vom Blaustrumpf, nichts tantenhaftes. Es ist, als wäre diese Athene für das modernste Frauenideal erdacht, freilich für das, das von jeder Mutterschaft absieht! Und vom Hausstand verstehen die Töchter des Zeus nichts; das ist selbstverständlich; denn auch sonst hatten die griechischen Haustöchter damit wenig zu tun.

Der Trojanische Krieg, den Homer schildert, war für Troja etwa dasselbe, was der letzte Weltkrieg für Deutschland war: zehnfache Übermacht auf der Seite des Feindes. Begreiflich, daß selbst die Götter sich dabei in Leidenschaft verlieren, fast so, wie die Zuschauer bei den Stierkämpfen im heutigen Spanien. Für Sieger und Besiegte pocht ihnen das Herz in Erregung, vor allem auch für Hektor, der als Vorfechter die Heimat zu retten sucht. Der muntere Dichter aber, dessen Realistik wir nun schon kennengelernt haben, er liebt es, die Menschenähnlichkeit seiner Götter, die sonst sich vornehm genug gebärden, gelegentlich schalkhaft bis zum

Burlesken durchzuführen. Die Frömmigkeit litt nicht darunter. Als Zeus sich entschlossen hat, dem Schicksal, das dem Hektor droht, freien Lauf zu lassen — der tragische Ausgang steht unmittelbar bevor —, da lassen sich seine Söhne und Töchter nicht mehr halten und stürzen sich alle gleichzeitig rauflustig mitten in die Menschenschlacht. Dem Zeus, der von oben zusieht, lacht dabei das Herz voll Freude; denn sie sind ja gottlob unsterblich und können nicht ernstlich Schaden nehmen. Ares, der rohe Kriegsteufel, der da so laut brüllt wie zehntausend Männer, rennt wirklich sogleich mit dem Spieß gegen Athene: „Warum so dreist, du schamlose Fliege?" so schimpft er sie. Sie aber schmeißt ihm einen großen Feldstein an den Hals (eine zweite Brunhilde), so daß er platt hinstürzt, sieben Hufen Landes mit seinem Leib bedeckend, und Athene jubiliert und jauchzt auf in Freude. Da kommt Aphrodite, denn sie ist heimlich in Ares verliebt, und sucht ihn aus dem Getümmel zu führen. Athene aber schlägt sie gegen die Brust, und nun liegen beide Liebenden kläglich zusammen am Boden. Nur Apoll ist vornehm und will an der göttlichen Balgerei nicht teilnehmen; da bekommt er Schelte von seiner Zwillingsschwester Artemis. Das aber hört Mutter Hera und fährt die Artemis an: „Schamlose Hündin! Wollen wir uns einmal messen? Wozu hast du deine Pfeile?" Dabei reißt sie ihr die Pfeile weg und schlägt ihr damit um die Ohren, Streich auf Streich, so daß Artemis weinend auf den Berg zum Vater Zeus rennt, und Zeus muß sie umarmen und trösten wie ein rechter Hauspapa, dessen Kinder unartig sind: das Ganze ein flottes Zwischenspiel des Humors, eingelegt, um der Ermüdung, die die endlose Männerschlacht der Ilias im Hörer zu erzeugen droht, vorzubeugen.

Der Dichter der Odyssee aber geht noch weiter, bis zum Frivolen. Das Volk der Phäaken ist unentwegt lebenslustig, und es will von dem Sänger, der bei ihnen auftritt, auch etwas Lustiges hören. Und der Sänger erzählt ihnen da von der Buhlschaft des Ares mit Aphrodite, die erste griechische Liebesnovelle mit dem unvermeidlichen Motiv vom betrogenen Ehemann. Das Schlimme wird diskret genug abgemacht. Der hinkende Hephäst, das Ungeheuer, wie er genannt wird, ist der Aphrodite rechtmäßiger Eheherr. Aber sie ist jung und schön, und er steht rußig und schweißtriefend in seiner Schmiede. Da ist es begreiflich, daß Ares zu ihr schleicht und sie ihn erhört. Gott Helios, der Sonnengott aber, der in alle Ecken blinzelt, hat ihr Treiben gesehen und meldet es dem betrogenen Gatten. Da fertigt Hephäst ein unsichtbares Netz aus feinsten metallenen Maschen, die unzerreißbar sind; das hängt er über das Bettgestell. Ares kommt wieder und meldet: „Hephäst ist fern!" Aphrodite nimmt ihn sanft zu sich aufs Lager, da hängen sie beide zusammen im Netz verstrickt, und der Dichter gefällt sich nun darin, ihre Not auszumalen. Helios ist es wieder, der die Sache kundtut, und alle anderen Götter kommen ans Bett, und ihr Lachen will nicht enden. Nur die Göttinnen kamen nicht; denn sie schämten sich. „Ich bin in meiner Ehre gekränkt und betrogen", so rast Hephäst und will seine Brautgeschenke wiederhaben. Die Götter aber spotten: „Hephäst fing den Ares, der Langsame fing den Schnellen!" Zeus

selbst fragt den Hermes: „Möchtest du wohl auch so in Fesseln liegen?" „O gewiß," sagt Hermes, „wenn es mit der goldenen Aphrodite ist." Erst auf Poseidons Bitten werden die Fesseln endlich gelöst, und Ares macht, daß er fortkommt; er geht wie ins Exil ins ferne Thrazien ab. Aphrodite aber läßt sich von den Charitinnen baden und salben und ist anmutiger als je zuvor.

Man hat die Religion Homers Kunstreligion genannt; sagen wir besser Dichterreligion. Dichtertrieb ist Spieltrieb, und vollkommene Freiheit der Seele ist die Voraussetzung. Der Dichter nimmt seinen Gegenstand, er sei, welcher er sei, und spielt übermütig mit ihm in ungehemmter Laune, auch da, wo es sich um Gott handelt, den er nach seinem Bilde, nach menschlichem Bilde schafft. Auch die Götter voll Begierden und Leidenschaften! Die Leidenschaften der Menschen, ob heroisch, ob sinnlich genußsüchtig, wären nicht begreiflich, wenn sie nicht auch in Gott wären, der der Urgrund von allem, der uns wesensverwandt, der unser Vater ist. Eine zutrauliche Frömmigkeit ergab sich daraus, wie sie uns kaum irgendwo sonst so entgegentritt. Den Gott muß ich lieben wie einen Vertrauten, der überirdisch ist und doch so lieben und zürnen, so trauern und lachen kann wie ich; so dachte der Grieche jenes naiven Zeitalters.

Soweit die Charaktere. Die äußere Erscheinung bleibt noch übrig. Denn man wird fragen: wie sahen denn aber die homerischen Götter aus? Die Antwort ist: der Dichter weiß es nicht; er weiß auf solche Frage fast nichts zu sagen. Er hat für sie immer nur das eine Wort schön. „Die Jugend ist auch im Sterben noch schön, nicht aber das Alter": das gilt zunächst von den Sterblichen, und wir wollen glauben, daß die griechische Rasse damals schon Mustergestalten genug erzeugt hat, die das Auge betörten und wie ein Wunder wirkten. Aber der Palast in Knossos, von dessen Gemälden ich sprach, und ebenso die griechische Vasenmalerei des 8. und 7. Jahrh. v. Chr. zeigt uns, daß man in jenen Zeiten den schönen Menschen zeichnerisch noch gar nicht aufzufassen vermochte; darum auch keine Götter[14]). Ungefähr alle Menschen (außer Thersites und Dolon) heißen bei Homer schön; denn Schönheit adelt; erst recht heißen so die Götter. Achill rühmt sich selbst, wie groß und schön er ist. Aber das sind doch nur Worte. Achill hat noch kein griechisches Profil, und Porträts zu zeichnen vermag der Dichter noch nicht. Auch den Gesichtsausdruck kann er noch nicht schildern; er redet nur höchstens vom Lächeln (ein äginetisches Lächeln) und von den finster blickenden Augen. Soll ein Erdenweib gepriesen werden, so heißt es, sie sei schön wie Aphrodite, schön wie Artemis[15]); aber die Schönheit dieser Göttinnen ließ sich nicht vorzeigen; kein Auge hatte sie je im Bilde gesehen. Sie lebten nur im Traum des Dichters, der noch nicht zu detaillieren vermag. Er weiß nur, daß Zeus dunkle, schwarzblaue Augenbrauen

[14]) In der Flachkunst werden freilich auf dem Schild des Achill Götter dargestellt (Ilias 18, 518); sie sind nur daran kenntlich, daß sie größer als die menschlichen Figuren sind.

[15]) Agamemnon gleicht am Haupt dem Zeus, an Gürtung dem Ares, an Brustwölbung dem Poseidon. Übrigens hat Hektor schöne Haut, Helena schöne Haare, wie andere Frauen schöne Wangen, Achill eine anmutige Stirn. Penelopes Haut ist weiß wie poliertes Elfenbein.

hat. Ebenso schwarzblau ist die Haarmähne Poseidons. Helena erkennt die Göttin Aphrodite, die sich ihr naht, an ihrem schönen Nacken, reizenden Brüsten und flimmernden Augen. Thetis hat silberne Füße und Hera weiße Ellenbogen: dies ein Zeichen dafür, daß, obschon Hera ärmelloses Gewand trägt, doch ihre Arme von der südlichen Sonne nicht gebräunt sind. Und das ist alles. Im übrigen muß die Kleidung helfen. Schön gegürtet, tief gegürtet gehen die Frauen; die Trojanerinnen gehen im Schleppkleid einher. Die Göttin Artemis trägt den Kranz im Haar. Will Hera ihren Zeus zum Liebesrausch betören, so hat sie nötig, sorglich vorher Toilette zu machen, und der Dichter belauscht sie dabei. Erst legt sie ihr Haar in Flechten (ein Spiegel fehlt, und die Zofen werden geholfen haben); dann heftet sie mit goldenen Spangen das Gewand unter der Brust zusammen, tut den Gürtel um, der hundert Quasten hat, fügt Ohrgehänge in die Ohrläppchen, darin je drei Edelsteine schimmern. Dann erst kommt der Schleier ums Haupt, an die Füße die Sandalen. Dürften wir den Gürtel auf enge Schnürung deuten, so käme fast eine Modefigur zustande der Art, wie wir sie an den Wänden des Labyrinths von Knossos fanden [16]).

Schönheit der Griechengötter! Homer forderte sie nur. Erst nach drei Jahrhunderten haben die großen Bildmeister, ein Phidias, Polyklet und die weiteren, sie für das Auge verwirklicht. Erst da erblühte die Plastik. Und die Religion der Poesie wurde zu einer Religion der Kunst, jener Kunst, die da im Heiligtum die stummen Rundbilder auf die Postamente stellte. Erst da hat der Grieche wirklich in gegossener Bronze, in Marmelstein und Farbenglanz wunderbar leibhaftig die Götter der Ilias geschaut: eine zweite Offenbarung des griechischen Genius.

Derselbe Trieb aber brachte es auch mit sich, daß Homer die Schreckensgeister der alten Volksreligion planvoll von sich wegschiebt. Den Gott Hades zu schildern, vermeidet er ängstlich. Auch die Hexe Hekate fehlt; auch die Erinnyen läßt er vor uns nicht auftreten, und die Parzen singen bei ihm noch kein Parzenlied. Ganz aber kann er das Spukhafte, das seinen Göttern ursprünglich anhaftete, nicht abstreifen, und er verwendet es wenigstens nebenher, wo es Wirkung tut. Schon das berührt unheimlich und seltsam, daß seine Athene ständig die eulenäugige, Mutter Hera gar die kuhäugige heißt. Diese sogen. Schmuckwörter schmücken ja nicht; sie dienen nicht der Schönheit. Das Eulenauge ist das schärfste; es durchdringt auch das Dunkel der Nacht, und die Kuh ist das Symbol weiblicher Fruchtbarkeit. Die Ausdrücke sind also ein Nachklang aus jener primitiven Urzeit, als man die Kuh und die Eule selbst noch statt weiblicher Gottheiten als Tierfetische verehrte. Die starren Fetischaugen sind es, die der Hera und Athene Homers noch im Kopfe stecken. So ist denn die Eule der Athene auch hernach immer treu geblieben, und die Athener schlugen das Vogelbild auf ihre Münzen, so daß der eine Torheit beging, wer fortan noch Eulen nach der Stadt der Athene trug.

Aber mit den Tieraugen nicht genug; der Glaube braucht auch sonst das Wunder, und so fährt Ares in Wolken zum Himmel, im Nebeldampf rettet

[16]) Homer kennt, wie oben bemerkt, dies Labyrinth und seinen Erbauer.

Aphrodite den Paris aus dem Gefechte. Mit glühender Lohe umgibt Athene die Gestalt des Diomed, ebenso das Haupt des zürnenden Achill. Dann aber die Verwandlung. Wie die Götter der Inder, verwandeln sich auch die Götter Homers, so oft sie wollen [17]). Wir sahen schon, wie der junge Schlafgott als Vogel sich in die hohe Tanne setzt. Als Aasgeier setzen sich Apoll und Athene nebeneinander auf die Buche, wenn sie einem Zweikampf zusehen, und es ist, als lauerten sie auf den Leichenfraß. Was Proteus kann, das können sie schließlich alle. Boreas, der wilde Windgott, vermählt sich als Roß mit einer Stute. Als Mensch dagegen, in der Gestalt des bekannten Sehers Kalchas, mischt sich Gott Poseidon mitten unter die kämpfenden Griechen, schlägt die beiden Helden Ajax mit seinem Stab, um ihren Kampfmut zu wecken, und fliegt als Habicht davon. Wer ihn von hinten sah, konnte an seiner Gangart erkennen, daß es ein Gott war. Als altes Weib tritt Aphrodite zu Helena in den Saal; als Mann und treuer Mentor geleitet Athene den jungen Telemach.

Ein mächtiges Gespenst ist auch Apoll. Wehe, wenn er zürnt und seine Pfeile ins Heer schießt! Ein furchtbares Massensterben entsteht; es ist die Pest. Apoll sieht, wie Held Patroklos siegreich kämpft und selbst den Hektor zu überwinden droht. Da schlägt er von hinten den Ahnungslosen mit der flachen Hand, daß ihn Schwindel packt; alle Waffen fallen dem Patroklos glatt vom Leibe, und er steht wehrlos, entblößt vor Hektor, der ihm frohlockend die Lanze in die Weichen treibt. „Dumpf hinkracht er im Fall und erfüllt mit Gram die Genossen." Nicht anders aber auch Hektors tragisches Ende. Hektor sieht seinen Bruder Deïphobus neben sich, der ihm helfen will; darum wagt er den Entscheidungskampf mit dem rasenden Achill, dessen Speerspitze schon von fernher funkelt wie der Abendstern, wenn es Nacht wird. Plötzlich jedoch ist Deïphobus verschwunden, wie in Luft zergangen: es war ein Gespenst, es war Pallas Athene, die ihn täuschen wollte, damit das Geschick endlich sich vollende, und Hektor sinkt in den Staub; seine Seele fliegt aus den Gliedern zu den Tiefen des Hades. Die Wirkung ist magisch; der Mensch erschauert in Ohnmacht vor dem übernatürlichen, wie Moses vor Jahwe, der in dem von Erdfeuer umgebenen Dornbusch haust. So auch im Kleinen. Sperlinge haben im Baum ihr Nest; eine Natter kommt, die Jungen aus dem Nest zu rauben. Zeus aber sieht es und macht, daß die Schlange plötzlich zu Stein wird; mit Andacht sehen die frommen Menschen unter dem Baum das liebe Wunder.

Alles das zeigt uns: das Nahegefühl ist groß; das Leben ist von Gottheit durchsetzt und tausendfach durchsponnen. Die Vielheit der Götter hilft zur Allgegenwart des Göttlichen.

Das sind die Götter Homers. Die klassische Religion der Griechen war damit geschaffen, die durch ein Jahrtausend lebendig blieb und sich auch Rom eroberte. Sie zeigt die naive, herzhafte Frömmigkeit eines Naturvolks, das, von keinen Zweifeln zerrüttet, dem Schicksal schlechthin ergeben ist. Dazu half die Menschen-

[17]) Vgl. besonders Odyssee 17, 485.

ähnlichkeit jener Götter. Alle edlen Familien leiteten sich gläubig von ihnen her; um so näher standen sie den Herzen.

Und die Phantasie dichtete fröhlich weiter. Zeus verwandelt sich in den Schwan, in den Stier, um erlesenen jungen Frauen beizuwohnen und neue Geschlechter zu gründen. Auch Apoll und Ares tun es ihm nach. So wurde Hellas „die Heimat der Götter und der Göttergleichen" (Lord Byron). Aus dem Waldesschatten tauchen die Nymphen und Oreaden in Anmut auf, die Satyrn und Panisken in drolliger Derbheit. Aber auch melancholische Märchen entstehen. Ein junger Hirt wird von einer Seenymphe geliebt und schläft mit ihr am Ufer. Als er Kraft und Schönheit verloren, verließ sie ihn; er stirbt in Verzweiflung. Aphrodite aber verwandelt den Jüngling in den Fluß Selemnos, und das Volk glaubt, wer seitdem aus dem Flusse trinkt, wird von aller Liebessehnsucht für immer geheilt[18]). So geht es tausendfach, ein Wuchern von Legenden.

Beneidenswert dies Bewußtsein ewiger Gottesnähe! Unzählige Götterarme strecken sich nach uns aus. Ein Gott genügt nicht. Der einsame Gott in der großen, großen Welt, heiße er nun Zeus oder Indra oder Gottvater, er versinkt und ist eingewoben in die Millionen Dinge, in Sterne und Blumen und Meer, und er müßte ja tausend Hände haben, um damit in unser Leben zu greifen, und wenn er seine Finger streckte, so würden alle Finger gleich zu Göttern oder Engeln und Heiligen. So hat auch das Christentum des Südländers die Gestalt Christi früh mit abertausend Engeln und Heiligen umgeben. Wie dem kahlen Felsen das Moos aus allen Poren wächst, so erwuchs in Hellas die Saat der göttlichen Genien: ein fruchtbarer Boden für Gott.

Die Hauptfrage aber bleibt noch übrig: wie stand nun der homerische Mensch zu seinem Gott? Wie wertete er das arme Menschenleben? Wie stand er zum Schicksal, zu Gut und Böse? Als Vollmensch zeigt er sich auch hier; es ist erquickend zu sehen. Nicht in den Kinderschuhen steckt hier die Menschheit; sie steht schon bei Homer in ihrer ersten schönen Mannesreife. Alles Spukhafte, von dem ich sprach, ist bei ihm durchaus nur Beiwerk und Intermezzo. Die Lebensauffassung zeigt sich vielmehr realistisch bis zur Freigeisterei, und alles Mystische, das die gemeine Volksseele liebt, ist in Wirklichkeit völlig beiseite geworfen. Auch jede Rauschstimmung fehlt, und nichts ist da von Ekstasen, nichts Orgiastisches. Dionys, der Gott des süßen Wahnsinns, hat hier noch nichts zu bedeuten; Pythia sitzt noch nicht auf ihrem Dreifuß. Es ist alles heller Verstand, das Leben durchsichtig wie Kristall. Fern aber liegt es dem Dichter auch, an die Sündigkeit der Menschennatur zu glauben. Ja, mit Entschlossenheit wird von ihm obendrein jeder schöne Glaube an ein Glück jenseits der Gräber abgelehnt. Mit dem Tod endet alles Wollen, alles Hoffen. Das Leben ist kurz, aber es ist schön, wenn wir es recht gestalten. So denkt Homer in einer Zeit, wo Semiten, Babylonier, Perser und Ägypter sich ergehen in Ausmalung des jenseitigen Lebens.

Es gehört Mut zu solcher Auffassung. Wer da denkt, wie der Sänger der

[18]) Pausanias 7, 23, 2.

Ilias, wer den Mut hat, den Jenseitsträumen völlig zu entsagen, nur darauf erpicht, sich im Diesseits strebend zu vervollkommnen, dem kann Homer immer noch ein Seelentrost, immer noch ein Führer sein. Die Reden seiner Helden sind unzweideutig, und sie wirken wie Stahlbad.

Gewiß, einzelne Bevorzugte werden im Tode nach einem seligen Elysium entrückt; das hören wir einmal von König Menelaus, weil er der Eidam des Zeus ist. Für alle andern aber, ob Achill oder Thersites, gilt nur das eine: sterben sie, so fährt ihr „Lebenshauch", ihre Psyche, wie ein Schatten aus dem Leibe; wie ein Nachtvogel schwingt er sich mit klagendem Pfeifen davon, der Schatten, der vom Gestorbenen nur noch den äußeren Umriß der Gestalt bewahrte. Solange der Tote nicht verbrannt ist, behält der Schatten freilich auch noch Bewußtsein und hört nicht auf, die Menschenhäuser beängstigend zu umflattern. Daher ist in der Welt Homers die Beerdigung der Leichen, die doch früher gegolten hatte, völlig abgeschafft. Die Leichen werden vielmehr durchgängig verbrannt, damit der Tote zur Ruhe kommt. Denn erst wenn die Leiche in Asche fällt, verliert der Schatten sein Bewußtsein, erst das gibt ihm Ruhe, und er huscht willenlos, kraftlos hinab in das Haus des dunklen Hades, in die lichtlose Unsichtbarkeit. Ewige Bewußtlosigkeit ist somit der Zustand der Toten. Im Märchen der Odyssee bekommt einmal der Schatten Achills Blut zu lecken, das er gierig schlürft. Für einen Augenblick kommt ihm dadurch das Bewußtsein wieder. Da tut er den berühmten Ausspruch: „Rede mir kein Trostwort; lieber Tagelöhner auf dem ärmsten Bauerngut, als König der Toten!"

Klingt das nicht trostlos? Ist es nicht grauer Pessimismus? Es könnte so scheinen. „Nichts, was lebt und atmet, ist jammervoller als der Mensch", so spricht Zeus [19]). Die Götter dagegen, heißt es, haben ein leichtes Leben. Aber der Dichter selbst weiß es besser. Auch die Götter haben ihren Kummer, wenn sie um das zertrümmerte Glück der Sterblichen trauern oder gar heftig sich unter sich selbst entzweien. Und der Mensch? Er steht in Wirklichkeit zuversichtlich im Leben und freut sich unbeirrt an Weib und Besitz, an jedem Schmuck des Daseins, vor allem an der eigenen Kraft und Tüchtigkeit. Eine strahlende Lebensbejahung.

Woher aber kommt das Unglück in die Welt, das keinen verschont? der rasche Tod? Woher der Haß und Neid in uns selber und alle falschen Triebe? Homer zweifelt nicht: von den Göttern kommt alles. So toll leidenschaftlich und hochfahrend stolz der homerische Held im Kampf ist (das gilt auch von Hektor), so zartsinnig fein, gutartig und liebreich gibt er sich oft, wenn die Waffen ruhen. Diese Menschen lieben das Gutsein, weil Gott es liebt [20]). Kein Moses kam vom Sinai zu den Hellenen, um ihnen das Gesetz zu verkünden; auf keinen Erztafeln stand es geschrieben. Aus der eigenen gesunden Seele heraus erblühte die homerische Sittlichkeit.

[19]) Ilias 17, 446.

[20]) Vgl. Odyssee 14, 83:
Werke der Bosheit sind den unsterblichen Göttern zuwider,
Aber sie ehren den Mann, der da rechtlich und sittsam handelt.

Das Weltall ist da; wie es entstand, danach fragt Homer nicht. Genug, daß Zeus diese Welt regiert, und er ist der bessere Gott. Zeus herrschte nämlich nicht von Ewigkeit; er verdrängte Kronos, seinen rohen Vater. Des Zeus' Regiment aber ist die Vollziehung unseres Schicksals. Alle anderen Götter sind nur seine Gehilfen und Beauftragten. Der Mensch denkt, und Gott lenkt, sagt unser Sprichwort; aber das ist schon ein Wort Homers [21]).

Sei edel; dann bist du der Götter Freude. Wer aber Schlechtes tut, den ereilt die Strafe von oben schon hinieden, da es ja im Jenseits kein Fortleben gibt. Fürsten, die das Recht brachen, denen sendet Zeus Regensturz und Überflutung zur Strafe. Und so ist jedes Unglück, das uns trifft, Vergeltung; es setzt irgendein Vergehen voraus.

Woher aber kommt es, daß wir so tausendfach sündigen? Denn das Gutsein ist einfach, das Schlechtsein ist tausendfach [22]). Darauf hat Homer die natürlichste Antwort. Er braucht zur Erklärung keinen Teufel, keine Schlange im Paradies. Der lichte Himmel der Griechen kennt keinen Satan und Beelzebub. Die große, bange Frage, die Perser und Ägypter, Christen und Juden bewegte: was ist der Ursprung des Bösen? sie ist von selbst beantwortet. „Gutes kommt und Böses von Zeus." Gutes und Böses, Zeus bewirkt alles; das gilt auch vom Sittlichen. Auf alle Fälle ist dies folgerichtig gedacht; denn Zeus ist uns ja artgleich; er heißt ja unser Vater. So sind uns denn alle inneren Antriebe von Gott gegeben [23]); zunächst die guten Triebe. Deiner Stärke, heißt es, sollst du dich nicht rühmen; denn sie ist Gottes Gabe. Wer vor der Mordtat zurückschaudert, der dankt es den Göttern, die ihn bezähmten. Wer Gutes nicht mit Bösem vergilt, dem hat Zeus geholfen [24]). Held Glaukos gibt seine goldenen Waffen voll Edelmut im Austausch für die erzenen Waffen des Diomedes hin: aber Zeus hat ihm das eingegeben. Die Freiheit des Willens ist also ausgeschaltet. So auch Achill; er hat an Hektor, der ihm den Freund Patroklos tötete, maßlose Rache genommen; der alte Priamus kommt zu ihm, um ihn um Hektors Leiche zu bitten. Da zerschmilzt Achills Zorn in edler Rührung; es ist die große ethische Wendung, der Gipfel der ganzen Ilias. Aber die Wendung kommt nicht aus Achills Seele selber; Zeus gebietet es so, und Thetis, Achills Mutter, überbringt ihm die Weisung.

Ganz ebenso nun aber auch unsere moralische Schwäche und unsere Missetat. Auch sie stammt nicht von uns. Held Ajax, der tapfere, weicht im Kampf sonst nie zurück; tut er es doch, so hat Zeus ihm die Furcht ins Herz getrieben [25]). Wer Törichtes redet, dem raubten allemal die Götter den Verstand [26]); der Erdenmensch kann es nicht ändern. Paris ist verführerisch schön; er ist Herzbrecher, ja, Ehebrecher, und sein edler Bruder Hektor höhnt ihn darum mit verächtlichen Worten; aber wir hören darauf ausdrücklich: auch ein Paris zu sein ist Göttergeschenk und daseinsberechtigt [27]). Helena ist durch Paris zur Ehebrecherin geworden, aber un-

[21]) Ilias 18, 328. [22]) Aristoteles Ethik, Nikom. 2, 6. [23]) Ilias 16, 688 u. f.
[24]) Ilias 9, 459 u. 3, 353. [25]) Il. 11, 544.
[26]) Il. 7, 360; 9, 377; 19, 137; Odyss. 23, 12. [27]) Il. 3, 64.

verhohlen sagt sie zu Aphrodite, die ihr naht: „Ich bin ohne Sünde, ihr Götter seid schuld.“ Und woher der Haß in uns? Eris ist die Göttin des Streits; wo der Hader leidenschaftlich Freunde in Feinde verkehrt, hat sie ihren Erisapfel geworfen.

Damit ist alles klargestellt: unser Gutsein ist kein Verdienst, unser Schlechtsein keine Eigensünde; es ist alles von Gott; es ist alles Natur. Denn der Mensch ist ein Teil des Alls. Wie in Licht und Wolken, im Meeresschwall, im Pflanzenwuchs, so wirkt das Göttliche auch in uns Menschen mit Gedeihen und Ungedeihen. Gleichwohl muß Strafe sein, und dieselbe Gottheit, die macht, daß wir töricht und schlecht handeln, bringt auch unerbittlich die Vergeltung. Jeder weiß von Orest, der seine Mutter Klytämnestra tötet, da sie ihm den Vater mit der Axt erschlug. Nicht aus sich selbst, sondern nur auf des Apoll Geheiß begeht Orest diesen Muttermord, den Akt der Blutrache, aber die Erinnyen heften sich hetzend an seine Sohlen und fordern, fackelschwingend, dem Apoll zum Trotz, die Sühne.

Ist das nicht ungerecht? Ist es nicht Widersinn? O nein. Man muß auf das Ganze sehen. Denn die Welt ist „Wohlordnung“, sie ist Kosmos. Das Übel, woher immer es komme, darf um der Wohlordnung willen nicht ungesühnt bleiben. Das Ungewitter wirkt zerstörend, aber es reinigt die Atmosphäre; so zerstörend wirkt auch die Leidenschaft, die das Unglück im Gefolge hat; aber auch das Unglück reinigt uns schließlich zur Sittlichkeit. Ungewitter und Leidenschaft, beides kommt von dem, der Himmel und Erde verwaltet.

Und der Erdenmensch nimmt das Unerbittliche geduldig und gläubig hin. Ihm ist das Schwerste erträglich, wenn nur auch die Tugend ihren Lohn erhält. Was also endlich, fragen wir, ist der Lohn des Tüchtigen? Was ist das Ziel des Ehrgeizes all dieser frohgemut hochstrebenden adligen Menschen? Ist es ein phäakisches Genußleben für diese kurze Spanne Erdenzeit? Nein, es ist mehr; es ist der Ruhm, der gute Name. Um ihn geht alles. Im Jenseits ist dem Tugendhaften kein Tisch gedeckt. Aber es bleibt dies: mit Ehren genannt zu werden, das sättigt das Gemüt[28]). „Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich.“ Unvergessen zu sein und als Muster und Vorbild in späteren Geschlechtern weiterzuleben, das ist die rechte Verewigung. Achill hat zu wählen: früher Heldentod oder ein langes Leben in Unberühmtheit. Sobald er den Hektor besiegt hat, ist auch ihm, dem Jugendlichen, schon der Tod bestimmt. Er schirrt seine Rosse an, um Hektor im Feld zu finden. Da senkt das eine seiner Rosse den Kopf erdwärts, daß die Mähne tief zum Boden wallt und spricht (denn es ist göttlicher Art): „Deines Verderbens Tag ist nah, und wir sollen dich in die Schlacht tragen?“ „Ich weiß es selber,“ versetzt Achill unmutsvoll; „aber ich raste nicht,“ und mit Geschrei hetzt er die Tiere ins Schlachtgetümmel. Willkommen ist der Tod, den die Glorie umschimmert. Unter all den jungen Helden ist Nestor allein der Alte, der Weise; aber auch er weiß in aller seiner Weisheit nichts anderes. Schlichte Ergebenheit geht

[28]) Penelope spricht: Wer hartherzig, den verflucht man, und wenn er tot ist, verspottet man ihn; des Untadeligen Ruhm dagegen tragen die Bekannten zu allen Menschen, und viele sind es, die ihn den Edlen nennen (Odyss. 19, 332).

durch alles hindurch[29]); kein Grübeln und kein Murren: es komme, was kommt. Der Mensch ist mit seinem Gott versöhnt, ein intimes Frommsein. Und so blüht denn auch das Gebet. Der Kämpfer bei Homer holt zu keinem Schlag, zu keinem Fehlschlag aus, ohne zu Gott zu rufen[30]); er betet ebenso, wenn er einen schweren Botengang tut[31]). Aber man betet leise, damit der Feind die Bitte nicht hört[32]). Ein ständiger Aufblick nach oben. Nicht nur in den Städten, auch im Feldlager stehen die Altäre. Bestimmte Feiertage gibt es nicht; ein Festkalender fehlt noch; aber Opfer und wieder Opfer werden gebracht. Die Menschen verzehren das Opfertier in festlicher Fröhlichkeit; den Göttern selbst aber gebührt ein Teil an Fett und Fleisch, das man in die Flamme wirft, und sie laben sich gern am süßen Dufte.

Blicken wir hinüber zu den deutschen Nibelungen. Wer spürt da nicht den Gegensatz? Die Recken im germanischen Heldenlied wissen erstaunlich wenig von Gott. Die alten deutschen Heidengötter sind verschwunden, und der Christusglaube ist ihnen noch nicht ins Herz gedrungen. Nur Kriemhild ruft einmal wild zu Gott um Rache. Sonst folgen die Menschen da alle hartnäckig überall nur ihren stolzen Eigentrieben mit verhaltener Leidenschaft, ob Hagen, ob Dietrich, ob Kriemhild, ob Brunhilde, und aller Einfluß von oben her ist ausgeschaltet. Wer spürt aber auch nicht den Gegensatz zu Dante? Dante öffnet das Paradiso und Inferno; Homer kommt ohne Paradies und Fegefeuer mit dem Weltgeschick zum Frieden, und keine Teufelsfratze mit dem Pferdefuß tritt bei ihm zwischen Gott und Mensch. Nur Ares, der wilde Kriegsgott, hat freilich etwas Teuflisches; dem Vater Zeus selbst ist er „der verhaßteste" seiner Söhne. Aber Ares ist doch nur der Berserker und Raufer, und mit ethischen Problemen hat er nichts zu tun.

Homer dichtet für den Adel Griechenlands, für die Kleinfürsten, die auf die Könige der Sagenzeit mit Stolz zurückschauten. Daher trägt die homerische Moral und Weltanschauung durchaus den Charakter des Aristokratischen, und daher ist sie so frei. Ganz anders sah es im niederen Volke aus. Der gemeine Bauer, der Tagelöhner und Hirte wußte vom ewigen Ruhme nichts. Er brauchte also andere Tröstung, und so gedieh in der Volksmasse der Seelenkult, derselbe Kultus der Seelen der Verstorbenen, den Homer ablehnt. Es waltete im Volk der unausrottbare Trieb, das Nachleben nach dem Tode zu sichern, ein Allerseelenkultus, den man den Heroendienst nannte. Die abgeschiedenen Seelen verloren also ihr Bewußtsein nicht, sie bewahrten ihr menschliches Erinnern, und sie immerwährend mit Grabesspenden zu laben, blieb Pflicht der Überlebenden. Bald genug wurzelte dann auch der Glaube fest, daß die Menschenseele geradezu unsterblich wie die Götter, ja, daß sie selbst göttlich sei. Gott Dionys drang vor. Von den barbarischen Thraziern im Norden stammte seine Religion, die Bacchusreligion. Sie war Rausch, Schwärmerei, Ekstase, und die Mystik, die das Jenseits aufschließt, kam in ihrem Gefolge und begann bald weite Kreise zu erfassen. Das Religionsleben bereicherte sich damit, ein Ringen, von unten, nach einer ganz anderen Welt-

[29]) Od. 18, 142: Still hinnehme der Mensch, was immer die Götter gegeben.
[30]) Il. 3, 365 ff. [31]) Il. 9, 183. [32]) Il. 7, 195.

anschauung, die die homerische umwarf. Jetzt braucht man Dantes Inferno und Paradiso; die griechischen Orphiker haben es damals ersonnen und ausgebaut. Die Dichtkunst selbst war nun kein Plaudern mehr; sie wurde zur Enthüllung göttlicher Geheimnisse.

Und die Götter der Ilias? Die große griechische Kunst stellte nun endlich auch ihre Abbilder in den Tempeln auf, in Elfenbein, Erz und Marmor. Von den Ägyptern vornehmlich lernte man die Kunst der Statue, des freistehenden Vollbildes. So lebten die Götter endlich als Tempelbilder fort, und so leben sie noch jetzt im Auge der Gegenwart, die knidische Venus, der Hermes des Praxiteles usf., und man hält das nun für die Götter Homers; aber man irrt sich.

Schön wollte zwar auch Homer seine Götter haben, und jene Bildmeister haben das wahrgemacht und mit wachsender Kunst schließlich eine unsäglich harmonisch sanftbewegte Schönheit über ihre Gestalt und ihr Antlitz ergossen: eine Verklärung von Menschentypen, wie sie kein Zeitalter wieder gebracht hat. Aber gleichwohl: Homers Götter waren an keinen Ort gebunden, sie waren universale Geister gewesen, die über alle Länder weit ausschreitend den Kosmos und das ganze Menschentum regieren. Jetzt sind sie zu Lokalgöttern, zu Staatsgöttern geworden, festgenagelt auf ihren Postamenten, und die Athena, die in Sparta steht, ist jetzt eine andere als die auf der Akropolis Athens. Und dazu das Ethos. Die Götter Homers waren voll irdisch frischer Triebe; die neuen Marmorgötter dagegen sind reglos still. Die Dämpfung aller Affekte ist es, was da die Künstler geben. Wo ist das stürmisch frische Götterleben geblieben? Die Venus von Knidos, wundervoll frauenhaft, jung, die Haut seidenweich in blendender Nacktheit; aber sie ist doch zugleich von unnahbar-göttlicher Hoheit. Wer kann sich denken, daß sie im Schoß ihrer Mutter Dione weinend hockt oder gar, daß sie unwürdig zeternd im Netz des Hephästus hängt? Der Kolossal-Zeus des Phidias in Olympia, eingefangen sitzend in der engen Götterstube (stünde er auf, er würde das Dach zerschlagen), in feierlich starrer Ruhe und reglos steifer Majestät, von Attributen die Hände beschwert; wer kann sich denken, daß dieser steinerne Gast, sorglos der Siesta hingegeben, sich an Göttertischen des Gelages freut, mit seiner Hera sich täglich zankt und gar herzlich auflacht, wenn seine Töchter unartig sich balgen und Athene die Artemis beschimpft?

Die Welt war eine andere geworden. Allen niedrigen menschlichen Leidenschaften entrückt, stehen die Olympier jetzt als andachtheischende Idole feierlich in den Tempeln; „die seligen Augen blicken in stiller, ewiger Klarheit", so singt Hölderlin. Wandelloser Friede ist in ihnen, und so wagt jetzt auch kein griechischer Dichter mehr zu dichten, daß sie sich wie bei Homer persönlich in unser Menschenleben mischen. Athene kämpft nicht mit bei Marathon; Poseidon hat in der Schlacht bei Salamis die Perserflotte nicht zertrümmert. Die Götterwelt ist jetzt höher gerückt, in den hohen Abgrund des Äthers. Der Mensch ist nicht mehr so intim mit ihnen.

Nur im Apoll von Belvedere sehen wir noch einmal den Versuch gemacht, den

streitbaren homerischen Gott großartig im Affekt zu zeigen. Aber dieser Apoll ist ein Blender. Das Wonnevolle seiner Erscheinung schlägt alle Schrecken, die er erregen will, nieder. Eine Erotik stellt sich ein; der Betrachter verliebt sich in das Bild, statt zu ihm zu beten [33]). Was hätte Homer zu diesem Apoll gesagt? Schön genug bist du; aber, bitte, etwas mehr Muskulatur verlang' ich, und löse dir den künstlichen Haarknoten auf, den du dir vor dem Spiegel allzu gefallsüchtig zurecht gemacht hast. Frei muß die Mähne hängen, damit du wild und furchtbar bist.

So kam es in der Tat dahin, daß es in all diesen Tempelfiguren nicht mehr der Gott war, der Andacht weckte, sondern die berückende Leibesschönheit des verklärten Menschen. Die Ästhetik verdrängte unmerklich die Frömmigkeit, der Kunstwert die Heiligkeit der Gebilde. Und so darf man sagen: die statuarische Versinnlichung der Götter ist einer der wesentlichsten Anlässe ihrer langsamen Entwertung gewesen, die in der Zeit des alternden Griechentums tatsächlich eintrat. Nur etwa zwei Jahrhunderte währte die klassisch großartige Götterbildnerei (von 500—300 v. Chr.). In ihr und durch sie hat sich die Religion Homers langsam versteinert. In denselben Jahrhunderten aber erstarkte auch die griechische Philosophie, und andere religiöse Kräfte wurden wach, die das Weltall wie ein Buch weit auseinanderschlugen, um in ihm nach einem neuen Gott, nach einem neuen Weltplan zu suchen.

Homer sank herab zum Fabelbuch, dessen Göttermythen man künstlich umdeutete und retuschierte, um sie zu retten, und nur Homers Ethik blieb unangetastet erziehend für Jahrhunderte, ja, für das ganze Jahrtausend, in dem die Antike geblüht hat. Die Ethik; denn nicht nur die Götter, auch der Mensch lebt sich in Ilias und Odyssee voll und reich vor uns aus. Die Frömmigkeit, von der ich gehandelt, ist da nur der Tiefton und Grundton in seinem Wesen; im Menschen sind der Klänge noch mehr, und Homer läßt sie alle ertönen und spielt seine Orgel mit vollem Register. Es wäre kein übler Genuß, ihm auch noch weiter zuzuhören.

Deutsche Luftfahrt in Vergangenheit Gegenwart und Zukunft

II

Unsere Vernichtung

Von

Major a. D. Otto Lehmann

Als der schmachvolle Waffenstillstand über ein tapferes Heer hereinbrach, waren alle Fabriken, die für die deutsche Luftmacht arbeiteten, selbstverständlich im vollen Betriebe. Der Heimatbehörde entstand in dem plötzlichen Abstoppen der Luftfahrt-

[33]) Diese Empfindungen der Venus von Knidos gegenüber schildert uns auch Lucian.

industrie und der ihr angeschlossenen Betriebe eine große, ganz gewaltige Aufgabe. Aus den im ersten Teil gegebenen Zahlen der Monatsproduktion auf der Grundlage des Amerikaprogramms kann sich der Leser ein ungefähres Bild machen, in welchem Umfange Maschinen liefen, langfristige Aufträge aller Art vergeben waren und sich bisher Hunderttausende von fleißigen, geschickten Händen geregt hatten, um die Unterlegenheit der Front einigermaßen auszugleichen. Und daß die Revolution in den Betrieben der organisierten Metall- und Facharbeiter schließlich auch innerhalb der Fliegertruppe in der Heimat und an der Front sich besonders empfindlich fühlbar machte, bedarf lediglich der Erwähnung. In diesen Betrieben stand auf den einen Schlag der Uhr der Weltgeschichte hin alles still, auf den Flugplätzen spielten sich höchst unerfreuliche, ja meist wüste Szenen ab, viel, sehr viel ging in den ersten Tagen des Sturmes einer sinnlosen Revolution verloren, ohne daß Arbeitgeber und Dienststellen Diebstähle und Sabotage verhindern konnten. Unsere zentralen Heimatbehörden, hauptsächlich die Inspektion der Fliegertruppen, konnten aber verhältnismäßig schnell die Zügel wieder aufnehmen und einen geregelten Abbaubetrieb mit unendlich viel Geduld und einem gewaltigen Aufwand von Arbeitskraft ganz allmählich wieder aufnehmen, wenigstens in die Wege leiten. Bei einem andersgearteten Abbruch der Feindseligkeiten und bei einem anderen Aufhören des Kriegszustandes als durch völligen Zusammenbruch eines ganzen Volkes hatten unsere Dienststellen auch für einen anderen Abbau der Kriegstätigkeit der Industrie vorgesorgt. All diese mühevolle Arbeit wurde illusorisch. Man ahnte auch an den leitenden Stellen noch nicht die der deutschen Luftfahrt zugedachte völlige Vernichtung auch für den Friedensbetrieb, und wenn man es ahnte, wollte man es nicht wahr haben und scheute sich auch, schwarze Ahnungen allzu offen auszusprechen, um die Katastrophe nicht noch zu vergrößern. Das Ziel aller Arbeit war noch immer, einen möglichst geregelten Abbaubetrieb in die Wege zu leiten. Milliardenaufträge mußten annulliert werden, bei dem ungeheuren Konkurs des Reiches und der völligen Mißachtung aller bisherigen Werte und der Zügellosigkeit der Massen hieß es retten, was irgend zu retten war. Wieder war es der vielgeschmähte Offizier im Zusammenwirken mit den leitenden Männern der Industrie, insonderheit unser letzter Inspekteur, Herr Oberstleutnant Siegert, der das Unmögliche möglich machte.

Oberstleutnant Siegert erkannte mit klarem Blick, daß ein militärischer Abbau mangels jeder Disziplin und angesichts einer heillosen Soldatenratswirtschaft undurchführbar sei. Es hieß also den Abbau dem Namen nach in zivile Bahnen lenken, deshalb warf er sofort mit der ihm eigenen Initiative den einigenden Gedanken eines rein zivilen Luftamtes für das ganze Reich in die Diskussion, um damit erst einmal dem krankhaften Verfolgungswahnsinn, der alles Militärische mit Haß und grenzen- und uferloser Wut verfolgte, die Spitze abzubrechen. Er strebte an, einer völlig irren Menschheit, die sich von krassen Laien angeblich führen ließ, ohne zu merken, wohin die Fahrt gehen mußte, nämlich in den wirtschaftlichen

Abgrund, neue Wege für eine an sich nebelhafte, dunkle Zukunft zu weisen und von heute auf morgen brachgelegte wertvolle Kräfte bis zu einem gewissen Grade wenigstens erst einmal abzulenken und an neue Arbeit zu binden. Damit rettete er alles, was mit Menschenkräften zu retten möglich war. Das Binden an neue Arbeit hatte zwar praktisch nicht den theoretischen Erfolg, aber das war gleichgültig, die Menschen hatten anscheinend ihren Willen der restlosen Vernichtung des „Militarismus" und waren wenigstens zur positiven Mitarbeit, wenn auch nur relativ, am geregelten militärischen Abbau fähig, indem sie in dem Luftamt etwas rein Ziviles erblickten. Daß trotzdem die bisherige militärische Behörde die Hauptarbeit zu leisten hatte, das Kind erst einmal aus der Taufe heben mußte, um ihm dann allmählich zum Leben zu verhelfen und es allmählich auf die Beine zu stellen, das alles war ja eine lebensnotwendige Begleiterscheinung, die auch die aufgeregten Revolutionsphantasten nicht störte, weil sie sich dieser Tatsache gar nicht recht bewußt wurden.

Der Grundgedanke einer zentralen deutschen Luftbehörde war ja an sich nicht neu. Er spielte bereits im Kriege eine Rolle, wenn auch nicht in der Öffentlichkeit, die leitenden Dienststellen der deutschen Luftstreitkräfte von Armee und Marine sollten zu einem großen Ganzen, etwa unter dem Begriff „Kaiserlich Deutsche Luftstreitkräfte" ein für allemal zusammengeschweißt werden. Was im Kriege aus Egoismus und ehrgeizigem Streben einzelner Stellen und aus „Ressortbedenken" der Marine mißlang, das alles wurde im November 1918 in anderer Form unter der rein zivilen Leitung eines gänzlich unmilitärischen Mannes, den Oberstleutnant Siegert dem damaligen „Rat der Volksbeauftragten" präsentierte, in wenigen Tagen geboren. Man wird sich dessen immer wieder erinnern müssen, daß das heutige Reichsluftamt unseren letzten Inspekteur zum Vater hat, den Mann, der die Fliegertruppe zur scharfen Waffe gegen unsere Feinde machte [1]). Mit dem „Deutschen Luftamt" bekam das wankende Gebäude wieder Boden unter das Fundament, denn schon drohte es im Flugsand der Revolution völlig einzustürzen. In August Euler, einem an sich ausgezeichneten Fachmann, entstand den durch die Revolution vaterlos gewordenen Luftstreitkräften ein Stiefvater, der aber der ihm gestellten schweren Aufgabe in gar keiner Weise gerecht geworden ist. Die Verhältnisse waren stärker als sein guter, aber viel zu schwacher Wille und seine Arbeitskraft. Heute gibt man dem Unterstaatssekretär unverblümt zu verstehen, daß er seine Aufgabe nicht erfüllt und abzutreten habe, je eher, je besser.....

Die Luftstreitkräfte haben die deutsche Luftfahrt auf eine glänzende technische Höhe gebracht, sie haben das Erbe durch ihren Führer in die Hände des Volkes gelegt, das Volk soll nun in Zukunft zeigen, daß es in der Lage ist, das wertvolle Erbe richtig zu verwalten und auszubauen; bisher hat es versagt. Nachdem Oberstleutnant Siegert noch gesehen

[1]) Vgl. Funken aus der Luftwaffenschmiede, Preußische Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

und an Ort und Stelle erlebt hatte, daß dieser Teil seines militärischen Testaments in ziviler Form, der einzig denkbaren, auf Grund der veränderten Lage aus- und durchgeführt worden war, trat er für seine Person ab. Seine bisherigen Untergebenen bedauerten, daß er als Führer wegen „militaristischer Belastung" nicht in Frage kommen konnte. So opfert das sogenannte „souveräne Volk" die wertvolle Arbeitskraft und die wertvollen, jahrzehntelangen Erfahrungen eines Mannes auf dem Altar seiner phantastischen Schwärmereien!

Die Aufgaben des neuerstandenen Luftamtes lagen damals weniger im Aufbau, sondern erst einmal im militärisch-wirtschaftlichen Abbau. An positiven Aufbau hat das Luftamt scheinbar nie ernstlich gedacht. Mit dem Begriff „Luftverkehr" ist von Anfang an ein unerhörter Unfug und eine schreckliche Irreführung der hoffenden Massen betrieben worden. Man stellte entwaffnete Kriegsmaschinen als Lückenbüßer in den völlig daniederliegenden Eisenbahnverkehr, sie haben gute Aushilfsdienste geleistet. Das alles mit „Luftverkehr" gleichzusetzen, war doch ein arger Trugschluß. Die Geschichte vom „fliegenden Milchkutscher" wird noch den späteren Generationen ein mitleidiges Lächeln entlocken. Meines Erachtens ist der Gedanke „Luftverkehr" nur an einer Stelle von Anfang bis zum Ende logisch durchdacht gewesen, als man ein Kriegsende wenigstens ungefähr abschätzen konnte. Bei der A. E. G. (Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft in Berlin) lagen die klaren Pläne und Gedanken zur Gründung eines Luftverkehrsunternehmens, der „Deutschen Luftreederei", schon im Schreibtischkasten des heutigen Leiters, des alten Piloten aus der Sturm- und Drangperiode um 1909/1911, des Hauptmanns a. D. Mackenthun, als die deutschen Heere noch in glühender Sommerhitze 1918 in Frankreich mit Erfolg dem Feind zu Leibe rückten, nachdem sie Rußland, Rumänien und Serbien niedergerungen hatten. Die Deutsche Luftreederei (D. L. R.) hat selbstverständlich auch umdenken und erheblich umdisponieren müssen durch das Ereignis der Revolution, das nicht in ihrem Konzept gestanden hatte, aber sie hat sich der völlig veränderten wirtschaftlichen und politischen Lage mit erstaunlicher Elastizität angepaßt ..... und Erfolge gehabt! Die kleineren Unternehmungen, die — allmählich wachsend — sich dem Verkehrsgedanken anschlossen, trieben anfänglich ebenso wie die D. L. R. eine notwendige Wirtschaftspolitik der Aushilfen, scheuten keine Verluste und Unkosten und versuchten sich den unvorhergesehenen neuen Verhältnissen so gut es ging anzupassen. Der Luftverkehr von 1918/19/20 ist natürlich in keiner Weise das Ideal dessen, was einem vorschwebt, worüber im dritten Teil gesprochen werden soll, man kann es aber mit nicht geringem Stolz sagen, daß den Gesellschaften, der D. L. R., Rumpler, Sablatnig und wie sie heißen, der Anfang gegen unerhörte Hemmnisse grundsätzlich gelungen ist. Selbst unsere siegreichen Gegner haben die technische und wirtschaftliche Politik der Aushilfen anwenden müssen, ja sogar mit deutschen Maschinen ihre ersten Erfolge zu Wege gebracht. Die ersten Pioniere aufkeimenden Luftverkehrs konnten auch nicht ahnen, daß es der Wille des Feindbundes sei, im Sommer 1919 selbst einer friedlichen Betätigung

in der Luft mit roher Gewalt das Genick umzudrehen. Durch den Versailler Friedensvertrag ist unendlich kostbare Arbeit vom November 1918 bis zum Sommer 1919 illusorisch gemacht worden. Daß es soweit kam, daran tragen die Schuld unsere jämmerliche Laiendiplomatie der Erzberger, Müller und Genossen und die traurige Vertretung der deutschen Luftfahrtinteressen durch die Firma Euler-Luftsportkommission. Die in langen Kriegsjahren gesammelten Erfahrungen wird aber kein Feindbund den wehrlosen Deutschen — wehrlos durch eigene Schuld! — durch Selbstentwaffnung und Selbstbeschmutzung nicht bloß bis zum Friedensdiktat von Versailles — rauben können, man kann unsere ehemaligen Kriegsmaschinen restlos vernichten, kann alles erdenkliche Zubehör zerschlagen oder dessen Ablieferung (übrigens lediglich ein Deckmantel für materiellen und geistigen Diebstahl) verlangen, man kann alle erdenklichen Anstrengungen machen, unsere Friedensluftfahrt zu erdrosseln . . . . . es wird ihnen auf die Dauer nicht gelingen! Deutscher Fleiß, deutsche Zähigkeit, die auf dem Gebiete der Luftfahrt im Kriege bahnbrechend waren und bis zum bitteren Ende über die ganze Welt triumphierten, werden und müssen letzten Endes sich durchbeißen und siegen.

Ich lasse zum besseren Verständnis für den Leser die für die deutsche Luftfahrt in Frage stehenden Bestimmungen von Versailles im Originalwortlaut folgen.

Der Artikel 198 sagt:

„Die Streikräfte Deutschlands dürfen kein militärisches oder maritimes Luftfahrtwesen umfassen."

Ein Heer ohne Luftwaffe ist zwar eine Katze ohne Schwanz, das hat der Krieg bewiesen. Bei den uns zugebilligten 100 000 Mann werden wir das verschmerzen müssen, wenn natürlich auch das Fehlen jeder Luftwaffe im Heeresorganismus selbst für die Aufgaben eines solchen Miniaturheeres, insonderheit für seine Ausbildung, böse Schattenseiten hat. Für die alten Luftstreitkräfte bedeutet das völlige Verschwinden der Luftwaffe auf Befehl des Feindbundes höchste Anerkennung für vollbrachte Glanzleistungen.

Der Artikel 313 sagt:

„Die alliierten und assoziierten Mächten gehörigen Luftfahrzeuge sollen volle Flug- und Landefreiheit innerhalb deutschen Gebietes haben und sollen diese Vergünstigungen wie deutsche Luftfahrzeuge, besonders in Notfällen zu Wasser und zu Lande, genießen."

Das ist leicht dekretiert vom Stärkeren. Vorerst erscheint dieser Paragraph als Theorie. Der Feind wird davon Gebrauch machen. Welche Erfahrungen er aber mit nach Hause nimmt, bleibt abzuwarten, das wird schließlich auch sein Geheimnis bleiben. Man kann den guten Willen und die „Liebe", mit der ein Flugzeug versorgt werden muß, nicht erzwingen. . . . . Die Festsetzung eines Endtermins für diese Bestimmungen auf den 1. Januar 1923 bzw. anläßlich früherer Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund erscheint als eine Art akademischer Zusatz ohne wesentliche und praktische Bedeutung, denn Vertragsbestimmungen sind

ja dazu da, um von der Entente nicht eingehalten zu werden. Man greift da der Entwicklung der Geschichte etwas leichtsinnig vor.

Der Artikel 202 verlangt die „Auslieferung des ganzen militärischen und maritimen Luftfahrzeugmaterials". Hier geben sich Theorie und Praxis die Hand, denn fast jeder Mensch weiß, daß ein Flugzeug, das ein halbes Jahr ohne Pflege und ohne Benutzung dasteht, sich kaum noch vom Boden erheben wird, und daß es andererseits durch Neuerungen überholt, also nur von relativem Gebrauchswert in militärischer Hinsicht ist. Um so klarer wird die sadistische Zerstörungswut des Feindbundes noch ein Jahr nach Versailles, um so unlogischer erscheint der letzte kindische Einwurf der Entente: Ihr habt in dem halben Jahre noch nicht alles abgegeben, ihr wollt nicht, wir werden euch zwiebeln, ihr dürft eben auch jetzt nach Ablauf der halbjährigen Karenzzeit eure Fabriken noch nicht für den Friedensbetrieb in Gang bringen. . . . Die grauenhaften Bilder wilder Zerstörungswut der feindlichen Kommissionen dem Leser auszumalen, überlasse ich der Tagespresse und der Bilddarstellung der illustrierten Blätter. Der Fachmann betrachtet diese Tätigkeit der Ententekommissionen nur noch als Leichenschändung. . . . .

Vernichtung und militärisches Verbot konnten uns für die Zukunftsentwicklung nicht allzuviel schaden, wenn auch Millionen und Abermillionen von Werten sinnlos zerstört wurden, sehr schaden mußte aber der deutschen Wirtschaft die Stillegung aller Betriebe, die sich mit Luftfahrzeugbau beschäftigten. Auch hier ist der Grund nicht schwer zu finden: England wirft Tausende von bisherigen Kriegsmaschinen auf den internationalen Markt, es vernichtet das deutsche, von der ganzen Welt als erstklassig anerkannte Material, um das seinige abzusetzen, es verbietet den Bau von Verkehrsmaschinen, um der eigenen Industrie den Weltmarkt zu eröffnen und die Wege zu ebnen. Wir müssen vorläufig feiern, weil England und Frankreich Geschäfte machen wollen. Ob die Welt noch einmal eine Parallele zu dem bekannten „Made in Germany" erlebt: ich erwünsche es nicht nur und erhoffe es, ich habe sogar den felsenfesten Glauben daran, daß wir uns allem zum Trotz im Laufe der Zeit mit unserem Material doch durchsetzen werden. Betrachtet man nun allerlei Ergänzungsnoten (Abbruch der Zeppelinwerfthalle in Friedrichshafen, Ablieferung des stets besten Luftschiffes von drei gebauten an den Feindbund, Verlängerung des eben erwähnten Bauverbots, Aus- und Einfuhrverbote usw. usw.) im Rahmen des Gesamtvertrages, so wird die Vernichtung alles Deutschen, was mit Luftfahrt zusammenhängt, noch deutlicher. Es hätte vieles anders kommen können, wenn wir nicht an leitender Stelle einen völlig willenlosen, pazifistisch verseuchten Mann gehabt hätten, den Unterstaatssekretär August Euler, der im laisser faire die Patentlösung sah und alle Verantwortung möglichst einer sogenannten Luftsportkommission zuschob, deren Gründung wohl mit dem Gedanken gepaart ist, die ihm übertragene Verantwortung so zu dezentralisieren, daß kein Sündenbock später zu fassen sei. Diese Luftsportkommission ist die unheilvollste Gründung, die je die Luftfahrt erlebte. Theoretiker, die von längst überholten Erfahrungen zehrten, Schreibtisch-

piloten schlimmster Sorte und ehrgeizige Vereinsmeier „regierten" diktatorisch munter darauf los und versperrten den Männern der Praxis, die mit ihrem Blut die Luftfahrt auf die glänzende Höhe gebracht hatten, die positive Mitarbeit. Es wird höchste Zeit, daß August der Überflüssige, wie man den sogenannten Leiter unserer Geschicke seit der Revolution bereits nennt, samt seiner Luftsportkommission vom Schauplatz abtritt. Es wird notwendig sein, an anderer Stelle noch einmal hierauf zurückzukommen. Das eine steht auf jeden Fall fest, daß die deutsche Luftfahrt durch solche Politik heute bereits als vogelfrei anzusehen ist.

Im vorigen Sommer rangen die durch den Krieg freigewordenen Kräfte des Feindbundes um die Palme der Ozeanüberquerung. Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, sich an so einem Einzelereignis festzubeißen, es mag die Bemerkung genügen, daß die Ergebnisse recht kümmerliche waren, das lag in der Hauptsache an der schlechten organisatorischen Vorbereitung des Unternehmens und am ungeeigneten Material. Ich habe im ersten Teil schon gestreift, daß eine solche Leistung mit Kriegsmaterial an sich nichts Überragendes darstellt, haben doch deutsche Luftfahrzeuge ähnliche Leistungen während des Krieges schon vollbracht. Da die Konkurrenz in diesem Jahre nicht wiederholt wurde, scheint man doch selbst von dem Mißerfolge schon befriedigt zu sein.

Für uns Deutsche geht die Entwicklung natürlich nur langsam vorwärts und bergauf. Nur zähes Festhalten an der Aufgabe, im internationalen Rahmen des großen Weltluftverkehrs mitzuarbeiten, bringt uns vorwärts. Am Fünfländerflug (England, Holland, Deutschland, Dänemark, Schweden) haben wir uns kürzlich beteiligt, der Anfang ist also gemacht, und wir haben ausgezeichnet abgeschnitten dank der glänzenden Leistungen unserer Luftverkehrsgesellschaften, der Deutschen Luftreederei, des Flugzeugbaus Sablatnig und anderer. An allen diesen kleinen Anfangserfolgen ist aber unsere sogenannte Leitung in der Wilhelmstraße gänzlich unschuldig; wenn Zusehen zum Wachstum verhelfen würde, dann allerdings müßten die Bäume der deutschen Luftfahrt bereits in den Himmel gewachsen sein.

Wie groß der Wirrwarr war, der in den Köpfen unserer „Leitenden", einschließlich der Luftsportkommission, herrschte, erhellt die heute unbestrittene Tatsache, daß sogar das Weiterbestehen des Reichsluftamtes eine Zeitlang ernstlich in Frage gestellt war. Der Kapitän August Euler verschwand mit Hilfe eines dreimonatigen Urlaubs aus den Augen seiner Kritiker, als es brenzlich wurde, und überließ das Amt seinen Geheimräten und der Nebenregierung der Luftsportkommission. Man bedenke, daß das zu einer Zeit geschah, als es nur eine Parole gab und die hieß: „Alle Mann an Deck!" Es erschien, als ob alle Anordnungen für den in Aussicht stehenden Tod, die Beerdigung usw. des Luftamtes bereits gegeben waren. Nur ein sehr energischer Pressefeldzug gegen die Zerstörungswütigen konnte das Amt als solches retten. Jetzt heißt es, den Mann zu finden, der von Grund auf den Neubau vornimmt und sich alle die wertvollen Kräfte nutzbar macht, die leider Gottes bisher brach lagen. Man wird ihn finden, und dann soll es bergan gehen. Vielversprechende Anfangserfolge sind da

(z. B. im Fünfländerflug) und in der segensreichen Arbeit der jungen Luftverkehrsunternehmungen. Auf ihnen muß der weitere Aufbau erfolgen.

Es war zwar mein Bestreben, im vorliegenden zweiten Abschnitt lediglich die Gegenwart, d. h. die Zeitspanne vom Ausbruch der Revolution bis zum Erscheinen dieses Heftes zu behandeln und jeden näher umrissenen Blick in eine ferne, nebelhafte Zukunft zu vermeiden, d. h. dem dritten Teil vorzubehalten. Wenn es oft nicht ganz möglich war, vor dem Schleier der Zukunft Halt zu machen, so ist folgendes zu bedenken: Die kritische Schilderung einer Zeit, voll von Untätigkeit der leitenden Stellen, von Weichheit und Nachgiebigkeit bis zum kategorischen Imperativ, muß dem Leser ein zu trübes Bild von der deutschen Luftfahrt geben. Es sollte wenigstens hier und da ein kleines Sternchen kometenhaft aufleuchten, es sollte Licht gezeigt werden. Und es ist Licht da, für den Kenner sogar viel Licht, denn die Leistungen, die von einzelnen Gruppen vollbracht wurden, senden in die allgemeine Dunkelheit der Futterkrippenpolitik stärkere Strahlen als der Laie, der die Verhältnisse nicht so überschaut, anzunehmen vermag. Wir haben uns eben bitter getäuscht, wenn wir wähnten, auf dem frischen Grabe der deutschen Luftstreitkräfte positiven Aufbau vollziehen zu können. Wir haben wie an so vielen Stellen im Reiche wie in Preußen Männer gehabt, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Wir haben wie im politischen Leben erst einmal einen etwa zweijährigen Verwesungsprozeß über uns ergehen lassen müssen. Je größer aber die Vernichtung und je größer der Sturz in die Tiefe, um so zäher soll nun auf Grund der gemachten Erfahrungen der Wille und die Arbeitskraft beim Aufbau sein.

Der neue Reichsverkehrsminister, Exzellenz Gröner, hat sich um die Rettung des Luftamtes ein außerordentliches Verdienst erworben, indem er das Wetterleuchten in der Presse, die wild ausbrechenden Sturmzeichen gerechter Empörung, blitzschnell aufnahm und ihnen sachlich prüfend nachging. Das Luftamt der Zukunft, losgelöst von allem Beiwerk — denn die Kuppelung von Luftfahrt und Kraftfahrwesen unter Eulers Leitung war für die Praxis ein Nonsens (man kann auch nicht die Landwirtschaft und die Justiz zu einem Ministerium vereinigen oder das Maultier mit einem Vollblüter in denselben Wagen spannen) — gehört zum Reichsverkehrsministerium. Nicht Luftsport ist die Parole der Zukunft, sondern Luftverkehr. Der Luftsport mit seiner unerhört treibenden Kraft entwickelt sich aus dem Luftverkehr ganz von selbst, denn immer war es noch Lebensgrundsatz, daß erst die Arbeit und dann das Vergnügen zu kommen hat.

In Zukunft heißt es, unter anderer besserer Führung, der Welt erneut zu zeigen, was wir können. Die wertvollen Kräfte und Säfte sind da, sie sind bloß bisher nicht geweckt und nutzbar gemacht worden. Mißachtet die Welt auch mit Fug und Recht ein politisch selbstbesudeltes deutsches Volk, so wird sie einem ehrlich strebenden Teil die Achtung nicht versagen. . . . .

Verantwortlichkeiten

Von

Richard Fester

IV. Politische Sicherungen

(Fortsetzung)

Es ist noch nicht aufgeklärt, weshalb Zar Nikolaus II. und Poincaré 1914 in ihren Peterhofer Trinksprüchen übereinstimmend der bevorstehenden silbernen Hochzeit Rußlands und Frankreichs gedacht haben. Dürfte man sie beim Worte nehmen, so wäre die französisch-russische Entente im Hochsommer oder Herbst 1889 vor oder nach der letzten Unterredung Bismarcks mit Alexander III. zustande gekommen. Scheinbar halboffiziöse Artikel[1]) der deutschen Presse haben damals sofort aus der angeblichen Tatsache des Zweiverbandes von 1889 die Folgerung gezogen, daß Bismarck über die politische Erbschaft, die er dem neuen Kurse hinterließ, in einer gründlichen Selbsttäuschung befangen gewesen sei. Denn der Rückversicherungsvertrag habe, als er gekündigt wurde, tatsächlich nicht mehr bestanden.

Schon damals ist übersehen worden, daß in dem Abschluß der Entente vor der Kündigung des deutsch-russischen Vertrages von 1887 noch keine Rechtfertigung der Beweggründe der Reichsleitung enthalten wäre. Auch die Frage, ob die Kündigung nicht unter allen Umständen schädlich war, konnte nur von Politikern beiseite geschoben werden, die 1914 kein Gefühl für die Schädlichkeit der Priorität der deutschen Kriegserklärung an Rußland und Frankreich hatten. Das einzige, was den Spalt zwischen dem Meister und den Zauberlehrlingen des neuen Kurses überbrückt hätte, wäre die Feststellung gewesen, daß auch die Staatskunst Bismarcks die russisch-französische Verständigung nicht verhütet hatte. Um eine baldige Neuorientierung seiner politischen Sicherungen wäre dann auch er bei längerem Verbleiben im Amte nicht herumgekommen.

Durch das französische Gelbbuch von 1918 ist dem Versuch von 1914, eine angebliche Bismarcklegende zu zerstören, die Unterlage entzogen worden. Die Entente ist nicht 1889, sondern im August 1890 im Lager von Krasnoje Selo durch eine Aussprache des General Boisdeffre mit dem russischen Generalstabschef Obrutscheff eingeleitet worden, während der Gedankenaustausch Alexanders III.

[1]) „Der Geburtstag des Zweibunds" von Jakob Frank. „Vossische Zeitung" vom 22. Juli 1914.

und seines Gastes Wilhelms II. gleichzeitig Gefahr lief, trotz der Sommerhitze einzufrieren. Alles Vorausgegangene, Waffenlieferung und Anleihen, gehört der Vorgeschichte an, der erst die im August 1890 angeknüpften Verhandlungen den Charakter einer geschlossenen Exposition verliehen haben. Gleich das erste Aktenstück des Gelbbuches, ein Bericht des Gesandten Laboulaye an den Minister des Äußern, Ribot, vom 24. August 1890 erklärt wie ein dramatischer Prolog, weshalb dabei die Militärs die Vorhand hatten. Eine diplomatische Entente Rußlands und Frankreichs könnte den morschen Dreibund neu beleben. Der Hauptgrund aber ist „ein Mangel" der französischen Verfassung, die es dem Staatsoberhaupt nicht gestattet, Verträge abzuschließen. Die Vorbereitung der Bündnisse überläßt man daher besser den Militärs. Der Ursprung der Allianzen monarchischer Staaten ist rein diplomatisch gewesen. Militärische Abreden hatten darin den Charakter der Ergänzung. In Bismarcks Bündnissen spielen sie durchaus eine Nebenrolle. Der demokratische Parlamentarismus kann dagegen nur durch den Militarismus umgangen werden. Wie die Entente von 1890 sind nachher alle Bündnisse unsrer Gegner entstanden. Aus Besprechungen militärischen Charakters entwickeln sich Militär- und Marinekonventionen. Ein Bündnis macht daraus erst der Ernstfall, aber es findet eine bessere, gemeinsame Rüstung vor als der friedliche Zwei- und Dreibund. Es kann daher nicht ausbleiben, daß aggressive Tendenzen durch diese Art der Entstehung eher genährt als zurückgehalten werden. Der Soldat hat nicht auf den Politiker zu warten, sondern er weist ihm die Wege. Die deutschen Operationspläne sind das wissenschaftliche Ergebnis der friedlichen Kriegsspiele des Generalstabes. Bei den Zusammenkünften der französischen, russischen und englischen Generale und Admirale tritt der Gedanke des Losschlagens dominierend hervor und schafft eine Atmosphäre, die auch den Staatsmann umfängt und die für den Ernstfall vorbehaltene freie Entschließung aufhebt.

Alle diplomatische Vorsicht des französischen Ministeriums des Auswärtigen hat nicht verhüten können, daß das Gelbbuch zum Schlüssel der gegen uns gerichteten Bündnisse des Vielverbandes geworden ist. Setzen wir den undenkbaren Fall, daß ein französischer oder englischer Kautsky auf die Akten der Entente losgelassen würde, so hätte er sein Studium in den Archiven der Kriegs- und Marineministerien sowie der Generalstäbe und nicht im Pariser Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten oder im Foreign office anzufangen. In Bismarcks Bündnispolitik ist die Erhaltung des Deutschen Reiches das Leitmotiv. In den Ententeverhandlungen von 1890 bis zum Ausbruche des Weltkrieges gibt der Militarismus und Navalismus den Ton an. Bismarck sucht seine Politik und ihr Instrument in Einklang zu bringen. Die Entente beginnt damit, ein Instrument zu schaffen, das den Weltfrieden bedroht, sobald ihre sehr verschiedenen Interessen sich in einem Punkte begegnen. Bei dem neutralen Belgien klopft nicht das Foreign office, sondern der englische Generalstab mit militärischer Rücksichtslosigkeit auf den Busch.

Die Voraussetzung für diese unheilvolle Entwicklung bleibt allemal der erste

Kontakt von 1890, der fortzeugend nur Böses gebären konnte. Der Anfang ist gleichwohl auch hier schwer gewesen. Drei Jahre hat Zar Alexander III. gezögert, ehe er den militärisch-politischen Abreden seine Zustimmung gab. Einstellung der Entente auf den französischen Revanchegedanken lag nicht im russischen Interesse. Für Frankreich war Deutschland, für Rußland Österreich-Ungarn der kontinentale Hauptgegner. Die Frage der außereuropäischen Interessengemeinschaft beider Mächte ist erst durch den russischen Minister Giers angeschnitten worden. In der Militärkonvention von 1893 wird der russisch-englische Weltgegensatz gleichwohl nicht berücksichtigt. Der französische Gedanke, daß der Dreibund durch das Niederwerfen Deutschlands zu schlagen ist, ringt sich schließlich durch alle russischen Bedenken und Vorbehalte siegreich hindurch.

In der Behauptung, daß diese Entwicklung der Dinge unaufhaltsam gewesen sei, liegt ein Denkfehler, der nur entschuldigt werden konnte, solange wir noch keinen Einblick in die französisch-russischen Verhandlungen hatten. Soviel steht fest, daß der Kontakt die Weiterentwicklung bestimmt hat, aber ebenso unbestreitbar ist die Erkenntnis, daß die russischen Bedenken wie in den vorangegangenen Jahren die Oberhand behauptet hätten, wenn nicht der Kontakt durch die Kündigung des Rückversicherungsvertrages herbeigeführt worden wäre. Die Träger der Verantwortung für die Kündigung sind also recht eigentlich die Schöpfer der Entente, in der wir Deutsche bis ans Ende aller Tage die Wurzel alles Übels sehen werden. Hammanns Entschuldigung [2]), daß die Männer des neuen Kurses Bismarcks Spiel mit den fünf Kugeln nicht fortsetzen konnten, ist schon von Plehn [3]) in ihrer ganzen Fadenscheinigkeit erkannt worden. Das Kunststück des Vertrages von 1887 mit der genialen Ausschaltung der bulgarischen Gefahr war von den Zauberlehrlingen allerdings nicht zu erwarten. Aufbau und Krönung der deutschen Sicherungen hatten nur einem Meister gelingen können. Den Erben Bismarcks aber war mit der Forderung des „quieta non movere" keine ihre Kräfte übersteigende Forderung gestellt. „Das einzige, was die deutsche Politik unter Caprivi zu tun gehabt hätte, war — wie Plehn mit Recht bemerkt — die uninteressierte Haltung Deutschlands fortzusetzen und sich nicht in den Dienst der österreichischen Orientinteressen zu stellen."

Der Tag und die Form der Kündigung des am 18. Juni 1890 ablaufenden Vertrages sind noch unbekannt. Wir wissen nur, daß in Berlin die formelle Kündigung der stillschweigenden Nichterneuerung vorgezogen wurde. War ihr eine Erklärung beigefügt, so dürfte sie in einem Hinweis auf die Unvereinbarkeit des Vertrages mit den bekannten Zweibundverpflichtungen bestanden haben, in jedem Falle mit der Wirkung, daß in Petersburg Deutschland wieder unter die Orientrivalen eingereiht wurde, ehe es selbst den ersten Schritt in dieser Richtung getan

[2]) Hammann I, 28—42, II, 31, ff.

[3]) Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung. München-Leipzig. Oldenbourg 1920 (vollendet 1918) Seite 330. — Walter Platzhoff, Bismarcks Bündnispolitik (Bonn und Leipzig, K. Schroeder 1920) steht in den Hauptfragen noch auf dem Standpunkte Onckens und Hammanns.

hatte. Bis 1890 hatte Rußland in dem Rückversicherungsvertrag für seine asiatische Politik eine europäische Rückendeckung besessen. Seit dem 18. Juni 1890 war es gezwungen, in Europa eine neue Deckung zu suchen. Wir sehen heute in der Einbürgerung der Marseillaise am Zarenhof den symbolischen Ausdruck des russischen Selbstmordes, aber wir sollten auch nie vergessen, daß die Axt an die Wurzel des Weltfriedens 1890 durch die Unbesonnenheit der neuen deutschen Steuerleute gelegt worden ist. Der deutsche und der russische Selbstmord stehen im Verhältnis von Ursache und Wirkung, und es bedeutet eine völlige Verkennung der Weltzusammenhänge, wenn man ihre Verkettung im Jahre 1914, statt in dem Schicksalsjahre 1890 sucht.

Die universalhistorische Tragweite der Entlassung Bismarcks ist niemals unterschätzt worden. Durch die Enthüllung der ganzen Tragweite der Kündigung wächst sie ins Riesenhafte empor. Die Frage ist nicht mehr abzuweisen, ob wir die Kündigung als eine Folge der Entlassung oder als ihre wesentlichste Ursache anzusehen haben. Es sind jetzt 14 Jahre her, seit Hans Delbrück mit der Hypothese hervorgetreten ist, daß die Staatsstreichabsichten Bismarcks die tiefere Ursache seines Sturzes gewesen seien [4]). Die Revolution hat auch diese Bismarcklegende, an die außer ihrem Verbreiter niemand recht glauben wollte, gründlich zerstört. In den Briefen Wilhelms II. an Franz Josef besitzen wir jetzt Delbrücks mittelbare oder unmittelbare Quelle, aber der Zeuge zeugt widerwillig gegen sich selbst. Nach dem Grundsatze, daß eines Mannes Rede halbe Rede ist, hätte der Kaiser, nachdem seine Anklage des Reichsgründers ans Tageslicht gebracht worden war, die Veröffentlichung des dritten Teiles der Gedanken und Erinnerungen nicht verhindern dürfen. Der Marsch der unerbittlichen Wahrheit hat deshalb nicht aufgehalten werden können. Sie bricht durch die verworrene und doch so durchsichtige Rede des jungen Selbstherrschers wie die Sonne durch trübe Wolken hindurch und hat zur rechten Zeit unanfechtbare Zeugen in dem „glaubenswerten Manne" Lucius von Ballhausen und vor allem in dem Aktenanhange zu den Aufzeichnungen des Ministers von Boetticher und des Chefs der Reichskanzlei von Rottenburg gefunden [5]).

An der Spitze der kaiserlichen Zeugenaussagen steht die Versicherung vom 3. April 1890, daß „keine Frage der auswärtigen Politik zwischen Bismarck und ihm zu Meinungsverschiedenheiten die Veranlassung bot, sondern rein innere, meist taktische Gesichtspunkte". Schon elf Tage später klagt er jedoch, daß er „bei der

[4]) Preußische Jahrbücher 1906, November- und Dezemberheft. Dagegen u. a. Meinecke, Historische Zeitschrift, 98 (1907), 461 fg. Marcks, Bismarck (1915), Seite 227 fg.).

[5]) Briefe Kaiser Franz Josephs I. und Kaiser Wilhelms II. über Bismarcks Rücktritt. Herausgegeben von Dr. H. Schlitter. Österreichische Rundschau, 58 (1918), Seite 97—110. — Lucius' Bismarckerinnerungen, Seite 500 ff. — Fürst Bismarcks Entlassung. Nach den hinterlassenen, bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Staatssekretärs des Innern, Staatsministers Dr. K. H. v. Boetticher und des Chefs der Reichskanzlei Dr. F. J. v. Rottenburg. Herausgegeben von Professor Dr. G. Freiherrn v. Eppstein, Berlin. A. Scherl ohne Jahr [1920], 237 Seiten. Vgl. auch die Besprechung Fritz Hartungs in den Grenzboten 1920, Nr. 14, vom 14. April. Armin Kohl, „Die Wahrheit über die Entlassung des Fürsten Bismarck" (Leipzig 1919, W. Schunke) ist vor Eppstein und Lucius erschienen.

Selbständigkeit und zugleich Heimlichkeit des Fürsten leider nicht in der Lage gewesen wäre, ganz unbedingt zu wissen, was für Wege Bismarck in unserer äußeren Politik ohne sein Wissen einschlug, und wie dieselben vor seinen Bundesgenossen zu rechtfertigen wären". Und zwei Jahre später, unmittelbar vor Bismarcks Wiener Reise zur Hochzeit Herberts, wird Franz Josef daran erinnert, „daß ein Hauptstück von Bismarck der geheime Vertrag — à double fonds — mit Rußland war, der hinter Deinem Rücken geschlossen, von mir aufgelöst ward". Die Dokumente aber beginnen mit Meinungsverschiedenheiten über die russische Konvertierung, die erkennen lassen, daß Bismarck bereits im Juni 1889 seine Bündnispolitik gegen den Kaiser zu verteidigen hatte: „Eine antirussische Haltung der Reichspolitik" in der Frage der Konvertierung — schreibt er aus Varzin am 26. Juni 1889 an Boetticher — „würde mit der Gesamtrichtung unserer Politik im Widerspruch stehen und sie schädigen. Das Ziel dieser Gesamtpolitik ist vorläufig die Erhaltung des Friedens, wenigstens bis zu dem Seiner Majestät bekannten Zeitpunkte, wo wir unsre Vorbereitungen in Gewehr und Munition zum Abschluß gebracht haben werden; womöglich sogar bis zu dem Zeitpunkte, wo Englands jetzige relative Wehrlosigkeit aufgehört haben und auf Englands Mitwirkung bei eintretenden Krisen mehr als bisher zu rechnen sein wird. Aus diesem einstweiligen Friedensbedürfnisse geht die Notwendigkeit hervor, wenigstens doch bis dahin unsere Beziehungen zu Rußland zu schonen und zu pflegen." Wie tief mußte damals schon die Kluft zwischen dem Reichsgründer und dem Zerstörer seines Werkes sein, wenn Bismarck sich gezwungen sah, mit militärischen Gründen für Aufschub der Neuorientierung der Reichspolitik zu plädieren in der schwachen Hoffnung, daß der junge Herr inzwischen reifer und klüger werden würde. Wer auch jetzt noch zu behaupten wagt, daß Bismarck in dieser Lage den gefährdeten äußeren Frieden schließlich durch Staatsstreich und Bürgerkrieg retten wollte, ist nicht zurechnungsfähig. Aus Zukunftsperspektiven, die Bismarck dem jungen Kaiser wie weiland seinem Großvater in der Konfliktszeit vorgehalten hat, sind in Wilhelms II. Anklagebrief Absichten des Reichskanzlers geworden. Die Dokumente und die neuen Zeugen lassen jedoch nicht den geringsten Zweifel, daß die sozialpolitischen Illusionen des Kaisers das Geschwür lediglich zum Platzen gebracht haben. Windthorst, Bleichroeder, Boetticher, v. Helldorf und die ganze Hinzpeterei verschwinden als völlig nebensächlich im Hintergrunde des letzten Aktes der Tragödie. Im Mittelpunkte des erzwungenen Abschiedsgesuches vom 18. März 1890 stehen die ehernen, hoffentlich nie aus dem Gedächtnis der Deutschen entschwindenden Worte, daß die von Wilhelm II. unserer auswärtigen Politik gegebenen Richtlinien „alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellten, die unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinne der beiden Vorgänger des Kaisers in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt" hatte.

Die Wucht der Verantwortung legt dem Historiker die Verpflichtung auf, die Motive der Kündigung und die Verteilung der Verantwortung eingehender zu untersuchen, als es bisher geschehen ist. Die Orientpolitik Wilhelms II. und des

Auswärtigen Amtes haben sich nie gedeckt. Über die deutschen Zukunftsaussichten im Orient hat man in der Wilhelmstraße allezeit wesentlich nüchterner gedacht. Mit der christlich-romantischen Vorstellung, daß der Kalif als Herr der islamitischen Gläubigen sein gegebener Bundesgenosse sei, stand der Kaiser vor dem Weltkriege allein. Ob diese Vorstellungen ihn schon 1889 beherrscht haben, ist doch sehr fraglich. Der realpolitische Einschlag der deutschen Orientinteressen konnte sich kaum geltend machen, solange diese über das Stadium der anatolischen Bahn noch nicht hinausgewachsen waren. Es scheint demnach, daß sich in erster Linie seine Nibelungentreue gegen die Vorbehalte der Bündnispolitik Bismarcks empört hat. Auch der Gedanke, daß Österreich zunächst allein in einen Krieg mit Rußland verwickelt werden könne, scheint ihm unfaßbar gewesen zu sein. Nach der Januarerklärung von 1887 [6]) hatte sein Freund Kronprinz Rudolf geklagt, daß die Balkanpolitik Österreich-Ungarns an Deutschland keine Stütze finde. Die Vermutung liegt nahe, daß der Berliner Besuch des Thronfolgers Franz Josefs im März 1887 bereits in dem Prinzen Wilhelm den Oppositionsgeist genährt, wenn nicht geweckt hat. Auf militärische Einflüsse weist die nervöse Ansicht, daß Deutschland an einem Weltkrieg, in den es schließlich doch hineingezogen werde, besser von Anfang an teilnehme. Der Druck einer illoyalen Heimlichkeit auf den Kaiser dürfte dagegen auszuschalten sein. Offiziell ist der Rückversicherungsvertrag in Wien allerdings nicht mitgeteilt worden. Die Januarerklärung aber war schon deutlich genug, und am 14. August 1889 hatte Bismarck dem Kaiser Franz Josef persönlich in Berlin auseinandergesetzt, „das ganze Ziel und Objekt der deutschen Politik seit zehn Jahren sei, England für den Dreibund zu gewinnen. Das sei nur möglich, wenn Deutschland immer wieder seine Indifferenz gegen die orientalische Frage betone. Geschehe das nicht, brouilliere sich Deutschland deswegen mit Rußland, so werde England behaglich still sitzen und sich nur die Kastanien aus dem Feuer holen lassen". Man wußte also in Wien ganz genau, wie weit auf Deutschland in östlichen Verwicklungen zu rechnen sei, und hat aus dem Anklagebrief Wilhelms II. mit Genugtuung entnommen, daß dieser, der Politik Bismarcks den Abschied gebend, bereit war, sich selbst das Leitseil um den Hals zu legen.

Erhellt aus alledem, daß die Motive der Kündigung unter Aufnahme österreichischer und militärischer Einflüsse doch im wesentlichen das geistige Eigentum des Kaisers sind, so wird dadurch die Lawine der Verantwortlichkeit nur vergrößert. Sie beginnt am 17. März 1890 bei den Ministerkollegen, die sich nicht solidarisch hinter ihren Präsidenten stellten, als er ihnen erklärte, daß er auch die auswärtige Politik des Kaisers nicht mehr vertreten könne [7]); sie reißt den Mann mit den Hyänenaugen, Herrn von Holstein, aus seinem Arbeitszimmer heraus, worin sich bereits am Tage nach dem Sturze Bismarcks die Geheimakten über den Rück-

[6]) Deutsche Rundschau. Augustheft, Seite 221.

[7]) In dem Protokoll der Staatsministerialsitzung bei Eppstein, Seite 184, muß es heißen: Rußland bedürfe der Existenz Frankreichs wie D e u t s c h l a n d der Österreichs als Großmacht.

versicherungsvertrag befanden[8]); sie erdrückt Caprivi und Marschall, die durch Holstein erst angelernt werden mußten, durch die Anklage, sich an einer Handlung beteiligt zu haben, deren Folgen sie nicht durchgedacht hatten; sie verschüttet die Mehrheit des Reichstages und des deutschen Volkes, die in vollendeter Verständnislosigkeit für die Schöpfersorgen des Reichsbaumeisters den von Bismarck aufgeforsteten Bannwald selbst abholzen halfen.

Wie schwer es für die Zeitgenossen ist, hinter den Vorhang zu schauen, lehren uns die Belgier. Baron Greindl in Berlin hatte Bismarck so wenig begriffen, daß er in der Sperrung des deutschen Geldmarktes für Rußland eine Maßregel des Fürsten sehen wollte. Um so bereitwilliger machte er sich zum Sprachrohr der Illusionen des neuen Kurses. Es kann nicht genug empfohlen werden, seine Weitergabe Marschallscher Orakelsprüche synchronistisch mit dem französischen Gelbbuche zu lesen. Im August 1891 stiegen doch auch ihm Bedenken gegen den Optimismus des neuen deutschen Staatssekretärs auf. Sein Londoner Kollege, Baron Solvyns, wußte dagegen schon ein Jahr nach dem Kanzlersturze zu melden, daß man in England einem Monarchen mißtraue "qui s'agite beaucoup, qui réfléchit peu, qui parle et écrit à tout propos et dout les vues politiques paraissent absolument dénuées de toute cohérence et de toute maturité"[9]). So sehr aber auch sonst die Urteile über die Wendung der Dinge auseinandergingen, darin war alle Welt sehr bald einig, daß Deutschlands Ansehen durch Bismarcks Abgang eine empfindliche Einbuße erlitten hatte. Was man freilich außerhalb des engen Kreises der Eingeweihten damals noch nicht wissen konnte, war die Verquickung der Kanzlerkrisis mit einer Krisis der politischen Sicherungen des Deutschen Reiches. Die Erben Bismarcks hatten von nun an dem Umstande Rechnung zu tragen, daß durch die Kündigung des Rückversicherungsvertrages das Verhältnis Deutschlands zu Rußland, England und Österreich-Ungarn verschoben war. Es ist ein Vorzug der neuen Enthüllungen, daß sie sowohl die Natur der Gefahren, wie die Gegenanstalten Wilhelms II. und seiner Berater deutlicher erkennen lassen.

Bedürfte es noch einer Rechtfertigung der Bismarckschen Politik, so würde sie sich aus den Beziehungen des Kaisers zu Nikolaus II. ergeben. In der Presse und Publizistik ist das Verhältnis beider Herrscher verkannt und entstellt worden. Durch die Vermählung des zehn Jahre jüngeren Zaren mit der Cousine des Kaisers, der Schwester der Prinzessin Heinrich, war hier eine Grundlage vorhanden, auf der weiter zu bauen Wilhelm II. um so mehr berufen war, als er selbst 1890 den Draht nach Petersburg durchschnitten hatte. Niemand dürfte ihn tadeln, daß er seinen persönlichen Einfluß auf den Zaren auf alle Weise ausgenutzt hat. Auch das Auswärtige Amt konnte nach Lage der Dinge nichts anderes tun, als den Kaiser immer wieder vorzuschicken. Ob die Mittel zum Zwecke stets die geeigneten waren, kann nur von Fall zu Fall entschieden werden. Es gibt eine Photographie der Revaler Zusammenkunft, die den Gegensatz zwischen der allzu geflissentlichen

[8]) Hammann, I, 36. [9]) Belg. Dokumente, V, 69, 294, 277 und öfter.

Liebenswürdigkeit des Kaisers und der scheuen Zurückhaltung des Zaren festgehalten hat. Wenn die Karikatur unserer Feinde Wilhelm II. zum Bauchredner und seinen Freund Nicky zur Puppe gemacht hat, so ist damit zum Ausdruck gebracht, daß Nikolaus II. sichtlich im Banne des beweglicheren Geistes seines älteren Freundes gestanden hat. Als leblose Puppe dürfen wir uns den Zaren, obwohl er gewiß keine Persönlichkeit war, dennoch nicht vorstellen[10]). Argumente ad hominem fanden ihre unverrückbare Grenze in der Tatsache, daß hinter Nikolaus II. seine Berater genau so standen wie hinter Wilhelm II. das Auswärtige Amt. Die in der Adresse verfehlte, mehr als naive Klage des Kaisers über Bismarcks Enthüllungen in den Hamburger Nachrichten erinnerte 1896 in Petersburg nur an eine russenfreundliche Politik, die 1890 zugleich mit dem bittergehaßten treuesten Diener der Hohenzollern[11]) verabschiedet worden war. Die Ermunterung der maritimen Passionen des Zaren hätte sich nur ein Bundesgenosse gestatten dürfen, der die Gewißheit hatte, daß die russischen Schiffskanonen niemals gegen Deutschland, statt gegen England losgehen würden. Die Bemühungen, durch Rußland in ein besseres Verhältnis zu Frankreich zu kommen, mußten schon daran scheitern, daß der Kaiser den Russen kein Äquivalent für die Zusatzartikel des Rückversicherungsvertrages zu bieten hatte. Die Gelegenheit, sich die wohlwollende Neutralität im Mandschureikriege bezahlen zu lassen, wurde verpaßt. Mit den englischen Drohungen wegen der deutschen Kohlenlieferungen an die russische Flotte ließ sich keine Tripelentente erzwingen. Ein von England umworbenes Deutschland hätte an der Newa offene Türen gefunden. Ein von England bedrohtes Deutschland mußte zur Erlangung der erhofften Sicherung sich von der russischen Politik ins Schlepptau nehmen lassen. Als Wilhelm II. der seelischen Depression des Zaren in Björkö am 24. Juli 1905 ein Schutz- und Trutzbündnis abrang, das wörtlich verstanden Rußland im Falle eines französischen Angriffes auf Deutschland, das Deutsche Reich im Falle eines Angriffes der Donaumonarchie auf Rußland zur Bundeshilfe mit der ganzen Land- und Seemacht verpflichtete, mußte er es erleben, daß sowohl Fürst Bülow als die Minister des Zaren kategorisch ein Machwerk ablehnten, das er in puerilem Enthusiasmus schon als den Kristallisationspunkt eines kontinentalen Friedensbundes gegen den englischen Störenfried angesehen hatte[12]). Ein letzter Versuch zur Verständigung war 1907 ebenso zum Scheitern verurteilt wie alle früheren. Während England über Paris

[10]) Das Ende des russischen Kaisertums. Persönliche Erinnerungen des Chefs der russischen Geheimpolizei, Generals der Kavallerie Komaroff-Kurloff. Berlin. Ohne Jahr [1920]. A. Scherl. 368 Seiten. Vgl. besonders Seite 25—42. Neben dieser beachtenswerten Apologie der kaiserlichen Familie darf auch der Eindruck, den Nikolaus II. auf Tirpitz gemacht hat, nicht übersehen werden. Erinnerungen, Seite 146 ff.

[11]) Am 12. November 1896: „The clearer heads will begin to understand that I had reasons to send this unruly man with his mean character out of office." Briefe Wilhelms II. Seite 304.

[12]) Der Vertrag von Björkö nach der Istwestija vom 29. Dez. 1917 in den russischen Dokumenten, Seite 20. Vgl. außer dem Briefwechsel Wilhelms II. mit Nikolaus II. bei Goetz, in den russischen Dokumenten und in der „Norddeutschen Allgem. Zeitung" vom 13. September 1917 vor allem Hammann, II, 142 ff und Tirpitz, 143 ff, der nach seinem Briefe an Richthofen vom 1. November 1904 den Rechenfehler Holsteins klar erkannt hat.

den Weg nach Petersburg fand, befestigte die kaiserliche Politik aufs neue die russische Überzeugung, daß der Weg nach Konstantinopel über Berlin führe. Hatte früher schon die Versicherung des Kaisers, daß die Bagdadbahn doch auch den Russen gegen England zugute komme, in russischen Ohren wie ein Hohn geklungen, so wirkte die deutsche Militärmission nach der Türkei 1913 wie eine Kriegserklärung [13]). 1890 hatte auf dem Balkan und im näheren Orient die von England gedeckte Donaumonarchie den Russen im Wege gestanden. 1914 stellte sich Deutschland vor Österreich-Ungarn, obwohl es weit entfernt war, ernstliche Ansprüche auf die Erbschaft des kranken Mannes am goldenen Horne zu erheben. Der gute Vorsatz, den Fehler von 1890 wieder wett zu machen, hatte sich als unausführbar erwiesen, weil das ausführende Organ Wilhelm II. war.

Man kann wohl sagen, daß die europäische Politik sich zwischen 1890 und 1914 an den Abwandlungen des Verhältnisses Deutschlands zu Rußland orientiert hat. Wenn der Kaiser nach Björkö dem Zaren zu verstehen gab, daß Eduard VII., der „Erzintrigant und Unheilstifter", durch Benckendorff in London, die Zarinmutter und den Minister Lambsdorff alles zu erfahren pflege, so hat er, ohne selbst mit den Jahren größere Vorsicht zu lernen, treffend geschildert, mit welcher gespannten Aufmerksamkeit man in England die neue deutsche Ostorientierung verfolgt hat. Als Bündniswerber wie als Manager der Einkreisung genoß das Foreign office den Vorteil, daß die Leiter der deutschen Politik die Trümpfe Bismarcks verspielt hatten und keine neuen Trümpfe zu fassen verstanden. Die englische Bündnispolitik wurde durch deutsche Fehler noch mehr als durch eigenes Verdienst zur Kehrseite der Deutschen.

Historische Vorsicht muß jedoch immer wieder einschärfen, daß die englische Seite, und zwar noch mehr als die russisch-französische, die Schattenseite ist. Was Eckardstein (1, 212 ff.) über die Bündniswerbung von 1895 berichtet, stellt an die Gläubigkeit seiner Leser etwas zu starke Anforderungen. Hinter die lakonische Notiz, daß Lord Salisbury am 8. August 1895 dem Kaiser in Cowes an Bord der „Hohenzollern" ein Bündnis Englands mit Deutschland und Österreich-Ungarn zur Aufteilung der Türkei vorgeschlagen habe, wird die Kritik einige Fragezeichen setzen. Heute weiß jedes Kind, daß Teilung des Osmanenreiches keine ganz einfache Sache ist. 1895 konnte ein Staatsmann wie Lord Salisbury nicht übersehen, daß ein solcher Plan Italien, die Balkanstaaten und vor allem die bedrohte Türkei

[13]) General der Kavallerie Liman von Sanders. Fünf Jahre Türkei. Berlin, ohne Jahr [1920, Vorwort vom November 1919], A. Scherl. 408 Seiten. — Die Bitte des Großwesirs um einen leitenden deutschen General für die türkische Armee hatte der Botschafter v. Wangenheim mit dem Hinweis befürwortet, daß die Berufung „das beste Gegengewicht gegen den durch Berufung englischer Verwaltungsreformer vordringenden englischen Einfluß bilden würde". Nichtsdestoweniger war die Botschaft beim Empfang der Militärmission in Konstantinopel nicht vertreten, weil Wangenheim seine Anregung bereuend dem diplomatischen Korps keinen Anstoß geben wollte. Auch in Berlin war man sich nicht klar darüber, daß die Entsendung der Mission das längst flau gewordene Verhältnis zwischen Kaiser und Zar vollends zerstören mußte, ja man gab sich tatsächlich der Hoffnung hin, das „bestehende gute Verhältnis" zwischen beiden Monarchen werde durch die Entsendung der Mission nicht berührt, solange diese ihre Tätigkeit nicht den verbesserungsbedürftigen Befestigungen der Meerengen zuwende.

ſelbſt in das Lager der noch enger verbundenen ruſſiſch-franzöſiſchen Entente treiben würde. Als Beſchützer der Türkei hatte England 1887 Frankreich ignorieren können, als ihr Erbe forderte es die Todfeindſchaft des übergangenen ſtärkſten Mittelmeerſtaates leichtſinnig heraus. In einem Weltkrieg, der unter ſolchen Auſpizien begann, hätte auch der deutſche Landsknecht die von Frankreich drohende Gefahr nicht auf ſich allein abgezogen. Solange dieſe Enthüllung Eckardſteins nicht durch Akten beſtätigt iſt, wird es daher erlaubt ſein, zu zweifeln, daß Salisbury als Verſucher die Rolle des dummen Teufels geſpielt hat. Haben ſich ſeine Vorſchläge in der Richtung einer gemeinſamen aktiven Orientpolitik Englands und des Zweibundes bewegt, ſo iſt es doch vorläufig ein ausſichtsloſes Bemühen, zu ermitteln, wie weit er darin gegangen iſt. Was ſoll man aber von der Urteilsfähigkeit Eckardſteins denken, der ſo ganz und gar kein Gefühl dafür hat, daß ſeine Notiz Holſteins Mißtrauen gegen Salisbury eigentlich rechtfertigen würde. Es iſt doch etwas anderes, ob Auguſt Bebel, dem Eckardſtein 1905 die Geſchichte erzählte, oder ein zünftiger Diplomat der Reichsregierung den Vorwurf ſträflicher Verſäumnis einer unvergleichlichen Gelegenheit zur Löſung der Übervölkerungsfrage macht. Klaſſenkampf erzieht nicht zur Horizonterweiterung. Aus der Schule des Sozialismus können hervorragende politiſche Taktiker, aber keine Staatsmänner hervorgehen[14]). Von dem Berufspolitiker aber darf verlangt werden, daß er Utopien durchſchaut. Eckardſteins Traum von deutſchen Siedlungen in Kleinaſien verdient neben den Kontinentalbund Wilhelms II. geſtellt zu werden.

Mit den engliſchen Bündniswerbungen von 1898 und 1899 lichtet ſich der Schatten; mit der Werbung der Jahre 1901 und 1902 betreten wir wieder hiſtoriſchen Boden. Die oſtaſiatiſche Seite haben ſchon 1915 die Memoiren des Japaners Hayaſhi[15]) beleuchtet, und aus den Aktenfragmenten bei Eckardſtein ergibt ſich wenigſtens in den Umriſſen der engliſche und der deutſche Standpunkt. Für England hat der Burenkrieg eine ähnliche Bedeutung gehabt wie für uns der Krieg von 1870. Dem Zuſammenſchluß der deutſchen Stämme entſprach die engere Verbindung des britiſchen Mutterlandes mit ſeinen Dominions. Die politiſchen Sicherungen aber wurden den Erben Wilhelms III., Pitts und Beaconfields durch die Erwägung diktiert, daß Britannien als Weltreich auf der ganzen Erde, ebenſo wie das Deutſche Reich auf dem Kontinent, von Feinden umgeben war. Als die treibende Kraft im engliſchen Miniſterium erſcheint in jenen Jahren Chamberlain. Während Salisbury noch an den Methoden der älteren Generation und Schule feſthielt, zog ſein jüngerer Kollege aus der den Erben Bismarcks verlorengegangenen Einſicht, daß die Feinde die gegebenen Bündniskandidaten ſind, mit Entſchloſſenheit die politiſchen Konſequenzen. Die Mächtegruppierung ließ um die Jahrhundertwende nur die Wahl zwiſchen Entente und Dreibund. Es iſt daher für die

[14]) Über die weltpolitiſche Unfähigkeit der Internationale vgl. Feſter, „Die Internationale“, 1914—1919. Halle. Niemeyer 1919.

[15]) The secret Memoirs of count Tadasu Hayashi edited by A. M. Pooley. London 1915. Eveleigh Nash. 327 Seiten. Vgl. beſonders Seite 114 ff.

englische Einschätzung der deutschen Gefahr und der deutschen Stärke aufschlußreich, daß Chamberlains Wahl zunächst auf die führende Macht des Dreibundes fiel. Option für die Entente würde der englischen Expansionspolitik von vornherein in Asien und in Afrika Fesseln angelegt haben. Ein Bündnis mit Deutschland machte den gefährlichsten Handelsrivalen zum Partner in dem britischen Weltgeschäft. Wenn es dabei mit englischer Selbstverständlichkeit auf Ausnützung der deutschen Geschäftstüchtigkeit abgesehen war, so winkte uns doch eine unserem Einsatz und unserer Klugheit entsprechende Dividende.

Bismarcks staatsmännische Größe beruht wesentlich darauf, daß er sich in Gedanken vor jedem politischen Schachzuge auf den Standpunkt des Gegners stellte. Sein Schüler Holstein glaubte die Staatsmänner rivalisierender Mächte schon durchschaut zu haben, wenn er ihnen die Absicht der Übervorteilung zutraute. Der Kaiser hat von dem englischen letzten Fühler erst gehört, als es zu spät war. Holstein aber und Bülow, der sich von ihm anstecken ließ, sind von dem Vorwurf nicht freizusprechen, daß sie sich in Chamberlains Gedankengang nicht hineingedacht haben. Den deutschen Flottengründungsplan hat erst die vorgezogene Politik der freien Hand zu einer ernstgenommenen Bedrohung Englands gemacht. Sowohl die Reichsregierung wie die Flottengegner von heute werden durch die Tatsache widerlegt, daß Chamberlain sich durch die deutsche Seerüstung nicht abhalten ließ, mit Bündnisanträgen zu kommen, und daß Japan wie Frankreich im Bunde mit England ihre Flotte vermehrt haben. Die Angst vor der Landsknechtsrolle ist ein Armutszeugnis der damaligen deutschen Politik. Bismarck würde sich das englische Leitseil ebenso vom Leibe gehalten haben, wie das österreichisch-ungarische. Gegen die Gefahren eines deutsch-englischen Bündnisses hätte es für den echten Erben Bismarcks keine bessere Abwehr gegeben, als die durch ein solches Bündnis erleichterte Wiederherstellung der russischen Rückversicherung. Indem das Auswärtige Amt es vorzog, sich harthörig zu stellen, stempelte es in englischen Augen die deutsche Flotte zu einem Werkzeug anti-englischer Politik und verwies mit unverzeihlicher Ahnungslosigkeit seinen Rivalen selbst an die französisch-russische Entente. Der Fehler von 1890 wurde durch die Verblendung von 1902 noch übertrumpft.

In Eckardsteins Erinnerungen verschwinden die hier gezogenen Grundlinien hinter Nebensächlichem. Als blinder Anhänger einseitiger Westorientierung hat er keine Bedenken getragen, zwischen England und Japan zum Erstaunen Hayashis den ehrlichen Makler zu spielen, ohne die Gewißheit des deutschen Anschlusses an den Bund beider Mächte zu besitzen. Es charakterisiert auch ihn als Mann des neuen Kurses, daß er den Zusammenhang der Dinge heute noch nicht erkannt hat. Die gegenseitige Abneigung Eduards VII. und Wilhelms II. mag in den Beziehungen Englands und Deutschlands eine gewisse Rolle gespielt haben, aber sie wäre kein Hindernis der Verständigung gewesen, wenn nicht der Berliner Horizont in den Jahren des Übergangs von kontinentaler Politik zur Weltpolitik immer enger geworden wäre. Bismarck hatte 1882 der einseitigen Versicherung des Drei-

bundes, daß er sich nicht gegen England richte, zugestimmt, weil er Italien beruhigen wollte, und die identischen Zusatznoten das Geheimnis der Dreibundmächte blieben. Bülow ließ 1899 während des Burenkrieges in einer Zeit europäischer Spannung durch Eckardstein in London die streng vertrauliche Versicherung erteilen, daß die Reichsregierung, „natürlich" unter der Voraussetzung der Schonung der deutschen Interessen von englischer Seite, „sich von jeder gegen England gerichteten Gruppierung, sowie von jeder Kollektivaktion, die England Verlegenheit bereiten könnte, fernhalten werde". (2, 126 fg.) Wer denkt da nicht an Bülows sarkastische Bemerkung, daß Deutschland am mißverstandenen Bismarck laboriere? Das wäre vor 1890 allerdings nicht denkbar gewesen, daß der Leiter der deutschen Politik eine derartige Garantie ohne Gegenleistung aus der Hand gab. Nur ein Bismarck mißverstehender Politiker konnte vergessen, daß in der Politik Voraussetzungen nicht natürlich, sondern unnatürlich sind. Nur ein Mißverstehender konnte auch so unglaublich naiv sein, englischen Ministern sagen zu lassen, „wir lebten nicht mehr in der Zeit, wo Fürst Bismarck in der auswärtigen Politik allmächtig war und nichts zu fürchten hatte, auch wenn er in seiner auswärtigen Politik auf die öffentliche Meinung keine Rücksicht nahm". Es erinnert schon an unsere schwärzesten Kriegssorgen, wenn man daneben die ebenfalls von Eckardstein (2, 156) überlieferten kühl ironischen Worte Lord Salisburys hält: „Bei uns geht es auch sehr oft im Parlament wie in der Presse recht erregt zu; wenn wir Minister dann auch immer gleich einen Anfall von Hysterie bekommen würden, so weiß ich nicht, was daraus werden sollte." Der Exponent der deutschen Stärke war vor 1890 eine starke und zielbewußte Regierung gewesen. Die Wilhelminische Ära hat den gesündesten Körper der Welt des Kopfes beraubt. Als Eckardstein 1901 im Sinne Holsteins dem Botschafter Lascelles zu suggerieren suchte, „daß durchaus kein Antagonismus zwischen Deutschland und Rußland" vorhanden wäre, erhielt er die schlagfertige Antwort, daß, soviel Lascelles wisse, „der Kaiser weiter auf Durchführung der Bagdadbahn bestände". (2, 373.) So groß auch die Zahl der Versäumnisse, Fehler und Illusionen sein mag, das Entscheidende ist, daß 1890 und 1902 die Weichen falsch gestellt wurden. Der Zusammenstoß von 1914 ist davon nur die grausame Konsequenz. Denn die Option Rußlands für Frankreich und Englands für die Entente hat das Wilhelminische Deutschland lediglich sich selbst zuzuschreiben.

Es wird die Aufgabe des künftigen Darstellers der Vorgeschichte des Weltkrieges sein, übersichtlich zur Anschauung zu bringen, was dazu beigetragen hat, diese Entwicklung unaufhaltsam zu machen. Schon jetzt läßt sich sagen, daß auch dabei deutsche Verkehrtheiten reichlich im Spiele gewesen sind. Holsteins Marokkopolitik hängt mit der englisch-französischen Entente ebenso zusammen, wie die durch Björkö nicht aufgehaltene Entfremdung von Rußland mit der englisch-russischen Annäherung von 1907. Über die Krisen von 1904 und 1911 werden wir aus den angekündigten Dokumente zur Vorgeschichte vermutlich noch mehr erfahren. Über den englisch-deutschen Ausgleichversuch von 1912 haben uns Bethmann Hollweg,

Jagow und Lord Haldane[16]) so eingehend unterrichtet, daß die hoffnungslose Gestaltung der Lage sich bereits völlig übersehen läßt. 1899 hätte sich vielleicht ein gegenseitiges Neutralitätsabkommen Englands und Deutschlands erreichen lassen. 1912 mußte der Versuch des Reichskanzlers schon an der Naivetät seiner Ausgleichformel scheitern. Wenn er selbst meint, es sei „vielleicht ein Fehler" gewesen, daß er „die bindende Kraft der Abmachungen Englands mit dem Zweiverband, wie sie sich aus dem Verhalten Sir Edward Greys ergab, zu gering eingeschätzt und infolgedessen den Verhandlungen eine zu breite Ausgangsbasis gegeben" habe, so wird man nicht nur das Wörtlein „vielleicht" streichen, sondern den weiteren Vorwurf erheben, daß die Reichsregierung den gescheiterten Ausgleichversuch nicht unter dem Gesichtspunkte einer geglückten Rekognoszierung betrachtet hat. Soviel mußte man in Berlin seit 1912 wissen, daß die politische Sicherung gegen England und Rußland gänzlich verloren war. Der Augenblick war gekommen, sich auch über das seit 1890 veränderte Verhältnis zu Österreich-Ungarn endlich Rechenschaft zu geben. Konnte da von Sicherung überhaupt noch die Rede sein? War nicht die Gefahr, die Deutschland in seiner Vereinsamung von der Donaumonarchie her drohte, unverhältnismäßig viel größer geworden als die zu erwartende Hilfeleistung des Bundesgenossen im Ernstfalle? War man sich bewußt, daß die Summe der eigenen Existenz nachgerade von der Beschwörung dieser Gefahr abhing? (Fortsetzung folgt.)

Ein Weltbund des Deutschtums *)

Von

Fritz Heinz Reimesch, Kronstadt

Der Gedanke ist nicht neu; aus den Satzungen verschiedener Vereine ist er herauszulesen; Männer, wie Professor Karl Lamprecht, haben ihn kurz vor dem Kriege propagiert, selbst Kaiser Wilhelm II. hat das Wort vom Weltimperium des deutschen Geistes gerne gebraucht; ein Wiener Privatdozent, Dr. Schmied-Kowarzik, hat den Gedanken in einem Werkchen niedergelegt, und doch muß man sagen, der Gedanke ist im deutschen Volke unbekannt, wird, wenn man von ihm spricht, belächelt, als Utopie betrachtet, als Anmaßung aufgefaßt und sogar als neuartige Auswirkung machtpolitischer Bestrebungen angesehen. Da der Plan Dr. Schmieds auf einen Siegfrieden aufgebaut ist, so ist er nicht mehr völlig annehmbar, muß umgestaltet werden, obwohl er einige Punkte in geradezu vorbildlicher Weise behandelt.

[16]) Bethmann Hollweg, Betrachtungen zum Weltkriege. I. (der 2. Teil ist noch nicht erschienen). Berlin, Reimar Hobbing 1919, XII u. 198. Vgl. S. 45 fg. — Jagow und Tirpitz a. a. O. — Harold Begbie, The vindication of Great Britain, London 1916. Haldane, „Before the war", London 1920, Cassel.

*) Wenn in den hier entwickelten Gedanken auch manches noch der Überprüfung zu bedürfen scheint, halten wir diese Ausführungen des jungen Siebenbürger Sachsen doch für so bedeutsam, daß wir sie zur Erörterung stellen. Die Schriftleitung.

Bevor ich über den Weltbund selbst spreche, muß ich dem Leser die Wichtigkeit einer solchen Organisation auseinander setzen, denn eben diese Wichtigkeit wird von den meisten Deutschen des Reiches nicht verstanden, weshalb der Weltbundgedanke als unnütze neue Vereinsgründung mit einigen nichtssagenden Worten abgetan wird.

Fast alle Aufbauschriften und -maßnahmen seit dem Zusammenbruche des deutschen Kaiserreiches, die entweder völkisch oder wirtschaftlich die Gesundung des deutschen Volkskörpers fördern wollen, begehen einen großen Fehler: sie schalten nämlich die Auslanddeutschen aus ihren Plänen oder Berechnungen aus. Dieser Fehler unterläuft deshalb, weil man in dem kaiserlichen und kraftstrotzenden Deutschland nicht gewöhnt war, der fünfunddreißig Millionen Auslanddeutscher zu gedenken, daß sogar von verschiedenen Seiten diese als unbequeme Verwandte angesehen wurden, mit denen man lieber nichts zu tun haben wollte, weil sie nicht so zugestutzt waren, wie es das preußische Reglement forderte.

Ich verstehe unter Auslanddeutschen alle die Deutschstämmigen, die nicht im Deutschen Reiche und Deutschösterreich wohnen, ganz abgesehen davon, ob sie deutsche bzw. deutschösterreichische Staatsbürger sind oder längst die Bürger ihrer Wirtsstaaten wurden. Gewissen Kreisen aber ist diese zusammenfassende Bezeichnung äußerst unangenehm, und sie machen einen feinen Unterschied: Auslanddeutsche werden die mehreren Hunderttausende genannt, die das Bürgerrecht eines deutschen Bundesstaates besitzen, jedoch im Auslande leben; Deutsch-Ausländer die etwa 35 Millionen Deutscher, die Bürger fremder Staaten sind. Wäre dieser Unterschied nur als juristische Begriffsfestigung festgelegt, so könnte man ihn ohne weiteres anerkennen, denn es steht außer Frage, daß die Reichsdeutschen, die im Auslande leben, rechtlich in ganz anderer Beziehung zum Reiche stehen als die andern Deutschen. Da aber der Unterschied auch aus andern Gründen gemacht wird, so muß man ihn ablehnen. Kleindeutsche Geister wollen nämlich durch diese Unterscheidung einen bewußten Trennungsstrich gezogen sehen, der zeigen soll, daß man die vielen Millionen Deutscher, die schon seit Generationen im Auslande leben, als Deutsche zweiter Güte betrachten muß. Wer den heroischen Kampf der Deutschen, die umgeben von meist feindlichen Völkern leben, um ihr Deutschtum kennt, muß diesen kleinlichen Unterschied nicht nur bedauern, sondern bekämpfen, weil er eine Entfremdung zwischen den Deutschen der Welt hervorruft, die sich das Gesamtdeutschtum heute nicht mehr leisten kann. Ich will all die Bitterkeit, die sich in uns Auslanddeutschen aus diesem Grunde angesammelt hat, zurückdrängen, schon darum, weil andererseits viele Reichsdeutsche diesen Fehler auch schon erkannt haben und ihn bedauern.

Ich will jetzt versuchen klar zu machen, weshalb die Aufbauschriften einen Fehler begangen haben, die Auslanddeutschen nicht in ihre Berechnung einzusetzen. Das Gesamtdeutschtum der Erde wird auf 95 Millionen geschätzt, wir können aber ruhig von einem Hundert-Millionen-Volk sprechen, stehen als solches also an vierter Stelle unter allen Völkern der Welt. Ein kleines Heftchen der „Rückwandererhilfe" enthält Urteile führender Männer Deutschlands über die Auslanddeutschen. Wenn diese auch hauptsächlich auf die Reichsdeutschen, die im Auslande gelebt haben, zugeschnitten sind, so kann doch ein Urteil, das die Zusammenfassung der Gedankengänge am schönsten bringt, hier angeführt werden:

„Die Auslanddeutschen sind die Pioniere der Vergangenheit, die Märtyrer der Gegenwart und die Pfadfinder der Zukunft. Sie zu unterstützen ist für das deutsche Volk Ehrenpflicht und Gebot der Selbsterhaltung zugleich."

Der ungeheuerliche Lügenfeldzug der Havas, Reuter und anderer Nachrichtenanstalten gegen alles, was deutsch ist, hat die Deutschen in der ganzen Welt zu Barbaren zu stempeln versucht, hat aber den Deutschen unter den ehrlichen Menschen auch viele Freunde gewonnen, die, weil sie in den Tagen der Not uns erwuchsen, um so höher einzuschätzen sind. Diese Freunde sind alle die bis zu dem Kriege nicht bewußt deutschfühlenden Auslanddeutschen und die diesen Nahestehenden.

Die Aufbauer haben zum Teil aus Unkenntnis der Sachlage, zum Teil aus Unterschätzung alle diese Freunde ausgeschaltet und haben ihre Rechnung auf internationalhandelspolitische Grundsätze aufgebaut. Es ist selbstverständlich, daß internationale Abkommen auch zum Gesundungsaufbau Deutschlands beitragen, jedenfalls nur zum rein wirtschaftlichen, aber der ideelle, der sicher nicht geringer einzuschätzen ist, wird durch Internationalität nicht geschaffen, sondern durch diese nur verzögert werden, da es unseren Feinden wohl darauf ankommt, uns wirtschaftlich produktiv zu gestalten, um uns melken zu können, nicht aber darauf, daß wir einen völkischen Gesundungsprozeß durchmachen. Einen völkischen Wiederaufbau können wir aber nur erreichen, wenn wir den vom Mutterleibe abgeschnürten Teilen wieder neues Blut zuströmen lassen. Nicht alle Siedlungsgebiete haben es verstanden, einen selbständigen, selbstlebenden Organismus zu schaffen, sondern müssen, wenn die Blutzufuhr nicht wieder einsetzt, verdorren. Diese Blutzufuhr bedeutet aber keineswegs eine Schwächung des Mutterlandes, sondern nur eine Stärkung.

Für gewöhnlich weiß der Deutsche herzlich wenig über das Auslanddeutschtum. Allgemein bekannt war nur, daß in den baltischen Provinzen und in Amerika Deutsche wohnen. Daß aber in Südrußland, an der Wolga, in Ungarn, Rumänien, Jugoslawien mehrere Millionen deutscher Bauern leben, war so gut wie unbekannt, und die Gesichter der deutschen Soldaten, die irgendwo in Südosteuropa statt in armselige rumänische oder ukrainische Nester in blitzblanke deutsche Dörfer einzogen, erglänzten in freudigem Erstaunen.

Allein die südrussischen Siedlungen haben eine Ausdehnung von rund 50 000 qkm, zum größten Teil guten Ackerboden. Diese Bauern, die zwar durch den Bolschewismus viel gelitten haben, denen man aber den Boden nicht fortgenommen hat, und die ihre alte bewährte Agrarverfassung wieder aufleben lassen, sind alle für die Lebensmittelausfuhr eingerichtet und könnten, wenn sie von der extensiven zur intensiven Wirtschaft übergehen, ganz erhebliche Mengen Getreides für Deutschland zur Verfügung stellen. Aber auch das Banat und Beßarabien sind erstklassige Agrarausfuhrländer, die für Deutschland durch den Donaudampfschiffweg leicht erreichbar sind, durch den Deutschland aber auch mit den russischen Gebieten zu verknüpfen wäre, da Odessa, Cherson und irgendein Hafen der westlichen Krimküste leicht zu Handelszentren der deutschen Bauernkolonien ausgenutzt werden könnten. An diese erste bedeutsame wirtschaftliche Frage, zu deren Beantwortung noch viele Beispiele aus Amerika herangezogen werden könnten, hat sich meines Wissens noch kein Wirtschaftspolitiker ernstlich herangewagt. Die Gründe, weshalb bis jetzt noch nicht von deutschbewußter Seite die Verbindung gesucht wurde, sind mir ziemlich klar. Der Getreide- und Rohproduktenhandel lag bisnoch fast völlig in den Händen international orientierter Männer. Diesen konnte ja wirklich nichts an einer Verknüpfung dieser Siedlungen mit Deutschland liegen. Uns Deutschen kann es aber nicht mehr so gleichgültig sein, von wem wir kaufen. Deshalb müssen wir auch auf diesem Gebiet völkische Bahnen betreten und uns zu allererst mit den Deutschen Ost- und Südosteuropas verbinden, um durch diese eine

neue Handelsbrücke in den fernen Osten aufzubauen. So wichtig die Frage der handelspolitischen Verknüpfung ist, die nicht unbedingt durch die internationale Bank- und Börsenclique erfolgen muß, so verschwindet sie doch hinter der Bedeutung der ideellen Verknüpfung.

Das Sammelbecken deutscher Kraft ist heute nicht mehr die von eisernem Pflichtgefühl und vorbildlicher Treue zusammengehaltene Armee und die Marine, sondern lediglich der deutsche schöpferische Kopf, die Wissenschaft. Ihre Sache wird es sein, Deutschland wieder an die Spitze der Völker zu führen. Kann die deutsche Wissenschaft aber auf die 35 Millionen Deutscher verzichten, die nicht innerhalb der schwarz-weiß-roten, schwarz-rot-goldenen Grenzpfähle wohnen? Sie kann es schon gar nicht.

Um die deutsche Wissenschaft mit dem Gesamtdeutschtum der Erde innigst zu verbinden, brauchen wir eine bis ins kleinste durchgearbeitete Arbeitsgemeinschaft aller Deutschen, die zum Teil von Deutschland geschaffen werden muß.

Entgegen allen bis jetzt bestehenden Plänen, den Programmen aller Vereine, die in dieser Hinsicht arbeiten, möchte ich die Forderung der staatlichen Hilfe aufstellen.

1. gestattet heute das sogenannte Selbstbestimmungsrecht der Völker dem Deutschen Reiche, sich auch für die Stammesbrüder in andern Ländern zu interessieren, was früher nicht so ohne weiteres möglich war, weil allzu leicht aus solcher Anteilnahme eine Verletzung der Hoheitsrechte des anderen Staates herauskonstruiert werden konnte. Wenn sich Engländer, Franzosen und Amerikaner das Recht anmaßen, sich für Armenien einzusetzen, mit dem sie nicht das geringste völkische Band, sondern nur das geschickt als Deckmantel benützte Christentum verbindet, so kann Deutschland unbedingt das Recht für sich fordern, in ideeller Verknüpfung mit seinen Blutsbrüdern in Ost und West zu stehen und diese Verbindung nicht durch staatliche Maßnahmen der „Wirtsvölker" gestört oder behindert zu sehen. Eine machtpolitische Ausnützung dieser Verbindung soll daraus nicht unbedingt erwachsen. Wenn wir den Völkerbund in unsere Rechnung stellen, so können wir mit gutem Recht fordern, daß dem Deutschen Reiche ein gewisses ideelles Hoheitsrecht über die Auslanddeutschensiedlungen eingeräumt wird. Ausübendes Organ dieses Hoheitsrechtes wäre der Weltbund.

2. besitzt nur das Reich die Möglichkeit, die umfassenden Arbeiten zu leiten und zu dotieren. Diese augenscheinliche Mehrbelastung des Staatshaushaltes soll aber nur eine vorläufig ungedeckte sein. Mindestforderung wäre es jedenfalls, wenigstens 20—25 Millionen Mark für diese Art Kulturpropaganda als einmalige Staatsleistung auszuwerfen. Die Summe ist augenscheinlich groß, bedeutet aber heute, wo Milliarden für unproduktive Arbeitslosenunterstützung, Tumultschäden usw. glatt bewilligt werden, nur einen kleinen Faktor, der kein Hindernis bedeuten darf. Mit diesem sichern Untergrund, mit dem selbstverständlich in genauester Weise gewirtschaftet werden muß, weil er die Gründungszeit überdauern soll, könnte die Organisation im Reich soweit ausgebaut werden, daß sie wirksam arbeiten kann. Weitere fortlaufende Einnahmen könnten im Reich durch eine Kopfsteuer, ferner freiwillige Besteuerung der Großkapitalisten, gelegentliche Spenden, Sammlungen, stetig aufgestellte Kassen usw. dem Fonds zufließen.

Die Organisation selbst denke ich mir folgendermaßen: Verantwortlicher Leiter des Weltbundes ist eine zu schaffende Abteilung des Auswärtigen Amtes (evtl. könnten der Verein für das Deutschtum im Ausland, Deutscher Schutzbund und Auslandsinstitut zu diesem Zwecke vereinigt werden), an deren Spitze ein Beamter hohen Grades steht, der nicht unbedingt aus der diplomatischen

Karriere stammen muß, mit der Frage des Auslanddeutschtums aber desto inniger vertraut ist. Ihm zur Seite steht ein aus zünftigen Diplomaten bestehender Stab von jüngeren Beamten, und zwar für jedes Land einer, in dem wenigstens eine Million Deutscher wohnen. Es kämen also eigene Vertreter für das Deutschtum in der Tschechoslowakei, Ungarn, Großrumänien, Polen, Rußland, Ukraine und Nordamerika in Frage. Diese müßten eine Zeitlang in den betreffenden Staaten gearbeitet haben, müßten genauestens über die Lage des Deutschtums in diesen Ländern, aber hauptsächlich mit dem staatserhaltenden Volke bekannt sein, da sie ja alle Maßnahmen zum Schutze der Deutschen in ihrem Gebiete zu bearbeiten hätten und aus diesem Grunde selbstverständlich genaue Kenner der Situation sein müssen.

Für die Deutschen, die in kleinerer Menge in einem Staate leben, und für die in der Zerstreuung würden drei Beamte genügen, und zwar einer für Italien, Jugoslawien und die übrigen Balkanstaaten sowie Kleinasien, einer für Südamerika und einer für die übrigen Teile der Erde. Deutschösterreich und die Schweiz schalte ich eo ipso aus.

Diesen Beamten zur Seite stehen Abgeordnete der einzelnen Siedlungsgruppen. Diese sind im Gegensatz zu den Beamten des Auswärtigen Amtes, die das reichsdeutsche Budget belasten würden, nicht Staatsbeamte, sondern Beauftragte der Siedlungsgruppe und werden von dieser besoldet, ebenso das nötige Kanzleipersonal. Soweit die offiziellen Funktionäre der Gruppe Auslanddeutschtum im Auswärtigen Amt. Diesem Beamtenstabe stehen helfend ein aus führenden Mitgliedern der großen Vereine, wie Gustav-Adolf-Verein, Verein zur Verbreitung der Volksbildung, Vereine zur körperlichen Ertüchtigung des deutschen Volkes usw., also mit einem Worte aller großen Organisationen, die keinen parteipolitischen Charakter haben, in Form eines Rates zur Seite. Ich bin mir über das Problematische gerade dieser Verbindungsfrage der Vereine und Bünde vollständig im klaren. Es werden große Schwierigkeiten zu beseitigen sein, bis eine Einigung zustande kommt. Aber da letzten Endes von allen die Stärkung des deutschen Geistes und Gedankens bezweckt wird, so soll durch den Weltbund die spezielle Tätigkeit der einzelnen Vereine keineswegs geschmälert, sondern nur ihr Endzweck zu einem großen Ganzen vereinigt werden. Denn nur eine Vereinigung aller kann die Stoßkraft, die zu diesem großen Ziel nötig ist, herbeiführen.

Sobald diese Vereinigung ermöglicht ist, ist das gesamte deutsche Volk in den Bannkreis des Weltbundes gezogen und arbeitet, wenn auch oft unbewußt, an der Erreichung seiner Ziele. Selbstverständlich muß aber eine große Aufklärungsarbeit mithelfen, den Gedanken der Zusammengehörigkeit aller Deutschen zu fördern.

Dieser Zusammenfassungs- und Aufklärungsarbeit im Reiche stände die der deutschen Sprachsiedlungen im Fremdlande gegenüber. Ich will eine solche bis ins Detail ausgearbeitet wiedergeben, die bereits besteht und nur mit dem Reiche verknüpft zu werden braucht. Es ist die Volksorganisation der Siebenbürger Sachsen. Ich nehme dieses Beispiel nicht als Eigenlob, sondern weil ich die Organisation meines Volksstammes am besten kenne, sie sich als gut erwiesen hat, und sie sich vielleicht als Musterbeispiel verwenden läßt. Ich will sie in ihrem geschichtlichen Werdegang wiedergeben, der umgekehrt geschehen ist, als der von mir für das Reich vorgeschlagene.

Die Urzelle für die siebenbürgisch-sächsische Volksorganisation ist die sogenannte Nachbarschaft, die seit Jahrhunderten besteht, wahrscheinlich aus der Urheimat mitgebracht wurde, in dieser aber in Vergessenheit geriet. Sie war und ist heute noch eine wirtschaftliche, völkische (was bei uns gleichzeitig politische

bedeutet) und religiöse Gemeinschaft und wird noch allgemein beachtet. Die zweite Stufe sind die sogenannten Bruder- und Schwesterschaften, die alle Angehörigen der Jungmannschaft bis zum 24. Lebensjahre bzw. bis zur Gründung des eigenen Hausstandes vereinigt. Sie haben volksbelehrenden, religiösen und geselligen Charakter, stehen unter gemeinsamer Oberaufsicht des Geistlichen und umschließen ausnahmslos alle eingesegneten und im Besitze ihrer bürgerlichen Ehrenrechte befindlichen Dorfbewohner. Aus ihr heraus entwickeln sich dann die verschiedensten Vereine, teils geselliger, teils religiöser oder wirtschaftlicher Richtung, also Turn-, Sing-, Bibel-, Gustav-Adolf-, Frauen-, Kriegervereine und landwirtschaftliche und sonstige Genossenschaften. Während die zwei ersten Stufen nur örtliche Bedeutung haben, haben sich letztere in Gauvereinigungen zusammengeschlossen, diese wieder in den verschiedenen Zentralvereinigungen für ganz Siebenbürgen sich in Gruppen gesammelt und als solche sich in ihrer Gesamtheit in den sogenannten Vereinstagen geeinigt. Da sich aber auch alle Volksbehörden (auch die Banken), die Reichstags- und Senatsvertreter usw. zu einem Kulturrat geeint haben, hinter dem die Gesamtheit aller Zentralvereinigungen des ganzen Volkes stehen, so ist in Sachen des Deutschtums die Stoßkraft des ganzen Volkes geeint, was zur Folge hat, daß auch parteipolitische Meinungsverschiedenheiten (da ja die Sachsen Deutsche sind, so konnten sie bisnoch dem deutschen Erbübel nicht ganz entsagen), man kann wohl sagen nie zum Schaden des Deutschtumsgedankens sich auswirken können. Diese bis ins feinste verästelte Volksorganisation kann meines Erachtens als Musterbeispiel für alle Deutschen gelten, wo es heißt, für die deutsche Sache einzustehen. In den selbst wirtschaftlich ganz anders gestalteten deutschen Siedlungen ließe sich diese Organisation auch ermöglichen. Eine ähnliche Organisation haben auch die Wolgadeutschen.

Die Gesamtheit der Siedlungsgruppen hätte nun ihre Abgeordneten in die Gruppe Auslanddeutschtum des Auswärtigen Amtes zu entsenden.

Daß das deutsche Volk mit dem Friedensvertrag nicht auch den Frieden erhalten hat, braucht wohl nicht bewiesen zu werden. Nur Dummköpfe ersehen in dem heutigen Leben einen Friedenszustand. Deutschland, mit ihm das Gesamtdeutschtum, ist in einen Kampf verwickelt, der viel schwerer durchzukämpfen ist als der mit den Waffen, weil keine Staatsgewalt zu diesem Zusammentreten und Sichwehrenmüssen vorhanden ist, die die Kräfte einen will. Die Volksgesamtheit ist sich aber auch dessen nicht bewußt, daß die großen ideellen Kämpfe jetzt zu bestehen sind, von deren Ausgang schlechthin der Bestand des Deutschtums abhängt. Zwar schallen bereits aus allen Gauen die Weckrufe, aber die große Menge hört sie nicht, weil sozialistisch-kommunistische Schlagworte sie gefangen halten und die raffinierten Propagandisten dieser volkszerfressenden Theorien sowohl die materiellen Mittel für ihre Zwecke haben, als es auch meisterlich verstehen, die Menge über ihre wirklichen Ziele zu täuschen. Das deutsche Volk hat innerlich und äußerlich den Kampf gegen den internationalen Geist durchzufechten. Gegen diesen Geist kann nur ein Weltbund aller Deutschen in wahrem Sinne des Wortes arbeiten. In ihm und durch ihn wird es möglich sein, in alle deutschen Gaue außerhalb des Reiches die Gedanken zu tragen, denn durch die heutige Presse ist dies unmöglich. Um aber diese stärkste Waffe der international orientierten Herrschaft zu bekämpfen, müssen wir uns dazu bequemen, uns eine ähnliche Waffe zu schmieden. Das Gift des Freimaurertums kann nur durch ein Gegenmittel entkräftet werden. Aber wir können zum Ausbau unserer Organisation von den Freimaurern viel lernen, hauptsächlich die Rücksichtslosigkeit und die Einigkeit im gegebenen Augenblicke.

Deutschland muß der stählerne Kopf des Sprengblockes werden, der die Weltmacht des freimaurerischen Westens zertrümmert. Dieser Weltkrieg war der erste Auftakt dazu, bei dem dieser Block, weil er noch nicht genug gehämmert war, springen mußte. Verdanken können wir dieses Zersplittern einzig allein nur dem internationalen Geiste, der es großartig verstanden hat, im deutschen Volk das Brudergefühl aller Deutschen in ein Herr- und Sklavengefühl zu verwandeln. Der Haupthebel zu dieser jahrhundertelang dauernden Arbeit war das Eindringen des semitisch-spätrömischen Rechtsgedankens, der hauptsächlich durch die Zertrümmerung unseres alten Bodenrechtes in das deutsche Volk einströmen und dies fast völlig zersetzen konnte. Dieser Geist muß ausgerottet werden, nicht nur zum Nutzen unserer selbst, sondern weil Hunderte von Millionen östlicher Völker bewußt oder unbewußt auf uns warten. Das deutsche Volk hat nicht zufällig Hunderttausende seiner Söhne und Töchter in die Ferne, in den Osten geschickt, um hier Pionierarbeit zu leisten, sondern es war der sichere Volksinstinkt, der es dazu trieb.

Aber nicht nur kultur- und machtpolitisch, sondern auch wirtschaftlich ist der Weltbund zu werten. Deutschlands Überseehandel ist so gut wie vernichtet, wir werden versuchen, ihn wieder aufzurichten. Das Tempo, das er von 1890 bis 1914 hatte, wird er in kurzer Zeit nicht mehr erreichen. Dagegen steht uns der Landweg eigentlich offen, selbstverständlich nach Überwindung der technischen Schwierigkeiten. Diese sind eben nur technischer Natur, und ihre Beseitigung wird Aufgabe aller Oststaaten sein, ohne Rücksichtnahme, ob Deutschland mithilft oder nicht. Ausschalten darf man uns, so wie England es gerne möchte, jedenfalls nicht. Die technischen Klüfte sind überbrückbar.

Hier winkt nun dem deutschen Kaufmann und Ingenieur neue Arbeit. Gleich Pfeilern ragen die deutschen Kolonien in Ungarn, Rußland, dem Kaukasus und Ural, ja selbst in Sibirien aus der Niederung der anderen Völker heraus. Denken wir wirtschaftlich wieder einmal ganz primitiv. Diese Kolonien können die Faktoreien Deutschlands werden, sie müssen es einfach von unserem Weltbundstandpunkt aus. Es kann und darf dem deutschen Kaufmann nicht mehr gleichgültig sein, wem er seine Waren verkauft, sondern er muß gelehrt werden, die Auslanddeutschen in erster Linie als seine Vertreter im Fremdlande zu betrachten.

Der Gedanke läßt sich natürlich auch noch weiter ausspinnen, er muß das Arbeitsprogramm der völkisch denkenden Großkaufleute werden.

Diese Ausführungen werden und sollen auch angefochten und kritisiert werden, denn nur durch Anfechtung und ehrliche Bemängelung, aber auch Mitarbeit wird das ganze große Gebäude des Weltbundes ausgebaut werden können. Der erste Schritt zum Weltbund wäre, den Gedanken in die oben angeführten Vereine hineinzutragen und bei ihnen eine Stellungnahme hervorzurufen. Meine felsenfeste Überzeugung, die sich auf das Studium der Lebens- und Arbeitsverhältnisse der verschiedenen deutschen Auslandsiedlungen stützt, ist die, daß Deutschlands Gesundungsaufbau ohne die Auslanddeutschen unmöglich ist, und um diese alle zu erfassen, brauchen wir den Weltbund.

Deutsches aus Finnland

Helsingfors, August 1920.

Als wir kürzlich zu Abend aßen, schallte vom nahgelegenen Hafen der vielstimmige Gesang des Liedes: „Deutschland, Deutschland über alles" mit nachfolgendem brausenden Hurra. Wie wir zum Hafen hinunter gingen, legte gerade der schöne deutsche Dampfer „Prinzessin Sophie Charlotte" an, der die letzte Partie deutscher erholungsbedürftiger Kinder und Studenten aus Stettin nach Helsingfors geführt hatte. Eine große Menge Publikum erwartete die Ankömmlinge, darunter schon zahlreiche zukünftige Pflegeeltern. Nachdem sich die Kinder im Hafen geordnet, hielt ihnen ihr liebenswürdiger Führer eine kleine Ansprache und forderte sie auf, ein Hoch auf Finnland auszurufen. Nun sind die Kinder und jungen Leute schon über das ganze Land der tausend Seen bis hoch in den Norden hinauf, der eben seinen ebenso schönen wie kurzen Sommer erlebt, verteilt; sie genießen Milch in Strömen, und Unmengen an Butter, wie man sie nur in Finnland ißt, und werden von ihren finnländischen Gastfreunden, finnischer oder schwedischer Nationalität, mit fast überschwenglicher Liebe umgeben. So finden 500 Kinder, etwa 100 Studenten und 40 barmherzige Schwestern im Laufe des Sommers im kleinen Finnland gastfreundliche Unterkunft. Dieses Liebeswerk ist nur eine Fortsetzung der großen Liebesgabensammlungen im Winter und all dessen, was vorher geschehen ist.

Die Liebe, die den Deutschen hier in Finnland begegnet, trägt oft einen überschwenglichen Charakter. Dazu haben die alten kulturellen Bande beigetragen, die von Alters her zwischen Finnland und Deutschland bestehen, hat doch ein großer Teil der studierten Männer Finnlands deutsche Hochschulen besucht und sieht Deutschland im verklärten Lichte der Jugenderinnerung. Als die schwere Faust Rußlands auf dem Lande lastete und die Russifizierungspolitik den verbrieften Rechten zum Trotz Finnlands Selbständigkeit und Kultur antastete, vertieften sich im Volk um so stärker die westeuropäischen, d. h. in erster Linie deutschen Sympathien, und in Deutschland fand es auch moralisch die regste Unterstützung in seinem Kampf ums Recht.

So ist es zu verstehen, daß der Krieg, den Deutschland gegen die halbe Welt ausfocht, wie in vielen anderen bedrückten Völkern, auch in Finnland die Hoffnung auf Befreiung weckte. Finnland hat mit leidenschaftlicher Hingabe auf einen Sieg Deutschlands gerechnet und seine kampffähige Jugend nach Deutschland gesandt. So entstand das 27. finnische Jägerregiment. Als nun aber der Riese im Osten zusammenbrach, mußte Finnland durch die rote Flut, die über das Land hinging, noch eine letzte schwerste Prüfung bestehen. Auch die rote Gewaltherrschaft im Jahre 1918 ging von Rußland aus und wurde von Rußland gestützt wie vorher der nationalistische Terror.

Aus dieser höchsten und schrecklichen Gefahr, denn die Roten haben in Finnland überaus blutig geherrscht, wenn auch noch nicht sehr viel materielle Güter vernichtet, aus dem drohenden Untergange des finnländischen Bürgertums, der finnländischen Staatlichkeit und Kultur haben die Deutschen das Land gerettet. Die deutschen Truppen unter dem Grafen Rüdiger von der Goltz, die deutsche Marine unter Admiral Meurer, haben Schulter an Schulter mit den Finnländern gekämpft und dem Lande seine Freiheit geschenkt. Mitten in Helsingfors, auf dem alten

Kirchhof, erhebt sich eben das Denkmal auf dem Massengrabe der bei der Erstürmung von Helsingfors gefallenen deutschen Krieger. In Hangö, Eckenäs, Lovisa, Nagu und vielen anderen Orten Finnlands werden nach wie vor die Gräber der für Finnland gefallenen Deutschen liebevoll geschmückt. „Deutsche Brüder in Finnlands Erde" heißt ein in deutscher Sprache erschienenes Buch, das die zahlreichen Reden und Predigten enthält, wie auch Gedichte und andere Kundgebungen, die mit der Ehrung der in Finnland begrabenen deutschen Krieger zusammenhängen. An dieser Stelle sei nur ein einziges Zitat aus der Rede des Rektors der Helsingforser Universität, des Professors W. Ruin, angeführt, die dieser am 16. April 1918 beim Begräbnis der deutschen Krieger in Helsingfors hielt: „Mit bestem Gewissen kann ich bezeugen, daß wir, besonders drüben in unseren akademischen Lehrsälen und Festräumen, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt deutsche Wissenschaft, Dichtung, Musik in hohen Ehren gehalten haben. Zu den Gaben und Denkmälern solch hohen geistigen Schaffens ist von heute an das teuerste Denkmal hinzugetreten; in seiner tiefen Verschwiegenheit dennoch das beredteste, menschlich packendste, das deutsche Grab. Hier, im Herzen unserer Hauptstadt, soll es uns eine heilige Stätte sein. . . . Weit soll es künden, in welch herrlichem Maß das Volk der Denker und Dichter zu einem Volk des Charakters, der vorbildlichen, heldenhaften Taten gediehen ist."

Solche und ähnliche Worte begeisterter Dankbarkeit und Hingabe kann man auch heute noch in Finnland bei nationalen Gedenktagen hören, und sie sind ernstgemeint und keine Phrasen. Wenn auch die offizielle Politik des Landes ganz andere Wege wandelt, wenn auch Finnland eben, wo das Schiedsgericht des Völkerbundes über die Zugehörigkeit der Alandsinseln entscheidet, ganz besonderer englischer und französischer Sympathien bedarf, so hängt das Gros der Bevölkerung doch treu in seiner Dankbarkeit und Liebe an Deutschland. Jeder Deutsche merkt das hier auf Schritt und Tritt.

Als Illustration sei es mir gestattet, eine kleine Erinnerung der letzten Maifeier zu erzählen. Nach alter Sitte singt der Studentenchor draußen im frühlingsgrünen Park seine Lieder. Es herrscht eine fröhliche, nicht ganz nüchterne Stimmung. Große Massen vom Publikum haben sich versammelt. Da stimmt der Chor plötzlich „Die Wacht am Rhein" an. Im selben Augenblick verstummt die ganze Gesellschaft, alles erhebt sich, alle Männer entblößen das Haupt, und in feierlicher Stille wird das Lied angehört. . . . .

Die ständig in Helsingfors wohnenden Deutschen sind nicht sehr zahlreich, und die Einwanderungsmöglichkeiten nach Finnland sind sehr beschränkt; mehrfach wurde gerade von wohlmeinender deutscher Seite vor Auswanderung nach Finnland gewarnt. Für ganz Finnland werden etwa 3000 Deutsche gerechnet. Die Helsingforser deutsche Gemeinde hat 1476 Mitglieder. Ihr Seelsorger, der tatkräftige Pastor Israel, ist auch neben Konsul Goldbeck-Löwe Vorsitzender des Deutschen Hilfsvereins, der die deutsche Elementarschule in eigenem Hause besitzt. Neuerdings soll diese Schule zu einer vollen Mittelschule für Knaben und Mädchen ausgebaut werden. Da die Finnen und Schweden beim harten Nationalitätenkampf im Lande, wo es angeht, die deutsche Sprache der anderen Landessprache vorziehen, hat eine deutschsprachige Schule gute Aussichten in Helsingfors. Überhaupt hat das Deutsche am ehesten von allen Sprachen die Anwaltschaft darauf, zur lingua franca Osteuropas zu werden. Im Norden ist es die deutsche Sprache schon, bei den Verhandlungen zwischen Esten, Letten, Finnländern und selbst bei denen mit den Russen wurde immer wieder zum Deutschen gegriffen. Freilich zeichnete sich der Übersetzer der Bolschewiki bei den Friedensverhandlungen in Dorpat dadurch aus, daß er jeden Satz mit den Worten schloß: „Hätten sein können würden". . . .

Unverhältnismäßig viel deutsche und deutsch-finnische Vereine bezeugen, wie rege das deutsche Leben und Interesse in Helsingfors ist. Hier verdienen vor allem genannt zu werden: die „Finnisch-Deutsche Gesellschaft", deren Ehrenvorsitzender Graf von der Goltz ist, und der „Deutsch-Finnische Verein der Finnlandkämpfer", der als eine Zweigstelle des Potsdamer Vereins gilt, der die Zeitschrift „Deutsch-Finnische Brücke" herausgibt.

Daß unter diesen Umständen deutsche Künstler, Musiker und Vortragende in Finnland einen günstigen Boden finden, ist selbstverständlich. Ich erinnere nur an die Vorträge von Johannes Müller, die den Universitätssaal stets bis auf den letzten Platz füllten.

Zum Schluß sei mir gestattet, eine Strophe aus der „Wacht am Rhein" des finnischen Dichters Weikko Antero Koskeniemi anzuführen, die sofort ins Schwedische und Deutsche übersetzt wurde, durch die Presse ging und vielfach öffentlich rezitiert wurde. Die erste Strophe des Liedes schließt mit den Versen:

Der deutsche Tag ist auch der Tag der Erde,
Und Deutschlands Nacht ist auch der Erde Nacht.

Die letzte Strophe aber lautet:

Weh, vieles hat die rohe Faust zersplittert,
Nie kann des Denkers Tag ihr Opfer sein.
Im Reich des Geistes steht noch unerschüttert
Auf ihrem Posten treu die Wacht am Rhein.
Sie steht auf engem Fels und schaut ins Weite,
Blickt auf der Zwerge Rache niederwärts,
Und unterm ehrenvollen Waffenkleide
Schlägt immer noch der Menschheit größtes Herz.

(Deutsch v. F. Israel.) Carlo v. Kügelgen.

Politische Rundschau

9. September 1920.

Dieser Sommer ist an politisch aufregenden Ereignissen überreich gewesen. Erst Spa, dann das Vorrücken der Russen, die Rückwirkung dieses Vorrückens auf Europa, die polnische Gegenoffensive, Wrangels Vorrücken im Süden, seine Anerkennung durch Frankreich, die englisch-französischen Verhandlungen und Differenzen, anschließend an diese französische Sonderaktion, Oberschlesien, die Sühnenote der Franzosen, die italienischen Ereignisse, die Präludien für Brüssel und Genf. Dazu kommen die Vorgänge am Himmel der Satelliten: die Begründung der sogenannten kleinen Entente der Südoststaaten und das französisch-belgische Bündnis, die innerpolitischen Probleme des englischen Empire (die Verleihung der formellen Selbständigkeit an Ägypten und die Revolution in Irland).

Wandlungen sozialer Tendenzen, namentlich bei uns, stehen im Zusammenhang mit den außenpolitischen Geschehnissen, sie können wieder Rückwirkungen auf unsre auswärtige Politik haben.

Die große Frage, die Europa an die Konferenz von Spa gestellt hat, war die: wird Europa durch vernünftige Haltung der Entente in der sogenannten Wiedergutmachungsfrage dazu helfen, daß eine Grundlage für eine wirtschaftliche Gesundung und damit für eine politische Wiederaufrichtung der Welt geschaffen wird? Das Ergebnis der Konferenz in Spa, die etwas ganz andres geworden ist, als was die Welt von ihr erwartete, zeigt, daß man alle Illusionen in dieser Beziehung verlieren muß. Es ist nicht einmal zu einer eigentlichen Verhandlung der finanziellen Fragen

gekommen. Spa war ein Entbieten der tributpflichtigen Besiegten vor den Richterstuhl der Sieger, die sich vorher so en passant im Zusammenhang mit ihren übrigen großen politischen Interessen über eine gemeinsame Haltung gegenüber Deutschland geeinigt hatten.

Die Tatsache dieser Einigung auf unsre Kosten zeigt uns, daß wir verstehen müssen, unsre Lage richtig einzuschätzen. Wir sind vorläufig nur Objekt der Politik, und zwar ein Nebenobjekt.

Die großen Fragen, die jetzt zwischen den Weltfaktoren gehen, sind das Streben Frankreichs nach einer unbestrittenen Vorherrschaft auf dem Kontinent und nach einer Stabilisierung seiner Macht im nahen Orient, das Streben der beiden großen europäischen Staaten, Rußland auf irgendeine Weise in ihr politisches System einzugliedern oder, wenn dies nicht möglich ist, als Gegengewicht gegen dieses politische System unschädlich zu machen.

England, das durch den Krieg an Machtfülle zwar bedeutend zugenommen, aber gerade auch durch diese Zunahme mit innerpolitischen Problemen des Empire überbelastet ist, wünscht Herbeiführung der Ruhe in der Welt, damit es Zeit hat, das innere Gleichgewicht politisch und ökonomisch wiederzufinden und seine jetzt fast konkurrenzlose Wirtschaftsmacht auszubauen. England will verdauen, wie jüngst ein französischer Politiker gesagt hat.

Frankreich hat sich zwar ebenfalls durch seine Kriegseroberungen seinen Magen ziemlich überladen, aber seine Wirtschaftsanämie stört die Bildung der Verdauungssäfte. Das Verschluckte hat dem Körper keine neuen Kräfte zugeführt, und deshalb bildet sich dieser Körper ein, er müßte immer mehr dazu verschlucken, damit er das Gefühl der Sättigung erhält.

Der Versailler Friede hat Deutschland kaput und unfähig gemacht, Frankreich diejenigen Leistungen zu geben, die wirklich für den Sieger eine Hilfe wären. Unsre Wirtschaft ist ruiniert, und die Politik der Franzosen, die immer mehr Ablieferungen und Rohstoffe (Kohle) von uns fordert, führt notwendig zu ihrer weiteren Schwächung. Trotzdem haben wir in unglaublichen Anstrengungen Materiallieferungen an die Entente gemacht, die schon jetzt wohl den Wert der 20 Milliarden Goldmark übersteigen, die wir nach dem Friedensvertrage bis 1921 abzuliefern haben. Durch Diktatabmachungen, wie die in Spa, durch die französische Politik in Oberschlesien wird unsre Leistungsfähigkeit verringert. Das Resultat ist, daß wir Frankreich nur solche Vorschläge für die Wiedergutmachung machen können, die es nicht befriedigen. Das wiederum erzeugt politische Mißstimmung und gibt derjenigen Richtung in Frankreich weiteren Agitationsstoff, die die Besetzung des Ruhrreviers und damit die endgültige Zertrümmerung Deutschlands fordert.

Frankreich hat den Janustempel keineswegs geschlossen. England hat es getan und hat Wert darauf gelegt, uns das ausdrücklich zu sagen. Wir dürfen uns deshalb nicht einbilden, daß es nunmehr aus Liebe zu unsren schönen Augen irgend etwas von seinen Rechten aus dem Versailler Vertrage, soweit es glaubt, sie nicht entbehren zu können, aufgeben wird. Wir dürfen nicht glauben, daß es „aus edler Menschlichkeit" in jedem beliebigen Augenblick eine Lanze für uns brechen wird, selbst wenn es nach unserer Überzeugung der Ansicht sein müßte, daß uns Unrecht geschieht.

Deswegen war es falsch, in Spa in der Entwaffungsfrage und in der Kohlenfrage etwas Entscheidendes von England zu unsren Gunsten zu erwarten. Die englische Politik hatte mit Frankreich die Bereinigung der Orientfragen (Syrien, Konstantinopel) als großes weltpolitisches Thema zu verhandeln, da fand man es praktisch, Frankreich seine Loyalität hier, wo Englands Interessen gar nicht engagiert waren, zu beweisen und dafür zu einem Ausgleich im Orient zu kommen.

Die Drohung in der der Konferenz von Spa vorausgehenden Entwaffnungsnote war wörtlich und aufrichtig gemeint. Deswegen befanden sich unsre Politiker in Spa in einer wirklichen Zwangslage. Es bedurfte gar nicht des demonstrativen Erscheinens von Marschall Foch, um klarzulegen, daß man den Einmarsch ins Ruhrgebiet riskiert hätte, wenn man schließlich nicht unterschrieb.

Ernsthafte Vorwürfe sind unseren Vertretern in Spa nicht gemacht worden, daß sie so handelten, wie sie taten. Trotzdem haben die Ereignisse in Spa eine ungeheure Erregung in unsrem Volke hervorgerufen, denn wieder einmal wurde es allen, vom unabhängigen Bergarbeiter bis zum Kapitalisten klar, daß die französische Politik dahin geht, von diesem furchtbaren Instrument des Versailler Friedens in jedem Falle Gebrauch zu machen, gleichgültig, welche wirtschaftlichen und politischen Konsequenzen dieses Vorgehen für Deutschland hat — selbst auf das Risiko unsres Zusammenbruchs hin.

Unsere Vertreter in Spa konnten nur mildernde Umstände plädieren. Sie konnten die Verpflichtungen nicht ungeschehen machen, die wir übernommen hatten, sie konnten sich nur bemühen, eine derartige Ausführung zu sichern, daß nach ihrer gewissenhaften Überzeugung unsre Existenz nicht gefährdet wurde.

Diese Überzeugung haben unsre Minister und unser Kabinett gehabt. In der Entwaffnungsfrage ist es ihnen gelungen, Fristen zu erreichen, die eine Überleitung unserer jetzigen Bestände in die vom Friedensvertrage gestatteten erleichtern können.

Im übrigen haben es die Alliierten für gut befunden, in die Abmachung die Drohung der Besetzung neuen deutschen Gebietes als feststehenden Entschluß mit hineinzunehmen. Die deutsche Unterschrift allerdings erkennt diese einseitige Deklaration nicht an. Sie verpflichtet sich lediglich zur Erfüllung der Bestimmungen, „soweit sie die deutsche Regierung betreffen", in der Kohlenfrage macht sie eine ausdrückliche Reserve.

Es hieße die Wirklichkeit ignorieren, wenn man annehmen wollte, daß die Alliierten nicht vollkommen bereit wären, ihre Entschlüsse in die Wirklichkeit zu überführen, falls wir mit unsren Leistungen in Verzug kommen würden. Die Strömungen, die in Frankreich à tout prix eine Besetzung des Ruhrgebiets und eine Wiederaufnahme des alten Ribotschen Programms predigen, warten ja nur auf diesen Anlaß. Es nutzt uns wenig, daß wir die Überzeugung haben, daß ein solches „kriegerisches" Vorgehen den Bestimmungen des Friedensvertrages oder überhaupt dem Wesen des Friedens widerspricht. Man wird es tun, wenn man kann.

Deshalb ist es so wichtig, daß wir der Welt unsern festen Entschluß und Willen zeigen, die Bestimmungen über die Entwaffnung durchzuführen. Wir müssen, und deshalb sollte es auch gehen. Daß es einen Strich durch unsere ganze Vergangenheit, die Vernichtung dessen bedeutet, was Preußen und Deutschland groß gemacht hat, haben wir bereits in dem Augenblick gewußt, als wir den Versailler Vertrag unterschrieben haben, der alle diese Forderungen enthält. Stimmungen und sentimentale Erwägungen haben gegenüber der harten Wirklichkeit zu schweigen.

In dem Staatssekretär Peters scheint ein energischer Mann gefunden, der diese schreckliche Aufgabe mit der nötigen Willenskraft durchführt. Alle Berichte über den Fortschritt seiner Tätigkeit sind gut, und es ist bewußte Hetzerei, wenn französische Blätter in großen Überschriften verkünden, daß alle Anschlagzettel mit der Aufforderung der Entwaffnung von der Bevölkerung zerrissen werden.

Eine sehr schwierige Frage ist die Entwaffnung der Einwohnerwehren. Nach dem Weißbuch über die Spa-Konferenz hat unsre Delegation auf dem Standpunkt gestanden, daß „die Bestimmungen des Friedensvertrages der Einrichtung von Einwohnerwehren nicht grundsätzlich widersprechen". Trotzdem ist als erster Punkt des

Protokolls vom 9. Juli 1920 die Bedingung stipuliert, daß die deutsche Regierung unverzüglich die Entwaffnung der Einwohnerwehren und der Sicherheitspolizei vornimmt.

Die Einwohnerwehren haben für uns, wenigstens in Norddeutschland, seit der Zeit des Kapp-Putsches ihren innerpolitischen Wert teilweise eingebüßt, da unabhängige Sozialdemokraten vielfach als Mitglieder aufgenommen werden mußten. Anders ist es in Süddeutschland, wo hauptsächlich Bauern und Bourgeoisie den Ersatz der Einwohnerwehren bilden. Die stärker nach rechts gerichtete Strömung in Süddeutschland begünstigte den einseitigen Charakter der Wehren und betrachtet es vielfach als unberechtigten Eingriff in die besonderen Verhältnisse des Südens, daß diese Wehren, die die Ruhe im Lande gegen innere Aufstandsgefahr garantieren sollen, dem Ententediktat geopfert werden sollen. Die Organisation des Forstmeisters Escherich (Orgesch), die sich auch auf den Norden erstreckt, erhebt den Anspruch, keine Einwohnerwehr zu sein, sondern als Privatorganisation besonders behandelt zu werden.

Über den inneren Nutzen und die innerpolitische Notwendigkeit der Wehren geht aber leider jetzt nicht die Frage. Unsere Delegation hat sich dem Zwange fügen müssen und den Wechsel indossiert, in dem die Abschaffung der Wehren gefordert wird. Das beginnt man jetzt überall einzusehen, und es wird bei gutem Willen auch einen Weg geben, diese Frage so zu lösen, daß man in Süddeutschland überzeugt ist, daß unsre auswärtige Politik im Interesse ganz Deutschlands gehandelt hat, als sie in Spa unterschrieb.

Die Kommunisten haben übrigens einmal das für deutsche Verhältnisse nicht ganz falsche Diktum ausgesprochen, daß sie die Waffenbestände der Einwohnerwehren nur als Depot für sich betrachten.

Wenn es Herrn Peters gelingt, auch die Männer der extremen Linken zu entwaffnen, so wird er auch innerpolitisch ein gutes Werk getan haben.

Die Frage führt allerdings auf ein besonderes Kapitel, das hier gestreift werden muß, das der französischen Politik in München. Man benutzt in Bayern französischerseits jede schwierige Lage, in die das Reich und damit auch Bayern durch die französische Politik kommen, um dem Leichtgläubigen zu sagen, daß Bayern diese Umstände allein der Führung von Berlin zu verdanken hätte. In Bayern weiß man nur zu gut, wo die wahre Ursache der bayerischen Nöte steckt, daß der wahre Schuldige Frankreich ist — auch an der Kohlennot, die jetzt im Reiche herrscht. Die Saargruben hat man Bayern und Preußen geraubt, und durch das Spa-Abkommen hat man unsere Kohlenleistungen auf eine Höhe gebracht, die die Bedürfnisse des deutschen Wirtschaftslebens aufs furchtbarste trifft.

Es ist ein ewiger Zirkel: keine Kohlen, keine Industrie, Arbeitslosigkeit, Unzufriedenheit, politischer Krach, Streiks, Putsche, noch geringere Förderung der Kohlen, Verschlechterung der allgemeinen Weltlage durch Zunahme des Radikalismus und damit Vergrößerung des bestehenden politischen und wirtschaftlichen Chaos.

Und trotzdem dürfen wir die Tatsache nicht außer Rechnung stellen, daß wir nach dem Versailler Vertrage noch mehr zu leisten hätten, als uns jetzt aufgepackt worden ist.

Diese Zeilen werden geschrieben in einem Augenblick, wo ein Regierungshinweis darauf veröffentlicht worden ist, daß durch die Ereignisse in Oberschlesien die Erfüllung des Abkommens von Spa über die Kohlenlieferungen gefährdet werden kann. Mit äußerster Anstrengung haben wir die französischen Forderungen für den August erfüllt — da macht uns dieselbe französische Politik einen Strich durch

unsern guten Glauben und guten Willen — Herr Korfanty und Herr Le Rond sorgen dafür, daß wir von Oberschlesien keine Tonne Kohle mehr bekommen. Herr Korfanty und Herr Barrès werden mit diesem Ergebnis der französischen Politik zufrieden sein. Auch die frierenden Franzosen? Auch Lloyd George, der unserer Delegation in Spa versprochen hat, daß in Oberschlesien fair play uns gegenüber in der Kohlenfrage angewandt werden sollte?

Fair play! Wo bleibt dieser Begriff, wenn man auf das zurückblickt, was in diesen Tagen in Oberschlesien, das alles, was es ist, deutschem Fleiß verdankt, geschehen ist. Die Leichen der unschuldig gemordeten Deutschen klagen die Parteilichkeit der französischen Administratoren an. Von den englischen sind mehrere von ihrem Posten gegangen, weil sie die Ungerechtigkeiten nicht mehr mitmachen wollen. Das Ergebnis des polnischen Versuches, sich in dem Augenblicke Oberschlesiens zu bemächtigen, wo Polen infolge seiner politischen und militärischen Zerrüttung keine Aussicht mehr hatte, in der Volksabstimmung zu gewinnen, ist für Polen günstig. Kraft der Parteilichkeit des französischen Regiments, das Lostrennung Oberschlesiens von Deutschland wünscht, sind die Sicherheitswehren in Oberschlesien verdrängt und im wesentlichen durch polnische Ortswehren ersetzt, die die Bevölkerung terrorisieren, jede Gewalttat an Leib und Gut von Deutschen begünstigen. Herr Korfanty ist zufrieden! Der deutsche Vorschlag auf Einsetzung einer neutralen Kommission ist in Paris, wie zu erwarten war, abgelehnt.

Nirgends ist ein Ausweg aus der furchtbaren Lage zu entdecken, in der die treue Bevölkerung Oberschlesiens sich befindet. In solchen Stunden zeigt sich mit erschreckender Deutlichkeit unsere Machtlosigkeit und die Teilnahmlosigkeit der übrigen Welt. Wo spricht man von Oberschlesien? Nirgends — ebensowenig wie man von Eupen-Malmedy spricht, wo eine Bevölkerung, die ausgesprochen bei Deutschland bleiben will — zu dem sie über ein Jahrtausend gehört hat — von den unduldsamen Belgiern vergewaltigt wird. Schweigend werden Seelen und Leiber getötet!

Wir dürfen nicht an den Gefahren vorübergehen, die die polnisch-französische Politik in Oberschlesien für unsere Außenpolitik mit sich bringen kann. Das Kohlenproblem ist nur eine Seite davon. Schon jetzt spricht man von der Wahrscheinlichkeit neuer polnischer Putsche in Oberschlesien. Will man die oberschlesische Bevölkerung bewußt zu Verzweiflungsakten provozieren? Die Mahnung der Regierung zur äußersten Mäßigung und Zurückhaltung ist angebracht. Auch in der Kohlenfrage nutzt uns unsere Unschuld wenig, der Wechselinhaber hat das unterschriebene Dokument in der Hand. Wird das Versprechen von Lloyd George honoriert werden?

Die Polenpolitik Frankreichs, deren Ausfluß die oberschlesische Politik des Herrn Le Rond ist, führt uns zu dem russischen Problem.

Wir wissen, daß der polnische Offensivkrieg gegen Rußland, der seinerzeit zur Eroberung Kiews führte, und der zum Gegenstoß der Russen Anlaß gegeben hat, nicht bloß der polnischen Großmannssucht, sondern auch den französischen Interessen entsprang. Frankreich glaubte eine Gelegenheit zu sehen, dem Bolschewismus den Todesstoß zu versetzen.

Jeder jetzt Not leidende kleine Rentner in Frankreich hat russische Papiere, die er seinerzeit auf Empfehlung seiner Regierung gekauft hat. Rußland war früher der französische Bundesgenosse und Gegenspieler gegen Deutschland. Sollte Frankreich zusehen, wie die franzosenfeindlichen Bolschewiken sich über die finanziellen Beschwerden und politischen Ideale des kapitalistischen und imperialistischen Frankreich lustig machen?

Auf seine Arbeiter, die bei den letzten Wahlen restlos geschlagen waren, glaubte der französische Außenpolitiker keine Rücksicht nehmen zu müssen — anders als Lloyd George, der unter dem Drucke der englischen Labour Party und der von dieser beeinflußten Liberalen und zugleich wegen der asiatischen Interessen Englands eine Kompromißpolitik mit den Bolschewiken eingeleitet hatte.

Die polnische Armee wurde vorgetrieben, bis der ungeheure Rückschlag kam, der zum atemlosen Staunen von ganz Europa beinahe zum Zusammenbruch von Polen geführt hätte.

Dieser Moment war der zweifellos interessanteste des verflossenen Sommers.

Durch das russische Vorgehen hatte sich die politische Position Deutschlands, das in der Mitte von Europa, ohne Waffen und Freunde, politisch rechtlos, wirtschaftlich schwach, parteipolitisch zerrissen, als willkommene Beute für seine zum letzten Gnadenstoß entschlossenen Nachbarn daliegt, ein wenig verbessert. Ein starkes Rußland, das nicht nach der Entente hin orientiert ist, bildet — auch wenn es seiner Struktur nach ein innerpolitischer Feind eines kapitalistischen Deutschlands ist — ein Gegengewicht gegen Deutschlands Feinde.

Dafür war die Erstarkung des bolschewistischen Rußlands innerpolitisch für uns eine ungeheure Gefahr. Weder unser Spießbürger, noch unser Kommunist haben trotz des furchtbaren Lehrganges, den Deutschland in den letzten Jahren unter Hinterlassung von Haut und Haaren durchmachen mußte, das geringste gelernt.

So proklamierte zwar die Regierung in dem polnisch-russischen Kampfe die strikte Neutralität — aber unsere Nationalbolschewisten und unsere Kommunisten fingen schon an, ihr Heil in einer außenpolitischen Vereinigung mit Rußland zu suchen, wobei man die durch militärischen Übermut und revolutionären Unverstand zerschlagenen Waffen wahrscheinlich durch „stramme Haltung" zu ersetzen gedachte und sich im übrigen über das Schicksal Deutschlands bei einer derartigen Politik keine grauen Haare wachsen ließ.

Der gewaltige Umschwung, der nicht sowohl dem polnischen Patriotismus, als dem klugen Eingreifen des Generalstabschefs von Foch, General Weygand, zu verdanken war, auf den Millerand alle seine Hoffnung setzte, führte diese Träume auf den Boden der Wirklichkeit zurück. Die Polen, die sich bereits mit dem Verlust von Warschau vertraut gemacht hatten (die ausländischen Gesandten hatten die Stadt verlassen), konnten das bolschewistische Heer zurücktreiben. Große Teile der Russen mußten nach Ostpreußen übertreten, und alle Anstrengungen der Russen, durch eine Gegenoffensive das verlorene Terrain wiederzugewinnen, waren fruchtlos.

Wie Lloyd George und Giolitti, die in Luzern sich besprachen, die bolschewistischen Niederlagen sofort mit einer Schwenkung ihrer russischen Politik diskontierten, ist bekannt. Ebenso, daß die Polen, die jetzt vernünftige russische Friedensbedingungen erwarten konnten, sich von dem Moment ihrer Erfolge an wieder als intransigente Politiker zeigten (trotz französischer Mahnung zur Mäßigung!) und sogar mit dem benachbarten Litauen in Kämpfe eingetreten sind.

Die ungeheure außenpolitische Verschlechterung unserer Lage durch die Siege der Polen müssen wir quittieren — das Schicksal mahnt uns, daß wir nicht wie auf Fatalismus eingestellte östliche Völker auf „das Wunder" rechnen dürfen, sondern nur auf unsere eigene Arbeit — innerpolitisch sind die russischen Niederlagen für uns eine heilsame Lehre gewesen, um so mehr, als sie zusammenfielen mit der Wiederkehr von Crispien und Dittmann aus Rußland, die beide der deutschen Arbeiterschaft sagen konnten, wie es wirklich um dieses Idealbild des kommunistischen Proletariers bestellt ist.

Eine ungeheure Ernüchterung hat in Deutschland auf Grund dieser letzten Er-

eignisse die Massen ergriffen. Der unter dem Eindruck der russischen Siege von kommunistischen Machern leichtfertig vom Zaune gebrochene Generalstreik hat kläglich zusammenbrechen müssen. An das Märchen von den Segnungen des autokratischen bolschewistischen Kommunismus, wo einige wenige Macher ein in der Bildung und im Willen unentwickeltes Volk mit den Methoden des asiatischen Despotismus regieren, glaubt niemand mehr. „Nicht die Gewalt, sondern der Friede ist das Ziel der deutschen Arbeiter, wir wollen nicht die Diktatur einer Führerklasse über die Arbeiter, wir lehnen den Terror ab, in Rußland stehen die Arbeiterräte auf dem Papier, die Fabrikkomitees haben nichts zu sagen. Das geheime Wahlrecht ist in Rußland abgeschafft und damit die Freiheit", so tönte es aus den Reihen selbst der radikalsten deutschen Arbeiter (vergleiche die Funktionärversammlung der U.S.P.D. über Moskau und den Anschluß an die dritte Internationale).

Trotzdem braucht niemand zu glauben, daß damit schon die Gefahr des Bolschewismus für Deutschland überwunden ist. Die Idee ist auch hier nicht tot. Sie kann Nahrung erhalten durch die furchtbare Wirtschaftskrise, die sich als Nachwirkung des Versailler Friedens bei uns herausbildet, und durch Einwirkung von außen — und zwar nicht von Rußland allein. Die italienischen Ereignisse sind ein abermaliger großer Mahnruf an die Welt. Hier vollzieht sich, von Lohnkämpfen ausgehend, eine bisher unblutige Wirtschaftsrevolution, deren Folgen sich in keiner Weise übersehen lassen. Fast die ganze Großindustrie Italiens ist in den Händen der bewaffneten Arbeiter. Der Staat konnte bis jetzt Gewehr bei Fuß stehen, ohne einzugreifen. Wenn man sich klar macht, wie krank der italienische Wirtschaftsmechanismus ist (so krank wie unser eigener), so ist es schwer, sich vorzustellen, daß eine Krise, in der man zu solchen Gewaltakten greift, durch Transigieren für immer beseitigt werden könnte. Mehrheitssozialisten und Regierung werden alle Anstrengungen machen, um zu vermitteln. Möchten sie — um Europas willen — Erfolg haben! Solange aber durch die Starrheit der französischen Politik nirgendwo eine Zunahme der Erkenntnis zu bemerken ist, daß die Ereignisse der Wirtschaftskatastrophe einen universalen europäischen Charakter haben, und daß letzten Endes eine Gesundung nur durch die Wiederaufrichtung von Mitteleuropa erfolgen kann, solange ist jede Hoffnung verloren.

Und bisher sieht man nur geringe Hoffnungsschimmer.

Die Massen, die diese entsetzlichen Krisen nach dem nervenzerrüttenden Kriege durchmachen müssen, haben die Entschuldigung für sich, daß die Aussicht auf weitere und schlimmere Leiden, die für jeden von uns in einem übervölkerten und vollkommen verarmten Europa unbedingt kommen müssen, und die ungewisse Hoffnung auf Besserung durch Gewalt sie blind und einsichtslos macht — wo aber bleiben die Führer?

„Nie gelingt es der Menge, für sich zu wollen, wir wissen's,
Doch wer versteht, für uns alle zu wollen, er zeig's."

Es gibt wenige Staatsmänner bei den augenblicklich an der Macht befindlichen Großmächten, die die furchtbare Drohung der gegenwärtigen Lage der Welt begreifen — keine, die die politischen Folgerungen daraus ziehen.

Es ist doch so bequem, zu siegen, und dann — durch eine konsequente, angeblich weitausschauende Politik im alten Sinne — die Früchte dieser Siege „zu sichern und zu mehren".

Der „Matin" hat neulich eine Charakteristik der augenblicklichen Millerandschen Politik gegeben. „Frankreich arbeitet an der Organisation des neuen Europa. Es wird für die kleinen Nationen der Stützpunkt, garantiert ihre politische Freiheit und ihren ökonomischen Aufschwung." Übersetzt man diese

Phrasen in die Wirklichkeit, so ergibt sich, daß Frankreich in Europa versucht, die kleinen Nationen an seine Politik zu ketten, sie wirtschaftlich durch Aufkauf und Unterwerfung zu knechten und so ein großes System des politischen Einflusses zur Fesselung Deutschlands und Stabilisierung seiner eigenen Größe zu gründen. „So ist seit einigen Monaten eine ganze Reihe großer europäischer Unternehmungen, eine nach der andern, unter französische Kontrolle gekommen. In der Tschechoslowakei die Skodawerke, in Oberschlesien die großen Werke von Kattowitz, in Polen die mächtige Gesellschaft Huta Bankowa, in Rumänien die Waggon- und Lokomotivfabriken, in Jugoslawien ein bedeutender Teil der Flußsysteme und Häfen. Ungarn fühlte beim Anblick dieses französischen Aufschwungs die Gefahr, isoliert zu bleiben (!). Admiral Horthy . . . bot als Pfand für seine Loyalität einerseits die Kontrolle der ungarischen Eisenbahnen, der hauptsächlichsten Industriewerke des Landes, seiner größten Bank, der Kreditbank, des ungarischen Flußsystems und des Budapester Hafens, andrerseits die Hilfe der ungarischen Truppen gegen die Bolschewiken an" . . .

Daraus ging der allerdings wohl etwas bescheidene Vertrag hervor, der vor einigen Wochen zwischen Herrn Paléologue für Frankreich und Herrn Halmos für Ungarn gezeichnet wurde!

So sehen die Segnungen der französischen Politik aus, die ein Land nach dem anderen seiner Freiheit und wirtschaftlichen Selbständigkeit zugunsten des französischen Kapitalismus und der französischen politischen Ziele zu berauben versucht. Das Resultat wird ein Weißbluten dieser Länder sein, und Frankreich wird doch das nicht erreichen, was es will, dauernde Sympathien. Wie sollen die in wirtschaftlich ausgesogenen Tributärländern entstehen, die das Beste, was sie haben, wie Polen jetzt, den französischen politischen Zwecken opfern müssen? Die Überspannung dieser Art von kapitalistischer Politik wird zugleich ihr Todesstoß sein. Denn die Zeit, wo sich europäische Völker ruhig auf die Dauer in die Rolle einer ausgebeuteten Kolonie herabdrängen lassen, ist vorüber. Vergleiche Irland, das jetzt unter atemlosen Zusehen der Welt seinen heroischen Unabhängigkeitskampf führt. Solche kraftegoistische Politik, wie die Frankreichs, löst unbedingt Gegenströmungen aus.

Wir wissen heute noch wenig über die Verträge, die Jugoslawien, die Tschechen und Rumänen einen. Daß sie aber zum Schutze gegen Ungarn bestimmt sind und im selben Moment abgeschlossen werden, wo sich Ungarn mit Haut und Haar den Franzosen verschrieben hat, ist immerhin bezeichnend. Die Aufrechterhaltung des Vertrages von Trianon ist das Ziel dieser kleinen Entente, die sich solidarisch in seiner Verteidigung fühlt. „Nous voulons pour toujours éviter que les Madjars ne deviennent un foyer de trouble dans l'Europe centrale", hat der tschechische Außenminister Benesch ausdrücklich gesagt. Die Zurückweisung der französischen Idee der Donauföderation ist ein offenbar anderer Zweck dieses Vertrages. Die vielfachen Besprechungen zwischen Herrn Renner und Benesch lassen darauf schließen, daß dieses Ziel der neuen Gruppe durchaus die Billigung Deutschösterreichs findet. Die französische Politik scheint nicht genügend die alte Talleyrandsche Maxime des pas trop de zèle zu berücksichtigen.

Auch das französisch-belgische Defensivbündnis, das von Foch und dem belgischen Generalstabschef gezeichnet ist, kann auf die Dauer weder für Frankreich noch für Belgien Gutes bringen. Einer der Väter des Vertrages, der belgische Kriegsminister Janson, hat gesagt: „Les deux pays peuvent d'ores et déjà se considérer comme liés l'un à l'autre." Er hat das Bündnis nicht bloß als Garantie gegen spätere Kriege (doch wohl für Frankreich?), sondern auch als „les prémices

d'autres ententes avec la France" bezeichnet. Auch das kommt letzten Endes auf wirtschaftliches Überschlucken hinaus. Belgien, das in seinem blinden Chauvinismus selbst Frankreich in Schatten stellt, liefert sich für immer an dieses aus und verprellt damit zugleich England, was nicht klug ist. Holland wird als Gegengewicht das Bestreben zeigen, sich mehr als bisher an England politisch anzunähern und in mancher Beziehung unbequemer für eine französische Einflußsphäre als für einen selbständigen Nachbar sein.

Aber Millerand eilt schon weiter, und Barrès ist ihm noch viel voraus. Die Reise ins besetzte Gebiet soll doch im Grunde eine politische Demonstration sein, sie wird von der Kulisse beklatscht und wiederum mit dem alten Rheinprogramm in Zusammenhang gebracht, das Millerand ziemlich offen betont.

Die Engländer scheinen inzwischen ruhiger zu denken. Churchill hat mit Herrn Lefèvre, dem französischen Kriegsminister, Besprechungen in Paris gehabt, die offenbar nicht nur dem französisch-belgischen Bündnis, sondern auch der Verringerung der Kosten für die rheinische Okkupationsarmee gedient haben.

Und was wird aus Genf, was aus Brüssel?

Die neutralen Finanzsachverständigen, welche die Konferenz von Brüssel vorbereitet haben, erkennen wohl, daß das einzige Mittel der wirtschaftlichen Gesundung der Welt, die Heilung der Leiden Mitteleuropas, vor allem eine kluge Schonung und ein Wiederaufbau Deutschlands ist. Zu befürchten ist nur, daß es in Brüssel über theoretische Diskussionen nicht hinausgehen wird, und daß die Abgeordneten der einzelnen Nationen, die die üblichen politischen Rücksichten zu nehmen haben, nicht die Wahrheit, wenigstens nicht die ganze Wahrheit werden sagen können.

Wir werden wundervolle nationalökonomische und banktechnische Vorträge über Valuta, Mechanismus des Warenausgleichs, der Preisbildung, der falschen Goldpolitik usw. der einzelnen Länder hören. Man wird über internationale Münzsysteme, internationale Anleihen theoretisieren — aber keine feste Grundlage haben, auf der man aufbauen kann.

Inzwischen müssen selbst die Siegerstaaten wie Frankreich von einem Tage zum anderen wursteln, vergleiche die jetzt in Amerika durch Frankreich abgeschlossene Kreditoperation, der eine Goldausfuhr vorausgehen mußte, und die im übrigen einen nur kleinen Betrag der französischen Kriegsschuld in Amerika zu über 9 Prozent Zinsen konsolidieren konnte. Der Trost der französischen Finanzmänner ist die Tatsache, daß auswärtige Anlagen in Amerika bis zu 13 Prozent Zinsen verlangen. So ist es verständlich, daß man in Frankreich auf die großen Zahlungen durch Deutschland hofft, die man in Amerika oder wo anders besser zu diskontieren gedenkt.

Aber kann man dieses Ziel erreichen, wenn man dieses Deutschland, das zahlen soll, dauernd in Unruhe hält, wenn man es (vgl. Oberschlesien) seiner letzten wirtschaftlichen Hilfsquellen beraubt, wenn man es durch Demütigungen (die Sühneaktion für Breslau) aufregt, und wenn man es weiter unter der ungewissen Drohung des in Versailles durch Clemenceau geschaffenen offenen Kontos und unter der Drohung des Einmarsches läßt?

Kann man vernünftige Ziele durch Sabotierung der Idee von Genf erreichen, wie sie augenblicklich die französische Politik betreibt?

Der Grundgedanke Millerands ist derselbe wie vor Spa: Einigung der Alliierten, Diktatpolitik gegenüber Deutschland und, wenn dieses halsstarrig wird, das System der Sicherheiten, das er noch in Metz bei seiner letzten Rede erwähnt hat.

Wenn dieses System eine Bemäntelung für das französische Scheinprogramm ist, wenn es die Einführung einer türkischen Finanzkontrolle, einer dette publique,

einer Anwendung des oben skizzierten politischen Erfassungs- oder Aussaugungssystems auf Deutschland bezweckt (und ich möchte annehmen, daß dies das Millerandsche Ziel ist), so werden wir unsern äußersten Widerstand dagegen aufzubieten haben.

Einer unsrer führenden Bankiers, Max Warburg, hat im „Hamburger Fremdenblatt" die Idee einer solchen Kontrolle als entehrend für uns bezeichnet. Deutschland werde selbst das Äußerste tun, um seine Verpflichtungen zu erfüllen. Entehrt man den Schuldner, so vermindert man trotz der größten Kontrollen seinen Willen, zu zahlen. Der Vorschlag sei „eine Unmöglichkeit, und was noch schlimmer sei, eine große Dummheit".

Der berühmte Artikel im Friedensvertrage, der den Alliierten die erste Hypothek auf allen deutschen Besitz gibt, wird von Leuten, die die Annahme auch solcher Bedingungen für möglich halten, als juristische Grundlage für ähnliche Forderungen angeführt. Und doch hat die Mantelnote der Alliierten in Versailles selbst die Idee zurückgewiesen, daß man eine Einmischung in Deutschlands Hoheitsrechte beabsichtige. Man werde das deutsche Finanzwesen „prüfen", um zu sehen, ob Deutschland zahlen kann, und auf Grund der Prüfung werde die Reparationskommission dann den alliierten Mächten berichten, falls Deutschland seine Verpflichtungen nicht erfüllen sollte. Wir haben also guten Rechtsboden für unsre Weigerung.

Die Alliierten haben alle Sicherheiten, die sie brauchen, in der vorübergehenden Besetzung von in ihrer Hand befindlichen großen deutschen Gebietsteilen. Wir werden nur dann auf die Dauer wirklich etwas zahlen können, wenn man uns zunächst auf die Beine hilft, uns Rohstoffe und Nahrungsmittel gibt und uns durch Feststellung eines vernünftigen Entschädigungsplans die Möglichkeit und das Vertrauen zu unserer eigenen Arbeit wiedergibt. Das ist nachgerade eine Binsenwahrheit.

In dieser Beziehung sollen und müssen die deutschen Vorschläge für Genf eindeutig sein. Sie sind es schon in Spa gewesen (Anlage 23 des deutschen Weißbuches). — Die Aufnahme der Vorschläge in der französischen Presse hat aber nicht gezeigt, daß man in Frankreich irgendein Verständnis für die Notwendigkeiten im gemeinsamen Interesse des Siegers und Besiegten zeigt.

So wird es wieder ein schwerer Weg werden, den wir zu gehen haben — wenn überhaupt die Konferenz von Genf in absehbarer Zeit zusammentritt und uns Freiheit der Aussprache verstattet. Wer noch Illusionen hatte, dem sind sie in diesem Sommer gründlich zerstört worden.

„Ihr habt einen besonderen Namen für Euer Viertel hier?

„Wir nennen es Morast; und alle hassen einander, verdächtigen einander, verleumden einander, quälen einander . . . (Strindberg.)

Berliner Kunstleben

Goethe hat einmal die Bemerkung gemacht, daß falsche Tendenzen schon oft zerstörend auf die Kunst eingewirkt hätten. Das klassische Schulbeispiel für die Wahrheit dieser Bemerkung bildet leider die Geschichte der deutschen Kunst im 19. und 20. Jahrhundert.

Zuerst war es die Literatur, die Wissenschaft, die Philosophie, die die falschen Tendenzen einführte. Ungleich reicher entwickelt, ungleich tiefer im deutschen Bildungsleben verwurzelt als das künstlerische Schaffen hatte sie von vornherein die Übermacht, und diese ihre Stellung wurde vollends dadurch gefestigt und ent-

schieden, daß sie die großartige Leistung der Erneuerung des europäischen Kunstdenkens vollbrachte. Deutsche sind es gewesen, die in zwei überaus schöpferischen Menschenaltern — man kann den Zeitraum etwa durch die Namen Hamann und von Runohr begrenzen — das seit zwei Jahrhunderten herrschende System des Akademismus von Grund aus vernichtet und überwunden haben. Hamann hat mit leidenschaftlichem Nachdrucke die individuelle Schöpferkraft als das durchaus primäre und gesetzgebende Element der Kunst eingesetzt, Goethe das Künstlerische als eine spezifische Anschauungs- und Betätigungsform erkannt, die Romantik den Charakter des Kunstwerks als eines Organismus erwiesen. Man darf sagen, daß die Grundbegriffe, mit denen das moderne Kunstdenken arbeitet und aus denen es sich entwickelt hat, damals von deutschen Geistern gefunden und gesichert worden sind. Aber die künstlerischen Früchte dieser großen Befreiungstat hat (ein Vorgang, der auf andern Gebieten der Geistesgeschichte Seitenstücke findet) mehr das Ausland, vor allem Frankreich, als unser Vaterland geerntet. Bei uns vollzogen sich die Dinge so, daß die Wissenschaft die Kunst fortab ins Schlepptau nahm, die Freiheit des Schaffens durch ein engmaschiges Netz ästhetischer Theorien knebelte und so zuletzt wieder einen neuen Akademismus aufrichtete, der obendrein — von der Seite der Kunst angesehen — gegenüber dem eben überwundenen alten den Nachteil hatte, daß er außer aller Fühlung mit der Handwerkstradition stand und so, je vollkommener er sich entfaltete, die Kunst sich selbst immer mehr entfremden mußte.

Sind aber die Tendenzen einmal falsch, so findet sich die Kunst schwer zur Gesundung zurück. Die Entwicklung vollzieht sich dann nicht in organischem Wachstum, sondern in schroffen Gegensätzen und gefährlichen Rückschlägen. Als der Naturalismus der 80er und 90er Jahre mit dem ästhetischen Doktrinarismus gründlich aufräumte, schnitt er zugleich schonungslos die Fäden der deutschen Überlieferung ab. Die geschichtliche Distanz ist heute bereits weit genug, um erkennen zu lassen, daß er damit das Kind mit dem Bade ausschüttete. Jetzt, wo Gefühl, Seele, Inhalt — Dinge, deren Erwähnung und Beachtung in unserer Kunst dreißig Jahre lang streng verpönt war — wieder zu ihrem Rechte kommen sollen, beginnt man zu verstehen, daß die vielverlästerte deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts eine Fülle eigentümlicher und fruchtbarer Keime und Leistungen in sich birgt, die deutsche Künstler sich hätten zunutze machen können; bezeichnend, daß jetzt der von Herman Grimm vorausgesagte Zeitpunkt eingetreten ist, wo die nazarenische Kunst wieder zu Ehren gelangt. Aber zuletzt waren es eben doch die falschen Grundtendenzen, die die Gewaltsamkeit des Umschwungs und damit einen beklagenswerten Verlust an Kunst- und Traditionskapital verschuldeten.

Und nun setzt sich das tragische Schicksal deutscher Kunst darin fort, daß der jüngste Umschwung sie wieder mit gleicher Gewaltsamkeit nach anderer Seite reißt und sie so wiederum in falsche Tendenzen stürzt. Aber diesmal sind es nicht die „Literaten", sondern es sind die Künstler selbst, die die falschen Tendenzen tragen und verwirklichen; die Kritik segelt nur in ihrem Fahrwasser. Wieder wird das, was die voraufgegangene Periode an künstlerischen Werten geschaffen und bereitgestellt hat, mit fast unbegreiflichem Fanatismus verneint und vernichtet. Der Naturalismus soll durch völlige und endgültige Denaturierung der Kunst überwunden werden.

Mich erinnert das Bestreben der radikalen Jugend, die Kunst durch Denaturierung „absolut" zu machen, an die Geschichte jenes Mannes, der der Überzeugung lebte, der Mensch könne alles essen, wenn er sich nur dran gewöhne. Ein amerikanischer Humorist hat sie erzählt. Selbiger Mann gewöhnte sich zuerst an

Pappe, Leder und ähnliche gute Dinge und brachte es schließlich so weit, daß er eine Konservenbüchse verspeiste. Leider starb er da an einer Magenverstimmung. Nun, die „Absolutisten" haben es in der Denaturierung der Kunst wirklich erstaunlich weit gebracht — schade nur, daß die Kunst darüber zugrunde zu gehen droht.

So weit diese mit willkürlich gewählten und geformten Farbstücken bedeckten Leinwandflächen, die Trümmer einer mutwillig und sinnlos zerschlagenen Welt darzustellen scheinen — die Novembergruppe der Großen Ausstellung bot davon eine besonders reiche Auswahl —, eine Wirkung künstlerischer Art auszuüben vermögen, kann es der Natur der angewandten Mittel nach nur eine solche allervagsten Charakters sein: nur etwa ein Anschlag, der einen fernen, verschwimmenden Ton hervorruft, eine im Augenblick aufspringende und ebenso schnell wieder niedersinkende Vorstellung, nicht aber eine feste Führung, Ordnung und Bewegung unseres Vorstellungs- und Gefühlslebens. Die qualitativ wie quantitativ unermeßlich reiche Fülle der ihnen sich bietenden Möglichkeiten geben die Maler für ein geringes und schwaches Ungefähr hin; mit dem größten Kraftaufwande erzielen sie die kleinsten Wirkungen. Und noch sind diese Wirkungen, wenn ich recht sehe, zuletzt doch wieder nichts anderes, als entfernte und zufällige Naturassoziationen: ein Farbenton ruft etwa die Erinnerung an eine Mondlandschaft, eine Form die an einen schreitenden Mann hervor und erzeugt so den unbestimmten Schatten einer Gedanken- oder Gefühlsverbindung. Noch naturferner sind dann freilich zwei Bilder in der Freien Sezession, die sich als „Zeugung" und „Geburt" vorstellen und annähernd den Eindruck sehr schematischer Maschinenzeichnungen machen; vielleicht wollen sie das Mysterium der Menschwerdung im Sinne Goethes interpretieren:

Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Doch den Allerkühnsten genügt auch dieser Stil schon nicht mehr, um dem Überschwange ihres Gefühlslebens Ausdruck zu geben; sie greifen zu Zeitungsausschnitten, Silberpapierfetzen, Nägelköpfen, Streichhölzerschachteln und vereinigen diese und ähnliche Abfälle mit allerlei Farben zu einem „Kunstwerke", das nun allerdings von Grund aus denaturiert ist, indem es selbst zu Stoff im rohesten Sinne des Wortes geworden ist.

So geht bei diesem Verfahren die Kunst zugrunde — und, versteht sich, die Künstler mit. Die Individualität wird bis zur Auslöschung geschwächt. Die Nachahmung wird zur verheerenden Epidemie. Ganze Reihen von Bildern scheinen aus derselben Fabrik zu stammen, die einmal erfundenes Muster ins Unendliche abwandelt. Auch dürfte, nach einigen Proben zu urteilen, die einzige Möglichkeit künftiger positiver Verwertung des Verfahrens in der Richtung des Dekorativen liegen.

Ganz gefährlich verstärkt aber wird die falsche Tendenz jüngster Kunst dadurch, daß sie zugleich als Theorie, als eine neue Metaphysik der Kunst auftritt, an deren Vertretung bezeichnenderweise Künstler und Literaten gemeinsam sich beteiligen. Nicht weniger als eine neue Menschlichkeit, ein völlig neues Weltgefühl wird ihr nachgesagt und zugesprochen, und unter höchst geschmacklosen Ausfällen gegen den „Bürger" und die Bürgerkultur wird dieser lebensfremdeste aller Versuche, die die Kunstgeschichte kennt, groteskerweise als neue Volkskunst ausgegeben. Aber gerade hierin scheint sich die innerste Natur der „absoluten"

Kunst am sichersten zu offenbaren. Obgleich aus einer romantischen Bewegung hervorgegangen und selbst mit allerlei romantischen Bestandteilen versetzt, ist sie doch zuletzt nichts anderes als eine besonders verkümmerte und entartete Frucht jenes Intellektualismus, der das moderne und besonders das deutsche Geistesleben aushöhlt. Sie ist Verstandesprodukt, Spekulation; Konstruktion, nicht Organismus; Krampf, nicht Leidenschaft; Ohnmacht, des Lebens Herr zu werden, gibt sich als mystische Lebenserhöhung, als geisttiefe Jenseitigkeit. Sehr bedenklich erscheint mir hierbei die religiöse Tonart, die seit einiger Zeit bei der Erörterung jüngster Kunst und Künstler auffällig in Schwung gekommen ist; kaum geht es noch bei der Charakteristik eines Vertreters dieser Richtung ohne die Versicherung ab, daß er in seinen Werken „Gott suche", und selbst die Silberpapier- und Zeitungsausschnitt-Technik soll, wie versichert wird, keinem geringeren Ziele zustreben. Dieses handfertige und leichte Operieren mit dem Heiligsten wird gerade bei denen auf Mißtrauen und Ablehnung stoßen, die, wie der Schreiber dieser Zeilen, von der tiefen und unlöslichen Verwandtschaft von Religion und Kunst innig überzeugt sind, aber von dilettantischer Vermengung der Sphären nur Verwirrung und Unsegen nach beiden Seiten hin besorgen. „Kunst ist nicht Religion, und Religion ist nicht Kunst": das hat bereits mit großem Ernste Philipp Otto Runge festgestellt, der als tiefreligiöse Persönlichkeit bekannt ist. Weder seine Kunst noch die Kaspar David Friedrichs hat eines literarischen Druck- und Hebelwerkes bedurft, um sich die religiöse Kraft und Gesinnung attestieren zu lassen, die in ihren Schöpfungen lebt: jede Blume Runges und jeder Sonnenaufgang Friedrichs singen des Ewigen Ehre.

Im ganzen macht sich doch in der neuesten Entwickelung des Expressionismus ein unbehagliches Mißverhältnis zwischen Prätension und Leistung in immer stärkerem Maße bemerkbar. Eine revolutionäre Jugend mag gern herausfordernd und rücksichtslos auftreten, am Gewagten bis zum reinen Bluff ihr Vergnügen finden und einen reichlichen Kredit von Zutrauen und Geduld beanspruchen (im Grunde wär's schade, wenn sie anders wäre): aber einmal kommt ja denn doch der Zahltag, für den Expressionismus ist er längst fällig, und nun hilft keine Interpretation noch Suggestion mehr über die traurige Tatsache hinweg, daß der Expressionismus in voller Gefahr ist, sich zu einem „Betriebe" zu entwickeln — etwa in der Art, wie man in den schlechten Zeiten der Düsseldorfer Schule Romantik betrieb — und daß er sich mehr und mehr in gespreizte Armseligkeit und künstlerischen Nihilismus verliert. Während er sich gern als Ausdruck „reinen Geistes" proklamieren hört, sind seine Leistungen oft geradezu beleidigend geistlos. Ein paar Beispiele dafür: In der Freien Sezession findet sich ein Bild „Nachtlokal", auf dem ein Mann seine Augen auf ein weibliches Wesen heftet; um zum Ausdrucke zu bringen, daß er „ganz Auge" ist, hat der Maler die Augen über die Maßen groß gemacht. So verfährt die undifferenzierte Kunst der Naturvölker, indem sie Körperteile oder Bewegungen, die sie als charakteristisch hervorheben will, auf Kosten der organischen Erscheinung vergrößert, und ganz im Geiste und Stile der Naturvölker haben Pechstein, Schmidt-Rottluff und Heckel Plastiken geschaffen, die man in einem Völkerkund-Museum nicht von ozeanischen Fetischen unterscheiden würde. Diese Herren scheinen Ursprünglichkeit und Primitivität des Kunstwerks miteinander zu verwechseln. Ein Dresdener Maler schildert sich — in derselben Ausstellung — als ein grotesk verkümmertes Gewächs mit einem Wasserkopfe, aus dem hinter Brillengläsern ein paar übergroße Augen hervorstechen, und mit unmäßig langen Armen; vielleicht soll dem Beschauer begreiflich gemacht werden, daß er, als Maler, vor allem Kopf, Auge und Hand sei — vielleicht auch nicht;

jedenfalls wird auch hier die Qualität in den Kunstmitteln durch die Quantität ersetzt, indem an die Stelle der Vertiefung und seelischen Bereicherung der Charakteristik eine vom Geiste ganz verlassene Multiplikation der Formen verwandt wird. Gleichfalls aus Dresden stammt ein Bild in der Novembergruppe der Großen Ausstellung, welches sich „Der Matrose Fritz Müller aus Pietschen" betitelt und diesen mit einem Stück Stadtplan von Dresden im Kopfe vorstellt, daneben aber allerlei Wirklichkeitshieroglyphen gibt, die vermutlich den Geistes- und Seelenzustand und -gehalt selbigen Müllers versinnbildlichen sollen. Will man sich neben dergleichen einen Augenblick eines jener wundersamen chinesischen Gemälde vergegenwärtigen, darauf wir die Landschaft zu schauen meinen, wie sie der Einsame, der Weise, der Schaffende sich dichtet, so wird man ermessen, wie weit der Expressionismus up to date sich von einem Expressionismus entfernt hat, der diesen Namen verdient.

Im ganzen ist wohl die Parole der Stunde das einfache und alte: zurück zur Natur! Nicht allein in dem dem Künstler zunächst liegenden Sinne: zurück zum hingebenden Studium der Natur, sondern vor allem: zurück zur Natürlichkeit im Schauen, Denken, Schaffen. Fort mit der falschen Pose, sich in jedem Augenblicke und Werke explosiv, dämonisch, kosmisch zu gebärden! Fort mit jenem fanatischen Logismus, der die künstlerische Anschauung aushöhlt, und mehr Liebe zum redlichen und reinlichen künstlerischen Handwerk!

Es ist schwer zu sagen, wie tief eigentlich die jüngsten falschen Tendenzen in die Künstlerschaft eingedrungen sind. Umfassen sie nur engere Kreise, die in den Ausstellungen besonders in den Vordergrund treten, oder drohen sie die Jugend mit sich zu reißen? Hier kann nur angedeutet werden, wie etwa das Verhältnis in den Berliner Ausstellungen sich zeigt.

In der Freien Sezession erschienen die, die man jetzt die Alten nennt, die Vertreter der impressionistischen Generation also, ganz zusammengedrückt, ohne Gewicht und ohne führende Persönlichkeiten. Der greise Liebermann behauptet sich respektabel; sein jüngstes Männerbildnis ist ganz in seinem alten Stile und zeigt jenes eigentümliche Betasten der Persönlichkeit, die nicht in deren Kern führt, wohl aber die Charakteristik mit interessanten Spannungen lädt. Sonst beherrschte die expressionistische Jugend in allen Schattierungen das Feld. Dresden hatte eine Reihe besonders radikaler Bilder; darunter war Marc Chagalls „Rabbiner" (aus mir unbekannten Gründen „On dit" genannt) wohl die Arbeit, die am meisten wirkliche Individualität bekundete. Den gefallenen Münchener Frank Marc hat man durch eine kleine Sonderausstellung geehrt: ein starkes koloristisches Talent von reger Phantasie, das nach monumentaler Stilisierung der Form strebte und in seinen Tierdarstellungen den Charakter der Tiere gesammelt und wuchtig zum Ausdrucke zu bringen verstand. Aber es haftet nach meinem Gefühle seiner kubistisch beeinflußten Kunst etwas Konstruiertes an, und es scheint mir, daß seine Phantasie sich dem Zwange der Konstruktion unterwarf, weil sie die Kraft der freien Herrschaft über sich noch nicht gefunden hatte. — In der Ausstellung der Sezession, die sich auf Graphik beschränkte, ward die Ehre der Impressionistengeneration ziemlich unerwartet durch Philipp Franck gerettet, der es sonst in seinen Gemälden über trockene Wahrhaftigkeit kaum hinausbringt, in Schwarz und Weiß aber sich frischer, unmittelbarer, temperamentvoller ausspricht und manches Blatt von Qualität geschaffen hat. Sonst fanden sich hier Gerechte und Ungerechte zu buntem Reigen zusammen; Gespreiztes und Unappetitliches neben feinen, tüchtigen Arbeiten, in denen die Tradition moderner Künstlergraphik geschmackvoll

gewahrt und weitergeführt wird. Man bemerkte Anklänge an die zarte Zeichenkunst der nazarenischen Schule in den mit ruhigem Leben erfüllten Landschaften und Tierdarstellungen von Erik Richter und einen leichten Hauch von Biedermeier über Erich Simons duftigen Guaschen aus dem Tiergarten. Die leiderlösten Züge des Dichters Hermann Essig auf seinem Totenbette hat Erich Büttner mit reiner Andacht festgehalten. Unter den Jüngeren lenkte Klaus Richter die Aufmerksamkeit auf sich, dessen Arbeiten nicht nur an Wert, sondern auch in der Art recht verschieden sind und der mit seinem Talente noch nicht recht im Reinen zu sein scheint. Doch ist wohl seine Individualität am überzeugendsten in Werken erkennbar wie dem Bildnisse seines Vaters und einem Ecce Homo, in denen er der Form sorgsam und streng, selbst bis zur Peinlichkeit und Härte nachgeht, aber die Form ist durchlebt, und es spricht sich eine ernste und würdige Menschlichkeit aus. — In der Großen Ausstellung endlich standen diesmal, da die Mittelgruppe ausfiel, die Gegensätze schroff und wunderlich nebeneinander: auf der einen Seite der schrankenlose Radikalismus der Novembergruppe, mit beschämend geringem Ertrage bei größtem äußeren Kraft- oder Gebärdenaufwand — auf der andern eine rudis indigestaque moles von Begabung und Unbegabung, Hunderte von Werken und Künstlern ohne Mittelpunkt, ohne Richtung, ohne beherrschende Persönlichkeiten. Hier hatte Paul Plontke eine Madonna, in der er altniederländische Anregungen mit expressionistischen Kunstmitteln geschickt zu einer zart empfundenen Darstellung von Mutter und Kind zusammenschmilzt. In Hans Mohrs „Quelle" zeigte sich ein Künstler, der die Natur etwas wunderlich, doch anziehend im Geiste des Märchens zu sehen und zu beleben scheint. Einsam und beharrlich geht Ludwig Bartning seines Weges, schildert reichblühende Winkel mit inniger Hingabe an die Schönheit der Blume und einem ganz seltenen Verständnisse für das organische Sein und Leben der Pflanzenwelt, deren reichen Farbenzauber er in ungebrochener Pracht festzuhalten strebt; man muß bis in die Blütezeit der deutschen Romantik zurückgehen, um Pflanzendarstellungen verwandten Geistes zu begegnen, und man denkt an Runge, der die neue Landschaft aus der Schilderung der Blume entwickelt sehen wollte.

Der fünfzigste Geburtstag Hans Baluscheks gab Anlaß zu einer Ausstellung im Künstlerhause, die eine Anschauung vom Lebenswerke dieses eigentümlichen Künstlers vermittelt. Unter der Generation von Malern, die um 1890 herum in das Kunstleben eintrat, ist Baluschek der, welcher den Naturalismus pur et simple am bestimmtesten bekannt und am treuesten festgehalten hat. Sein Stoffgebiet bildet nicht eigentlich, wie zumeist gesagt wird, der Proletarier — wenigstens gewiß nicht der Proletarier von heute, der sich entfesselnde, revolutionäre. Seine Menschen sind nicht Revolutionäre, sondern in Leben, Lieben und Leiden dumpfe, armselige Geschöpfe: kleine Leute. Baluschek ist der Maler der Kleinen Leute. Der Postbeamte und sein Schatz, das Erntefest in der Laubenkolonie, das Tanzvergnügen am Sonntag: das sind Kleine-Leute-Typen und Kleine-Leute-Vergnügungen; in der sklavenhaften Beschränktheit und Roheit dieser Menschen und ihres Lebens liegt eine stumme, furchtbare Anklage, die Baluscheks Bildern den Wert von Zeitdokumenten gibt. Ihr Charakter liegt vor allem in der Erzählung. Baluschek erzählt klar, nüchtern, ausführlich. Nichts bleibt zu erraten; er ist ein Chronist, an dessen Werken zunächst und vor allem immer das Stoffliche interessiert. Aber in einer Reihe von Bildern spricht doch die Farbe, hebt die Erzählung in eine höhere künstlerische Sphäre, gibt den Darstellungen, was ihnen sonst fehlt: Klang. Baluscheks Erzählung hat ihre Stärke in ihrer unerschütterlichen Sachlichkeit.

Er glossiert nicht, witzelt nicht, stellt sich nicht außerhalb seiner Menschen oder gar über sie — er ist und lebt mit ihnen. Sie sind ihm nicht zu gering und nicht zu häßlich; ein schönes menschliches Mitgefühl adelt sein Schaffen. Nur ganz vereinzelt erhebt er sich zum Pathos; so in der „Razzia" von 1912, die die Flucht vor dem nahenden Schutzmanne schildert: in Charakter und Komposition eines seiner stärksten Werke. Aber das Grollen einer unentrinnbaren furchtbaren Zukunft macht sich in seinen Schöpfungen überall unheimlich vernehmbar, und seine nüchternen Feststellungen wachsen so zu Prophetien auf.

Die Plastik behauptet im ganzen eine sicherere Höhe der Leistung als die Malerei.

Die Lehmbruck-Ausstellung bildete das bedeutendste Ereignis des Berliner Ausstellungswinters. Der 1919 verstorbene westfälische Bildhauer Wilhelm Lehmbruck hat 38 Jahre gelebt und 24 Jahre gearbeitet, aber nur 9 Jahre geschaffen, da er bis zum Jahre 1910 physiognomielos geblieben ist und erst damals in Paris sich zu seinem Talente durchgebrochen hat. Erst hat er unter dem Einflusse Maillols mächtige, schwere, animalische Frauengestalten geschaffen, aber das Hauptereignis seines Künstlerdaseins bildete das Erlebnis der gotischen Plastik, und sein Schaffen ist überwiegend Echo und Verarbeitung dieses Erlebnisses. In Typus und Formengebung sich oft recht eng an seine Vorbilder anschließend, erfüllte er seine Gestalten mit einem melodischen Lyrismus. Die Seele seiner Kunst bildet eine gebundene Sinnlichkeit, daher die Frau ihre eigentliche Domäne wurde. Die Lehmbrucksche Frau ist zärtliche Hingabe, sinnliche Erwartung, Bewahrerin kommenden Lebens; stellt er den Jüngling-Mann dar, so erscheint er voll gedrängten, doch ungelösten Willens, suchend, vergrübelt. In seinen Gestalten scheint die Melodie des Lebens sich immer über einem dunkeln, dumpfen Untergrunde zu erheben. Sein Formwille verneinte den Naturalismus, strebte zum Typus, zum Stile, zur Monumentalität. Von dem die gotische Plastik bindenden Zusammenhange mit der Architektur gelöst, drohen seine überstreckten Gestalten im freien Raume zu ertrinken; vielleicht würden sie erst architektonisch eingeordnet ihre volle Wirkung entfalten.

Ist Lehmbrucks Kunst von romantischer Sehnsucht erfüllt und getragen, so ist das Schaffen Fritz Klimschs, dem die Freie Sezession einen Saal eingeräumt hat, in seiner inneren Einheitlichkeit und in der frohen Bejahung des Lebens klassisch zu nennen. Es ist eine die Herkunft von der Antike nicht verleugnende echt humanistische Kunst, deren Atmosphäre eine freie und ruhige Heiterkeit bildet. Klimsch liebt verwickelte Bewegungsmotive, die er in festem plastischen Umrisse leicht und geistreich löst. Ein treffliches Beispiel seines Meisterstils bildet sein jüngstes Werk, eine Anadyomene, knieend, die Hände überm Haupte verschlungen; ein adliger Körper, eine schöne Gegenwärtigkeit des Seins, ausgeglichene Harmonie aller Formen und Bewegungen, ein verloren weithin schweifender Blick, der „über der Menschen Tun und Gebaren" mit einer Art göttlicher Fremdheit hinweggleitet.

Wieder einen andern Typus plastischer Formgebung und künstlerischer Auffassung vertritt die mächtige Siegfried-Figur, die die Sezession aus Franz Metzners Nachlaß brachte. Im Herabschreiten wendet der nackte, schwertgegürtete Jüngling sich um, sein linker Arm ruht auf dem Haupte. Haltung und Bewegung, die schwer aus sich heraus restlos zu erklären sind, behalten etwas Geschraubtes, Gewaltsames. Die Formen sind männlich, fast übermännlich, derb; sie wirken mehr durch die Wucht der Zusammenordnung als durch innere Spannung und Durch-

seelung. Der Körper ist der eines starken Arbeitsmenschen, er entbehrt der sportlichen Durcharbeitung, der aristokratischen Verfeinerung. Ungebrochener harter Wille ist der Nerv dieser Kunst, bildet den Charakter und die Wirkung dieser Plastik. Es lebt darin etwas von jenem mächtigen und ursprünglichen Barbarentume, das germanischem Volkstume glücklicherweise noch nicht ganz verloren gegangen ist.

Es liegt in den natürlichen Bedingungen, die Stoff und Technik der Plastik vorschreiben, begründet, daß sie einen stärkeren Konservativismus bewahrt als die Malerei. In den Erörterungen über den Rang der Malerei und Skulptur, an denen die Kunstliteratur der Renaissance reich ist, hat die Mehrzahl der Künstler für den Vorrang der Malerei gestimmt, weil sie in der Bildhauerei die dem Handwerke inniger verbundene Kunst sahen. Damals, als die Befreiung der Kunst aus Handwerksbanden als ihre Lebensfrage aufgefaßt wurde, erschien dies als ein Nachteil, eine Schwäche. Heute wird man anders denken. Die Freiheit der Kunst, die heute erreicht ist, und die in der Ablösung des künstlerischen Schaffens von allen wie immer gearteten Bindungen besteht, verurteilt sie zur Irrealität. Es ist ein Verdienst Alfred Lichtwarks, daß er — meines Wissens zuerst — auf diese Irrealität der modernen Kunst freimütig hingewiesen hat, und seitdem hat dieser Prozeß sich ja reißend weiter entwickelt. Will die Kunst wieder zu einer Realität in unserm Volksleben werden, so muß das künstlerische Schaffen seine Schrankenlosigkeit freiwillig beschränken, muß es Bindungen suchen und anerkennen, um sie immer wieder zur Freiheit zu überwinden. Es steht zuletzt mit unserer Kunst ähnlich wie mit unserm politischen Leben: beide leiden unter dem Mangel wahrhaft konservativer Kräfte, die den organischen Fortgang der Entwicklung zu sichern vermögen, und so gewinnt das rein Konstruktive, das Doktrinäre, das Mechanische eine verhängnisvolle Macht. Albert Dresdner.

Literarische Rundschau

Friedrich Jodl*)

Um einen Philosophen recht zu verstehen, darf man sein Werk, gleich dem Werke eines Künstlers, nicht von seiner Person trennen. Dies gilt in verstärktem Grade von einem Philosophen, welcher Wissenschaft und Leben zu verbinden sucht, dessen eigentliches Ziel daher ein ethisch-praktisches ist.

Es ist das Verdienst der Verfasserin des schönen Buches über Friedrich Jodl, der Gattin des Philosophen, uns mit der rein menschlichen Seite seines Wesens bekannt, ja vertraut gemacht zu haben. Dadurch erfährt das Bild auch seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit eine Ergänzung und wird in eine neue Beleuchtung gerückt. Bescheiden tritt die Verfasserin hinter ihr Werk zurück. Sie läßt so oft wie möglich Jodl selbst aus seinen Tagebüchern und aus Stellen seiner Briefe zu uns reden und legt in einem umfangreichen Anhang die Dokumente ihrer Darstellung vor. Aber ihr Buch bedeutet doch mehr als den Ersatz einer Selbstbiographie Jodls. Die Verfasserin hat ihre Quellen mit ihren eigenen Erinnerungen vervollständigt und aus seinem Empfinden für die Werte seiner Persönlichkeit ein Bild ihres Gatten gestaltet,

*) Nach dem Werke von Margarete Jodl: „Friedrich Jodl, sein Leben und Wirken, dargestellt nach Tagebüchern und Briefen. Mit drei Bildnissen." 1. und 2. Auflage. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin 1920, XIV und 344 S.

das die Lauterkeit seines Charakters, die ruhige, überlegende Art seines Handelns und sein hohes ethisches Streben lebendig vergegenwärtigt. Die einfach schöne, nur auf das Wesentliche bedachte Form der Darstellung, die ihre Kunst nirgends zur Schau trägt und eben dadurch um so anziehender wirkt, verleiht überdies ihrem Werke ungesucht auch literarische Bedeutung.

Die Begebenheiten in Jodls äußerem Leben brauchen hier im einzelnen nicht nacherzählt zu werden. Äußerlich betrachtet sind es Begebenheiten, wie sie sich in dem Lebenslaufe eines deutschen Professors zu wiederholen pflegen, mit den Einschnitten von Habilitation, Berufungen und öfters auch — Nichtberufungen. So konnte es der geborene Münchener — Jodl stammt aus einem angesehenen Alt-Münchener Bürgerhause, des München König Maximilians II., und hatte seine ganze Studienzeit und die Jahre seiner Wirksamkeit als Privatdozent in München verbracht — trotz unbestrittener wissenschaftlicher Erfolge und eines gesicherten Namens nicht erreichen, an die Universität seiner Vaterstadt zurückgerufen zu werden. In Bayern sei kein Platz mehr für ihn, solange er lebe, äußerte er, nicht ohne Bitterkeit, nachdem auch die letzte Gelegenheit dazu geschwunden war. Seit seiner Ernennung für Prag (1885) bleibt er an Österreich gebunden, und die innerpolitischen Zustände des schon damals in seinen Grundfesten schwankenden Reiches bilden fortan den zeitgeschichtlichen Hintergrund seines äußeren Lebens.

Jodl stand den öffentlichen Ereignissen nicht als weltfremder Denker gegenüber. Er begleitete sie mit politischem Urteil, und war stets auf dem Plan, so oft es galt, Angriffe gegen die Freiheit des Denkens abzuweisen. Er setzt sich für die Trennung von Schule und Kirche ein und verlangt einen weltlichen Moralunterricht. Er will seine freien Gedanken ins Volk tragen und sucht eine rein humane, ebenso von metaphysischen wie von religiösen Voraussetzungen unabhängige Moral zu verbreiten. Deshalb begrüßte er die Gründung der Berliner Gesellschaft für ethische Kultur, deren zweiter Vorsitzender er wird, mit hochgespannten Erwartungen, um sich schon nach ein paar Jahren enttäuscht wieder von ihr abzuwenden. In Wien, wohin er 1896 aus Prag (seinem „Kerker" Prag) versetzt worden war, stand er zwölf Jahre an der Spitze des Volksbildungsvereins. Die Worte gelegentlich einer Tagung des Vereins: „ein Zeitalter des allgemeinen Wahlrechts muß auch ein Zeitalter der allgemeinen Bildung sein, oder es wäre ein Zeitalter des allgemeinen Unglücks" sind gerade heute wieder zeitgemäß geworden.

Jodl kam von der Geschichte her, von kultur- und kunstgeschichtlichen Studien zur Philosophie. Schon in einer seiner frühsten Aufzeichnungen erscheint die Forderung einer Philosophie der Geschichte, der Aufgabe also, welche erst die Philosophie der Gegenwart aufgenommen hat, und seine erste Schrift über ein selbstgewähltes Thema handelt über den Begriff der Kulturgeschichtsschreibung und ihre Probleme. Daß es gerade die sozialpolitischen und ethischen Fragen der Zeit waren, die den künftigen Geschichtsschreiber der Ethik bestimmten, zur Philosophie überzugehen, ist für seine ganze Denkrichtung bezeichnend. Auch in der Folge blieb Jodl durch seine geschichtliche Schulung vor der Einseitigkeit bewahrt, aus bloßer Naturwissenschaft eine Weltanschauung zu machen; mit dem Glauben, der Mensch sei schon durch Abstammungs- und Entwicklungslehre, Embryologie und Biologie glücklich zu machen, hat seine eigene Lehre, mochte er sie auch mißverständlich „Monismus" nennen, in Wahrheit nichts gemein.

Auch für ihn ist Philosophie nur nach einer Seite hin Erkenntnis oder Wissenschaft, mit ihrer anderen dagegen bestimmt, das Leben zu führen und zu gestalten. Um aber diesen zweiten Beruf erfüllen zu können, darf sie nicht bloß gedacht, sie muß auch gefühlt und erlebt sein. Als Wissenschaft muß auch die Philosophie realistisch

sein, d. i. rein objektiv, oder mit anderem Worte: „Wirklichkeitslehre", idealistisch ist nur ihr zweiter, praktischer Beruf. „Nur als Handelnder hat der Mensch ein Recht, Idealist zu sein, als Erkennender kann er nicht genug Realist sein." Mit diesen Worten kennzeichnet Jodl die Weltanschauung, die seiner Geschichte der Ethik und seinem Lehrbuch der Psychologie, diesem Werke von großem philosophischen Stile, zugrunde liegt. Auch seine Übereinstimmung mit Feuerbach tritt hier zutage. Diese Übereinstimmung, deren er sich selbst erst nach und nach bewußt wurde, ist keine Abhängigkeit, sie ging aus innerer, geistiger Verwandtschaft der beiden Denker hervor und ist die Folge des gleichen Ausgangspunktes ihrer Philosophie. Wie Feuerbach ist auch Jodl vom religiösen Erlebnis ausgegangen, von der Religion als Erlebnis. In seiner Kindheit und ersten Jugend ganz den katholischen Lehren ergeben und von dem Zauber des katholischen Kultus ergriffen, befreite er sich von den überlieferten Anschauungen, nicht plötzlich, aber gewiß auch nicht ohne innere Krisis; er verlor den Glauben an sie und behielt die Religion. Er vertauschte die Objekte seines Glaubens und übertrug die Innigkeit und den Ernst seines religiösen Empfindens auf den Glauben an die moralische Bestimmung des Menschen. Die Moral wird ihm zur Religion. Wenn er sich also einen Positivisten nennt, so muß man dies recht verstehen. Nicht mit Comte, auch nicht mit Mill ist er zu vergleichen; Jodl, der Philosoph der liberalen Ideen, ist wie Feuerbach ein religiöser Positivist. Er schrieb über Feuerbach, gab mit Bolin Feuerbachs gesammelte Werke heraus, und an die Seite Feuerbachs wird ihn die Geschichte stellen.

Jodl war auch künstlerisch reich veranlagt. Früh erwachte insbesondere seine Begabung und Neigung zur Musik. Seine Biographin erzählt uns die Geschichte seiner musikalischen Entwicklung und des Wandels seines Geschmackes; der Wechsel in seiner Beurteilung Wagners z. B. erinnert an Nietzsche. Selbst sein Denken wurde durch die Musik beflügelt. „Hatte er eine größere Rede zu gestalten, so liebte er es, ein bedeutendes Tonwerk auf sich wirken zu lassen, um sich mit dessen Rhythmus zu erfüllen." —

„Wer es erlebt hat, Hand in Hand mit ihm ein Stück des edelsten und schönsten Menschendaseins genossen zu haben, der kann nie ganz unglücklich werden" — diese Worte setzt Margarete Jodl unter das Lebensbild ihres Gatten. A. Riehl.

Deutsches Tatdenken *)

Ein Werk schöpferischer Polarität. Begriffe ballen sich zu Sprachwolken. Fruchtbare Dunkelheit wird von Blitzen aus dem Lichte einer serenen Innenwelt durchleuchtet. Ein erkenntnistheoretisches Werk ohne akademische Diktion, ist es an innerer Schaukraft mit der Transparenz der Gestaltung Platons verwandt. Dichterisches Schertum und Rhythmus sind in seiner reichen Gedankenführung, die kein Fremdwort gebraucht (nur hin und wieder als notwendiges Zitat) und aus der Fülle inneren Strömens zu neuen deutschen Wortschöpfungen drängt, ohne deutschtümelnd zu sein. Etwas schwülstige Wortüberladungen sind dabei nicht immer vermieden worden.

Polarität ist schon im Titel: Tatdenken — kein Denken als Sondergebiet, als

*) Deutsches Tatdenken. Anregungen zu einer neuen Forschung und Denkweise von Willy Schlüter. Oscar Laube Verlag, Dresden. — Ein geschmackvoller Quartband in E. K. Weiß-Fraktur., dessen Ausstattung gelobt werden muß. Er ist mit einem guten Porträt des Verfassers geschmückt und für unsere Zeit nicht teuer. (Preis mit Teuerungszuschlag 32 Mark.)

reine Spekulation, sondern Denken als ein wirkend Lebendiges, Denken im Tun — also stetiges Wachstum von innen nach außen.

Polarität ist auch in der Zusammenstellung von „deutsch" und „Tatdenken". Dem Verfasser erscheint das deutsche Volk berufen, die Seelenspannungen aller anderen Menschheitsgruppen in sich zu bewegen und zu fruchtbarem Austausch zu bringen. „Weltdurchdeutschung d u r c h Menschheitsdienst" verlangt er einmal. Dazu möchte sein Lebenswerk mithelfen.

Polarität ist auch in dem Gedanken von der Gegensatzführung des Lebens. Männliches und weibliches Prinzip, Aktion und Passivität, Tatleben und Wuchsleben — beide Kräfte zugleich sind Träger des Geschehens, des Emporgestaltens, ohne erfüllte Harmonie in den Erscheinungen, doch mit steter Tendenz zur Harmonisierung. Hierin liegt eine Beziehung zu Zoroasters Lehre von Ormuzd und Ahriman, dem lichten und dunkeln Prinzip, die als Spannungsgegensätze im Spiel der Kräfte die Welt erhalten. Schlüter sieht diese Gegensatzführung des Tuns im Leben des einzelnen wie der Völker als Wechselbefruchtung wirken.

Und doch liegt vor oder über dem Einsetzen des Tuns ein Etwas, ein Heiliges: die Könnensschwebung — die innere Spannung vor dem Geschehen, das sich Sammelnde, noch Zaudernde, das Sich-in-der-Gewalt-Behalten. Es ist kein Kategorisches, kein Befehl, es ist Schöpferfülle der inneren Entzündung. Durch den Begriff der Könnensschwebung wird Himmel in das Tun und Wachsen hineingezogen, eine innere Dimension. So erscheinen Leben und Werk vierdimensional. Ich bezeichne mit der vierten Dimension die Dimension der Durchdringung, der Durchdringung des Raumes, des dreidimensional Körperlichen.

Schlüter ist ein Eigener und hat Tradition. Wie reich und bewußt seine Tradition sich verzweigt, hellt der zweite Teil des Werkes auf, in dem er die geistigen Führer in der Geschichte der Menschen zu seinem Eigenwerk in Beziehung setzt. Auch hier ist Polarität: biogenetischer und psychogenetischer Zusammenhang mit allem geistigen Wachstum der Menschheitsvergangenheit und aus dieser Verwurzelung ein eigenes Stammeswachstum bis zur reifenden Persönlichkeitsblüte.

Schlüters Anregungen über Führungsforschung als Tatkunde der Gruppenführung verdienen in dieser Zeit, wo Deutschland politisch und wirtschaftlich versklavt daniederliegt, besonders hervorgehoben zu werden.

Aus der Physiognomie des reichen Werkes leuchtet Optimismus, Bejahung des Lebens bis zur Schaffensfreude, Bejahung der bitteren All-Notwendigkeiten bis zum Allkunstwerk (Beziehungen zu Nietzsche).

Schauen, Schaffen und Schenken erscheinen als die drei Höhen der Selbstbestimmung, der wirklichen Freiheit. „Schauen, Schaffen und Schenken sind die drei Kronen lebendigen Tatlebens. Alles oft so überaus harte und bittere Ringen mit lebensnotwendigen Gegensätzen findet in ihnen seinen Lohn", heißt es gegen den Schluß des ersten Teiles („Tatwirklichkeit"), der das die Gegensätze überwaltende und führende Tatdenken für sich begrifflich herausstellt, während der zweite Teil („Welt-Wirklichkeit") Hinweise bringt, wie sich das Tatdenken auf einigen wichtigen Lebensgebieten erproben kann (S. 8, „Die Schicksalsaufgabe unseres Volkes").

Das Werk wurde nicht am Schreibtische geboren, sondern nach lauter, lebendiger Rede niedergelegt. Es ist gewachsene Tat und zugleich ganz und gar Konfession, Konfession johanneischen Wesens. Es schwebt über ihm eine hohe geistige Fülle, etwas vom Pleroma der Gnosis. Es hat die Kennzeichen der Genialität.

Franz Evers.

Heerführung im Weltkriege *)

Der General Freiherr von Freytag-Loringhoven hat eine ausgesprochene Begabung dafür, große kriegerische Begebenheiten unter den entscheidenden allgemeinen Gesichtspunkten zu bringen. Dieses Talent erweist er auch wieder in seinem neuen uns vorliegenden Werke. In dem Vorwort sagt der Verfasser: „Der Titel Heerführung wurde für diese Studien gewählt, weil er passender erschien als etwa die Bezeichnung „Strategie" oder „Über Operationen". Die Grenzen zwischen Strategie und operativem Verfahren einerseits und Taktik andererseits fließen vielfach ineinander. Der gewählte Titel aber sollte zur Anschauung bringen, daß unter ihm Fragen der Führung größerer Massen abgehandelt werden sollen . . . . . ."

Mit der dem Verfasser eigenen gediegenen Kenntnis der modernen Kriegsgeschichte erörtert er die Entwicklung der operativen und taktischen Anschauungen von Friedrich dem Großen, Napoleon, Moltke, Schlieffen, während des russisch-japanischen Feldzuges bis zum Weltkriege. Anschließend sind die Bereitstellung der Heere, die Umfassung und konzentrische Operation, der Durchbruch und die frontal geführte Offensive behandelt. Das Geschichtliche dient zum Ausgangspunkt für die Erörterung der besonderen Erscheinungen im Weltkriege, mit den sich daraus ergebenden strategisch-taktischen Lehren in den ersten Jahren des letzten Krieges. — Schon der 1. Band ist also ein Lehrbuch der Strategie; ein zweiter soll folgen, enthaltend die Fragen der inneren Linien und exzentrischen Operationen, der Verteidigung in ihren verschiedenen Formen und geographischen Vorbedingungen, der Aufklärung und Verfolgung, der Kriegsgliederung und Befehlsführung. Zum Schluß sind Betrachtungen über die oberste Leitung der Heere im Weltkriege in Aussicht gestellt.

Wir haben es also zunächst mit keiner kritischen Beleuchtung der Ereignisse aus der jüngsten Zeit zu tun. — Das Werk dient in erster Linie der fachtechnischen Fortbildung aller derer, die sich ein Verständnis für die höhere Führung aneignen wollen und müssen. Aber es wird über diesen enger begrenzten Kreis hinaus auch allen Gebildeten eine Fülle von Belehrung und Anregung geben. Augenblicklich leben wir zwar noch in einer Periode der Erinnerungen und Enthüllungen, die vielfach gar nicht pikant genug sein können, um die Aufmerksamkeit zu fesseln. Aber die Zeit wird kommen, wo auch der Deutsche wieder an ernst-sachlichen Erörterungen über die großen Grundsätze des Krieges mehr Interesse nimmt als heute. — Die Darstellungsform ist lichtvoll, der Stil fein geschliffen, wie bei allen Veröffentlichungen des Generals von Freytag. General von Zwehl.

Neue Romane

Was liest man heute? Um diese Frage zu beantworten, greift man am besten aufs Geratewohl ein Dutzend Bücher heraus von denen, die einem der Tag auf den Schreibtisch wirft. Es ist das wie ein Querschnitt durch ein geologisches Profil, von dem man Ablagerungen ablesen kann unter der noch kaum gehärteten Schicht des Augenblicks. Ich beginne mit den sechs kleinen Novellen des jungen Franz Schauwecker, „Der Dolch des Condottiere" betitelt (Halle/Saale, Heinrich Diekmann), die ebenso aus den neunziger Jahren stammen könnten wie aus dem heutigen Jahr: Exotische Abenteuer, spannend erzählt, und mondäne Studien mit ironischer Pointe; alles von offenbar geschmackvollem Talent zeugend. Un-

*) Heerführung im Weltkriege, vergleichende Studien. Erster Band mit 44 Skizzen im Text, Berlin 1920. E. S. Mittler & Sohn.

literarischer, fast nur durch den Stoff anziehend, der jetzt wieder aktuell wirkt, ist der Roman „Prinz Louis Ferdinand, ein Buch von Liebe und Vaterland", von Alfred Semerau (Berlin, Richard Bong & Co). Der heldenhafte prinzliche Märtyrer, der Deutschland von der schimpflichen französischen Besatzung befreien wollte, wird jetzt mehr als je verstanden werden. Dem Buche sind die Porträts der Zeitgenossen beigefügt. Wie aus sanfterer, müßigerer Zeit klingt E. von Bonins „Die Versuchungen des Herzens" (Jena, Landhausverlag) in unseren, von Vaterlandsnot durchfurchten Tag hinein. Es ist Romantik in dem weichen, innig die Schwankungen zarter Herzen nachzeichnenden Roman, der fein beobachtet und schildert. Der Roman spielt in Kreisen des Landadels. Eines der amüsantesten und in seiner leichten Anmut wahrhaft erquicklichsten Unterhaltungsbücher ist „Der Wanderer ins Nichts" von Friedrich Freksa (München, Georg Müller). Ein Überverwöhnter ist geschildert, dessen Lebensaufgabe es ist, sich einen möglichst schnellen und angenehmen Tod zu suchen. Inzwischen sorgt die Aktiengesellschaft „Komfort" für seine Interimslebensbedürfnisse, einschließlich Liebe, in raffiniertester Weise. Feiner Spott über Tagesnarrheiten, sowie verborgene gute Weisheit und Grazie der Darstellung machen das Buch zu einer wirklich angenehmen Lektüre.

Moderne Luft weht auch in L. Andros Buch „Die Komödiantin Dora" (Wien, E. P. Tal & Co.). Schnitzleratmosphäre; eine weise Resignation, etwas herbstlich, eine Welt, vom Autor absichtlich und klug auf Abstand erlebt: Eine Hofschauspielerin durch Konnexion, deren Talent keine Flügel hat. Liest man das Buch, hat man den Eindruck, mit einer feinen und erfahrenen Frau zu plaudern, die uns das Leben sehen lehrt.

Vom Kriege überhaucht sind — wie wäre das auch anders möglich — die meisten der heutigen Romane. Clara Viebig gibt in ihrem „Das Rote Meer" (Berlin, Egon Fleischel & Co.) die Fortsetzung ihrer „Töchter der Hekuba". In ihrer gewissenhaft historischen Art schildert sie Tag für Tag die Heimatheererlebnisse. Schauplatz ist ein Vorort Berlins. Die Schicksale von ganzen Familien spielen sich ab in diesen Büchern, denen ein drittes folgen wird, das die Zustände nach Friedensschluß schildert. Eine wertvolle Materialsammlung von einer scharfen Beobachterin, dichterisch zusammengestellt. Unverhüllter gibt Kriegsnotizen der oben als Verfasser von Novellen bereits erwähnte F. Schauwecker. „Im Todesrachen" nennt er sein Buch. Es schildert Soldatenerlebnisse und -stimmungen, ehrlich, anschaulich, oft ergreifend. Die rein psychologische Seite des Kriegserlebens schildert sehr fein und warm Heinrich Lilienfein in dem Roman „Die feurige Wolke" (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung). Es handelt sich um den Gegensatz von Krieg und Liebe im Herzen eines Pfarrers, der, erst abseitig von der Allgemeinheit, egoistisch unberührt vom Lärm der Schlachten daheim seine Milde predigt, dann hineingerissen, sich im Militärischen zu verlieren droht, bis er zuletzt seine Mission erkannt hat: hineinzugehn in Blut und Jammer, um zu helfen. „Unser Christentum ist nicht die Religion der Vaterlandsliebe, sondern der ewigen Menschen- und Gottesliebe." Es ist heftiges Ringen um Wahrheit in dem Buche, das anrührt wie Erleben. Was Hans Flesch uns bringt, geht futuristisch über unsre Zeit hinaus. „Balthasar Tipho" (Wien, E. P. Tal & Co.) ist eine wirre, seltsame Reihe von rapide verlaufenden Begebenheiten, die auf dem Stern Karina geschehen. Als Parodie ist die Schilderung allzu umrißlos. Zudem wirkt das Durcheinander langweilend in seiner immer wiederholten Buntheit. Selten nur erkennt man einen Dichter in der Wahl eines Ausdrucks, der Erfindung einer packenden Situation. Im ganzen macht das Buch den Eindruck einer schwachen Kopie von starkem Blödsinn. A. H.

Hermann Oncken, Lassalle. Eine politische Biographie. Dritte, vollständig durchgearbeitete und erweiterte Auflage. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin. 1920. VI + 540 S.

In seiner während des Krieges erschienenen Arbeit „Krieg, Marxismus, Internationale", die als eine Programmschrift zur Fortbildung des Marxismus und des kommunistischen Manifestes, somit auch des die gleichen Bahnen wandelnden Erfurter Programms und der deutschen Sozialdemokratie gewertet werden muß, setzt Karl Renner neben die internationale Klassensolidarität die nationale Solidarität des Volkes; nicht als ein ethisches oder politisches Postulat, sondern als einen Ausdruck der Tatsache, daß während des Krieges die Arbeiterbevölkerung aller Länder sich fast ausnahmslos und fast ganz selbstverständlich auf die Seite ihres Volkes stellte. Damit hat dieser namhafte Vertreter des Marxismus die Volkssolidarität, die einheitliche, durch keine Klassengegensätze schlechthin zu trennende Gemeinschaft des Volkes als eine Größe im geschichtlichen Leben der Gegenwart anerkannt, an der auch der historische Materialismus nicht vorübergehen kann. Für die politische Fortbildung der deutschen Sozialdemokratie und somit unseres Nationalbewußtseins eröffnen sich mit dieser Erkenntnis weite Möglichkeiten, zumal die wirtschaftlichen Verhältnisse zwischen den kapitalistisch-oligarchischen Westmächten und dem proletarisierten Mitteleuropa die Annäherung der bisher dem Nationalbewußtsein fremd oder gar feindselig gegenüberstehenden deutschen Arbeitermassen an die nationalen Probleme des Deutschtums auf die Dauer nur begünstigen können. Es besteht freilich die Gefahr, daß diese Annäherung unter dem einseitigen Gesichtspunkte einer rein ökonomischen Arbeitsgemeinschaft sich vollzieht, daß jene großen kultur- und geistesgeschichtlichen Mächte, die letzthin am eindrucksvollsten das Wesen der nationalen Gemeinschaft bestimmen, zu kurz kommen. Bei dieser Sachlage der Notwendigkeit eines völligen Wiederaufbaues unseres nationalen und sozialen Bewußtseins und einer geistigen Synthese zwischen beiden ist es daher auf das lebhafteste zu begrüßen, daß Hermann Onckens Meisterwerk gerade jetzt in dritter Auflage erscheint, denn Lassalles Bedeutung im politischen Geistesleben des deutschen Volkes liegt doch darin, daß seine Demokratie und sein Sozialismus sich auf die Staatsauffassung Hegels zurückführen lassen, daß seine Erkenntnis des Volksgeistes und des zukünftigen deutschen Nationalbewußtseins in ihrer letzten Idee in Fichteschen Bahnen wandelt, daß so Lassalles Selbstbewußtsein und politisches Werk im Gegensatze zu Marx und Engels nicht in dem positivistisch-historischen Materialismus, sondern in der deutschen idealistischen Philosophie verankert ist. Aber noch ein anderer, für unsere Gegenwart besonders bedeutsamer Gegensatz ergibt sich zwischen diesen Begründern des deutschen Sozialismus. Marx' und Engels' Stellungnahme zu den Fragen der augenblicklichen Politik geht stets von den Bedürfnissen der europäischen Revolution aus, wie heute die Haltung der Linksradikalen. Sie bleiben im Grunde theoretische Denker, die nur das letzte große Endziel ihrer Geschichtsauffassung vor Augen sehen. Lassalle dagegen nimmt seinen Ausgang von den nächsten Bedürfnissen Deutschlands, hierin ein rechter Lehrmeister für die heutigen Mehrheitssozialisten. Er ist der praktische Politiker. Politik ist ihm als einem Machtmenschen gleich Bismarck, an den ihn kurz vor seinem Tode seine sturmbewegte Bahn praktisch nahe heranführen sollte, der leidenschaftliche Wille seines Lebens. Der prinzipielle Gegensatz zwischen Marx und Engels einer-, Lassalle andrerseits ist gewiß nicht so zu bestimmen, daß die Historie in jenen die internationalen, in diesem den nationalen Sozialisten zu sehen hat, aber mochte der Widerspruch zwischen beiden Anschauungen zunächst in der Praxis und Taktik begründet sein, er wurde schließlich doch soweit prinzipieller Natur, daß Marx und Engels in dem Staate überhaupt nur eine öffentlich-rechtliche Institution der herrschenden Klassen gegenüber der ausgebeuteten sahen, dem in der Zukunft keine ihm eigentümliche sittliche Funktion mehr zukomme, während Lassalle ganz bewußt eine reinere Idee des Staates, seine Bedeutung für das geistige und ökonomische Leben der Nation, ein Fichte und Hegel gar in die Gedankenwelt der großen Massen des Volkes zu überführen suchte. Er bleibt stets ein Verkündiger des Staatsgedankens. So war es ein schweres Verhängnis für die deutsche Entwicklung, daß Lassalle an der Leidenschaftlichkeit seines Willens, von der allein er beherrscht wurde, frühzeitig zugrunde ging, daß in der deutschen Sozialdemokratie jener Geist des Internationalismus, des absoluten Klassenkampfes siegte, in dem für den Staatsgedanken schließlich überhaupt kein Raum mehr war, und daß die Massen von der Nation hinweggedrängt wurden, endlich, daß die nationalen und sozialen Tendenzen infolge des Sozialistengesetzes ganz die Fühlung miteinander verloren, die auch die Sozialgesetzgebung nicht wieder herzustellen vermochte. Mag die menschliche Persönlichkeit Lassalles auch gerade den germanischen Menschen wenig sympathisch berühren, für die zukünftige Synthese der nationalen und sozialen Probleme, deren Dissonanz vor dem Kriege unerträglich geworden war, ist es von tief einschneidender Bedeutung, ob es gelingt, dem politischen Werke dieses zweiten Mirabeau in der deutschen Gegenwart

wieder zu lebendiger Kraft zu verhelfen. Onckens Buch ist darum nicht nur eine Glanzleistung auf dem Gebiete der politischen Biographie, sondern es ist gerade infolge seiner alle Probleme mit erstaunlicher Kraft und ruhiger Sachlichkeit bezwingenden Hingabe eine politische Tat, die für das Einheitswerk unsres nationalen Bewußtseins, jetzt wieder für uns alle eine neu zu lösende Aufgabe, ihre reichen Früchte tragen wird. Müsebeck.

Heinrich Rickert, a. o. Professor der Philosophie an der Universität Heidelberg. Die Philosophie des Lebens. Darstellung und Kritik der philosophischen Modeströmungen unserer Zeit. Tübingen 1920. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Die relative Einheit und Einheitlichkeit der verschiedenen Kulturperioden pflegt in der Herausarbeitung eines beherrschenden Begriffes zum Ausdruck gebracht zu werden, der alles das umfassen und besagen soll, was in einer solchen Periode an wesentlichen Bestrebungen und Richtungen vorliegt. Ohne Frage sind nun Wesen und Wollen bedeutsamer geistiger Bewegungen der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit dadurch in zutreffender Weise zu kennzeichnen, daß man den Begriff des Lebens als diejenige Idee anspricht, die die Tendenz und den Gehalt dieser Bewegungen in geschlossener Gestalt verdeutlicht. Ganz besonders trifft das für wichtige Strömungen innerhalb der zeitgenössischen bzw. der erst wenig hinter uns liegenden Philosophie zu. In dem Wort Leben glaubt sie die allmächtige Zauberformel zu besitzen, deren Aussprechen ihr das Geheimnis der Dinge erschließen würde. Wie weit die Kraft dieser Formel reichte und noch reicht, das kann man dem obengenannten vortrefflichen Büchlein entnehmen.

In dieser von Rickert gekennzeichneten und kritisierten Richtung spiegelt sich aber eine unserer Zeit überhaupt eigentümliche Betrachtungsweise. Und darauf, daß wir von dem Wert und Wesen derselben eine eindrucksvolle Vergegenwärtigung erhalten, beruht das Interesse, das auch weitere Kreise, die ihre Teilnahme nicht unmittelbar der Philosophie zuwenden, an der genannten Schrift nehmen werden. Was für eine allgemeine Einstellung spricht sich nämlich in der Philosophie des Lebens aus? Es ist der Gegensatz gegen den Intellektualismus und Formalismus, denen vorgeworfen wird, daß sie unsere Beziehung zum Dasein und Leben in unzulässiger Weise einengen und verdünnen. Was im Unterschied zu ihm erstrebt wird, das ist eine lebensgesättigte, von frischen Anschauungen erfüllte Beziehung zur Wirklichkeit, eine Beziehung, die ihren Grund in einem tiefen Ergriffensein von den Problemen und Geschicken der Welt und in einem innigen Mitfühlen mit ihnen hat. Wie für die Innigkeit der Religion eine Gefahr durch die Abhängigkeit von Dogmen und Riten, für die kraftvolle künstlerische Gestaltung eine solche durch die mechanische Befolgung konventionell gewordener Formen und durch die mechanische Nachahmung der Natur entsteht, so für die Philosophie durch den einseitigen, engen und verengenden Intellektualismus, der da in dem Glauben befangen ist, er vermöge mit den dürren Begriffen des Verstandes die Fülle und Bewegtheit der Wirklichkeit einzufangen. Dieser Versuch einer Abweisung und Überwindung des rationalistischen Formalismus hat eine unverkennbare Verwandtschaft mit der romantischen und neuromantischen Geistesart, was auch schon dadurch belegt wird, daß viele seiner Vertreter, zum mindesten schon die bedeutendsten unter ihnen, wie Nietzsche, Dilthey, Bergson, ein nahes Verhältnis zur Romantik hatten und dieser Beziehung wiederholt Ausdruck gaben.

Die schwere Frage jedoch, die sich nun gerade dem Philosophen aufdrängt, ist die: Genügt das Miterleben, das Einfühlen zur Errichtung einer wirklich philosophischen Erkenntnis und Weltanschauung? In überzeugend durchgeführten Widerlegungen hebt Rickert die romantische oder romantisierende Lebensphilosophie aus den Angeln. Wohl habe sie darin unzweifelhaft recht, daß sie darauf dringe, die Beziehungen zum Leben, zur Wirklichkeit nicht auf einen öden, grauen Formalismus einzuschränken. Heißt das aber, das Leben zur Grundlage, zur Bedingung der Erkenntnis machen? Was geschieht, wenn das eintritt? Es kommt zu einer verhängnisvollen Verweichlichung und schließlichen Auflösung aller Form und aller Formen. Es kommt zu jener halt- und grenzenlosen Subjektivität und Willkür, die der sogen. Gefühlsphilosophie eigen ist, wie sie im 18. Jahrhundert von Hamann, Herder, Jacobi, im 19. Jahrhundert von der Romantik vertreten wurde, und gegen die unsre großen philosophischen Systematiker ihren Bann geschleudert haben. Man erinnere sich, wie entschieden Kant oder Hegel gegen eine auf das Gefühl und sein Organ, die Intuition und intellektuelle Anschauung begründete Erkenntnis und Weltanschauung Front gemacht haben. In der Philosophie „kommt alles auf das feste Bauen und auf klare Prinzipien an. Als Forscher haben wir das Leben begrifflich zu beherrschen und zu befestigen und müssen daher aus der bloß lebendigen Lebenszappelei heraus zur systematischen Weltordnung“ (S. 155). Ohne logische Bindungen können wir niemals die Wirklichkeit begreifen, ordnet sich uns nie das Chaos an Eindrücken, Erfahrungen, Erlebnissen, die wir von seiten der Welt empfangen, zum gegliederten Kosmos.

Nun fordert die hier besprochene philosophische Richtung darum ein gefühls-, ein erlebnismäßiges Verhalten zu den Dingen, weil nach ihr das Leben überhaupt der schöpferische Faktor aller Erscheinungen bedeutet. So lehrt es Nietzsche in immer neuen dichterisch durchglühten Ergüssen; so lehrt es jetzt Henri Bergson, indem er von dem élan vital als dem Urquell aller Dinge, Menschen, Einrichtungen, Taten spricht. Nur im Erleben erfassen wir Leben; wir müssen uns selber dynamisch verhalten, um in das dynamische Wesen der Welt einzudringen. Wer aber vergewissert uns, so lautet Rickerts Einwand, daß das „Leben" tatsächlich das alleinige Urprinzip alles Seins darstelle? Ist das nicht eine nackte dogmatische Behauptung? Und zudem die ganz einseitige Übertragung einer bloß biologischen Erkenntnis auf die Universalität der Welt-Wirklichkeit und des Welt-Geschehens! Der Biologie sei jede ihr gebührende Anerkennung zugestanden. Genügt jedoch das, was uns die Biologie lehrt, um daraus auf die innere Verfassung der Wirklichkeit zu schließen? Ist jene nicht eine Einzelwissenschaft? Gerade je mehr wir in das Zeitalter einer Erneuerung und Erstarkung des philosophischen Interesses und der philosophischen Systematik eintreten, um so mehr gilt es, die in der Universalität der Betrachtung ruhende Eigentümlichkeit der Philosophie hervorzuheben und zu wahren. Für diese Universalität können und müssen die positiven Einzelwissenschaften wertvolles *Material* heranschaffen, dessen Einseitigkeit allererst durch die philosophisch-synthetische Behandlungsweise überwunden wird. Dieselbe Einseitigkeit wäre es z. B., wollte man die Philosophie — im historischen Sinne — an der Geschichte und Geschichtswissenschaft orientieren. Bemühungen nach dieser Richtung liegen ebenfalls vor, wie der vielbeachtete und geistvolle, aber zur Ergebnislosigkeit verurteilte Versuch Diltheys beweist. Ist denn die Geschichte bereits die *ganze* Wirklichkeit? Und läßt sich durch die hingebungsvollste Anschauung an jene Wirklichkeit eine systematische, logisch klare und logisch straffe Universalerkenntnis erreichen? „Irgendwelche Verstandesformen bleiben unentbehrlich. Auch eine Philosophie der Erlebnisinhalte kommt ohne Begriffe nicht aus" (S. 42).

Trotzdem sind der Hinweis gerade auf die Geschichte und das Verlangen, die Beziehungen zu dieser historischen Wirklichkeit möglichst zu vervielfältigen und zu vertiefen, sehr beachtenswert und für eine gedeihliche Entwicklung der philosophischen Arbeit von besonderer Wichtigkeit. Denn in dem geschichtlichen Lebensprozeß tritt uns eine ganz andere Art von Leben entgegen als in den bloß biologischen Abläufen. Für eine im biologisch-naturwissenschaftlichen Geiste betriebene Philosophie gibt es keinen „Sinn" in der Wirklichkeit, d. h. ihr ist nichts weniger als — das ganze Reich der Geschichte verschlossen. Denn dieses Reich ist sinnerfüllte Wirklichkeit, ist zweck- und wertverwirklichender Zusammenhang, ist Einheit von Kulturwerten. Und diese Einheit von Kulturwerten hat die Philosophie zu berücksichtigen und zu entwickeln, will sie sich nicht künstlich blind stellen gegenüber einem, ja dem bedeutungsvollsten Bereich der Gesamtwirklichkeit. Die moderne Biologie gebraucht für die Erkenntnis des Menschen grundsätzlich keine anderen Gesichtspunkte und Begriffe als für die übrigen Lebewesen, und damit ordnet sie ihn der Gesetzlichkeit der Natur restlos ein. Von Werten, Wertsetzungen, Wertforderungen weiß sie und die mit ihr verbundene naturalistisch-biologistische Philosophie nichts, kann sie nichts wissen.

Dem Problem der Kultur aber kommt man vom Standpunkt des bloßen Lebens aus nicht nahe. Man vermag auch den philosophischen Gehalt dieses Problems nicht zu erfassen, selbst wenn man den Begriff des Lebens im Sinne von Lebenssteigerung und Machtentfaltung nimmt. Mehrung und Erweiterung der Lebendigkeit bedeuten noch keineswegs kulturhafte Erhöhung derselben. Die Realität des vitalen Lebens soll natürlich nicht verleugnet oder preisgegeben werden; nur handelt es sich darum, zu erkennen, daß man aus dieser Realität keine Kulturwerte entwickeln, daß man bei ihrer ausschließlichen Zugrundelegung kein Verständnis für den „Sinn" des Lebens erreichen kann. Deshalb ist es für eine wirkliche Philosophie der Kultur ganz unvermeidlich, sich über den unaufhebbaren Antagonismus von Leben und Kultur klar zu sein und den Standpunkt einer Überlegenheit über das Leben zu gewinnen. Die Aufstellung von Idealen läßt sich nur verstehen und begründen, wenn man die Realität eines „anderen" Reiches einsieht und anerkennt, wenn man jene Funktion des Geistes erfaßt, die sich in der Setzung von Zwecken, in der Kraft, Normen zu errichten und ihre Geltung gegen alle Widerstände zu verteidigen, auswirkt.

Damit ist natürlich der so beliebte, aber ganz primitive Lebensmonismus überwunden. „Das Leben ist der eine Teil der Welt, das überlebendige Mehr-als-Leben der andere Teil. Erst beide zusammen machen die *ganze* Welt aus. . . . . Nur ein Denken, das heterologisch das eine wie das andere umspannt und in dieser „Dualität" das Wesen der Welt erfaßt, kann wahrhaft universal werden, also zu einer umfassenden Philosophie führen" (S. 170 f.). Mit diesem Ergebnis knüpft Rickert in unverkennbarer Weise an den Grundgesichtspunkt unserer klassisch-idealistischen Philosophie wieder an, für die — man denke etwa an Kant oder Fichte — der immanente Gegensatz von Sein und Sollen, von Natur und Freiheit, von Wirklichkeit und Wert das konstruktive Hilfsmittel zum Aufbau

ihrer großartigen Systematik war. Und wenn auch Rickert in dem vorliegenden Buch nur eine Kritik der Lebensphilosophie bietet, so vermag man dennoch aus seinen polemischen Ausführungen gegen diese die Grundlinien seines eigenen, nach mannigfachen bedeutsamen Vorarbeiten nun wohl in Aussicht stehenden Systems einer Kulturphilosophie zu erkennen. Auf nichts weisen die philosophischen Interessen und Bedürfnisse unserer Zeit aber mit solcher Notwendigkeit hin als auf ein solches System.

Berlin. Arthur Liebert.

Geschichte der russischen Revolution. Von Prof. Dr. Axel Frhrn. von Freytagh-Loringhoven. Erster Teil. J. F. Lehmanns Verlag, München. 1919.

Die Geschichte der russischen Revolution hat in unserer sturmbewegten und unheilschwangeren Zeit eine weit mehr als nur historische Bedeutung. Denn es sind die Kernprobleme der Gegenwart, um die es sich bei ihr handelt, Fragen von höchster Aktualität, die mit den Lebensinteressen Deutschlands und ganz Europas auf das engste verknüpft sind. Sie möglichst genau und klar zu erkennen, ist heute nicht nur für den Staatsmann und Berufspolitiker, sondern überhaupt für jeden politisch Denkenden ein bisher leider noch nicht genügend befolgtes Gebot der Stunde. Es ist daher wohl kaum nötig, auf die große Bedeutung des sehr sachlich gehaltenen Freytaghschen Buches hinzuweisen, das auf zuverlässigem russischen Material beruht und in allen Teilen den ausgezeichneten Kenner der russischen Volksseele verrät. — In diesem ersten bisher erschienenen Teil wird die Zeit vom ersten Umsturz im März bis zum 9. November 1917, dem Tage, an dem die Bolschewisten die Herrschaft endgültig an sich gerissen hatten, sehr klar und anschaulich zur Darstellung gebracht, also jene unrühmliche Epoche der russischen Zeitgeschichte, die als schmähliches Fiasko, als völliger Zusammenbruch der revolutionären Demokratie für immer gekennzeichnet ist und deshalb heute für uns Deutsche eine besonders lehrreiche Bedeutung hat. Der Verfasser gibt zunächst eine gedrängte Übersicht über die revolutionären Stimmungen, wie sie in weitesten Kreisen von 1905 bis 1917 sich entwickelt hatten, Strömungen, die in der schon mit den 90er Jahren immer mehr marxistisch orientierten Geistesrichtung der russischen „Intelligenz" wurzelten. Die Einzelheiten der ganzen hier geschilderten Periode, die Putsche der Bolschewisten im Mai, Juli und November, der mißglückte gegenrevolutionäre Putsch des Generals Kornilow im September, die wiederholten Koalitionsbildungen und Regierungskrisen im Mai, August und Oktober, haben freilich nur noch ein historisches Interesse, ergeben jedoch heute noch ein für uns überaus lehrreiches Gesamtbild. Wenn der Autor im Kapitel „Kronstadt" bemerkt, die Kronstädter Episode, bei der Rußland wochenlang mit einigen Tausend Meuterern diplomatisch unterhandelte, sei deshalb besonders wichtig und lehrreich, weil sie ein klassisches Bild der Schwäche einer demokratisch-sozialistischen Regierung einem Häuflein entschlossener Aufrührer gegenüber biete, so muß dieses Urteil als zutreffend auch für den Geist des ganzen Zeitabschnitts bezeichnet werden. Denn die anfangs bürgerlich-demokratische, später mehr sozialistisch durchsetzte Scheinregierung, die tatsächlich von den Arbeiter- und Soldatenräten gelenkt wurde, hat sich, im Verein mit einem rückgratlosen Bürgertum, aus Angst vor dem Proletariat einerseits, der Reaktion andrerseits, stets zu den schwächlichsten Zugeständnissen und schmählichsten Kompromissen gegenüber den radikalen Massen bereitfinden lassen. Diese unheilvoll regierte Regierung hat die Armee in einen disziplinlosen Haufen aufgelöst, Macht und Autorität der Zentralgewalt untergraben, Selbstverwaltung, Landwirtschaft, Industrie und Transportwesen zerstört, bis im Oktober 1917 bereits völlige Anarchie herrschte. Der Hauptschuldige war dabei Kerenski, dieser Typus eines echt russischen Schönredners, der niemals einer positiven Leistung fähig ist. Daß man ausschließlich mit pathetischen Phrasen und tönenden Schlagworten nicht regieren kann, braucht man dem gesunden Menschenverstande freilich nicht erst zu beweisen, aber das unglückliche Rußland hat die furchtbare Probe aufs Exempel durchmachen müssen, bis der russische Staat in wenigen Monaten aufgelöst war. — Als bemerkenswert sei hier noch das Kapitel über den Prozeß Souchomlinow hervorgehoben, dessen große historische Bedeutung in bezug auf den Kriegsausbruch nicht allein von der Entente, sondern auch von der deutschen Demokratie totgeschwiegen wurde. — Ein flüssiger, klarer Stil und eine übersichtliche Anordnung des Stoffes können als äußere Vorzüge der Freytaghschen Arbeit gelten, die durch ein Namen- und Sachregister auch als vorzügliches Nachschlagewerk Wert erhält. Die große politische Bedeutung dieser historischen Studie läßt ihre Übersetzung in möglichst viele Sprachen sehr wünschenswert erscheinen. Hermann von Rosen.

Marneschlacht und Tannenberg. Von General der Infanterie von François. Berlin 1920, August Scherl.

General von François ist kein Neuling auf dem Gebiet militärischen Schriftstellertums. Er hat sich vor dem Kriege große Verdienste durch unermüdliche Förderung des

Verständnisses für Heeresverpflegungswesen erworben. Die Verwaltungsgeneralstabsreisen, bestimmt, das Zusammenarbeiten von Generalstab und Intendantur sicherzustellen, gehen auf ihn zurück.

Das vorliegende Buch faßt in seinem ersten Teil die Ergebnisse der bisherigen Veröffentlichungen über die Marneschlacht zusammen. Über diese Schriften sind die Leser der „Deutschen Rundschau" fortlaufend unterrichtet worden. Auch das Ergebnis, zu dem der General in seinen Untersuchungen gelangt, ist kein anderes als das hier stets vertretene. General von François äußert die Ansicht, daß Generaloberst von Kluck sich von der Einwirkung des Nachrichtenoffiziers der Obersten Heeresleitung, Oberstleutnant Hentsch, sowie der 2. Armee hätte freimachen und mit seiner 3. Armee den sich anbahnenden Sieg durchfechten müssen. Die Schuld an dem Mißlingen sucht er bei der Obersten Heeresleitung, deren Abgesandten und dem Generaloberſten von Bülow, ohne zu bezweifeln, daß diese Männer nach bestem pflichtmäßigen Ermessen zu handeln geglaubt hätten.

Über Tannenberg, wo er als Kommandierender General des I. Armeekorps beteiligt war, sagt General von François, daß er nur ein Bruchstück zu bieten vermöge, da es bisher an einer erschöpfenden Darstellung der Schlacht fehle. In den dem gewaltigen Siege über die russische Narewarmee voraufgehenden Kämpfen bei Stallupönen und Gumbinnen hat François den Kampf auf ausdrücklichen Befehl des damaligen Führers der 8. Armee, des Generaloberſten von Prittwitz, abbrechen müssen, wiewohl das Gefecht beidemal günstig stand. Man kann ihm nachfühlen, wie schwer es ihm geworden ist, seine Ostpreußen nicht einen vollen Sieg erfechten zu lassen. Er schiebt wohl nicht mit Unrecht das fernere Zögern Rennenkampfs, das allein den Erfolg von Tannenberg ermöglicht hat, darauf, daß ihn die Haltung der preußischen Truppen in diesen ersten Kämpfen zur Vorsicht gemahnt habe. Zum Gelingen der Tannenberger Schlacht hat General von François auf dem rechten deutschen Flügel wesentlich beigetragen, vor allem auch in der Abwehr der von Mlawa der Armee Ssamsonow zu Hilfe eilenden starken russischen Kräfte. Hinsichtlich der Masurenschlacht, die Rennenkampfs Armee vom Boden Ostpreußens verdrängte, betont der Verfasser mit Recht, daß zu starke Kräfte zum Frontalangriff angesetzt worden seien. Daß ein volles „Cannae" durch doppelte Umfassung zu erreichen gewesen wäre, wenn zwei Korps über Königsberg im Verein mit dessen Hauptreserve gegen die rechte russische Flanke angesetzt wurden, wie er vorschlägt, ist indessen nicht anzunehmen. Hier am Haff fehlte der erforderliche Entwicklungsraum.

General von François Urteil ist stets sachlich und gemäßigt. Selbst ein erfahrener Truppenführer, schreibt er, durchdrungen von der Schwierigkeit des soldatischen Handwerks. Sein Buch ist reichlich mit sorgfältig gezeichneten Karten und Skizzen versehen.

Frhr. v. F.-L.

N. J. Danilewsky, Rußland und Europa. Eine Untersuchung über die kulturellen und politischen Beziehungen der slawischen zur germanisch-romanischen Welt. Übersetzt und eingeleitet von Karl Nötzel. Stuttgart und Berlin 1920. Deutsche Verlagsanstalt.

Die berühmte, 1871 erschienene Schrift, die das epochemachende Grundwerk des Panslawismus bedeutet, war bislang dem deutschen Leser nicht zugänglich, da eine frühe deutsche Übersetzung längst verschollen ist. Es ist ein unstreitiges Verdienst des bekannten Rußlanddeuters Karl Nötzel, das wichtige Werk aufs neue erschlossen zu haben. Wenn es an Glanz und Tiefe auch weit hinter Dostojewskis politischen Schriften zurückbleibt, ist es als Aufriß der ganzen slawophilen Ideologie doch vom größten historischen Interesse. Danilewsky faßt alle Motive der Bewegung: die Lehre vom faulenden Westen, von der orthodoxen und slawisch-nationalen Mission, von der allslawischen Einung und vom Ziel Konstantinopel zusammen und bereitet sein Volk auf den großen Entscheidungskampf mit Europa vor. Der Herausgeber hat aus dem sehr breiten Werk die wesentlichen Kapitel herausgezogen und unverkürzt zusammengestellt. Eine Lücke ist im Gedankenzusammenhang nicht bemerklich geworden. Das Studium des Buches, in dessen geistesgeschichtliche Einbettung Masaryks bekannte Forschungen gut einleiten, ist zum Verständnis der russischen nationalistischen Politik der letzten Jahrzehnte unentbehrlich. Max Hildebert Böhm.

Lafcadio Hearn, das Japanbuch. Frankfurt a. M. 1919. Rütten & Loening.

In dem vorliegenden Oktavbande legt die Literarische Anstalt Rütten und Loening eine treffliche Auswahl aus den Werken des berühmten Japan-Kenners vor, versehen mit einem charakteristischen Bild des Verfassers (in japanischer Tracht) und eingeleitet durch eine ausgezeichnete Biographie Hearns und Schätzung seines Lebenswerks aus der Feder von Stefan Zweig.

Zweigs Betonung, daß das von Hearn geschilderte Japan das Japan des Übergangs ist, ist durchaus wichtig. Bei der Einschätzung Japans entstehen zwei Gefahren: entweder betrachtet man es, das so überraschend sich europäische Lebensformen angeeignet hat, in

erster Linie als ein sich-europäisierendes Land und übersieht das asiatische Element, oder umgekehrt — man sieht nur das Orientalische, Weiche und Sentimentale. Beide Auffassungen sind irrtümlich. Die zweite Gefahr ist wohl noch größer als die erste. So hat der Amerikaner Lowell in seinem berühmten Buche „Die Seele des fernen Ostens" die asiatische Unpersönlichkeit der Japaner und daher ihre Unterlegenheit gegenüber den individualistischen Abendländern zum Leitgedanken seiner Darstellung gemacht. In Wahrheit aber bedeutet die Vereinigung unpersönlichen, und daher in hohem Maße patriotischen und untertanentreuen Denkens mit den technischen, vom Westen entlehnten Machtmitteln, wie wir sie an Japan wahrnehmen, wohl eher eine Überlegenheit im Völkerkampfe. — Rabindranath Tagore hat neuerdings (in seinem „Nationalismus") die Japaner als lauter Idealisten dargestellt, was gleichfalls übertrieben sein dürfte. Die Wahrheit trifft wohl am besten Hermann Graf Keyserling, der (in seinem „Reisetagebuch eines Philosophen") die japanische Anlage als ein sonderbares Gemisch von „Sensitivität, Phantasielosigkeit und Matter-of-Faettness" bezeichnet. Gerade der japanischen Sensitivität gelten aber die unnachahmlichsten Bilder Hearns. Er schildert uns im vorliegenden Bande die japanische Natur („An der japanischen See"), die japanischen Legenden, Märchen und Lehren („Geister und Kobolde", „Die Nonnen im Tempel des Amida", „Die Macht des Karma" usw.), die japanischen Gewohnheiten, von denen am sonderbarsten das stets bereite „japanische Lächeln" bleibt, dem Hearn eine eigene Abhandlung widmet. Daher hat Zweig recht mit seiner Betonung, daß Hearn gerade das vergehende, gute-alte, sentimentale Japan erlebte und als großer Zeuge und Dichter dieses Japans, das wohl nie mehr wiederkehren wird, dasteht. Elias Hurwicz.

Im Lande der Morgenstille. Korea. Von Norbert Weber. Freiburg i. Br. Herdersche Verlag.

Der Erzabt von St. Ottilien bereiste in Missionsangelegenheiten 1911 Korea, hat seine Eindrücke in einem reich mit Bildern geschmückten, stattlichen Band niedergelegt und hat daran recht getan. Denn die junge japanische Herrschaft hat rücksichtslos eingegriffen, das alte Korea ist im Absterben begriffen. So hat dieser gute Beobachter manches dieser reizvollen, durch jahrhundertelange Mißwirtschaft geschwächten Kulturwelt noch festhalten können. Sein Stil hat keine literarische Qualität, ist aber sorgfältig und liest sich glatt. Bei den Bildern fehlen nicht die beliebten, gestellten Durchschnittsaufnahmen, aber es entschädigen sehr gute Augenblicksbilder, gelungene Volkstypen, feine landschaftliche Ausschnitte. Die meisten Farbenphotographien sind vorzüglich, erwecken Wiedersehensfreude in denen, welche das Land der Morgenstille besuchen durften. . . . Wehmütig und stolz werden Katholiken die Geschichte der koreanischen Missionstätigkeit an sich vorüberziehen lassen; sowohl unter den Benediktinern als unter den einheimischen Christen hat es heroische Blutzeugen gegeben, Korea ist ein Märtyrerland. Auch wer die Innere über die Äußere Mission stellt, und selbst in diesem Buch, was Japan anbetrifft, eine Bestärkung dieser Anschauung findet, selbst der bewundert nicht nur die vorbildliche Hingabe, sondern auch das praktische Zugreifen dieser Benediktinerpatres, wie sie sich z. B. in der Handwerksschule bekundet. Man teilt das etwas neiderfüllte Bedauern über die durch verschwenderische Mittel der anglikanischen, vor allem der amerikanischen (oft geschäftliche Interessen fördernde), Missionen hervorgebrachte Konkurrenz. Dafür wissen alle, welche dort draußen waren, wie eindrucksvoll die asketisch arbeitsame Schlichtheit der katholischen Patres sich von der hochherrschaftlichen Lebensführung der englisch sprechenden Missionen abhebt. . . . . Die Sympathien des Verfassers stehen auf seiten der bezwungenen Koreaner, nicht auf jener der neuen japanischen Herren, aber er wird deren kolonisatorischen Leistungen gerecht und bringt Interessantes darüber. Eigenartig sind diese koreanischen Verhältnisse, die gemeinsame Erntearbeit der Nachbarn, die Feier des sechzigsten Geburtstags, in denen Frauen das Recht erhalten, ohne gegen die Sitte zu verstoßen, öffentlich zu rauchen. Noch werden Pflanzenfarben benutzt, noch kennt ein jeder diese wildwachsenden Kräuter und Büsche, aus denen Farben erlesenster Schönheit bereitet werden. Auch diese Ostasiaten habe jene innige, stille Freude an der Natur, in der wir Europäer, neiderfüllt, eine vorbildliche Blüte einer Volkskultur ersehen. Marie von Bunsen.

Die deutsche Revolutionslyrik. Eine geschichtliche Auswahl mit Einführung und Anmerkungen von Julius Bab. Wien und Leipzig. 1919. Ed. Strache.

Wenn jetzt die politische Dichtung größere Beachtung findet als früher, so wird man das im ganzen doch wohl als einen Gewinn zu buchen haben. Wie wir von den bedeutenderen Dichtern ihre Stellung zu Fragen der Religion und Weltanschauung kennen, so werden wir auch künftig ihre politische Stellung genau kennen. Damit ist die Berechtigung des vorliegenden Buches und zugleich seine Eingliederung in die geistige Bewegung der Zeit

gegeben. Wir haben eine Revolution erlebt; da liegt es nahe zu fragen: welchen Ausdruck haben revolutionäre Stimmungen und Bestrebungen bisher in der deutschen Dichtung gefunden? Die Auswahl war durch den Ablauf der geschichtlichen Vorgänge gegeben. — Auffallend bleibt nur eine Lücke und eine Mißdeutung. Es fehlt nämlich die reinste revolutionäre Lyrik, die Deutschland je gehabt hat: die Dichtung der „Unbedingten", Karl Follens selbst und seiner schwarzen Brüder: „Freiheitsmesser gezückt! Hurra! Den Dolch durch die Kehle gedrückt!" Allerdings ist sie in verschollenen Schriften gedruckt und hat seitdem keinen Neudruck erlebt, der jetzt sehr am Platze wäre; daher ist sie dem Herausgeber entgangen. Dem aus jener Zeit mitgeteilten Gedicht dagegen, das August Binzer nach Unterdrückung der Burschenschaft dichtete, dem bekannten „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus", fehlt jeder revolutionäre Geist; es ist das loyale Bekenntnis der Burschenschafter, die sich dem Auflösungsbefehl der Obrigkeit fügen und die Erfüllung ihrer Hoffnung von der Zukunft — ohne Dolch und andere revolutionäre Methoden — erwarten. Eine Mißdeutung ist es, wenn in dem Vor- und Nachspiel „Aus dem Zeitlosen" auch Verse Goethes, dieses so antirevolutionären und antivulkanischen Geistes, unter die revolutionären Stimmen eingereiht werden. Der Chor aus „Des Epimenides Erwachen" insbesondere, mit dem die Sammlung schließt:

Brüder, auf! Die Welt zu befreien!
Kometen winken, die Stund' ist groß.
Alle Gewebe der Tyranneien
Haut entzwei, und reißt euch los!
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das Werk, es werde getan! —

dieser Vorwärts-Chor, mit dem die kriegerische Jugend in den Befreiungskampf zieht, um die Tyrannei Napoleons abzuschütteln, würde — in die Gegenwart übertragen — einen Aufruf zum Kampf gegen die Entente-Mächte bedeuten. Sollte das Bab wirklich gemeint haben?? G. Fittbogen.

Beethoven. Seine Persönlichkeit in den Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen, seinen Briefen und Tagebüchern. Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten, ausgewählt und herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. Freiburg, Herder & Cie.

Der Maler Feuerbach, Leben, Briefe, Aufzeichnungen. Ein Buch des Andenkens für das deutsche Volk. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Quenzel. Leipzig, Hesse & Becker.

Beethoven und Feuerbach! der romantischste Klassiker in der Musik und der klassischste Romantiker in der Malerei, es geht ein Zug durch beide Bücher, der uns Heutigen vorbildlich sein sollte, der mannhafte Zug dem Schicksal Trotz zu bieten, das dem Genie fast immer feindlich gegenüber steht. — Denkwürdigkeiten nennt Hellinghaus seinen Band, ein Buch des Andenkens hat Quenzel aufs Titelblatt geschrieben, Biographien im landläufigen Sinne sind es nicht, die Persönlichkeit selber aus der Fülle ihres Empfindens und Schaffens heraus spricht zu uns, sie spiegelt sich wieder in den Urteilen der Zeitgenossen, und sie ist eine Mahnung an die Nation, die jetzt in unbändigem Freiheitsdrange dahinrast, das Schöne nicht unter die Hufe der Pferde zu werfen! Noch nie ist der Kampf ums tägliche Brot erbitterter gekämpft, sind Lohnerhöhung und Arbeitsverringerung energischer verlangt worden als heute, und da schaut man beschämt in so ein Buch hinein, das des Künstlers Schaffenszeit umschließt, wo die Uhr stille zu stehen hat, wenn das Werk nach Vollendung ringt. Kein Mensch muß müssen, außer dem Genie, aber freilich in einem Staate von Proletariern sind diese Blüten der Menschheit überflüssig. — „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht — o, es ist schön, das Leben tausendmal leben", schreibt der dreißigjährige Beethoven einem Freunde, und „wenn es keine Schlachten gäbe, gäbe es keine Helden", sagt der junge Feuerbach. Beide stellen ein Selbstbewußtsein, das sich weit über das gewöhnliche Maß erhob, und darum sind sie Vorbilder für unsere Jugend, denn dieses Selbstbewußtsein gründete sich nicht auf eitle Überhebung, sondern auf zielbewußtes Streben, auf Pflicht und Arbeit, woran es jetzt so sehr gebricht. Gebt solche Bücher dem Volke, gebt sie den Jünglingen in die Hände, sie lehren das Wort des Dichters verstehen: Und setzt du im Kampfe das Leben nicht ein, nie wird dir das Leben gewonnen sein. Lilly von Brandis.

Geographischer Bilderatlas von Europa. Herausgegeben von Dr. Walter Gerbing. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1913 und 1919.

Mit der Herausgabe des zweiten Teils im verflossenen Jahr ist dieses schöne Werk glücklich unter Dach gebracht worden. Deutschland mit 250, Europa mit 314 Bildern, die größtenteils noch nicht veröffentlichte Originalphotographien sind, prägen sich dem Auge

des Beschauers in ihren charakteristischen Formen der Erd- und Völkerkunde, der Wirtschafts- und Verkehrsgeographie dauernd ein. Hervorgehoben seien besonders die interessanten Bilder aus Osteuropa und dem Balkan, die bei den heutigen Verhältnissen erneuter Teilnahme begegnen werden, wobei auch die oft uralte Siedelungs- und Bauweise stets gebührend berücksichtigt wird. Wolfgang Stammler.

Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes. Von Pauline Metternich-Sándor. Wien 1920, Wiener literarische Anstalt.

Wir hätten mehr, sehr viel mehr gewünscht, so viel Eigenartiges zog an diesem bevorzugten Dasein vorüber, so überaus anziehend vermag diese Achtzigerin zu plaudern, vermag sie diesen Gestalten der toten Vergangenheit neues Leben zu gewähren. Das ebenso anspruchslose wie ungewöhnliche Buch gibt Veranlassung, das Problem des Dilettantismus durchzudenken. Welcher Feuilletonist vom Fach hätte treffsicherer die Skizze des Großvaters des berühmten Fürsten Metternichs eingeleitet? Jeder Redakteur hätte auf diesen, möglicherweise ersten Versuch hin der Dame gleich Aufträge erteilt, diese leichte, lebhafte Ausdrucksweise, diese feine Beobachtung hätten es ihm sofort angetan. Wie anschaulich wird Fanny Elsler als Gast des Staatskanzlers geschildert. Dieses Kapitel hat auch einen vorzüglich abgerundeten Schluß. „Das war das Ende des viel verpönten Metternichschen Systems. Unverbrüchlich treu seinem Kaiser und der Monarchie, seinen Feinden verzeihend, die Seinen segnend, hauchte er seine edle Seele aus." Die Geschichte wird sich mit dieser Auffassung der Enkelin nicht ganz begnügen können, die Skizze ist vorzüglich. Aber erfahrungslos, abgerissen ist das Ganze zusammengestellt, als Buch eine Dilettantenarbeit, bei der man jedoch überzeugt ist, daß es im Belieben der Verfasserin liegt, eine der glänzendsten Frauen-Autobiographien unserer Sprache, eine, um die andere Länder uns beneiden werden, zu hinterlassen. Man wagt zu hoffen, daß ihre Pariser Botschafterzeit zwar heute noch zu Lebzeiten ihrer nahen Freundin, der Kaiserin Eugenie, unveröffentlicht bleiben muß, jedoch fertig abgeschlossen in einem Fache ruht. Wem gelänge so wie ihr die farbenfrohe Ausmalung jener merkwürdigen Zeit, die sie mit ihrem sprudelnden Temperament genoß und sich doch ohne Hypnose besah. Man wagt zu hoffen, daß sie das Wien der Kaiserin Elisabeth, des Kaisers Franz Josef aufleben läßt. Bisher erhielten wir nur Erinnerungsbilder der fröhlichen Zeit am traditionsreichen und doch gemütlichen Dresdener Hofe, in dem sie in der Neujahrscour mit dem König Karten spielte, während die Glückwünschenden tief verneigend vorüberzogen. Wir erhalten den authentischen Bericht der historischen Tannhäuser-Erstaufführung, eine glänzend erzählte Erinnerung an den „geistreichsten Pariser". Aber wir möchten noch sehr viel mehr hören, drei, vier umfangreiche Bände wären uns hochwillkommen. Marie von Bunsen.

Endriß, Wilhelm, Streifzüge durch die Türkei. Wien o. J., Hartleben. 262 S. Geb. 9 Kr.

Es ist ein sehr liebenswürdiges Buch, das uns hier ein ehemaliger Oberlehrer der deutschen Oberrealschule in Konstantinopel beschert. Er schildert darin in anmutiger Form, wie er zu Fuß in verschiedenen Teilen des alten Sultanats gewandert ist. Über Sonntag fuhr er mit der Bahn hinaus in die Waldberge und Heiden des benachbarten Bithyniens, klopfte mit dem Hämmerchen brav seine Steine, sang alte deutsche Burschenlieder auf die blauen Golfe hinaus, verzehrte im Schatten silbergrauer Ölbäume Brot und Käse und schlief nachts in irgendeinem griechischen Kaffeeschank, zugedeckt mit seinem Wettermantel und seiner, gegenüber den Flöhen, ganz angebrachten schwäbischen Gemütsruhe. Es gibt kaum ein Buch, in dem man die intimen Reize der bithynischen Landschaft so gut kennen lernt wie in diesem. Einige weiterführende Reisen ins Innere Kleinasiens, ja nach Ägypten und Syrien allerdings verliefen doch wohl zu hastig, als daß der Autor ihre Gegenden tief genug erfaßt hätte, um sie ebenso gut widerspiegeln zu können. Nur der Ritt in das Grenzgebiet des seltsamen vulkanischen Hauran in Ostsyrien zieht durch seine Abenteuerlichkeit die Aufmerksamkeit auf sich. E. Banse.

Generalfeldmarschall von Mackensen von Bukarest bis Saloniki. Nach Miterlebtem und an Hand von Urkunden dargestellt von Max Lapken, Hauptmann a. D. München 1920. J. F. Lehmanns Verlag.

Die Sorgen und Nöte des Tages haben eine Schlußepisode aus dem Weltkriege mehr und mehr in Vergessenheit geraten lassen: die Räumung Rumäniens und den Rückmarsch durch Ungarn, den die 170 000 Deutschen der Heeresgruppe Mackensen unter den schwierigsten Verhältnissen durchzuführen hatten. Hauptmann Lapken schildert sehr klar und anschaulich. Das Bild des Feldmarschalls tritt uns in seiner ganzen hoheitsvollen Art entgegen, in der er inmitten der größten Widerwärtigkeiten deutsches Ansehen und deutsche Waffenehre zu wahren weiß, wie er schließlich durch das Opfer seiner Person den Abtransport der Truppen nach Deutschland sichert und allen französischen Machenschaften und kleinlichen Schikanen zum Trotz moralisch als Sieger dasteht. Frhr. v. F.-L.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Das spanische Königshaus. Erinnerungen von Artur Achleitner. 291 Seiten. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel).

Bandello. — Novellen. Von Matteo Bandello. 255 Seiten. München, Musarion-Verlag. 1919.

Benz. — Die Grundlagen der deutschen Bildung. Vorlesungen. Von Richard Benz. 106 Seiten. Jena, Eugen Diederichs.

Bollmann. — Das Zeichnen als Ausdrucks- und Bildungsmittel. Von E. Bollmann. 48 Seiten. Zürich, Orell Füßli. 1920.

Bolt. — Caspar Roüst. Eine Erzählung in Bildern aus der Zeit der Renaissance und Reformation. Von Niklaus Bolt. 146 Seiten. Zürich, Orell Füßli.

Bonsen. — Neuere Vorgeschichte. 73 Selbstzeugnisse aus der Gegenwart. Herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. zur Bonsen. 64 Seiten. Köln, J. P. Bachem.

Brombacher. — Der deutsche Bürger im Literaturspiegel von Lessing bis Sternheim. Von Kuno Brombacher. 146 Seiten. München, Musarion-Verlag. 1920.

Cohen. — Die Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums. Von Hermann Cohen. 629 Seiten. Leipzig, Gustav Fock G. m. b. H. 1919.

Corti. — Alexander von Battenberg. Sein Kampf mit den Zaren und Bismarck. Von E. C. Corti. 351 Seiten. Wien, L. W. Seidel & Sohn. 1920.

Die Landschule. — Heft 5. Schulpolitik und Volksbildung. 63 Seiten. Osterwieck (Harz), A. W. Zickfeldt. 1920.

Dörzbacher. — Die deutsche Sozialdemokratie und die nationale Machtpolitik bis 1914. Von Erwin Dörzbacher. 270 Seiten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1920.

Duhr. — Großstadtelend und Rettung der Elendesten. Von Bernhard Duhr S. J. 32 Seiten. Flugschriften der „Stimmen der Zeit". 19. Heft. Freiburg i. Br., Herder & Co. 1920.

Einkommensteuergesetz und Körperschaftssteuergesetz für das Deutsche Reich. Herausgegeben von Karl Pannier. Nr. 6125. 73 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Ernst. — Komödiantengeschichten. Von Paul Ernst. 236 Seiten. München, Georg Müller. 1920.

Ernst. — Spitzbubengeschichten. Von Paul Ernst. 220 Seiten. München, Georg Müller. 1920.

Fendrich. — Menschen und Menschlein. Ernste und heitere Geschichten. Von Anton Fendrich. 125 Seiten. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 1920.

Fischart. — Das philosophische Ehzuchtbüchlein des Johannes Fischart. Von Ulrich Steindorff in die Sprache seiner Zeit gebracht. 174 Seiten. München, Musarion-Verlag. 1919.

Fouché. — Erinnerungen von Joseph Fouché Polizeiminister Napoleons I. 377 Seiten. Stuttgart, Verlag Julius Hoffmann.

France. — Eine Weltgeschichte. Von Anatole France. 75 Seiten. München, Musarion-Verlag. 1919.

François. — Marneschlacht und Tannenberg. Von General der Infanterie Hermann von François. 296 Seiten. Berlin, August Scherl G. m. b. H.

Frey. — Stundenschläge. Letzte Gedichte von Adolf Frey. 75 Seiten. Leipzig, H. Haessel. 1920.

Gogol. — Das Bildnis. Eine Novelle mit Zeichnungen von W. Masjutin. Von Nicolai Gogol. 96 Seiten. Stuttgart, Julius Hoffmann. 1920.

Goldschmidt. — Moskau 1920. Tagebuchblätter von Dr. Alfons Goldschmidt. 130 Seiten. Berlin, Ernst Rowohlt. 1920.

Haberlandt. — Völkerkunde. Von Prof. Dr. Michael Haberlandt. II. Beschreibende Völkerkunde. Mit 29 Abbildungen. (Sammlung Göschen.) 150 Seiten. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co., 1920.

Handwerker. — Buch und Bücherei. Ein Blick in die Geschichte des Buchs und auf seinen Weg. Von Dr. Otto Handwerker. 85 Seiten. Würzburg, Kabisch & Mönnich. 1920.

Hasler. — Hochland. Gedichte von Eugen Hasler. 84 Seiten. Leipzig, H. Haessel. 1920.

Heilmann. — Seelenbuch der Gottesfreunde. Perlen deutscher Mystik. Von Dr. Alfons Heilmann. 359 Seiten. Freiburg i. Br., Herder & Co. 1920.

Held. — Auf goldenen Spuren. Der Schauplatz von Gottfried Kellers Novellen: „Die Leute von Seldwyla." Ein Beitrag zum 30. Todestag des Dichters. Von Martin Held. 66 Seiten. Zürich, Friedrich Sommer, Buchhandlung. 1920.

Heuschele. — Aus dem Tempel der Dichtung. Eine Schrift für alle, die Dichter und Dichtung lieben. Von Otto Heuschele. 171 Seiten. Leipzig, Xenien-Verlag.

Hinrichs. — Das Licht der Heimat. Roman von Aug. Hinrichs. 400 Seiten. Leipzig, Quelle & Meyer. 1920.

Hoffmann. — Hans Hoffmann. Auswahl aus seinen Schriften. 1. Band. 168 Seiten. 2. Band. 152 Seiten. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1920.

Humboldt. — Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen. Von Wilhelm von Humboldt. 305 Seiten. Potsdam, Gustav Kiepenheuer. 1920.

Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Siebenter Band. 366 Seiten. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft. In Kommission beim Insel-Verlag zu Leipzig. 1920.

Jakubczyk. — Denk' Jesu nach! Deutsche Christusgedichte. Herausgegeben von Karl Jakubczyk. 376 Seiten. Freiburg i. Br., Herder & Co., G. m. b. H. 1920.

Kaemmel. — Der Werdegang des deutschen Volkes. Historische Richtlinien für gebildete Leser. Von Otto Kaemmel. 210 Seiten. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 1920.

Keller. — Romeo und Julia auf dem Dorfe. Von Gottfried Keller. Illustriert von Erich Büttner. (Der kleine Roman. Nr. 32.) 49 Seiten. Berlin, H. S. Hermann & Co. 1920.

Kempf. — Zur Höhe! Eines Jesuitennovizen Ringen und Sterben. Von Konstantin Kempf S. J. 132 Seiten. Freiburg i. Br., Herder & Co. 1920.

Köcher. — Die Burggrafen von Kirchberg. Ein geschichtlicher Roman aus Jenas Vergangenheit. Von Ferdinand Köcher. 286 Seiten. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl. 1920.

Kraft. — Missa Solemnis. Roman von Zdenko von Kraft. 308 Seiten. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Krudy. — Judiths Träume. Von Julius von Krudy. Illustriert von Josef Batò. Deutsch von Stefan Klein. 50 Seiten. (Der kleine Roman Nr. 34.) Berlin, H. S. Hermann & Co. 1920.

Kruse. — Das Büchlein zum guten Schlaf. Von Ave Jens Kruse. Buchenbach (Baden), Felsenverlag. 1920.

Kusmin. — Der zärtliche Josef. Roman von Michael Kusmin. 209 Seiten. München, Musarion-Verlag. 1919.

Lauckner. — Wahnschaffe. Von Rolf Lauckner. 271 Seiten. Drama. Berlin, Erich Reiß, Verlag. 1920.

Lippert. — An den Pforten der Kirche. Von Peter Lippert S. J. 29 Seiten. Flugschriften der „Stimmen der Zeit", 20. Heft. Freiburg i. Br., Herder & Co., G. m. b. H. 1920.

Ludwig. — Goethe. Geschichte eines Menschen. Von Emil Ludwig. Erster Band. 414 Seiten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1920.

Meyer. — Es war einmal. Eine Sammlung der schönsten Märchen ausgewählt und für die Jugend bearbeitet von Friedrich Albert Meyer, mit Zeichnungen von Otto Ubbelohde. 174 Seiten. Leipzig, Verlag Deutsche Jugend. 1920.

Montijn. — Ein neues Völkerrechtsprinzip. Von Dr. A. M. M. Montijn. 58 Seiten. Haag, Buchhandlung Gebr. Belinfante. 1919.

Müller-Walbaum. — Die Welt als Schuld und Gleichnis. Gedanken zu einem System universeller Entsprechungen. Von Dr. Wilhelm Müller-Walbaum. 670 Seiten. Wien, Wilhelm Braumüller. 1920.

Neumann. — Märchenbuch der Natur. Von Carl W. Neumann. 231 Seiten. Leipzig, Quelle & Meyer. 1920.

Nord. — Sfir-anusch. Roman von F. R. Nord. 446 Seiten (Der Abenteuer-Roman, Band 2.) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Osterrieth. — Josef Kohler. Ein Lebensbild von Albert Osterrieth. 32 Seiten. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1920.

Pauls. — Kleinstadt. Novellen von Eilhard Erich Pauls. 208 Seiten. Leipzig, Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick). 1920.

Paquet. — Der Rhein als Schicksal. Von Alfons Paquet. 159 Seiten. München, Kurt Wolff.

Perutz. — Der Marques de Bolibar. Roman von Leo Perutz. 278 Seiten. München, Albert Langen.

Pfeill. — Der weiße Reiter. Das erste Sammelbuch. Herausgegeben von Karl Gabriel Pfeill. 112 Seiten. Düsseldorf, A. Bagel. 1920.

Pontoppidan. — Totenreich. Roman von Henrik Pontoppidan. Erster Band, 372 Seiten. Zweiter Band, 339 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag.

Pulver. — Auffahrt. Neue Gedichte von Max Pulver. 72 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1919.

Queiroz. — Der Mandarin. Von Eça de Queiroz. Illustriert von A. Hasemann. Aus dem Portugiesischen übertragen von Richard A. Peermann. 49 Seiten. (Der kleine Roman, Nr. 33.) Berlin, H. S. Hermann & Co. 1920.

Rainalter. — Die Menagerie. Novellen. Erwin H. Rainalter. 129 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1920.

Reichmann. — Konfessionelle Verständigung. Von Matthias Reichmann S. J. 32 Seiten. Flugschriften der „Stimmen der Zeit", Heft 21. Freiburg i. Br., Herder & Co. 1920.

Reichswahlgesetz und Reichswahlordnung für das Deutsche Reich. Herausgegeben von Karl Pannier. Nr. 6124. 96 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Reimer. — Von der Irrfahrt und der Heimkehr der Seele. Von Thomas Wilhelm Reimer. 30 Seiten. Leipzig, Drei-Rosen-Verlag.

Reiser. — Die Nacht. Novelle von Hans Reiser. 159 Seiten. Stuttgart/Heilbronn, Walter Seifert. 1920.

Révéß. — Ringende Dörfer. Ein ungarischer Roman von Béla Révéß. 161 Seiten. Berlin, Ernst Rowohlt. 1920.

Richthofen. — Manfred von Richthofen. Ein Heldenleben. 344 Seiten. Berlin, Ullstein & Co. 1920.

Rickert. — Die Philosophie des Lebens. Darstellung und Kritik der philosophischen Modeströmungen unserer Zeit. Von Heinrich Rickert. 196 Seiten. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1920.

Röckl. — Ludwig II. und Richard Wagner. Von Sebastian Röckl. Zweiter Teil: Die Jahre 1866 bis 1883. 226 Seiten. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 1920.

Roethe. — Die Entstehung des „Urfaust". Von Gustav Roethe. (Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften.) Berlin, Verlag der Akademie der Wissenschaften. 1920.

Ruckhaber. — Die richtige Bewertung der Körper- und Geistes-Arbeit. Von Erich Ruckhaber. 16 Seiten. Berlin, Verlag der „Neuen Weltanschauung". 1920.

Ruedorffer. — Die drei Krisen. Eine Untersuchung über den gegenwärtigen politischen Weltzustand. Von J. J. Ruedorffer. 73 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Ruhl. — Vom menschlichen Verschulden. Von Agnes G. Ruhl. 92 Seiten. Paetels Taschenausgaben. Nr. 39. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1920.

Schaeffer. — Der göttliche Dulder. Von Albrecht Schaeffer. 435 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1920.

Schaffner. — Der Schulmeister von Gagern. Von Jacob Schaffner. Titelbild von Graf Leopold v. Kalckreuth. 50 Seiten. (Der kleine Roman, Nr. 31.) Berlin, H. S. Hermann & Co. 1920.

Scharrelmann. — Selige Armut. Roman von Wilhelm Scharrelmann. 250 Seiten. Leipzig, Quelle & Meyer. 1920.

Schauwecker. — Ghabati. Ein Tierroman von Franz Schauwecker. 331 Seiten. Halle (Saale), Heinrich Diekmann.

Schauwecker. — Weltgericht. Von F. Schauwecker. 125 Seiten. Halle (Saale), Heinrich Diekmann. 1920.

Scheff. — Die Eselreiterin. Roman von Harry Scheff. 356 Seiten. (Der Abenteuer-Roman, Band 3.) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Schendel. — Die schöne Jagd. Erzählungen von Arthur van Schendel. Übertragung aus dem Holländischen von Hilde Telschow. 126 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1920.

Scheurmann. — Der Papalagi. Die Reden des Südseehäuptlings Tuiavii aus Tiavea. Herausgegeben von Erich Scheurmann. 117 Seiten. Buchenbach (Baden), Felsen-Verlag. 1920.

Schmidt. — Grundriß der ethnologischen Volkswirtschaftslehre. Von Prof. Dr. Max Schmidt. 1. Band: Die soziale Organisation der menschlichen Wirtschaft. 222 Seiten. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1920.

Schnack. — Tier rang gewaltig mit Tier. Gedichte von Anton Schnack. 87 Seiten. Berlin, Ernst Rowohlt, Verlag. 1920.

Schoenfeld. — Im Schatten Kleists. Ein Gegenwartsroman von Hans Schoenfeld. 384 Seiten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1920.

Shakespeare. — Hamlet Prinz von Dänemark. 216 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1920.

Shakespeare. — Macbeth. 127 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1920.

Shakespeare. — Othello Der Mohr von Venedig. 190 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1920.

Smilg-Benario. — Von der Demokratie zur Diktatur. Von Smilg-Benario. 94 Seiten. München, Drei Masken-Verlag. 1920.

Speck. — Eynars Töchter. Roman von Georg Speck. 269 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Speyer. — Die Hochzeitsnacht des Prinzen von Bourbon. Von Wilhelm Speyer. Illustriert von Eugen Spiro. 31 Seiten. (Der kleine Roman, Nr. 27.) Berlin, H. S. Hermann & Co. 1920.

Steinitzer. — Der bucklige Theodor. Novellen von Heinrich Steinitzer. 154 Seiten. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1920.

Storm. — Der Amtschirurgus. Der Herr Etatsrat. Zwei Novellen. 87 Seiten. Nr. 6126. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Strieve. — Gedanken über Deutschland. Von Friedrich Strieve. 130 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1920.

Szinnyei. — Die Herkunft der Ungarn, ihre Sprache und Urkultur. Von Josef Szinnyei. 57 Seiten. (Ungarische Bibliothek, 1. Reihe.) Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 1920.

Tagore. — Das Heim und die Welt. Roman von Rabindranath Tagore. (Der neue Roman.) 373 Seiten. Leipzig, Kurt Wolff, Verlag. 1920.

Terramare. — Matthias Grandeggers Erlebnis. Von Georg Terramare. 136 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H. 1920.

Thorsch. — Sozialisierung und Vergesellschaftung. Von Dr. Berthold Thorsch. 75 Seiten. Wien, Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung. 1920.

Thule. — Altnordische Dichtung und Prosa. 7. Band. Die Geschichte vom Goden Snorri. Übertragen von Felix Niedner. 167 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1920.

Tönjes. — Deutschlands wirtschaftlicher Wiederaufbau. Von Max A. Tönjes. 32 Seiten. Hannover, Friedrich Cziwiertnia. 1920.

Trebitsch. — Wir Deutschen aus Österreich. Ein Weckruf von Arthur Trebitsch. 94 Seiten. Berlin, Antaios-Verlag. 1920.

Trebitsch. — Wort und Leben. Von Arthur Trebitsch. 71 Seiten. Berlin, Antaios-Verlag. 1920.

Trillich. — Rösten und Röstwaren. Von Heinrich Trillich. Band II, Heft 10. 18 Seiten. Hamburg, Verlag Wallbaum & Co.

Uexküll. — Biologische Briefe an eine Dame. Von J. von Uexküll. 130 Seiten. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel) 1920.

Vogel. — Sonnenuntergang. Eine Liebe des Abschieds. Roman in vier Teilen. Von Reinhard Vogel. 220 Seiten. Buchenbach (Baden), Felsen-Verlag. 1920.

Vollerthun. — Der Kampf um Tsingtau. Eine Episode aus dem Weltkrieg 1914—18. Nach Tagebuchblättern von Waldemar Vollerthun. 200 Seiten. Leipzig, S. Hirzel. 1920.

Vrba. — Der Kapitalismus im Weltkrieg. Ein offenes Wort an die Staatsmänner der alliierten Mächte. Von Rudolf Vrba. 175 Seiten. Prag, Selbstverlag. 1920.

Walter. — Wettersprüche. Deutsche Bauern- und Wetterregeln. Gesammelt und ausgewählt von Robert Walter. 132 Seiten. Braunschweig, Georg Westermann. 1920.

Was kann Deutschland leisten? Deutschlands wirtschaftliche Lage angesichts der Forderungen der Entente. Drei unveröffentlichte Regierungsdokumente nebst Auszug aus dem Weißbuch über Spa. 164 Seiten. Berlin, Reimar Hobbing. 1920.

Wasserzieher. — Hans und Grete. Fünfhundert Vornamen. Erklärt von Dr. Ernst Wasserzieher. 28 Seiten. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung 1920.

Wenck. — Das sinkende Meer. Novelle von Lene Wenck. 128 Seiten. Leipzig, G. Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung.

Wentscher. — Freiheit. Eine Preußenjugend von Erich Wentscher. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1920.

Wertheimer. — Über Schlußprozesse im produktiven Denken. Von Max Wertheimer. 22 Seiten. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 1920.

Wichmann. — Philosophie und Politik. Von Dr. Ottomar Wichmann. 16 Seiten. Halle (Saale), Max Niemeyer. 1920.

Windischgraetz. — Vom roten zum schwarzen Prinzen. Von Ludwig Windischgraetz. 459 Seiten. Berlin, Ullstein & Co. 1920.

Witte. — Der neue deutsche Glaube. Eines deutschen Kriegers Vermächtnis. Erster Band. Von Hans Witte. 175 Seiten. Wolfenbüttel, Heckners Verlag. 1920.

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
In Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Verlag Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Weltrevolution

Von

Eduard Stadtler

Unter Weltrevolution versteht man immer noch die partei- und klassenmäßigen Revolutionsvorgänge, die sogenannte Weltrevolte des marxistischen Proletariats. Man beobachtet die Anzeichen der mechanischen Umschichtung des Weltkrieges aus einem Kriege der Staaten in einen Krieg der Klassen und sieht daraus den „Aufstieg" der proletarischen Massen zur Herrschaft in Staat und Wirtschaft sich entwickeln.

Der Streit darüber, ob eine solche Weltrevolution Wirklichkeit ist oder Utopie, ob es sich um eine Angstvorstellung der Bourgeoisie, um eine Illusionsvorstellung des Proletariats oder um einen geschichtlichen Tatbestand handelt, wird dadurch nicht einfacher, daß man die Bejahung und Verneinung der Weltrevolution den üblichen Parteivoraussetzungen unterordnet. Die fanatischen Marxisten bejahen die Weltrevolte. Die gesamten weltumwälzenden Vorgänge der Zeit gelten ihnen nur als Beweisstück für ihre These. Die meist ebenso fanatischen Gegner des alten Marxismus verneinen die Weltrevolution. Von ihnen werden die Revolutionsvorgänge der heutigen Zeit, die sie unter einem reaktionären Aspekt als Beweismittel gegen die marxistische Weltrevolte ansehen, in entsprechender Weise dialektisch gegen die andere Seite verwertet.

Beide Richtungen kennzeichnet eine merkwürdige Oberflächlichkeit in der Betrachtung politischer Dinge. Die dem 19. Jahrhundert eigene formalistische und rationalistische Denkweise macht es beiden möglich, das Irrationalste aller Ereignisse, die Weltrevolution unserer Tage, mit scheinbar unwiderleglichen Beweisgründen für ganz entgegengesetzte Theorien zu mißbrauchen. Noch törichter ist das Gerede über die Weltrevolution in den Niederungen des Parteikampfes selbst. Hier handelt es sich um eine Herabwertung der Weltrevolutionswirklichkeit auf die Ebene einer entarteten, parteipolitischen Agitationskunst. Sie erscheint als Popanz in derselben Komödie, in der früher der Kulturkampf, das preußische Dreiklassenwahlrecht und andere Bedürfnisse der Tageslaune aufmarschierten.

Mit diesen parteipolitischen Künsten kommt man dem Wesen der Weltrevolution nicht näher. Erst recht bezwingt man sie damit nicht. Es macht sich infolgedessen schon heute eine starke geistige Gegenwirkung gegen das oberflächliche Gerede um die Weltrevolution bemerkbar. Der Albdruck der Auflösungserscheinungen des

Weltkrieges legt sich so stark auf die Seele der Menschheit, daß ihr Schlafzustand immermehr abgeschüttelt wird.

Der Ruck, der die Menschen aus schweren Träumen oder aus sonderbaren Selbsttäuschungen zum wirklichen Leben zurückruft, kommt aus dem Erlebnis der Not unserer Zeit. Wer durch die Ereignisse innerlich revolutioniert worden ist, dem erscheint jedenfalls das parteipolitische Spiel mit der Weltrevolution wie eine Versündigung gegen den heiligen Geist, der fühlt sich dem üblichen Tagesgerede über diese Dinge vollkommen entrückt und findet in sich selbst die Warte, von der aus die Ereignisse erschaut werden können.

In diesem Erleben sprüht der Funke auf, der den gesamten Weltkrieg zur Weltrevolution verschweißt.

* * *

Der Weltkrieg als Weltrevolution

Der Weltkrieg als Weltrevolution! Eine Formulierung, die uns neuartig, ja selbst revolutionär erscheint. Und doch genügt es, sich zurückzuversetzen und im Geiste als Zeitgenosse des Jahres 1913 den Krieg als Zukunftsereignis sich vorzustellen, um unwillkürlich zu dieser Formulierung zu gelangen. Man versuche nachträglich, gewisse Ahnungen der Vorkriegszeit mit den Wirklichkeiten des Weltkrieges zu verbinden, um in der Ruhelage der damaligen Zeit die Erschütterungen der letzten sechs Jahre rein gedanklich zusammenzufügen. Etwa folgendermaßen: der Konflikt zwischen Serbien und Österreich, der aus Anlaß eines Mordanschlages auf den österreichischen Thronfolger entsteht, führt zu dem Konflikt zwischen den Kriegsmächten Deutschland und Rußland. In unmittelbarer Weiterwirkung entsteht ein deutsch-französischer Kampf um Elsaß-Lothringen und den Rhein. Ein Revanchekrieg für 1871. Daraus entsteht ein belgisches Verzweiflungsringen gegen deutsche Überrumpelung. Im Zusammenhang damit bricht ein englischer Vernichtungskrieg gegen die deutsche Weltmacht aus. Im Zusammenhange damit entsteht nun wiederum ein Daseinskampf der Türkei gegen den russischen Imperialismus und gegen die englisch-französische Kolonialpolitik. Aus all dem entwickelt sich alsdann ein Irredentakrieg Italiens gegen seine bisherigen Bundesgenossen. In weiterer Ausdehnung dieser Katastrophe kommt der verwickeltste aller Balkankriege zustande. Ja, über Europa hinaus werden die Länder draußen in den Krieg hineingezogen. Japan entschließt sich zu einem Kolonialkrieg gegen Deutschland. Die Vereinigten Staaten beteiligen sich in der entscheidendsten Weise am europäischen Ringen. Die wenigen noch neutralen Mächte treten zum Teil in den Weltkrieg ein, zum Teil bewahren sie nur mühsam eine gewisse Unparteilichkeit. Man stelle sich weiter vor: diese kriegerischen Verwickelungen führen zu einem 4½jährigen Weltkriege. Der Kampf wird unter Anwendung aller Mittel der modernsten Waffentechnik aufs höchste gesteigert. Die Volkswirtschaftssysteme all dieser Staaten werden zu einer letzten Anspannung all ihrer Kräfte gezwungen, und die öffentliche Meinung wird allüberall

zu einem wahnwitzigen Haßausbruch getrieben. Wahrlich, ohne irgendwelche Bedenken hätte jeder in der klaren Vorahnung dieser Geschehnisse den Begriff einer Weltrevolution auf einen solchen Weltkrieg angewandt. Wenn man dann noch hinzugefügt hätte, daß diese ungeheuerlichen kriegerischen Anstrengungen mit einem völligen, revolutionären Zusammenbruche des Zarenreiches und einem halb kriegerischen, halb revolutionären Völkerwanderungsprozeß des aufgelösten Ostens enden würden, wenn man gar den Zusammenbruch der gesamten zentraleuropäischen Staatenwelt, einschließlich des kaiserlichen Ordnungsstaates Deutschland, als feste Tatsache vorausbedacht hätte — von Weltkrieg hätte niemand mehr gesprochen, und an der Tatsache der „Weltrevolution" wäre nicht mehr zu zweifeln gewesen.

Diese Anschauung wurde den Menschen während des Krieges genommen. Es fand eine gewaltsame, plötzliche, gewissermaßen national-revolutionäre Umstellung auf den Krieg statt. Die gedankliche Gleichsetzung von Weltkrieg und Weltrevolution schwand dahin. Am auffälligsten vollzog sich die geistige Revolutionierung der sogenannten Revolutionäre. Die internationale Sozialdemokratie hatte seit Jahrzehnten in ihrer aufklärerischen Agitation die Identität von Weltkrieg und Weltrevolution in die Seele der Massen eingebrannt, und nun beugte sich die Partei der nationalen Revolutionierung der Massen. Der Internationalismus schlug um in Chauvinismus. Das militärische Kampfspiel absorbierte alles. Man gefiel sich in dem Wahn, daß die tatsächliche Weltkriegsrevolution ein vorübergehendes Spiel militärischer Kräfte sei, daß sich daraus der militärische Sieg und aus dem militärischen Sieg der politische Aufstieg des Siegers entwickeln müsse.

Man könnte fast sagen, daß diese geistigen Revolutionsvorgänge von 1914 zu den wichtigsten Revolutionserscheinungen des Weltkrieges zu zählen sind. Sie störten und brachen so sehr das Gleichgewicht der seelischen Kräfte, daß in ihrem Gefolge weitere seelische Erschütterungen fast unausbleiblich waren. In jähem Pendelschlage folgte eine Geistesrevolution auf die andere. Nach dem merkwürdigen Wahn, daß der Weltkrieg eine nur die Oberfläche des Weltgeschehens berührende militärische Machtauseinandersetzung sei, kam in jäher Reihenfolge der entgegengesetzte Wahn auf, daß der Weltpazifismus der logische Abschluß des militärischen Ringens sein werde. Auf den militaristischen Massenwahn folgte der pazifistische Massenwahn. Es mag nebenbei erwähnt werden, daß der typische Vertreter des parteipolitischen Massendemagogentums, Erzberger, in beiden massenpsychologischen Verirrungen einer oberflächlichen Geistesrevolution führend mitgeirrt hat.

Heute schlägt, nach der Ernüchterung vom weltpazifistischen Traum, das seelische Pendel wieder etwas zurück. Wir stehen an dem Punkt, wo die Seele sich in revolutionär-militaristischen Verzweiflungsausbrüchen in der Welt Luft zu schaffen sucht. Auf die Oberflächenbewegungen des militaristischen und des pazifistischen Wahns folgt jetzt als Massenpsychose die ebenso oberflächliche revolutionaristische Strömung. Es ist bemerkenswert, daß alle drei Bewegungen in ihrer äußersten Form in Rußland ausbrachen und heute noch in der russischen Revolutionsbewegung nachzünden.

Zwischen der formalistisch-taktischen Betrachtungsweise der Parteipolitik und den blinden, oberflächlichen Gefühlseinstellungen der Massen gilt es, einen höheren Standpunkt zur Weltkriegsrevolution zu finden. Eine Warte muß erklommen werden, von der aus letzte Dinge furchtlos geschaut werden können, zugleich aber in reiner Luft Mut geholt wird zu einem stürmischen, dabei verantwortlichen Aktivismus. Denn so unheimlich sind die Tiefen, in welche die wirbelnde Bewegung unserer Zeit die Menschen hinabstößt, daß nur die geistig Stärksten und Widerstandsfähigsten aus dem Strudel sich emporringen, um von oben her die Flut zu überschauen und durch alle Not hindurch ihr Fahrzeug mit kräftiger Hand zu steuern.

Ohne geschichtlichen Abstand läßt sich eine Linie überhaupt nicht entdecken. Findet man aber durch geschichtliche Ausblicke im Glauben an die Zukunft einen Ruhepunkt der politischen Weltanschauung, dann kann von diesem „richtigen" Standort aus zuversichtlich an die politische Betrachtung der Zeit herangetreten werden.

Man kommt der Wahrheit am nächsten, wenn man den Begriff Weltrevolution so weit faßt wie nur möglich. Der Weltkrieg gelte hier, weil es einer geschlossenen Erlebnisanschauung so entspricht, als tragischer Abschluß einer Menschheitsepoche, als Zäsur der Weltgeschichte, als Schöpfungschaos einer neuen Zeit. In der Beweisführung für diese These sollen vornehmlich die Vorgänge des staatlichen Lebens, des wirtschaftlichen Ringens, des gesellschaftlichen Wachstums und der kulturellen Bewegung in Betracht gezogen werden.

* * *

Der Weltkrieg als Krisis des national-staatlichen Demokratismus

Da erscheint uns der Weltkrieg zunächst als revolutionäre Zusammenbruchsbewegung der staatlichen Führung und der staatlichen Lebensformen der Vorkriegszeit.

Die Staatsform des 19. Jahrhunderts war die nationale Demokratie. Sie war es auch in monarchischen Staaten. Der in selbstherrliche staatsbürgerliche Atome zerlegte Staat ruhte in den Händen des sogenannten Volkes, der organisierten Massen, der organisierten öffentlichen Meinungen. Staaten, die diesem Ideal am nächsten kamen, wurden fortschrittlich genannt. Andere, die ihm ferner standen, galten als reaktionär. Das seelische Gemeinschaftsfundament dieser modernen Demokratien war das moderne Nationalbewußtsein. Nicht umsonst versuchen die Verherrlicher des demokratischen Systems jetzt, da der offensichtliche Bankerott dieses Systems selbst bei den eigenen Anhängern keinen Glauben an die Zukunft mehr aufkommen läßt, den Umstand für das demokratische System auszuspielen, daß die demokratische Revolution von 1789 eine nationalistische Massenbewegung ausgelöst hat. Es wird dabei von den Pazifisten der Demokratie allerdings übersehen, daß die eigenartige Nationalisierung des demokratischen Staates, wie umgekehrt die eigenartige Demokratisierung der nationalen Strömungen im 19. Jahrhundert eine der Grundursachen der weltkriegerischen Erschütterungen unserer Zeit darstellt. Wo

nämlich Staat und Nation als historische Wirklichkeiten auseinandergingen, wurde die Realisierung des Nationalstaates entweder in der mechanischen Eroberung der nationalen Außengebiete versucht (vergleiche die Irredentapolitik Italiens), oder es wurde umgekehrt bei Verzicht auf irredentistische Außenpolitik in schärfster Herausarbeitung des Machtgedankens des gegebenen Staates die kolonisatorische, gewaltpolitische Gleichsetzung von Nationalbewußtsein und Staatswirklichkeit zu erzwingen versucht (vgl. den deutschen Staatsfetischismus seit Bismarck). In beiden Fällen gab die Demokratie der Politik den Inhalt der Massenzusammenfassung auf räumlicher Grundlage, das eine Mal am mechanischen Staatsbegriff, das andere Mal am mechanischen Nationalbegriff, unter Vergewaltigung der tausendfältig bedingten körperschaftlichen Gliederungen, die der demokratischen Konstruktion des Verhältnisses von Staat und Nation entgegenstanden. Ein Gleichgewichtszustand der Nationalstaaten hätte durch überlegene Führung vielleicht gesichert oder auf lange Zeit hinaus erreicht werden können. Da jedoch die Demokratie obendrein und in innerer Folgerichtigkeit eine unabhängige Führung der nationalstaatlichen Mechanismen unmöglich machte, kam über die gegebenen Machtformen jener Zustand der Unruhe, der die Weltlage zu Beginn des 20. Jahrhunderts besonders kennzeichnete.

Der Weltkrieg enthüllte nun vor aller Augen die Krisis in der Ordnung der mechanistisch-demokratischen Politik der modernen Nationalstaaten. Zunächst brach ein ungeregeltes, militärisch-politisches Kampfspiel aus, das zum Teil sogar merkwürdig widerspruchsvolle Formen annahm. Man vergegenwärtige sich nur die Politik der Grenzregulierung, die beide kriegführende Staatssysteme zum Zwecke der Höchststeigerung der Kriegskraft gegeneinander trieben. Dann wurde dieselbe Tendenz des nationaldemokratischen Grenzausgleiches in den irrsinnigen weltpazifistischen Traum hineingesponnen. Man denke dabei an die Rolle, welche das demokratische Selbstbestimmungsrecht der Nationen in der Politik Wilsons vor und während der Friedensverhandlungen spielte. Auch heute haben wir es immer noch trotz der voraufgegangenen Lehren mit derselben Tendenz zu tun. In dem wirren Durcheinander militaristisch-nationalistischer Sicherungspolitik der siegreichen Nationalstaaten und militaristisch-revolutionärer Verzweiflungspolitik der besiegten Nationalstaaten wird in demokratischer Selbstbestimmungspolitik gemacht. Damit vermehrt man in der Zeit des allgemeinen „Rette sich, wer kann" den staatlichen Wirrwarr. Deshalb zerbröckelt der Mechanismus der Großmächte in der heutigen Weltrevolution bis zu den alten Gebilden der ursprünglichen Stämme.

Die Demokratie hat also wohl im 19. Jahrhundert die Nationalstaaten geformt und geordnet. In der Weltkriegsrevolution aber zerbrechen diese Formen, nicht zuletzt an den Entartungen des demokratischen nationalstaatlichen Prinzips selbst. Mit dem Versuch, die nationale Idee und den staatlichen Gemeinschaftsgedanken auf Massenatomismus festzulegen, entzog die Demokratie den Großmächten der Vorkriegszeit, den kämpfenden Systemen des Weltkrieges und den „siegreichen" demokratischen Staaten des Westens die Gemeinschaftsgrundlagen und die Führervoraus-

setzungen gerade in dem Augenblicke, da die Demokratie auf den Dächern des staatlichen Weltgebäudes die Fahne des Pazifismus aufpflanzte.

Die pazifistische Weltgemeinschaft war nicht nur deswegen eine Utopie, weil dem rationalistischen Überbau des ungeregelten, machtpolitischen Spiels der Nationalstaaten, und zwar nicht zuletzt durch die demokratische Artung der nationalstaatlichen Grenzschieberei das seelische Fundament einer Weltgemeinschaftsgesinnung entzogen wurde, sondern weil die Demokratie gleichzeitig in ihren verhängnisvollen Massenanbetereien eine starke, unabhängige und schöpferische Führung der gewollten Weltgemeinschaft von vornherein unmöglich machte.

Schon in den Monaten, da der Weltkrieg dank seinem Ablauf innerhalb fester, bürokratischer Formen den Eindruck sicherer Steuerung weckte, verhinderte die Demokratie die Führung zum Frieden. Der demokratische Mechanismus der öffentlichen Meinung in allen Ländern der Welt legte jede unabhängige Staatskunst lahm und beschwor damit die revolutionäre Auflösung der kriegführenden Staaten herauf. Als der ungeregelte Kriegswahn der öffentlichen Meinung zum ungeregelten defaitistischen Friedenswahn sich umkehrte, konnten unabhängige, schöpferische Former eines Weltfriedens in der demokratischen Formalistik nicht mehr hochkommen. Der messianische Held des demokratischen Pazifismus, Wilson, wurde selbst ein feiger Ausbeger des oberflächlichen Feigheitspazifismus: der geschobene Schieber, der geführte Führer, die personifizierte Katastrophe der demokratischen Weltfriedenspolitik. Heute, da die fanatischsten Pazifisten des Weltkrieges zu blutigen Militaristen der proletarischen Weltrevolte und umgekehrt die militaristischsten Völker, Deutschland und Frankreich, zu zähen Wortstreitern um Sinn und Inhalt des Völkerbundfriedens von Versailles geworden sind, enthüllt sich im weltrevolutionären Staatenchaos in geradezu jämmerlicher Weise das Führerchaos der abendländischen Nationalstaaten.

Mit einem Wort, dem Versagen der modernen, demokratischen Nationalstaatenpolitik in der Lösung des innerpolitischen Problems der staatlichen Führung und der nationalstaatlichen Gemeinschaft entspricht makrokosmisch der Zusammenbruch der Weltdemokratie und des Weltvölkerbundes in der weltrevolutionären Auflösung des Gleichgewichts der bisherigen Großmachtsysteme. Damit steigt über die Welt das Gespenst einer jahrzehntelangen Aufwühlung und Zerrüttung aller staatlichen Lebensformen herauf.

* * *

Der Weltkrieg als Krisis der alten Wirtschaftsordnung

Die Lebensform der Wirtschaft war der Kapitalismus, ein System, das entsprechend dem demokratischen Liberalismus im Staate vom gemeinschaftsverneinenden Freiheitsgedanken ausging, um das Individuum zu erlösen, sich aber in der Weise entwickelte, daß die freie Entfaltung der Persönlichkeit ob der Trennung von der Gemeinschaft im mechanischen Massenorganisationswesen unmöglich gemacht wurde.

Ganz in den Tiefen der Wirtschaftsordnung, dort, wo die aufgesparte Arbeit in Kapital sich verdichtete, vollzog sich nach eigener Gesetzlichkeit eine Organisation, eine Massenzusammenfassung des entseelten Geldes. Man nannte dies die Grundlegung der Wirtschaft in der automatischen Geldregulierung. Zins und Zinseszins ballten sich mechanisch zusammen. Im Bank- und Börsenbetriebe fand diese Regulierung ihren vollendeten technischen Ausdruck. Die wenigsten Menschen sahen in dieses Getriebe hinein. Die es beherrschten, waren vielfach Spieler, Spekulanten, Jobber. Gemeinschaftsverbundene, verantwortliche Führer der Geldbewegung fehlten.

Der Weltkrieg trat an dieses Geldfundament der Wirtschaft zersetzend heran. Und sofort offenbarte sich die hohle Mechanik. Die mit dem August 1914 einsetzende Weltrevolutionierung brachte allmählich den Zusammenbruch der Geldmaschinerie. Worte darüber zu verlieren, erübrigt sich. Die Geldregulation wurde eine Geldrevolution. Die Geldordnung eine Geldunordnung. Aus dem Fundament der Wirtschaft wurde ein alles unterwühlender Sumpf.

Der Kapitalismus des 19. Jahrhunderts hat nicht nur im steinernen Geldunterbau die freie Persönlichkeit erstickt und damit sich selbst das Grab geschaufelt. Er hat auch im lebendigen Prozeß der Arbeit, in der Produktionsordnung immer mehr den echten Individualismus, den Gemeinschaftsindividualismus, in einen demokratischen Massenindividualismus verkümmern lassen, der weder Führung der Arbeit noch Arbeitsgemeinschaft kannte. Die arbeitenden Menschen glaubten zwar, der Arbeit zu leben. In Wirklichkeit lebten sie nur noch den Mechanismen, die in ausgeklügeltster Weise die Arbeit teilten, ohne sich um eine Führung zu sorgen, die synthetisch-organische Zusammenfassung gewährleistete. Man überließ diese sorgenvolle Aufgabe unbekannten Mächten, dem „Fortschritt", dem „Sozialismus", der „Zeit".

Das Eigentümlichste an dieser zukunftsfroh und illusionistisch aufgemachten Anarchie (Anarchie = Führerlosigkeit) war, daß sie den Eindruck einer geradezu faszinierenden Ordnung machte, daß die Ordnung sich nach einem „Naturgesetz" tatsächlich zum Fortschritt zu entwickeln schien. Es gab keine echte Sorge darum, daß für die echtesten Bedürfnisse der Menschen nicht genügend „Produkte" da waren, oder daß für die Befriedigung der Bedürfnisse das Geld nicht ausreichte. Das Verhältnis zwischen Produktion und einem bestimmten Konsum schien sogar derart, daß der Konsum angestachelt werden mußte. Die Bedürfniserregungswirtschaft der Vorkriegszeit kannte mithin das Übel der Überproduktion, der Absatzstockung, der Preisschwankungen. Diesen Übeln suchte man durch eine ängstlich konservativische und feige ausweichende „Politik" abzuhelfen. Kartelle wurden geschaffen, um die Produktion zu vermindern. Daß von unten her das Verhältnis von Waren und Konsum als ein Mißverhältnis empfunden wurde, sah man wohl. Aber man glaubte, mit sozialer Reformpolitik ein seelisches Gleichgewicht leicht herstellen zu können. Die Auswüchse des herrlichen Systems sollten mit politischen und sozialen Gefühls-

duseleien verkleistert werden. Die „Ordnung" selbst durfte nicht angezweifelt oder angetastet werden.

Die mit dem Weltkrieg beginnende Revolutionierung durchbrach das Schema der Produktionsordnung. Das Verhältnis zwischen Produktion und Konsum ward auf den Kopf gestellt. Ein gewaltiges Sinken der Erzeugung von notwendigen Gebrauchsgütern trat ein. Die kriegführenden Mächte als solche, wie die ins Fluten geratenden Volksmassen, entwickelten um so größeren Hunger nach Gütern aller Art. In die Lücke zwischen Warenproduktion und Warenkonsum schob sich das Papiergeld. Während es der Wirtschaft der Vorkriegszeit als Tragsäule diente, legte es sich nun als Querbalken zwischen Produktion und Konsum, um zwischen beiden eine Notbrücke herzustellen, und schob damit beide immer mehr auseinander. Die Wirtschaftspyramide stürzte zusammen. Alles geriet in chaotische Bewegung.

In dem unbegreiflichen Durcheinander aller Dinge machten sich besonders zwei kreisende Bewegungen geltend: Die zentrifugale Bewegung im steigenden Papierumlauf, in der Inflation, in der Tendenz zur Vermehrung der Bedürfnisse bei Verminderung der Produktion; die entgegengesetzte zentripetale Konzentrationsbewegung in der Tendenz zur Befreiung der Wirtschaft vom Notenpreßkapitalismus, in der Tendenz zur Rettung oder gar Steigerung der Produktion unter möglichster Anpassung an die primitiven Bedürfnisse der Menschen, in der Umstellung der Bedürfniserregungswirtschaft zur Bedarfsdeckungswirtschaft, in der „Sozialisierung", d. h. der Verantwortlichmachung der wirtschaftlichen Führerschicht gegenüber den entarteten wirtschaftlichen Mechanismen.

Es zeigt sich bis jetzt, daß die auflösende Bewegung in der Wirtschaft noch die intensivere ist. Der Zusammenbruch des alten Kapitalismus in der Geldversumpfung wie in den unaufhörlichen Störungen des Produktionsverlaufs geht noch weiter. Die Gegenkräfte wehren sich verzweifelt mit nur mittlerem Erfolge.

* * *

Der Weltkrieg als Krisis der Gesellschaftsordnung

Denn der Weltkrieg offenbart sich bei näherer Erforschung der tiefen Ursachen des Zusammenbruchs der staatlichen wie der wirtschaftlichen Formen immer mehr als eine Zusammenbruchsrevolution der menschlichen Gesellschaft.

Staatsform und Wirtschaftsform waren ja nur die äußersten Machtformationen und Lebensäußerungen, die weltgeschichtlich relativen Umkleidungen der schaffenden Gesellschaft. Wenn also in der Weltkriegsrevolution die festen Ordnungen der staatlichen Einzelsysteme, wie der internationalen Bündnissysteme, und das Gefüge der nationalstaatlichen Wirtschaftsgebilde, wie des Weltwirtschaftssystems, als Scheinordnung sich enthüllten und in Unordnung sich auflösten, dann geschah dies deshalb, weil im Hintergrunde dieser Dinge die Hohlheit der jenen Systemen Leben einhauchenden menschlichen Gesellschaft sich enthüllte.

Diese Gesellschaft war atomistisch-individualistisch. Sie verkannte die Natur des Menschen, als sie den einzelnen utopisch zum Könige der Welt machte und zugleich aber die königliche Verantwortung des besseren Ich gegenüber dem schlechteren in rationalistischem Glauben an die absolute Güte des Menschen und in einem öden Gerede von der Gleichheit aller wegdisputierte. So vernichtete leichtherzig das 19. Jahrhundert die echte Gemeinschaft. Den Mann machte die Zeit zum Weib, das Weib zum Mann. Sie emanzipierte das Kind. Wie man den Einzelmenschen als peripherischen und exzentrischen Gehirnmenschen von seinem besten und irrationalsten Lebenszentrum loslöste, so zerriß man die Familiengemeinschaft durch peripherische Emanzipationsbestrebungen des Weibes und des Kindes. Warum auch nicht? Auf dem Hintergrunde rationalistischer Verherrlichung der menschlichen Naturvollkommenheit sollte ja der Fortschritt des Einzelnen zum Humanitätsideal und damit auch die Kulturvollendung der Menschheit selbst durch aufklärerisches Freiheitsstreben gewährleistet sein.

Die dem Weltkrieg voraufgehenden und ihn mählich zeugenden Zeiten rissen dem Einzelmenschen wie der Familie das Gemeinschaftsideal und die Gemeinschaftsgesinnung aus dem Herzen. Sie leugneten dementsprechend auch die sozialen Funktionen im Sinne der beruflichen Gemeinschaftsverpflichtungen. Der Berufsverband mit ständischer Sitte, ständischer Ehre, ständischer Gemeinschaftsverpflichtung nach innen und nach außen wurde zur reaktionären Utopie gestempelt. Der Beruf des Menschen war nicht innere göttliche Berufung, war nicht mehr Spielraum eines inneren Ethos, sondern Betätigungsfeld eines rein materiellen Erwerbsstrebens. Die sogenannten sozialen Bindungen sanken zur Massenzusammenfassung von kämpferischen Erwerbsatomen herunter. Es schichtete sich die Gesellschaft nach Lohnklassen, Erwerbsklassen, Profitklassen. Alle standen in materialistischer Kämpferei gegeneinander. Lohn- und Gehaltskampf wurde zum Inbegriff sozialer Solidarität. Wer darüber hinausdachte und darüber kämpfend hinausstrebte, war entweder ein Reaktionär oder ein Utopist.

Kaum sinnvoller war die „gesellschaftliche Hinführung" des politisierenden Atoms, genannt Wähler oder Staatsbürger, zum Staate. Da leibhafte Volksgemeinschaft weder von der Familie noch vom Beruf noch von der Heimatgemeinde her in steter Erneuerungsbewegung aufwärts wuchs, konnte in der sogenannten nationalen Zusammenfassung der Volksgemeinschaft in den modernen Nationalstaaten auch nicht der alles überragende Gemeinschaftswille eine Formung finden, die aus der Führung heischenden Gemeinschaftssehnsucht des Volkes kam. In politischen Weltanschauungen, die gar keine positiven Weltanschauungen waren, sondern schlagwortartige Kampfparolen und nichtige Doktrinen zur Rechtfertigung kämpferischer Bestrebungen der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen, auch der konfessionellen Schichtungen darstellten, wurden die Staatsbürger zusammengefaßt und — gegen den Staat mobilisiert. Die parteipolitische Aufklärung war keine Bindung an den Staat, sondern eine aufklärerische, peripherische Emanzipationskämpferei g e g e n den Staat. Die Parteien nahmen nur so viel Anteil an dem Staatswohl, wie ihnen

selbst und den durch sie vertretenen Interessenschichten Nutznießungsrechte und Ausbeutungsrechte gegenüber dem Staate gegeben waren.

Der Weltkrieg hat nun die Parteien- und Klassenschichtung der Gesellschaft in einer ganz bestimmten Höhenlage überrascht. Parteien und Klassen waren um das Jahr 1914 in heuchlerischster Weise ineinander verstrickt und kämpften unter verantwortungsloser Beauftragtenführung rücksichtslos ihr Interesse gegen den Staat in einem ungeregelten Kampf um die Staatsmacht aus. Nach einer kurzen Periode des parteipolitischen Burgfriedens, die von zukunftstarker Staatsführung zu einer gewaltigen persönlichen Initiative hätte genützt werden müssen, konnte an der langen Dauer des Weltkrieges die Parteikämpferei und Klassenkämpferei gegen den Staat sich wieder entzünden und in inniger Wechselwirkung mit den oben geschilderten Zusammenbruchserscheinungen der staatlichen und der wirtschaftlichen Lebensformen in einem Parteiklassenkriege zu einem Weltbrand auflodern. Heute ist die sogenannte gesellschaftliche Ordnung der Vorkriegszeit, sofern sie in der Partei- und Klassenschichtung des 19. Jahrhunderts ihren Ausdruck gefunden hat, bei der rettenden Formel „hie Bürgertum, hie Proletariat" angelangt, einer Formel, in der sich der ganze Irrsinn der aus dem 19. Jahrhundert herausgewachsenen Gesellschaftsordnung offenbart.

Die Tragödie der gesellschaftlichen Revolution nimmt nun in der Auflösungsbewegung des Weltkrieges folgende Gestalt an: Einesteils wird das Bürgertum proletarisiert, andernteils das Proletariat verbürgerlicht. Der vertikale Umschichtungsvorgang nimmt einen völlig ungeregelten Verlauf an. Die einzelnen Atome der beiden Schichten geraten in chaotische Bewegung. Gleichzeitig aber verschärft sich der Kampf zwischen den ohne seelische Gemeinschaft und ohne verantwortliche Führung ihren Daseinskampf austragenden Kampforganisationen der beiden Schichten. Aus den parteimäßig klassenkämpferischen Ausartungen dieser Gesellschaftsrevolution droht jeden Moment der blutige Aufeinanderprall beider atomistischen Schichten. Bei jeder starken Reibung, bei jedem ernsthaften revolutionären Zusammenstoß lösen sich Staat, Wirtschaft und Gesellschaft mehr und mehr auf — und in einem furchtbaren Hungerkrieg aller gegen alle findet das Ganze seinen Abschluß.

So vollendet sich der Kreislauf des individualistischen Erwerbsmaterialismus auf dem Umwege um eine Zusammenbruchsbewegung aller mit ihm verbundenen Scheinorganisationen nach den Ausartungen der Weltkriegsrevolution in einem Selbstvernichtungsprozeß.

* * *

Der Weltkrieg als Krisis der abendländischen Kultur

Letzten Endes landet eine Untersuchung über die weltrevolutionären Erscheinungen des Weltkrieges in der Feststellung der Tatsache, daß am Zusammenbruche der staatlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zivilisationsformen der sogenannten modernen Zeit sich das Fehlen einer wahrhaft innerlichen Kultur enthüllt. Der Zivilisation fehlte die Seele.

Den tausendfältigen zivilisatorischen Organisationsformen wurde zwar mit rationalistischen Aufklärungsgiften gedient und damit die Kraft zur Scheinblüte verliehen, aber die allein echte Nahrung ethischer und religiöser Gemeinschaftsideen wurde ihnen vorenthalten. Die angestaunten Formen, die wir vor dem Kriege als gesteigerten Ausdruck der Lebenskraft der abendländischen Kultur empfanden, waren in Wirklichkeit exzentrische Blüten eines Kulturbaumes, bei dem die innere Säfteerneuerung ins Stocken gekommen war.

Die Pflanze schöpft ihre Kraft aus den Himmelssphären und aus den geheimnisvollen Tiefe der Erde. Auch der Mensch ist, im natürlichen wie im übernatürlichen Sinne, wesentlich von beiden Licht- und Kraftquellen abhängig. Himmel und Erde sind sein Lebenselement.

So auch der Kulturkreis eines Menschheitskreises. Auch da ist die leibliche und seelische Kraft wesentlich durch Erdverwurzelung und Himmelsbestrahlung bedingt. Die physische Erneuerungsbewegung setzt mehr Schollenverbundenheit, der psychische „Kulturfortschritt" mehr Gott-Verbundenheit (Religion) voraus.

Auf das Abendland angewandt: Die Erdkraft stellte hier germanisches Volkstum dar, im weitesten Sinne des Wortes, und Sonnenkraft war das Christentum.

Die Lebenskrisis der abendländischen Kultur setzt schon da ein, wo „fremde Elemente" den Umlauf beider Kräfte zu stören begannen. Im Grunde, genau wie im Leben des Einzelmenschen lagen schon in der Zeugung und in der Geburt dieser Zeit unreine Zersetzungskräfte und der Keim des Zerfalls.

Die Eigenart der „modernen Zeit" lag nun darin, daß innere Auflösung und äußere Aufblähung Hand in Hand gingen. Sonnenkraft und Erdkraft verfielen rationalistischer Zersetzung. Außenseitig aber blühte, herrlich, die neuzeitliche Zivilisation. Sie blühte als abstrakte, analytische Wissenschaft, als sublimierte Vergeistigung der künstlerischen Form, als detailliertes Schulwissen, als technischer Fortschritt, in der Politik als ein Massengerede und Massengetue. Das Kulturzentrum aber, christliches Germanentum bzw. germanisches Christentum — beide im weitesten und tiefsten Sinne gefaßt — kam nicht genügend zur Entfaltung oder wurde ganz preisgegeben.

Es fügte sich deshalb, kulturgeschichtlich gesehen, ganz natürlich, daß der Weltkrieg in seinem äußeren Verlauf wie in seiner inneren Tendenz ein brutaler Kampf gegen die christlich-germanische Kraftmitte Europas war. Dort kreisten noch am blutvollsten die physischen Kräfte des abendländischen Christentums. Daß sich dieser Saftumlauf von dem Augenblick an, da Bismarck die Kräfte auch staatlich band, in geradezu überwältigender Weise in der Weltpolitik und in der Weltwirtschaft Geltung verschaffte, regte allüberall Gegenkräfte. Und insofern war der Weltkrieg die Weltreaktion gegenüber den Ausstrahlungen des deutschen Kraftzentrums in Europa.

Im ersten Stadium des Krieges rang die moderne Zivilisation in ihrem Übermut gegen deutsche Kraft. Auch die zaristische Bourgeoisie war in dieser Beziehung westlerische Zivilisation. Es ist bekannt, welchen Widerstand das Land der Mitte gegen eine Welt von Feinden leistete.

Im Stadium der revolutionären Kriegsauflösung erleben wir denselben Ansturm in noch brutaleren Formen. Einesteils wird der Weltkrieg vom Westen her unter der blindwütigen Führung des zivilisatorisch „fortgeschrittensten Bourgeoisie-Frankreich" gegen das germanische Gefahrzentrum fortgesetzt. Andernteils drückt auch die teils westlerisch-marxistische, teils östlich-slawische „Weltrevolution" mit unheimlicher Wucht gegen die europäische Mitte.

Die germanische Erd- und Volkskraft wird bedroht vom siegeswahnsinnigen Romanentum, dem der Haß gegen das Deutschtum jedes Verantwortungsgefühl für die abendländisch-europäische Rettungsarbeit erstickt, und vom revolutionswahnsinnigen Slawentum, dem der Haß gegen den „kapitalistischen Westen" ebenfalls jegliche Einsicht in die Bedingtheiten der Wiederaufbauoperationen nimmt.

Die christliche Sonnenkraft wird bedroht vom bourgeoisen Rentenkapitalismus, der in dem Satz „les boches paieront" im Westen seine Geisterorgien feiert, wie vom proletarischen Rentenkapitalismus, der unter dem Namen „Bolschewismus" als materialistische Weltseuche von Osten her Deutschland und die Welt bedroht.

Man kann also ohne Übertreibung den Satz wagen, daß in der weltrevolutionären Steigerung und Fortsetzung des Weltkrieges die Krisis der abendländischen Kultur sich zur Katastrophe, zum „Untergang des Abendlandes" zu entwickeln droht.

* * *

Die Rettung

Hier steht zuletzt die Frage nach der Rettung.

Wer wollte verneinen, daß es sich in der Weltkriegsrevolution tatsächlich um die Daseinsfrage der abendländischen Kultur handelt! Wer möchte daran glauben, daß Rettung auf Grund oberflächlicher und kurpfuscherischer Rezeptmacherei denkbar sei!

Nur eine irrationale Gemeinschaftsbewegung, die aus der Tiefe der abendländischen Kulturverwurzelung ihre Kraft holt, kann zunächst Sammlung ermöglichen und dann neuen Aufstieg vorbereiten.

Der äußere Anstoß zu einer solchen Bewegung ist das Erlebnis der Not unserer Zeit.

Allüberall wird heute schon Gesamtnot gesehen. Der einzelne empfindet an sich selbst auch Teilerscheinungen der Weltrevolution als persönliche Not. Nur wenn im Gefühlsleben der Menschen immer mehr die persönlichen Nöte als Rückwirkung der Gesamtnot erlebt werden und die Gesamtnot wiederum im Umkreise des persönlichsten Lebens empfunden wird, können aus diesem Erleben und dem entsprechenden irrationalen, halb egoistischen, halb altruistischen Selbstbehauptungswillen eine neue Gemeinschaftssehnsucht und ein neuer Gemeinschaftswille entstehen.

Schon heute kann jeder, der Augen hat, beobachten, wie der Gemeinschaftsgedanke in allen Wiederaufbaubestrebungen und Rettungsversuchen in irgendeiner Form durchbricht und der rationalistischen Zersetzungskräfte Herr zu werden sucht.

Das Chaos der Zeit ist Chaos des Werdens. Aus alten Formen entwickelt sich neues Leben.

Kein Mensch weiß, weil jeder Maßstab fehlt, in welchem Zeitmaße der Kreislauf der zersetzenden und der rettenden Bewegung sich abspielen wird. Keiner übersieht die Unendlichkeit der Möglichkeiten, die in diesem tollen Wirbel heute noch als Formen der Zukunft geborgen sind; keiner weiß, wieviel von den alten Formen durch die Kraft der Erneuerung noch am Leben gehalten werden kann und wieviel davon endgültig verloren ist; niemand ahnt, welche Kräfte aus der Führersehnsucht, die der Gemeinschaftssehnsucht der Zeit entwächst, neu aufsteigen werden, um mit der göttlichen Kraft schicksalsmäßiger Berufung den Lauf der Dinge an bestimmten Punkten umzubiegen und in eine selbstgewollte Richtung zu lenken. Gerade darin liegt das größte Geheimnis der Weltrevolution, daß sie jeder rationalistischen Vorausbestimmung spottet. Weder der Rationalismus eines Rathenau, noch das überdauernde Analogiedenken Spenglers und am allerwenigsten die Vorausschau marxistischer Geschichtskonstrukteure vermögen an dieses letzte Geheimnis der Zeit heranzukommen.

Gerade weil die Weltrevolution die irrationale Rückwirkung auf mehrhundertjährigen Rationalismus und ganz besonders auf den Mechanismus des 19. Jahrhunderts war, kreist in ihrem Mittelpunkt, gegenpolar, ein Urstrom des Willens. Haß und Liebe stehen auf, um die nackte Revolutionsgöttin Vernunft in die Schranken zu weisen. Dort, wo sich diese beiden Mächte in der unendlichen Zeugungskraft der Haßliebe, die in jedem großen Führertum mächtig ist, kreuzen, wird die Wiedergeburt zusammenfassend-schöpferischen Geistes sich vollziehen.

Das wird die Auferstehung aus dem Tode der Weltkriegsrevolution sein.

Irland

Von

Gerald Hamilton

I

„Die feindliche Macht, die in das Herz der Nation hineingepflanzt wurde, zerstörte jede Möglichkeit einer zentralen Regierung, die sie selbst auszuüben nicht fähig war. Wie die Spitze eines Speers, die in einen lebenden Körper eingeschlossen ist, verursachte sie um sich herum Entzündungen und brachte alle Lebensfunktionen in Unordnung."

Dies sind ein paar Zeilen aus der Feder eines englischen Schriftstellers über die Geschichte Irlands. Leckys Worte sind so wahr, als ob sie sich auf die heutigen Zustände Irlands bezögen und nicht auf die, welche vor 600 Jahren dort herrschten. Das Irland des 14. Jahrhunderts war gewiß in böser Lage, aber ich glaube nicht,

daß Irland im 20. Jahrhundert irgendwie glücklicher ist; ich glaube eher, daß das Gegenteil der Fall ist.

Um den Gegenstand meines Aufsatzes sachgemäß zu behandeln, möchte ich ihn in drei verschiedene Abschnitte teilen. Der erste Abschnitt ist ein kurzes Resumé der Geschichte Irlands bis zu dem Zeitpunkt, den wir als die „Sinn Fein"-Phase oder den Anfang vom Ende der englischen Herrschaft in Irland bezeichnen können. Im zweiten Teil versuche ich die heute in Irland herrschenden Zustände zu beleuchten. Auf die Gefahr hin, ein Egoist genannt zu werden, gebe ich im dritten Abschnitt einige meiner eigenen Erlebnisse und Empfindungen in einem englischen Gefängnis wieder.

Der erste und (Gott sei Dank) der einzige Engländer, welcher auf dem päpstlichen Thron saß, benutzte seine Pontifikatstellung dazu, um eine Bulle zu erlassen [1]), welche den damaligen Herrscher Englands, Heinrich II., ermächtigte, ein Heer nach Irland zu senden und von diesem Lande Besitz zu nehmen. Heinrich II. verlor keine Zeit, eine Armee von normannischen Edelleuten und deren Anhängern zusammenzubringen, und 1172 gelang es ihm unglücklicherweise, im Süden Irlands vorzudringen. Trotz wiederholter Anstrengungen war er jedoch nicht in der Lage, mehr als einige bestimmte Landstreifen zu erobern, die er unter seine Freunde, die Geraldines, Butlers, de Burgos usw. verteilte. Unter der Regierung Eduards III. von England wurden die englischen Ansiedler beinahe ganz ausgetrieben. Dieser König sandte jedoch seinen dritten Sohn, den Herzog von Clarence, als Lord-Lieutenant hin [2]). In seiner Geschichte Irlands bemerkt Joyce, daß Clarence eine „ungeeignete Persönlichkeit" war, dorthin gesandt zu werden, „denn", sagte er naiv, „er zeigte einen wahnsinnigen Haß gegen die Irländer", ein Präzedenzfall, dem die späteren Eindringlinge folgten. Seine erste Handlung war die Einsetzung eines englischen Parlaments in Kilkenny, welches die berühmten „Statuten von Kilkenny" zum Gesetz erhob. Diese Statuten bestraften Heiraten, Adoptionen, kameradschaftlichen Verkehr und Beziehungen irgendwelcher Art mit der irländischen Bevölkerung als Hochverrat. „Wenn jemand einen irischen Namen annahm," sagte Joyce, „die irische Sprache oder irische Tracht gebrauchte, auf einem Pferde ohne Sattel ritt oder irgendeinem anderen irischen Brauch und Sitte folgte, so war all sein Gut und Habe sofort dem Staat verfallen."

Es war nicht zu verwundern, daß diese angenehmen Zustände vielfach zu Reibereien und unterbrochenem Kriegführen zwischen den Irländern und den englischen Ansiedlern führten; man kann sagen, daß dies bis zu der Zeit Heinrichs VIII. dauerte. Zu dieser Zeit war die hochberühmte Familie der Geraldines mit den irischen Interessen so verwachsen, daß sie so irisch war wie die O'Neills. Lord Thomas Fitz-

[1]) Papst Hadrian IV. Man hat die Authentizität der Bulle in Frage gestellt. Ich meine, es wäre richtiger, in Frage zu stellen, ob selbst ein Papst aus dem 12. Jahrhundert das Recht hatte, über fremde Länder zu verfügen, wie wenn sie zu seinem Privatbesitz gehörten.

[2]) „False, fleeting, perjur'd Clarence." Shakespeare.

gerald [3]) fühlte sich stark genug, um 1534 einen Aufstand gegen England zu veranstalten, der ebenso fruchtlos verlief, wie sporadische spätere Erhebungen. Er wurde gefangengenommen und nach schweren Leiden im Londoner Gefängnis mit der üblichen Grausamkeit zu Tyburn 1537 hingerichtet [4]).

Dies war der Anfang einer Reihe von Geraldine-Aufständen, die bis weit in die Regierung der Königin Elisabeth hinein dauerten. Diese unternehmende Frau versuchte die Unterwerfung Irlands aus keinem besseren Grunde als dem Wunsche, „die Papisten auszurotten".

Der Geist Irlands, ungleich den Streifen seines Landes, konnte niemals von einem englischen König oder dessen Stellvertreter erobert werden und wird es auch niemals. Während der Zeit der Verfolgungen unter Elisabeths Herrschaft flohen die Führer des irischen Adels nach Spanien, Österreich oder Frankreich, wo sie zu den höchsten Ehrenstellen emporstiegen und allgemeines Ansehen erlangten. James I., der erste Herrscher Englands aus dem Hause Stuart, parzellierte die kürzlich eroberten Ländereien von Ulster, die den vertriebenen O'Neills gehört hatten, unter seine schottischen Freunde; so kam es, daß seit Beginn des 17. Jahrhunderts die Namen Stewart, Campbell, Hamilton u. a. in der irischen Geschichte hervortreten.

Die Stuarts machten niemals einen ernstlichen Versuch, die schwierige irische Frage zu lösen, so wenig wie sie irgend etwas ernst nahmen, was nicht ihr eigenes Vermögen betraf. Nach seiner Vertreibung vom englischen Thron machte James II. lebhafte Anstrengungen, die Irländer unter seine beschmutzten Fahnen zu sammeln, und sein Aufruf hatte einen gewissen Erfolg, wahrscheinlich deshalb, weil sein Festhalten an der katholischen Kirche ihm den Thron gekostet hatte. Seine Niederlage in den Schlachten von Boyne durch Wilhelm von Oranien hatte eine allgemeine Auswanderung des übriggebliebenen irischen Adels zur Folge, dessen Mitglieder vielfach Zierden des französischen Hofes wurden, wie der ritterliche Sarsfield. Irländer flohen, um neue Kolonien in Amerika zu gründen oder Frankreichs Schlachten gegen England zu gewinnen, wie es die Irische Brigade zu Fontenoy tat.

Der Vertrag von Limerick eröffnete eine neue Ära religiöser Verfolgungen, die durch das ganze 18. Jahrhundert dauerte. Der Engländer Young schildert in seinem Werk „Reisen in Irland" in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts den erschreckenden Zustand mit solchem Nachdruck, daß das Interesse eines jeden Lesers wachgerufen wurde. Der Aufstand von 1798 [5]) ist wohl von England selbst absicht-

[3]) In der Geschichte als „Seiden-Thomas" bekannt wegen der prächtigen Ausstattung seines Gefolges und dem Wert, den er auf reiche Gewänder und Leckerbissen legte. Sein weibisches Äußere verbarg den Mut eines Löwen und ein äußerst edelmütiges Herz.

[4]) Im Museum zu Dublin liegt noch das Original eines höchst rührenden Briefes, den der Seidene Lord aus dem Tower-Gefängnis an einen seiner alten Anhänger geschrieben hat — gezwungenermaßen in Englisch geschrieben hat: „Since I came into prison, I have had neither hosen, doublet nor shoes nor any shirt but one — — and so I have gone shirtless, barefoot and barelegged divers times (when it hath not been very warm) and so I should do still but that poor prisoners, of their gentleness, hath sometimes given me old hosen and shoes and shirts."

[5]) Lord Edward Fitzgerald wurde damals auf seinem Krankenlager in einem Zimmer in Dublin in brutalster Weise von Engländern ermordet.

lich provoziert worden, um eine Entschuldigung zu haben, einem unwilligen Irland die Union aufzuzwingen. Die Beredsamkeit eines Grattan und die französischen Waffen, die Wolfe Tone brachte, waren gleich machtlos, um Irland zu retten. Der englische Staatsmann Pitt nahm seine Zuflucht zu dem schmählichsten Mittel, um die Annahme des Uniongesetzes zu erwirken, indem er in der offensten, schamlosesten Weise Gold und Titel auf diejenigen regnen ließ, welche bereit waren, für die Union zu stimmen.

Bis 1829 hatten Katholiken in England und Irland keine bürgerlichen Rechte, obwohl mehr als 90 Prozent der Bewohner von Irland katholisch waren. Ja, jede religiöse Zeremonie, selbst die Beherbergung von Geistlichen, war während der Anwendung des Zwangsarbeitsgesetzes bei entsetzlichen Strafen und Konfiskationen verboten.

Es blieb einem Irländer, Daniel O'Connell[6]) vorbehalten, diesen Zustand zu beseitigen und das erste katholische Mitglied des englischen Parlaments seit der Reformation zu werden.

Von der Zeit O'Connells an bis auf den heutigen Tag spielt die neuere Geschichte Irlands. Die Bemühungen Parnells um die irische Unabhängigkeit sind von allen, die sich für die Erreichung ihres Zieles auf bloße Waffengewalt verließen, einem Erfolge am nächsten gewesen.

Wie die Engländer Briefe, die in den „Times" veröffentlicht wurden, fälschten, um seine Verbindung mit den Phönix-Park-Morden zu beweisen, wie der Fälscher aufgespürt, aber rechtzeitig nach Spanien entkommen, von einem englischen Schwurgericht wegen Urkundenfälschung und Meineid verurteilt worden ist und in Madrid Selbstmord beging, das ist allgemein bekannt. Nachdem sie Parnell in dieser Weise nichts anhaben konnten, griffen sie, unglücklicherweise mit größerem Erfolge, sein Privatleben an, und seine Beziehungen zu Mrs. O'Shea, der Gattin eines Freundes, bildeten den Grund für das Ende seiner glänzenden Laufbahn.

Irlands Geschichte von dem Sturze Parnells bis zu dem selbst auferlegten Märtyrertum des Oberbürgermeisters von Cork[7]) fällt in den Lebenslauf der meisten von uns. Hätte England wirklich einmal den Wunsch, allein in Irlands

[6]) Ein gutes Beispiel für die Dankbarkeit der englischen Katholiken, die aus dem Entschlusse O'Connells den gleichen Vorteil zogen, ist die Agitation, welche der berüchtigte, mit der Öffentlichkeit kokettierende englische Jesuit Father Bernard Vaughan in der englischen Presse dahin treibt, daß dem Oberbürgermeister von Cork im Brixton-Gefängnis die heilige Kommunion verweigert werden soll. Dieser unternehmende Geistliche hat sich bei den Deutschen schon früher durch eine berühmte Predigt beliebt gemacht, die er während des Krieges in der Farmstreet-Kirche zu London hielt, und in der er zum Schluß die christliche Aufforderung aussprach: „Schlagt die Hunnen tot! Schlagt sie tot! Schlagt immer mehr Hunnen tot!"

[7]) Die Frage von Hungerstreikenden im allgemeinen und des Oberbürgermeisters von Cork im besonderen ist ein interessantes, psychopathologisches Kapitel, das einen sofort zu den Schwierigkeiten der Analyse des Märtyrertums hinführt. Die Namen Maximilianus und Marcellus z. B., die ungefähr im Jahre 300 hingerichtet wurden, weil ihr Gewissen ihnen nicht erlaubte, entgegen den Lehren Christi Waffen zu tragen, sind von der Kirche in das edle Heer von Märtyrern eingetragen. Ihr Zweck war sicher der, ihre eigenen Seelen zu retten, da sie glaubten, daß die Seelen verloren wären, wenn sie den Geboten Christi nicht gehorchten (wie die englischen Bischöfe gezeigt haben, ein überflüssiger Skrupel). Wenn man dann seinen Blick über Jahrhunderte schweifen läßt, sieht man eine imposante Reihe

Interesse zu handeln, so ist anzunehmen, daß das irische Volk ein freimütiges Entgegenkommen bewiesen hätte.

Das volle Gegenteil ist jedoch Tatsache.

Englands stillschweigende Billigung von Carsons Aufstand, seine barbarische Grausamkeit in der Unterdrückung oder vielmehr in dem Versuch der Unterdrückung (ein Versuch, der nie gelingen wird) des Kampfes für die Freiheit zerreißen heute ganz Irland, seine fruchtlose und verkehrte Hartnäckigkeit in der Behandlung aller Angelegenheiten, die mit Irland zusammenhängen, haben ihm die Duldsamkeit jedes anständig gesinnten Irländers und die Freundschaft seiner Verbündeten verscherzt.

In schmerzvoller Empörung über die verschiedenen Beschimpfungen kämpft jede einzelne der unter Englands Schutzherrlichkeit stehenden Nationen um ihre Befreiung von den Segnungen Englands [8]). Seine kürzlichen Versuche, Mesopotamien zu befreien (wovon?), haben ein wahres Unwetter auf seinem Haupte entladen, denn ganz Mesopotamien von Mosul bis Samawa ist heute in Aufruhr, um den Eindringling und die „Freiheit", die er bringt, hinauszujagen. Und Indien ist niemals so einig gewesen seit dem großen Aufstand von 1856, und ein Boykott aller englischen Ware, englischen Gesetze und Wünsche dürfte dort mit einiger Wahrscheinlichkeit in kurzer Zeit eintreten. Ägypten hat natürlich seinen Kampf beinahe gewonnen, selbst die Kopten haben sich in ihrem Abscheu gegen England bereitwillig mit den extremen Nationalisten vereinigt [9]).

Irland allein ist verhältnismäßig isoliert, da sein Verkehr mit fremden Nationen augenblicklich notwendigerweise über England gehen muß. Seine Stimme ist jedoch über das Meer gedrungen, und wenn dieser Ruf aus einem Kerker dringt [10]), so wird er um so sicherer gehört werden.

weiterer Märtyrer, von denen viele, ja die meisten, den Tod für irgendeinen lächerlichen Punkt des Glaubensbekenntnisses erlitten, einige, wie die Raskolniki in Rußland, weil sie dabei beharrten, das Zeichen des Kreuzes mit zwei anstatt drei Fingern zu machen. Die Haltung des Oberbürgermeisters von Cork war, wie von allen Seiten zugegeben, eine erhabene Geste; eine offene Herausforderung und ein heroischer Protest. Aber sein erhebender Glaube und das auf seiner Seite stehende Recht heben seinen Geist in eine unermeßlich höhere Sphäre. Der Primas von Irland, Plunkett, wurde auf Befehl König Charles II. von England aus einem Grunde hingerichtet, der auf dasselbe hinausläuft, wofür der Oberbürgermeister heute im Brixton-Gefängnis schmachtet. Vor zwei Monaten hat Rom unter gewaltigen Feierlichkeiten Plunkett auf den Altar eines andächtigen katholischen Christentums erhoben und ihn als Märtyrer heilig gesprochen. Was wird das Urteil der Nachwelt über Terence Mc Swiney, den Oberbürgermeister von Cork, sein?

[8]) Wenn Faust seinen furchtbaren Fluch gegen die ganze Menschheit schleudert, antwortet ein unsichtbarer Geisterchor mit dem Gesange: „Weh! weh! Du hast sie zerstört, die schöne Welt, mit mächtiger Faust; sie stürzt, sie zerfällt!" England ist der Faust von heute!

[9]) Einer der Führer der ägyptischen Patrioten sagte zu mir einmal, daß mit Ausnahme einer unbedeutenden Anzahl von Juden und Armeniern jeder einzelne Ägypter die Niederwerfung Englands herbeisehnte. Ich gönne den Engländern die Freundschaft der Armenier, welche die schlimmen Eigenschaften der jüdischen Rasse in sich vereinigen, ohne irgendeine einzige ihrer guten Seiten. Die wohlbekannte Achtung (wenn nicht Liebe) aller Juden vor allem Englischen ist schwer zu verstehen. Vielleicht ist es eine unbewußte orientalische Hochachtung vor großen Erfolgen, die mit militärischem Glanz und großen Chancen für den Handel verbunden sind.

[10]) Man kann heute sagen, daß die normale Adresse aller irischen Abgeordneten irgendein englisches Gefängnis ist.

II

„Ich sende hiermit den englischen Lesern der „Daily News" ein Wort der Warnung. Dieser irische Krieg, so unbedeutend er scheinen mag, wird, bei genügender Beharrlichkeit, nicht nur das Heer korrumpieren und eventuell ruinieren, sondern die Nation und das Englische Reich selbst. Welches Recht hat England, Irland zu quälen und zu demoralisieren? Es ist ein schmachvoller Vorgang, um so schmachvoller, als England erklärt, fünf Jahre für die Freiheit unterdrückter Nationen gekämpft zu haben. Seine eigene Unterdrückung der irischen Nation wird einen unheilvollen Rückschlag auf England selbst ausüben. Dieser Rückschlag hat begonnen."

Dies sind die Worte des Korrespondenten der englischen Zeitung „Daily News" in Irland in der Ausgabe vom 29. März 1920.

Ich glaube, in der Geschichte zivilisierter Staaten hat es noch niemals ein so erstaunliches Paradoxon gegeben, wie die gegenwärtigen Zustände in Irland, wo die einzige Regierung, der das Volk Respekt und Gehorsam erweist, und die überhaupt imstande ist, einen Anschein von Ordnung aufrechtzuerhalten, in Wirklichkeit in Acht und Bann getan ist, und wo die ausländische Regierung, deren prekäre Existenz vollständig von einer gewaltigen Armee abhängt, sich auf die negative Aufgabe beschränkt, dem Apparat der inländischen Regierung Hindernisse in den Weg zu legen. Und doch hat Irland trotz der Anwesenheit von 100 000 voll ausgerüsteten Soldaten eine Republik eingesetzt.

Zunächst ein paar Worte über „Schloß Dublin" (dies ist die Bezeichnung, die gewöhnlich für die englische Verwaltung in Dublin gewählt wird). Die Vizekönige selbst haben sich oft von Anfang an oder doch allmählich, den irischen Interessen gegenüber freundlich gezeigt; aber obwohl sie alles an Ort und Stelle beurteilen konnten, waren sie dem irischen Unterstaatssekretär in London verantwortlich, einem Engländer, der womöglich nie in seinem Leben in Irland gewesen war, und so wurde jeder Wunsch, den sie hatten, für Irland einzutreten, prompteste erstickt. Lord Aberdeen z. B. und Lord Wimborne, beides Ex-Vizekönige, haben erst kürzlich öffentliche Vorstellungen gegen die britische Behandlung Irlands erhoben; England aber, mit charakteristischem Mangel an Vorstellungsvermögen, glaubte nichts Besseres tun zu können, als einen Feldmarschall nach Irland zu senden, für dessen Einsetzung als Vizekönig eingestandenermaßen die einzige „raison d'être" die war, irisches Hoffen und Sehnen durch die schiere Gewalt eines militärischen Despotismus zu zermalmen [11]).

Das Besatzungsheer ist heute nichts anderes, als ein Werkzeug von „Schloß Dublin", und dieses sollte in der heutigen demokratischen Welt als das letzte Überbleibsel jener verhaßten Einrichtungen zur Unterdrückung der Untertanen (deren Gegenstücke in Petersburg oder Wien früher in der englischen Presse Rufe der

[11]) Die Schwester des Vizekönigs Lord French, Frau Despard, hat selbst ihre Stimme für die Republik erhoben und in der Agitation zugunsten der Befreiung des Oberbürgermeisters von Cork, der auf Befehl ihres Bruders verhaftet worden ist, eine führende Rolle übernommen!!

Empörung und des Entsetzens hervorriefen) höchstens ein antiquarisches Interesse auslösen.

Aus dem „Schloß Dublin" strömen Proklamationen, welche alles und jedes in Acht und Bann erklären, was eine irische Tendenz hat. Dort ist das Zentrum eines ausgedehnten und ausgeklügelten Systems politischer Spionage, eines Systems, das naturgemäß mit jedem Tage größer und schwerer zu handhaben ist, da die gewaltige Mehrzahl der Irländer nach den englischen Gesetzen tatsächlich Verbrecher sind. Im Schlosse münden tausend Kanäle des Geheimdienstes, die Berichte und eidesstattlichen Versicherungen einer Herde von Spionen und agents provocateurs, und von da zurück fließt ein Strom von Verordnungen über Razzias, Haussuchungen, geheime Inquisitionen, Haftbefehle und Deportierungen nach einem unbekannten Ort und jene fürchterlichen lettre de cachet zur Gefangennahme [12]) auf Grund einer Verdächtigung ohne jede Anklage oder Verhör, welche die letzte Zuflucht einer terroristischen Regierung bilden.

Man nehme eine typische Nacht im heutigen Dublin. Das Folgende sind die Worte der Autorität, die ich bereits im Anfange dieses zweiten Teils meiner Abhandlung zitiert habe:

„Wenn die friedlichen Bürger zu Bette gehen, beginnt das Leben in den Baracken. Eine Flotte von Tanks, Panzerwagen mit Scheinwerfern, Mannschaftsautos versammelt sich, Listen werden verteilt, und wenn der Klang des mitternächtlichen Zapfenstreiches die Straßen geleert hat, pechschwarze, dunkle Straßen, dann beginnen die unheimlichen Kavalkaden, zum Angriffe vorzugehen. Man denke, ein Angriff auf ein Privathaus mit einem Tank in der Totenstille der Nacht (meine eigene Erfahrung), mit einem Tank, dessen unheimliches Geknatter und Lärmen meilenweit gehört werden kann! Der Verlauf des Überfalles ist dementsprechend, obwohl es sich meist um Frauen und entsetzte Kinder handelt. Ein donnerndes Klopfen: keine Zeit zum Ankleiden wird gelassen (auch nicht einzelnen Frauen), sonst wird die Türe eingeschlagen. Beim Öffnen gehen die Soldaten in voller Kriegsausrüstung mit aufgepflanztem Bajonett vor zum Angriff. Ein Haftbefehl wird beim Eintreten nicht gezeigt, eine Entschuldigung beim Verlassen, wenn, wie es in neun Fällen von zehn passiert, der Verdacht sich als grundlos und der Überfall als ein Versehen erweist, nicht ausgesprochen. In vielen neuerlichen Fällen sind selbst weibliche Hausbewohner eingeschlossen und unter Wache gestellt worden, während ihr Eigentum durchsucht wurde. Man vergegenwärtige sich den moralischen Eindruck, den solcher Vorgang auf junge Offiziere und Mannschaften ausüben muß, die hierzu kommandiert wurden! Kann man sich da wundern, daß schwerer Mißbrauch getrieben wird: Plünderung, mutwillige Zerstörung, brutale Behandlung von weiblichen Personen?"

[12]) Diese können für eine beliebige Zeit ergehen, von einigen Wochen bis zu mehreren Jahren. Als die Bastille im Jahre 1789 gestürmt wurde, fand man nur fünf von solchen nicht abgeurteilten Verdächtigten; in irischen und englischen Gefängnissen schmachten heute Hunderte, wahrscheinlich Tausende von solchen Unglücklichen.

Ich möchte diese eindrucksvollen Worte, wenn es der Raum gestattet, gern durch den genauen Bericht einiger spezieller Vorfälle bestätigen:

Am 31. Januar d. J., 3,30 Uhr nachts, fand ein Überfall statt auf das Haus von Frau Maurice Collins, wohnhaft in Dublin, Parnellstraße 65, welche wenige Wochen vor ihrer Entbindung stand. Dem üblichen donnernden Anklopfen folgte die Forderung des Einlasses in gemeinsten Worten. Herr Collins lief herunter, um seine Türe zu retten; er wurde sofort verhaftet. Bei der darauffolgenden Durchsuchung besteht der Offizier darauf, das Schlafzimmer von Frau Collins zu untersuchen, die im Zustande höchsten Schreckens aus dem Bett gesprungen ist. Es täte ihm leid, sagt der Offizier, aber es sei seine Pflicht. Ihr Gatte wird nach dem Gefängnis geschleppt auf Grund des Artikels 14b des Reichsverteidigungsgesetzes — des lettre-de-cachet-Artikels — und elf Tage später plötzlich nach England deportiert. Bei Erhalt dieser Kunde bricht die Frau zusammen, gibt einem Kinde frühzeitig das Leben und wird lebensgefährlich krank. Nachdem die Behörden die Richtigkeit dieser Tatsachen geprüft, erhält der Mann drei Wochen Heimatsurlaub, der am 5. März abläuft. Doch am Morgen des 3. März findet ein zweiter Überfall statt und nachmittags mit 40 Soldaten und zwei Polizisten ein dritter. Wiederum besteht man darauf, das Schlafgemach der Dame zu betreten, und die Folge ist, daß ihr Zustand so ernst wird, daß Herr Collins Urlaubsverlängerung erhält bis zum 12. März. Am 10. März, um 1 Uhr nachts — als ob dieser militärische Wahnsinn eine Methode hätte — wird das Haus durch einen vierten Überfall heimgesucht, und nochmals erzwingt der Offizier trotz der heftigsten Widersprüche den Zutritt in das Krankenzimmer; als eine besondere Konzession läßt er dieses Mal die aufgepflanzten Bajonette draußen und betritt das Zimmer allein. Gestützt auf eine Erklärung des Arztes, daß er sonst nicht für das Leben der Frau einstehen kann, erhält Herr Collins Erlaubnis, bis zum 25. März zu bleiben; dann muß er zurück ins englische Gefängnis. Weder er noch seine Frau wissen — und sollen es auch nicht wissen —, wann sie sich wiedersehen werden, oder weshalb er gefangen gehalten wird. So wie Hunderte von anderen wird er keine Verhandlung gegen sich erleben, weil, wie die Regierung zugibt, gegen ihn keine Beweise vorliegen.

Ein ähnlicher Fall ist der der Frau Robert Brennen in Rathmines, Belgravestraße 10, deren Mann sich aus Furcht vor Verhaftung versteckt hält. Der Mann wird aus keinem anderen Grunde verfolgt, als daß er ein bekannter Schriftsteller ist, der für die republikanische Sache eingetreten ist; alle, die ihn kennen, werden seine Unbescholtenheit und Rechtschaffenheit bezeugen. Seine junge Frau, mit drei Kindern allein im Hause, wird in der Nacht durch Klopfen aufgeweckt, sie läuft im Nachthemd hinunter; auf ihre Bitte um Erlaubnis, sich anzukleiden, erhält sie zur Antwort: „Verflucht, öffnen Sie, sonst schlagen wir die Türe ein." Die Soldaten stürzen mit aufgepflanztem Bajonett herein und stoßen sie beiseite. Ein Soldat ist betrunken und gebraucht gemeine Worte. Trotz ihrer leidenschaftlichen Bitte, sie zu ihren Kindern zu lassen, wird sie von ihnen getrennt gehalten und von Soldaten bewacht, während die Zimmer durchsucht werden, und zwar durchsucht mit einer Wildheit und

Roheit, die wirklicher Hunnen würdig ist. Es wurde nichts gefunden und keine Entschuldigung geäußert.

Das Schlimmste bei diesen Haussuchungen, von denen an jedem Tage Hunderte vorkommen, sind die Plünderungen und anderen Vergehen; und dies alles wird den Leuten durch die allgemeine Praxis, die Hausbewohner getrennt einzuschließen, besonders leicht gemacht. Sämtlicher Schmuck und Goldsachen der Frauen, häufig Frauen von Arbeitern, werden unweigerlich gestohlen und Möbel zerschlagen. Eine Wiedergutmachung gibt es nicht!

Die Schreckensherrschaft in den Landdistrikten ist vielleicht noch fürchterlicher, als die in den Großstädten. Die vollständige Zerstörung der Stadt Ballybrigan, die vor kurzem stattfand, veranlaßte Sinn Fein zu der Erklärung, daß nicht weniger als 90 Städte und Dörfer durch englische Truppen im letzten Jahr verheert worden seien. Eine jede Verheerung wurde von den unglaublichsten Akten von Grausamkeit, Mord und Notzucht begleitet.

In der Nacht vom 8. September 1919 wurde das kleine Garnisonstädtchen Fermoy von einer großen Bande Soldaten mit Brechstangen und Laufgräbenwerkzeugen gestürmt, die Ware teils auf die Straße geworfen, teils geplündert. Diese Arbeit ging von 8,30 Uhr bis 10 Uhr vormittags ohne Störung vor sich, obwohl das Militärlager ganz in der Nähe war. Über die einzelnen Tatsachen und über den Anlaß besteht kein Zweifel; es war ein Racheakt für den Tod eines Soldaten am Tage vorher bei einem erfolgreichen Überraschungsangriff auf eine Abteilung von 15 Soldaten, die auf dem Kirchgang von einigen Zivilisten überfallen waren, um sie ihrer Gewehre zu berauben. Die Soldaten waren besonders ergrimmt, daß das Urteil bei der gerichtlichen Untersuchung nicht auf „Mord" gelautet hatte. In der öffentlichen Verhandlung des Falles bedauerte der Oberst zwar die Rachenahme, erklärte sie aber im wesentlichen für gerechtfertigt, die Torypresse tat dasselbe, ebenso Mr. Churchill am 23. März 1920 im Abgeordnetenhause. So berichten uns die „Daily News" vom 14. April 1920.

Die Propaganda einer militärischen Regierung ist des Studiums für sich wert. Ich möchte hier kurz die Art und Weise schildern, in welcher die öffentliche Meinung in der ganzen Welt gegen Irland vergiftet wurde. Ich beginne mit einem Beispiel neueren Datums — der Rede des Staatssekretärs im Parlament am 28. April d. J., welche die Handlungsweise einer Bande von Straßenlümmeln rechtfertigte, die einen Haufen von Irländern überfallen hatten, welche sich vor dem Gefängnis von Wormwood Scrubs angesammelt hatten, um ihrer Sympathie für die sich dort am Hungerstreik beteiligenden politischen Gefangenen Ausdruck zu geben. Er sagte wörtlich: „Es ist ganz natürlich, daß die jungen Londoner Leute ihren Groll zeigten, als sie hörten, wie jene diejenigen, die sie für Mörder hielten, lobpriesen."

Der Mechanismus der militärischen Propaganda ist noch nie so offen enthüllt worden. Weshalb sollten diese 175 Gefangenen „für Mörder gehalten werden können"? Nur weil der Staatssekretär und seine Kollegen unter dem Schutze ihrer Parlamentsstellung sie für Mörder erklärten. Und aus welchen Gründen? Ein-

gestandenermaßen nur auf Grund von geheimen Denunziationen von Leuten, die es nicht wagten, vor Gericht zu erscheinen. Wer diese Angeber waren, das zeigt der einzige Fall, nach dem man sich ein Urteil darüber bilden kann. Am 22. April wurde in Dublin ein gewisser J. J. Madden, anstatt als verdächtigt deportiert zu werden, wegen der Ermordung eines Polizisten in dem Ort Lorrha abgeurteilt. Die Verhandlung baute sich auf dem Zeugnis eines Angebers namens Gilligan auf, der vor Gericht als Meineidiger schlimmster Sorte bloßgestellt wurde, so daß ihn der Staatsanwalt selbst fallen lassen mußte [13]). Die Anklage wurde zurückgezogen und Madden mit der Zustimmung des Richters entlassen. Davon aber wurde jenen „jungen Leuten von London" nichts erzählt. Sie folgten vielmehr dem Winke des Staatssekretärs, dessen Politik ihnen ja volle Immunität zugesprochen, und wiederholten ihren räuberischen Angriff in der Nacht vom 30. April, wobei sie 70 Personen, darunter meistens Frauen, verwundeten.

Bei dieser Schilderung von Gewalttätigkeiten dürften einige bestimmte statistische Angaben am Platze sein.

Die Aufstellung, die das Schloß Dublin für das Parlament machte, zählt für den Zeitraum vom 1. Januar 1919 bis 31. März 1920 unter Gewalttätigkeiten, begangen von Sinn Fein-Mitgliedern, auf: 36 Morde, 81 Fälle des Gebrauchs von Schußwaffen gegen Personen, 54 des Schießens in bewohnte Gebäude (einschließlich 30 offene Guerilla-Angriffe auf befestigte Polizeistationen), 32 Überfälle, 426 Waffensuchungen, 150 Brandstiftungen und Eigentumsbeschädigungen, 166 Drohbriefe, 144 Fälle „Verschiedenes"; im ganzen 1089. Man nehme diese Zahlen, die man nicht prüfen kann, wie sie gegeben sind, an und betrachte dagegen die Angaben der anderen Seite. Sinn Fein berichtet für die gleiche Periode mit genauen Daten und Einzelheiten folgende „Angriffsakte": 17 Morde, ein Todesfall infolge der Behandlung im Gefängnis, 528 bewaffnete Angriffe gegen Zivilisten, darunter viele mit Verwundungen, 22 279 Überfälle gegen Häuser, 20 Fälle willkürlicher Zerstörung, 2332 Verhaftungen, 151 Deportationen, 232 Kriegsgerichtsverhandlungen, 759 Verurteilungen, 402 Verbote von Versammlungen und Zeitungen. Im ganzen 26 721. — Nun wollen wir noch die Gesamtziffern für die vollen vier Jahre Mai 1916 bis März 1920 nehmen. Schloß Dublin schreibt Sinn Fein die Schuld zu an weniger als 2000 Gewalttätigkeiten, einschließlich 36 Morden; Sinn Fein dagegen erhebt Anklage gegen das Schloß mit genauen Daten für 35 636 Gewalthandlungen, einschließlich 45 Ermordungen und 7 Todesfällen infolge der Behandlung im Gefängnis [13a]).

[13]) Es stellte sich heraus, daß Gilligan 14 Tage vor der Verhandlung eine nachträgliche Erklärung abgegeben hatte, daß er bisher falsch ausgesagt habe. Der Staatsanwalt hatte dies erst am zweiten Verhandlungstage entdeckt und händigte diese Erklärung dann dem Verteidiger aus. Dieser nahm den Zeugen ins Kreuzfeuer mit dem Resultate, daß der Fall zusammenbrach. Der Staatsanwalt legte tatsächlich das Amt für diese von Dublin Schloß gegebene Aufgabe nieder. Es wurden dann noch im Parlament wiederholt Versuche gemacht, den betreffenden Beamten zur Verantwortung für dieses Versehen zu ziehen, welches einen Justizmord zur Folge haben konnte, wenn der Staatsanwalt nicht so ehrenhaft gewesen wäre.

[13a]) Am 22. September, um 3 Uhr morgens, wurde Richter Lynch (vom republikanischen Gerichtshof) beim Exchange-Hotel in Dublin von englischen Polizisten meuchlings

Ich wende mich jetzt zu der Frage der Rival-Regierung. In Obigem habe ich mich bemüht, von der englischen Regierung und ihrer Arbeit in Irland ein so klares und so unparteiliches Bild zu geben, wie es nur möglich war. Ich will nun versuchen, eine kurze Beschreibung der Tätigkeit der republikanischen Regierung zu geben. Diese Regierung, die auf der moralischen Sanktion durch eine große Demokratie basiert, gewinnt immer mehr Boden, einen Boden, der sich schwer mit dem Schwert zurückerobern läßt. Die englische Regierung, die sich nur auf brutale Gewalt stützt, ist zu weit gegangen. In dem blinden Eifer, ein politisches Ideal zu vernichten, und in der falschen Vorstellung befangen, daß das die Aufrechterhaltung von Sicherheit und Ordnung bedeuten würde, hat sie nur Gesetz und Ordnung zerstört und es den politischen Idealisten, die sie geächtet, überlassen, sie wieder herzustellen.

Von den beiden Hauptwerkzeugen zur Unterdrückung, Armee und Polizei, ist das Besatzungsheer sehr groß, vollständig ausgerüstet und in einem begrenzten Sinne unwiderstehlich. Es läuft keine Gefahr (von einem Durchschnitt von 50 000 Mann sind in vier Jahren zwei Mann getötet) und erntet keinen Ruhm — im Gegenteil. Gestützt durch die Flotte, ist es imstande, die Insel zu halten. Aber es kann sie nicht regieren.

Auch ist es von England nicht klug, so nahe seiner eigenen Küste eine so gewaltige Truppe ausschließlich für die Unterdrückung bürgerlicher Freiheit zu halten mit den unausbleiblichen unheilvollen Folgen für die eigene Moral und Disziplin[14]).

Es blieb Sinn Fein überlassen, eine republikanische Regierung einzuführen, disziplinlose Elemente zu zügeln und Gesetz und Gerechtigkeit auszuüben. In dieser Aufgabe ist es erfolgreich. Republikanische Gerichte, Zivil- wie Strafgerichte, sind eingesetzt, und Freiwillige funktionieren als Polizei und strafen das Ver-

überfallen. Der offizielle Bericht über die Schießerei stellt einfach fest, daß der Richter „unglücklicherweise den ihm zugefügten Wunden erlag, während er sich der Arretierung widersetzte", mit welcher „zwölf Soldaten und zwei Polizisten" betraut worden waren. Ich habe noch keinen offiziellen Sinn Fein-Bericht über diese verabscheuungswürdige Gewalttat gesehen, aber vielleicht sind mir im vorhinein die folgenden Bemerkungen gestattet:

1. 3 Uhr morgens ist eine ziemlich ungewöhnliche Stunde, um jemanden zu arretieren, dessen Wohnung niemals ein Geheimnis war.

2. Würde ein einzelner sich der „Arretierung widersetzen" können, wenn diese von 14 vollkommen bewaffneten Individuen vorgenommen wird?

3. Vielleicht sollte ich sagen: 12 Individuen, weil der Nachtportier, kein Sinn Feiner, in seiner Aussage angibt, daß zwei Individuen mit vorgehaltenem Revolver bei ihm blieben, während oben die Bluttat begangen wurde. Wenn ein Verhaftungsbefehl zur Festnahme des Richters tatsächlich existierte, warum wurde „der Nachtportier mit vorgehaltenem Revolver bedroht"? Warum wurde es nicht damals oder später angeführt?

4. Die Untersuchung, die vor dem Dubliner Geschworenengericht stattfinden sollte, wurde in zwölfter Stunde „auf militärische Order hin verboten" und hat bis jetzt noch nicht stattgefunden.

Schlußfolgerungen sind naheliegend und weitere Kommentare überflüssig. Es handelt sich hier um einen Fall wohlüberlegten Mordes, und ich klage die englische Regierung des Mordes an.

[14]) „Für mich fühle ich, wenn ich diese Jungens, frisch von der Schule, in ihren Lastautos herumkutschieren sehe, mit Waffen beladen, und wie sie mit albernem Grinsen der Verhaftung von Abgeordneten beistehen — daß England das Grab seiner eigenen Demokratie gräbt." Daily-News-Korrespondent, 20. Mai 1920.

brechen. Diese Frage der Sinn Fein-Gerichtshöfe muß berührt werden. Die „Daily Mail" vom 15. Juli, der „Observer" [15]) vom 11. Juli und die „Nation" vom 10. Juli sind in der freimütigsten Weise voll uneingeschränkten Lobes betreffs der Handhabung und der Urteile der republikanischen Gerichtshöfe, deren Wort ausnahmslos respektiert wird.

In der Tat, in diesem Lande des Widerspruches sind die beiden einzigen Tribunale, welche die Macht haben, ihren Urteilen Geltung zu verschaffen, die republikanischen Gerichtshöfe und die englischen Kriegsgerichte, letztere vermittels Terrorismus und Furcht, erstere durch die Achtung und Liebe des Volkes.

Dieser Widerspruch wird dadurch verstärkt, daß sehr oft die Richter der republikanischen Gerichte verhaftet und durch die Kriegsgerichte verurteilt werden, nur dafür, daß sie Richter der republikanischen Gerichte sind. Bei dieser Gelegenheit ist vielleicht die Bemerkung gestattet, die Kriegsgerichte sollten sich lieber damit befassen, jene wilde Soldateska zu maßregeln, welche Kirchen in Brand steckte und mutwillig Läden plünderte und zerstörte, anstatt irische Parlamentsmitglieder zu lebenslänglichem Gefängnis zu verurteilen, deren einziges Vergehen ihre Begeisterung für das Selbstbestimmungsrecht war, nachdem ihre britischen Kollegen diese Illusion längst aufgegeben.

Die „Daily Mail" vom 28. August schreibt diesbezüglich: „Hierzulande hat Sinn Fein vollständig die Kontrolle. Man hat ein Heer, Gerichtshöfe, die Vertrauen besitzen, eine Polizeitruppe, einen vollständigen Regierungsapparat und dahinter die Unterstützung durch das Volk. Sinn Fein erhebt seine eigenen Steuern und erzwingt deren Zahlung. Ich kenne einen Justice of the peace, einen energischen Unionisten und Großgrundbesitzer, welchem Sinn Fein eine Steuer von 20 Pfund auferlegte. Der Betrag wurde prompt bezahlt. Weshalb? Weil Sinn Fein die einzige Regierung in Irland ist, die eine Bezahlung durchsetzen und Sicherheit garantieren kann. Die reguläre Polizei, die jetzt überall durch kleine Abteilungen von Soldaten verstärkt ist, ist während der Dauer dieses Gilbertiner Krieges in Baracken eingeschlossen.

Die Lage ist wohl ohne Parallele in der Geschichte. Die irische Regierung ist notwendigerweise und eingestandenermaßen im Kriege mit England. Das britische Heer ist, so muß man annehmen, im Kriege mit der Republik, aber nicht mit Irland — ein feiner Unterschied, der für die Soldaten sehr schwierig ist."

Ein paar Worte müssen noch über das Heer gesagt werden, und hier will ich wiederum meine Zuflucht zu der englischen „Daily Mail" nehmen, einer ausgezeichneten, wenn auch feindlichen Autorität. In der Ausgabe vom 7. September lesen wir: „Eine neue Bewegung ist bei gewissen gut organisierten Teilen der republikanischen Sinn Feiner-Armee beobachtet worden. In offiziellen Kreisen glaubt man, daß eine neue Reihe bewaffneter Erhebungen geplant wird, und daß diese

[15]) An anderer Stelle desselben Artikels ist der Streitfall zwischen zwei Söhnen eines reichen Farmers erwähnt, die sich über die Teilung des Besitztums stritten. Dieser Fall, der die englischen Gerichte mehrere Jahre beschäftigt hatte, wurde vom republikanischen Gerichtshof in folgender Weise in einer halben Stunde erledigt: Dem jüngeren Sohn wurde aufgegeben, die Farm in zwei Teile zu teilen, und der ältere Sohn erhielt das Vorrecht der Wahl.

Operationen am oder um den 25. September beginnen werden. Das republikanische Heer wird auf eine sehr stattliche Zahl geschätzt und nach den Grundlinien der britischen Armee in Divisionen, Brigaden, Kompanien und Bataillone eingeteilt. Von vielen Offizieren weiß man, daß sie während des Krieges im britischen Heere gedient haben.

Der vollständige Erfolg des kürzlichen kühnen Sinn Feiner-Angriffes auf die Königl. Fliegertruppen in Baldonell bei Dublin, bei welchem der Geheimcode und die Operationspläne der vereinigten Luft-, Land-, Marine- und Polizeistreitkräfte gestohlen wurden, wird zum großen Teil dem Umstand zugeschrieben, daß der gegenwärtige Leiter der Sinn Feiner-Nachrichten-Truppen ein Offizier ist, der in einer ähnlichen Stellung sich während des Krieges in Frankreich und später in London ausgezeichnet hatte. Dieser Offizier hatte eine genaue Kenntnis der Arbeitsmethode des britischen Nachrichtendienstes, und es liegen genügend Beweise vor, daß er diese Methode mit außerordentlicher Wirksamkeit in die irische Armee übertragen hat."

Obige Tatsachen zeigen zur Genüge, daß Sinn Fein eine lebendige und lebensfähige Macht ist, in der Tat, man kann sagen, die einzige Macht, die in gleicher Weise selbst dem Feind und Unterdrücker Achtung einflößt.

In betreff der bekannten Ulster-Frage möchte ich meine eigenen Worte in einer anderen Zeitschrift neuen Datums wiederholen [16]):

„Das Schreckgespenst von Ulster ist so oft und so erfolgreich von den englischen Drahtziehern erhoben worden, daß ein paar Tatsachen und Zahlen nicht unangebracht erscheinen. Während der letzten allgemeinen Wahl (Dezember 1918) wählten die 105 Wahlkreise Irlands 75 Sinn Fein-Mitglieder; das heißt jedes Mitglied verpflichtet sich auf die Forderung vollständiger Unabhängigkeit Irlands und seiner Loyalität gegenüber der neugeborenen Republik, sechs wählten nationalistische Mitglieder (Anhänger der Homerule) und 26 wählten Mitglieder, die die bestehenden Zustände (status quo) befürworten. Eine Untersuchung der Stimmenabgabe gibt ein immer klareres Bild der Wünsche des irischen Volkes: von anderthalb Millionen Wählern stimmten rund eine Million für die Republik, eine Viertelmillion für Homerule und eine Viertelmillion für die englische Regierung.

Die Provinz Ulster ist zur Hälfte Anhänger der irischen Republik. In den übrigen Provinzen ist die Meinung geteilt, doch hat seit Dezember 1918 der repu-

[16]) „Die Woche", 14. August 1920. Bezeichnend ist auch ein Artikel der englischen „Nation" vom 11. September 1920. Unsere derzeitige Herrschaft in Irland ist toll gewordener Militarismus. Gegenwärtig kann in Irland von niemandem, mit Ausnahme des Protestanten, der die Geschäfte der Katholiken in Ulster anzündet, gesagt werden, daß sein Leben oder seine Freiheit von den Agenten der Regierung beschützt werden. Die Ordnung wird von Organisationen aufrechterhalten, die „ungesetzmäßige Vereinigungen" darstellen, und der Erfolg sowie die Unparteilichkeit, mit welcher man sich dieser Aufgabe entledigt, werden in überzeugender Weise durch Lord Monteagles Aussage dargelegt. Die britische Regierung hat sich von dem ersten und elementarsten Grundsatz der Aufgaben der Regierung losgesagt. In großen Teilen des Landes steht nur noch eine Macht zwischen Irland und der Anarchie, und dies ist die Macht von Sinn Fein; eine Körperschaft, zu deren Mitgliedschaft zu gehören, allein für einen Iren schon genügt, ihn vor das Kriegsgericht zu bringen.

blikanische Gedanke sehr erheblich an Anhängerschaft zugenommen. Zu dieser peinlichen Tatsache kommt hinzu, daß England es jederzeit verstanden hat, die religiösen Gegensätze auszunutzen und Protestanten gegen Katholiken auszuspielen, daß ferner die Protestanten der englischen Herrschaft lediglich aus dem Grunde freundlich gegenüberstehen, weil sie fürchten, von den Katholiken, wenn sie zur Macht kämen, schlecht behandelt zu werden. Tatsache ist, daß die irische Unabhängigkeitserklärung vom 24. April 1916, bestätigt am 21. Januar 1918, ausdrücklich folgenden Zusatz enthält:

Die irische Republik gewährleistet religiöse und bürgerliche Freiheit und gleiche Rechte für alle ihre Bürger, und erklärt ausdrücklich, das Glück und Wohl der gesamten Nation und aller ihrer Teile zu wollen. Sie ist gewillt, alle Gegensätze, durch die in der Vergangenheit von einer fremden Herrschaft eine Minorität von der Majorität getrennt wurde, zu vergessen."

Im Zusammenhange mit den gewaltigen Fehden zwischen Protestanten und Katholiken in Ulster, die sämtlich von England hervorgerufen und genährt werden [17]), muß man sich vergegenwärtigen, daß im Republikanisch Irland oder vielmehr in Irland überhaupt, das einstimmig republikanisch ist, das Gegenteil der Fall ist: führende Protestanten schreiben andauernd in den „Irisch Times" (einer protestantischen pro-englischen Zeitung) über die vollständige Toleranz, die ohne Ausnahme allen Religionen gezeigt wird, und über ihre freundschaftlichen Beziehungen zu ihren katholischen Nachbarn. Einer dieser Briefe ist historisch geworden. Er stammte aus der Feder des Herrn J. W. Briggs, eines wohlhabenden Kaufmanns in Bantry in der Provinz Cork, einem überwiegend republikanischen und katholischen Bezirk, und erschien am 24. Juli, dem Höhepunkt der Pogrome im Norden. Am 26. Juli wurden die Geschäftsräume des Herrn Briggs im Werte von 30 000 Pfund von der Ortspolizei niedergebrannt, dafür, daß er gewagt hatte zu schreiben, daß er von den Republikanern gut und mit Hochachtung behandelt worden sei.

Es sollte für die Engländer ein qualvoller Gedanke sein, daß all dieses Elend und Verzweiflung unnötig und künstlich hervorgerufen sind, mutwillig begangen durch die eigene absichtliche Verletzung der elementaren Rechte, welche jedem zivilisierten Staatswesen Frieden und Zufriedenheit gewährleisten und aufrechterhalten nur zu dem Zwecke, um ein selbstsüchtiges strategisches Ziel zu erreichen. Wann wird ihr Gewissen erwachen, wann werden ihre Augen geöffnet werden? Wann werden sie einsehen, daß sie zu ihrer eigenen Erniedrigung etwas Unmögliches versuchen, und unserer Nation erlauben, das im Frieden zu erreichen, was sie jetzt im Kriege unter reichen Schwierigkeiten und Knebelungen erstrebt — ihre eigene selbständige Entwicklung.

Es ist keine Übertreibung zu sagen, daß die zivilisierte Welt heute Irlands Kampf für seine Unabhängigkeit mit ernster Sorge und tiefster Sympathie verfolgt.

[17]) Genau wie England mit Erfolg die Hindus gegen die Mohammedaner in Indien aufgehetzt hat.

Amerika und Frankreich, Englands Freunde von gestern, wünschen noch mehr als irgendeine andere Nation das Wohlergehen Irlands. Die französische Presse ist jetzt einstimmig in ihrem Angriff gegenüber Englands irischer Politik und ihrer Forderung der Freiheit Irlands [18]).

Was Irlands Zukunft und seine Anerkennung durch fremde Nationen betrifft, so liegt Irlands große Hoffnung darin, daß die 20 Millionen Irländer in Amerika, die sämtlich auf seiten der Republik stehen, in der Lage sein werden, die Wahlen und die Politik des Präsidenten so zu beeinflussen, daß Amerika gezwungen werden wird, die neue Republik anzuerkennen [19]). Die Folge würde sicher die sein, daß Frankreich und Italien (sowohl der Quirinal, wie der Vatikan) unverzüglich folgen würden; Spanien und die kleineren Staaten mit geringerer Eile. Was Deutschland anbetrifft, so würde dessen Politik davon abhängen, ob diejenigen, welche so bereit sind, die Hand Englands zu lecken, die sie so grausam geschlagen und so viele Millionen deutscher Kinder durch Hunger erwürgt hat, in so kurzer Zeit die Lektion von fünf Jahren vergessend, zu jener Zeit noch im Amte sind oder nicht.

Bevor ich schließe, muß ich noch mit einem Worte sagen, daß nicht alle Engländer direkt der Tadel für diese Zustände trifft. Ich möchte glauben, daß von zehn neun diesen entsetzlichen Terrorismus beklagen, den ihre Regierung einer hilflosen und friedliebenden Bevölkerung auferlegt. Es fehlt nicht an Beispielen, daß Engländer ihr Äußerstes tun, um die Narrheiten der Regierung einzudämmen. Vor mir liegt eine Zeitung, die berichtet, daß Sir Algernon Coote, 20 Jahre hindurch Lord-Lieutenant von C. Kings County, sein Amt niedergelegt hat als Protest gegen die Massenmorde der Regierung in England. Sir James Long hat kürzlich dem König von England telegraphisch ersucht, ihn seiner Titel und Orden zu entheben, da er fühle, ein Weiterführen der Ehrenzeichen einer solchen Regierung würde die Billigung ihres Werkes in Irland bedeuten. Ja, der König selbst hat einen lauen Versuch gemacht, die Befreiung des Oberbürgermeisters von Cork [20]) zu erwirken, nach den eigenen Worten einer englischen Zeitung nur, um „für seine Bemühungen angeschnauzt zu

[18]) Der pro-englische „Matin" hat sich dem angeschlossen. Der Leitartikel vom 1. September: „Bisher haben wir uns der Kritik ihrer Haltung gegenüber Irland enthalten, um die Gefühle unserer Alliierten nicht zu verletzen. Aber es würde ein Treubruch sein gegen unsere Alliierten, wollten wir sie nicht vor der Gefahr warnen, die sie laufen, wenn sie es zulassen, daß der Kampf zwischen England und Irland sich in einen Kampf zwischen England und Zivilisation verwandelt." In der Tat, es ist ein Todeskampf zwischen England und der Zivilisation. Einen widerwärtigen Kommentar zu den heutigen Zuständen in Irland bietet die Tatsache, daß Versicherungsgesellschaften eine Prämie von 5000 Lstg. für die dreimonatige Versicherung einer Fabrik im Werte einer Viertelmillion gegen die Gewalttätigkeiten britischer Soldaten und der „Polizei" (!) verlangen. Siehe Sir Horace Plunketts letzten Bericht über Käsereien und irische Industrie.

[19]) Eins der merkwürdigsten Dokumente, das ich gesehen habe, ist die Abschrift des stenographischen Berichts des Verhörs vor dem Komitee für auswärtige Angelegenheiten über die Mason-Resolution (12. und 13. Dezember 1919), insbesondere der Erklärung des Rechts Cohalan. Die Überschrift des Ganzen lautet tatsächlich: „Die Beschaffung der Gehälter eines Ministers und von Konsuln für die Republik Irland." Leider verbietet der Raum nähere Angaben.

[20]) Die Engländer werden nun den Tod von zwei Oberbürgermeistern von Cork innerhalb von sechs Monaten auf ihr Konto zu setzen haben. Dem stelle man gegenüber die widerlichen Lobpreisungen des Oberbürgermeisters Max von Brüssel!

werden“ [21]). Ich tadele aber die englische Nation insgesamt und die englische Arbeiterpartei im besonderen für ihre Apathie und das passive Dulden einer Politik, von der ich bestimmt glaube, daß sie einen verblüffenden Rückschlag auf ihre eigenen Häupter ausüben wird.

Das britische Reich schwankt weiter, ohne auf freundliche Ratschläge und laute Warnungen zu hören, einem unvermeidlichen Unheil zu, sein Kredit ist in Gefahr und sein Prestige bereits verloren. Wie ein Koloß ist es gestolpert und hat einen Fuß in einem irischen Sumpf gefangen, und der große Bau, der oben zu schwer geworden, ist bereits im Wanken und im Begriffe zusammenzustürzen.

„Ruit alto a culmine Troja!“

III

„Where there is Sorrow, there also is Holy Ground.“

Als Oscar Wilde diese Zeilen in einem englischen Gefängnis [22]) (und für ein solches bezeichnend) schrieb, hatte er, vielleicht unbewußt, den höchsten Gipfel seiner literarischen Größe erreicht.

Es gibt wohl in der ganzen Welt kein Gefängnissystem, welches so unmenschlich und demoralisierend ist, wie das englische; man muß es selbst durchgemacht haben, um das zu verstehen.

Schon eine Zeitlang hatte eine Wolke über mir gehangen: ich war nach Scotland Yard gerufen und dort ausgefragt worden, meine Briefe und Korrespondenz waren geöffnet, meine Telephongespräche wurden überwacht; die Atmosphäre schien mit drohendem Unheil geladen. Es war die Zeit der Hochkonjunktur der Spionagemanie in London, und ich wußte bestimmt, daß ich, wie jeder andere, welcher Ansichten vertrat, die nicht vollständig orthodox waren, unter dem Verdacht stand, im Solde des

[21]) Die „Nation“, 4. September 1920. Der „Manchester Guardian“ vom 27. September erhielt von dem bekannten englischen General Sir Herbert Gough nachstehenden Brief: „Ich glaube nicht, daß irgendeine wahrheitsliebende Persönlichkeit, die bei Sinnen ist, den Beschluß umstoßen kann, daß die Behörden in Irland Repressalien und „Gegenmord“ durch die bewaffnete Macht der Krone mit Vorbedacht ermutigen und, was noch mehr bedeutet, tatsächlich schützen. Ich benütze den Ausdruck „bewaffnete Macht der Krone“, weil Polizei und Armee als eine Körperschaft organisiert und mit besonderer hinsichtlich Repressalien und einer erbarmungslosen, ungezügelten Kriegführung gegen die Iren angeworben sind. Ein besonders unglückliches Charakteristikum der gegenwärtigen Politik ist, daß Disziplinlosigkeit tatsächlich einfach durch die Finger gesehen wird. . . . Ich habe einige Beweise, die ich leider nicht anführen darf, welche in mir den starken Verdacht erwecken, daß Mord und Totschlag methodisch von der irischen Regierung organisiert werden. Immerhin wären die Berichte über Erschießungen und Zerstörung durch die bewaffnete Macht der Krone und das Fehlen jeglicher Berichte über Bestrafungen hierfür so ziemlich genügende Beweise, um die größten Skeptiker zu überzeugen, wie es um das in Irland organisierte und geduldete System unter der Ägide des Herrn Lloyd George und der gegenwärtigen Majorität in dem Unterhaus steht.“

[22]) Der wahre Grund der Verfolgung und Bestrafung Oscar Wildes war der, daß er ein Irländer war. Englischen Zeitgenossen, die weniger distinguiert waren, wurde in ähnlichen Fällen hinreichend Gelegenheit gegeben, das Land zu verlassen, und die Behörden waren froh, einen öffentlichen Skandal zu vermeiden. Gegenüber Oscar Wilde aber, den Sohn der größten irischen Patriotin Lady Wilde, welche unter dem Schriftstellernamen „Speranza“ den historischen Artikel „Jacta alea est“ veröffentlicht hatte, in dem sie jedwede Form eines bewaffneten Widerstandes gegen die englische Regierung in Irland befürwortet hatte, durfte keine Gnade gezeigt werden.

deutschen Geheimdienstes zu stehen. Ich habe meinen Wohnsitz fast dauernd in London und im Auslande gehabt und hatte mich bisher wenig um irländische Angelegenheiten bekümmert. Trotzdem wurde ich verdächtigt, beobachtet und verfolgt.

Eines Morgens, als ich im Bureau meines Rechtsanwaltes damit beschäftigt war, Papiere und Briefe zu sortieren, stürzte plötzlich mein Anwalt in mein Zimmer und rief voll Entsetzen: „Zwei Kriminalbeamte fragen nach Ihnen." Man war mir augenscheinlich nach dem Bureau des Anwalts gefolgt, und der Augenblick schien günstig, um meine Verhaftung zu bewirken. Ich ging in das nächste Zimmer, in dem zwei Männer saßen, und fragte: „Haben Sie einen Haftbefehl?" „Nein," antwortete der eine, „der Polizeikommissar wünscht, Sie zu sehen." Ich stellte weitere Fragen, konnte jedoch keine Antwort irgendwelcher Art erhalten.

Vor der Tür wartete ein Auto, in das wir stiegen, und bald schritten wir durch die düsteren Portale von Scotland Yard, und ich wurde in einen großen, kahlen Raum, in dem ein helles Feuer brannte, mehr hineingestoßen, als geführt. „Was hat er verbrochen?" fragte ein Beamter in Uniform, der an einem großen Pult schrieb.

„Politisch", antwortete der eine meiner Begleiter lakonisch.

„Armes Aas", rief der Mann am Pult gefühlvoll. Der zweite meiner Begleiter stand an der Tür und winkte mir, ihm zu folgen.

Wir gingen durch zahllose Gänge und durch eine große Halle hindurch, bis ich mich in einem engen Korridor befand mit Zellen auf beiden Seiten. Aus der einen kam ein Hagel von Rufen und Schreien eines Betrunkenen, und ich wurde rasch in eine offene Zelle geworfen.

„Aber ich sollte doch den Kommissar sehen", remonstrierte ich. „Haben Sie denn einen Haftbefehl gegen mich?"

„Wir brauchen keinen Haftbefehl gegen Leute wie Sie, gehen Sie rein und reden Sie nicht so viel", antwortete der Mann barsch.

Das Entsetzen, in der kleinen Zelle zu sein, die wenig besser war, als ein größerer Abort, die Seelenangst, was meine Freunde denken würden, das mir zugestoßen sein könnte, die Trübseligkeit des dunklen, öden Kerkers schien wie ein gespenstischer Traum. Ich wußte, daß eine sehr betagte, ehrwürdige Verwandte, bei der ich wohnte, in der höchsten Sorge, ja tödlicher Angst über mein Nichterscheinen zum Lunch — und für viele, viele Lunches — sein würde. Die Polizei würde sie gewiß aufsuchen, um meine Sachen und Papiere zu beschlagnahmen, sie würden sie mißhandeln — — ich ging auf und ab in der kleinen Zelle, halbtot vor Schrecken und Müdigkeit.

Die Stunden verrannen, und der Hunger begann an meinen Eingeweiden zu nagen. Auf mein Rufen kam ein Wärter, der mir erklärte, wenn ich ihn bezahlte, würde er mir etwas zu essen holen. Um 6 Uhr abends wurde meine Tür geöffnet; ich wurde herausgeführt und in eine Droschke gestoßen, diesesmal mit nur einem Kriminalbeamten an meiner Seite.

Dies war der Hergang: ohne ein Urteil, ohne Verhör, ja ohne eine wirkliche

Anklage wurde ich durch die massiven Flügeltüren des Brixton-Gefängnisses geführt [23]).

Ich wurde vor einen Arzt geführt, der zahlreiche Fragen an mich richtete und dann einem Wärter etwas zuflüsterte, worauf dieser mich in eine Zelle nahm, die anstatt einer Tür ein eisernes Gitter hatte, durch welches das Essen hindurchgereicht wurde, genau wie einem Tier in einem Käfig. Später erfuhr ich, daß diese besonderen Zellen für diejenigen bestimmt waren, von denen der Arzt annahm, daß sie möglicherweise sich mit Selbstmordgedanken trugen. Der vollständige Zusammenbruch meiner Nerven und mein wirrer Blick hatten zweifellos auf den guten Doktor einen solchen Eindruck gemacht. In einer Zelle, die mehr einem Käfig als einem Zimmer glich, gab es natürlich keine Zurückgezogenheit irgendwelcher Art, und selbst die intimsten Vorgänge mußten „coram publico" erledigt werden. Diese andauernde Überwachung verschlimmerte den Zustand meiner Nerven. Als Bett eine Holzplanke, ein Minimum von Geschirr, ganz oben das vergitterte Fenster [24]) konnten in der Tat in einer sensitiven Persönlichkeit einen solchen Gefühlszustand von Elend erwecken, daß es richtig erscheint, daß alles und jedes entfernt ist, was zum Zwecke eines Selbstmordes benutzt werden konnte.

Ich galt zu Anfang als „Military Lodger", das heißt ich war festgehalten auf Anordnung der Militärbehörden, ohne daß irgendeine spezielle Anklage gegen mich erhoben war. Während dieser Zeit durfte ich niemand sprechen, selbst nicht den katholischen Geistlichen des Gefängnisses. Den ersten Sonnabend reichte ich ein Gesuch ein, den Priester zu sehen, da ich meine Beichte ablegen und die Kommunion empfangen wollte. Dieses Gesuch erreichte nicht den Geistlichen, sondern den Hauptwärter, der sofort nach meiner Zelle kam und rief: „Se kennen keenen Priester nich haben." Am Montag konnte ich den Gouverneur des Gefängnisses sprechen und ein formelles Gesuch machen, einen Geistlichen zu sehen: ich sollte meinen, ein nicht unbilliges Verlangen, da ich als römisch-katholisch eingetragen war. Der Gouverneur registrierte mein Gesuch vorschriftsmäßig und schrieb unter „Bemerkungen" kurz: „Nein." Auf meine Frage nach dem Grunde wurde mir die Antwort zuteil, daß kein Geistlicher irgendwelcher Konfession zu einem „Military Lodger" Zutritt erhalte. Er hätte hinzufügen sollen, damit er nicht etwa einen Hoffnungsschimmer in einer verzweifelten Brust aufkommen lasse, und damit nicht die Botschaft Christi die Ohren derjenigen erreiche, für die sie bestimmt war.

Nachdem meine Einkerkerung mehrere Wochen gedauert hatte, während welcher Zeit auch mein Rechtsanwalt mich nicht besuchen durfte, ließ mich der Gouverneur zu sich kommen und übergab mir ein offizielles Schriftstück, aus dem ich entnahm,

[23]) „Voi qui entrate,
Lasciate ogni speranza." Dante.

[24]) „With bars they blind the goodly sun
They blur the sickly moon,
And it is well they hide their hell, for in it things are done,
Nor Son of God nor son of man
Ever should look upon." Ballad of Reading Gaol.

daß ich nach Artikel 14b des Reichsverteidigungsgesetzes im Brixton-Gefängnis festgehalten würde, solange es S. M. beliebte, weil ich wiederholt „pro-deutsche und anti-englische Gesinnung offen bekundet hatte". Darauf wurde ich nach einem andern Teil des Gefängnisses geführt, welcher für diejenigen bestimmt war, die „interniert" wurden. Hier wurde natürlich den Gefangenen verhältnismäßige Freiheit gewährt; das Vorbereitungsstadium als „Military Lodger" hatte so lange gedauert, bis die Militärbehörden meine Akten studiert und entschieden hatten, ob ich vor ein Kriegsgericht gestellt oder einfach interniert werden sollte.

Ziemlich die erste Bekanntschaft, die ich dort machte, war Tchicherin, der uns leider bald verlassen sollte [25]). Mir erschien Tchicherin mehr ein Träumer, als ein praktischer Politiker. Er gehörte so offensichtlich dem russischen Adel an, daß die Bolschewisten selbst ihn als reaktionär verdammt hätten, wenn er nicht durch lange Jahre der Verbannung und Gefangenschaft seine Aufrichtigkeit bewiesen hätte. Er sprach Französisch und Deutsch vollkommen und Englisch mit einer gewissen Zögerung. Ich kann ihn mir eigentlich nicht als Moskauer vorstellen, als Genossen von Trotzky und Kollegen von Petroff. Am Tage seiner Fortführung sagten wir alle Tchicherin, dem Idealisten und Exgefangenen des Brixton-Gefängnisses, mit unendlichem Bedauern „Lebewohl".

Wir hatten in Brixton stets wechselnde Einwohner, Leute, die von einem Internierungslager nach einem anderen kamen, brachten einige Nächte in Brixton zu und brachten den Gefangenen Nachrichten über ihre Freunde an anderen Plätzen.

Eine seltsamere Zusammenstellung menschlicher Gestalten dürfte selten wieder unter ein und dasselbe Dach kommen, der Auswurf Europas, Diebe und Mörder lagen Schulter an Schulter mit den hervorragendsten Männern kosmopolitischen Ursprungs, holländischer Adel, deutsche Offiziere und Kapitalisten. Im F-Flügel des Brixton-Gefängnisses waren alle Rassen und Religionen vertreten: Anarchisten und Imperialisten, Atheisten und fromme Katholiken, lebenslange Verbrecher und Dandies aus den luxuriösesten Häusern, zusammengebracht und durcheinandergemischt durch kleine Zänkereien und Streitigkeiten, menschliche Wracks, für die die Wogen des Kriegsgeschickes zu stark gewesen, und die nun machtlos durch die weitgeöffneten Tore des Gefängnisses getrieben wurden, um endlose Monate in der schmutzigen, entmutigenden Umgebung des Gefängnislebens zu warten.

Jedermann, der die entsetzliche Monotonie der Gefängnisroutine, die Plackerei und die begleitenden Gemeinheiten kennt, wird die Spannung, die unsere Gefühle manchmal erreichten, begreifen; und doch blieb die Hoffnung stets lebendig, immer wieder fand sich jemand, der eben offiziell gehört hatte, daß man morgen früh käme, dieses morgen, das niemals kam.

[25]) Ich erinnere mich sehr wohl unserer ersten Unterhaltung, deren Gegenstand ein Artikel war, welchen die „Nation" jener Woche unter dem Titel „The new Magnificat" über ihn gebracht hatte. Es war eine amüsante, erfundene Beschreibung der Freilassung Tchicherins, damit er den russischen Gesandtschaftsposten übernähme, für welchen er von der Bolschewistenregierung ernannt war. Er gab mir die Ausgabe der „Nation" mit den Worten „caricature un peu trop poussée, Georges Tchicherin" über den beleidigenden Artikel geschrieben als ein schätzenswertes souvenir.

Ich bin oftmals gefragt worden: „Was haben Sie dort den ganzen Tag gemacht?“ Ja, was. Wir lasen, spielten Karten und unterhielten uns; einige arbeiteten für ein paar Schilling die Woche, andere konnten ihrem gewöhnlichen Beruf nachgehen, wie Malen, Schneiderarbeiten und auch Kochen auf einem kleinen Gasfeuer. Aber eine düstere Wolke hing über allem, und es gab wenige, die nicht zuweilen in der langen Zeit der Internierung Verzweiflung und Raserei packte.

Per aspera ad astra. Während der langen Nachtstunden, in denen ich in meine Zelle eingeschlossen war, bemühte ich mich, ein Gefühl der Absonderung zu kultivieren, das ich stets bewundert habe, aber nur schwer erreichen konnte. Die Schriften von Montaigne und Horaz atmen diesen Geist, und doch fand ich meine Aufgabe schwierig, und das gesteckte Ziel entwich stets. Ich suchte mir klar zu machen, daß die ganze schmutzige Umgebung, die mühselige Routine, die ewigen Plackereien eigentlich nicht wirklich und höchst bedeutungslos seien. Wie weit mir das gelang, vermag ich nicht zu sagen, doch folgte ich wohl den Fußtapfen Ovids:

„ . . . . Video meliora proboque
Deteriora sequor.“

Eine erheiternde Abwechselung wurde uns ab und zu durch die Launen des „Kaplans“ der Englischen Kirche zuteil. Die Anführungszeichen sind absichtlich gebraucht: denn ich glaube, eine größere Travestie eines Kaplans, dessen Funktion, wie man doch meinen sollte, es wäre, zu helfen und zu trösten, hat vielleicht nur in einem Roman existiert. Ich wohnte einmal einem solchen Gottesdienst in der englischen Kirche, in der diese Vorträge stattfanden, bei, und da begann der Kaplan seinen Vortrag mit Bemerkungen über „Bloody Bill the Berlin Butcher“ (die eigenen Worte). Seine törichten Bemerkungen und die absichtlichen Beleidigungen gegen „conscientious objectors“ (Leute, die sich weigerten zu kämpfen) in einem Hause, das dem Gottesdienst geweiht war, veranlaßten die meisten, ihn und seine Tätigkeit zu boykottieren.

So wurden aus den Tagen Wochen, aus den Wochen Monate, aus den Monaten Jahre, und Zeit und Hoffnungen lagen in stetem Kampf.

Allmählich besserte sich die Behandlung der Internierten, und mir wurde schließlich erlaubt, gelegentlich nach London hinzugehen und meinen Doktor oder Zahnarzt zu sehen. Als ich krank war, wurde ich im Gefängnishospital gepflegt, demselben, in welchem zur Stunde, da ich diese Zeilen schreibe, der Oberbürgermeister von Cork dem Hungertode entgegengeht. In dem Bett neben mir lag ein Franzose, namens Voisin, der als der „Sackmörder“ bekannt war und später zu Pentonville gehängt wurde. Er konnte nicht ein einziges Wort Englisch, und ich mußte alles Notwendige übersetzen. Einmal wünschte er dem Priester, der nicht Französisch sprach, zu beichten und bat, daß ich auch bei diesem feierlichen Akte als Dolmetscher fungieren sollte. Ich empfand die Verantwortlichkeit dieser Aufgabe zu stark und lehnte ab, es sei denn, daß der Priester selbst es mir befahl zu tun [26]).

[26]) Der Priester erteilte ihm dann in der besonderen Form eines solchen Falles die Absolution und gab ihm die Kommunion; vierzehn Tage später wurde er unter Beteuerungen seiner Unschuld gehängt.

Wenn ich sage, daß gegen uns keine Verhandlungen stattfanden, so ist das richtig: unsere Fälle wurden nur durch ein Kollegium von sechs Herren untersucht, das sich selbst „Beratendes Komitee" nannte, aber die folgende Quotierung aus dem „British Law Journal", Februar 1916, wird zur Genüge zeigen, daß man dieses Tribunal nur zu erwähnen braucht, das niemand ernst nahm, am wenigsten die Mitglieder selbst:

„Es ist kein Äquivalent für eine Gerichtsverhandlung, obwohl ein Richter über dieses „Beratende Komitee" den Vorsitz führt; denn es fehlen alle grundlegenden Bedingungen, einer solchen Verhandlung, es gibt keine die einzelnen Tatsachen aufführende Anklageschrift, keine Angabe der Beweismittel zur Unterstützung der Anklage, keine Gelegenheit für den Angeklagten, Zeugen oder Dokumente prüfen zu lassen, nicht einmal das Recht, selbst vor seinem Ankläger oder vor dem Komitee zu erscheinen. Das Privilegium, Gegenvorstellungen zu machen, ist unter diesen Umständen ein Hohn, denn es erlegt dem Angeklagten die geradezu unmögliche Aufgabe auf, ein Negativum zu beweisen, und verkehrt somit die gewöhnlichen Grundsätze der Gerechtigkeit."

1. Oktober 1920.

Sinn Féin und das junge Irland

Von

Julius Pokorny

Mit dem Tode Parnells, des „ungekrönten Königs von Irland" (1891), war die alte irische Nationalistenpartei, die so tapfer für Irlands Freiheit gekämpft hatte, nicht dem Namen nach, wohl aber in der Tat, erledigt. John Redmond, der sich als Parnells Erben und Nachfolger aufspielte, erfüllte nur zu gut die Prophezeiung seines Vorgängers, der mehrmals die Befürchtung ausgesprochen hatte, er würde sich gegenüber den Verlockungen Englands nicht genügend charakterfest erweisen. Er und manch anderer seiner Kollegen geriet in den Bannkreis englischen Glanzes und Goldes, so daß nahezu die ganze Partei in das Schlepptau der Liberalen gelangte und in der Verteidigung der nationalen Sache immer lauer wurde. Die unter seiner Ägide entstandene Homerule Bill, die nach langen Kämpfen am 18. September 1914 durch die Unterschrift des Königs zum Gesetz erhoben wurde, war das Zerrbild einer selbständigen Verfassung. Es sollten nicht nur die Reichsangelegenheiten, Polizei und einige andere Befugnisse der Kompetenz des irischen Parlaments entzogen werden; die fiskalischen Rechte waren derart beschränkt gedacht, daß es dem Lande unmöglich gewesen wäre, seine Industrie und Landwirtschaft zum Nachteil Englands zu schützen oder über die eigenen Finanzen ausreichende

Kontrolle auszuüben. Das Schönste aber war, daß der vom Könige ernannte Vizekönig absolutes Vetorecht erhielt und auch das Reichsparlament, in dem die irischen Abgeordneten von 103 auf 42 eingeschränkt werden sollten, das Recht bekam, irische Gesetze durch den Erlaß von Reichsgesetzen aufzuheben oder abzuändern.

Das Inkrafttreten der neuen Verfassung wurde übrigens bis zum Ende des Krieges verschoben und an die Erfüllung gewisser Bedingungen geknüpft. Trotzdem war die Mehrheit des Volkes, durch Redmond und seine Anhänger verblendet, bereit, jenes Gesetz anzunehmen. Aber den englischen Konservativen waren selbst diese geringen Konzessionen an Irland zu viel. Sie taten alles, die in ihrer bisher uneingeschränkten politischen Vorherrschaft bedrohte protestantische Minderheit Ost-Ulsters zu fanatischem Widerstand gegen Homerule zu entflammen. Die Furcht vor den „Papisten" und „Römlingen" war natürlich nur ein billiger Vorwand. Denn es war ja gerade England gewesen, das, nach einem Ausspruche Churchills, nach Parnells Sturz daran gegangen war, „Irland durch die Bischöfe zu regieren" und deshalb den Einfluß des katholischen Klerus nach Kräften gestärkt hatte, da man sich in Rom in der irischen Frage völlig zum Sekundanten der englischen Unterdrückungspolitik gegenüber den irischen Laien hergegeben hatte. Die protestantischen Ulsterleute bildeten eine aufrührerische Armee, die sich als Gegnerin Englands gebärdete und durch das verblendete Deutschland, wo man das wahre Spiel nicht durchschaute, noch mit Waffen und Munition versehen wurde. Ihr Führer, Sir Edward Carson, wurde sogar vom Kaiser empfangen, dem er als dem Vorkämpfer des Protestantismus huldigte, und den er vortrefflich über seine wahre Gesinnung zu täuschen verstand.

Durch die Ulsterleute bedroht, griffen nun auch die übrigen Irländer als „nationale Freiwillige" zu den Waffen, um sich gegen die Rebellen zu schützen. In England dachte man nämlich gar nicht ernstlich daran, die Aufrührer zu bestrafen. Sie wurden vielmehr noch durch englische Zuschübe verstärkt, die rebellischen Offiziere von Curragh wurden befördert und schließlich gar ihr Führer Carson in das Koalitionsministerium aufgenommen.

Kein Wunder, daß auch diejenigen irischen Kreise, die bisher streng auf dem Boden der Gesetzmäßigkeit gestanden hatten, immer mehr zur Überzeugung kamen, daß von England auf friedlichem Wege nichts zu erreichen sei. Redmond, der die Zeichen der Zeit nicht zu sehen schien und sogar seine Landsleute zum Eintritt in die englische Armee aufforderte, wurde als „Judas John" gebrandmarkt und durfte sich kaum mehr öffentlich zeigen. Mit ihm war nun seine ganze Partei endlich auch nach außen hin erledigt. Das irische Volk schien führerlos und direktionslos zu sein.

Da kam die Rettung von einer Seite, von der sie kaum jemand erwartet hätte. Schon 1905 hatte Arthur Griffith unter dem Motto „Irland für die Irländer" die Sinn Féin-Partei gegründet (Sinn Féin heißt „wir selbst" und hat mit Fenier = Krieger nichts zu tun), die ein freies, unabhängiges Irland forderte, mit einem selbstgewählten Parlament und durchwegs nationaler Entwicklung der geistigen und materiellen Kultur. Als Vorbild schwebte ihm der magyarische Freiheitskampf und

seine politischen Methoden vor. Er sah ein, daß der englische Einfluß, das glänzende Leben und Treiben Londons auf die meisten irischen Abgeordneten verhängnisvoll wirken müßten, und darum forderte er die weitestgehende Unabhängigkeit, so daß kein Vertreter Irlands mehr das Londoner Parlament zu betreten brauche. Bis zu Ostern 1916 war der Einfluß der Sinn Féiner äußerst gering gewesen. Sie galten als ultraradikale Eigenbrödler, die unerfüllbare akademische Forderungen aufstellten und auch englischerseits niemals ernst genommen wurden.

Der Osteraufstand von 1916 war nicht ihr Werk, wie man vielfach glaubte, sondern ging von den irischen nationalen Freiwilligen aus, die sich von Redmond an England verraten sahen und kein anderes Mittel fanden, ihr betrogenes Volk aufzurütteln. Diese wiederum rekrutierten sich zum größten Teile aus der Gaelic League, die 1893 von dem hochverdienten protestantischen Gelehrten Dr. Douglas Hyde gegründet worden war. Obwohl eine streng unpolitische Vereinigung, die nur dem Zwecke der Wiederbelebung und Bewahrung der nationalen, gälischen Sprache diente, war es doch unvermeidlich, daß mit diesem nationalen Erwachen auch eine politische Neubelebung Hand in Hand ging, und es ist vielleicht gar nicht so wunderbar, daß es nicht die Realpolitiker, sondern die Träumer und Idealisten waren, welche zuerst zu den Waffen griffen, um ihr Leben auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern. Unter den sieben Führern, welche die Proklamation der irischen Republik unterzeichneten, befand sich nur ein einziger Sinn Féiner; die Seele der Aufstandsbewegung waren drei der bedeutendsten jungen Dichter Irlands: Patrick Henry Pearse, Thomas Mac Donagh und Graf Joseph Mary Plunkett. Die stolze, würdige Art und Weise, wie diese jungen, hoffnungsvollen Männer in den Tod gingen, wird für immer ein denkwürdiges Kapitel in der Weltgeschichte bleiben. Um das Leben ihrer Gefolgsmänner zu retten, ergaben sie sich nach heldenmütigem, achttägigem Kampfe der zwanzigfachen englischen Übermacht, obwohl sie wußten, daß das ihren sicheren Tod bedeutete. Sie wurden denn auch durch das englische Kriegsgericht zum Tode verurteilt und schleunigst erschossen, damit keinerlei erfolgreiche Versuche für ihre Begnadigung unternommen werden könnten. Es gibt kaum ergreifendere und erhebendere menschliche Dokumente, als die letzten Worte der drei Dichter-Märtyrer, wenn man von Sir Roger Casements Verteidigungsrede absieht, der ihnen am 3. August auf ihren glorreichen Weg folgte.

In der Presse wurden aber die Freiwilligen und der ganze Aufstand als ein Werk der Sinn Féiner bezeichnet, und so wurde dieser Name, der früher mit einem gewissen Tadel verbunden gewesen war, ein nationaler Schlachtruf. Andererseits glaubte auch England an die Urheberschaft von Sinn Féin. Viele Hunderte seiner Anhänger wurden ohne jeden Schuldbeweis mit den Aufständischen zusammen in die Gefängnisse und Konzentrationslager gesperrt. Auf diese Weise wurden diejenigen Sinn Féiner, die nicht an dem Heldenkampfe teilgenommen hatten, in den Augen der Öffentlichkeit rehabilitiert und schlossen sich aufs engste mit jenen zusammen. Es war unvermeidlich, daß die politisch klar denkenden Sinn Féiner immer mehr das Heft in die Hand bekamen. Ihre Führer hatten niemals, wie die der Natio-

nalisten, mit England Kompromisse geschlossen oder sich bestechen lassen. Angesichts des bisherigen Chaos war nun hier eine Partei mit deutlich umrissenem, nationalem Programm, die auch von dem Einfluß der englisch orientierten Bischöfe frei war, ohne deswegen kirchenfeindlich zu sein; ja, fast die gesamte niedere Geistlichkeit Irlands schloß sich ihnen begeistert an.

Die Parlamentswahlen von 1918 brachten zur größten Überraschung der Öffentlichkeit einen durchschlagenden Erfolg für die Sinn Féiner, die 73 von den 105 irischen Mandaten eroberten. Getreu ihrem Gelöbnis, das englische Parlament nicht zu betreten, versammelten sich 36 Abgeordnete (die übrigen 37 befanden sich noch in englischen Gefängnissen) am 21. Januar 1919 im Rathause zu Dublin zum irischen Parlament (Dáil Eireann). Sein erster Regierungsakt war die feierliche Verkündigung der Unabhängigkeit Irlands in irischer und französischer Sprache und eine Botschaft an sämtliche freie Staaten der Welt. Zum Präsidenten der irischen Republik wurde einstimmig Eamonn De Valera gewählt, der kurz darauf aus dem Gefängnis in Lincoln entkam und sodann ein republikanisches Ministerium ernannte. Seitdem haben bis zum heutigen Tage regelmäßig Sitzungen des irischen Parlaments und Kabinetts stattgefunden und gemäß dem bei den Wahlen zum Ausdruck gebrachten Volkswillen unermüdlich an den zwei Hauptzielen der irischen Politik gearbeitet: die englische Verwaltung im Lande unmöglich zu machen und gleichzeitig ein selbständiges, rein nationales Staatswesen aufzubauen. Der Präsident gab die überaus vernünftige Parole aus, die bestehenden staatlichen Einrichtungen so lange zu benutzen, bis sie durch Neuschöpfungen der Republik abgelöst werden könnten.

Es ist tatsächlich staunenswert, was die Sinn Féiner im abgelaufenen Jahre an Erfolgen zu verzeichnen hatten.

Eines der wichtigsten Machtmittel allenglischer Unterdrückungspolitik ist die über das ganze Land verteilte Polizei, die nicht so sehr zu Zwecken öffentlicher Sicherheit (im letzten Jahre fanden nur 8371 Verhaftungen wegen gemeiner Vergehen gegenüber 23 222 im Jahre 1914 statt!) als vielmehr zu brutaler Verfolgung politisch mißliebiger Personen verwendet wird. Es ist nun gelungen, nicht weniger als 300 Polizeikasernen in die Luft zu sprengen oder niederzubrennen, so daß deren Garnisonen gezwungen wurden, in größeren Orten Zuflucht zu suchen und in weiten Strichen das Netz der englischen Spitzelorganisation zerrissen wurde. Auch die Polizei selbst beginnt sich gegen die ihr zuerteilte unwürdige Rolle aufzulehnen. Hatten doch 1917 und 1918 in Irland nicht weniger als 394 407 politische Verhaftungen stattgefunden, die zu 269 973 Verurteilungen geführt haben. Im Monat Juni legten sechs hohe Polizeioffiziere und über hundert Unteroffiziere ihre Stellen nieder, obgleich ihr Einkommen um mehr als 100 Prozent erhöht worden war; die Hälfte von ihnen blickte auf eine 12- bis 38jährige Dienstzeit zurück. Infolgedessen sieht man sich in London genötigt, immer mehr Truppen nach Irland zu senden — gegenwärtig sind es 150 000 —, obwohl diese in anderen Teilen des Reiches nicht weniger dringend benötigt würden.

Mit welchen Mitteln man gegen Irland vorgeht, zeigt die Ankündigung des Oberstaatsanwalts Denis Henry vom 22. Juni, der im Unterhause erklärte, Polizei und Militär hätten Instruktionen erhalten, sich in Irland genau wie auf einem Schlachtfelde zu benehmen, und drei Tage vorher hielt ein englischer Polizeioffizier in Listowel (Kerry) vor versammelter Mannschaft eine Rede, in der er wörtlich sagte:

„Wenn eine Kaserne nicht genügt, dann soll das beste Haus in der Nachbarschaft beschlagnahmt und die Bewohner in den Straßengraben geworfen werden. Dort soll man sie krepieren lassen, je mehr, desto lustiger. Polizei und Militär sollen wenigstens in fünf Nächten der Woche die Gegend abpatrouillieren. Wenn sich Zivilisten nähern, ruft „Hände hoch!", und wird der Befehl nicht unmittelbar befolgt, dann schießt, aber mit Erfolg! Wenn die näherkommenden Leute die Hände in den Taschen tragen oder sonst verdächtig aussehen, schießt sie ohne weiteres nieder. Je mehr ihr erschießt, desto lieber werdet ihr mir sein, und ich garantiere euch, daß kein Polizist wegen der Erschießung eines Menschen in Ungelegenheiten kommen soll" ...

Zum großen Teil haben sich die Republikaner auf völlig gesetzmäßige Weise in den Besitz des Regierungsapparates gesetzt. Zwar hatte das englische Parlament nur mit Gültigkeit für Irland hier das Proportionalwahlsystem für die Wahlen in die Stadtvertretungen eingeführt, in der Hoffnung, die Macht der Sinn Féiner nach Möglichkeit zu verringern. Trotzdem errangen diese einen überwältigenden Sieg, indem sich alle Städte, mit Ausnahme von Belfast, für die irische Republik erklärten. Dafür ist Belfast, das man eher als englische Kolonie bezeichnen muß, vom irischen Markt so gut wie ausgeschlossen worden, indem die Iren ihre Konten mit Belfast geschlossen und den Saldo ausbezahlt haben. Selbst Kunden, die stets im Rückstande gewesen waren, haben glatt ihre Schulden beglichen. In ohnmächtigem Zorn über die Erfolge der Republikaner hat man die Neugewählten in Massen verhaftet, so drei der Führer der Dubliner Stadtverordneten mit Einschluß des Bürgermeisters, die republikanischen Führer in Belfast und Derry u. a. m. In Cork wurde der neue Bürgermeister von Polizisten zur Nachtzeit ermordet, wie die gerichtliche Untersuchung ganz einwandfrei feststellen konnte. Dabei besaßen die „Times" und „Daily Mail" noch den Mut, zu behaupten, daß jener, ein überzeugter und bewährter Sinn Féiner, von seinen eigenen Parteigenossen getötet worden sei. Kurz darauf erging der Befehl, die gesamte Stadtverwaltung von Cork zu verhaften, aber die meisten Mitglieder erwiesen sich als unauffindbar.

Aus der Härte und Rücksichtslosigkeit, mit welcher die neuen, politischen Häftlinge behandelt wurden, indem man sie gemeinen Verbrechern gleichstellte, läßt sich die ganze Bedeutung des Sieges am besten ermessen. Ohne Verhör und ohne jede ausdrückliche Beschuldigung wurden diese Männer zum Teil in Dublin gefangengehalten, zum Teil nach dem Londoner Wormwood Scrubs-Gefängnis deportiert. 263 Häftlinge traten darauf in den Hungerstreik und unterbrachen diesen auch nicht, als in London und Dublin der unabänderliche Beschluß verkündet wurde, die Gefangenen ruhig sterben zu lassen. Aber der Mut der Sterbenden bestand siegreich alle Proben.

Draußen, vor den Gefängnissen, spielten sich Szenen von vorbildlicher Größe ab, wie sie in der Geschichte moderner, revolutionärer Bewegungen wohl einzig dastehen. Während starke Truppenabteilungen mit Maschinengewehren und Tanks das Dubliner Mountjoy-Gefängnis umstellt hatten und Flugzeuge von oben her die Menge in Schach hielten, verbrachten die Volksmassen, die tagelang das Gebäude umlagerten, täglich viele Stunden (manche Tag und Nacht) damit, feierlich und würdig für das Heil der armen Märtyrer zu beten. Auch London sah ein einzigartiges Schauspiel. Tag für Tag marschierten Tausende von Iren, die aus allen Teilen der Stadt herbeigeeilt waren, in meilenlangem Zuge in tadelloser Ordnung zum Gefängnisse, wo sich Hunderte junger irischer Mädchen und Frauen aufstellten, um durch ihre patriotischen Lieder die Verhungernden in ihren Leiden aufzurichten, und wackere Priester unter ehrfurchtsvoller Beteiligung der Anwesenden den Rosenkranz in irischer Sprache beteten.

Durch zwei Tage hindurch ruhte dann jede Arbeit in Irland, und als auch die irischen Hafenarbeiter Liverpools drohten, die Docks still zu legen, gab die Regierung schließlich doch nach, und Lord French sowie der Staatssekretär von Irland mußten zurücktreten.

Die im Juni erfolgten Grafschaftswahlen vollendeten den Triumph der irischen Republik und sind besonders für die Beurteilung des Ulster Problems von wesentlicher Bedeutung. Nur in vieren von den 32 Grafschaften Irlands ist es den Anhängern der Vereinigung mit England gelungen, eine Majorität zu erhalten. Aber selbst hier ist ihre Vorherrschaft nicht unerschüttert geblieben, wie die Wahl von Louis Walsh in Ballycastle, Antrim, einer ehemaligen Hochburg der Orangisten, gezeigt hat. Das Märchen von der Zweiteilung Irlands ist hierdurch deutlich als solches erwiesen.

So ist Sinn Féin zur größten und mächtigsten republikanischen Partei geworden, nicht bloß ein radikaler Flügel, wie manche wissen wollen, sondern der stärkste und reinste Ausdruck des ungetrübten, nationalen Volkswillens. Alle sozialen Probleme sind von der einen, nationalen Frage in den Hintergrund gedrängt worden. Der Präsident erklärte seinerzeit, zuerst müsse das Land seine nationalen Ziele erreichen, und dabei ist es geblieben. Die im Juni zu Dublin gegründete irische Arbeiterpartei stellte sich ausdrücklich auf nationalen Boden und verwarf die Internationale, von der sie in ihrem Kampf gegen England zwar schöne Worte, aber keine wesentliche Unterstützung erfahren habe. Von einer inneren Verbindung Irlands mit dem Bolschewismus kann somit keine Rede sein. Die Feindschaft gegen England ist die einzige Gemeinsamkeit, die man zwischen ihnen konstruieren könnte.

Die irische Republik hat heute nicht nur ihr eigenes Parlament und Ministerium; konsularische Vertreter sind für die Vereinigten Staaten, Argentinien, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und die Schweiz ernannt worden. Direkte Schiffsverbindungen bestehen mit einer Reihe von Ländern, so die Commercial Irish Line zwischen New York und Cork, Dublin und Belfast, die über sechs Dampfer von 30 000 Tonnen Gehalt verfügt.

Entsprechend dem Sinn Féin-Programm wendet das irische Parlament besonders dem wirtschaftlichen Leben seine Aufmerksamkeit zu, um die von England vernichteten Industrien neu zu beleben und durch gesteigerte Arbeitsmöglichkeiten die Auswanderung, die gemeinsam mit dem Hunger Irlands Bevölkerung seit 1848 von 8 auf 4,3 Millionen vermindert hat, zu unterbinden. So sind £ 50000 für die Entwicklung der Fischerei aufgewendet worden; eine mineralogische Vermessung des gesamten Landes wurde in die Wege geleitet, um die Bodenschätze genau festzustellen. Bis jetzt sind u. a. 180 506 000 Raumtonnen Kohle, zumeist Anthrazitkohle, nachgewiesen worden; diese würden reichlich genügen, das Land von der englischen Einfuhr unabhängig zu machen, doch müssen erst geeignete Transportmöglichkeiten geschaffen werden, da die Engländer seinerzeit die irischen Bahnen möglichst weit weg von den Kohlengruben angelegt hatten, damit sie den englischen Gruben keine Konkurrenz machen könnten. Noch weit wertvoller als die Kohle werden sich aber die 1½ Millionen acres umfassenden Torfmoore erweisen. Man hat berechnet, daß der irische Torf in Dampf-Brennöfen ebensoviel elektrischen Strom erzeugen könnte, wie 960 Millionen Tonnen Kohle, in Torfgas-Anlagen sogar so viel wie 1254 Millionen Tonnen Kohle. Wie sehr sich das wirtschaftliche Leben, ungeachtet aller Unterdrückung, im Laufe des letzten Jahres gehoben hat, zeigt am besten die Tatsache, daß der Notenumlauf der Bank von Irland um fast 3½ Millionen Pfund abgenommen hat, während die Depoteinlagen um fast 5 Millionen gestiegen sind.

Am erstaunlichsten aber ist, was die Republik in bezug auf das Gerichtswesen geleistet hat. Die Sinn Féiner haben in ganz regelrecht organisierter Form fast die gesamte Gerichtsverwaltung neben und gegen die bisherigen staatlichen Gerichte in die Hände genommen. Alle Richter und Beamte haben den Eid auf die irische Republik abgelegt. Die Pfarrsprengel-Zivilgerichte haben Jurisdiktion für Ansprüche bis zu £ 10. Klagen über höhere Summen kommen vor die Distriktsgerichte. Binnen vier Tagen kann von den Pfarrsprengelgerichten an die Distriktsgerichte und von diesen an den Appellationsgerichtshof, dessen Mitglieder von dem republikanischen Justizminister ernannt worden sind, appelliert werden. Daneben gibt es Arbitration Courts für freiwillige Gerichtsbarkeit und Strafgerichte, die schon in einer Reihe bedeutsamer Kriminalfälle große Erfolge zu verzeichnen hatten. So gelang es ihnen, einen großen Bankraub in Cork rückhaltlos aufzuhellen und das gestohlene Geld wiederzuschaffen. Der Hauptschuldige, ein entlassener englischer Soldat, wurde zu 20jähriger Deportation nach — England verurteilt. Das Amüsante ist, daß schon wiederholt derartige Strafen zur Anwendung kamen, so daß ein Abgeordneter im englischen Parlament entrüstet fragte, ob man dulden wolle, daß England zu einer Sträflingskolonie gemacht werde. Der Generalstaatsanwalt für Irland erklärte jedoch, in der Frage der republikanischen Gerichte machtlos zu sein. Dies ist ganz richtig. Denn es ist zwar verhältnismäßig leicht, ein solches Gericht durch physische Gewalt zu sprengen, aber dadurch wird nicht verhindert, daß das Volk die Entscheidungen jener Gerichte heilig hält.

Sie haben eben die moralische Sanktion ihrer Landsleute, und eine solche Gewalt erweist sich letzten Endes stärker, als die rein physische Macht der englischen Bajonette. Es wurden z. B. am 16. Juli von 90 Gerichtsverhandlungen 80 durch republikanische Gerichte durchgeführt. Die „Times", ein gewiß unverfänglicher Zeuge, berichten über den Erfolg dieser Tribunale: „In irischen juristischen Kreisen herrscht allgemeine Verwirrung und Bestürzung wegen des immer weiteren Eingreifens der Sinn Féin-Gerichtshöfe in die gesetzliche Domäne der englischen Gerichtsbarkeit in Irland. Die einfache Wahrheit ist, daß die irischen Gerichte und Advokaten vor der Aussicht stehen, in naher Zukunft eine völlige Lahmlegung ihrer Geschäfte zu erleben. Anläßlich der letzten Vierteljahrssitzungen sahen sich viele Grafschaftsrichter ohne Beschäftigung. In den höheren Gerichtshöfen geht die Frequenz rapid zurück, und Richter und Anwälte erwarten mit düsteren Vorahnungen die Erfolge der kommenden Sessionen. Symptome der bevorstehenden Schwierigkeiten erscheinen schon in der Tatsache, daß die Richter in den Städten, in denen die Gerichte stattfinden sollen, kaum Unterkunft finden können . . ."

Da Sinn Féin durch die Wahlen auf ganz gesetzmäßigem Wege die Verfügung über die öffentlichen Gelder erlangt hat, macht die Finanzierung derartiger Einrichtungen keine besonderen Schwierigkeiten. Zur Deckung der restlichen Kosten wurde eine innere republikanische Anleihe im Betrage von £ 250 000 ausgegeben, die um mehr als £ 50 000 überzeichnet wurde; überdies haben gegen 500 000 Amerikaner Beträge zwischen 10 000 und 20 000 Dollars für die äußere irische Freiheitsanleihe gezeichnet, so daß finanzielle Schwierigkeiten nicht mehr bestehen. Wohl niemals ist eine Revolution in derart planmäßiger, vorsorglicher Weise organisiert worden, und die Erfolge, die ein über soziale und Klassenkämpfe erhabenes Völkchen gegen die mächtigste Nation der Welt davongetragen hat, können uns Deutsche nicht anders denn aufs tiefste beschämen.

England ist in der Tat gegenüber der irischen Frage ratlos; das zeigt schon die sinnlose Art, in der man, da man der Gegner nicht Herr werden kann, an Unschuldigen seine Wut ausläßt. Seit Anfang 1919 sind z. B. in Dublin über 20 000 gewaltsame Hausdurchsuchungen vorgenommen worden. Darf man sich wundern, wenn die irischen Truppen, die man nach Ende des Krieges möglichst weit weg von der Heimat, nach Indien, Persien und Mesopotamien geschickt hatte, meuterten und ihre Waffen unter die Eingeborenen verteilten? Man muß nun neue Truppen an Stelle der Irländer nach dem Orient entsenden, und da wird man die 150 000 Mann englischer Garnison in Irland bald an lebenswichtigeren Punkten brauchen. Deshalb sind schon unter der Hand Friedensverhandlungen mit den Sinn Féinern angeknüpft worden. Da aber der englische Terrorismus unentwegt weitergeht, ist die Stimmung der Iren natürlich nicht sehr entgegenkommend, und sie verlangen völlige Unabhängigkeit, wobei sie bereit sind, die nötigen militärischen Garantien zu geben.

Nicht vergessen darf man den gewaltigen Aufschwung, den die irisch-keltische Sprache in den letzten Jahren genommen hat. Vor dem Kriege nur mehr von

einem Siebentel der Bevölkerung gesprochen, ist sie heute die Amtssprache der republikanischen Behörden geworden, und deutlicher, als alle optimistischen Berichte, spricht die Tatsache, daß England es für nötig gefunden hat, in Scotland Yard Kurse in irischer Sprache für englische Detektive zu eröffnen, um es ihnen zu ermöglichen, dem Laufe irischer Versammlungen verständnisvoller als bisher folgen zu können. Irland ist nun endlich daran, ein Schulwesen auf streng nationaler Grundlage zu erhalten, wie es seiner alten, wertvollen Kultur entspricht.

In allen nationalen Kämpfen hat sich Irland seit Kriegsende der Unterstützung eines Großteils des amerikanischen Volkes zu erfreuen. Präsident De Valera, der inzwischen zum Ehrenbürger von New York und zum juristischen Ehrendoktor der Universität Pittsburgh ernannt worden ist, hat seit dem Frühjahr 1919 wahre Triumphzüge durch die Vereinigten Staaten unternommen und durch seine kluge Politik, getragen durch die Wucht unleugbarer Tatsachen, der irischen Sache zahllose Freunde gewonnen; bekanntlich hat schon am 30. Mai der Ausschuß des Repräsentantenhauses für auswärtige Angelegenheiten mit 11 gegen 7 Stimmen beschlossen, dem Hause eine Resolution vorzulegen, wonach das Haus dem Wunsche des irischen Volkes, seine Regierungsform selbst zu wählen, sympathisch gegenüberstehe, und Anfang Juli erhielt der Antrag auf Anerkennung der irischen Republik auf der demokratischen National Convention in St. Franzisko nicht weniger als 400 Stimmen.

Auch der Vatikan hat seine Rolle als Sekundant der irischen Politik Englands endlich aufgegeben, wie die kürzlich erfolgte Heiligsprechung des von den Engländern 1681 ermordeten irischen Märtyrers Oliver Plunkett und die Anfang Juni erlassene Enzyklika beweisen, in der der Heilige Vater den Wunsch aussprach, daß jede Nation innerhalb ihrer Grenzen Unabhängigkeit genießen möge, und hinzufügte, daß die Kirche (endlich!) die Völker in diesen Zielen unterstützen werde. Nunmehr besteht kein Hindernis mehr, daß auch der höhere Klerus den irischen Freiheitskampf unterstützt; hat sich doch z. B. Daniel J. Mannix, Erzbischof von Melbourne, der den Engländern noch viel zu schaffen machen wird, in seinen Reden in Australien und Amerika wiederholt als begeisterten Sinn Féiner und Gegner Englands erklärt.

Ungeachtet der Tatsache, daß die irische Republik kein Phantom mehr ist, sondern schon wirklich existiert und ihre Lebensfähigkeit andauernd erweist, spricht man in England selbst heute noch von Homerule, noch dazu einer Homerule, die Irland dauernd in zwei Hälften zerreißen will und nicht einmal für die lebenswichtigsten Angelegenheiten eine gemeinsame Verwaltung vorsieht.

Auf die Äußerung von Sir Auckland Geddes, daß die neue Homerule-Bill „ein aufrichtiger Versuch" sei, „endgültig in die Hände der erwählten Vertreter des irischen Volkes die Pflicht und die Verantwortlichkeit zu legen, für ihr eigenes Heil und das Heil ihres Landes zu sorgen", erwiderte der berühmte Dichter George W. Russell mit Recht:

„Das Gesetz, an dessen Ausarbeitung Sir Auckland Geddes mitwirkt, ermöglicht es Irland keineswegs, für sein eigenes Heil zu sorgen. Wir in Irland verlangen

die Möglichkeit, uns selbst eine Zivilisation aufzubauen, die für unseren Charakter und Genius paßt. Wir sind dazu nicht imstande, solange eine auswärtige Macht über unsere Steuer- und Handelspolitik verfügen darf. . . . Deshalb verlangen wir Freiheit und Macht. Diese werden uns nicht durch jene Entwürfe gegeben. Ungeachtet der schönen Worte über die Freiheit binden sie nur unsere Ketten fester. Es ist nicht eine Selbstregierung, die uns die Briten bescheren wollen: sie graben vielmehr für uns einen Kerker, noch viel tiefer als der, den uns Pitt in der Akte der Union gegraben hat."

Esthers letzter Tanz

Novelle

von

Bernd Isemann

Esther kam von einem Rundgang durch den Garten zurück. Es fror tüchtig. Das bißchen Nachmittagssonne warf das Rot und Grün der Korridorscheiben auf die Fliesen, über die sie schritt. Das ganze Haus war angenehm durchwärmt.

Zum Abend erwartete man die Gesellschaft des Städtchens, immer die gleichen Herren und Damen, die man bei jedermann traf, ob man nun bei Gerichtsräten, Regierungsräten, beim Kreisdirektor oder bei einem der Herren Rechtsanwälte zu Tisch war. Ein oder zweimal im Jahr kam jeder an die Reihe, und es war kein Geheimnis, daß niemand es gern tat.

Das Notwendigste und Gröbste der Vorbereitungen war schon geschehen. Im Speisezimmer hatte man Raum geschafft, und der Tisch war mit eingesetzten Brettern verlängert worden, noch lagen breite Streifen von Packleinwand am Boden rings um den Tisch zur Schonung des blanken Parketts. In der Nische hatte der Gärtner mattblaue Rhododendren und kugelige Granatbäumchen aufgestellt.

Esthers Mutter kniete vor dem klaffenden Porzellanschrank. Mit sicherer Hand tastete sie in den Tiefen der Fächer und brachte nun eine Terrine, nun Obst- und Käsetellerchen, eine Sauciere, dann eine große blaublumige Salatschüssel und einen Stapel ovaler, zur Pyramide geschichteter Platten zum Vorschein. Das stellte sie alles in einem Kreis um ihre ansehnlichen Hüften auf. Das feine Porzellan nahm den Reflex des Parketts in die Ränder, während es im Innern den kühlen, bläulichen Schimmer des fehlerlosen Brandes behielt. Ein Stapel Teller wanderte mit reinlichem Klirren hinzu.

Esther stand daneben in ihrem halblangen Hausrock und band sich die Wirtschaftsschürze fester, deren Tragbänder hinter den leichtgewölbten Schultern sich kreuzten. Ihr dichtes Haar hing in einem Knoten im Genick.

„Wenn du willst, kannst du das einstweilen hinaustragen", sagte die Mutter. Esther wählte einen Stoß Teller und ging. Im Nebenzimmer hantierte das Fräulein mit Gläsern. Der Tisch, an dem man sonst speiste, stand voll davon, nur die Mitte war von Flaschen verschiedener Farben und Größen in Anspruch genommen. Es sah aus wie ein Stück Frühlingswiese aus Glas, so ungleichmäßig und doch wieder gedrängt standen die Reihen. Da waren lange, tiefe, grauweiße Kelche mit eingeätzten Ranken, grüne, dickstielige Tröglein, zierlich geschnürte Stengel mit weit offener Blüte, dahinter die Flaschen mit den farbigen Hülsen und Siegeln, wie die fleischigen, eingerollten Keimspitzen noch ungewisser Schößlinge. Am äußersten Rande hatten kurzbeinige bernsteinklare Schalen Platz gefunden, in deren Grund ein Goldtropfen rollte.

Das Fräulein öffnete die Tür, und Esther trat durch den Gang in die Küche. Dort stand das Dienstmädchen vor einem Eimer dampfenden Wassers, aus dem es ein Stück des Geschirrs nach dem andern hervorzog, es mit einem Tuch auf beiden Seiten abwusch und dann an die Aushilfsfrau weitergab. Die Köchin, die für den Abend das Regiment an einen Koch abgeben mußte, wischte in mißmutiger Erwartung noch einmal über den Messingrand der Herdplatte.

Esther nahm eine Handvoll Löffel auf den Rückweg mit. Sie machte sich nicht viel aus Bällen und Gesellschaften, trotzdem sie noch weniger Freude am Haushalt und häuslicher Arbeit finden konnte, aber diese Vorbereitungen waren für sie ein Fest. Es wurde dann bunt im Haus, gleichgültig für wen, wenn es nur anders als sonst war. Dann kam der versteckte Prunk einer alten Familie hervor und nahm allen legitimen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten ihr Recht. Man glaubte dann kaum, je alles wieder in Schränken und Kästen unterbringen zu können, aus denen es für den einen Tag gestiegen war. Heimlich war sie stolz auf diese Fülle, auf den fühlbaren Reichtum vornehmer Ansprüche, etwas, was sie mit ihrem Vater teilte. Ihrer Mutter war es kaum mehr als die doppelte Last von Sorgfalt und Arbeit.

„Ob die Gläser nicht leicht zerbrächen?" fragte Esther das Fräulein.

Das lachte ihr ins Gesicht: „Wenn man nicht vorsichtig ist —"

Über diesem Lachen wurde ihr erst bewußt, wie unnütz die Frage gewesen war.

Sie hatte eigentlich etwas ganz anderes fragen wollen. So benommen, so dumm kam sie sich heute vor. War es, daß die Gläser aussahen wie lichtgraue Ringe, die sich seltsam unwahrscheinlich im Durchsichtigen schwebend hielten?

Esther war überall, ohne daß sie sonderlich viel getan hätte. Sie hatte Sinn für das Ganze. Die anderen arbeiteten hastig und eifrig, aber ohne festliche Stimmung und Neugier. Da war die Mama: Warum tat sie das alles selbst? Sie hatte doch Leute genug, und am Abend würde sie über Kreuzschmerzen klagen. Während sie so im stillen vor sich hinschalt, rief aus dem Nebenzimmer die Mama, denn sie stieg nicht gern auf Stühle. Esther sprang hinauf.

„Was soll's?"

„Nein, mehr nach der Seite. Eine Schale mit vergoldeten Füßen."

„Der Tafelaufsatz?"

„Ja doch!"

„Mit den Männern?"

„Welchen Männern? — Freilich, und sei vorsichtig."

Da standen die beiden breitausladenden Silberschalen, leuchtendgrau, von einer hohen Mittelsäule zusammengehalten. Diese Säule war gekrönt mit der Gestalt einer kleinen Fortuna, die in ungeschickter Wendung den ganzen Inhalt ihres Füllhorns rettungslos verschüttete. Aber es war weit mehr, als je darin Platz gefunden hätte. Die unbändigen Ströme von Blumen und Früchten überwältigten von allen Seiten die zierliche Gestalt, verhüllten und verstrickten die Füße, um sich dann an die vier Kanten der Säulenbündel zu verteilen. Von dort quollen sie in feingewellte Becken, als ob der Überfluß sich selbst darböte. Aufgerollte Wappen und flatternde Bänder unterbrachen den längsgerillten Schaft, und noch durch die feindurchbrochenen Voluten der Säulenköpfe tropften niedlich geblähte Trauben im Geranke.

Die Füße in den Becken, saßen zwei Männer mit dem Rücken am Sockel sich gegenüber, und über sie hin wälzten sich die Girlanden. Sie faßten die Ströme mit beiden Armen über der kräftigen Brust zusammen, so daß unter den kunstvollen Kaskaden die Körper zur Hälfte verschwanden. Die schmalen runden Knie sahen selbst aus wie fremdländische Früchte, und nur die sehnigen Füße zeigten einen Zug von Anspannung. Esther hatte die beiden Männer nie gesehen, so genau ihr der Tafelschmuck bekannt war, nun fiel es ihr erst auf, daß sie nackt waren.

„Da sind doch die Männer", sagte sie ruhig und wagte dennoch nicht, sie anzurühren. „Warum sind die Männer da?"

„Weil das schön ist", erwiderte die Mutter.

Nun bemerkte Esther, daß auch die schlanke Fortuna auf dem Gipfel ohne Gewand war, und sie fragte nicht weiter. Als sie aber eine halbe Stunde später allein im Zimmer blieb, führte eine zitternde Neugier ihre Hand an die kleine silberne Gestalt. Über Kopf und Rücken strich sie, über den erschreckten Arm mit den gespreizten Fingern und über das geschweifte Füllhorn. Dann über Brust und Rücken, an denen jeder Vorsprung, jede Vertiefung zu fühlen war. Nun entdeckte sie auch Früchte und Blumen; sie glaubte Äpfel, Pfirsiche, Orangen und Margueriten zu unterscheiden, dazwischen manches Blatt und manchen Zweig. Sie bedachte, daß dies alles von Menschenhand gemacht und erdacht war.

Dagegen war gewiß nichts einzuwenden. Daß aber die Göttin auf der Säule tatsächlich nackt war, ohne daß irgend jemand Anstoß nahm oder es zu bemerken schien, das war doch mehr als seltsam. Wie empfindlich war Mama sonst in derlei Dingen! Mußte nicht jede Frau, jedes Mädchen sich beschämt fühlen, wie die silberne Göttin in komischer Leichtfertigkeit und lächelndem Willen sich dem Reiz der Welt darbot. Etwas Unerhörtes schien ihr das, um so unglaublicher, als alle Leute es gelten ließen, ohne das geringste dabei zu finden.

Dinge, über die niemand zu sprechen gewagt hätte, standen hier für alle Augen deutlich vor den nichtsahnenden Menschen. Als hätte ein Teufel unter dem Schein

des Silbers all seine verbotenen Künste eingeschmuggelt. Immer wieder zog es sie vor den seltsamen Anblick, als müsse darin die ganze Welt ihr schwindlig werden. War denn die Mutter mit Blindheit geschlagen, daß sie solch ein Stück mitten auf die Tafel setzen wollte? Sie, die für alles eher als die geringste Leichtfertigkeit Verständnis hatte. War denn damit, daß es schön war, alle andere Vernunft erloschen, jede Überlegung, jeder Maßstab? Mit Beklemmung sah sie zu, wie die Schalen gefüllt wurden. War sie denn die Einzige, die rot wurde? Und plötzlich glaubte sie zu ahnen, daß sie über ein Leben, das alle andern Menschen fühlten, in Unwissen erhalten würde und sie sich schämen müsse.

Es war Zeit geworden, sich anzuziehen. Die Näherin, die Esther auch die Frisur machen sollte, wartete schon in Esthers Zimmer und wärmte sich einstweilen am Ofen die Hände. Sie war eine Näherin, wie sie nicht sein soll, hinkte stark und hielt auf ihre Frömmigkeit. So nähte und schnitt sie die Kleider, wie es in den Modeblättern stand, und das war ihr Tagewerk. Sie war an Esther Geduld und Anspruchslosigkeit gewohnt. Heute aber war dem jungen Mädchen auf einmal nichts recht. Gleich beim Frisieren fand sie es furchtbar langweilig, wie sie das mache. Ob sie denn nicht einmal etwas Neues wüßte? Das gute Fräulein war verletzt und verbarg es in doppelter Zuvorkommenheit. Sie konnte auch gar nicht verstehen, was das Kind gegen sie haben mochte. „Nun kommt auch bei ihr die Zeit des Hochmuts", dachte sie, löste das Angefangene geduldig wieder auf und begann einen hochgesteckten Artemisknoten, sehr in Angst, er könne mißlingen.

Esther dachte unterdessen an den Sommer. Sie glaubte das Rauschen der heißen Nachmittage in den Büschen zu hören und stellte sich die dichten Kronen vor, in die sich schläfrig die Sonne einwühlt. Sie konnte sich denken, sie wäre im Wald, läge im Heidekraut, mitten im Gesumm der Bienen, ein Rotkehlchen schnelle vor ihr hin auf einen Zweig. Da fuhr sie mit einem Ruck auf: Es war ihr vorgekommen oder war ihr eingefallen, daß sie nackt im Walde läge, sie hätte gebadet oder sonst wie wäre es gekommen.

Die Näherin entschuldigte sich, daß sie ihr wehgetan hätte, und Esther versank wieder in schläfriges Nachdenken. Derjenige, der die Göttin in Silber gebildet hatte, derjenige, der sie gekauft hatte, gaben sie nicht zugleich ihr Einverständnis kund mit der Freude, sie anzuschauen? Und was sind das für Gedanken, fuhr sie fort, die diese Freude überlaufen? Ist es etwas unsagbar Schönes, zu dem man nur den Mut haben muß? Oder ist es etwas Entwürdigendes, das uns Scham aufzwingt? Alle Tiere gehen, wie Gott sie geschaffen hat, nur der Mensch nicht. Da ist Änncken Schneider, die ich doch gewiß lieb habe, sie ist meine Freundin, wir sprechen zusammen; ist mir jemals eingefallen sie anzuschauen, wie diese silberne Göttin? Sicher niemals, aber es ist doch so, und vielleicht wäre sie dann noch viel schöner, als sie jetzt ist.

Die Frisur war fertig, nun kam das Kleid. Nein, mit diesem Kleid würde sie nicht unter Menschen gehen. Nichts wollte sie gelten lassen, vom Stoff an bis auf die kleinsten Nebensächlichkeiten am Besatz. Das alte Fräulein steckte ab und nähte,

versicherte immer wieder, wie schön es sei, aber Esther blieb verstockt. Schließlich nähte sie unter Tränen und Schluchzen. Indessen, Esther wollte nun einmal nicht. Sie paßte aufs neue das Kleid an, das sie jüngst getragen hatte, aber nun gefiel ihr auch das nicht mehr. Denn, wie sie erkannte, war das nicht weniger ausgeschnitten als das neue. Sie hätte es aber nicht übers Herz gebracht, diesen einzigen Grund ihres Widerstandes zu nennen. Schließlich stand sie doch in ihrem neuen Kleid da, aber in einer Gereiztheit zum Hinausweinen.

Es war dunkel geworden. Die Frau Geheimrat trat in ihrem schwarzen Kleid ein, sie war schon fertig angezogen, und Esther konnte ihren Ärger nicht verbergen.

„Ich mache keine Gesellschaft mehr mit", sagte sie entschlossen.

„Ein wenig Geduld, liebes Fräulein", stöhnte die Näherin und hob ihr rotes Gesicht vom Boden.

Die Mutter kam zu Hilfe, und Esther ließ mit sich geschehen, wie man bestimmte. „Ich stelle mich auf den Kopf, wenn ihr wollt", gab sie gereizt hinein.

Dagegen hatte die Mutter den Wunsch, auszugleichen. Denn sie sah wohl, daß das alte Mädchen ernstlich betrübt und verletzt war.

„Hör' einmal," sagte sie scharf, „du solltest für die Mühe dankbar sein, die man sich gibt. Du warst bisher immer zufrieden, und ich finde das Kleid sehr schön und gut gemacht. Man braucht nicht gleich wegen jeder Kleinigkeit zu schelten und ungeduldig zu werden."

Die Näherin lachte vor Glück und fing an, ihre junge Dame zu verteidigen. „Das ist mit den jungen Damen so. Sie können es nicht erwarten. Und Sie werden doch das schönste Kleid haben, wenn es Ihnen auch nicht gefällt. — Und nun darf ich um die Blumen bitten."

„Ja," fuhr sie fort, während sie zwei Rosen im Haar verbarg, „ich habe schon viele Damen angezogen, als Mädchen und als Bräute und als Frauen, es ist die Ungeduld. Aus dem Rest machen wir ein kleines Bukett", und ihre dünnen, knochigen Finger drückten ein Büschel Blumen an den Winkel des Ausschnitts.

Aber Esther prallte zurück. Sie wurde rot, gleichsam vor Zorn, und verlangte, daß die Blumen an den Gürtel kämen. „Aber es muß sein", bekräftigte die Alte.

„Nein, es muß nicht sein. Ich habe diese Näherei satt", und, um sich nicht zu verraten, kamen die sonderbarsten Worte ihr auf die Zunge, gerade das Gegenteil von dem, was sie wirklich dachte. „Diese Kleider sind so reizlos. Ich sehe aus wie ein Bauernkind, ja wie ein Dienstmädchen. Ich sage ja nicht, daß Sie sich keine Mühe geben, aber um eine gute Näherin zu sein, ich sage nicht, daß Ihnen etwas fehlt, aber eine so fromme Näherin!"

„Du bist sehr liebenswürdig", unterbrach die Mutter ihren Unwillen.

„Viel zu sehr. Ich behaupte, eine Näherin muß leichtsinnig sein."

Da war es heraus, genau das Gegenteil von dem, was sie wollte. Wer war an dieser Verwirrung schuld? Sie sah nur, wie die beiden Frauen sich anschauten, mit geheimnisvollem Staunen, wie ihr schien, es blieb ihr nichts anderes übrig, als herauszulachen, wie Backfische tun. Wieder überkam das Gefühl sie, daß man

sich über sie verständigte, als ob sie nicht recht bei Verstand wäre, und man es sie nicht fühlen lassen wollte. Allerdings mußte sie sich gefallen lassen, daß die Mutter einen richtigen Auftritt an diese Szene anschloß. Und schließlich weinten sie alle drei, bis es peinlich wurde. Die Zeit war umsonst vertan, die Augen waren gerötet, wahrlich keine Vorbereitung auf einen Gesellschaftsabend.

Nach und nach kamen die Gäste. Die Herren legten ihre Mäntel und Hüte im Gang ab und warteten vor dem Spiegel auf die Wiederkehr der Damen, die im Raum nebenan aus den Hüllen schlüpften. Mit einiger harmlosen Berechnung trugen sie ihre leuchtenden Schultern über die Schwelle, um dann sichtlich befreit in das Element der Unterhaltungen unterzutauchen. Schwerfällig kamen und gingen die Stimmen, nur manchmal zerrissen von einem hellen Lachen oder der ewig bewegten Klingel. Unter den breiten Leuchtern erst begannen die Farben ihr Spiel. Da floß das Gespräch nur halblaut und stockend, denn immer neue Gesichter wollten grüßen und begrüßt werden.

Ännchen Schneider knixte wie ein Rotkehlchen. Nie war sie um ein Lächeln verlegen, ihre Hand huschte rasch dahin, von einem zum andern. So wand sie sich durch die farbigen Reihen. Esther ging mit ihr. Sie konnte nicht lachen, nicht reden. Die jungen Herren hatten an den Möbeln längs der Wand graziös gezwungene Stellungen. Mehr oder weniger korrekt ging ihre Begrüßung vonstatten, bei der jeder ein artiges Wort zu sprechen sich mühte.

Noch immer preßte ein dunkles Gefühl Esthers Brust, ihre Glieder versagten ihr fast den Dienst. Ihr war, als sei sie selbst die silberne Göttin, ungesehen, unerkannt.

* * *

Als man zur Tafel ging und sich setzte, war Esther erstaunt, den jungen Herrn Böhm neben sich zu finden, von dem Ännchen ihr so viel gesprochen hatte. Ännchens wegen tat es ihr leid, denn sie saß ganz auf der anderen Seite.

Esther fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Sie hätte ganz allein in der Stille ihres Zimmers sein mögen. Mit Beharrlichkeit glitten immer wieder ihre Augen zu dem Prunkstück auf der Mitte des Tisches; dabei fürchtete sie so sehr, beobachtet zu werden. All ihre Gedanken standen vor dieser unerhörten Selbstverständlichkeit auf, als würden sie verfolgt und könnten sich nicht wehren. „Weil es schön ist", hatte die Mutter gesagt. Die nackten Männer, von denen jetzt unter wirklichen Orangen und Äpfeln, Sultaninen und Mandeln kaum mehr als die eckigen Ellenbogen zu sehen waren, warum waren sie schön? Aber die Frau auf der Spitze, hieß das nicht alle Frauen verhöhnen, die an dieser Tafel teilnahmen? Und doch sah die Göttin so selig aus luftiger Höhe herab, und die feinen silbrigen Glieder standen wie in einem Augenblick des Tanzes, unbekümmert um Blicke und Gedanken. Warum, wenn es schön war, ließen die Menschen es immerfort vergessen, daß sie schön waren? Und sinnend eilte ihr Blick über die verschiedenartigen Gesichter, die da die Tafel schmückten. Keines war so schön, wie das der Göttin.

Wieder schlug sie die Hand vor ihr gequältes Auge. Nein, sie wollte von alledem nichts wissen.

Noch hatte Herr Böhm kein Wort gesprochen. Er schien ebenso versunken, wie sie selbst, als habe die silberne Göttin es auch ihm angetan, ja unbewußt schien alles sich um sie geschart zu haben, die auf unverständliche Weise von all dem flutenden Licht nicht mehr nahm als einige schmale Glätten. Die Gläser umstanden sie nicht mehr regellos, wie auf einer Wiese, eine sorgsame Hand hatte sie in saubere Beete gepflanzt, wo sie strahlten. Es waren so viele Kerzen auf dem Tisch, daß man ihr Flackern nicht merkte. In mächtigen Quellen stieg das Licht aufwärts.

Esther verspürte keinen Hunger und wagte auch nicht zu essen. Eine bisher nicht gekannte Ängstlichkeit hatte sich ihrer bemächtigt, als könnte die geringste Unbedachtheit sie verraten. Und niemand bemerkte das Unerhörte, das mitten in der Gesellschaft sein Wesen trieb. Der die kleine Göttin gebildet hatte, der hatte sich gewiß über die Eltern lustig gemacht. Daß aber niemand außer ihr es zu bemerken schien, oder daß alle es als selbstverständlich hinnahmen — Esther wußte nicht, in welcher Annahme das Furchtbarere lag. Weil es schön sei, hatte die Mutter gesagt.

Gewiß war es schön, sich in so freier, leichter Körperlichkeit schweben zu fühlen, aber wer auf Erden wagte das? Wer würde es an ihr gelten lassen, so wie man es der kleinen Gestalt aus Silber gönnte? Wenn sie jetzt vor allen Leuten einen Schritt hätte machen sollen, sie wäre umgefallen. Sie glaubte, bis ans Ende der Welt fliehen zu müssen, um das Fieber nicht zuzugeben, das sie durch alle Glieder fühlte, als müsse sie selbst zur silbernen Göttin werden, allen unnützen Putz abwerfen und schön sein. Und plötzlich rückte ihr alles in weite Fernen der Müdigkeit. Sie sprach und gab Antwort, lächelte und dankte, ohne recht zu wissen, was sie tat.

„Sie lieben große Gesellschaften nicht," sagte Herr Böhm an ihrer Seite, „ich merke es Ihnen an. Nicht weniger als die Zahl der Grazien und nicht mehr als die der Musen."

„Das heißt wenn ich nicht irre, nicht weniger als drei und nicht mehr als neun", gab sie wenig geistreich zurück.

„Und wenn Sie unter die Dreizahl heruntergehen müßten?"

„So würde ich bei eins bleiben", erwiderte sie giftig, und das Gespräch war abgeschnitten.

Dabei redete dieser Herr Böhm immerfort davon, daß dieses oder jenes schön sei, und sprach so unbefangen davon, während sie wie auf Kohlen saß, kaum zu atmen wagte und nur bisweilen einen kurzen Blick auf die silberne Göttin warf, die wie ein triumphierender Verrat höhnisch über die Runde zu blicken schien. Und während sie wie hilfesuchend sich umsah und die Schnitzerei des Spiegelrahmens ihr gegenüber mit den Augen verfolgte, traf sie auf Gestalten, die ihr aufs neue den Sinn verwirrten; an der Uhr, was waren das für Genien, die die kleinen Hämmer schwangen? Wie zufällig hing der Zipfel des Gewandes über Arm und Schoß!

Der kleinen Esther begann der Tisch mit allen Menschen, Lichtern und Figuren zu kreisen. Auch das Messer in der Hand trug eingeritzte Linien, sie hatte nie dar-

auf geachtet, doch jetzt erkannte sie sie genau, die Arabesken, die sie einst mit so großer Mühe in den Tischläufer gestickt hatte, die Blumen dazu, welch ein Verrat! All dies erkannte sie als von der silbernen Göttin stammend, als hätte sie die Welt um sich her wahnsinnig gemacht, nichts war verschont, das kleinste Gerät trug das Zeichen dieser Zugehörigkeit zur silbernen Göttin.

Esther mußte wie die andern lachen, fragen und antworten, aber was sie sagte, was sie tat, geschah so linkisch, als wäre sie in einem Bauernhaus aufgewachsen. Zu beiden Seiten von ihr saßen zwei Männer, und obgleich sie beide nichts von den silbernen Männern mit langen, wilden Bärten hatten, so kam sie sich doch vor, als müßte sie zwischen ihnen stehen wie die kleine Fortuna. Die ganze Welt ist ein Narrenhaus, dachte sie. Welch geheimer, verbrecherischer Sinn verbirgt sich hinter den Menschen? Nie ist mir davon gesprochen worden, welch geheime Sprache so die Menschen miteinander führen. Das nennen sie Schönheit, und alles, was ich bisher darunter verstand, war Trug. Schrecklich elend ward ihr zumut. Sie mochte nicht essen und nicht trinken, als ob sie sich dadurch hätte verraten können, und in angstvoller Spannung erwartete sie, daß die Tafel zu Ende wäre. Sie hatte gar keine Freude mehr an dem farbigen Fest, den Blumen, den Gläsern und dem bernsteinfarbenen Wein.

Gewaltsam raffte sie sich manchmal zusammen und warf einen Blick rundum über die Menschen. Da glaubte sie zu bemerken, daß Ännchen vom andern Ende des Tisches mit seltsamem Blick zu ihr herüberschaute, ohne ihr doch recht in die Augen zu sehen, mit einem Blick, der ihr sonst nicht eigen war. Wie sie lächelte, sich wegwandte und schon wieder die Augen bei ihr hatte, was sollte dies bedeuten? Der Spiegel gegenüber gab ihr die Antwort, sie sah darin, wie ihr Nachbar zur Rechten ebenfalls auffallend häufig in gleicher Richtung blickte, und Ännchen dann eben jene verstört lächelnde Miene annahm, durch die sie ihr aufgefallen war.

Das ging hin und her mit den Blicken, und wie verstand Ännchen ihr Lachen gleichzeitig an das Gespräch in ihrer Nähe zu verschenken und es hinüberflattern zu lassen, daß es nur ihm gelten könnte, wie leuchtete es auf, wenn sie sich zurückbog, wie ließ sie sich betrachten, ehe sie wieder einen Seitenblick hinüberschoß, der wie mit tausend Armen aufgefangen wurde.

Esther wurde tief traurig, denn Ännchen war ihre liebste, einzige Freundin. Und doch mußte ein unerhörtes Glück in diesem Spiel der Blicke liegen. Der Lauf der Welt lag darin, all ihre Süßigkeit und Wonne, für den, der das Geheimnis der silbernen Göttin nicht kannte. War sie doch auch bisher wie mit verbundenen Augen durch das Leben gelaufen.

Jetzt kostete sie etwas herzhafter den Wein und fand ihn süß und feurig. Mit eifersüchtigem Aug überwachte sie das Hin und Her der Blicke, das die Tafel hinauf und hinab schoß. Wie wunderbar wäre es, wenn wir Menschen wie die silberne Göttin sein könnten, nur Oberfläche, auf welcher das Licht spielt. Zum erstenmal kam ihr Ännchen nicht schön vor, sondern dumm und häßlich. Diese Welt, fühlte sie, war nicht die ihre.

Eine halbe Stunde später wogte der Tanz um sie her. Esther tanzte aber nicht, so gern sie es sonst getan hatte. Sie entschuldigte sich mit Kopfschmerzen. Ännchen hüpfte an ihr vorbei, ein Bild strahlenden Vergnügens. Und doch, wie ungeschickt schleifte sie dahin, wie unfähig, der Musik Gestalt zu geben, die Esther bis in die Fingerspitzen fühlte. Aber nicht nur Ännchen, all diese jungen Männer und Mädchen, die den Saal durchflogen, tanzten für sich, wollten fröhlich sein, genießen, sich unterhalten, nichts ahnten sie von der silbernen Göttin, die das Leben der Menschen bis in die Linien der Tapete, der Vergoldung der Spiegel und jeden Schmuck dieses armseligen Lebens füllte.

Da ward Esther übermütig, und als sie sich umschaute, stand ein älterer Herr neben ihr. Er glaubte wohl, sie sei übrig geblieben, wie andere weniger hübsche Mädchen, die bei den Müttern saßen und mit schlecht verhohlener Traurigkeit zuschauten. Er bot ihr den Arm, und in ihrem Übermut nahm sie ihn an. Behend führte er sie in die wirbelnde Reihe, die sich wie von selbst vor ihr auftat. Wie eine Erlösung fühlte sie die Bewegung in ihren Gliedern, und kaum glaubte sie den Boden zu berühren. Der alte Herr tanzte gut, als begriffe er den Ernst, mit dem sie selbst dahinschwebte, führte sie kaum fühlbar einmal durch den Saal, und ließ sie an der gleichen Stelle wieder los, wo er sie geholt hatte.

„Sie brauchen einen besseren Tänzer", sagte er aufatmend. „Sie tanzen wundervoll."

Esther aber verspürte ein schreckliches Brennen in ihrer Brust. In einem Augenblick überfiel eine unabweisliche Gewißheit ihr Herz so gewaltig, daß sie sich nicht mehr erwehren konnte. Ein Entschluß kam über sie, als würde er ihr tief eingeprägt, so wie man ein Siegel in weiches Wachs drückt. Sie fühlte nur, daß er ihr ganz gemäß war.

„Ich will Ihnen sagen, warum ich so gut getanzt habe," erwiderte sie, „es war das letztemal in meinem Leben."

Dann verließ sie den Saal, und es gab eine arge Störung, als ihr Verschwinden auffällig wurde. Aber alle Bitten, Beschwörungen und Drohungen blieben umsonst. Unbegreiflich schien es, wie ein so junges, unerfahrenes Mädchen plötzlich ohne jeden Grund der Welt den Rücken kehren könnte.

Ein Jahr später aber nahm Esther tatsächlich den Schleier; da wir Menschen nun einmal nicht aus Silber sind, ist es nicht so unglaublich.

Zum Aufbau des Abendlandes

Von

Charlotte Fraenkel-Eisner

Deutsches Tatdenken *)

Man wird fragen: Warum just deutsch? Den Großzügigen mag der Titel zu Mißtrauen und Widerspruch verleiten. „Mensch und Menschheit ist heute alles," wird er sagen, „die Nation nichts." Der Engherzige wiederum vermöchte vielleicht eben dies „Deutsch" in verkleinerndem Geiste zu entwerten, indem er in verletztem Nationalstolz meint: „Was geht die übrige Welt uns an, Deutschland ist unsere Sorge." Darum ist Klärung nötig. Denn die so unbefangen sich aufdrängende Kritik, „warum deutsch" und „Deutsch ist alles", berechtigt noch in ihrer Gegensätzlichkeit, wirkt naiv, fast dreist, wie alles, was sich noch nicht klärte, zumal auf den, der das Buch kennt.

Willy Schlüters sorgende Heilslehre gilt der Menschheit, eben darum geht er, selbst Deutscher, im völkischen wie im übervölkischen Sinne, vom Deutschtum aus, als dem Jungborn der Menschheit. Viel Hoffnung liegt darin, viel Stolz, aber auch viel Besonnenheit und Gradheit. Nicht wie Nietzsche versteckt er Menschenliebe und -forderung in leidendem Trotz hinter der Maske des Antideutschen.

Temperament und Erkenntnissonderart machen ihn zum führenden Geiste des sich frei zum Deutschtum bekennenden Weltbürgers. Ein Volksgeborener, tief verknüpft mit Zeit und Vergangenheit seines Volkes, Mittler des Vergangenen und Zukünftigen, also eine lebendige Gegenwart, weiß Willy Schlüter um einen Hauptcharakterzug des deutschen Volkes, um seine von Fluch und Segen umspielte deutsche Einfühlungsfähigkeit in die Eigenart anderer Völker und Rassen, anderer Menschheitsgruppen. Er weiß auch um den Widerspruch in der deutschen Seele, aber diese

*) S. „Deutsche Rundschau" XLVII, 1, S. 130 f. Willy Schlüter hat seit geraumer Zeit an der Übertragung des Gesetzes der Gegensatzführung auf das wirtschaftliche Leben Europas, insbesondere Deutschlands, gearbeitet. Schlüter glaubt dadurch auch die Interessengemeinschaft Deutschlands und Rußlands zu hellerem Bewußtsein zu bringen und eine Überbrückungswirtschaft zu fördern, welche neue Arbeitswilligkeit in allen Kreisen des Volkes erzeugt. Auch sein Ziel ist allerdings: Sturz des Geistes von Versailles! Sein neues, unter Mitarbeit von Dr. Wilhelm verfaßtes Werk „Mit Marx über Marx hinaus" ist vollendet und wird demnächst erscheinen. Schlüter tritt mit seiner neuen Weltanschauung in diesem Buche dem Gleichheitswahn und dem Klassenkampfe entgegen, indem er Marx mit seinen eigenen Waffen zu schlagen versucht. Er schließt dabei den Wirtschaftsgedanken allseitig sittlich auf und gelangt zu einem neuen Aristokratismus, der äußere Leistungstüchtigkeit und geistiges Schöpfertum in ein Verhältnis dauernder Wechselbefruchtung stellt.

Die Schriftleitung.

Gegensätzlichkeit macht ihn hoffnungsfroh. Der deutsche Urtrieb einer jungen, lernbegierigen Aufnahmefähigkeit und die knabenhafte Willkür einer kräftemessenden Nation gehören ihm gerade in ihrem Kontraste zusammen. Die Doppelnatur des Deutschen in einem höheren, ertätigten Bewußtsein zu klären, ist ihm Aufgabe der deutschen Zukunft! Deutschland soll sich seiner Mission innerhalb der europäischen Welt klarer bewußt werden. Es soll sich, geographisch nicht nur, sondern auch historisch, biologisch, psychologisch, politisch und ideell als „Tatmitte" begreifen, als ein Zentrum, in das alle Gefahren und Kraftströme von außen münden und wieder ausstrahlen, in ewiger Wechselbeziehung. Deutschland soll sich dieser Aufgabe aber auch als einer ewigen und zeitlich immerwährenden bewußt werden. „Ohne Verjüngung ist das Tatleben nicht zu denken." Die Zukunft eines starken, wachsenden Volkes besteht nicht in einer Zielsetzung, sondern in dem Fließen ständiger Entwicklung zu immer wieder neuen Aufgaben, zum schöpferischen Willen, der sich durch Kampf und Niederlage hindurch bejaht, indem er Aufgabe auf Aufgabe durch ein immer neuertätigtes Bewußtsein führt. Arbeit! Schöpferische Gestaltung in der „Bewußtseinsführung" als Aufgabe deutscher Zukunft um der Menschen willen ist „Deutsches Tatdenken". Solches erliest sich unschwer aus dem Vorwort des Werkes, so kurz und nur zum Weiterdenken anregend es auch ist. Ja, vielleicht offenbart sich ein Antrieb, aus dem ein Werk entsteht, selten in so gedrungener Kürze wie hier.

Volkstümlich gesprochen will das Vorwort etwa sagen:

> Nun zeige einmal, Deutschland, was du als „Volk der Mitte" leisten kannst, wenn du dir über dich und dein Verhältnis zu anderen Völkern klar wirst.

Ebenso war auch eine ehrfürchtige Klärung des Schlüterschen Deutschwillens nötig, um gleichsam für den einleitenden Satz des Vorwortes geweiht zu sein, der als mächtiger Grundsatz, als Grundmelodie und Prophetie erlebt sein will. Denn der Rhythmus des Werkes hallt in ihm auf. Der erste Satz des Vorwortes lautet:

> „Das Schicksal gibt dem deutschen Volke auf, die Bewußtseinsgegensätze der ganzen Welt, aller Länder, aller Völker zu höherem Können emporzuspannen."

Tradition

I

Willy Schlüter ist Tradition, sofern er als Mensch vom Geiste der Vergangenheit gemeinschaftlich abhängt und aus ihm heraus weiterwirkt. Als Geist-Schöpfer ist er einzig und einmalig, insofern er aus der Allseitigkeit des Allgeistes unmittelbar schöpft. Dies ist das unwiderlegbare Besondere an ihm, daß er nicht durch individuelle Geartung allein, sondern weit mehr in einer Überartung, einer Entselbstung sich vom Dageweſenen loslöst, daß er verdient, der unmittelbare Philosoph der Gottesweisheit genannt zu werden. Die Philosophien der Vergangenheit, gleichsam Teilerscheinungen, sind ihm nicht Vorbilder. Er weiß um diese Vergangenheit und kommt in Ehrfurcht von ihnen her, aber er ist als lebensorganischer Denker ein Einsamer

unter ihnen. Weil das Leben selbst seine unmittelbare Tat ist, wird er aber auch weder zum Gegner noch zum Verfechter vorangegangener Perioden und Meinungen. Weil er kein Spekulations- und auch kein Fazitphilosoph ist, kein System und keine Schulweisheit kennt, kommt er auch keiner früheren Philosophie mit einer Weltanschauung ins Gehege, die alles Bisherige auf den Kopf stellen will. Fast möchte man vielmehr sagen: Er führt das menschliche Erleben gereift und würdig zu Plato zurück. Ins Gehege kommt er aber „alter Denkgewohnheit, die entweder starrmechanische oder verschwommene Weltentwicklungsbegriffe" hatte.

Willy Schlüter bringt die bisher noch fehlende Entwicklungsidee des Lebens selber!

Das ist sein unantastbar Einmaliges. Er ist lebendige Selbstwirkung, und die Selbst- und Fernwirkung, zurück und vorwärts in die Zeiten führend, ist sein Tatdenken. Er ist eben voraussetzungslos. Aber je freier er selbst schafft, um so verwandter im Geiste grüßen die ewigen Gehalte und ihre geistigen Schöpfer, losgelöst von ihren Individualitäten, zu ihm hinüber. Oft ist es ein mehr oder weniger kurzes oder fernes Echo, unter dem das lauteste und längste, Heraklit: Nietzsche ist. Das Sternbild aber, unter dem Willy Schlüter steht, ist Plato.

In seiner Voraussetzungslosigkeit ist Willy Schlüter mit Descartes verwandt. Wie jener einst, ist heute Willy Schlüter der Vater philosophischer Verjüngung. Doch nicht vom Denken geht er ursprünglich aus, sondern voraussetzungslos und ursprünglich vom Können. Vom Leben also schlechthin. Nicht: „Ich denke, also bin ich", sondern: „Ich schaffe, also bin ich" ist A. und O. seiner Lehre. In Wahrheit lautet sie schlicht und groß: „Ich bin!" Mit Kant hat Willy Schlüter das Analytische gemein, das sich ihm aber sofort organisch ausweitet; nicht das gesamte Inventar der Begriffe gibt er uns, sondern er verlebendigt uns die schöpferischen Möglichkeiten des Tatvollzuges in seiner Allseitigkeit und Begrenzung. Es sind die ergeistigten Folgerungen einer mutigen Vernunftserkenntnis, die ihn zum Stifter einer neudramatischen Könnens-Philosophie machen, welche das Leben offenbart, statt es in Begrifflichung aufzulösen. Auch zu Raum und Zeit hat Willy Schlüter ein eigenes Verhältnis. Es geht eine stete Er-Räumung und Er-Zeitlichung im Tatvollzug vor sich. Raum- und Zeitschaffen ist Zeugung. Das Raum- und Zeit-Schaffende ist ja gerade die Könnensmacht, in der allein Welt und Menschen sich emporbilden, und sofern Tat uranfänglich ist, sind Raum und Zeit ewige Schöpfungen. „Die Führungsschwebung des allseitigen Könnens ist die Raumschwebung." Das klingt an das alte Bibelwort an: „Und Gott schuf die Welt." Klingt an auch an das Goethewort: „Im Anfang war die Tat." Diese faustisch geborene, gleichsam anti-kantische Wahrheit, vom Dazwischenkommen der Gelehrtenhaftigkeit (Wagner) unterbrochen, wird vom „Tatdenken" wieder aufgenommen und zu Ende, d. h. zur endgültigen Vereinfachung des Problems geführt. Denn Denken allein verführt zu „Willkürtum" oder zu seinem Gegenteil, dem Kategorischen; Tatdenken führt zu „Wesenstum". Willy Schlüter gehört inmitten des philosophischen Werdegangs weder der idealistischen noch der materialistischen Geistesrichtung an; seine Philosophie ist „organischer

Idealismus". Eines Kant und eines Schopenhauers Subjektivismus, eines Goethe Objektivismus, wurde vom Tatdenken zu organischer Einheit überhöht. Über beidem, dem Subjektiven und dem Objektiven, steht das Machtständige, das Führende, Obschwebende, das die Tat des Dergegenständlichens von sich aus vornimmt, und welches das Gesamtleben selbst ist, die „große Vernunft, die viel weiser ist, als alle Gelehrsamkeit". So geht Willy Schlüter über „Wille" und „Wille zur Macht" hinaus zum „Göttergott", welcher jenseits von Vielheit und Einheit ewig schaffende Tat ist, der „machtständig" in uns allen waltet, Was Willy Schlüter mit der Gnosis verbindet, ist im wesentlichen die Gotterfassung. Gott ist das Gläubig-Schaffende in uns. . . .

„Das Himmelreich ist in uns." Insofern dies höchste Christenwort mit der Gnosis übereinstimmt, die in der Erkenntnis erst den rechten Glauben und im Glauben das rechte Wissen besitzt, in der Welt also Gott erlebt, insofern hat „Tatdenken", welches das Leben selbst offenbart, die wahre Philosophie des Christentums erreicht. Willy Schlüter geht über das Christentum hinaus, vielmehr, er verjüngt es wieder; er sprengt gleichsam den Mythos, der sich um das Christentum gelagert hat, Gott ist nicht Mensch geworden. Gott wird Mensch. Dies ist das Geheimnis des ewigen Tatvollzugs in uns. Himmelreich und Tatvollzug in uns sind in diesem Betracht eines. Hat sich aus Gnosis Theosophie entwickelt, die aber, noch immer dogmengebunden, das Mysterium selbst verdunkelt, hat sich aus Theosophie Verschwommenheit und Schwarmgeist entwickelt, so führt Tatdenken uranfänglich wieder auf das Lebensmysterium selbst zurück. Aus einer Philosophie des Christentums wird mehr, wird eine Philosophie der Gottesweisheit.

Gnosis! Das heißt: was der Mystiker schauend erlebt, ist in einer Philosophie erkenntnis-dramatisch dargestellt. Hat man Kant den Erkenntnistheoretiker, Nietzsche den Erkenntnislyriker genannt, so muß Schlüter konsequenterweise Erkenntnisdramatiker genannt werden. Diese Erkenntnisdramatik verliert niemals den Zusammenhang mit der Religion, das ist ihre Stärke. So wenig man aus der Schöpfung selbst den Urgrund fortdenken kann, ohne sie gleichzeitig zu verneinen, so wenig ist die Andachtspflege aus dem Tatdenken zu entfernen, ohne es aufzulösen. Wir besitzen das Göttliche nur in jenem, das Willy Schlüter mit „Pflege" bezeichnet, unantastbar bleibt es dem Verstande. Das Ignorabimus ist nicht aufgehoben. Das ist nächst der Entwicklung der Lebensidee das andere Große am Tatdenken, daß es das intellektuelle Nichtwissen hochhält, aber unserem Fassungsvermögen dennoch das negative Vorzeichen nimmt, das durch Kant in die Bewußtseinswelt gekommen ist, ohne es aus dem Verstande in den bloßen Glauben abzuschieben. Vielmehr bringt uns der helle Blick des Tatdenkens Wissen und Gewißheit, eben eine Erkenntnis, die zwischen und über Verstand und Glauben steht. Gleichsam zweimal offenbart sich uns Gott. Einmal in der Wechselduchdringung des Lebens selber: „Das Leben, von außen gesehen, ist Leib, von innen gesehen, Seele, von oben, führend gedacht, Geist." Ein andermal in der Könnens-Schwebe, die als Besonnenheit und innewohnende Ruhe aller Tatlebendigkeit vorausgeht, und unser verbürgter geistiger Besitz ist,

den wir anbeten. In der kosmischen Gegensatzführung von Ruhe und Bewegung haben wir Gott. Vereinfacht und zugleich bereichert, ist die Gnosis aller Spekulation entkleidet, ihre Gottidee aber, der Kern ihres Wertes, blieb unangetastet.

Da Willy Schlüter vom subjektiven Idealismus zum organischen fortschreitet, geht er auch über Fichte, Hegel, Schelling hinaus. Er hat eigentlich nur den Idealismus als solchen mit ihnen gemein. Es sieht aus, als bestände eine Identität zwischen Fichtes: „Das Ich setzt das Nicht-Ich" und Schlüters: „Tun ist ein Setzen." Aber gerade hierin besteht der Wesensunterschied. Die Freiheit sittlicher Selbstsetzung kann im Sinne Schlüters niemals zum Sein erstarren. Freie Tat ist immer eine Gleichzeitigkeit von Möglichkeiten. Das Bewußtsein umfaßt zwar stets sich selbst als einen geistigen Stütz- und Mittelpunkt, aber ohne je ein starres Ich zu werden, denn von seiner Mitte strahlt es sofort und dauernd in die Notwendigkeiten *führend* aus, so finden wir es im eigenen Erleben, so ist es im Makrokosmos, dem großen, dem Allgeist-Bewußtsein. Das ist kein „Gegenselbst" oder „Nebenselbst", sondern das „Ineinander aller Erselbstungs-Möglichkeiten". . . .

Willy Schlüter nennt diesen kosmischen Vorgang All-Wir-Fülle. Unerschöpflich ist daher der Mensch, unerschöpflich sind seine Aufgaben; wenn eine Erkenntnis die Lebenslangeweile Schopenhauers in schöpferisches Bereitsein wandelt, so diese neuethische Lehre von der All-Wir-Fülle.

Auch Schellings Naturphilosophie erfährt im „Tatdenken" Steigerung. Für den Lebensdenker wird das Organische durch seinen Symbolcharakter schöpferischer Vollzug. Denn dem Menschen erwachsen aus dem Symbol-Bewußtsein aller gemeinschaftlich zugeordneten Wesen auch Aufgaben. Der staatliche Charakter des Lebens als solcher leuchtet im Bewußtsein auf und weist dem Forscher Entsprechungs- und Aufschlußwege. Nicht wir legen Zweck und Aufgabe in die Außenwelt hinein. Die Arbeitsgemeinschaft und gleichlautende Gesetzmäßigkeit aller Wesen ist auch kein bloßer Analogieschluß in Begriffen. Daß wir ihn ziehen und zugleich die Tat setzen können, ist kosmischer Vorgang der Unendlichkeitssetzung des Kleinsten wie des Größten *in uns*. Von Ewigkeit her entwickelt sich das Schöpferisch-Organische in Gegensatzführungen aus dem Nichts und dem Etwas heraus. Schon von Urbeginn besteht zwischen dem Nichts und dem Etwas mathematische Gesetzmäßigkeit. Und diese gleiche Gesetzlichkeit offenbart sich uns zwischen den Erscheinungen der Tier-, Pflanzen- und Steinwelt einerseits und den Erscheinungen der Menschen andererseits. Diese All-Gültigkeit der All-Gliederung gibt sich in der Bewußtseinsführung als Begriff der Entsprechung, der Zwischen-Schwebungs-Wahrheit. Gerade hierin liegt Bürgschaft für Wesenseinheit aller Erscheinungen. Sie kommt in wechselerhellender Gemeinschaft der Individuen zu kreatürlichem Ausdruck. So wenig wir Zweck und Ziel von uns aus in die Außenwelt hineintragen, so wenig haben wir Objektivationen des Willens (Schopenhauer) vor uns, ohne wechselerhellende Aufschlüsse über ihre Aufgaben als platonisch gestufte Wesenheiten. So führt Willy Schlüter Schellings Natur-Philosophie aus Romantik, also rein dichterischer Offenbarung, in Lebensoffenbarung über. Schellings Zug zur Gnosis mündet gleichsam

im Tatdenken. Von Hegel löst sich Willy Schlüter wesentlich, indem er der Gegensatzführung „These und Antithese" keine Verschmelzung, keine Synthese zugesteht. Denn das Leben redet genialer. Der Tatvollzug besteht nicht im Überbrücken oder im endgültigen Verschmelzen, auch nicht in klassischer Abrundung, sondern immer nur in schöpferisch-genialer Gegensatzführung. Das Einzelne leidet, kämpft, das Ganze, als kosmischer Rhythmus, vom Einzelgeist nicht zu umfassen, ist Harmonie der Gegensätze. Welt- und Menschen-Aufgabe aber ist nicht Harmonie, sondern Harmonisierung. Wenn etwas der großartigen Indifferenz der Natur das Gewaltsame nehmen kann, ohne ihr damit Tragik absprechen zu wollen, so ist es der geistig eroberte Einblick in den All-Rhythmus, der nichts von Endgültigkeiten weiß, sondern immer nur von der Ordnung unendlichfältiger Möglichkeiten. Wohl schafft das Leben „Tathöhen" und „Getanheiten", nirgends aber ist je erstarrte Harmonie, alles Geschehen ist immer Punkt, der sich neu lösen muß, der sich um- und aufschließt zu Linie und Fläche einer plastischen Schöpferkraft. „Tathöhen und Getanheiten" sind wie Dur und Moll im rhythmischen Weltklange, Ziel ist immer nur Moment, Weitergabe und Aufgabe. Dann auch ist das lebendige, ewig lodernde Leben nie bloßer Prozeß. Denn Bewußtsein ist im kosmischen Vorgang kein Bestandteil und Anteil unter anderem, vielmehr Leitmotiv. Bewußtsein ist Gegensatzführung des lodernden Lebens selbst, ist gleichsam Ruhe und Tiefe des Meeres, ist der Geist, der über den Wassern schwebt. Weil Willy Schlüter durch die Bewußtseinsführung dem Lebendigen ein positives Vorzeichen gegeben hat, löst sich Tatdenken auch von einem konsequenten, pessimistischen Buddhismus, mit dessen Ethik er so viel gemeinsam hat. Auch der buddhistische „Pfad" gewinnt dem ewigen Lebensgeschehen unausgesetzt das „rechte", d. i. das jeweilig rechte Erkennen ab. Was aber in der buddhistischen Ethik vorwiegend tatlose Erkenntnis ist, solche nämlich zum Ziele der Weltverneinung, wird im Tatdenken bejahende Könnenskraft und -fülle und wiederum höchste Demut. Denn nicht das Individuum ist das „Machtständige", sondern das göttliche Selbst-Bewußtsein. Das individuelle Bewußtsein trägt als der Sohn des Geistes alle Sehnsucht, alle Qual und alles Innewerden der Kampfesspannungen. Der Geist leidet nicht. Das Bewußtsein aber, sein Sohn, wird an das Kreuz der Gegensätze geheftet, stirbt an den Schatten des Todes und steht fortgesetzt aus dem Grabe wieder auf, um in die Himmel der Lebens-Erfüllung emporzuschweben. . . .

In Willy Schlüter begegnen sich Jesus und Nietzsche, beide feiern in ihm ihre Auferstehung, sofern rechte Erkenntnis das Werk erfaßt. Tatdenken führt zu einem Lebens-Können, das in urewigem Um-, Auf- und Abschluß, Lösen und Binden, jenseits von Gut und Böse, jene ewige Lust erobert, die im tiefsten Grunde mit dem Schmerz harmonisch zusammenklingt. Schlüters Erlösungsphilosophie ist weder christliche Jenseitslehre noch griechische Weltbeschönigung, noch Titanismus der Diesseitsbejahung im tragischen Sinne Nietzsches. Schlüters Lebensdenken ist Heroismus des Genies. Es ist Jasagen zum „Amor fati", insofern Schicksal der Genius des Lebens ist. Schicksal — Leben, „das gnostische Genie der Tatelastizität"! So erfaßt, ist Rhythmus Ausdruck des Welt-Genies vom Göttergott bis hinab zum

Wurme. Rhythmus ist gleichsam der Ur-Ausdruck, also auch die Seele der Musik. Ist Musik als dionysische Kraft vor der Formgebung da, so ist noch vor Musik, vor Chaos und Traum, Rhythmus da als mathematische Ordnung, als unmittelbare Auswirkung des Logos. In der „Könnensschwebe", in der „Freiheit" leitet die menschliche Tat sich rhythmisch, d. h. logisch, also geistgewollt ein. Jede Tat, sofern sie nicht als blinde Getanheit gleichsam in die Lebensmasse absinkt, ist heroisch von Logos Gnaden. Leben ist Leben! Ist Heroismus, der keiner weiteren Deutung bedarf. Das Leben be- und ergreifen, heißt den Heroismus des Alls erfassen, heißt, in seinem Rhythmus schwingend, menschlich heroisch sein. Und weit davon entfernt, in diesem Rhythmus eine fertige Harmonie zu sehen, erfaßt der Lebens- und Tatdenker ihn vielmehr als ewige Harmonisierung kämpfender Gegensätze.

So erfährt auch das Relative eine neue geistige Einstellung. Nicht zu überwinden sucht Tatdenken das Relativitätsgesetz, aber es macht aus Theorie ein Wesenshaftes, es bringt Klärung, man kann fast sagen, dem Lebensdenker schenkt sich das Gesetz der Relativität als ein Organismus, während früher automatischer Gedankenzwang vergeblich mit einer Relativitätstheorie rang. Das Nirvana der Könnensschwebe, das Ewig-Bildende, das die ganze dionysische Fülle der Taten aus seiner Ruhe ausströmt, umfaßt auch dies Von- und Durcheinander des Bedingtseins, das wir Relativität nennen, als organisches Element. Wir Menschen sind in der Relativitätstheorie befangen; organisches Denken macht unbefangen. „Alles ist relativ." In dieser Halbwahrheit, die für den Lebensdenker etwas vom schiefen Blick hat, in den durch diese Halbwahrheit erwirkten „Antinomien" stecken wir eingeklemmt, wie ein Kopf zwischen Buckel und Brust, und wagen kaum noch, Wahrheiten zu eratmen! Aus solcher Kümmerlichkeit, ja Verkrüppelung kam auch Nietzsche das „gefährliche Vielleicht". Ja, unsere ganze, jetzt absinkende Zeit stand symbolischerweise wohl im Zeichen des „gefährlichen Vielleicht". Dies führte in einen Zwischenzustand der Unsicherheit, in dem wir im besten Falle eine Kunst des Lavierens besaßen, eine verschwommene Balance.

Der Lebensdenker schließt in lebendigem Aus-Sich-Heraus: da es im Kosmos, also auch in mir gar nicht Zustand gibt, sondern immer nur ein machtständiges Verzuständlichen, keinen Gegenstand, sondern immer nur machtständiges Vergegenständlichen, da die Welt gar kein Absolutes ist, gibt es auch nicht den Gegensatz, das Relative. Beides sind menschliche Zurechtmachungen, es gibt immer nur das Organische; ein Leben gibt es und einen Geist, der es führt. Geführtes Leben ist alles! Die mathematischen Gesetzen gehorchende Weltharmonisierung weiß gar nichts von einem Maßstab des Absoluten und des Relativen. Lebensdenken befreit von dem Wahn, als sei im Makrokosmos etwas, dem der Mensch Endgültigkeiten abgewinnen müsse oder könne. Über dem, was der beschränkte Verstand absolut und relativ nennt, steht die Tat! Steht das Leben als solches. Das Leben erfaßt haben, heißt nichts, als schöpferischer Mitwirker sein am „sausenden Webstuhl der Zeit". Kindlich enttäuschte Neugierde nur weint bei der Unmöglichkeit, je gegenwärtig — Absolutes erfassen zu können. Befriedigung liegt nicht im Geist der

Schöpfung, es sei denn jene Befriedigung, die nur ein machtständiges Frohlocken über das Leben selbst kennt. Der Forscher kennt sie. Bislang war Faust aber nicht viel mehr als ein ewig dürstender Tantalos. Daß er Göttern angehöre, nicht Halbgöttern, dazu erzieht Tatdenken, insofern er das Schöpferische im Menschen an der Erkenntnis des schöpferischen Tatvollzuges erweckt. Wiederum greifen hier Nietzsche und Schlüter gemeinsam nach hoher Offenbarung. Sagte Nietzsche nicht: „Wenn es Götter gäbe, wie ertrüge ich es, keiner zu sein?“ Göttern angehören, heißt im Sinne des Tatdenkens organisch eingestellt sein. Nur in diesem hellen und erhellenden Sinne ist auch Erscheinung Maja, nämlich geistige Äußerung des organischen Lebens. Schon im Atom ist Geist tätig. Er führt die Energie des Wirbels, er schafft. Im Atom haben wir die Erschaffung der Welt aus dem Logos. So erweist das Leben selbst, daß wahres Schöpfertum nicht ins Uferlose führt und ebensowenig Forscherlust; in dem unausschöpfbaren All ist es die ewige Wiederkehr mathematischer Gesetzlichkeit, die vor Willkür schützt. Man hat aber bisher in mathematischen Gesetzen nur Werkzeuge gesehen für Technisches. Die Gesetze des Alls sind aber die Wirkungen selber, sind Herren, keine Diener! Das Genie-, Herren- und Schöpfertum duldet keine Diener außer solchen, die in dem Herrendasein des lebendigen Lebens Mitwirkende sind. Mitwirkender kann aber immer nur der Verständnis-Aufgeschlossene sein, der, welcher lernt, in der mathematischen All-Ordnung „den Geist zu versteh'n, der alles durch alles regiert“. Sittlichkeit bedeutet, dem Logos die organische und organisierende Führerschaft ablesen zu lernen, welche allein Ordnung, Gesetz- und Grenzgebung verbürgt, eine Führerschaft, wie sie schon dem Atom mitgegeben ist.

Willy Schlüter hat als Erster die Entwicklungsidee des Lebens selber gebracht, befreit von den Eingeengtheiten des Relativismus, den wir, lebensdenkend, als Inbegriff des Schöpferischen machtständig in uns nutzen. Er *vertiefte* das Nichtwissen. Von Wissen und Nichtwissen kann nicht mehr die Rede sein, wenn wir uns, lebensdenkend, als Mitwirker des Geistes erfassen, den wir in der Bewußtseinsschwebe vor Tat und Wollen in seliger Ruhe im „Nirvana“ begreifen und ebenso schaffend in der Bewußtseinsführung. Der Lebensdenker dient Gott gleichsam mit erhobenem Haupte, ein allerletztes Nichtwissen beflügelt ihn mit den Schwingen der Sehnsucht. Und es ist dem Lebensdenker gleich, ob andere Bewußtseinsführungen ferner Sterne Gott vielleicht anders begreifen. Zugleich bewahrt er in einer seelischen Undurchdringbarkeit die Andacht vor einer höheren, schaffenslosen Ruhe, die zum Tat-Leben nicht mehr verführt. Nicht, das Rätsel des Lebens auszudenken, kam Willy Schlüter, er kam, um das Schöpferische zu offenbaren. Dies ist gnostische Erfüllung. Und zugleich Nietzsche, der jüngsten Tathöhe in der Entwicklung der Menschheit am nächsten stehend, ist — er eine Eigenhöhe der Tat. Willy Schlüter will kein Bringer unerhört verblüffender Verstandesneuheiten sein, sondern Klärer der Verständnismöglichkeiten! Er ist darum Stifter einer neuen Lebenseinstellung, die aus dem bloßen Energie-Charakter des Lebens ein Könnenswesen macht, er befreit vom Dualismus, Sein und Werden. Leben ist Leben! Diese große Ver-

einfachung führt in den Lebenskern hinein. Selbst der Satz: Leben ist Tat, ist ja noch letztes Kunst- und Anspruchsmittel für die Menschen, solange sie den Wesenskern des Lebens sich noch nicht einverleibt, einverseelt, einvergeistet haben. Willy Schlüter mußte uns erst einmal das Leben als Tat begründen, damit der Mensch das Leben als solches inne werde.

Willy Schlüter ist der letzte Apostel in der Reihe seiner Vorgänger, und allen, die sich „Können", also Leben erobern wollen, ist er der erste Lehrer. Er gibt das dem menschlichen Geiste mitgegebene Könnensmaterial zu freier selbständiger Verwertung weiter, etwa wie der Meister dem Lehrling Schraube und Hobel in die Hand gibt. Mit dem Geiste in uns verantwortungsvoll umgehen zu lernen, ist Aufgabe der Lebensoffenbarung: „Werde, der du bist." Dies mystische Nietzsche-Wort, das machtvoll in Esoterik und Gnosis übergreift, findet im Tatdenken seine praktische Lösung.

Tradition

II

Heraklit — Nietzsche — Schlüter

Wenn Nietzsche das Begrifflich-Sokratische in sich sowohl wie in der Menschheitsentwicklung haßte, also den Intellekt, der ewig mit dem Mystiker im Kampfe liegt, so fühlte er den Abfall der Menschheit vom Logos, der Denken und Schauen, der Seele, Leib und Bewußtsein ewig in sich lebendig erhält. Nietzsche litt am Kranksein der Menschheit; er wand gleichsam sein leidendes Bewußtsein um die Wunden absterbender Götter, aber er konnte nicht heilen; *noch* nicht heilen. Dionysos und Apollon waren in ihm entzweit. Wenn ferner Nietzsche die Wiedergeburt des Hellenismus und die „Erneuerung und Läuterung des deutschen Geistes durch den Feuerzauber der Musik" ersehnte, so war es wiederum der Logos, dessen Rhythmus Melodie und Ordnung beruhigend in sich bindet und löst, den Nietzsche ahnte. Aber die Menschheitsperiode, die solches zu fassen vermochte, war noch nicht da. Gnosis war erst Vorstufe, jetzt aber setzt allmählich ein volles Begreifen ein; jetzt erst erkämpft sich Hirn und Herz der Menschen den vollen Sinn des Lebens. — Die einigende Vernunft, die Nietzsche einerseits in Weltmachthabern, in einem Napoleon, einem Cäsar zu erblicken glaubte, und andererseits in dem Gesamtkunstwerk eines Wagner oder in einem Zeitalter, das, der Macht des Mittelalters gleich, mächtige Taten „jenseits von Gut und Böse" vollbringt, diese einigende Vernunft offenbart sich heute in dem Geiste eines Führers, der das menschliche „Können" in ein erhöhtes Bewußtsein trägt und tatmächtig erobert. Nietzsches bessere Einsicht wußte ja auch, daß große Ereignisse und große Gedanken „mit Taubenfüßen" kommen. Er selbst erwartete sehnsüchtig: „Die Tat von meinen Gedanken!" Sie kam nun in der Stille eines deutschen Denkers. Nietzsches Erfüllung rückt näher, weil Willy Schlüter unmittelbar bei Nietzsches Liebling, Heraklit, anknüpft. Dieser sagte: „Eins ist Weisheit, den Geist zu verstehen, der alles durch alles regiert."

Dieser Geist erwacht im deutschen Tatdenken; hier mündet Nietzsches Propheten- und Übermenschentum, aber vergeistigter, als er selbst es gemeint, nämlich in der Helle und Höhe der Verklärung.

Im „innerlichst ursprünglichen Schaffen" begegnen sich Willy Schlüters und Nietzsches Lebensbejahung. Im mystischen Erleben besaß dies Heraklit bereits: „Es ist weder das Sein, noch das Werden," sagte er, „denn es ist beides." Man hat ihn darum den Dunklen genannt. Deutsches Tatdenken ist sein Hellwerden und sagt: „Es scheint nur, als ob Sein losgelöst werden kann von jedem Tun, als wäre es nicht von ihm geschaffen. — —" Sein und Werden synthetisiert Willy Schlüter nun nicht etwa. Das wäre ja tothaft, billig und viel zu endlich. Dem S e i n der Eleaten, dem W e r d e n eines Heraklit fügt Willy Schlüter vielmehr das K ö n n e n und das W e r t e n hinzu. Aus dieser vierfachen Wurzel keimt das lebendige Leben. Die Unmittelbarkeit des Lebens (Werden) wird immer vom Können her organisch gegliedert, wird immer zugleich in ein Sein gestellt, vom losgelösten Bewußtsein aus gewertet und wieder aufgelöst zu gläubigem Schaffen. Dieses ewige Zumal entspricht dem heiligen Zumal von Leib, Seele und Bewußtsein im Geiste. „Ich glaube, also schaffe ich, ich schaffe, also wachse ich, ich wachse, also bin ich", ist Leit-, Glaubens- und Lehrsatz vom Tatdenken. Aus der Stille eines deutschen Denkers, der weit mehr vom „Urbilde" Platos in sich und aus sich herausträgt, als vom „Übermenschen" Nietzsches, kommt ihm die Erfüllung. Willy Schlüter ist Nietzsches „höchster Typ des philosophischen Menschen". Er ist jener, von dem er des Lebens Leichterwerden erwartet, den Tanz, die „singende Seele", die in ihm selbst noch zu viel geredet hat. Willy Schlüter ist der, von dem Nietzsche sagte: „. . . ein solcher frei gewordener Geist steht mit einem freudigen und vertrauenden Fatalismus mitten im All, im Glauben, daß nur das Einzelne verwerflich ist, daß im Ganzen sich alles erlöst und bejaht — er verneint nicht mehr. Aber ein solcher Glaube ist der höchste aller möglichen Glauben: ich habe ihm auf den Namen des Dionysos getauft." — Im schwebenden, gleichsam traumhaften Besinnen vor Wollen und Tat erleben wir den Traum- und Schöpfergott Dionysos, der dann im Tiefsten mit „Nirvana" eins ist. Tatdenken legt uns den Kunstsinn des Schöpfergeistes nahe. Nicht das menschliche Kunstwerk allein entsteigt der Traumgewalt, ehe es zur Form sich um- und aufwärts bildet. Leben selbst ist Bildner, ist die Doppelkraft, die ewige Gegensatzführung des Geistes, der Dionysos und Apollo zugleich ist. Das Menschenkunstwerk hat dies der All-Kunst erst abgelauscht. Es ist wiederum Logos, der All- und Eingott, der „Göttergott", Urquell und immerwährender Bildner, dem der Lebensdenker auf den Gipfeln bewußter Schauung begegnet. Willy Schlüter sagt: daß „Tatmitten" verunendlichfältigte Spielkraft des Geistes sind. So erleben wir allerdings, ganz wie der Buddhist es lehrt, „Nirvana" im „rechten", das heißt im schöpferischen Verhalten, also im lebendigen Leben selbst. Denn Nirvana ist jene „Könnens-Schwebe", aus deren Besonnenheit Führung aller Gegensätze hervorgeht. So ist Tatdenken immer wieder Gnosis, sofern man darunter Allseitigkeit organischen Begreifens versteht. Tatdenken geht selbst über Spinozas große Erkenntnis

vom amor dei intellectualis hinaus. Bei Spinoza ist noch Verstandesergebenheit in das Notwendige, während der Lebensdenker im Sinne Schlüters sich als die Notwendigkeit selbst weiß! Wir haben oder erringen nicht Liebe zur Notwendigkeit, sondern, wenn wir führende Notwendigkeit selbst sind, sind wir die Liebe, sind wir in Gott.

In der Verständnisführung vertrauen wir uns dem Geiste in Schmerz und Lust überlegen und demütig zugleich an. Bis in ihre Wurzeln hinein sind die Gegensätze von Weltbejahung und Weltverneinung aufgelöst zur Spielkraft des Geistes. So schließt sich der Ring ewiger Wiederkunft des Gedankens gleichsam in Höhe und Steigerung menschlicher Erkenntnis. Und wiederum greift er zeitlos über Jahrhunderte fort; „Tatdenken" ist Nietzsche nicht näher als Heraklit, es umfaßt sie beide zugleich und stellt in der Entwicklung der Menschheit eine neue Tathöhe der Erkenntnis dar.

Sittlicher Wert

Deutsches Tatdenken lehrt Menschlichkeit und die Wege, die zu ihr führen. Nicht begrifflich lehrt es, sondern wesenhaft: Daß wir uns nach Lebensaufstieg sehnen können, beruht auf einer Eigentümlichkeit des Lebens, sein Wesen offenbaren zu können und zu wollen. Leben ist im Innersten schöpferisch und will es auch in uns sein. Leben vollzieht sich in uns, indem es den Menschen verpflichtet, Wollen und Können in Einklang zu bringen. Der Allgeist, der in uns waltet, setzt dem menschlichen Geiste Aufgaben. Wir nehmen durch Lebensaufgaben lebendigen Anteil an einer höheren Führung, die durch jedes einzelne Bewußtsein hindurchgeht. Das ist unsere „Bewußtseinsführung", die in unserer Macht steht. Lebensaufgaben sind uns gesetzt in Taten, und der Geist in uns führt. Geist ist geführtes Leben. Nichtgeführtes Leben ist dem Zufall unterworfen. Daß Lebensaufgaben durch uns hindurchgehen, macht uns zu „Tatmitten". Individuum sein, heißt „Tatmitte" werden. Nun ist Leben Kampf, bewegt sich dauernd in Gegensätzen, und zwar in männlicher Spann- und Zeugekraft und in entspannender weiblicher Hingabe. In diesen beiden Grundprinzipien bewegt sich das Leben als eheliche Tat. In der Bewußtseinsführung leiten wir diese Spannungsgegensätze ein, schalten sie um und führen sie empor, sobald wir ihnen überlegen sind. Gegensätze, ihre Hemmungen und Widersprüche, lähmen nur den, der noch nicht weiß, daß wir in unserer Eigenschaft als lebendige Tatmitten „machtständig" sind. Das heißt: Wir sind als Gottmenschen nicht blinder Wille oder nur Verstand, sind auch nicht zu barbarischem Willen zur Macht berechtigt, wir haben vielmehr einen Standpunkt gegenüber dem göttlichen Willen einzunehmen, der uns in den Kampf der Lebensspannungen hineingesetzt hat. Dieser Standpunkt ist in Wahrheit Punkt. Er gibt die Fähigkeit zum Verständnis, zur ruhigen Überlegung mitten im Lebensstrom. In jedem freien Wählen schweben wir über den Gegensätzen. Dies nennt Willy Schlüter die „Könnensschwebe". Nur das Tun ist also ein Tun, das erkannt wird durch geistige Führung. Jedes blinde Tun wie jede erledigte Tat sinkt aber unverloren in die

Lebensmasse zu neuer Verwendung. Wenn wir unserem Verständnis diese Könnensschwebe näherbringen wollen, so brauchen wir nur zu verstehen, wie sie unwägbar zwischen Ein- und Ausatmen liegt, gleichsam als Ruhepause mitten im Atem des Lebens, welche Gottes ist. Leben ist eben in jedem Daseinsaugenblick im Abstand von jener Ruhe, in der das Ich sich ganz und gar besitzt, weil es aus ihr allein gläubig schafft. Man muß begreifen, wie der „Tatvollzug" in uns nur in seine einzelnen Glieder zerlegt wird, um das Ganze zu offenbaren, nämlich das Leben selbst. Wenn wir das Leben als Tat erkennen wollen, müssen wir es erkönnen. Dies der sittliche Wert des neuen Denkens. Denn wenn ich aus der Könnensschwebe heraus führe, dann will ich nur, was ich kann, dann weiß ich, was ich kann. Ich habe dann Wollen und Können in Einklang gebracht. Nun haben wir das Leben vor uns als Leib, von außen gesehen; von innen gesehen, also erlitten und genossen, als Seele; von oben, führend gedacht, als Geist. Dies eben ist das Leben in seinem „heiligen Zumal". Wer das voll begriffen hat, wer das Schöpferische in der Wechseldurchdringung des Lebens erfaßt hat, dem wachsen neue Kräfte. Der schwankt auch nicht mehr zwischen den Kampfesspannungen des Lebens, dem Winde gleich in einer Felsspalte, sondern er ähnelt der gesammelten Wolke und wartet, bis sich seine Kraft ordnend entfaltet. Diese ordnende Entfaltung aller Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, von der, um nur aus der Lebensfülle ein Beispiel zu wählen, jede Blume zeugt, die sich aus der Keimhülle heraus entwickelt, diese Ordnung allein ist organische Tat. Sie ist immer und immer wieder Umschluß, Abschluß und Aufschluß, Leib, Seele und Geist zugleich. Die Menschheit besteht in einer Verwobenheit, Verknüpfung und Verschmelzung mannigfaltigster und verschiedenster Tatmitten aller Rassen und Völker. Die menschliche Gesellschaft ist also ganz besonders auf Bewußtseinsführung aller notwendigen Gegensätze angewiesen. Und wie sollte die Menschheit als Ganzes nicht notwendig sein, da alle Einzel- und Völkertatmitten, aus denen sie besteht, notwendig, also gottgewollt sind? Eine staatliche und völkische Bewußtseinsführung auf Grund wirtschaftlicher gerechter und geistiger Grundlage müßte also aus Menschheit Menschlichkeit entwickeln und zur „Empormenschlichung" führen. Aber nur auf Grund einer Lebens*offenbarung* läßt sich eine Erziehung zur Menschlichkeit aufbauen. Leben aber offenbart sich als Können, als Kunst. Kunst kommt nur daher auch sprachlich von Können, „weil Leben ursprünglich ein schöpferisches Können ist, nämlich die Kunst, Leben zu gestalten". Wie das Genie sich nur in seinen Werken sieht, so ist Leben nur erkennbar in genialer geistiger Führung. Sonst ist es Chaos. Der Künstler, welcher aus dionysischer Fülle heraus formt, hat das nur dem Leben abgelernt, das seinem Wesen nach genial ist, denn es schafft aus Chaos Kosmos in ewiger Schöpferlust. Aber geniales Schaffen begrenzt sich auch zugleich. Nur durch Begrenzung gelangt es zur Form. Die Schlütersche Lebenslehre führt uns letzten Endes auf ein verblüffend einfaches Urprinzip zurück. „Entscheide," so spricht das Leben in jedem Augenblick, „was willst du?, was kannst du?" In diesem Aufmerken liegt der Keim aller Menschlichkeit.

Stil und Sprache

Der Schlüterſche Geiſtesbau hat etwas von einer Bergwanderung, die von Gipfel zu Gipfel führt. Schlüters Stil ſetzt gleichſam Punkt, Linie, tragfähige Fläche, die immer wieder durch Höhenführung des Gedankens überwölbt wird. Ohne das Syſtem zu verleugnen, iſt Willy Schlüter undogmatiſch; ohne das Aphoriſtiſche zu verleugnen, iſt er organiſch. Der Stil des Tatdenkens iſt eine Totalität von individuellen Satzgefügen. Dieſe Satzindividualitäten verlieren niemals den Allzuſammenhang, beſtehen aber als gleichſam runde „Tatmitten“ für ſich. Sie tragen die Welt in ihrem Schoße, denn in einem jeden Satz ſpiegelt ſich das Ganze. Darum kann deutſches Tatdenken nur Schritt um Schritt erleſen werden. — Souverän herrſchen die Satzgefüge in der Totalität dieſer Philoſophie, von der man ſagen könnte, daß ihre Macht Satzweſen gebäre und zur Freiheit führe! Zur Freiheit der Form. Nicht zufällig werden die beiden großen Teile des Werkes, „Tatwirklichkeit“ und „Weltwirklichkeit“, eine Druckſeite lang von verſelbſtändigten Satzgebilden miteinander verbunden. „Tatſätze“ wurden ſie getauft. Wie der ſchmale Grat zwiſchen zwei Höhengipfeln wirken ſie, oder man könnte dieſe iſolierte Seite auch mit einer Alpenwieſe vergleichen, deren Blumenart vom Charakter des Hochlandes zeugt, dem ſie landſchaftlichen Reiz verleiht. Dieſe „Tatſätze“ ſind nicht etwa überzählig. Sie bekräftigen die ſtolz-aphoriſtiſche Eigenart ihrer Genoſſen, ſind ein ſtiliſtiſcher Hinweis. Lange vorher ſchon begegnete man in dem umfaſſenden Geiſteswerke dieſen freigeborenen Tatſätzen und lauſchte ihnen ihre Unmittelbarkeit ab. „Es gibt Ziele, die ſo wenig zu erreichen ſind, wie der Geſichtsumkreis, der ſich entfernt, wenn man ſich ihnen nähern will.“ Oder: „Die Auffaſſung der Schranke als Aufgabe der Verjüngung iſt ein innerer Tatvollzug.“ Solche Sätze ſind ſowohl gehaltlich wie ſtiliſtiſch bezeichnend für das Werk Schlüters. Auf den Schultern gleichſam ſolcher Individualſätze baut ſich ſäulenhaft das Werk auf. Dies iſt ſeine Architektur. Stil und Gehalt ſind Einheit und geben ein plaſtiſches Bild des zeugenden Alls in ſeiner urbildlichen Leichtigkeit, Phantaſie und Formkraft.

Ihm entſpricht die Muſik der Sprache; in all ihrer Herbheit, gemiſcht mit unbekümmerter Leichte, wirkt ſie ſymphoniſch. Stil und Sprache ſind hier der Ausdruck einer willensſtarken Forderung. Wie dieſe Philoſophie nur dem Starken dient, dem Schwachen rätſelvoll bleibt, zerbricht auch der gewöhnliche Maßſtab an der Neuheit dieſes Stils, deſſen meiſternder Naturlaut eine verborgene Güte nur dem ſchenkt, der ſich den Geiſt des Werkes erobert. Für ihn durchbricht Wärme und Leuchtkraft der Begeiſterung fortwährend die ſtrenge Baulichkeit. Dann weht es ihn wie Verheißung an: „Schauen, Schaffen und Schenken ſind die drei Kronen lebendigen Tatlebens.“ Oder es blitzt ihm ein „ganz wunderbar“ vertraut und freudig an. Der Rhythmus des Werkes iſt eine ſeltſame Miſchung von ringender Kraft und perlender Leichtigkeit. Macht und Güte paaren ſich im Wort. Man erlebt es hier. So eng eingeſchloſſen iſt das kosmiſche Wort der kosmiſchen Tat, daß dies Urgeſetz in Stil und Sprache des ſchöpferiſchen Menſchen zu lebendigem Ausdruck kommt. Die Sprache Schlüters lebt und nährt ſich vom Rhythmus als der

Sprache der Schöpfung. Seine fremd-melodische Weise hebt fast den strengen Gegensatz von Philosophie und Dichtung auf, ist gleichsam Wortgesang. „Tatweltenreich." Will dieser spröde, reine Klang nicht erst erobert werden? Es weht etwas sehr Keusches um dieses Werk. Zuweilen steigert sich seine Sprache ins Heroische. „Nur tiefstinnerlich gewollte, dem ureigensten Lebensdrang ehrlich entquellende Wesensart hält sie die Tore selbstbefruchtenden Schaffens offen." Keuschheit und Heroismus sind Adelszeichen der Ursprünglichkeit; Tatdenken ist keusch und heroisch, Weib und Mann.

Knappheit und Gefülltheit sind hier keine Stilgegensätze. Die Fülle der Sprache ist streng konzentriert, ihre Knappheit gibt weitesten Spielraum. Ob ein aphoristischer Satz der Meditation Tür und Tor öffnet, ob ein überreicher Tatsatz die Allfülle des Gedenkens wortgebieterisch in sich hineinzieht, immer ist es rhythmisch schwingende Wirksamkeit und Wirklichkeit. Man muß in der halb ringenden, halb tanzenden Spielkraft dieser Sprache mitschwingen, um ihr willig und gläubig emporfolgen zu können. Sie ist wie aus sich selbst geboren in der Welt- und Denkwende unserer Zeit. Wie aus dem Handgelenk schüttelt Willy Schlüter Wortgeburten. „Göttergott." „Bewußtseinsführung." Diese nur als Beispiel. Schlüters Temperament entschloß sich gleichsam zu einem Kopfsprung in Neuschöpfungen hinein. Es kommt gar nicht darauf an, ob alle neuen Bildungen im Sprachgebrauch aufgenommen werden können. Schlüters Sendung besteht in der Auflockerung des Denkens, wie des Wort-Schaffens, er vermag es kraft seiner Ursprünglichkeit. Worauf es ankommt, das ist die suggestive Bereicherung der menschlichen Phantasie! Tatdenken führt zur Freiheit sprachlicher Schöpfungen aus dem Geiste des Lebens! Führt zur Freiheit, „deutsches Tatdenken" in immer neuen Eigenweisen zu klären, reifen zu lassen und wieder von neuem durch Generationen hindurchzutragen als ein immer Werdendes und Wachsendes. Deutsches Tatdenken erzieht zum Mut, im Lichte ewiger Verjüngung selbstschöpferisch zu sein.

Das Leben als schöpferische Selbstdurchschmeidigung

Von

Willy Schlüter

Pestalozzi hat für die freischwebende Spannkraft der Selbststeigerung und Selbstmäßigung des Lebens den glücklichen Ausdruck „Spielkraft" gewählt. Schiller stellt bekanntlich in seinen Briefen über „die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes" den Spieltrieb über den erregenden Stofftrieb und über den beherrschenden Formtrieb. Nicht Beherrschung schlechtweg, sondern elastische, geschmeidige „spielkräftige" Beherrschung kennzeichnet den Wesensadel der Menschheit nach dem Dichter. Elastizität ist straffbare Dehnbarkeit, „Lockerheit" und lockerbare, dehn-

bare Straffheit. Das Leben hat die Fähigkeit, innerhalb eines gewissen Spielraumes in Selbstzusammendrängung und Selbstweitung seinen Elastizitätsmodus nach den wechselnden Anforderungen seiner Lage zu bestimmen. In diesem Sinne ist es selbsttätige Durchschmeidigungskraft.

Gefühlshaft hat sich das Leben im Menschen diese seine Überlegenheit immer schon irgendwie zum Bewußtsein gebracht. Schon Laotse erblickt in der Geschmeidigkeit des Lebens sein Königtum gegenüber dem harten, steifen Tod. Die Lebenskunst besteht nach ihm darin, sich sowohl weibhaft hingegeben, aufgetan, als auch männlich kraftvoll verhalten zu können. Aber auch Kongtse, sein großer Gegenspieler im Reiche der Mitte, will gleichzeitig *wecken*, Erregung schaffen durch *Lieder* und festigen durch *Form*. So war auch für die alten Hellenen die Harmoneia die Tochter der lockerschwellenden Aphrodite und des straffen Ares.

Das lebendige Wohlspiel der Kräfte faßte also nach ihnen sowohl das Weiche, Hingegebene, als auch das Harte, Gespannte in sich. Auch die gewaltige Gestalt des Götterkönigs Zeus versteht man nur, wenn man sich vergegenwärtigt, wie er das Dionysische, Expansive, Gärende mit dem Apollinischen, Klärenden in sich vermählt. Nicht minder aber auch ist Odhin, der Heraufbringer des Begeisterungstrankes Odhrörir und harter Kriegsgott zugleich. Auch erzählt die Edda von dem Meth im Eiskelche und deutet damit auf die stürmische Lebensglut, die von Besonnenheit beherrscht und erschlossen wird. Kurzum, in allen Völkermythen sucht das Leben sich als tätige Selbstdurchschmeidigungskraft zu verstehen. Das ist sehr bedeutsam.

Man könnte den Versuch machen, das gesamte All als einen Stufenbau stetig sich hebender Elastizitätsgefüge zu schauen. Alle Körper dehnen sich bei zunehmender Wärme aus und ziehen sich bei zunehmender Kälte zusammen. In diesem weiteren Sinne greift die Elastizität durch alle Naturreiche hindurch. Aber in den anorganischen Körpern enthüllt sich die Elastizität erst nur mehr als ein *Angeschehen*. Das Leben jedoch ist Elastizität als Tat.

Sehr feinsinnig bezeichnet Carl Ludwig Schleich schon den Rhythmus als Sohn der Kraft und der Hemmung. Hemmungslos ausströmende Kraft gewinnt nicht das Schwellen und Sinken der Bewegung, welche den Rhythmus begründen. Die Elastizität ist gleichsam eine Übertragung der zeitwirklichen Gesetze des Rhythmus in die Raumwirklichkeit. Der vorwärtsdrängenden Kraft entspricht in gewissem Sinne die Gelöstheit, Lockerheit, der Hemmung entspricht die Straffung, Zusammendrängung in der Elastizität. Denkt man sich nun einmal die Elastizität als mütterliche Kraft, die vom Rhythmus befruchtet wird, so ist ihrer beider Kind die Musik. Musik erzeugt sich, wenn elastischen Luftwellen, Sehnen, metallenen Saiten ein bestimmter Rhythmus aufgetragen wird. Das menschliche Singen ist dann wiederum freie Tat des Lebens in der Bestimmung der rhythmischen und elastischen Grundverhältnisse der Ausdrucksmagie der Musik. Das Harmonisieren ist so stets ein elastisches Fühlen und Führen im Zusammenklange mit rhythmischen Gesetzen. Die Ausgangsstufe der Harmoniearbeit setzt allerdings ein gewisses Gleichmaß der Fassung und Haltung voraus, die nach beiden Seiten, nach der Seite der An-

spannung und Abspannung, greifen kann, eine gewisse Schwebe, die aber nicht als unsichere Zwischenschwebe der Unschlüssigkeit zwischen zwei entgegengesetzten Zuständen, sondern als ruhige Obschwebe über zwei Tatmöglichkeiten zu denken ist, die als gleichwertig genommen werden. Es handelt sich hier also nicht um ein indisches Nirwana, dem alles gleich unwert ist, sondern um den Punkt der Freiheit, den Schwebepunkt, von welchem aus man nach einer alten druidischen Überlieferung, die uns Reynaud mitteilt, die Gegensätze überlegen beherrschen kann. Jedoch in eben diesem Sinne sagt Robert Schumann in seinen „Aphorismen": „Die Gesetze der Moral sind auch die der Kunst."

Schumann erbildete sich drei Gestalten, den enthusiastischen, expansiven Floristan, den bedächtigen, hemmungsreichen, straffen Eusebius und als ihren Meister den spielkräftigen, reifen Raro. In dieser Dreigestaltigkeit ergeht er sich in seinen Betrachtungen.

„Schleppen und Eilen", sagt er, „sind gleich große Fehler." Man soll sich nicht verkrampfen. Ein Obschwebepunkt ist oft wichtiger, als ein starrer Standpunkt. „Etwas fortzubewegen, darf man nicht darauf stehen." „Jede Überspannung ist vom Übel." „Besser rasten, als ohne Lust und Frische arbeiten." Dennoch darf die Gelassenheit der Obschwebe nicht zu unelastischer Schlaffheit ausarten. „Neue kühne Melodien", ruft er sich selber zu, „mußt du erfinden!" „Der sinkenden Gegenwart muß die Kritik vorauseilen und sie gleichsam aus der Zukunft zurückbekämpfen." Weltfrische und Tatkraft.

„Sieh dich tüchtig im Leben um!" . . . . Der straffe Ruck der festen Linie darf nicht fehlen. „Die Beherrschung der Form, die Kraft klarer Gestaltung gewinnst du nur durch das feste Zeichen der Schrift." Kampf muß bleiben! „Gleichartige Kräfte heben sich auf; ungleichartige erhöhen einander." Dennoch gibt den Ausschlag immer der „König: Harmonie".

Mit ganz wundersam tiefer Einfühlung entfaltet aber Schiller in seinen Briefen über „die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes" diese Gedanken der freien Selbstdurchschmeidigung. Er will das Vernunftgesetz dem gesamten Leben einschmeidigen. Im achten Briefe sagt er: „Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der mutige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie erst selbst zur Kraft werden und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen; denn Triebe sind die einzig bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat sie bis jetzt ihre siegende Kraft noch so wenig bewiesen, so liegt das nicht an dem Verstande, der sie nicht zu entschleiern wußte, sondern an dem Herzen, das sich ihr verschloß, und an dem Triebe, der nicht für sie handelte." Es gilt, das Triebleben zu vergeistigen und das Geistesleben mit der Wärme der Neigungen zu erfüllen. Dies ist aber nur möglich, wenn man die Überlegenheit sich aneignet, sich zugleich anspannen und auflösen zu können (10. Brief). Alles Innere soll veräußert und alles Äußere geformt werden (11. Brief). Form und Materie im Leben sollen sich aneinander verwirklichen, sich

wechselseitig durchdringen; dann gelingt es, „nicht bloß den vernünftigen Trieb gegen den sinnlichen, sondern auch diesen gegen jenen zu behaupten".

Übersteigertes Kraftprotzentum erschöpft und entwurzelt nur die Kräfte. „Durch gymnastische Übungen bilden sich zwar athletische Körper aus, aber nur durch das freie, gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Ebenso kann die Anspannung einzelner Geisteskräfte zwar außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derselben glückliche und vollkommene Menschen erzeugen" (6. Brief). Darum ist der Mensch nur da ganz Mensch nach Schiller, wo er spielt, d. h. aus der Gelassenheit der Selbstbestimmungsruhe waltet, die weder von der Unrast des Stofftriebes, noch von der Kälte bloßer Form sich in ihren Bann schlagen läßt.

Spiel ist ein Überschuß von Kraft, der es dem Leben gestattet, „sich selbst zur Tätigkeit zu stacheln" (22. Brief), „freie Bewegung, die sich selbst Zweck und Mittel ist". Der Spielkräftige steht nach Schiller über „Impression" und „Abstraktion", über „Bedürfnis" und „Gesetz". Sein Gemüt hält sich „in einer glücklichen Mitte". Er ist sowohl dem Zwange des bloßen Dranges, als dem Zwange nur abstrakter Vernunftnötigung entzogen (15. Brief). Elastische Gleichmäßigung ist ihm eigen, die ihn ermächtigt, eine auflösende Wirkung auszuüben, „um sowohl den sinnlichen Trieb, als den Formtrieb in ihren Grenzen zu erhalten", ohne darum die anspannende Kraft einzubüßen, „um beide in ihrer Kraft zu erhalten" (16. Brief).

Schiller bleibt in seinen Betrachtungen bei der Anschauung der Schönheit als der Vermittlerin gelassener Gleichmäßigung stehen; er bleibt in der Schwebe zwischen einer dynamischen und ästhetischen Fassung der Selbstdurchschmeidigungskraft des Lebens. Sind wir aber nur insofern *lebendig*, als wir uns *verjüngen* können, und liegt die *Fruchtbarkeit* unserer Tatkraft nur darin verbürgt, daß wir uns weder durch Ermüdungsschlacken dauernd belasten lassen, noch durch krankhafte Überspannung unsere Nervenkraft verwüsten, so erhält der Gedanke der tätigen Selbstelastisch-Haltung doch eine umfassendere Bedeutung. Wir können den Menschen als Gestaltung und Wesen in seinem Eigenwerte nur dann erfassen, wenn wir ihn in freischwebender Ruhe schauen, ihn nicht nur belauern und umspähen. Auch können wir das Gesetz unseres eigenen Wesens nur in Ruhe auswirken. Darum erleben wir ohne obschwebende Gelassenheit weder uns noch unsere Mitmenschen als eigengestaltete Selbstzwecke. Sittlichkeit setzt Weisheit, d. h. inneren Frieden, der auch unser leibliches Gefühl erquickt, immer wieder voraus.

Man muß auch im Ethischen Leistung und Schöpfung unterscheiden. Leistung ist Geschäft, Technik, Notwerk. Schöpfung wirkt aus dem Ganzen ins Ganze, ist Leben, Zeugung, Befruchtung. Hohe Sittlichkeit ist ein „*schaffender Spiegel*", um einen Ausdruck Goethes hier zu verwerten. Sie erfaßt das Menschliche *mitbauend*, *mitverklärend* in seinen wesenhaften *Aufwärtsrichtungen*, die sich in der Ausdrucksform des durchseelten Leibes offenbaren. Sie setzt feinsinnigste *Einfühlung*, reifes Verständnis voraus. Gemeinsittlichkeit, die an Leistungen sich erschöpft, mag man jedermann abfordern. Schöpfe-

rische Edelsittlichkeit ist höchste Tatkunst. Dennoch sollen wir gerade nach dieser Edelsittlichkeit streben. Unsere Gerechtigkeit soll höher sein, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, und wir sollen „vollkommen" sein, wie unser „Vater im Himmel" vollkommen ist, der seine Sonne in heiterer Gelassenheit ewig spendend, hebend, befruchtend über Gute und Böse aufgehen läßt. Es ist ein Verhängnis der Kantischen Moral, daß sie in einem sehr bedenklichen Jakobinismus die Sittlichkeit nach dem Tiefstmaße hin orientiert und das sogenannte Allgemeingültige zur Norm macht. Gleichheit ist auch im Sittlichen nur als Unterschwelle von Verschiedenheiten vorhanden, in denen sich erst der lebendige Reichtum des wahren Wesensadels entfaltet. Stellt man die Losung auf: „nur das Allgemeingültige ist gut, und nur das Allgemeinerfahrbare ist wahr", so ist jeder sittliche Fortschritt in der Richtung feineren Schauens, höheren Verständnisses, edlerer Verpflichtung, reicherer Aufgeschlossenheit jakobinisch geächtet. Ganz folgerichtig leitet sich daher die Gleichheitsdemokratie immer wieder von Kant ab, der von einem gewissen Ressentiment gegen den Adel nicht loskommen konnte. Edelmenschen, in welchen die sittlichen Siege ihrer Vorfahren sich zum Erbtum aufgespeichert haben, die unwillkürlich und unbefangen in ihrem sittlichen Verhalten das Rechte treffen, gleichviel, ob nun ihr Adelstum durch äußerliche Kennzeichnung hervorgehoben ist oder nicht, Persönlichkeiten, denen Güte und Gerechtigkeit sich auch im Takt einverseelt hat, sind eine sicherere Gewähr sittlicher Kulturhöhe als die Fronknechte abstrakter, nur nach unten hin eingestellter Mindestmaß-Imperative.

In diesem Sinne erhält der Ausspruch einer wunderlichen Frau, der Elisabeth Salm, Gewicht, die mit fanatischer Ausschließlichkeit nur der einen Idee lebt: „Durch tiefste Erfüllung des Gesetzes, d. h. der göttlichen Absicht in der Form, soll das Leben seine höchste Freiheit erhalten. Es soll nichts mehr sein, als ein dynamisches Spiel der Glieder in der Sonne." Maler Ferdinand Brod in Loschwitz b. Dresden berichtet von dieser Frau: „Dieses weibliche Wesen glaubte tatsächlich, daß bei richtiger Einstellung des Körpers auf die Weltzentrale (Gott) der Atem (die Seele) den Körper über das Wasser trägt, gleich Christus." Dieser Glaube ist natürlich Schwärmerei, aber schon der Nazarener sagt: „Wo Menschen schweigen, werden Steine schreien!" Findet eine tiefe Wahrheit nicht bei Vernünftigen einen Lebensboden, so schlägt sie im Gemüte phantastischer Naturen Wurzel.

Ferdinand Brod ergriff die Anregung der Elisabeth Salm als Künstler. „Die zu voller Erfüllung gebrachte menschliche Gesamtform schließt — nach ihm — ein Ideal in sich, das allerdings nur der kühnen Weltgestaltungskraft des sich erhebenden Geistes als Wahrheit erscheinen kann, sonst aber als unmöglich bezeichnet werden muß: die Glückseligkeit."

Er gelangt durch diese Auffassung zu einer ganz neuen Welt des Formerlebens. Bewußtsein ist ihm: „das Formale in sich fühlen". Die Form ist ihm Ausdruck der Seele. Was raumwirklich, nach außen hin als Leib erscheint, ist von innen erfaßt, eben die Seele, von oben führend, der Geist. Man muß hier zwar eine verstandeshaft-wissenschaftliche und eine seelisch-verständnisvolle weisheitliche Auf-

fassung des Körpers unterscheiden. Während die Anatomie den Körper zerpflückt, eint ihn die biodynamische Auffassung, welche das Leben als tätige Selbstdurchschmeidigung im Schillerschen Sinne erlebt. Die echte Wesensform des Menschen versteckt sich allerdings nur zu oft hinter Verzerrungen der Entartung. Darum wird die biologische Dynamik zur Idealdynamik, wie Ferdinand Brod seinen Standpunkt nennt. Es sei ihm nun selbst das Wort gegeben. Ich zitiere aus einer handschriftlichen Niederlegung, die eine besondere Veröffentlichung verdient:

„. . . Wollte nun Elisabeth Salm ihr Ideal ohne weiteres „leben", so erkannte ich im starken Gegensatz dazu die Lebensfähigkeit dieses Ideales in einer künstlerischen Scheinwelt. — Ein Bewegungsstil entstieg meinem Erlebnis.

Dieser Ausdruck der Weltgestaltungskraft, dieses Menschheitsziel der Glückseligkeit kann in der bildenden Kunst ein Stil sein; und in der Begeisterung des Finders stürzte sich der Künstler in mir darauf.

Soll ich für dessen nähere Deutlichmachung eine allgemeinste Erklärung geben, so muß ich sagen, es ist eine eigentümliche Zusammenfassung des Körpers, wobei zunächst nicht die Muskeln in Betracht kommen; auch nicht das Knochengerüst, das die Statik repräsentiert, sondern ich muß den gestaltenden Künstler vor allem auf die Nervenbahnen aufmerksam machen. Ja, um meinen Absichten ganz nahe zu kommen, muß ich von den Bahnen des Lebensstromes sprechen. Ob die exakte Wissenschaft mir diese mystische Auffassung verzeiht, weiß ich nicht; für den Künstler ist sie gut, für meine Absichten absolut notwendig. Ich meine jenen Lebensstrom, der im Körper eine Idee ausdrückt. Es handelt sich hier um: der Körper als Seelenausdruck, also Ausdruckskunst durch Bewegung; und das ist Dynamik. Es ist ein Expressionismus besonderer Art.

. . . . Zu einer realistischen Kunst sind diese neuen Erkenntnisse nicht nötig, wohl aber zu einer Kunst, die sich zum Ausdruck erheben will.

. . . . Der architektonisch vollkommene Körper in seiner Brutalität sagt wenig; auch durch eine Verkrüppelung kann das Gesetz leuchten; und das ist mehr.

Die Futuristen karikieren dekorativ die Bewegung und glauben so an erhöhten Ausdruck. Aber Ausdruck ist etwas viel Feineres, es ist das Erfüllen und Erfühlen des inneren Gesetzes.

Der Ausdruck von Schönheit beruht nicht in der schönsten Architektur des Körpers, sondern die Schönheit eben dieser Architektur beruht auf der Erfüllung ihres Lebensgesetzes, der Bewegung.

. . . . Der Weg zur Besserung kann nicht anders sein, als wie er bei der Architektur war: ein Zurückgehen auf die einfachsten Grundlinien. Das Studium der Anatomie trägt alle Fehler unserer Zeit an sich, es zerpflückt anstatt zusammenzufassen. Eben die Gründlichkeit der Anatomie macht die Mängel noch unheilbarer, es ist das Verkennen ihres eigentlichen Sinnes, nämlich der Bewegung.

Es ist allzu verständlich, wenn jetzt die Expressionisten überhaupt jede Anatomie ablehnen. Ihnen dient gerade die weitentfernteste Erinnerung an die

sachliche Form am besten zur Übersteigerung des Ausdruckes. Aber diese Nur-Kubische-Dynamik, Nur-Farbendynamik, Nur-Gotik überlebt sich. Es ruft ein neuer Tag das letzte und feinste Ausdruckserleben der Seele: nämlich im Leben des Körpers.

Der Körper ist der formale Ausdruck der Seele, die sich in der Bewegung befreit. Das Kunstwerk entsteht aus der sinnlichen Erfüllung des Geistes."

Soweit der Maler.

Ferdinand Brod legt sich ja nun die physiologischen Zusammenhänge auf seine tiefbohrende Art zurecht. Es ist nicht meine Absicht, dadurch wissenschaftlich mit irgendeiner anderen Deutungsweise ins Gefecht zu treten. Von Wichtigkeit erscheint mir, daß in Brod ein ausgeprägtes künstlerisches Empfinden sich darauf besinnt, daß die Spielkraft des Lebens ein übermäßiges Herauspressen gespannter Formen nicht duldet.

Nicht minder belangvoll aber will es mir erscheinen, daß der Gedanke der Selbstdurchschmeidigung des Lebens auch für andere Kulturgebiete fruchtbare Anregungskraft besitzt. Schiller selbst ist sich dessen sehr bewußt gewesen. Er hatte ein scharfes Empfinden für die krankhaften Seiten der Zivilisation. Höchst beachtenswert sind in dieser Richtung seine kriminalpsychiatrischen Forschungsinteressen, die sich durch sein ganzes Leben hindurchziehen. Ich erinnere hier nur daran, daß er den neuen Pitaval teilweise herausgegeben hat, und daß er in einem Entwurfe über ein auf Paris bezügliches Drama sämtliche Verbrechen der Großstadt aufzählt. Im Interesse der sozialen Gesundheit fordert er denn auch: der Staat soll nicht bloß den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und spezifischen Charakter der Individuen ehren, und indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinungen nicht entvölkern (4. Brief). Ebenso meint Schiller: „Wenn also die Vernunft in die physische Gesellschaft ihre moralische Einheit bringt, so darf sie die Mannigfaltigkeit der Natur nicht vergessen" (4. Brief). Darum erhofft der Dichter von der Eingültigung und Einverseelung der Formenfreude, der Spielkraft, des Schönheits-Erlebens die eigentliche Vermenschlichung der Kultur.

Heute liegt uns die Frage nahe, ob nicht auch das wirtschaftliche Leben durch eine elastischere Spannungsführung zur Genesung geführt werden könnte. Wir haften noch, mit Schiller zu reden, auf diesem Gebiete an einem krankhaften „Antagonismus". Noch pflanzt der Klassenhaß überall seine Fahnen siegreich auf. Schiller nennt den Antagonismus das große Instrument der menschheitlichen Entwicklung, und es bleibt Tatsache, daß Gegensätze immer wieder neue Entfaltungen eröffnen müssen. Aber zwischen Entgegengesetztheit und Gegensatzführung ist scharf zu unterscheiden. Die Gegensatzführung hebt die Entgegengesetztheiten, die sich aufschließen lassen, zum Austausch empor und schaltet Verhältnisse, die zu dauernder Wechselhemmung führen, als Fehlgegensätze aus. Solche Ausschaltungen wird auch das Wirtschaftsleben vornehmen müssen. Darum sind die Reformvorschläge Goß-

weilers außerordentlich anregend. Karl Goßweiler will in einer allseitig beschickten und beratenen Interessentengruppe, die sich nach dem Grundsatze: „Allen Gleichen das Gleiche!“ sozialaristokratisch in einem Produktionssenate ihre Führung gibt, den Boden für eine sachlichere, gelassenere Art der Verständigung schaffen. Durch eine zentrale Erfassung von Einkauf und Verkauf, welche die Verbilligung der notwendigen Lebensmittel durchgreifend gestaltet, und welche auch die Kreditverhältnisse stabilisieren könnte, will der denkende Wirtschafter, dem aus seinem Heimatlande Württemberg her schwäbischer Tiefsinn im Blute liegt, eine gesund ausgleichende Produktionsregelung ermöglichen. Dadurch, daß er allen Produktionsbeteiligten ein Existenzminimum gewährleistet sehen möchte, zeigt er auch den Weg, wie der verbitterte Kampf ums bloße Dasein durch einen edlen Arbeitswettstreit abgelöst werden könnte. Den Ausschlag gibt hier das Streben nach neuen Ruhe- und Besinnungslagen im Wirtschaftsganzen. Die Beratungen des Wirtschaftsparlamentes würden dahin wirken, daß die Konsumenten, die in ihm grundsätzlich vertreten sind, nach möglichst billigen, die Produzenten nach möglichst hohen Preisen streben würden. Durch die gemeinsame Beratung wird dann ein elastischer Ausgleich geschaffen werden, besonders dann, wenn sie, wie Goßweiler es wünscht, in voller Öffentlichkeit vor sich geht.

Auf diese Weise könnte die Selbstdurchschmeidigung des Lebens auch in der Wirtschaft mehr und mehr Raum gewinnen. Die Überspitzung gegensätzlicher Spannungen würde sich bald als unökonomisch und als unfruchtbar auch in menschlicher Hinsicht erweisen. Die Unrast geschäftlicher Überbeflissenheit, die Überspannung des Prinzips der Konkurrenz, die entsittlichende und entseelende Profitsucht könnten in Wegfall kommen. Goßweiler fordert, daß der überschüssige Mehrwert nach Abzug gerecht geregelter Löhne und Gehälter dem Volksganzen zugeführt wird. Dadurch werden die Arbeiter aus Gegenarbeitern zu sachlich produktionsinteressierten Mitarbeitern. Ein ganzes Chaos der Empörung und des Argwohns, verdrängten und offenen Grolls versinkt.

Führt man alle persönlichen Wirtschaftskräfte als Lebensinteressenten zusammen, dann wird das Lebensinteresse auch lebensgesetzlich sich auswirken. Es ist höchste Zeit, daß unsere soziologische Erkenntnis sich in diesem Sinne in eine allseitige Wechselverständigungsarbeit umsetzt. Mit Recht fragt ja auch Schiller: „Können wir bei noch so lobenswürdigen Maximen billig, gütig und menschlich sein gegen andere, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Naturen treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unsrigen zu machen?“ (13. Brief.)

So kann der Gedanke der tätigen Selbstdurchschmeidigung des organischen und sozialen Lebens durch Erbildung innerer Ebschwebepunkte und durch Förderung von Einrichtungen, welche ein besinnliches, nach entgegengesetzten Seiten hin fühlendes Sichaufeinander-Beziehen zulassen, zu einem Heilsgedanken sich entfalten. Schiller kann auf diese Weise wiederum zum Führer zu neuen Höhen der Menschheit werden.

Die Verwissenschaftlichung der Welt kann durch die Vermenschlichung des Lebens segensvoll ergänzt werden. Selbst die Arbeit kann wiederum auf höherer Grundlage zum Rhythmus werden, wie sie es in Urzeiten war. Die Politik der unausgesetzten Spannung und des steten „Absichtelns" (Schumann) hat uns zur Katastrophe geführt, die allseitige Selbstdurchschmeidigung des Lebens wird uns die Wiedererneuerung bringen.

Hagar

Studie

von

Eva Schröter

Unter den blühenden Kirschbäumen stand er und lehnte sich lange, verlangend über den Gartenzaun.

Er meinte, er sähe sie heute zum ersten Male. Und hätte sie doch kennen müssen, da sie einst Magd gewesen bei seiner Mutter als ganz, ganz junges Ding. Aber weiß der Himmel! wie er auch sann, er fand immer nur ein schwaches Erinnern an ihre immer wirren, schwarzen Haarsträhnen. Aber daß sie *so* war . . . das hatte er damals nicht an ihr entdeckt, und das hatte er noch an keinem Menschen je gesehen. Daß sie so herrlich war in ihrer unverbrauchten, frauenhaften Jugendkraft! Wie sie herrisch auf dem bleichen Kiesweg hin- und wieder lief, mit jedem Schritt zu jedem Steine sagte: „*Ich* habe dich hierhergebracht! Durch *mich* seid ihr hier!"

Jede Bewegung tranken seine Augen wie eine Offenbarung in sich ein. Er fühlte, er hatte unbewußt nur hierauf gewartet — bis zu dieser Stunde!

Nach und nach fiel ihm ein, daß sie damals aus dem Dienst ging, weil ihr durch den Tod der Eltern dies schmalbrüstige Haus hier am Ende der winkligen Gasse zufiel. *Wie* das blutjunge Ding das verlodderte Anwesen hochgebracht hatte, das war ja großartig! Wunderbar war das! Wie das jetzt alles blitzte und blinkte und lachte!

Mein Gott, so hing er nicht mit seinem Holzplatze zusammen — — und hätte doch auch wie ein König darüberschreiten können; denn seit Großvater und Urgroßvater war dieser größte Holzhandel der Stadt in seiner Familie! Aber schließlich war er eben schon groß und mächtig auf ihn gekommen; von seiner Kraft steckte nicht viel darin.

Es wurde ihm auf einmal klar, daß er bis jetzt nur in einem dumpfen Pflichtbewußtsein dort geschaltet und gewaltet hatte und nicht im Geiste eines Unersetzlichen, eines, ohne den alle Fäden wirr durcheinanderlaufen würden, eines, der *weiß*, daß seine ganze Kraft hierhergehört!

Aber dieses Mädchen!

Wie *die* wohl über den Holzplatz schreiten würde!

Und ihre Söhne!! Ihre Söhne . . . Wie die wohl den jungen Leib der Sonne entgegendehnen würden im Überschwange ihrer urseligen Kraft, so wie *sie* bei jeder Bewegung ein bewußtes, starkes Spüren ihrer Herrlichkeit hatte!

Ihre Söhne . . . ihre Söhne . . . was für eine verzehrende Sehnsucht dieses Wort ans Licht zerrte! Söhne . . .

Nichts, nichts war ihm sein Weib, dies stille, schwache, blasse Geschöpf, das vor zwölf Jahren — gar nicht auszudenken war das! — vor zwölf langen Jahren — — die Eltern seiner Jugend angetraut.

Und diese Frau, die ihm nichts war, von der er nichts spürte, als nächtens ein leises Atmen an seiner Seite, morgens eine scheue Stimme, die ihn weckte, und mittags eine schmale Hand, die ihm Würze und Trank reichte und ihm den Teller füllte — — nicht einmal *das* hatte sie gekonnt: nicht einmal ein Kind, ein einziges Kind hatte sich aus ihrer Leidenschaftslosigkeit zu lösen vermocht . . . nicht einmal das!

Schwer schlug des blonden Mannes Arm auf den hölzernen Zaun; fast gierig reckte sich sein Kopf hinüber in das blühende Land.

Aber *ihre* Söhne! Die Söhne dieses kraftseligen, schwarzhaarigen Weibes, dessen Augen durch das blühende Kirschengeäst herüberloderten wie eine Verheißung — —

Bei Gott im Himmel, er wollte sie nicht ins Unglück stürzen, er wollte sie vor der Schande schützen, er wollte ihre Ehre in die Welt hinausschreien! Das Kind sollte *sein* Kind sein und sein Erbe!! —

Denn er *wollte* einen Sohn, er wollte! Der Schottler, dieser rothaarige Schurke, sollte nicht einst als Herr über den Holzplatz humpeln dürfen, der seit Urgroßvaters Zeiten in *seiner* Familie war. Dieser verdammte Kerl, der jetzt immer schon sich mit hündischer Beflissenheit in die Geschäfte drängte und in widerwärtiger Hilfsbereitschaft die Kunden langsam an sich zu gewöhnen begann — —

Er wollte einen Sohn! Einen großen, herrlichen Sohn, der wie ein junger Gott durch die hohen, weiten Räume des alten Patrizierhauses am Holzplatz schreiten würde — — —

Das schwur er sich hier, so wahr er hier stand an dem hölzernen Zaun und das Weib mit den lodernden Augen und den breiten, vollen Bewegungen sah, mit denen sie im Garten schaffte, und die alle nur immer die Last der eigenen Kraft zu wägen schienen.

Die Kirschen blühten noch, da hatte sie den Kampf mit sich selbst zu Ende gekämpft. Ja! Sie wollte es wagen vor der Welt. Sie wollte es nun selbst! Wollte einen Sohn haben, der nicht in Armut darbte wie sie, der hoch stieg in Glanz und Ehren — einer, vor dem sie alle den Nacken beugen sollten, wie sie den Nacken jetzt beugen mußte vor allen, denen sie Dienst tat. —

Aber das Gerücht sickerte durch, weshalb der junge Handelsherr auf einmal nächtelang dem hohen, weiten Patrizierhause am Holzplatz fernblieb . . . es sickerte

durch . . . langsam und sicher . . . und fiel als ein stumpfes Entsetzen auf die schmale, fahle, dunkelblonde Frau. Als ein stumpfes Entsetzen, das wie ein hohläugiges Ungeheuer ihr wochenlang im Nacken saß — — bis sie sich auf einmal hochriß zu einer kurz aufbrennenden Leidenschaftlichkeit! Zu einem wirren, qualvollen Wollen, ihn zu halten mit Leib und Seele! Ihn zu sich zurückzuzwingen, die sie ihn noch nie wahrhaft besessen . . .

Und der Himmel segnete diese Stunde. . . .

An einem trüben Herbsttag erwartete sie ihn zitternd in der dämmernden Vorhalle, schlang die Arme um ihn in einer dieser plötzlichen Zärtlichkeiten, mit denen sie ihn in letzter Zeit oft überfiel, und die er mit einem scheuen, geheimen Grauen zu ertragen suchte . . . und flüsterte ihm ihre Hoffnung ins Ohr.

Wie ein Geschlagener fiel er vor ihr nieder und barg seine Qual zu ihren Füßen. In furchtbaren, in zermalmenden Auswüchsen stieg seine Schuld neben ihm empor! Wie eine Göttin, wie eine Märtyrerin erschien ihm sein scheues, stilles Weib. Ihm war, als müsse er jetzt büßen — büßen für die zwölf langen — — die zwölf unendlich langen Jahre, die er an ihr vorbeigelebt . . .

Dann riß er sich hoch und stürmte fort, um der Anderen, der schwarzhaarigen Anderen das Unglück zu bringen. Mit heiseren, abgebrochenen Lauten schrie seine Verstörtheit es ihr entgegen — und sie trug es. Hochauf stand sie vor ihm, wirr die Haarsträhnen über der breiten Stirn, und in den lodernden Augen nur Trotz und Haß.

Haß! Ja, das wußte sie, daß sie diese Frau haßte, dieses blutleere, armselige Geschöpf, das es w a g t e, sich ihr in den Weg zu stellen!!

Sie hob den Arm wie eine Richterin über Gut und Böse:

„Geh!" sagte sie. Und er ging.

Dann sah sie ihn nicht wieder. Allein trug sie ihren Trotz und Haß durch Herbst und Winter — — oder vielmehr: ihr Haß und Trotz trugen sie; sie wurden zu den alleinigen Wurzeln ihrer Kraft — denn ihre Kraft mußte sie sich bewahren für das Kind! Das Kind, mit dem sie heimlich Zwiesprach hielt, ob sie es auch noch nicht sah, noch hörte . . .

Sie würde ihre Arme um es breiten, daß keiner es mit Kot bewerfen könne. Sie würde es stark und stolz machen, daß es seine Schande wie eine Krone trüge und über die Flüche hinwegschritte wie Könige über Blumen gehen . . .

Da es noch Winter war, kam ihr Kind zur Welt. Und es w a r ein Sohn! Ein schwarzhaariger, kraftvoller Knabe. Denn das Schicksal ist unerbittlich.

Und da die Osterglocken über das Land klangen, kam auch in dem hohen, weiten Patrizierhause am Holzplatz ein Kind zur Welt.

Und es war auch ein Knabe . . .

Langsam, langsam sickerte ein Gerede durch, den Triumph der Verwandtschaft zu knechten; und es sickerte auch zu dem Hause am Ende der winkligen Gasse hin, vor dem die Kirschbäume sich zum Frühling rüsteten. Ein schwächliches, sieches Kind sei es, das im hohen, grauen Hause am Holzplatz geboren war. Und die Natur hatte

der zarten, schmalen Mutter ein heiliges Recht versagt. Alle sagten das, nur die schmale, zarte Mutter allein glaubte es nicht. Wollte es nicht glauben, wollte nicht! Weil dies Kind, das sie so schwer erkämpft, nur von ihr allein leben sollte! Mit wilden, verzweifelten Augen wachte sie darüber, es mußte ja werden!

Aber es ward nicht . . . Nur eine schwache, kraftlose Nahrung war es, die sie ihrem Körper abrang, und das Kind lag welk und siech und todesmatt in den weißen Kissen.

Ihr Gatte rang auf den Knien vor ihr um ihre Vernunft — —

Da faßte sie endlich einen Entschluß. Heimlich, allein nahm sie das weiße Bündel in den Arm und ging zu ein, zwei, drei Ärzten. Sie schüttelten alle den Kopf. „Eine Amme!" sagten sie alle. Nein, nein, nein, das nicht! Das nicht! Alles sollte er haben, alles wollte sie ihm geben, alles! Aber keinen fremden Menschen, nein! Nur das nicht!!!

Wie gehetzt lief sie durch die Gassen in der Todesangst ihres krankhaften Eigensinns, ziellos, wahllos . . . und stand auf einmal vor einem hölzernen Zaun, vor einer Gruppe blühender Kirschenbäume. —

Mit einem Aufschrei sank sie in sich zusammen.

Auf einer der breiten Steinstufen, die zu der wenig erhöhten Haustür führten, saß die schwarzhaarige Frau mit einem harten, trotzigen, weltabgewandten Gesicht und schob einen hölzernen Karren vor sich auf und ab. In den rotgewürfelten Kissen lag ihr Kind in strotzender, strahlender Gesundheit. Immer noch hatten ihre Augen das finstere Lodern, als ob alle ihre Gedanken nur noch einem großen Haß gehörten; aber in der Bewegung, mit der sie den Karren auf- und niederschob, lag eine weiche, verhaltene Zärtlichkeit.

Langsam stand sie auf, als der Aufschrei erklang, und ging mit schweren, ruhigen Schritten nach der Gartentür.

Mit einem Blick erfaßte sie die beiden, die vor ihr lagen.

Ja, das war das Weib; und das also war das Kind, das sie haßte! Haßte mit ihrer ganzen Kraft, haßte nur seines Daseins wegen. Das es wagte, sich ihrem herrlichen Sohn in den Weg zu stellen, das nur durch sein Dasein ihres Kindes ganzes Leben vernichtete — —

Ein wildes Zucken lief über ihr braunes Gesicht . . .

Dachte sie das? Dachte sie das? Daß dies Kind siech war, daß es sterben könnte, heute noch . . . sterben, verhungern am Eigensinn seiner eigenen Mutter . . .

Dachte sie das??

Und daß dann ihr Sohn — ihr Sohn — —

Dachte sie das?!?

Ein wildes Leuchten verzerrte ihr Gesicht. — — — —

— — Mit einer welken Bewegung hoben sich die abgezehrten Ärmchen des Kindes in den weißen Kissen. Schwer lagen die Lider auf den Augen, so schwer, daß sie verlernt hatten, sich zu heben. Die Lippen spitzten sich und bewegten sich leise, sehn-

süchtig, als träume es einen seligen, letzten Traum von einem weichen Geborgensein und einem warmen, wohligen Sattwerden.

Was zerrte sie so nieder . . . was zwang ihre breiten, stolzen Schultern auf einmal herab? Herab zu diesem unglücklichen Geschöpfchen? War das jenes Wesen, das nur gekommen, ihr und ihres Sohnes Leben zu vergiften, jenes Wesen, dem sie Feindschaft geschworen bis zu dem Tage, da der Tod ihr den letzten Fluch von den Lippen küssen würde . . .

War es das noch?

Oder war es nur ein Kind . . . Irgendein Kind, ein hungerndes Kind, das nach dem lechzte, was sie überreichlich hatte?

Sie nahm es hoch, setzte sich auf die Steinstufen, öffnete ihre lose Jacke und legte es an ihre Brust.

Und das Kind schmiegte sich in die warme, weiche Fülle und trank . . . und trank . . . und empfand zum ersten Male des Kindes erstes, großes, seliges Recht, warm und wohlig und satt zu werden. Satt . . . satt von einer Fülle, die ihm in göttlicher Selbstverständlichkeit geboten wird.

Und es trank . . . es trank . . . immer langsamer, wohliger, schwelgender . . . bis es endlich mit einem leis gluckfenden, seligen Laut auf der Frau breiten, warmen Schoß zurücksank. Etwas, wie der Schein eines behaglichen Lächelns hob sich aus den welken Zügen und huschte um die leis nachkostenden Lippen. Zögernd klemmten sich die Fäustchen zusammen und schmiegten sich zag an die blauumschatteten, eingesunkenen Schläfen. Langsam und tief atmete es sich in einen festen, befriedigten Schlummer hinüber.

Da erhob sich die Frau und trug es zurück an den Gartenzaun. Und das bleiche Weib, das in hilflosem, lähmendem Entsetzen da noch lag und zu ihr aufschaute, sah nur die wirren, schwarzen Haarsträhnen und das düstere Brüten in dem harten Gesicht.

Und mit diesem düsteren Blicke ging sie ins Haus, ohne sich noch einmal umzusehen, raffte ihr Kind auf mit der hastigen, entsetzten Bewegung, mit der Bäuerinnen ihre Kleinen ins Haus reißen, wenn die Zigeuner kommen — — und schloß sich in ein Zimmer ein, das nicht nach der Straße ging. Da saß sie und brütete Stunden, Stunden . . . und wurde sich nicht klar über das, was sie getan. . . .

Zur Vorgeschichte des Krieges von 1870

Nach neuen Quellen

Von

Eduard von Wertheimer

II

Beust, der österreichisch-ungarische Minister des Äußern, hatte sich auf ein gefährliches Gebiet begeben, als er ohne Wissen des österreichischen als auch des

ungarischen Ministerpräsidenten mit Frankreich Unterhandlungen anknüpfte, die leicht zu einem Konflikt mit Preußen führen konnten, wenn sie zu dessen Kenntnis gelangten. Bewußt setzte sich Beust über die Schwierigkeiten hinweg, die ihm wohl nicht von seiten des österreichischen Premiers, aber um so mehr von Graf Andrássy, dem ungarischen Ministerpräsidenten, drohten. „Gewiß," — äußerte er zu Fürst Metternich — „ein Minister des Äußern kann in seiner Aktion gegenüber einem andern Minister nicht mehr beschränkt sein, als ich es gegenüber dem Grafen Andrássy bin. Nichtsdestoweniger nehme ich für mich allein das Recht und die Befugnis in Anspruch, über einen Vertrag zu unterhandeln und ihn zu unterzeichnen, nachdem ich mich der Möglichkeit versichert habe, die Verpflichtungen, die er mir auferlegt, zu erfüllen, ohne davon irgend jemand, wer immer es auch sei, Kenntnis zu geben" [1]). Das waren großherrliche Worte, die ihren Eindruck auf den Mann verfehlt hätten, auf den sie gemünzt waren. Als leitender Minister Ungarns bestand Andrássy darauf, Einblick in die Führung der äußern Politik Österreich-Ungarns zu erhalten. Ohne Ahnung der mit Paris geführten geheimen Besprechungen, aber unterrichtet über die zwischen Wien und Berlin bestehende Spannung, forderte Andrássy, daß es nicht Beusts freiem Ermessen überlassen bleiben dürfe, eine Politik zu betreiben, die die Monarchie leicht verhängnisvollen Abenteuern aussetzen konnte. Schon erhob Bismarck Ende des Jahres 1868 beim damaligen englischen Minister des Äußern, Lord Clarendon, einen „wahrhaften Akt der Anklage" gegen Beust, der sich von Rachsucht und Haß gegen Preußen bestimmen lasse, diesem überall Feinde zu schaffen, und ganz Europa in Brand stecken wolle, um den preußischen Staat bekämpfen zu können [2]). Äußerlich offenbarte sich Bismarcks Gereiztheit gegen den Reichskanzler in heftigen Angriffen seiner offiziösen Presse. Graf Benedetti, der französische Botschafter am Berliner Hofe, sagte in beruhigendem Tone zum österreichisch-ungarischen Gesandten, Grafen Wimpffen: „Auf Sie zielt man, aber auf uns ist es abgesehen" [3]). Bismarck wehrte sich gegen die Zumutung kriegerischer Absichten gegen Frankreich. Er sprach auch von seiner „unglücklichen Liebe" zu Österreich-Ungarn, mit dem er gerne auf bestem Fuße stehen möchte, daß er aber dort, mit einem Seitenhieb auf Beust, seine Wünsche nicht ohne Gefahr zur Geltung bringen könnte [4]). Obgleich ohne Kenntnis des eigentlichen Inhalts der Verhandlungen zwischen den Höfen von Wien und Paris, hatte Bismarck doch durch unbedachtsame Äußerungen von italienischer Seite von der Existenz derartiger Besprechungen Kunde erlangt. Zum Oberst Stoffel, dem französischen Militärattaché, der von Mitgliedern der fremden Vertretungen ausnahmsweise zum engsten Kreise Bismarcks zugelassen war, bemerkte dieser über umlaufende Kriegsgerüchte und der

[1]) Beust an Metternich, 9. Juni 1869. W. St. A.

[2]) Beust an Graf Apponyi, Botschafter in London, 5. Januar 1869, lettre particulière (ich setze dafür von nun an die Buchstaben l. p.). W. St. A. Lord Clarendon hatte über diesen Schritt des norddeutschen Gesandten Graf Bernstorff bei ihm in einem Privatschreiben an den Wiener englischen Botschafter Lord Bloomfield geschrieben, der den betreffenden Brief Beust mitteilte.

[3]) Graf Wimpffen an Beust, Berlin, 10. Januar 1869. Vertraulich. W. St. A.

[4]) Idem ad eundem, Berlin, 15. Mai 1869. Ibidem.

Möglichkeit einer Allianz zwischen Frankreich, Österreich-Ungarn und Italien: „Diese Gerüchte beunruhigen mich nicht im geringsten. Italien wird keinen Krieg führen, weder für Frankreich, noch für Preußen. Sollte sich aber Österreich mit Frankreich gegen uns verbünden, so wird Rußland, das ihm, militärisch gesprochen, weit überlegen ist, sofort gegen Wien marschieren, und in allen Fällen würde es Österreich sein, das die zerschlagenen Töpfe bezahlen müßte. Wenn Sie aber Sieger sind," setzte er seine Ausführungen fort, „so wird daraus eine große Macht erstehen, und Sie würden sich mit Österreich in einer zu schwierigen und mißlichen Lage befinden, als daß Europa sich nicht einmengen sollte. Wenn dagegen wir siegen," schloß der Kanzler, „werden wir Ihnen kein einziges Dorf wegnehmen, mit dem wir nichts anzufangen wüßten, aber Österreich würde verschwinden" [5]). In England wurde das gespannte Verhältnis der Wiener zur Berliner Regierung sehr ungern gesehen. Der englische Botschafter Lord Augustus Loftus bemühte sich im Auftrage Lord Clarendons, des englischen Ministers des Äußern, die heftige Preßfehde Bismarcks zum Stillstand zu bringen [6]), der gegenüber Beust eine „verächtliche Ruhe" zur Schau zu tragen suchte [7]). Dem Grafen Wimpffen empfahl er, um nicht stets mit „steifer Amtsmiene" auf dem Berliner Ministerium des Äußern empfangen zu werden, dieses zu meiden oder nur in den dringendsten Fällen aufzusuchen [8]). All diese Umstände und die Warnungen Andrássys, mit dem es zu einer heftigen Auseinandersetzung gekommen war [9]), hinderten Beust nicht an der Verfolgung seiner antipreußischen Pläne. Vor allem nicht an der geheimen Absicht, mit Frankreich und eventuell auch mit Italien einen festen Bund zu schließen, der jede über den Main hinausgreifende Aktion des Norddeutschen Kanzlers lahm legen sollte.

Die Grundlage für die Fortsetzung des Gedankenaustausches mit Kaiser Napoleon auch im neuen Jahre 1869 bildete des Staatsministers Rouher Memoire vom 30. Dezember 1868. Beust fand es ausgezeichnet und in demselben die Gleichheit der Interessen beider Kaiserreiche sonnenklar dargelegt. Doch bereits bei Erörterung der Frage, ob es auch opportun wäre, schon jetzt formelle Verabredungen für gewisse Möglichkeiten der Zukunft zu treffen, gingen die Ansichten der beiden Staatsmänner auseinander. Der Reichskanzler meinte, mit dieser Methode würde eine Entwicklung gewaltsam zur Austragung gebracht werden, die gerade von beiden Seiten verhindert werden möchte. Er wollte nicht aus der klug abwartenden Stellung heraustreten. Sollte irgendein unvorhergesehener Handstreich alle Dämme einreißen, die durch die Verträge aufgerichtet worden sind, wird da, fragte er, nicht

[5]) Graf Wimpffen an Beust, 8. Mai 1869. I. p. Das Gespräch, das Oberst Stoffel dem Grafen Wimpffen, wie dieser sagt, im „strengsten Vertrauen" mitteilte, hatte im März stattgefunden. Randbemerkung mit Bleistift: „Besser kann man wohl Frankreich nicht zum Krieg verleiten."

[6]) Idem ad eundem, 14. und 16. Januar 1869. W. St. A.

[7]) Beust an alle diplomatischen Vertreter Österreich-Ungarns, 4. Januar 1869. W. St. A.

[8]) Beust an Graf Wimpffen, 29. Dezember 1868. W. St. A.

[9]) Siehe Näheres: Wertheimer „Graf Julius Andrássy", 1. Band 13. Kapitel.

ein Schlag am Telegraphen hinreichen, um aus der Entente eine richtige Allianz hervorgehen zu lassen [10])?

Am 3. Februar sandte Beust seine Antwort in Form einer Note an Fürst Metternich. In Übereinstimmung mit der französischen vom 30. Dezember 1868 faßte er seine Ansicht in folgende Sätze zusammen: Gemeinsame diplomatische Aktion der beiden Mächte im Orient; friedlicher Charakter dieser zu gleicher Zeit von der einen und anderen Macht geführten Aktion; keine Herausforderung zum Kriege, doch Annahme des bewaffneten Kampfes, wenn dies in der Absicht unserer Gegner liegt; in diesem Falle einfaches bewaffnetes Zuwarten von seiten Frankreichs so lange, als die Feindseligkeiten auf Österreich und die Türkei einerseits und Rußland andererseits beschränkt bleiben; dagegen aktives Einschreiten Frankreichs in dem Augenblick, in dem Preußen auf dem Schauplatz erscheint, wo dann die Ufer des Rheins naturgemäß das Kriegstheater zwischen diesen beiden letzteren Staaten bilden werden. „Das sind" — sagte Beust — „die Punkte, die man von jetzt an als grundlegend für die Entente Frankreich und Österreich annehmen kann."

Nach Aufstellung dieser Grundzüge fühlte sich Beust verpflichtet, jener Anschauung der französischen Note entgegenzutreten, als könnte die Harmonie zwischen Österreich-Ungarn und Frankreich dadurch gestört werden, daß sich die Entente — von einer solchen und noch nicht von einer Allianz ist bisher die Rede — nur auf den Orient und nicht auch auf die deutschen Angelegenheiten bezöge. Österreich-Ungarn — versicherte der Reichskanzler — sei keineswegs abgeneigt, Frankreich auch auf diesem Gebiete zu folgen. Der klaren, ungetrübten Beziehungen halber aber müßte man vor allem wissen, ob Frankreich die Absicht hege, einen Krieg mit Preußen zu beschleunigen oder ihn zu verschieben. Wenn Frankreich treu zu bleiben wünscht den friedlichen Absichten, die Beust als eine der angenommenen Grundlagen „unserer Entente" betrachtet, so glaubt er, daß es sich ebensogut wie Österreich hüten muß, durch eine unvorzeitige diplomatische Aktion die preußischen Empfindlichkeiten zu wecken und das deutsche Nationalgefühl zu reizen. Beust ist der festen Überzeugung, gestärkt durch die Geschichte der letzten Jahre, daß bei einer vorsichtigen Haltung, wie sie bisher gegenüber den deutschen Angelegenheiten beobachtet wurde, die Interessen der beiden Kaiserreiche besser gewahrt seien, als durch irgendeine Demonstration. Mit dem größten Nachdruck wies Beust in seiner Note nochmals darauf hin, daß ein unüberlegtes, unzeitiges diplomatisches Eingreifen nur schädlich wirken könnte [11]).

Wollte man aus dem Memoire Rouhers und der Note Beusts folgern, daß zwischen Wien und Paris der innigste Einklang bestand, würde man sich gewiß einer argen Täuschung überlassen. Allen Versicherungen der Freundschaft zum Trotz herrschte in Paris das größte Mißtrauen gegenüber Wien, die ewige Angst, man wolle sich dort die Möglichkeit einer Entente mit Preußen offen halten, um in einem

[10]) Beust an Metternich, 5. und 13. Januar 1869. Konzept von der Hand Vitzthums. W. St. A.

[11]) Note Beusts. Undatiert. In seinem, nicht eigenhändigen Privatschreiben (Konzept) an Metternich vom 3. Februar 1869 sagt Beust, daß er ihm die Note übermittle. W. St. A.

gegebenen kritischen Momente gegen Frankreich Stellung zu nehmen. Nicht mit Unrecht besorgte Beust, daß seine Note, die speziell Deutschland gegenüber Passivität predigte, den nie ganz im Herzen Napoleons erloschenen Argwohn gegen Österreich-Ungarn wieder aufleben lassen könnte. Nahrung erhielt dieser Verdacht ja auch noch dadurch, daß die Note Beusts die bewaffnete Hilfe der Monarchie in einem Konflikte Frankreichs mit Preußen nur für den Fall der Einmischung Rußlands zugunsten Preußens in Aussicht stellte. Begründet war die Sorge des Reichskanzlers, daß die einer französisch-österreichisch-ungarischen Allianz nicht wohlwollenden Franzosen, deren es eine genügende Anzahl gab, Österreich-Ungarns Haltung in der Deutschen Frage in einem Frankreich keineswegs freundlichen Sinne auslegen würden. Viel zu lebendig war noch in manchem französischen Zeitgenossen die Erinnerung an das Jahr 1813, in dem der alte Staatskanzler Metternich, ehe er offen die Schwenkung zu den Feinden Napoleons I. vornahm, diesem gegenüber aus Politik eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte. Beust konnte den Gedanken nicht los werden, dieser Vorgang werde als Basis für Einflüsterungen bei Napoleon III. dienen, daß Österreich-Ungarn nur den geeigneten Zeitpunkt abwarte, um seine Politik von 1813 zu erneuern. Der Reichskanzler legte es dem Botschafter in Paris dringend ans Herz, bei Übergabe der Note jeden derartigen Verdacht, wo immer er sich auch rege, sofort aufs entschiedenste zu entkräften. „Nichts" — schreibt er an Metternich — „ist in der Tat meinem Denken ferner, als solch doppeltes Spiel. Wir haben kein Einverständnis und ebenso auch keine Abmachung mit Preußen. Es besteht durchaus nicht die Absicht, diese Zurückhaltung in den deutschen Angelegenheiten zu beobachten, um sich eine Tür in der angegebenen Richtung offen zu lassen." Fürst Metternich sollte geltend machen, daß sein Chef sich strikte an den Grundsatz der Gegenseitigkeit halte, es daher ablehne, sich an einem Kriege zu beteiligen, der allein zwischen Preußen und Frankreich ausbrechen würde. Indem Beust sich in diesem Sinne äußerte, schien es ihm geboten, immer von neuem seine Aufrichtigkeit und Friedensliebe zu betonen. Doch auch diese haben eine sehr sichtbare Grenze. Er bat daher, ihn durch kriegerische Entschlüsse nicht zu zwingen, sie zu überschreiten, damit er in der Sammlung aller Kräfte der Monarchie nicht gestört werde. „Das ist" — seiner Auffassung nach — „der Schlüssel zur Erklärung unserer Haltung und unserer gegenwärtigen Politik." Mit diesen Erklärungen hoffte er, in Paris eine günstige Beurteilung seiner Note zu erfahren und einen Schritt näher zu kommen jener Entente, „die ich" — wie er sagt — „mit allen meinen Wünschen herbeisehne, und die ich ohne jeden Hintergedanken betreibe" [12]).

Bei dem Bestreben, seine Politik vor den Augen der ganzen Welt als eine wahrhaft friedliche erscheinen zu lassen, konnte Beust nichts unangenehmer berühren, als daß man sich in den Kreisen Rouhers und La Valettes geheimnisvoll zuraune, er schüre unter der Hand zum Kriege. Ebenso verdroß es ihn, daß man sich daselbst erzählte, Metternich verberge gar nicht seine kriegerische Gesinnung, für die er auch Propaganda mache, und daß er in Paris geäußert habe, es sei eitel Wahn, zu glauben,

[12]) Beust an Metternich, ganz eigenhändiges Konzept, 3. Februar 1869. W. St. A.

Österreich könnte sich nur im Frieden gründlich und dauernd organisieren. Dazu bedürfe es eines glücklichen Krieges; denn erst wenn Österreichs Waffen ihren alten Glanz erlangt hätten und Preußen gedemütigt sei, könne die Monarchie wieder als Großmacht aufleben und ihre ehemalige weltgeschichtliche Stellung einnehmen. Es wurde auch behauptet, Kaiser Franz Josef stimme aus ganzem Herzen solchen Ansichten bei, und um so mehr, als er zu dem „politischen Verstande" der Ungarn kein allzu großes Vertrauen hege [13]). Beust, der in die Quelle dieser Nachrichten keinen Zweifel setzte, benützte sie als neues Argument zur Begründung seiner reservierten Haltung. „Es ist" — teilt er dem Botschafter mit — „in unserem gegenseitigen Interesse, daß man dem österreichischen Einfluß keine aufreizende Aktion zuschreibe, denn wenn sich diese Überzeugung der öffentlichen Meinung bemächtigen sollte, so würde sie wesentlich den Ergebnissen schaden, die die zwischen den beiden Kabinetten bestehende Entente in Aussicht stellt" [14]).

Die Antwort Metternichs auf diese Weisung seines Chefs fehlt allerdings. Doch darf angenommen werden, daß dessen Darlegungen keine ungünstige Aufnahme fanden. Noch ehe es zu förmlichen Verhandlungen über den zu schließenden Vertrag selbst kam, hatte Metternich geheime Vorbesprechungen mit Napoleon und dessen eingeweihten Ministern. Nicht in der amtlichen Eigenschaft eines Botschafters, sondern als Fürst Metternich. Die Unterredungen ergaben das Resultat, daß ihm Vorschläge gemacht wurden, die er ad referendum nahm. Die erste Formulierung derselben erschien Metternich und dem mittlerweile wieder in Paris eingetroffenen Grafen Ditzthum so wirr und unklar, daß ihnen für den 17. Februar eine genauere Fassung zugesagt wurde. Doch konnte bereits als feststehend gelten, daß die künftige Allianz durch den Wunsch nach Erhaltung des Weltfriedens und der Vorbeugung jeder Störung desselben, wenigstens für den Verlauf des Jahres 1869, motiviert werden solle [15]). Ebenso war man zu einer Verständigung über die vornehmsten Grundsätze gelangt, die für die Textierung des wirklichen Allianzvertrages maßgebend zu sein hätten. Überdies, worauf ja Beust schon 1868 hingewiesen, sollte nun auch Italien in den Kreis der Beratungen einbezogen werden, die bisher ausschließlich zwischen Frankreich und Österreich-Ungarn geführt worden waren.

Napoleon III., der Viktor Emanuel II. in seinem Eroberungskampf gegen Österreich unterstützt hatte, erkannte nunmehr als ein Gebot seiner gegen Preußen gerichteten Politik die Versöhnung der sich feindlich gegenüberstehenden Häuser Habsburg und Savoyen. Auch ohne die Anregung Napoleons scheint der in verwandtschaftlichen Beziehungen zum Wiener Hofe stehende König Viktor Emanuel II. das Bedürfnis empfunden zu haben, ein friedliches Verhältnis zwischen Österreich und seinem Lande anzubahnen. Wiederholt hatte er Kaiser Franz Josef I. sagen lassen, wie lebhaft er wünsche, jede Spur der ehemaligen Differenzen verschwinden zu

[13]) Bericht aus Paris, 12. Februar 1869, beiliegend der Weisung Beusts an Metternich vom 16. Februar 1869. W. St. A.

[14]) Beust an Metternich, l. p., 16. Februar 1869. W. St. A.

[15]) Eigenhändiger geheimer, in deutscher Sprache abgefaßter Bericht Ditzthums, Paris, 19. Februar 1869. W. St. A.

sehen[16]). Die Heirat des italienischen Kronprinzen Humbert, die im April 1868 stattfand, hatte Franz Josef Gelegenheit geboten, seinerseits dem Verlangen Ausdruck zu geben, die intimen Beziehungen von ehedem wieder so hergestellt zu sehen, „als wenn uns nichts getrennt hätte“[17]). Gerne würde der Kaiser einen der Erzherzoge als seinen Vertreter zu den Hochzeitsfeierlichkeiten gesandt haben. Wegen des Streites über die Aufhebung des Konkordates in Österreich und der dadurch bewirkten Spannung zwischen Wien und Rom mußte diese Absicht aufgegeben werden, um den schon bestehenden Zwist nicht noch mehr zu verschärfen[18]). König Viktor Emanuel, der sich bereitwilligst vor der Triftigkeit dieses Grundes beugte[19]), unterließ nicht, den Kaiser seiner innigsten Teilnahme an dem Wohl der Monarchie zu versichern[20]). Trotz dieser Annäherung waren die Gegensätze zwischen den beiden Staaten noch nicht ausgeglichen, und man war noch weit davon, mit Italien in direkte Allianzverhandlungen zu treten.

Metternich wollte auch nur, daß ein Vertrag zu Zweien, zwischen Österreich-Ungarn und Frankreich, geschlossen werde[21]). Die französische Regierung sollte dann den Beitritt Italiens zu dem bereits faktisch unterzeichneten Vertrag vermitteln[22]). Diese Form schien Metternich die Unterhandlungen nicht nur besser gegen vorzeitige Verlautbarung zu schützen, sondern auch Verzögerungen hintanzuhalten. Sie sollte Italien vor eine vollendete Tatsache stellen, und es dadurch hindern, seine Zustimmung zum Gegenstande des Feilschens zu machen. Davon wollte La Valette, der französische Minister des Äußeren, nichts wissen. Es sei nicht richtig, entgegnete er, daß Italien Derartiges im Schilde führe, wie es ihm Metternich unterlege. Vielmehr seien die Unterhandlungen mit diesem Staate dem Abschlusse nahe, und sowohl Viktor Emanuel als auch die von ihm eingeweihten Mitglieder seines Kabinettes wären bereit, alles zu unterschreiben. Beeilte man sich, den Vertrag zu Zweien abzuschließen, um erst nachher Italien den Beitritt zu demselben zu bewilligen, so sei es sicher, daß es sich als Staat zweiten Ranges behandelt und in seiner Ehre verletzt fühlen würde. Gerade das Hauptmotiv der Zustimmung Italiens zum Vertrage, sagte La Valette weiter, sei ja in dem Ehrgeiz zu suchen, sich mit Österreich-Ungarn und Frankreich „auf den Fuß der Gleichheit“ gesetzt zu sehen. Ohne Zweifel haben die langen Kämpfe zwischen der Monarchie und Italien eine gewisse Entfremdung

[16]) Konzept des Briefes Franz Josef I. an König Viktor Emmanuel II. Ofen, 20. April 1868. W. St. A. Italia. Varia.

[17]) Ibidem.

[18]) Beust an den Gesandten Freiherrn von Kübeck in Florenz, 12. April 1869. W. St. A.

[19]) Viktor Emanuel an Franz Josef. Florenz, 27. April 1868. Nur die Unterschrift vom König. W. St. A.

[20]) Freiherr von Kübeck an Beust, Florenz, 31. Dezember 1868. Ibidem.

[21]) Projet amendé par le prince de Metternich zum Projekt vom 1. März 1869. Französische Note vom 1. März. W. St. A. Prinz Jérôme Napoleon erweist sich als nicht gut unterrichtet, wenn er das Gegenteil behauptet und sagt, daß Österreich-Ungarn nur einen Vertrag zu Dreien schließen wollte mit Inbegriff Italiens. Siehe den Artikel des Prinzen Napoleon: „Les alliances de l'empire“ in: „Revue des deux Mondes“ Band 26 (1878) S. 494.

[22]) Im Artikel VIII des Projektes vom 1. März, W. St. A., heißt es: „Le roi d'Italie sera invité à acceder au présent traité d'alliance. La France se charge de cette négociation en s'engageant à rien ne conclure sans le consentiment de l'Autriche.“

erzeugt. Aber neue Interessen fordern auch neue Verbindungen. All dies, meinte La Valette, rechtfertige seine Idee einer „convention tripartite", die von den drei Souveränen Frankreichs, Österreich-Ungarns und Italiens gleichzeitig unterzeichnet werden solle [23]).

In den mit den beiden Ministern und mit Napoleon gepflogenen Unterredungen war Metternich zu einer Gemeinschaft der Anschauungen über folgende Möglichkeiten gelangt: Sollte Preußen Österreich-Ungarn unvermuteterweise anfallen und den Krieg auf dessen Gebiet übertragen, so müßte der Kaiser der Franzosen unmittelbar hierauf seine gesamte militärische Kraft aufbieten, um den ebenso ungerechten wie gewalttätigen Angriff zurückschlagen zu helfen. Wird dagegen Österreich in einen Krieg mit Rußland verwickelt, so braucht Frankreich, wie dies schon früher von Beust anerkannt worden war, kein Armeekorps in entfernte Gegenden zu senden. Dieser Bestimmung war als Marginalbemerkung zum Protokoll des Vertragsprojektes vom 1. März 1869 hinzugefügt, daß Frankreich nur ein Observationskorps an der rheinischen Grenze aufzustellen habe, doch in den Kampf eintreten müsse, wofern Preußen zugunsten Rußlands eingreife. Als dritte Eventualität wurde ein Krieg zwischen Preußen und Frankreich ins Auge gefaßt, wobei Österreich-Ungarn auch nur zur Sammlung eines Beobachtungskorps an seiner Grenze (Böhmen) verpflichtet ist, jedoch zur Eröffnung von Feindseligkeiten übergehen müsse, sobald Rußland Preußen zu Hilfe eile. Dieser ganzen Fassung, deren Urheberschaft Metternich gebührt, lag der Gedanke gegenseitiger Verteidigung im Falle eines feindlichen Einbruches zugrunde. Und es war ja auch ganz richtig, daß Österreich-Ungarn kaum einer Niederlage durch Rußland entgehen könnte, wenn Frankreich im Kampf gegen Preußen unterläge. Nicht minder sicher war es auch, daß im Falle einer früheren Besiegung Österreich-Ungarns durch die Heere Rußlands die beiden Nordmächte nicht säumen würden, Frankreich und Italien zu bedrohen. Es war somit klar, daß alle drei Mächte das größte Interesse daran hatten, sich gegenseitig den Besitz ihrer Gebiete und die denkbar wirksamste militärische Hilfe zuzusichern. Eben deshalb sollte der Vertrag, wie die ihm angeschlossenen Konventionen (conventions spéciales) durch alle drei Souveräne unterzeichnet werden. Im französischen Projekt hieß es weiter, Frankreich und Österreich-Ungarn übernehmen die Verpflichtung, zwischen dem römischen Hofe und Italien einen modus vivendi herbeizuführen, dessen Grundlage die italienische Regierung dem französischen Kabinett mitteilen würde. Alle drei Mächte sollten sich untereinander wegen ihrer Haltung gegenüber dem demnächst in Rom zusammentretenden ökumenischen Konzil verständigen, sowie über die Wahl des Nachfolgers Pius IX. Ferner hätte Österreich-Ungarn im Falle des Sieges an Italien Trient und Roveredo abzutreten, wofür die Monarchie außerhalb Italiens entschädigt werden sollte [24]). Auch damit waren Österreich-Ungarn

[23]) So wird der Sachverhalt in der französischen Note vom 1. März 1869 dargestellt. W. St. A. In dem französischen Projekt Nummer 1 vom März 1869 heißt es: „Pour garantir cette politique contre l'ambition de toute autre puissance une alliance défensive et offensive est conclue entre l'Autriche, la France et l'Italie."

[24]) So heißt es im Protokoll des Projektes vom 1. März 1869. W. St. A.

und Frankreich einverstanden, daß Italien sich in Tunis einen Handelsplatz schaffe [25]). Für alle diese Vorteile versprach Italien, seinen Verbündeten, wenn sie sich mit einem anderen Staate im Kriege befänden, je eine Armee von 200 000 Mann beizustellen. Als Zweck des Defensiv- und Offensivvertrages wurde die Erhaltung des Friedens im Osten und Westen bezeichnet. Kommt es aber zu Feindseligkeiten mit dritten Mächten, und sie endigen siegreich, so erhält Frankreich das Recht, im Verhältnis zu den von ihm gebrachten Opfern seine Grenzen zu regulieren. In Deutschland sollte als Frucht des Sieges das föderative System in vollem Umfange zur Geltung gelangen, „um" — wie es in einem Artikel heißt — „die ehrgeizigen Absichten Preußens zu unterdrücken und die Integrität Österreichs zu sichern" [26]).

Metternich hatte nach seinen eigenen Worten einen harten Strauß zu bestehen, ehe es ihm gelang, von Napoleon das feierliche Versprechen zu erhalten, daß er der Monarchie im Falle eines Angriffes gegen diese mit seiner ganzen Kraft beistehen werde. Der Botschafter bezeichnete daher die jetzige Bereitwilligkeit zum Abschlusse eines Vertrages als eine „Gelegenheit", die sich nicht leicht wieder so günstig bieten werde. „Soll man sie ergreifen oder fahren lassen? Das ist die Frage", schrieb er an Beust. Metternich beantwortete sie dahin, daß man sie im Interesse des Vaterlandes ausbeuten müsse, denn nur dieses darf als Leitstern dienen. „Das ist" — äußerte er — „der erste Akt des neuen sich vorbereitenden Dramas, und nach der Tragödie von Sadowa ist unsere natürliche Rolle, zu paktieren mit jenen, die sich sowohl in unserem wie in ihrem eigenen Interesse verbinden. Außerhalb des Vertrages bleiben, heißt ihnen den Profit des zweiten Aktes lassen und die Rolle von Verrätern im dritten zu erleichtern" [27]). Diese dunkeln Anspielungen werden erst klar, wenn man erfährt, daß Metternich seine ganze Geschicklichkeit und den Einfluß seiner exzeptionellen Stellung am Hofe aufbieten mußte, um nicht die Monarchie, wie es geplant war, ganz von den Verhandlungen mit Italien auszuschließen zu lassen [28]). Wenn der Botschafter auch im Sinne des bereits angeführten

[25]) Französisches und österreichisch-ungarisches Projekt. Ibidem. Es wurde auch verabredet, die Neutralität der Schweiz zu respektieren. Sollte sie selbst aber diese verletzen, so falle der Kanton Tessin an Italien, wofür Österreich-Ungarn eine anderweitige Entschädigung erhält. Prinz Napoleon irrt daher, wenn er a. a. O. S. 494 sagt, daß ein derartiger Artikel „absolument faux et inventé" sei.

[26]) Projekt vom 1. März 1869. W. St. A. Ich unterlasse es, auf eine eingehende, minutiöse Darlegung aller Details und Phasen der Verhandlungen hier einzugehen, wofür allein schon eine besondere Abhandlung erforderlich wäre. Ich werde mich daher im Laufe der Darstellung auf die Hauptmomente beschränken, wie sie sich aus dem Zusammenhalten und Vergleichen der einzelnen, teils französischen, teils österreichisch-ungarischen Projekte des Vertrages mit seinen geheimen Konventionen ergeben. Emile Ollivier, „L'empire liberal" 11. Bd. S. 560, irrt, wenn er sagt, daß im Texte des Vertrages nicht angegeben war, von welcher Seite man einen Angriff erwartete. Das Gegenteil ist richtig. Im Projekt des Vertrages ist ganz genau die Richtung gegen Preußen und Rußland angegeben. Ebensowenig stichhaltig ist, was Ollivier ibid. S. 564, Anmerkung, wie wir noch sehen werden, über die „Kaiserbriefe" behauptet. Er scheint den Vertrag und die „Kaiserbriefe" nur vom Hörensagen zu kennen. Beust sagt ausdrücklich in einem Privatbrief an Metternich, 24. Mai 1870, W. St. A.: Il était naturel que Mr. Ollivier ne tenant le portefeuille (des Ministeriums des Äußern im Jahre 1870) que provisoirement ne fût pas initié (in das Geheimnis der Verhandlungen).

[27]) Metternich an Beust, l. p. eigenhändig, Paris, 1. März 1869. W. St. A.

[28]) Idem ad eundem, Paris, 19. Februar 1869. Ibidem. J'ai tenu ce qu'on ne nous laisse pas en dehors des négociations que l'on était décidé et en train de faire avec Florence."

Artikels VIII vom 1. März für eine getrennte Unterhandlung Frankreichs mit Italien für Österreich-Ungarn plädiert hatte, so sollte doch nach der getroffenen Vereinbarung nichts ohne Zustimmung des Wiener Hofes festgesetzt werden oder gar irgendeine geheime Abmachung gegen dessen Interessen in den Vertrag gelangen. An diese wichtige Bedingung scheint sich aber die französische Regierung nicht haben halten wollen. Offenbar hatte hier jene französische Partei ihre Hand im Spiele, die Österreich-Ungarn stets eines Verrates, wie im Jahre 1813, für fähig hielt. Sie scheint alles getan zu haben, um überhaupt jede Verständigung mit der Monarchie zu vereiteln. Daher auch die dringende Mahnung Metternichs und Vitzthums, sich die jetzige günstige „Gelegenheit" nicht entwischen zu lassen, Kaiser Napoleon sollte nicht die Freiheit gelassen werden, sich im Falle eines siegreichen Krieges der Rheingrenze zu bemächtigen, ohne Österreich-Ungarn irgend Hoffnung auf Entschädigung zu gewähren. „Sie (die Franzosen)" — schrieb Vitzthum an Beust — „brauchen uns, aber leider brauchen wir sie noch mehr als sie uns. Kommt es zum zum Krieg ohne feste Vereinbarung, so ist leicht vorauszusehen, qui payera les pôt scassés [29])." Metternich war vom Erfolg, den er erzielt glaubte, äußerst befriedigt und fest überzeugt davon, große Vorteile errungen zu haben. Wenn er alle Chancen der Zukunft erwägte, sagte er sich, so habe Österreich-Ungarn bei dieser Allianz nicht viel zu verlieren. Dagegen werde im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Preußen, wie immer der Ausgang desselben auch sein möge, ohne daß sich Österreich-Ungarn an demselben beteilige, der Friede auf dessen Rücken gemacht werden.

Deswegen muß, nach ihm, Frankreich um jeden Preis durch einen Vertrag abgehalten werden, den Frieden ohne Österreich-Ungarn zu schließen. Dieses Motiv war es hauptsächlich, das ihn eine intimere Union mit Frankreich als unvermeidliche Notwendigkeit ansehen ließ. Metternich hatte das Gefühl, daß er dem Kaiser und seinem Vaterlande zum erstenmal wirklich nützlich habe sein können. Ebenso betrachtete er diesen Moment als den wichtigsten seines Lebens und als den entscheidendsten für Österreich-Ungarn. Der Botschafter zweifelte nicht daran, daß der Minister ihm das Zeugnis werde ausstellen müssen, alles getan zu haben, was in seiner Macht lag. „Die Integrität unseres Gebietes" — hebt er hervor — „gesichert gegen einen neuen preußischen Verrat und unser Recht „post bellum", die territorialen Veränderungen zu bestimmen, sind zwei Kapitalpunkte." Als eine nicht geringere Errungenschaft erschien es dem Botschafter, daß weder der Text des Vertrages, noch der angehängten Konventionen die Empfindlichkeiten der Ungarn, noch den „Sentimentalisme" der Deutsch-Österreicher irgendwie zu reizen vermögen. Anstatt des Traumes einer „Wiederaufführung" der Stellung der Monarchie in Deutschland werden die Ungarn vielmehr deren Position im Orient viel günstiger und eine Vermehrung der Sicherheit gegen den Haß und Übergriffe Rußlands finden müssen. Die Deutsch-Österreicher werden vergeblich im Vertrage und den Konven-

[29]) Vitzthum an Beust, eigenhändig l. p., 19. Februar 1869. W. St. A. Der Brief ist in deutscher Sprache geschrieben.

tionen eine Erwähnung des Rheines suchen, was ihm, Metternich, allerdings nur erst nach vieler Mühe durchzusetzen gelang. Sie werden auch kein Geschrei wider eine gemeinsame Unternehmung gegen die „deutschen Brüder" erheben können. Von größter Wichtigkeit dünkte es Metternich nach all dem, was er zugunsten des Vertrages vorgebracht, daß die Entscheidung in dem von ihm befürworteten Sinne falle. „Wenn wir heute ablehnen" — heißt es in seinem Privatschreiben — „einige Monate oder einige Jahre vor dem Wirrwarr — werden wir nicht zu spät gezwungen sein, Stellung zu nehmen und werden die Bedingungen, die man uns dann machen wird, ebenso entgegenkommend und günstig sein? Werden wir heute vielleicht die letzte Gelegenheit dazu verpassen, was wir 54 und 65 hätten tun müssen [30])? Ich appelliere an Ihre Voraussicht bei diesen beiden Daten und fühle mich ganz ruhig bei dem Gedanken, daß es an Ihnen ist, zu raten, welcher Weg einzuschlagen ist." Möglich, meinte noch Metternich, daß Beust in all dem, was er ihm vorlege, doch einen Moment den Hintergedanken wittere, die Monarchie um den Nutzen der Allianz zu bringen. Er warnte jedoch den Reichskanzler, sich sorgfältig zu hüten, Mißtrauen an den Tag zu legen; das sei der heikle und empfindliche Punkt, an den nicht gerührt werden soll. Denn Napoleon wie Rouher hätten ihm, Metternich, so viel Beweise wirklicher Freimütigkeit gegeben, daß sie wohl erwarten, er, der Botschafter, werde gewiß auch auf Beust sein Vertrauen in ihre Loyalität ganz und voll überströmen lassen. Er unterlege dem Reichskanzler die Dokumente: dieser möge urteilen, wägen und dann entscheiden, ohne die Schwankungen, wie es zur Zeit Buols, Rechbergs und Esterházys [31]) üblich war. „Das Reich" — mit dieser Apostrophe und Anspielung auf den Fürsten Felix Schwarzenberg, den ersten Ministerpräsidenten Kaiser Franz Josefs I., schloß Metternich sein Privatschreiben — „hat mit einem Felix begonnen, durchschritt Hindernisse von Mißgeschick, die ein weniger geharnischtes Fahrzeug als das unsere vernichtet hätten, um sich unter die Führung eines neuen Untersteuermannes zu stellen, dem ich wünsche noch mehr Felix zu sein als der erste. Es lebe der Kaiser und Österreich. Amen [32])!"

Doch nicht nur die beiden Vertreter Österreich-Ungarns waren mit ihren Leistungen sehr zufrieden. Auch Napoleon zeigte sich von dem Ergebnis der bisherigen Unterhandlungen befriedigt. Er versicherte, sobald nur erst der Vertrag von allen drei Souveränen unterzeichnet sein würde, könne man der Änderung der allgemeinen Lage und der Sicherung des Friedens mehr als je gewärtig sein. Gleichzeitig gab er dem Wunsche Ausdruck, der Vertrag und die Konventionen sollten nur von den drei Monarchen, mit Ausschluß ihrer Minister, unterfertigt werden. Außerdem bestand er darauf, daß der Wiener französische Botschafter, Herzog von Gramont, der von nichts wisse, auch weiterhin nicht eingeweiht werde [33]).

[30]) Damit ist der Krimkrieg von 1854 und die Gasteiner Konvention vom 14. August 1865 gemeint, die beide nachträglich für Österreich waren.

[31]) Graf Buol-Schauenstein war österreichischer Minister des Äußern zur Zeit des Krimkrieges; ihm folgte Graf Rechberg, und der eigentliche Lenker der auswärtigen Politik neben Graf Mensdorff war Graf Moriz Esterházy.

[32]) Metternich an Beust, eigenhändig l. p. Paris 1. März 1869. W. St. A.

[33]) Metternich an Beust, eigenhändig, l. p. 1. März 1869.

Die verschiedenen Projekte, unter denen Kaiser Franz Josef I. und Beust eine Auswahl treffen sollten, wurden zusammen mit dem französischen Memoir vom 1. März von Graf Dietthum nach Wien überbracht. Er traf dort einen Tag nach der Abreise des Kaisers nach Dalmatien ein. Dietthum mußte sofort dem Kaiser nach Ofen nachfahren, um ihm ohne Verzögerung die wichtigen Vorschläge zu unterbreiten. Einige Tage später erreichte Beust den Monarchen in Agram, wo schon Graf Andrássy weilte. Obgleich der österreichisch-ungarische Minister des Äußern nach dem ersten Eindruck, den die französischen Vorschläge auf ihn machten, viel Rühmenswertes von deren Klarheit und Loyalität zu sagen wußte, meinte er doch, sich noch nicht näher über diese aussprechen zu können. Die Festlichkeiten, Empfänge und militärischen Revuen, die des Kaisers ganze Zeit in Anspruch nahmen, hinderten jedes gründliche Studium. Es konnte daher in Agram noch kein definitiver Entschluß über die einzugehenden Verpflichtungen gefaßt werden. Auch begegnete Beust beim Kaiser starken Bedenken über die Abmachungen mit Italien, besonders in bezug auf den Papst [34]). Beust verlangte daher zu seiner genauen Sachkenntnis Einsicht in den von der italienischen Regierung Frankreich unterbreiteten modus vivendi mit Rom. Aus all diesen Gründen wurde die Entscheidung bis zum 21. März, dem Tage der Ankunft des Kaisers in Wien, hinausgeschoben. Die heilige Woche, die auf diese Zeit fiel, sollte zu Beratungen verwendet werden, an denen nach dem Wunsche des Kaisers Franz Josef auch Metternich persönlich teilzunehmen hätte. Desgleichen legte der Monarch Gewicht darauf, daß der Pariser Botschafter auch der Überbringer seines endgültigen Willens an Napoleon sei. Unter dem Vorwand von Familienangelegenheiten sollte Metternich, wenn der Befehl hierzu an ihn erginge, nach Wien kommen, woselbst sein Aufenthalt von so kurzer Dauer sein werde, daß die Zeitungen kaum Gelegenheit haben dürften, sich mit seiner Abwesenheit zu beschäftigen [35]).

Diesen Auftrag erhielt Metternich, als gerade Nigras, des Pariser italienischen Gesandten, Reise nach Florenz Anlaß zum Aufflackern von allerlei Gerüchten über Allianzen gegeben hatte, über die man in Paris sich bemühte, die Öffentlichkeit zu täuschen und irre zu führen [36]). Es war klar, daß, wenn Metternich jetzt selbst nach Wien führe, die Vermutungen, die man eben zum Schweigen zu bringen getrachtet hatte, sofort wieder aufleben würden. Kein Wunder also, daß die Ankündigung seiner Reise einen sehr üblen Eindruck bei den französischen Ministern erzeugte. Der Kaiser selbst ließ ihm sagen, welch große Verlegenheit ihm damit verursacht würde, und als er ihn sah, bemerkte er, es sei ein ungeheurer Lärm zu fürchten, und kein Mensch werde an Familienangelegenheiten als ausreichenden Grund für die Fahrt glauben. Napoleon wies auch darauf hin, wie man in Berlin jeden seiner Schritte mit einer Hartnäckigkeit ohnegleichen zu ergründen suche und Gott weiß was für

[34]) Den eigenhändigen Vortrag Beusts vom 12. März 1869 resolvierte der Kaiser folgend eigenhändig: „Ich erinnere an den noch unaufgeklärten Punkt über den Inhalt des modus vivendi zwischen Rom und Italien, worüber ich aus Paris Klärung erhalten möchte."

[35]) Beust an Metternich, 17. März 1869. Konzept. Bei 17. ist von anderer Hand mit Bleistift ein Fragezeichen beigesetzt. W. St. A.

[36]) Metternich an Beust, eigenhändig, 1. p. Paris, 21. März 1869. W. St. A.

Absichten hinter der Reise nach Wien wittern werde. Er könnte somit diesen, mit so vielen Fährlichkeiten verbundenen Entschluß, um so weniger begreifen, als man ja jetzt Österreich-Ungarn in den Hauptpunkten willfahre.

Wie sehr auch Metternich aus den gleichen Gründen die Reise nach Wien widerstrebte, war sie ihm einer speziellen Ursache wegen doch erwünscht. Er gedachte, die Gelegenheit zu benützen, um Beust auch persönlich seine volle Überzeugung zu verdolmetschen, daß der Pariser Vertragsentwurf unter den gegenwärtigen Umständen der denkbar vorteilhafteste für die Monarchie sei. Gleichzeitig versäumte er nicht, vorher noch einmal, auch schriftlich, eine Lobeshymne auf die erreichten Errungenschaften anzustimmen [37]).

Während Metternich das Vertragsprojekt verherrlichte, versuchte Beust den Grafen Andrássy, dessen Abneigung gegen eine preußenfeindliche Allianz er sehr wohl kannte, doch für seine Politik zu gewinnen. Noch immer mußte er den Widerstand des ungarischen Premiers fürchten. Am 12. März hatte er mit ihm eine fünfstündige Unterredung, die aber, wie Beust dem Kaiser berichtete, „leider nicht zu dem gewünschten Resultate" führte, „obschon in mehreren Punkten Einverständnis erzielt wurde" [38]). Einige Tage später sprach sich der Reichskanzler viel optimistischer gegenüber Fürst Metternich aus. Ohne den ungarischen Ministerpräsidenten in die Details der schwebenden Unterhandlung eingeweiht zu haben, wollte er doch dazu gelangt sein, sich mit Graf Andrássy über die zu befolgende politische Richtung zu verständigen. Beust fühlte sich durch die Stütze des ungarischen Ministerpräsidenten, die man gewiß auch in Paris vollauf würdigen werde, stark genug, um die französischen Vorschläge vom 1. März im Prinzip annehmen zu können [39]). Nach der ganzen Haltung, die Andrássy von Anfang an gegenüber der äußern Politik des Reichskanzlers beobachtete, ist es wenig wahrscheinlich, daß er in der Zeit vom 12. bis 17. März umgesattelt haben sollte. Um den ungarischen Premier bei seinem Gegensatz gegen die Beustsche Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu erhalten, dazu bedurfte es auch gar nicht erst, wie behauptet wurde, angeblicher Briefe des Prinzen Jérôme Napoleon, die ihn ungünstig gegen die Allianz beeinflußt haben sollten [40]). Die Wahrheit dürfte sein, daß sich Beust, auch ohne wirklichen Grund hierfür zu haben, der Übereinstimmung mit dem ungarischen Staatsmann rühmte, um in Paris mit mehr Nachdruck auftreten zu können. Denn wie sehr ihn auch die vertraulichen Mitteilungen Metternichs befriedigten, fand er doch mancherlei an den ihm vorliegenden Projekten auszusetzen. Vor allem verwahrte er sich dagegen, daß man anzunehmen scheine, er verlange mehr, um das Möglichste zu erreichen. Ihm handle es sich darum, ehrlich das Wollen mit dem Können in Einklang zu bringen. Sein Ziel dabei sei: die Allianz mit Frankreich über alle Zweideutigkeiten und Enttäuschungen zu erheben. Daher verspreche er heute

[37]) Ibidem.
[38]) Eigenhändiger Vortrag Beusts an den Kaiser, 12. März 1869. W. St. A.
[39]) Beust an Metternich, 17. März 18696. Konzept von der Hand Ditzthums. W. St. A.
[40]) Ditzthum an Beust, eigenhändig, secrète, Paris, 20. Mai 1869. W. St. A. „J'ai — sagte Graf Dimercati zu Ditzthum — „tout lieu de croire que ce sont les lettres du prince (Napoleon) qui ont amené le comte Andrássy à faire des embarras."

weniger, um morgen nichts zurückziehen zu müssen. Auch veranlasse ihn die Rücksicht auf die inneren Verhältnisse der Monarchie zu einigen Veränderungen. Wenn er durch Taten beweisen könne, daß die Entente den Frieden und nicht den Krieg bezwecke, werden sich alle Schichten der Bevölkerung Österreich-Ungarns mit der Allianz befreunden. Wesentlich werde ihm dadurch auch seine Aufgabe für den Tag der Aktion erleichtert. Daher müßte im Vertrag sorgfältig alles vermieden werden, was der Allianz den Anschein feindlicher Absichten gegen Preußen geben könnte. Deswegen wehrte er sich immer gegen die von Frankreich vorgeschlagene und auch von Italien unterstützte Formel einer „alliance offensive et défensive" und suchte sie wiederholt durch weniger kriegerisch klingende Ausdrücke zu ersetzen. Der zu schließende Pakt sollte nur, ohne nach außen aggressiv zu erscheinen, den Charakter einer Vereinbarung besitzen, die auf alle großen Angelegenheiten, die Europas Schicksal beeinflußten, anwendbar sei. Somit müßten die drei vornehmsten europäischen Fragen: die römische, orientalische und deutsche, in gleicher Weise berücksichtigt werden, um nicht unter der Maske der Bevorzugung anderer Fragen vom Ziel der Entente abzukommen. Sowohl der Kaiser wie er selbst, betonte Beust, legen den größten Nachdruck darauf, daß Grenze wie Ausdehnung der eingegangenen Verpflichtungen mit aller Genauigkeit zum Ausdruck gelangen.

Der Reichskanzler machte aber noch einen Einwurf, den er als eine Frage der Würde bezeichnete, und die in den Augen der kaiserlich und königlichen Regierung hervorragende Wichtigkeit besitze. Es dürfe nicht außer acht gelassen werden, sagte er, daß sie nur solche Abmachungen zu unterfertigen vermöge, für die sie gegebenenfalls auch die Vertretung vor den parlamentarischen Körperschaften übernehmen könne. Hierher gehöre der Artikel über die Abtretung des Trentino an Italien, der eine Abänderung erfahren müsse. Wir verlangen, läßt er sich vernehmen, daß in der Konvention nur von einer Berichtigung der Grenze die Rede sei, an die in gemeinsamem Einvernehmen geschritten werde. Der Platz für eine solche Stipulation wäre ein geheimes Protokoll, das der Konvention anzugliedern sei. Damit soll keineswegs der Eindruck des Zurückziehens eines eventuellen Zugeständnisses hervorgerufen werden. Aber es gilt, Vorsicht zu beobachten gegenüber einer allzu frühzeitigen Verlautbarung der Konventionen, die die Minister nötigen würde, sich vor der öffentlichen Meinung und den Vertretern des Landes zu rechtfertigen. Ehe diesen Bemerkungen kein Genüge geschehen, könne nicht an den Abschluß eines Werkes geschritten werden, das berufen sei, die herrlichsten Früchte zu zeitigen [41]).

Mochte nun Beust auch noch so nachdrücklich den friedlichen Charakter des Vertrages unterstreichen, so entschlüpften ihm doch gegenüber dem Vertrauten seiner geheimsten Gedanken, gegenüber dem Fürsten Metternich, Äußerungen, die das Endziel enthüllen, auf das sein ganzes Sinnen und Denken gerichtet war. „Hören Sie nicht auf" — schrieb er in einem Privatbriefe an den Botschafter — „die dringende Notwendigkeit zu betonen, daß der Ausbruch des Krieges *in diesem Jahre* (1869) verhindert werde, dessen wir so sehr bedürfen, sowohl für die Befesti-

[41]) Note Beusts vom 18. März 1869. W. St. A.

gung unserer politischen Institutionen als für die Vollendung unserer militärischen Organisation." Erst nach einem Jahre — fügte er erläuternd hinzu — wird die Monarchie ein nützlicher Alliierter sein können, was heute noch nicht der Fall ist. Auch dessen — mahnt er — möge man in Frankreich eingedenk sein, daß eine preußische Invasion in Österreich-Ungarn gewiß die ganze französische Nation unter die Waffen rufen werde, was aber kaum von der Monarchie behauptet werden könnte, wenn Frankreich durch Preußen angegriffen würde. „Das ist" — schloß Beust sein Privatschreiben — „eine Wahrheit, die auszusprechen, vielleicht nicht gut, aber begreiflich zu machen, nötig ist" [42]).

Noch mehr jedoch, als aus seinen bisherigen Äußerungen, offenbarte sich die wahre Gesinnung Beusts aus seinen Anschauungen über das Recht Österreich-Ungarns zur Erklärung seiner Neutralität in einem gegebenen Momente. Hatte man früher in Paris die Befugnis hierzu anstandslos anerkannt, so wurde sie jetzt bestritten mit dem deutlich ausgesprochenen Verdacht, daß der Reichskanzler nicht ehrlich vorgehe und Verrat plane. Man tue ihm Unrecht — so verteidigte sich Beust gegenüber solcher Beschuldigung —, wenn sein Beharren auf der Möglichkeit der Neutralitätserklärung der Furcht zugeschrieben wird, in einem französisch-preußischen Konflikt an der Seite Frankreichs in den Kampf eintreten zu müssen. Weniger Frankreichs, als der eigenen öffentlichen Meinung wegen müsse er sich des Wortes „Neutralität" bedienen. Nur indem die Regierung sich auf die durch die Allianz gesicherte Neutralität stütze und dies laut verkünde, vermöge sie zur gegebenen Zeit einen Appell an das öffentliche Vertrauen zu richten und das Land zu veranlassen, ihr auf der Bahn zu folgen, die sie sich vorgezeichnet hat. Je mehr und je länger Beust über diesen Punkt nachdachte, um so stärker wurde seine Überzeugung, daß er um keinen Preis nachgeben dürfe. Er verkannte nicht, daß bei so vielen Mitwissern leicht das Geheimnis eines schönen Tages enthüllt werden könnte. Beust besorgte auch, daß er vor den im Juli zusammentretenden Delegationen, in deren Wirkungskreis die Beratung über die auswärtige Lage fiel, das Kreuzfeuer von Frage und Antwort zu bestehen haben werde. Den unausbleiblichen Angriffen auf seine Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gegenüber wollte er sich des Hinweises auf die Möglichkeit der Erhaltung der Neutralität nicht begeben. „Ich kann und will mich nicht dem aussetzen, der Lüge beschuldigt zu werden," ruft er aus, „wenn der Vertrag, sollte es auch nur einige Zeit nachher geschehen, bekannt wird oder an seine Durchführung geschritten werden sollte" [43]). Auch seinen Getreuen, Metternich und Zitzthum, gegenüber, die hierin nicht eines Sinnes mit ihm waren, mußte er sich wegen seines Standpunktes verteidigen. Es sei Unrecht von ihnen, warf er ihnen vor, daß sie ihn, wenn auch nicht direkt, so doch in Gedanken, bald der Geistesabwesenheit und Unentschlossenheit, bald wieder einer Art von doktrinärem

[42]) Beust an Metternich, l. p., Konzept, ohne Datum. W. St. A. Nach den gleichen Ausdrücken in diesem Schreiben und der Note vom 18. März 1869 kann kein Zweifel bestehen, daß auch Beusts Privatbrief an Metternich mit dem gleichen Datum vom 18. März versehen werden muß.

[43]) Beust an Metternich, l. p., Konzept. Wien, 10. April 1869. W. St. A.

Eigensinn beschuldigen, weil er auf dem Worte „Neutralität" beharre, das ihnen unbequem sei. Sie mögen nur bedenken, daß Preußen beim ersten Anzeichen eines bevorstehenden Zusammenstoßes mit Frankreich die Monarchie über deren Haltung interpellieren werde. Antwortet hierauf Österreich-Ungarn, falls es die von der französischen Regierung vorgeschlagene Konvention unterzeichnet hätte, dennoch mit der Proklamation der Neutralität, so begehe der Wiener Hof einen Akt der Illoyalität, den er durchaus nicht im Sinne habe. Unterläßt jedoch die Regierung, klipp und klar ihre Neutralität zu verkünden, werde sich Preußen unbedingt sofort mit seiner ganzen Macht auf österreichisch-ungarisches Gebiet stürzen und bestrebt sein, der Monarchie einen tödlichen Schlag zu versetzen. Sie müßte demnach den ersten und schwersten Stoß bestehen; die Gegner aber hätten gewonnenes Spiel und würden behaupten, daß die Regierung durch ihre Teilnahme an Abmachungen gegen Preußen die preußische Invasion hervorgerufen habe und nunmehr auch die moralische Verantwortung für den Angriff tragen müsse. Einer solchen Situation wollte Beust in keinem Falle die auswärtige Leitung aussetzen. Daher beanspruchte er das Recht, keine Verpflichtung auf sich zu nehmen, die ihn der Freiheit beraube, vom Gebiete der Monarchie die Gefahr eines feindlichen Einfalles abzuwenden. Fände sie trotzdem statt, so müsse er wenigstens beweisen können, daß sie nicht durch die Monarchie verschuldet worden sei. „Indem" — meinte er — „wir unser Recht auf Neutralität aufrechterhalten, schließen wir nicht nur unsern Gegnern im Innern den Mund, wir hindern auch die Preußen, im gegebenen Fall die Franzosen auf unserem Rücken zu schlagen. Das würde ihnen sicherlich am besten passen, und wir müssen ihnen daher sorgfältig jeden Vorwand nehmen, es zu tun. Das ist der Grund, warum ich auf diesem Punkte beharre." Österreich-Ungarn, hob er ferner hervor, will keinen Krieg. Frankreichs innere und äußere Lage können dagegen einen solchen von einem Tage zum anderen ebenso als eine Wohltat wie als Notwendigkeit erscheinen lassen. Ja, ein Krieg Österreichs gegen Preußen könnte für Frankreich sogar ein Glück bedeuten, da er ihm ein volkstümliches Terrain für seine Intervention bieten würde. Anders wäre jedoch, gab er seinen beiden Freunden zu bedenken, die Lage Österreich-Ungarns. Hier, sagte er, vermöchte ein Krieg kein Gegenstand der Spekulation zu sein, sondern ein vielleicht unvermeidliches Mißgeschick. Indem außer den Polen keine einzige Nationalität für ihn wäre, so ist allein die Regierung, d. h. der Kaiser und dessen erster Minister berufen, von einem höheren Standpunkt aus die Notwendigkeit zu erkennen, welche seinen Interessen entsprechende Stellung das Reich bei einer Verwicklung einzunehmen habe. Das ist auch geschehen, damit Österreich-Ungarn nicht dem ersten Stoß preisgegeben werde.

Nach all den von ihm vorgebrachten Gründen wiegte sich der Reichskanzler in der Hoffnung, Napoleon und dessen Minister würden auf die frühere Redaktion des Vertrages zurückkommen, wie er bereits vorher in Paris ohne Widerrede angenommen worden war. Sollten aber, was er nicht annehme, seine Wünsche nicht in Erfüllung gehen, wäre er gezwungen, sich von den Unterhandlungen zurückzuziehen. Das würde freilich keine Änderung seiner Gefühle bewirken. Nur mit

Ruhe und Vertrauen müßte der Lauf der Ereignisse abgewartet werden. „Wir glauben," — betonte er — „daß diese unsere Voraussicht rechtfertigen werden, wo wir dann immer bereit sein würden, den Faden einer Unterhandlung wieder aufzunehmen, die wir nur als unterbrochen, aber nicht als abgerissen betrachten möchten." Nicht leere Skrupel oder ein verstecktes Mißtrauen seien es, die ihm eine solche Sprache, wie er sich ihrer hier bediene, vorschreiben, sondern ausschließlich gebieterische Gründe, geschöpft aus der inneren Lage der Monarchie und aus „unserer Loyalität", der Hintergedanken widerstrebten [44]).

* * *

An dem Tage, an dem Beust in dieser Weise an Fürst Metternich schrieb, übersandte er ihm zugleich die Vollmacht zur Unterzeichnung. Er tat dies mit der Weisung, daß der Vertrag, die Konvention und die zwei Protokolle im Sinne der letzten, von ihm vorgeschlagenen Redaktion anzunehmen wären. Seiner Ansicht nach ergänzten sich die vier Dokumente gegenseitig, infolgedessen es nicht zugegeben werden könnte, daß eines davon ausgeschieden oder umgestaltet werde. Sollte dies doch geschehen, so seien sie null und nichtig, und Metternich habe neue Instruktionen abzuwarten, ehe er weitere Verbindlichkeiten eingehen dürfe. Immer wieder schärfte er Metternich ein, daß der Vertrag von allen *drei* Souveränen unterzeichnet werde, da das anzustrebende Ziel nicht erreicht wäre, wenn Italien sich zurückzöge und Österreich-Ungarn allein als Partner Frankreich gegenüberstünde [45]).

Gegen Beusts Erwartung ereignete sich aber, was er das „Intermezzo vom 18. April" nennt [46]). Der französische Minister des Äußern, La Valette, war mit den von Beust vorgenommenen Änderungen gar nicht einverstanden. Er verteidigte „sein Fell", wie sich Metternich ausdrückt, in hartem Kampfe als Unterfertiger der Abmachungen vom 1. März und in seiner Eigenschaft eines Ministers des Äußern. „Wie wollen Sie" — fragte er Metternich, „daß ich vor den Kammern einen Vertrag verteidige, abgeschlossen zum *alleinigen* Vorteil Österreichs? Wir übernehmen die Verpflichtung, bei der geringsten militärischen Bewegung gegen Ihre Grenzen, Ihnen zu Hilfe zu eilen, und Sie werden Ihre Neutralität bewahren, wenn Preußen Frankreich angreift?" Am 17. April fanden zwei lange Konferenzen statt, in denen Metternich viel unangenehme Dinge zu hören bekam, wobei er jedoch auch selbst die „derbe" Antwort nicht schuldig blieb. Da war es der Staatsminister, der sich gegen La Valette kehrte und für Österreich-Ungarn Partei nahm. Der entschiedenen Erklärung Metternichs — erläuterte er — die Monarchie könne in keinem Falle auf die Neutralität verzichten, müsse, wie unangenehm dies auch für Frankreich sei, Rechnung getragen werden. Wenn auch wir das gleiche Recht für uns forderten, würde Italien sofort das gegebene Beispiel befolgen und damit den ganzen

[44]) Ibidem.

[45]) Beust an Metternich, 10. April, Konzept, W. St. A. Beiliegend die Vollmacht für Metternich.

[46]) So steht es auf einem Konvolut der betreffenden Akten von Beusts Hand. Bourgeois et Clermont a. a. O. 224 sind im Irrtume, wenn sie sagen, daß die Verhandlungen im Laufe des Monats April unterbrochen wurden.

Vertrag zum Scheitern bringen. Italien dürfe keinen Vorwand erhalten, sich in dem Augenblick, wo Österreich-Ungarn seiner am meisten benötige, für neutral zu erklären und die Monarchie im Stich zu lassen. Um nun den „Atout in unserem Spiele" nicht aus der Hand zu geben, womit Italien gemeint war, schlug Rouher vor, den Artikel IV, in dem bisher nur von Frankreich die Rede war, dahin zu ändern, daß auch Italien genannt werde. Ihrer gemeinsamen Beratung sollte die Entscheidung der Frage überlassen werden, ob sie im Falle eines russischen Krieges vom Rechte der Neutralität Gebrauch machen dürfen oder nicht [47]). Metternich fand die Bestimmung, Italien müsse in der Stunde der Gefahr helfen, für gut, schlimm dagegen erschien es ihm, daß die Frage der Anwendung der Neutralität im Falle eines russischen Krieges erst der gemeinsamen Beratung der Herrscher von Frankreich und Italien unterworfen werden konnte [48]). Graf Dietzthum versichert, es gäbe kein Mittel, eine günstigere Lösung als die von Rouher vorgeschlagene herbeizuführen [49]). Jedenfalls war durch den Artikel IV so viel erreicht, daß Italien nicht willkürlich allein seine Neutralität beschließen durfte und den Ereignissen gegenüber nach seinem Belieben ein unbeteiligter Zuschauer blieb. So groß dünkte dem Staatsminister die in diesem Punkte bewiesene Nachgiebigkeit, daß er zu verstehen gab, Kaiser Franz Josef sollte an Napoleon einen eigenhändigen Brief richten, um diesem dadurch das von ihm übernommene Gewicht der Verantwortlichkeit erleichtern zu helfen. In diesem müßte gesagt werden, nur allein innere Schwierigkeiten nötigen den Kaiser, einen Vorbehalt (betreffs der Neutralität) zu machen, dessen man sich jedoch nicht zu bedienen gedenke, um die Allianz wirkungslos zu machen [50]).

Hatte Metternich mit allem Nachdruck auf die Wahrung der eventuellen Verlautbarung der Neutralität gedrungen, so verlangte er im Auftrage des Reichskanzlers nicht weniger energisch, daß aus dem sich auf Österreich-Ungarn beziehenden V. Artikel der „convention spéciale" die Worte: „mettre ses armées sur le pied de guerre" wegzubleiben hätten. „Dieser neue Passus, der jetzt zum ersten Male vorgeschlagen ist" — sagte Beust — „verändert nach uns wesentlich den vor allem friedlichen Charakter, den wir unserer Allianz geben wollen." Eine solche Maßregel, wie die Stellung der Armee auf Kriegsfuß, sei nur üblich als Einleitung zu einer Kriegserklärung. Sie wäre in direktem Gegensatz zur Neutralität, an deren Aufrichtigkeit von diesem Augenblick an niemand mehr glauben würde. Sofort, erläuterte Beust weiter, werde Rußland das Beispiel Österreich-Ungarns nachahmen, und die Folge davon wäre der allgemeine Krieg, den man doch verhindern wolle. Wenn man also nach Verkündigung der Neutralität, setzte er fort, an die Vertretungskörper mit Geldforderungen für die Rüstungen heranträte, so wäre der Erfolg eines solchen Schrittes mehr als zweifelhaft. Sicher würden nur die Angriffe

[47]) Im Artikel IV heißt es: „Les deux souverains de France et d'Italie s'engagent à se concerter et à prendre une détermination commune sur la question de savoir si dans le cas prévu par le présent article ils doivent ou non user du droit de déclarer leur neutralité. W. St. A.

[48]) Metternich an Beust, Paris, 22. April 1869. Eigenhändig, l. p. W. St. A.

[49]) Dietzthum an Beust, eigenhändig, secrète, Paris, 18. April 1869. Ibidem.

[50]) Ibidem.

gegen die Regierung sein. Man könnte wohl bei Ausbruch eines Krieges militärische Kräfte zur Beobachtung aufstellen und die zu solchem Behufe nötigen Ausgaben später rechtfertigen. In keinem Falle aber ginge es an, ohne Einberufung der beiden Parlamente Österreich-Ungarns die Armee auf Kriegsfuß zu setzen. Leicht sei es, vorauszusehen, daß die gesetzgebenden Körper der Neutralität einen sehr scharf umrissenen Sinn verleihen würden, der gewiß nicht den Absichten der französischen Regierung entspräche. Da es also bei solcher Forderung unmöglich erscheine, im gegebenen Augenblick den Zweck der Allianz zu erfüllen, müsse die neue Fassung des Artikels V, der für Österreich eine Kapitalfrage bilde, abgelehnt werden. Logischerweise wären auch im Artikel IV, der Frankreich und Italien betreffe, die Worte: „auf den Kriegsfuß setzen" zu streichen.

War es gelungen, Italien wenigstens um den vollen Anspruch auf Neutralität zu bringen, so hatte Metternich andererseits, wie er sich ausdrückt, „mit Händen und Füßen" [51]) daran gearbeitet, daß mit der Abtretung von Tirol auch die Rückerstattung von Nizza vor sich gehe, das von Italien als Preis der Unterstützung im Feldzuge von 1859 an Napoleon abgetreten worden war. Auf diese Weise sollte Viktor Emanuel innig mit der Allianz verbunden werden. Denn die Haltung Italiens bereitete viel Sorgen. Außer den erwähnten Gebietsabtretungen machte es seinen Anschluß an den Vertrag mit Frankreich und Österreich-Ungarn vor allem noch von der Räumung Roms durch die französischen Truppen abhängig. Am 15. September 1864 hatten Frankreich und Italien einen Vertrag geschlossen, wonach die Dauer der französischen Besetzung Roms, wo seit 1849 eine französische Garnison weilte, noch auf zwei Jahre verlängert wurde und hernach die italienische Regierung den Schutz des Patrimonium Petri gegen jeden fremden Einfall übernehme. Napoleons III. Hände waren aber durch den mächtigen französischen Klerus, der eine starke Stütze an der bigotten Kaiserin Eugenie besaß, gefesselt. Der Kaiser wagte nicht, gegen den Willen des Klerus Rom freizugeben, und ohne Rom war Italiens Zustimmung zur Allianz nicht zu haben. Und ohne Italien als dritten Verbündeten machte wieder Beust Schwierigkeiten. Hatte er doch die Bedingung gestellt, daß nicht nur die drei Souveräne, sondern auch die leitenden Minister ihre Unterschriften unter den Vertrag setzen müßten. Die italienischen Minister jedoch weigerten sich aufs entschiedenste, den Vertrag zu unterzeichnen, solange die Kammern tagten, vermutlich weil sie fürchteten, das Geheimnis könnte ruchbar und sie sofort zur Verantwortung gezogen werden. Es wurde nun angeregt, zwei Verträge zu unterzeichnen, einen zwischen Österreich-Ungarn und Frankreich und einen zwischen dieser Macht und Italien. Oder sollte ein Vertrag von den drei Souveränen (traité tripartite) unterfertigt werden mit der Gegenzeichnung der leitenden Minister Frankreichs und Österreich-Ungarns. Dem italienischen Minister hätte der Platz für seine Namensfertigung bis im Juli, nach Schluß des italienischen Parlamentes, offen zu bleiben [52]).

Im Grunde lag es sowohl an den Franzosen wie an den Italienern, daß nach

[51]) Metternich an Beust, eigenhändig, l. p. Paris, 22. April 1869. W. St. A.
[52]) Dietthum an Beust, eigenhändig, secrète. Paris, 18. April 1869. W. St. A.

Beilegung des sogenannten Intermezzos vom 18. April alles wieder ins Wanken geriet. Metternich und Ditzthum, die vor Ungeduld brannten, den fertigen Traktat unter Dach und Fach zu bringen, taten Unrecht, in gewissem Sinne Beust wegen seines Beharrens auf dem Rechte der Neutralität und der Unterzeichnung des Vertrages durch die leitenden Minister dafür verantwortlich zu machen, daß es bisher noch nicht zum Abschlusse der Allianz gekommen war [53]). Diesen Vorwurf wollte der Reichskanzler nicht auf sich ruhen lassen. Metternich, schrieb er diesem, möge sich nur erinnern, daß der von ihm aus Paris nach Wien gesandte Graf Ditzthum zur Erklärung ermächtigt war: Kaiser Napoleon nehme jede der Wiener Regierung genehme Redaktion des Vertrages an. Alle möglichen Veränderungen an dem Text desselben gingen nicht von Österreich-Ungarn, sondern stets von Frankreich aus. „Und da" — ruft er aus — „sagt man uns, unsere Unentschiedenheit habe alten Verdacht wieder aufleben gemacht! Vielmehr wären wir im Rechte, solchen zu hegen, und ich vermag Ihnen (dem Fürsten Metternich) nicht zu verheimlichen, daß der durch die letzten Phasen der Verhandlung hervorgerufene Eindruck auf den Geist unseres erhabenen Herrn ein keineswegs günstiger war. Wenn wir" — heißt es weiter im Briefe — „nach dem letzten Vorschlage Rouhers diesen demungeachtet ohne Schwanken annehmen, geben wir damit einen Beweis von Vertrauen und gutem Willen, den Sie zu würdigen und ohne Zweifel auch vom Kaiser und dessen Minister würdigen zu lassen verstehen werden" [54]).

Trotz des Verdrusses, wie er aus den Zeilen seines Briefes hervorbricht, war Beust mit dem neuen Projekt vom 10. Mai einverstanden, das ihm einfach, klar und nichts zu enthalten schien, was als Herausforderung zum Krieg ausgelegt werden könnte. Es befreit, meinte er, was ihm auch sehr wichtig dünkte, von der Sorge, daß Italien eines Tages die Waffen gegen Österreich-Ungarn kehre und Frankreich sich zum Nachteil der Monarchie mit Preußen verständige. Das war eine Sorge, die ihm nicht von der Seite wich [55]).

Nach all den Zögerungen und dem peinlichen Zuwarten mußte es Beust gewiß angenehm berührt haben, als er am 15. Mai von Fürst Metternich die telegraphische Nachricht erhielt, die Redaktion des Textes des Vertrages sei endlich endgültig geregelt und eine Vereinbarung auch mit Italien erzielt worden [56]). Das war, nach den Worten Ditzthums, das Werk einer „mühseligen Unterhandlung". Wie sehr sich aber dieser auch im Verein mit Metternich bemühte, nach dem Wunsche des Reichskanzlers die kriegerisch klingende Bezeichnung „alliance offensive et défensive" zu ersetzen durch den Ausdruck: „enge zu knüpfen die Bande der Allianz mit Rücksicht auf eine gemeinsame Aktion" [57]), hatten sie doch keinen Erfolg. Dafür erreichten sie im Artikel VI eines der wichtigsten Zugeständnisse. Rouher hatte diesem Artikel die

[53]) Die hierauf bezüglichen Briefe Metternichs und Ditzthums liegen nicht vor. Aber aus dem eigenhändigen Privatbriefe Beusts vom 13. Mai 1869, W. St. A., geht dies deutlich hervor.

[54]) Zwei Privatbriefe Beusts an Metternich. Wien, 13. Mai 1869. W. St. A.

[55]) Beust an Metternich, l. p. 13. Mai 1869. W. St. A.

[56]) Telegramm Metternichs an Beust, 15. Mai 1869. Ibidem.

[57]) de resserrer les liens de l'alliance en vue d'une action commune.

Fassung gegeben, daß nur im gemeinsamen Einverständnis mit anderen Mächten unterhandelt werden dürfte, doch sei die Wirksamkeit dieser Bestimmung abhängig vom Abschluß der eventuellen offensiven und defensiven Allianz[58]). Wollte man diese Bedingung buchstäblich nehmen, so konnte aus ihr allerdings leicht eine Österreich-Ungarn feindselige Absicht herausgelesen werden. Die Annahme schien berechtigt, daß sich Frankreich auf diese Weise die Möglichkeit zu wahren gedachte, mit Preußen, ohne seine Verbündeten vorher davon verständigt zu haben, zu unterhandeln, solange die offensive und defensive Allianz nicht unterzeichnet war. Bei der ersten Andeutung dieser verfänglichen, zweideutigen Fassung des Artikels zögerte Rouher keinen Augenblick, sofort wieder den früheren Text herzustellen. Mit dieser Bereitwilligkeit gab der französische Staatsminister gleichzeitig auch den Gerüchten über eine angebliche Vereinbarung zwischen Frankreich und Preußen ein entschiedenes Dementi, die eine gewisse Wahrscheinlichkeit durch das Erscheinen des Berliner französischen Gesandten, Grafen Benedetti, in Paris gewonnen hatten[59]).

Endlich war man wieder so weit, wie das schon einmal der Fall gewesen, daß Metternich ermächtigt werden konnte, in Paris im Namen des Kaisers Franz Josef den endgültigen Beitritt Österreich-Ungarns zu den getroffenen Abmachungen auszusprechen. Beust hielt es für das einfachste und regelrechteste, daß der Vertrag samt seinen Annexen sofort in Paris durch die Bevollmächtigten der drei Souveräne unterzeichnet werde. Keineswegs war jedoch der Reichskanzler geneigt, zuzugeben, daß die Dokumente nur allein mit den Namen der Bevollmächtigten versehen werden, ohne die Ratifikation der drei Monarchen und ohne die Gegenzeichnung der leitenden Minister. Die Unterschrift der italienischen Bevollmächtigten erschien Beust keine genügende Sicherheit für die Möglichkeit, daß König Viktor Emanuel, wenn ihm dies erwünscht dünkte, den Vertrag einfach widerrufe. Für so sicher nahm der Reichskanzler die endgültige Erledigung an, daß er bereits den Weg vorzeichnete, wie dies auch äußerlich zu geschehen habe[60]).

Alle diese geplanten Anordnungen erwiesen sich als übereilt. Aus einem Berichte Metternichs vom 20. Mai[61]) hatte Beust zu seiner Enttäuschung ersehen müssen, daß die von ihm als unerläßlich aufgestellte Forderung der Neutralitätserklärung in Paris noch immer einen „Stein des Anstoßes" bilde. Sofort erkannte er, daß der endgültige Abschluß des Vertrages dadurch mindestens einen neuerlichen Aufschub erleiden würde. Wie lebhaft auch sein Bedauern hierüber war, so willigte er doch noch lieber darein, als sich zu einem Zugeständnis in der Frage der Neutralität zu bequemen, die ihm unentwegt für die Monarchie als eine Kapitalfrage erschien.

[58]) Graf Ditzthum an Beust, eigenhändig, l. p., secrète, Paris, 20. Mai 1869. W. St. A. à rendre l'engagement de ne traiter que d'un commun accord avec d'autres puissances dépendant de la conclusion de l'alliance offensive et défensive éventuelle.

[59]) Graf Ditzthum an Beust, eigenhändig, l. p., secrète, Paris, 20. Mai 1869. W. St. A.

[60]) Beust an Metternich, l. p., Konzept, Wien, 25. Mai 1869. W. St. A

[61]) Dieses Schreiben liegt nicht vor. Nur aus einem zweiten Privatbrief Beusts vom 25. Mai ergibt sich, daß Metternich einen Privatbrief vom 20. Mai mit dem erwähnten Inhalt an den Reichskanzler sandte.

Stark war jedoch in ihm die Überzeugung, daß es jederzeit leicht sein werde, die unterbrochene Unterhandlung wieder aufzunehmen. „Wir haben" — schrieb er an Fürst Metternich — „jedenfalls genügend Vertrauen zur Loyalität Kaiser Napoleons, um durchdrungen davon zu sein, daß er sich von jetzt an moralisch gegenüber uns gebunden erachtet, wie wir uns selbst schon als Verbündete Frankreichs betrachten." Einer nicht allzu fernen Zukunft soll dann die feierliche Weihe vorbehalten bleiben. Beust meinte aber, es wäre im Interesse aller drei Staaten gelegen, die Angelegenheit viel eher in ihrem jetzigen Stadium zu belassen, als einer zweideutigen Textierung zuzustimmen oder gar eine Erörterung fortzusetzen, die nur mit Verbitterung der Beteiligten endigen könnte. Ein solch verhängnisvoller Zustand war nach ihm um so mehr zu vermeiden, als ja nur eine Formschwierigkeit und absolut keine wirkliche Verschiedenheit der Gesichtspunkte obwalte. „Die intime Annäherung," — schloß Beust seinen Privatbrief — „die sich zwischen Österreich und Frankreich vollzogen hat, besteht nicht weniger in seiner ganzen Kraft und gestattet von nun an den beiden Staaten, das Gewicht ihrer mit Italien vereinten Aktion allen Versuchen entgegenzusetzen, die ihrer Natur nach geeignet wären, die Erhaltung des Friedens von Europa zu erschüttern" [62]).

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Luftfahrt in Vergangenheit Gegenwart und Zukunft

Von

Major a. D. Otto Lehmann

III

Ein Blick in die Zukunft

Die Luftfahrt ist ebenso wie die Seeschiffahrt internationale Sache, trotzdem weite Kreise das noch immer nicht wahr haben wollen. Und doch ist der Aufbau des Gedankens so klar und logisch wie nur irgend etwas. Ein Luftfahrzeug ist ein gar schnelles Ding, Stundengeschwindigkeiten, theoretisch errechnet und praktisch erprobt, im Spielraum von 150 bis 250 Kilometern und mehr werden bereits spielend geleistet. Wie weit wir auf diesem Gebiete im Bereich der unbegrenzten technischen Möglichkeiten im Dunkeln tappen oder schon klar zu sehen vermögen, soll an dieser Stelle nicht untersucht werden. Wenn wir uns aber überlegen, daß wir mit einer Stundengeschwindigkeit von 80 bis 100 Kilometern 1914 ins Feld

[62]) Zweites Schreiben Beusts vom 25. Mai 1869. W. St. A. Von Beusts Hand die Marginalbemerkung: „Ist richtig, weil beweist, daß, wie ich bei den damaligen Verhandlungen stets auf der Freiheit „der Neutralitätserklärung bestanden". Das dürfte eine Bemerkung aus späterer Zeit sein.

zogen und heute das Zwei- bis Dreifache erreicht haben, dann müssen wir durchaus ohne Optimismus zugeben, daß weitere recht erhebliche Steigerungen zu erwarten sind. Der Flug um die Erde in 24 Stunden mutet zwar noch etwas wie eine Erzählung frei nach Jules Verne an, in seinem lesenswerten Büchlein „Funken aus der Luftwaffenschmiede" zeichnet Oberstleutnant Siegert auch die mögliche Meisterung dieses Problems mit kurzen charakteristischen Strichen. Ich will mit dem bisher über Geschwindigkeit Gesagten nur beweisen, daß Länder des europäischen Kontinents, wie unser Vaterland, Frankreich, Italien und andere, zur Entfaltung eines Luftverkehrs, zur Ausnutzung aller seiner Energien, viel zu klein sind. Ein schweres Tourenauto eignet sich auch nicht für die enge Stadt, es entfaltet sich erst richtig auf der freien Landstraße und wird dann allerdings zum Kilometerfresser. Der Drachen gehört auch nicht in die Kinderstube, sondern auf das Stoppelfeld. . . .

Schon durch die Tatsache, daß das moderne Luftfahrzeug alle Berechnungen über Raum und Zeit über den Haufen wirft, neue Gebrauchswerte schafft, schon hierdurch muß jeder Luftverkehr der Zukunft international werden. Kein Mensch findet etwas an internationalen D-Zügen, an internationaler Post, an internationaler Schiffahrt, an den Gedanken des internationalen Luftverkehrs als dem kategorischen Imperativ jeden Schnellverkehrs kann sich der Deutsche noch nicht gewöhnen. Es ist tatsächlich ein Verbrechen, wenn in der Presse noch Gedankengänge gedruckt werden, die die Nationalität der deutschen Luftfahrt betonen.

Schon sind zarte Fäden mit bestem Erfolg geknüpft, der Fünfländerflug (Deutschland, Holland, England, Dänemark und Schweden) gehört bereits der Geschichte der deutschen Friedensluftfahrt an. Und wenn nicht die Männer der Praxis bei der „Deutschen Luftreederei" wieder einmal die Initiative ergriffen hätten, dann befänden wir uns wahrscheinlich noch auf nicht absehbare Zeit in der traurigen Rolle des Mauerblümchens, das auf den Tanz wartet. Wir haben bisher leider immer nur auf die goldenen Worte von oben gewartet, auf die Erleuchtung, die uns Euler und seine sonderbare Nebenregierung spenden würden, wir haben aber nur einen unermeßlichen Regen beschriebenen und bedruckten Papiers erlebt, kein Propellersurren gehört und haben mit geballter Faust in der Tasche zuschauen müssen, wie sich Wichtigtuer und Gernegroße in Dienstagsnachmittagskränzchen aufspielten und sich beim angeblichen Anknüpfen internationaler Fäden einwickeln ließen. Die Fäden internationaler Luftfahrt mit dem Endzweck unserer Aufnahme in den internationalen Luftvölkerbund werden nicht in Kommissionen und Ausschüssen von Theoretikern geknüpft, sondern von den Männern der Praxis, die Papier, Tinte und Druckerschwärze nur im Notfalle anfassen, dafür aber mit Taten beweisen, was sie können. Diesen richtigen Weg haben wir mit Hilfe der D. L. R. nunmehr endlich beschritten, er wird uns auch zum Erfolge führen. Es fehlt uns also nur noch ein Führer in der Person eines energischen Luftfachministers, der den Eulerschen Laden sauber ausfegt, alle lästigen Laienkommissionen zum Teufel jagt und durch bessere ersetzt. Wenn nämlich der liebe

Gott die Welt mit Hilfe einer Kommission erschaffen hätte, dann wäre sie bestimmt heute noch nicht fertig. . . .

Ich will nun versuchen, mit ein paar kurzen Strichen das Gebilde eines sogenannten internationalen Luftverkehrs, an dem Deutschland aktiv beteiligt ist, zu zeichnen. Kein Gemälde mit Ölfarben, sondern (dem zur Verfügung stehenden Raum entsprechend) eine Skizze mit dem Kohlestift:

Jedes Land ist als Grundlage erst einmal bei sich selbst „zu Hause", seine Luftverkehrslinien entspringen dem selbstverständlichen Verkehrsbedürfnis und lehnen sich harmonisch an die großen internationalen Schienenstränge an, d. h. sie verbinden die großen Handels- und Verkehrszentren. Nicht aus kleinen subalternen Erwägungen werden Luftverkehrslinien geboren, sondern aus großen Gesichtspunkten heraus. Man macht keinen Luftverkehr nach Treuenbrietzen, aber man verbindet z. B. Hamburg mit München, Wien mit Berlin, Königsberg oder Danzig mit Köln und Mainz, sucht die Eisenbahn und das Seeschiff auf dem Wege nach Stockholm, Kristiania, London, Manchester und Paris sowie Rom zu schlagen und richtet den selbstverständlichen Blick auch nach der amerikanischen Küste, über das Mittelmeer nach Süden und nach dem brodelnden Osten und Südosten. Es werden sich dann ganz von selbst die Anschlüsse an den Nachbar ergeben, Umsteigestellen, auf denen das nachbarliche Flugzeug oder Luftschiff die Reisenden und die Eilpost (nur solche kommt in Frage) übernimmt und ohne Aufenthalt weiterführt.

„Du siehst, mein Sohn, zum Raum wird hier die Zeit . . ."

Ein großer Teil der Kriegsanlagen ist in allen Ländern zu verwerten, wenn sie nicht wie bei uns auf Befehl des Gegners bis auf einen kümmerlichen Rest dem Erdboden gleichgemacht werden müssen. Man erkennt aber hierin, wie von mir bereits in den ersten beiden Aufsätzen zum Ausdruck gebracht, einmal die militärische Angst, dann aber, und das erscheint mir die Haupttriebfeder, den Konkurrenzneid und die Konkurrenzfurcht. Man will im Ententelager erst einmal die Luft für sich erobern (ganz friedlich natürlich), und was dann übrig bleibt, das bekommen die Deutschen wohlwollend zugewiesen. Betriebe man nicht den Vernichtungswahnsinn mit dem deutschen Material aller Art, dann wäre ja schließlich deutsche Arbeit, die sich im Kriege aller Welt zum späteren Absatz durch ihre Leistungen bestens empfohlen hatte, zu schnell wieder obenauf. . . . Sie!

Da die Entente über Sein oder Nichtsein unserer Flugplatzanlagen entscheidet, so ist ohne nähere Beweisführung anzunehmen, daß sie die Anlagen bestehen läßt, die in ihr Konzept passen. Das wären also Anlagen im Zuge großer Linien, die notgedrungen über Deutschland führen. Wie weit man da vor Tatsachen steht, ist das Geheimnis des Eulerschen Reichsluftamtes, die Öffentlichkeit erfährt davon nichts, und doch hätte sie ein sehr lebhaftes Interesse an solchen Nachrichten, die ein wenig Licht in die allgemeine Finsternis zu bringen geeignet wären, Mut und Zutrauen geben. Es kommt ja auch an dieser Stelle nicht darauf an, einen genauen Plan zu geben, also ist es grundsätzlich gleich, ob Nürnberg oder Leipzig

erhalten bleiben, oder ob Hannover oder Königsberg auf Befehl des Feindbundes dem Erdboden gleichgemacht werden.

Luftverkehr hat nur Sinn und Verstand, wenn er andere Verkehrsmöglichkeiten mit der ihm eigenen Geschwindigkeit schlägt, dem Reisenden also einen Vorteil bietet. Wir haben in dieser Beziehung bereits lehrreiche Beispiele verzeichnet auf den Strecken Paris—London und in Richtung nach Schweden und Dänemark. Richtig ineinandergreifende Anschlüsse sind natürlich Vorbedingung jedweden Erfolges. Man bringt es doch aber heute schon fertig, an einem Nachmittage von Paris nach London zu fliegen, dort seine Geschäfte zu erledigen und am Abend wieder in Paris zu sein. Mit allen anderen Verkehrsmitteln ist das ausgeschlossen. Luftverkehr bedeutet Durchgangsverkehr, selbst der internationale D-Zug wird dann zur Bimmelbahn, der an so und so vielen Stationen hält. Der Luftexpreß frißt Raum und Zeit.

Dieser Organisation im großen ist die Erdorganisation bis ins kleinste angegliedert. Die Fahrpläne von Eisenbahn, Schiff und Luftfahrzeug müssen in Zukunft ein geschlossenes geistiges Ganzes bilden, denn ein verpaßter Anschluß oder ein solcher, der nicht existiert, machen die Luftreise illusorisch. Die Erdorganisation wird Unsummen verschlingen, das hilft aber nichts, denn in der Sicherheit und Pünktlichkeit des Luftverkehrs liegt seine alles bezwingende Stärke. Das Erdnetz, so wie es mir im Geiste und in der Phantasie vorschwebt, vereinigt in sich alle technischen Errungenschaften der Vor- und Nachkriegszeit. Die funkentelegraphische Wettermeldung wird zum täglichen Brot, ebenso wie das dem Luftreisenden vorauseilende drahtlose Telegramm. Der Luftbahnhof und sein unsichtbares Verkehrsnetz mit Zubringerlinien auf Schienen als Schnellbahn, als Kraftwagen und als Flugzeug werden entstehen. Es wird auch die Zeit kommen, in der eine internationale Gesetzgebung das Verlegen von Starkstromleitungen (als Gefahrenquelle für das Luftfahrzeug) grundsätzlich verbietet. Die vorliegende internationale Konvention, das Handbuch internationaler Luftgesetzgebung, unter Ausschluß Deutschlands nach Waffenstillstand in Paris geboren, hält alle diese Möglichkeiten offen. Den Vätern dieser internationalen Konvention schwebten vorerst auch nur lose Gedanken vor, die sie niederschrieben, eine praktische Bedeutung hat das Buch vorerst nicht. Die endgültigen Bestimmungen werden erst ganz allmählich aus der internationalen Praxis entstehen. Beim Studium der ausgezeichneten deutschen Übersetzung stößt man auf zahlreiche Widersprüche und Unklarheiten, die an sich im Wesen des noch unklaren Stoffes liegen. Die internationalen Luftfahrtkommissionen werden klug genug sein, dieser Arbeit selbst nicht mehr als den Charakter eines losen Entwurfes, in dem grundlegende Gedanken festgehalten sind, beizumessen.

Die anerkannte aktive Mitarbeit Deutschlands besteht noch nicht. Wir sind der Entente trotz Friedensschluß Feinde. Und wenn wir uns auch auf allen anderen Gebieten feindlich gegenüberstehen müssen, so ist gerade auf dem Luftfahrtgebiete eine neutrale Annäherungsmöglichkeit in wirtschaftlicher Beziehung ge-

geben. Nicht in Kommissionen Weltfremder wird die internationale Annäherung zur Tatsache, auf dem Flugfeld müssen sich die Männer der Praxis, die sich im Kriege im Luftkampf besiegten, sozusagen „in der Luft die Hand reichen". Und sie haben sie sich bereits beim Fünfländerflug gereicht und sind ein gutes Stück vorwärts gekommen, gemeinsame Interessen, gemeinsame Gefahr und gemeinsame Arbeit am Problem des fliegenden Menschen, dem das 20. Jahrhundert gehört, sind ein stärkeres Bindemittel als alles andere.

Die internationale Konvention fordert die Vertretung eines Landes durch einen „Verband". Damit wird aber unzweideutig zum Ausdruck gebracht, daß nur die Männer der Praxis die Luftfahrt eines Landes richtig vertreten können. Unsere augenblickliche Vertretung in Gestalt einer sogenannten „Luftsportkommission" wird nicht anerkannt. Es kommt darauf an, daß sich in absehbarer Zeit alle die zusammenschließen zu gemeinsamem Handeln, die mit Geist und Hand am Steuer und als Industrielle *sichtbare Arbeit* leisten, daß sich dann ganz natürlich und von selbst aus dieser Interessengemeinschaft der Arbeitsausschuß herausschält, der die Geschäfte des „Verbandes" führt und die Vertretung im internationalen Rahmen übernimmt. Hierzu ist es aber notwendig, daß die in Frage stehenden Körperschaften, der Deutsche Luftfahrerverband als Vertreter des Ballonsports, der Berufsverband für das Luftfahrtwesen als Vereinigung der werktätigen Flugzeugführer und der Bund deutscher Flieger als Sinnbild eines späteren deutschen Luftsports, zusammen mit dem Verband der deutschen Flugzeugindustriellen *den* „Verband" gründen und ihre Vertretung für die Konvention wählen. Zieht man dann paritätisch und prozentual alle anderen Interessenten (wie zum Beispiel die Wissenschaft) zur *aktiven* Mitarbeit heran, dann ist es schwer möglich, etwas zu finden, was in konzentrierterer Form als Vertretung einer *geeinten* deutschen Friedensluftfahrt angesehen werden kann. Dann verschwinden auch alle Revolutionsgründungen wie die *selbstgewählte* Luftsportkommission ganz von selbst vom Schauplatze täglichen Kampfes und ebnen durch ihr Verschwinden der deutschen Luftfahrt Aufbau und Aufstieg.

Selbstverständlich kann man nicht Gift darauf nehmen, daß alle Zukunftsaufgaben auch zu verwirklichen sind. Wenn man aber heute überhaupt ein klares Ziel zu erkennen glaubt und an der Erreichung dieses Zieles *arbeitet*, dann ist doch wenigstens der Anfang gemacht, und es heißt dann nur, zähe bei der Stange bleiben. *Leben heißt kämpfen.* Wenn der deutsche Luftfahrer in langen Friedens- und Kriegsjahren das Kämpfen nicht gelernt hätte, dann wären wir eben luftfahrttechnisch niemals das geworden, was wir am Schluß des Völkerringens darstellten, und was wir theoretisch heute noch sind. Bis wir auch nur ungefähr das vorerst noch reichlich unklare Bild eines zukünftigen Luftverkehrs erreicht haben werden, wird viel Schweiß fließen müssen, werden wir manche Enttäuschungen erleben und sehr viel arbeiten müssen. Vorerst fehlt uns die Hauptsache zum Luftverkehr, *die* Maschine, die bei *sparsamstem* Verbrauch von Benzin und Öl *Höchstleistungen* in bezug auf *Schnelligkeit* und

Sicherheit aufweist. Im Kriege bauten ja alle Mächte nach ganz anderen Grundsätzen, auf die Betriebskosten kam es nicht an, die Hauptsache war, der gewollte Kriegszweck wurde erreicht. Deshalb sind alle Kriegstypen für einen rationellen Wirtschaftsverkehr unbrauchbar, sie arbeiten zu teuer. Die ganze Frage ist eine Motorenfrage. Wenn wir aber den Blick einmal anderthalb Jahrzehnte zurückwenden, so werden wir sehen, daß Zeppelin, bis er das wurde, was er heute ist, stets an den Motoren gekrankt hat. Mit der Motorenfrage ist auch das Moment der Sicherheit für den Luftverkehr zwangsläufig gekuppelt. Ist die Motorenfrage gelöst, dann formen sich die Verkehrstypen der Zellen, d. h. der Flugzeuge, wie sie der Laie sieht, ganz von selbst. Die Probetypen an Verkehrsmaschinen auf der Basis der Kriegsmotorenleistungen, die einige unserer Flugzeugfabriken bereits herausgebracht haben, geben uns einen sonnigen Ausblick. Der Luftreisende der Zukunft wird keinerlei Bequemlichkeit und Komfort zu entbehren haben, er wird beides sogar gegenüber der Eisenbahn im Überfluß genießen.

Wir müssen eben ganz von vorne anfangen, aber wir haben das moralische Plus, daß wir bereits Großes auf diesem Gebiete geleistet haben. Allerdings müssen wir Neues schaffen, ganz Neues, noch nicht Dagewesenes und dürfen keine faulen Kompromisse mit dem vergangenen Kriegsbau schließen.

Nun bitte ich den Leser, einmal mit mir den großen Andree aufzuschlagen, die Weltkarte und die Karte von Europa genügen, denn darüber herrscht ja zwischen uns mittlerweile Stimmeneinheit, daß Deutschland für einen Luftverkehr zu klein ist. Start und Landung sind wieder am Schreibtisch, gefahrlos und lehrreich zugleich, gerade so wie beim ersten Teil der Artikelserie, als wir die verschiedenen Kriegsschauplätze abflogen. Ebenso wie die Welt vom Feindbunde in Versailles auf der Erde verteilt wurde, ebenso wird die Luft der Welt verteilt. Frankreich, England und Amerika haben die Überquerung des Atlantischen Ozeans in Erbpacht genommen. Sie werden uns von sich aus an diesem Geschäft, das sie als ein sehr lukratives ansehen, niemals teilnehmen lassen. Eine Möglichkeit bleibt allerdings der deutschen Betätigung, das wäre die auf der Basis einer deutsch-amerikanischen Interessengemeinschaft, dorthin weisen die durch die Presse gegangenen Verhandlungen des Zeppelinkonzerns mit amerikanischen Finanzgruppen. Jeder „Sieger" hat gewissermaßen bereits sein Luftinteressengebiet, der französisch-englisch-amerikanische Konzern verteilt sich auf den Tummelplatz des Atlantischen Ozeans, Frankreich und Italien werden über das Mittelmeerbecken nach Afrika gehen, England wird auch hier seine Bundesgenossen reichlich ausnutzen und sich beizeiten mit Hilfe seiner Bundesgenossen die Verbindung Gibraltar-Kapstadt sichern. Italien wird vielleicht noch eine Verbindung nach Konstantinopel und Kleinasien anstreben, wenn es dabei nicht mit anderen Interessenten in Konflikt gerät. Die außereuropäischen Luftverbindungsmöglichkeiten interessieren uns Deutsche wenig oder gar nicht, denn wir haben weder Kolonien, noch sonst etwas, was uns Fuß und Halt geben könnte, daher schalte ich die außereuropäische Welt mehr oder weniger aus.

Es bleiben also, nachdem wir, von dem Sprungbrett Europa ausgehend, nach Westen und Süden geschaut haben, noch der Osten und der Südosten übrig. Wenn der Deutsche heute den Blick nach Osten wendet, dann wehrt er schon ab, denn er sieht in Gedanken ein gequältes russisches Reich, aus dem nichts Gutes kommt, das sich in Schmerzen windet, hungert und friert, ja anscheinend langsam abstirbt. Viele Leute bei uns *wollen* leider im Osten gar nichts sehen! Das ist meiner Ansicht nach ein großer Fehler, *gerade hier* heißt es einmal, den Schleier zu durchdringen versuchen. Sind wir uns denn nicht alle klar, daß aus Rußland wieder etwas werden kann, wenn die Zeit des Bolschewismus erfüllt ist? Ich rechne ernstlich damit, daß eines Tages der Augenblick gekommen ist, in dem Rußland langsam, aber sicher wieder ein normales, zivilisiertes Land wird, sich wieder auf sich selbst besinnt und einen mühsamen Aufbau beginnt. Wann das ist, das allerdings kann ich dem Leser nicht auf Tag und Stunde verraten, aber ich habe den *Glauben*, daß der Tag kommt. Dann würde sich dem deutschen Luftverkehr automatisch das Betätigungsfeld in östlicher Richtung erschließen, gegen das kein Mitglied der Entente etwas würde haben oder einwenden können. Der Luftverkehr der Zukunft ist ein Kulturbringer, der Osten bietet ihm auch die weiten Strecken, die er zu seiner Entfaltung braucht. Man bedenke, wie Rußlands Verkehrsnetz aussieht, und wie unendlich lange es sicher dauern muß, bis hierin einigermaßen brauchbare Zustände eintreten.

Würde die ausgesprochen östliche Richtung ein Betätigungsfeld für uns Deutsche *ohne besondere Konkurrenz* sein, so wollen wir uns nun einmal, ebenfalls auf dem großen Andree, die südöstliche Richtung etwas genauer anschauen. Hierbei ist im voraus zu bemerken, daß die rührige Deutsche Luftreederei bereits den Anlauf gewagt und über Breslau—Oberschlesien—Karpathen eine Luftverbindung nach dem südlichen Rußland (Ukraine) über Kamenez-Podolsk nach Kiew angefangen hatte, bis der Bolschewismus auch diesen russischen Landesteil überspülte und damit den deutsch-ukrainischen Luftverkehr. Wie groß das Wagnis dieser Gesellschaft war, erhellt die Tatsache, daß das Überfliegen eines polnischen Zipfels stets die Gefahr des Abschusses in sich barg. Aber man hat es gewagt, weil man weiß, was man will, weil man den Mut hatte, sich durchzusetzen und den Einsatz für ein großes, lohnendes Ziel wagte. Deutscher Unternehmergeist. . . .

England strebt eine Verbindung von der Ostsee nach dem Schwarzen Meer an, deshalb schuf es *ihm* willige Randvölker von Danzig—Kurland bis herunter an den Rand der Karpathen. Diese Verbindung wird sich eines Tages in Gestalt eines Wasserweges, dann einer Eisenbahn und schließlich — chronologisch rangiert das an erster Stelle — in Gestalt einer Luftverkehrslinie einstellen. Wir sehen das *Luftfahrzeug als vorbereitenden Kulturbringer*, als Vorhut! Da das alles weitsichtige Projekte sind, so darf man ihre Ausführung nicht von heute auf morgen erwarten, aber diese Nord—Süd-Verbindung kommt, sie braucht eben Zeit, die Reibungen und Hemmungen, die ihrer Verwirklichung entgegenstehen, sind wirtschaftspolitisch groß. Sie geben selbst dem allmächtigen England eine ganz ge-

hörige Nuß zu knacken auf, an der es zu beißen haben wird, und wobei ihm so mancher Zahn locker werden dürfte. Ich wiederhole: wir wollen ja auch nur einmal sine ira et studio, ohne allzu großen Optimismus, aber auch ohne jeden Pessimismus einen gewagten Blick hinter die Kulissen der Zukunft tun.

England muß aber ebenso eine schnelle Verbindung zur Luft nach Arabien, Persien und Indien anstreben, d. h. den kürzesten und schnellsten Weg zu seinen Interessengebieten, Kolonien usw. Nur so wird es seinen Machteinfluß, den es im Weltkriege gewann, dauernd befestigen. Der Seeweg über Gibraltar, Mittelmeer und Suezkanal dauert zu lange, er wird den immer gesteigerten Anforderungen an eine schnelle Verbindung aus politischen Gründen nicht genügen. Der Luftweg von England nach Arabien, Persien und Indien führt aber notgedrungen über Deutschland, nach Indien und Persien allerdings in ausgesprochenerem Maße als nach Arabien. England weiß, wie ich schon andeutete, den deutschen Fleiß und das deutsche Können auf luftfahrttechnischem Gebiete wohl zu schätzen, es wird die deutsche Luftfahrt zweifelsohne in den Dienst seiner Sache zu stellen versuchen, wenn es ihm paßt. Unsere Aufgabe ist, die Zukunftsfäden geschickt und erfolgreich zu spinnen, nachdem wir sie aufgenommen oder in die Hand gespielt bekommen haben. Unsere positive Armut, die ja wohl auf allen Gebieten eine unbestrittene Tatsache ist, wird kein Hinderungsgrund sein, das englische Geld, das in so einem Unternehmen steckt, darf uns nicht genieren. Aber zur Durchführung jedweder Zukunftsgedanken brauchen wir einen überragenden Führer, einen **Fachmann**, einen Mann mit großen zeugungsfähigen Gedanken, und können keine Puppe und keinen Daurlauber wie Herrn Euler gebrauchen, der im besten Falle eine schlechte Dekorationsfigur darstellt. Die Entwicklung all der Dinge schreitet schneller vorwärts, als wir im allgemeinen annehmen, ständige Aufmerksamkeit der leitenden Stellen und geschicktes diplomatisches Verhalten, frisches Zupacken im richtigen Moment sind unerläßlich, ebenso, wie ein Zusammenarbeiten mit der diplomatischen Reichsleitung.

Bis sich aber dieser Blick in die Zukunft realisiert, werden wir auf der bereits eingeschlagenen Bahn fortschreiten und unseren Luftverkehr innerhalb Deutschlands und nach den befreundeten nordischen Ländern pflegen und mit allen Mitteln ausbauen. Wir werden den vielversprechenden Anfang im internationalen Rahmen (Fünfländerflug) ebenfalls ausbauen. Dann müssen wir uns von einer unfähigen Oberleitung befreien, müssen uns die angedeutete Interessenvertretung schaffen, müssen die Augen offen halten, um keine Gelegenheit zu versäumen, ein Betätigungsfeld, und sei es noch so klein und noch so bescheiden, für uns zu gewinnen. Bedenken wir immer, daß der Luftraum der Welt nur einmal verteilt wird. War unser politisches Dasein bisher eines der verpaßten Gelegenheiten, so lernen wir hoffentlich für die Luftfahrt die eine Nutzanwendung: aufpassen und frisch zupacken. . . .

Und dem Laien, der vielleicht alles in allem denkt, daß einer Verwirklichung derartiger Pläne unüberwindliche technische Schwierigkeiten gegenüberstehen, allen denen möchte ich zum Schluß ein Wort eines unserer führenden Männer der

Praxis zweier Jahrzehnte zitieren: „Ich freue mich schon auf die erstaunten Äuglein aller Hilfsbremser. . . . Die entgegenstehenden Schwierigkeiten sind sicherlich nicht größer als die, welche die Fliegertruppe selbst überwunden hat, um von 50 PS. auf 720 PS. und von 5 m Flughöhe auf 5500 m zu gelangen."

Es ließe sich noch viel über das Problem vom fliegenden Menschen, dem das 20. Jahrhundert gehört, plaudern, vielleicht findet sich bald wieder hier ein wenig Raum für die Luftfahrt. Der Kampf ad astra schreitet schnell vorwärts, es gibt immer Neues zu berichten.

Politische Rundschau

Berlin, den 12. Oktober 1920.

Der letzte Monat hatte für Europa eine außerordentliche Bedeutung deshalb, weil sich die weltpolitische Lage durch die immer schwächer werdende Stellung von Sowjetrußland im Staatensystem und im Innern bedeutend geändert hat. Selbsttätig mußte diese Schwächung eine außerordentliche Stärkung der französischen Stellung auf dem Festland mit sich bringen, was wiederum darin seine Nachwirkung fand, daß die englische Politik gegenüber Sowjetrußland einen völligen Wandel durchmachte.

Die französische These für die Betrachtung der russischen Frage ist immer dahin gegangen, daß man versuchen müsse, den Bolschewismus in Rußland zu bekämpfen, wo immer sich Gelegenheit dazu biete. Man muß der französischen Politik die eine Anerkennung zuteil werden lassen, daß sie von Clemenceau bis jetzt strikt an diesen politischen Prinzipien festgehalten hat, daß sie den Versuch gemacht hat, die weltpolitische Mächtegruppierung ihren politischen Zielen unterzuordnen und, wo das nicht ging, vorläufig zu lavieren, ohne diese Ziele aus dem Auge zu verlieren.

Zuerst versuchte man es mit bewaffneten Eingriffen. Als dies nicht gelang, wurden wenigstens alle Versuche, das russische Problem durch andere Einflüsse zu lösen (vergleiche die Bermondtversuche im Baltikum), zum Scheitern gebracht. Als diese Phase vorbei war und der ungeheure militärische Aufschwung der Bolschewiken begann, im Süden sowohl wie im Westen, wurden alle französischen Pläne auf Polen konzentriert. In demselben Augenblick, wo Lloyd George den außenpolitischen und innerpolitischen Verhältnissen Englands dadurch Rechnung trug, daß er mit den bolschewikischen Abgeordneten verhandelte, wurde von Frankreich eigenmächtig und ohne England zu fragen, die Anerkennung Wrangels durchgedrückt, selbst auf das Wagnis hin, daß eine zeitweise Verstimmung zwischen den Kabinetten von London und Paris erfolgte.

Der Lauf der Ereignisse ist für die französische Politik vorteilhaft gewesen. Wrangels Stellung im Süden befestigte sich, die Polen hatten ungeheure Erfolge, und die englische Politik, die sofort mit der ihr eigenen Wendigkeit den veränderten Verhältnissen Rechnung trug, orientierte sich immer mehr nach der französischen Richtung hin, so daß in diesem Augenblicke eigentlich weiter nichts mehr übrig bleibt, als ein Abbruch der Verhandlungen zwischen England und dem jetzt noch in London befindlichen Krassin, der wahrscheinlich nichts mehr von seinen Verhandlungen erhofft.

Die englische City hat in dem Augenblicke, als die Überzeugung sich in England festigte, daß die bolschewikische Herrschaft mit gewaltigen Schritten bergab ging,

schon als die Verhandlungen über ein russisch-englisches Handelsabkommen ungefähr am Ende waren, anscheinend einen entscheidenden Vorstoß auf Foreign Office oder vielmehr auf Lloyd George gemacht. Die Frage der englischen Guthaben gegen Rußland war eine der Hauptfragen bei den Besprechungen gewesen. Man war zuerst insofern zu einem Kompromiß gelangt, als eine endgültige Regelung bei den jetzt geführten Verhandlungen nicht stattfinden, sondern die Lösung der Frage selbst der Friedenskonferenz überlassen bleiben sollte. Jetzt scheint sich die City ganz auf den französischen Standpunkt gestellt zu haben, der eine restlose Anerkennung der Schulden der zaristischen Regierung durch die Bolschewiken als Voraussetzung für alles weitere Verhandeln verlangt. Damit dürften die Verhandlungen auf einem toten Punkt angelangt sein.

Die Curzonschen Noten an Rußland nehmen einen immer heftigeren Ton an. Man verlangt die Beantwortung der Note, die sich auf die Freilassung der in Baku gefangenen Engländer und auf den ganzen Fragenkomplex der bolschewikischen Propaganda in Zentralasien beziehen innerhalb ultimativer Frist. Ein französisches Ultimatum in demselben Sinne ging mit dem englischen Verlangen parallel. Die Sowjetmacht beeilte sich, beide Noten innerhalb der gestellten Fristen zu beantworten. Die Antworten genügen jedoch den Ententeregierungen nicht. Das Feld zu weiteren Differenzen ist damit eröffnet. Sie bieten der Ententediplomatie Gelegenheit und die Handhabe in dem Augenblicke, wo die Lage günstig genug ist, gegen das bolschewikische Rußland mit weiteren diplomatischen oder anderen Schritten vorzugehen.

Das Verhalten der Sowjetmacht ist von dem tiefen Friedensbedürfnis Rußlands bestimmt. In den Äußerungen Lenins sowie Trotzkis kehrt die Note immer wieder: Wir brauchen auf jeden Fall den Frieden, und wir müssen alles tun, um diesen Frieden herbeizuführen. Ein Unbeteiligter muß den Eindruck haben, daß die Bolschewiken an dem Endpunkt wenigstens ihrer außenpolitischen und militärischen Macht angekommen sind.

Zu gleicher Zeit beginnt in England sowohl wie in Frankreich eine entschlossene und zielbewußte Zeitungspropaganda, die zeigen soll, daß auch die Bolschewiken im Innern mit ihrer Macht zu Ende gekommen sind, und daß man vor großen Umwälzungen in Rußland stehe. Wir hören von bewaffneten Aufständen in Petersburg, die gewaltigen Umfang angenommen haben sollen, und die nur mit Hilfe der chinesischen Truppen der Bolschewiken niedergeschlagen werden konnten. Wir hören von Dynamitattentaten, deren Beschreibung bis in einzelne immer wieder in der westeuropäischen Presse auftaucht, ohne daß es möglich gewesen wäre, festzustellen, ob alle diese Ereignisse wirklich stattgefunden haben oder nicht. Die Tatsache, daß die Hälfte von Europa von jedem Nachrichtenverkehr mit der übrigen Welt abgeschnitten ist, und daß die Bolschewiken alles tun, um das Licht von Europa in ihre Dunkelheit nicht eindringen zu lassen, macht es erklärlich, daß die europäische Öffentlichkeit bis heute noch nicht in der Lage ist, festzustellen, ob wirklich die Revolten in Rußland stattgefunden haben oder nicht. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die nach Westeuropa gelangten Meldungen über eine vollkommene militärische Auflösung der bolschewikischen Armee nicht weit von der Wirklichkeit entfernt sind. Anders wäre es ja auch nicht zu erklären, daß die Bolschewiken mit solcher Eile und unter der Aufgabe ihrer festesten Grundsätze zu dem Waffenstillstande mit Polen gekommen sind und um jeden Preis auch zum Friedensschluß gelangen wollen.

Kennzeichnend für diesen Friedensschluß ist, daß von den ursprünglichen Forderungen, die Herr Kameneff dem englischen Premierminister in London mitteilte, und die englischerseits bereits zu dem offen gezeigten Verdrusse der französischen Diplomatie für vernünftig erklärt worden waren, nichts mehr übrig geblieben ist. Die Russen verzichten auf jede Volksabstimmung in den Westgebieten, sie verzichten auf

ihre Forderungen bezüglich der polnischen Entwaffnung, sie verzichten auf ihre Ansprüche wegen Freigabe der Bahnlinie über Grajewo zum Zwecke des unmittelbaren Verkehrs mit Deutschland. Sie scheinen sich dazu bequemen zu müssen, daß zwischen Litauen und Rußland ein polnischer Korridor geschoben wird. Sie geben endgültig jeden Anspruch auf eine Regelung der ostgalizischen Frage auf. Die russische Diplomatie geht so weit, daß sie Wert darauf legt, nach außen hin zu beweisen, daß Sowjetrußland keinerlei Verbindungen und keinerlei politische Berührung mit Deutschland habe und auch nicht beabsichtige. Joffe hat das in einem Interview ausdrücklich erklärt. Wenn auch die Tatsache der Wahrheit entspricht, so ist doch ihre Feststellung in diesem Augenblick nicht anders zu erklären, als aus einer übergroßen Angst der bolschewikischen Politiker vor England und Frankreich.

Es bleibt der bolschewikischen Politik nach diesem Zusammenbruch nur eine einzige Möglichkeit, sich wieder aufzurappeln: das ist der Appell an die Arbeiterschaft Westeuropas, um die Idee der Weltrevolution von dem Proletariat Westeuropas aufnehmen zu lassen und von dort aus die russische Frage wieder in Gang zu bringen. Zur selben Zeit, wo die bolschewikische Macht auf ihrem Tiefpunkte angelangt ist, macht sich deshalb eine größere Stärke der bolschewikischen Propaganda bemerkbar, als sie jemals dagewesen ist. Lenin erläßt Aufrufe an das Proletariat in Deutschland, in Frankreich und England. Die kommunistischen Blätter, die in Westeuropa erscheinen, geben als Stichwort aus: Nicht Sowjetrußland ist geschlagen, sondern Ihr seid in Sowjetrußland geschlagen. Eure Ideale sollen vernichtet, Ihr sollt wieder zu Sklaven des westeuropäischen Kapitalismus gemacht werden. Dabei gibt sich Lenin keinen Täuschungen darüber hin, daß eine Hauptstütze für seine Pläne das deutsche Proletariat ist. Die Leninschen Aufrufe treffen zusammen mit der ungeheuren Bewegung zugunsten des extremen Gedankens in den radikalen Gruppen der deutschen Arbeiterschaft. Nach der Reise der deutschen unabhängigen Sozialisten zu dem Moskauer Kongreß und ihrem Einblick in die wahre Lage in Rußland und das Los der dorthin ausgewanderten deutschen Arbeiter war es klar, daß es zu einer Spaltung der unabhängigen sozialistischen Partei Deutschlands kommen mußte. Dittmann und seine Freunde hatten von Rußland her die 21 Moskauer Forderungen mitgebracht, die die russische kommunistische Regierung als Vorbedingung für den Eintritt in die dritte Internationale an das Proletariat Westeuropas stellt.

Den einsichtigen Köpfen innerhalb der deutschen unabhängigen sozialistischen Partei war es mit dem Augenblick des Empfanges dieser Bedingungen klar geworden, daß ihre Annahme die vollkommene geistige und seelische Unterwerfung des deutschen Arbeiters unter die Moskauer Diktatur und den russischen Terror bedingt. Ebenso klar war es diesen Führern, daß es den Untergang des deutschen Proletariats bedeuten müßte, wenn man diese russischen Grundsätze auf den deutschen Boden, der bei der Bildung und dem Widerstande des deutschen Arbeiters eine ganz andere Behandlung der sozialen Fragen verlangte, einfach überpflanzen wollte. Der Kampf zwischen den einsichtigen und den blinden Anhängern der Theorie der Tat begann mit seltener Schärfe in Deutschland einzusetzen. In diesen Kampf griff die russische Regierung, deren erste Pflicht es gewesen wäre, sich jeder Einmischung in die deutschen Verhältnisse zu enthalten, mit der größten Offenheit und mit bewundernswerter Tatkraft ein.

Nicht um Personenfragen handelt es sich jetzt, sondern um Fragen des Prinzips. Wir müssen eine schlagkräftige, einheitliche, zusammengefaßte kommunistische Bewegung in Europa schaffen, bei der die Lauen und die Opportunisten von vornherein keinen Platz haben. Jedes Kompromiß schädigt die Bewegung, und es ist besser, daß das deutsche Proletariat zugrunde geht, oder daß seine Lage der des russischen Pro-

letariats ähnlich wird, als daß die großen Ziele der Herbeiführung der Weltrevolution in dieser kritischen Zeit aufgegeben werden. Das waren die Losungsworte, die aus Moskau ertönten.

Es ist klar, daß in einer Zeit der politischen Gärung und der wirtschaftlichen Nöte unter der Drohung einer nahenden industriellen Krise, die das Heer der Arbeitslosen von Tag zu Tag gewaltig anschwellen läßt, die extremen Forderungen Aussicht haben, bei einem großen Teil der urteilslosen Massen Anklang zu finden. Die bedenkenlose Moskauer Lügentaktik weiß geschickt über die selbsttätigen Wirkungen einer Umsetzung ihrer Propaganda in die Tat hinwegzuhuschen. Man arbeitet mit allen Mitteln daran, immer breitere Schichten für das große Ideal der endgültigen Umwälzung zu gewinnen.

Der Erfolg dieses ungeheuren Kampfes, den Moskau auf deutschem Boden führt, wird der sein, daß wir bald in Deutschland eine große kommunistische Partei haben werden, die über einen Teil der Parteigelder und der Parteiorganisation der Unabhängigen Sozialdemokratie verfügen wird. Allerdings wird ebenso wahrscheinlich der Mehrheitssozialismus einen Machtzuwachs erhalten. Ungeklärt bleibt vorerst die Frage, ob es dazu kommen wird, die gesamten extrem gerichteten Massen zu einer einzigen großen und mächtigen kommunistischen Kampforganisation zusammenzuschmieden. Da weder das englische Proletariat, noch auch das französische sich in einer ähnlichen Lage befinden wie das deutsche, da ferner die Regierungen in England und in Frankreich mächtig genug sind, um jede Neigung zum Bolschewismus, die sich in ihren Ländern zeigen sollte, von vornherein mit Erfolg zu bekämpfen, so ruht die ganze Schwere der Lage auf Deutschland. Die Folgewirkung der politischen Ereignisse der letzten Woche wird für Deutschland um so drohender werden, je größer die allgemeine politische Unsicherheit in Europa sein wird.

Es hängt also nicht von Deutschland ab, ob diese Unsicherheit steigen oder sinken wird, sondern ganz allein von Umständen, auf die Deutschland wenig Einfluß hat; nämlich von der Stimmung des französischen und englischen Kabinetts. Siegt in Paris die Richtung, die dahin geht, Deutschland auf jeden Fall zu vernichten, gleichgültig, ob man das Chaos in Europa schafft und den Herd des Bolschewismus vergrößert, und gelingt es den französischen Politikern dieser Richtung, die englische Diplomatie zu überraschen oder in ihren Bann zu zwingen, in einem Augenblicke, wo England die Hände nicht ganz frei hat, so ist die Gefahr einer Katastrophe in Europa in die nächste Nähe gerückt.

Dann tritt dasjenige ein, was der sozialistische Führer Wels auf dem Parteitage in Kassel als die Gefahr der kommenden Woche hingestellt hat. Dann wird Deutschland vor die Frage gestellt werden, ob es sich zum Söldner für den westeuropäischen Kapitalismus zur Beförderung der Ziele der Entente in Rußland hergeben soll, oder ob es wenigstens zur Etappe für diese westeuropäischen Ziele gemacht wird.

Der nationale Bolschewismus ist hoffentlich in Deutschland für immer ausgestorben, denn man sieht es allmählich in Deutschland ein, daß wir nicht zum Kampfplatz für die am Boden liegende Sowjetmacht werden dürfen, und der deutsche Arbeiter wird sich nicht dazu hergeben, mit seinem Blute die Ziele der Bolschewiken, die sie im eigenen Lande nicht erreichen konnten, zu unterstützen und damit seinen eigenen Untergang zu besiegeln.

Jede vernünftige Überlegung über unsere weltpolitische Lage führt somit dahin, daß auf jeden Fall versucht werden muß, die Politik der Neutralität gegenüber dem Westen und gegenüber dem Osten, wie sie von Minister Simons für den russisch-polnischen Krieg festgelegt worden ist, auch für den neuen drohenden Zusammenstoß zwischen Westeuropa und dem russischen Bolschewismus durchzuführen.

Hierbei dürfen wir keine Selbsttäuschungen darüber haben, daß nur eine

einigermaßen gefestigte und sicherstehende Regierung in der Lage sein wird, eine derartige Politik durchzuführen. Gelingt es, so wird für uns erreicht sein, daß wir unser Land vom wirtschaftlichen Untergang und endgültiger politischer Sklaverei gesichert haben; gelingt es nicht, so wird das Chaos in Europa sich verbreiten und die Sache des Bolschewismus neue Nahrung erhalten. Und es wird auf die Dauer gleichgültig sein, ob die französische und englische Regierung wirklich glauben, auch in diesem Falle ihre Völker vor der Sache behüten zu können. Die Gewalt der Sache wird dann über die Regierungen hinwegschreiten.

Unter diesen großen Gesichtspunkten der allgemeinen europäischen Lage sind die Verhandlungen in Brüssel und die jetzt zwischen Frankreich und Deutschland und Frankreich und England stattfindenden Verhandlungen über die internationalen Besprechungen zur Regelung der aus dem Versailler Abkommen folgenden Finanzfragen letzten Endes aufzufassen.

In Brüssel haben die deutschen Delegierten absolute Zurückhaltung an den Tag gelegt. Die deutsche Regierung hat es für die richtige Taktik gehalten — und der Erfolg scheint ihr darin recht zu geben — in Brüssel allmählich die Tatsachen über die Lage Deutschlands sprechen zu lassen. Die Folgerungen aus dieser Lage zu ziehen, hat Deutschland dem Urteil Europas überlassen. Es bedurfte nicht der Vorsichtsmaßregeln der französischen Delegierten, denen Herr Ador nur allzuwillig Hilfe leistete, um die deutschen Delegierten zu veranlassen, auf den Versailler Vertrag nicht zu sprechen zu kommen. Eine Absicht dafür lag nicht vor. Die von der Konferenz angenommene Bestimmung, daß alle Beschlüsse nur einstimmig gefaßt werden durften, eine Bestimmung, durch die Frankreich jederzeit ermöglichen wollte, unangenehme Beschlüsse zu verhindern, war überflüssig.

Die Konferenz war insofern ein Erfolg für die Welt, als sie die wahre Lage Europas allen zeigte, die sehen wollen. Allerdings wollen nicht alle sehen, und die Gedanken, die der amerikanische Delegierte Boyden zum Ausdruck brachte, haben das Mißfallen manches Konferenzmitgliedes erregt.

Die deutschen wirtschaftlichen Stellen können insofern nicht von jedem Vorwurf für die Vorbereitung der Brüsseler Konferenz freigesprochen werden, als es scheint, daß die Statistiken für den deutschen Aus- und Einfuhrhandel, die der Brüsseler Denkschrift zugrunde liegen, nicht mit der nötigen Sorgfalt aufgestellt worden sind. Es ist aus der Tatsache, daß die Ausfuhr Deutschlands innerhalb einer ganzen Reihe von Monaten die Einfuhr überstieg, gefolgert worden, daß Deutschlands Lage gar nicht so schlimm wäre, wie es von seinen Delegierten dargestellt werde. Die Tardieuschen Behauptungen und die Beobachtungen des Senators Béranger über die glänzende Lage Deutschlands, wo alles zum Besten stehe und keine Not herrsche, sind ein mittelbares Ergebnis jener Statistiken. Herr Tardieu, der wohl in Frankreich selbst nicht ganz ernst genommen wird, bringt es fertig, davon zu sprechen, daß Deutschland bis zu 8½ Milliarden Goldmark jährlich zahlen könne, eine geradezu phantastische Ziffer, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat. Die französische Öffentlichkeit wird sich daran gewöhnen müssen, allmählich auf den Boden der Tatsachen zurückzukehren. Die deutsche günstige Aus- und Einfuhrstatistik ist dadurch entstanden, daß man für die Werte der Einfuhr die vorjährigen Zahlen nach einer alten Schätzungsweise des Statistischen Amts beibehalten hat, die natürlich längst überholt sind. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß alle unsere Leistungen für die Wiedergutmachung — und diese geht in die Milliarden — nur zur weiteren Papiergeldinflation in Deutschland beitragen. Ebenso sind alle französischen Behauptungen darüber, daß der Deutsche nur halb so hoch mit Steuern belastet sei wie der Franzose, von deutschen hervorragenden Publizisten als falsch nachgewiesen worden.

Die Brüsseler Konferenz war das theoretische Vorspiel zu einer sehr praktischen Sache, nämlich zu den Verhandlungen zwischen Deutschland, Frankreich und England über die endgültige Regelung der Finanzfrage aus dem Versailler Vertrage.

Über die deutsch-französischen Besprechungen ist sehr viel geschrieben worden, obwohl diese Besprechungen weder begonnen haben noch überhaupt feststeht, ob sie stattfinden werden. Deutscherseits sind Vorschläge gemacht worden für Besprechungen zwischen deutschen und französischen technischen Sachverständigen als Vorbereitung und Vorspiel für eine internationale Konferenz, für welche Deutschland die Zusicherung in Spaa erhalten hat. Französischerseits ist eine endgültige Stellungnahme dazu nicht erfolgt. Die französisch-englischen Auseinandersetzungen über die internationale Konferenz in Genf haben das Problem der französisch-deutschen Besprechungen wieder in den Hintergrund geschoben. Deutscherseits wird festgehalten an dem Gedanken der Genfer Konferenz. Sie ist der einzige Weg, um zu einer praktischen Lösung der für Deutschland entscheidenden Frage der endgültigen Regelung unserer Finanzverpflichtungen zu kommen. Jeder französische Versuch, diesen Grundgedanken zu verschieben, wird deutscherseits auf das äußerste bekämpft werden. Als Vorbereitung für solche Konferenz scheinen der deutschen Regierung Verhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland wünschenswert, um so mehr, als ein Teil der französischen Öffentlichkeit, insoweit er für praktische Arbeit auf Grund des Versailler Vertrages ist, diesen Gedanken selbst angeregt hat. Ob an Stelle der deutsch-französischen Besprechungen deutsch-französisch-englische Besprechungen treten, ist eine Frage von untergeordneter Bedeutung. Die Hauptsache ist die Bereitwilligkeit der deutschen Regierung, praktische Besprechungen von Sachverständigen vornehmen und zu gleicher Zeit den Genfer Gedanken nicht in den Hintergrund drängen zu lassen. Gelingt ein Weitergehen auf diesem Wege, so wäre dies ein Sieg für Europa. Für Deutschland würde er die einzige Möglichkeit geben, in der unsicheren allgemeinen politischen Lage eine gewisse Festigung für den äußeren Bestand des Reiches zu geben und die politische Atmosphäre von dem trotz der genauesten Erfüllung der Spaaer Abmachungen durch Deutschland auf ihr lastenden Alpdruck des angedrohten Einmarsches in das Ruhrgebiet zu befreien.

An dem guten Willen der deutschen Regierung, alles zu tun, was in ihrer Hand liegt, um die Spaa-Abmachungen zu erfüllen, kann nach ihrem Verhalten kein Zweifel sein. Die Sicherheitswehr ist umgeformt, die Entwaffnung ist gefördert, das Heer ist reduziert, die Kohlen werden geliefert, trotzdem sich Deutschlands Wirtschaft in einer unendlich schweren Lage befindet. Wir sind bis zum äußersten loyal, und wir haben nur das Bewußtsein unseres Rechtes und der angestrengtesten Erfüllung unserer Pflichten, um uns in dieser schwierigen Lage gegen die Gewaltpolitik zu verteidigen. Die kommenden Wochen werden für das Schicksal Europas maßgebend sein.

Eine Feststellung

Herr Alexander Castell schickt mir folgenden Brief mit der Bitte um Veröffentlichung. R. P.

Zürich, den 12. September 1920.

An die Redaktion der „Deutschen Rundschau", Berlin.

Sehr geehrter Herr Doktor! Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" hat unter dem Titel „Französische Propaganda in der deutschen Schweiz" in Nr. 415 vom 26. August 1920 eine redaktionelle Besprechung meines Buches „La Suisse et les Français" veröffentlicht, worin sie, wie der Titel der Kritik andeutet, den Band als ein Werk der französischen Propaganda darstellt.

Ich kann der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", was den Zweck der Publikation anbetrifft, nur wiederholen, was ich in der Einleitung des Buches gesagt habe: daß es einer mir eigenen Idee entsprungen ist. Ich zitiere den Satz: „Pour présenter aux Français une image exacte de la Suisse et pour faire connaître à mes concitoyens les sympathies que garde en France après cinq ans de guerre européenne notre république fédérale . . ." Etwas anderes habe ich nicht gewollt, und die französische Propaganda hat mit dem Werke gar nichts zu tun. Zudem ist es jeder Polemik fern.

Ich hätte auf die erwähnte Besprechung gar nicht geantwortet, wenn das Blatt nicht zugleich von mir selbst sagte, ich hätte mich während des Krieges als Agent der französischen Propaganda in Zürich bemerkbar gemacht. Merkwürdig erscheint es unter diesen Umständen, daß mich die „Deutsche Allgemeine Zeitung" 1917 nach ihrer Reorganisation zur Mitarbeit aufforderte, zuerst durch einen Brief ihres Direktors, dann noch durch die persönliche Intervention eines der Redaktion angehörigen Schweizers, der offenbar auch der Autor der obenerwähnten Kritik ist. Handelt es sich heute um eine Revanche dafür, daß ich damals die Möglichkeit nicht sah, mitzuarbeiten?

Ich brauche der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" und ihrem Schweizerredakteur nicht zu erklären, daß ich nie irgendwessen Agent war, daß ich meine Artikel in der „Neuen Zürcher Zeitung" über französische künstlerische Manifestationen, ebenso meine Aufsätze über einen Frontbesuch in Frankreich aus rein persönlichem Interesse schrieb.

Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" täuscht sich aber gewiß, wenn sie glaubt, die deutsche Sache der deutschen Schweiz dadurch näher zu bringen, daß sie ein Werk wie „La Suisse et les Français" durch ihren Redakteur begeifern läßt. Denn dieses Buch hat, ganz abgesehen davon, daß es für die Schweiz eine interne Angelegenheit ist, für uns eine sehr gefühlvolle Bedeutung.

Da ich die Ehre habe, Mitarbeiter Ihrer geschätzten Zeitschrift zu sein, wäre ich Ihnen, sehr geehrter Herr Doktor, verbunden, wenn Sie diese Erklärung Ihren Lesern unterbreiten wollten.

Mit besonderer Hochschätzung

Alexander Castell.

Literarische Rundschau

Wege, Umwege, Irrwege

Vor einiger Zeit brachte der „Simplizissimus" ein Titelbild, auf dem die verschiedensten deutschen Typen von Th. Th. Heines Gnaden, Männlein wie Weiblein, im Gefühl der eigenen ausschließlichen Wichtigkeit, jeder für sich, ihr „Aufbau"-Bäumchen oder -Pflänzchen eifrig mit — Tinte begossen. Dieses Bild will mir nicht aus dem Sinn, wenn jeder Tag mehrere Bücher oder Broschüren mit Aufbauprogrammen auf den Redaktionstisch wirft. Unter der Spreu jedoch ist manch keimkräftiges Korn, unter den Schreibern viele, die nicht mit Tinte, sondern eigenem Blut schrieben, denen nicht das Gehirn, sondern das Herz zu reden befahl. Was Beachtung verdient oder Ablehnung erfordert, sei hier aufgeführt.

Wenn Karl Scheffler[1]) sich mit einem Aufruf an das deutsche Volk wendet,

[1]) Sittliche Diktatur. Ein Aufruf an alle Deutschen. Herausgegeben vom Deutschen Werkbunde. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

so ist er der gespanntesten Aufmerksamkeit in allen ernsten Kreisen sicher. Denn sein Denken und Handeln ist stets von hoher Sittlichkeit bestimmt worden. Auch hier wendet er sich zur Rettung Deutschlands an den sittlichen Willen des deutschen Volkes, der weder von den Siegern, noch von uns selbst in Rechnung gestellt ist. Der Weg soll vom Opfer zum Werk, vom Werk zur Gemeinschaft führen. Als Grundsatz, den alle Deutschen anerkennen sollten, wird verkündet:

daß der Verbrauch des einzelnen niemals eine persönliche Angelegenheit, sondern Sache der Allgemeinheit ist;

daß jede Verschwendung von Rohstoffen, Waren, Material oder Genußmitteln eine Verschwendung des Nationalvermögens und ein Mißbrauch der nationalen Arbeitskraft ist;

daß der Verbrauch nicht nur durch Gesetze, Zölle und Steuern geregelt werden kann, sondern daß es daneben der frei geschlossenen Übereinkunft bedarf, um Lebensformen allgemeingültig zu machen, die den Verbrauch wirksam beschränken, regeln und veredeln;

daß künstlich gesteigerte Bedürfnisse und übermütiger Verbrauch ein soziales Vergehen sind, weil dadurch die Allgemeinheit geschädigt und die Persönlichkeit demoralisiert wird, weil ein Luxus schändlich ist, der mit nationaler Freiheit und Ehre bezahlt werden müßte;

und daß diese Grundsätze in unserer furchtbaren Notlage aufs strengste in die Tat umgesetzt werden müssen, wenn wir nicht verderben wollen.

Neben solcher Freimachung von ausländischer Einfuhr durch freiwillige Entsagung soll die Verpflichtung einhergehen, nur hochwertige Erzeugnisse deutschen Handwerks zu erwerben, um auf diesem Wege der deutschen Arbeit ihre alte Sittlichkeit und ihr Ansehen zurückzugewinnen.

Schefflers Begründungen treffen überall den Kern und werden sehr tief bei jedem wirken, der die selbstverständlich sein sollenden Voraussetzungen schon mitbringt. Es ist auch sicherlich gut, wenn durch das Beispiel der geistigen Menschen Unsichere mitgerissen, Schwankende durch diese Art der Gemeinschaft gestützt und vor der Gesellschaft der Schieber bewahrt werden, und es ist durchaus möglich, einen Teil der notwendigen Arbeit zur sittlichen Wiedergeburt auf diesem Wege zu leisten. Es hat sich auch ein Bund der Erneuerung gebildet, zu dem naturgemäß Walter Rathenau, der die Tinte nicht halten kann, auch gehört. Die ersten Taten dieses Bundes waren Preisausschreiben zur Neugestaltung der Geselligkeit und zur Gewinnung einer neuen, anständigen und billigen Herrenkleidung!

Vielleicht gibt es doch nähere und ernstere Sorgen, und vielleicht müssen ganz anders geartete Bünde die Axt zum Schlag erheben. Wem freilich die Nerven zur heiligen Feme fehlen, der mag die Herrenkleidung umgestalten und die Geselligkeit von ausländischem Likör und Tabak befreien. Es ist ein Jammer, zu sehen, wie auch hier wieder geistige und sittliche Kräfte versplittert werden, anstatt sich auf die Härtung und Zuspitzung des allein nötigen Wollens zu richten, das im Bewußtsein seiner reinen Sache auch das Ungeheuerliche nicht scheut!

Eugen Diederichs, der durch die vorbildliche Leitung seines Verlages an dem lebendigen Kleide der deutschen Kultur tätig mitgewirkt hat, gibt eine Sammlung seiner Aufsätze heraus unter dem Titel „Politik des Geistes“ [2]). Sie alle sind Ausstrahlungen einer ehrlich ringenden und wollenden Persönlichkeit, die stark genug ist, die Einheitlichkeit zu wahren. Seine Worte werden manchem Kraftzuwachs und Trost bedeuten, denn er legt mehr Wert auf praktische Arbeit als auf theoretische Überzeugung, die äußere Form ist ihm unwichtig, denn er glaubt

[2]) Jena 1920, Eugen Diederichs.

an den schöpferischen Menschen. Auch er geht auf seelische Gemeinschaft aus. Es steht zu wünschen, daß er den Anschluß an andere Bewegungen auch vielleicht unter Opfern gewinnt, damit nicht wertvolle Kraft in gleichlaufenden Bewegungen vergeudet wird.

Ernst Schmitt stellt in seiner Schrift „Die Wiederaufrichtung Europas“ [3]), die auf Grund genauer Kenntnis ein ausgezeichnetes Material zur Kenntnis der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lage der europäischen Staaten und Amerikas beibringt, die Forderung auf, daß auf Grund des internationalen Charakters der Wirtschaft ein oberster Rat ernster und entschlossener Männer gebildet würde von erstem, internationalem Rang mit der Aufgabe, die Möglichkeit der Wiederaufrichtung Europas und der Wiederherstellung der Weltwirtschaft nach der sozialen, warenwirtschaftlichen, transportlichen und finanziellen Seite dauernd zu überwachen und den Parlamenten der verschiedenen Länder öffentliche Vorschläge zu machen. Schmitt steht ganz auf den Schultern von Keynes. Was in seiner Schrift darüber hinausgeht, ist vorläufig Utopie, da das Zustandekommen einer Internationale der Vernunft, welche die Vorbedingung für seine Vorschläge ist, einstweilen nicht ernsthaft erörtert werden kann. Ehe wir nicht daran gehen, uns selbst zu helfen, kann weder Gott noch irgendeine Internationale uns helfen.

Andreas Walther [4]) hat das Unglück, an sich sehr richtige Gedanken als neue, etwas trockene Offenbarungen mitzuteilen, als sie schon im Jahre 1919 Allgemeingut aller derer waren, auf die es ankommt.

In seiner wundervoll abgeklärten Schrift „Die Zukunft der Kultur“ [5]) zieht Wilhelm Wundt die großen Linien, unter denen die Entwicklung unserer Zeit aus dem Gesichtswinkel der Geschichte und Philosophie abrollt. Das Vermächtnis des ehrwürdigen Toten bekundet festes Zutrauen zu dem deutschen Geist, wie er besonders in der Jugend lebendig ist. „Nicht darum handelt es sich also, daß nun auch wir, nachdem wir angeblich besiegt sind, den westeuropäischen Utilitarismus mit seinen überall unter dem Gesichtspunkt der egoistischen und materialistischen Lebensauffassung stehenden Konsequenzen über uns ergehen lassen, sondern daß wir jenen Gedanken der Hingabe für die allgemeinen Güter des menschlichen Daseins, die in den geistigen Werten ihren Ausdruck finden, und zu deren Erringung nur die Gemeinschaft, der einzelne aber im Dienst der Gemeinschaft fähig ist, als den bleibenden Inhalt alles menschlichen Zusammenlebens anerkennen. Nicht eine uns fremde Kultur anzunehmen, sondern was wir selbst als die wahren Werte der Kultur in einer nun Jahrhunderte alten Vergangenheit erkannt haben, zur Geltung zu bringen, das ist die wahre Aufgabe der deutschen Zukunft, und ihre Erfüllung liegt vielleicht näher, als es der ungewisse Übergangszustand der Gegenwart die meisten annehmen läßt.“

Auch Rudolf Eucken schließt die 2. Auflage seines Werkes „Mensch und Welt, eine Philosophie des Lebens“ [6]) mit fester Zuversicht ab und stellt an seinem Teil die Philosophie in den Dienst des Ganzen. „Die Bewegung der Weltgeschichte hat eine höchst verworrene Lage herbeigeführt, die Ideale der Menschen widersprechen sich schroff, mit alten Lebensformen haben wir vielfach gebrochen, aber sie beherrschen die Breite der Dinge; Schein und Wahrheit laufen durcheinander, es fehlt uns eine echte Geisteskultur gegenüber der bloßen Menschenkultur. Wohl liegen große Möglichkeiten in der Zeit; an vielfachen Antrieben zur Weiterbildung und an weiten

[3]) Ebenda.
[4]) Neue Wege deutschen Geistes. Jena 1919, Eugen Diederichs.
[5]) Leipzig 1920, Alfred Kröner.
[6]) Leipzig, Quelle & Meyer.

Ausblicken fehlt es nicht. Aber das Problem muß vom Ganzen zum Ganzen gehen, wenn es nicht bloße Möglichkeiten bieten soll, wenn wir den Mut zur Ausbildung einer neuen Lebensordnung finden sollen, wenn ein neuer Aufstieg erfolgen soll."

In seinem Buche „Der deutsche Konservatismus und die Revolution"[7]) bringt Adam Röder Gedankengänge, die für die immer noch starren konservativen Kreise durchaus beachtenswert sind. Er sieht wohl das Problem richtig, tut aber noch nicht den einzig möglichen Schritt. Er will der Partei neuen Geist einflößen, anstatt die Vernichtung der Partei zu fordern, denn noch sind ihm Konservatismus und Sozialismus, der deutsche Sozialismus, nicht eins. Als parteipolitisch noch gebunden, hat seine Schrift bedingten Wert.

Als die Arbeit eines frischen, unverzagten Menschen bietet die Broschüre von Hein Hoff: „Mobilmachung 1920"[8]) mancherlei Anregung. Der Verfasser ist durchaus auf dem richtigen Wege, da er zu einer Gemeinschaft jenseits aller Parteien aufruft, zur Rettung Deutschlands durch ein großes gemeinsames Opfer im Geiste des Augusts 1914, um durch Arbeit Deutschland zu retten. Es steckt viel Gesundes in seinen Gedanken, in die sich freilich Züge eigenbrödlerischer Utopie mischen. Noch ohne bewußte Klarheit ahnt er das Ziel und auch den Weg. Ihm ist dringend der Anschluß an die schon bestehende neue leibhafte Gemeinschaft zu raten, damit seine Kraft sich fruchtbringend und nicht auf einsamen Sonderwegen sich auswirken kann.

Als eine Tat ist die Schrift des „Kammerpräsidenten" Kleefeld: „Die Volkswirtschaft des deutschen Wiederaufbaus"[9]) angekündigt worden. Schon die Beifügung des Titels erregt Bedenken. Kammerpräsident kann und soll wohl den Eindruck politischer Wichtigkeit erwecken; geht man der Sache nach, so stößt man auf irgendeine fürstliche Gutsverwaltung. Der vielgewandte Verfasser pflügt hier mit fremdem Kalbe oder vielmehr mit einer ganzen Herde geborgter Tiere. Im Grunde ist es nur eine geschickte Zusammenstellung der Ergebnisse fremder Arbeit, die durch eine feierlich und mit dem Brustton echter Überzeugung vorgetragene Wortfülle und eine pseudo-sachliche, Rathenau rasseverwandte Art mit wuchtigen Behauptungen und Zahlen zu verblüffen sucht und längst bekannte Tatsachen als eigene Entdeckungen ausposaunt. Als Materialsammlung wertvoll, ist das Ganze im letzten Grunde nicht echt und hat Bedeutung nur insofern, als der furchtbare Ernst unserer Lage wieder in das Bewußtsein aller eingehämmert wird.

Der Abstieg von hier zu Kurt Hiller[10]) ist nicht groß, nur daß dieser immerhin erheblich gescheiter ist als jener. Hiller, den nicht viele noch ernst nehmen, verwechselt Intelligenz, von der er ein erstaunliches Maß besitzt, mit Geist und hält Unmanier und Grobheit für Kennzeichen wahrer Jugend. Für seine Menschenkenntnis und Urteilsfähigkeit genügt der Hinweis, daß er in ein „Ministerium der Köpfe" auch Schücking berufen will, neben vielen anderen, bei denen es da eben aufhört, wo der Kopf anfangen soll. Schücking, dem seine Gegner nicht seine pazifistische Gesinnung vorwerfen, sondern die Tatsache, daß er sich bei einem offensichtlichen Mangel an Begabung für berufen erachtet, verantwortlich — soweit er diesen Begriff fassen kann — mitzuwirken. — Amüsant ist bei Hiller die Konsequenz seiner Inkonsequenz, die aus den mit vollendeter Harmlosigkeit abgedruckten Aufsätzen aus den Jahren 1914 bis 1919 überzeugend hervorgeht. Wo nimmt dieser Mensch nur den Mut her, im Namen der Jugend und des Geistes zu sprechen?

[7]) Gotha 1920, Friedrich Andreas Perthes.
[8]) Essen 1920, Verlag „Der Weg", Wallisfurth & Co.
[9]) Berlin 1920, Theodor Lißner.
[10]) Geist werde Herr. Berlin 1920, Erich Reiß.

Aber jeder begieße ruhig sein eigenes Bäumchen weiter mit Tinte. Wer den Anschluß an die neue Gemeinschaft nicht finden kann, hat uns nichts zu sagen. Wer nicht durch das Noterlebnis gegangen und sehend geworden ist, bleibt ausgeschaltet von der lebendigen Bewegung. Die Zeit der Programme und Traktate ist vorbei. Der Zeiger der Uhr weist auf einen neuen Abschnitt. Wir stehen mitten drin im Stadium der lebendigen Arbeit von Mensch zu Mensch. Wer den Gang der Uhr nicht erkennt, dem wird ihr Schlag Schrecken einjagen. R. P.

Preußentum und Sozialismus*)

Über Spengler braucht hier bis zum Erscheinen des zweiten Teils vom „Untergang des Abendlandes" nicht mehr eingehend gehandelt zu werden. Der Aufsatz von Moeller van den Bruck („Deutsche Rundschau" XLVI, 10) ist erschöpfend. Nur sei grundsätzlich betont, daß sein Buch „Preußentum und Sozialismus" etwas willkürlich diese beiden Begriffe gleichsetzt und mit einem Thema probandum geschrieben ist. Aber der Wert einer Hypothese hat ja noch niemals darin gelegen, daß sie richtig sei, sondern nur darin, daß sie Licht schaffe und neue große Zusammenhänge zeige. Das ist freilich in ganz besonderem Maße der Fall. Nach Spengler sind wir Deutschen alle Sozialisten durch das Gesetz unseres Blutes, aus Instinkt und aus dem Zusammenhang unseres geschichtlichen Werdens und eben deshalb mit der Sicherheit schicksalsmäßiger Bestimmung, die den Sieg verbürgt. Wer in der grenzenlosen geistigen Unsicherheit des Umsturzes den Mut gefunden hat, zu Ende zu denken, wird Spengler zustimmen, da bislang gemiedene und auch verabscheute Gedankengänge sich als wesensgemäß dem klar Gewordenen darboten. An diesem Buch darf niemand vorübergehen, der verantwortlich noch fürder mitarbeiten will. Aus einem geschichtlich ungenau gezeichneten Bild hebt sich, intuitiv erfühlt, das Wesen des „deutschen Sozialismus", der das Heil nicht nur für Deutschland allein in sich birgt, nachdem er von den marxistisch-englischen Zusätzen entgiftet ist. Einige Sätze aus der Kritik des Liberalismus, der marxistischen Sozialdemokratie und der Revolutionshelden seien hierhergesetzt.

„Von innerem Rang kann in Deutschland nur der Sozialismus in irgendeiner Fassung sein. Der Liberalismus ist eine Sache für Tröpfe. . . . Es gibt in Deutschland verhaßte und verrufene Grundsätze, verächtlich aber ist auf deutschem Boden allein der Liberalismus, der stets die Unfruchtbarkeit repräsentierte, das Nichtverstehen dessen, was gerade notwendig war, und was man nach zwanzig Jahren, wenn man es nicht hatte verderben können, in den Himmel hob, die Unfähigkeit, mitzuarbeiten oder zu entsagen, die gänzlich negative Kritik als Ausdruck nicht eines mächtigen Anderswollens, sondern lediglich eines Nichtmögens. Nicht lebenstüchtig, sondern nur gesinnungstüchtig, ohne innere Zucht, ohne Tiefe des lebendigen Seins, ohne eine Ahnung von der straffen Aktivität und Zielsicherheit des englischen Liberalismus, war er immer nur der Stein auf unserem Wege."

„Die Härte der Staatsgewalt brechen, nichts Entscheidendes mehr über sich dulden, ohne selbst Entscheidungen gewachsen zu sein, das war der rein negative Sinn dieses Staatsstreiches (19. Juli 1917): Absetzung des Staates, Ersatz durch eine Oligarchie subalterner Parteihäupter, die nach wie vor Opposition als Beruf und Regieren als Anmaßung empfanden, vor dem lachenden Gegner, vor verzweifelnden Zuschauern im Innern Stück für Stück abtragen, anbohren, verrücken, die neue Allmacht an den wichtigsten Beamten erproben wie ein Negerkönig sein Gewehr

*) Oswald Spengler, Preußentum und Sozialismus. München 1920, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.

an seinen Sklaven, das war der neue Geist, bis in der schwarzen Stunde des letzten Widerstandes dieser Staat verschwand. Diesem Staatsstreich folgte mit Notwendigkeit im November 1918 der Aufstand des marxistischen Proletariats. Gedeckt durch die Meuterei der „Heimatarmee" brachen die Leser der radikalen Presse los, von den klügeren Führer verlassen, die nur noch halb von ihrer Sache überzeugt waren. Auf die Revolution der Dummheit folgte die der Gemeinheit. Es war wieder nicht das Volk, nicht einmal die sozialistisch geschulte Masse; es war das Pack mit dem Literatengeschmeiß an der Spitze, das in Aktion trat. . . . Wie flach, wie flau, wie wenig überzeugt war das alles! Wo man Helden erwartete, fand man befreite Sträflinge, Literaten, Deserteure, die brüllend und stehlend, von ihrer Wichtigkeit und dem Mangel an Gefahr trunken, umherzogen, absetzten, regierten, prügelten, dichteten."

Gegenüber der Frage: Soll in Zukunft der Handel den Staat oder der Staat den Handel regieren?, „sind Preußentum und Sozialismus dasselbe. Es gibt für den Arbeiter nur den preußischen Sozialismus oder nichts . . . für die Konservativen nur bewußten Sozialismus oder Vernichtung. . . . Noch einmal: der Sozialismus bedeutet Macht, Macht und immer wieder Macht. Pläne und Gedanken sind nichts ohne Macht. Der Weg zur Macht ist vorgezeichnet: der wertvolle Teil der deutschen Arbeiterschaft in Verbindung mit den besten Trägern des altpreußischen Staatsgefühls, beide entschlossen zur Gründung eines streng sozialistischen Staates, zu einer Demokratisierung im *preußischen* Sinne, beide zusammengeschmiedet durch eine Einheit des Pflichtgefühls, durch das Bewußtsein, einer großen Aufgabe, durch den Willen, zu gehorchen, um zu herrschen, zu sterben, um zu siegen, durch die Kraft, ungeheure Opfer zu bringen, um das durchzusetzen, wozu wir geboren sind, *was wir sind*, was ohne uns nicht da sein würde. *Wir sind Sozialisten. Wir wollen es nicht umsonst gewesen sein.*"

D. R.

Eine Rechenschaftsablegung der deutschen Kolonialverwaltung *)

Zum dritten Male hat das deutsche Volk ein überseeisches Reich besessen und verloren, die beiden ersten Versuche wurden nicht getragen vom Willen einer zielbewußten Nation. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, als der König von Spanien die deutsche Kaiserkrone trug und den Deutschen das ganze spanische Weltreich, in dem die Sonne nie unterging, offenstand, waren es nur süddeutsche Handelsherren, die es unternahmen, eine große deutsche Kolonie im nördlichen Südamerika zu gründen. Die große Menge des deutschen Volkes erfuhr kaum von diesem ebenso aussichtsreichen und kostspieligen, wie schwierigen Unternehmen. Sein Zusammenbruch infolge allerlei unvorhergesehenen Mißgeschicks ebenso wie infolge der mächtigen Wandlungen der Lage Deutschlands im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts zog daher keine weiteren Kreise. Es war nur ein kleiner Zug in den großen Ereignissen jener Zeiten: der Untergrabung des Wohlstandes Deutschlands, seiner Ausschaltung aus dem Welthandel, der Vernichtung seiner politischen Machtstellung nach innen und außen. Es hat Hunderte von Jahren gedauert, ehe man in Deutschland überhaupt etwas Näheres über jenen Kolonisationsversuch in Südamerika erfuhr, der einen spanischen Zeitgenossen zur Abfassung eines eigenen Heldengedichtes begeistert hatte!

Zum andern Male hat das kleine Brandenburg im siebzehnten Jahrhundert es unternommen, das hundert Jahre vorher Mißglückte und Versäumte nachzuholen

*) Deutsches Kolonial-Lexikon. Leipzig, Quelle & Meyer.

und dem ohnmächtig gewordenen und verarmten deutschen Volke nunmehr einen Bissen wenigstens von der reichen Schüssel der überseeischen Welt zu verschaffen. Nachdem es dem weitblickenden Großen Kurfürsten nicht gelungen war, den Wiener Hof für seine Pläne zu gewinnen und eine Verständigung mit Spanien herbeizuführen, das angesichts der fortgesetzten Angriffe Englands und Frankreichs auf seinen übergroßen Kolonialbesitz selbst großen Vorteil von der Unterstützung Deutschlands zu erwarten gehabt hätte, versuchte er es auf eigene Faust. Er legte die Hand auf ein paar Brocken in Westafrika, Westindien und Ostindien. Trotz rücksichtslosester Feindseligkeiten von seiten Englands, Frankreichs und Hollands, die ihm nicht allein Polen, Schweden und Dänen auf den Hals hetzten, sondern auch ohne Bedenken, mitten im Frieden, Schiffe und Waren wegnahmen und seine Faktoreien mit bewaffneter Hand angriffen, setzte er seinen Willen durch. Bei seinem Tode besaß Brandenburg-Preußen einige durchaus entwicklungsfähige Kolonien, die unter nicht zu ungünstiger Weltlage wohl den Ausgangspunkt für größere Unternehmungen abgeben konnten. Aber die Uneinigkeit des schwachen Deutschland, die nur auf den eigenen Vorteil bedachte kurzsichtige Hauspolitik der Habsburger brachten das Werk des Großen Kurfürsten zum Scheitern. Um ein paar schwarze Trommler für seine Potsdamer Garden hat schließlich der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. den letzten Rest seines Überseebesitzes den Holländern überlassen!

Anderthalb Jahrhunderte später war Preußen ein Staat, der in der Welt eine gewisse Rolle spielte. Der Deutsche Zollverein hatte das im siebzehnten Jahrhundert durch Frankreichs und Englands hinterlistige und zielbewußte Politik in zahllose ohnmächtige Kleinstaaten aufgelöste Deutsche Reich wieder zu einer starken Einheit zusammengefaßt. Wieder regte sich da im deutschen Volke, das im ewigen Hunger und Elend der verflossenen Jahrzehnte an weitergehende Maßnahmen überhaupt nicht mehr zu denken gewagt hatte, der Drang nach Erwerb reicherer überseeischer Betätigungsgebiete. Da die Staatsgewalten zögerten, machten Privatleute in den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts mehrfach den Versuch, in Amerika den Deutschen eigene Arbeitsgebiete zu verschaffen. Sie rechneten nicht mit der stets regen Eifersucht Englands und Frankreichs und der stillen, aber mächtigen Abneigung der Vereinigten Staaten gegen alle deutschen Unternehmungen in Amerika. Bald genug zeigten ihnen böse Erfahrungen, wie viel richtiger die zurückhaltenden vorsichtigen deutschen Staatsmänner die allgemeine Lage beurteilt hatten. — Erst als das Deutsche Reich sich durch Niederwerfung Frankreichs zur Überraschung der Welt, die einen anderen Ausgang des Krieges mit Sicherheit erwartet hatte, einen Platz unter den Großmächten gesichert hatte und damit in die Lage kam, eine günstige Wendung der Weltlage für seine Zwecke auszunützen, kam es in den achtziger Jahren zu der Möglichkeit, das vergebens seit dem sechzehnten Jahrhundert Erstrebte zu verwirklichen. Binnen wenigen Monaten sicherte Bismarck dem deutschen Volke den Besitz einiger bis dahin von den Kolonialmächten verschmähten überseeischen Gebiete, deren Aussichten damals noch zweifelhaft waren. Mit der ihm eigenen Meisterschaft wußte er Abgrenzung und Anerkennung dieses Besitzes durch die Nachbarn und für seinen weitaus bedeutendsten Teil sogar die Sicherstellung durch einen feierlichen Vertrag aller Großmächte auf friedlichem Wege durchzusetzen. Nach menschlichem Ermessen war damit das deutsche Volk für alle Zukunft in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten und berechtigt zur Bewirtschaftung und Entwicklung der noch rückständigen Gebiete des Erdballs.

Was Deutschland von da an auf kolonialem Gebiete geleistet, wie es nach rascher Überwindung der Kinderkrankheiten, unter denen auch alle Wettbewerber ihrer Zeit zu leiden gehabt haben, in wenigen Jahren die wege- und kulturlos übernommenen Gebiete zu blühenden Ländern zu entwickeln und gleichzeitig mit ihnen

das Wohl der ganzen Welt zu fördern gewußt hat, dafür legt ein dreibändiges Werk Zeugnis ab, das erst jetzt nach dem Verluste der deutschen Kolonien der Öffentlichkeit unterbreitet wird. Es ist das dreibändige „Deutsche Kolonial-Lexikon", das im Verein mit mehr als 80 Mitarbeitern der letzte Gouverneur Ostafrikas herausgegeben hat. Auf mehr als 2000 Seiten großen Formats wird darin unter Darbietung zahlloser Karten, Pläne, Abbildungen und statistischen Tabellen der Welt Rechenschaft gegeben von allem, was Deutschland in drei Jahrzehnten in seinen Kolonien geleistet, von allen Personen, die dafür tätig gewesen, von allem, was in ihnen geschaffen worden ist. Nur Holland hat ein ähnliches Nachschlagewerk, aber nur für seine indischen Besitzungen, aufzuweisen. Die angeblich so fortgeschrittenen Briten und Franzosen, die nach ihrer Auffassung allein das nötige Verständnis und daher Recht auf Kolonien besitzen, haben niemals Zeit und Geld für einen ähnlichen Rechenschaftsbericht aufgewendet. Es ist traurig, daß dieses Werk erst im Augenblicke erscheint, wo Deutschland wider Recht und Billigkeit seiner Kolonien beraubt worden ist. Vielleicht aber erweckt es bei billig denkenden Menschen auch unter den Feinden das Gewissen und führt mit zu einer Neugestaltung des Friedens und Rückgabe der so sauer verdienten Kolonien an Deutschland. Alfred Zimmermann.

Irische Volksmärchen*)

Die hübsch ausgestattete, auf gutem Papier gedruckte Sammlung der von Douglas Hyde und andern aufgezeichneten irischen Märchen, denen Käte Müller eine flüssige deutsche Form gegeben hat, kommt just zur rechten Zeit, um auch über die Kräfte lebendiger Kunst, die in diesem viel verkannten Volk wirksam sind, die Deutschen zu unterrichten.

Wir haben alle Veranlassung, uns recht eingehend mit den Iren und ihrer Kultur zu befassen. Denn einmal bietet uns der heldenhafte Freiheitskampf, den das bis aufs Blut gepeinigte Volk aufrecht und ungebrochen gegen den Feind der Welt führt, ein aufrichtendes, für viele Deutsche beschämendes Beispiel, wie eine Nation, in der der Begriff der Ehre noch nicht gestorben ist, unüberwindlich den härtesten Bedrückungen standhält. Und zum andern sollen wir den Iren nicht vergessen, daß der achte Teil der großen Sammlung, die der Papst für die hungernden deutschen Kinder veranstaltete, von irischen Katholiken aufgebracht ist. Zurzeit können wir ihnen öffentlich nicht anders danken, als daß wir ihr Schicksal mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgen und ihnen die Kraft unserer Anteilnahme als Gefährten in ihrem Krieg beigesellen.

Die beiden Aufsätze im Eingang dieses Heftes, von einem Iren der eine, der andere von einem Neutralen, geben ein erschütterndes Bild der Leiden, ein erhebendes von der sittlichen Kraft des tapferen Volkes. Hier soll versucht werden, seinem kulturellen Leben Liebe in Deutschland zu werben.

Außerordentlich lebendig sind diese Volksmärchen, in doppeltem Sinn. Sie werden noch heute von Mund zu Mund im Volke weitergegeben, und zum andern ist in ihnen eine ursprüngliche Frische und Eigenart, die ein unmittelbares Gefühl von der Luft der „grünen Insel" vermittelt.

Manches Verwandte grüßt vertraut. In den Märchen der Weltliteratur können die irischen einen guten Rang behaupten. Der jahrhundertealten Bedrückung und bewußten Abschnürung von der andern Welt ist es nicht gelungen, das Gemüts- und Geistesleben zu unterbinden. Im Gegenteil wurde gerade dadurch die Pflege mündlicher

*) Berlin 1920, Ernst Rowohlt.

licher Überlieferung erst gar lebendig erhalten, und das Erzählen wurde eine geachtete Kunst.

Dafür ist schon kennzeichnend der Rahmen, in den die Erzählungen der sechs Nächte gespannt sind. Der „wahre Geschichtenerzähler der Woche" kommt in das Haus einer wunderschönen Dame, die in ihrer Schönheit unverändert unendlich lange Jahre ein geheimnisvolles Leben führt. In großen Buchstaben steht an ihrem Hause angekündigt, daß jeder auf der Suche nach Speise und Trank und Unterschlupf eingeladen und ihr willkommen sei für so lange Frist, wie er allnächtlich eine gute Geschichte erzählen könne, allerdings mit der Bedingung, daß die Geschichte wahr sei.

An die sehr reizvollen Erzählungen der sechs Nächte, die an Spannung und bunter Abenteuerlichkeit nichts vermissen lassen, sind nach der überraschenden, kunstvollen Auflösung des Rahmens in dieser Sammlung noch die Geschichte vom Priestermord und verschiedene Überlieferungen der Geschichten vom Zimmermann Goban angefügt.

Die Märchen bieten ein getreues Spiegelbild dessen, was ein Volk ersehnt und was es hochhält. Danach sind Mut und Unerschrockenheit, Klugheit, das Können und die Fähigkeit zu schweigen in Ehren stehende Eigenschaften, und eine Freude auch an den derberen Genüssen tritt liebenswürdig hervor.

Der Ton der Erzählungen ist treuherzig, einfach, mit aufgesetzten Lichtern einer schalkischen Laune.

Diese Märchen sind wohl geeignet, einen Bogen der Brücke zu bilden, die sich von dem Leben unseres Volkes zu dem andern unterdrückten Volk, den Iren, naturnotwendig schlägt. R. P.

Rumohrs Briefe an Robert von Langer. Eingeleitet und herausgegeben von Friedrich Stock. Charlottenburg, Munin-Verlag.

Wäre Rumohr Engländer gewesen, er hätte längst seinen kanonischen Band „Life and Letters" gehabt. Hätte er Frankreich angehört, so hätte sich wohl über ihn schon eine kleine Literatur von Essais und Monographien angesammelt, zu der vielleicht auch strebsame deutsche Doktoranden Beiträge geliefert hätten. Als Deutscher hat er sich bisher mit dem zwei Jahre nach seinem Tode, 1844, veröffentlichten Schriftchen von H. W. Schulz begnügen müssen, der das Material und die Voraussetzungen — wohl auch die Distanz — fehlten, um Rumohrs Persönlichkeit und Wirken in breitem geschichtlichen Zusammenhange zu würdigen. Und doch ist schon Rumohrs äußerer Lebensgang sehr geeignet, Anteil und Antrieb zu näherer Erforschung zu wecken. Ein norddeutscher Edelmann, der unter dem Einflusse der romantischen Strömung zum Katholizismus übertritt, während der Franzosenzeit zu den leidenschaftlichen Patrioten zählt, mit den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten des geistigen und kulturellen Lebens in Deutschland, Italien und Dänemark in Beziehungen, oft in enger Fühlung steht, Weltmann und Gelehrter zugleich (eine in Deutschland beklagenswert seltene Erscheinung), und als Schriftsteller von fast unerhörter Mannigfaltigkeit: Kunsthistoriker und Historiker, Reiseschriftsteller und Dichter, Verfasser eines Lehrbuchs des guten Tones und eines von den Gastrosophen als klassisch angesehenen Werkes über den Geist der Kochkunst. Seinen Grabstein haben ihm ein König und ein Künstler gesetzt: Christian VIII. von Dänemark in Gemeinschaft mit dem ersten Meister norwegischer Kunst, J. C. Dahl (s. Aubert, Professor Dahl, S. 350). Blickt man aber auf Rumohrs geistige Bedeutung, so eröffnen sich weite Horizonte. Im deutschen Kunstleben seiner Zeit ist er eine Vordergrundsfigur als einer der stärksten Vorkämpfer der romantischen Kunst, der er in Verteidigung und Angriff sowie durch vielfältige Förderung der Künstler große Dienste geleistet hat. Durchaus der europäischen Geistesgeschichte aber gehört er insofern an, als er jene Revolution des Kunstdenkens, man darf wohl sagen: zum Abschlusse gebracht hat, durch welche die seit Jahrhunderten in mannigfachen Formen und Abwandelungen — zuletzt noch im Klassizismus Winckelmanns — herrschende Anschauung überwunden wurde, nach der Kunst, Künstler und Kunstwerke nach bestimmten, dogmatische Geltung beanspruchenden Regeln und Vorbildern aufzufassen und zu beurteilen sein sollten. Vor fast allen, die an dieser Revolution Anteil gehabt haben, zeichnete Rumohr sich dadurch aus, daß er, selbst künstlerisch begabt und tätig und mit umfassender Kennerschaft ausgerüstet, gut geschultes Denken mit lebendiger künstlerischer Anschauung und

Empfindung vereinigte, und so konnte er mit unwiderleglicher Autorität als den eigentlichen und einzigen Springpunkt aller künstlerischen Erscheinung und Bewegung, als das unwandelbar Feste in allem Wechsel der künstlerischen Stile und Formen die ursprüngliche Schöpferkraft des Künstlers und seine Originalität ein für allemal unerschütterlich festsetzen. Daß das Kunstwerk künstlerisch zu erfassen sei, ist ein Axiom allen modernen Kunstdenkens, von dem Rumohrs Name und Leistung nicht zu trennen sind. Von seiner in jeder Hinsicht klassischen Abhandlung über den Haushalt der Kunst, die Stock schön den Quaderbau nennt, auf dem die „Italienischen Forschungen" sich erheben, führen zahlreiche Fäden bis in neueste Entwickelungen hinein; überhaupt aber ist diese große Bereinigung der Grenzen und der Grundelemente der Kunst eine Gipfelleistung deutschen und europäischen Kunstdenkens, auf deren unverringerten Wert im gegenwärtigen völlig chaotischen Zustande des ästhetischen Denkens nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden kann. Indem Rumohr, um das Wesen der Kunst recht und voll zu fassen, von den Schöpfungen einer Einzelperiode (über deren Bann doch auch Goethe noch nicht hatte hinausdringen können) auf den Vorgang des künstlerischen Schaffens schlechthin zurückging, gewann er die leitende Idee einer wissenschaftlichen Kunstgeschichte: die Auffassung der unter sich verschiedensten Stile und Persönlichkeiten als Manifestationen der einen gleichen Grundkraft. Diesen festen Boden unter den Füßen, konnte er in organischer Verbindung archivalischer Studien mit künstlerisch geschulter Stilkritik die Methode der modernen wissenschaftlichen Kunstgeschichte begründen. Nicht zu übersehen ist ferner seine Bedeutung in der Geschichte der Kunstkritik, die neben anderem durch seine gediegenen Betrachtungen über die Beurteilung von Kunstwerken (Ital. Forsch. 3, 148 ff.) und durch seine zum dritten Bande von Raczynskis Geschichte der neueren deutschen Kunst beigesteuerte Abhandlung „Über den Einfluß der Literatur auf die neueren Kunstbestrebungen der Deutschen" gesichert ist.

Trotz alledem ist es von Rumohr, nachdem die Nekrologe über ihn verklungen waren, ganz still geblieben. Auch Poels biographische Skizze im 29. Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie (1889) ging wesentlich noch auf einen, übrigens „aus sehr genauer persönlicher Bekanntschaft" geschriebenen Nachruf des Verfassers zurück. 1896 widmete F. X. Kraus in seiner „Geschichte der christlichen Kunst" (I 14) Rumohr eine kurze verständnisvolle Würdigung. 1912 hat Franz Stock in „Nord und Süd" einen Brief Rumohrs an C. C. J. von Bunsen veröffentlicht, den er mit einer gehaltvollen kleinen Studie über ihn begleitete. 1914 lieferte derselbe Verfasser dann einen wertvollen Beitrag zu Rumohrs Biographie, indem er die wichtigsten Stücke aus seinem, die Jahre 1828 bis 1845 umfassenden Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm IV. veröffentlichte. Ihnen läßt er nunmehr die Briefe folgen, die Rumohr an den Maler Robert von Langer gerichtet hat, den Sohn des erst in Düsseldorf, dann in München an der Spitze der Akademie stehenden Johann Peter von Langer — desselben, der Cornelius seiner völligen Talentlosigkeit versichert hat. Die Briefe gehören in der Hauptmasse in den Zeitraum von 1811 bis 1816. Rumohr, unter französischer Polizeiaufsicht stehend, lebt zurückgezogen auf seinen Gütern in der Nähe von Lübeck, höchst verstimmt über „die tiefe Korruptela des Landvolks dieser Gegend" und voller Sehnsucht nach geistiger und besonders künstlerischer Anregung. Es ist für ihn eine kritische Zeit, eine Zeit der Auseinandersetzung mit sich selbst. Er sucht seine Kraft. Er erprobt in vielfältigen Versuchen seine künstlerische Begabung, aber gleichzeitig arbeitet er seine erste bedeutende Abhandlung aus, deren Titel „Über die antike Gruppe Castor und Pollux oder von dem Begriffe der Idealität in Kunstwerken" erkennen läßt, daß er darin zugleich archäologische und kunsttheoretische Probleme verfolgt. Seine stilkritische Untersuchung ist späterer Forschung scharfsinnig vorausgeeilt und legt für seinen künstlerischen Klarblick glänzendes Zeugnis ab. Darüber hinaus stellt die Schrift vor allem eine grundsätzliche und weittragende Auseinandersetzung mit der Lehre Winckelmanns dar, wobei er zu dem wichtigen Ergebnisse gelangt, daß das Idealische des Kunstwerks nicht im Gegensatze zur Natur zu suchen, sondern als der geistige Grund des Kunstwerks zu fassen sei, „der in Kunstwerken als Eigentümliches der Künstler erscheint und also mit der Originalität eins ist" (S. 75). Stock hat in einer vorzüglichen Einleitung Inhalt und Bedeutung der nicht leicht lesbaren Schrift mustergültig dargelegt. Mit persönlichen Sorgen, Konflikten, Plänen (worunter ein Heiratsplan eine beträchtliche Rolle spielt) ist der Briefwechsel vielfach durchflochten; deutlich fühlbar wird der widerspruchsvolle, problematische Charakter Rumohrs, der wohl Caroline zu ihren harten Urteilen über ihn Anlaß gegeben hat (s. Caroline, neu herausgegeben von Erich Schmidt 2, 504; 528; 533 ff.). Mit Rumohrs zweiter Reise nach Italien im Herbst 1816 werden seine Briefe an Langer seltener, um dann bald ganz aufzuhören. Er trat dort in den Kreis der Romantiker ein, denen die Langers ablehnend gegenüberstanden; für Rumohr aber begann sich nun sein Lebenshorizont aufzulichten.

Der Eifer und der gediegene Fleiß, mit dem Stock die Bausteine zu Rumohrs Biographie aufschichtet, lassen die Hoffnung begründet erscheinen, daß er der Mann ist, um ihm das zu lange versäumte Denkmal zu errichten. Sein Verständnis für Rumohrs recht verwickelte Persönlichkeit, sein klarer Blick für die geschichtlichen Perspektiven, in die er einzustellen ist, sein umfassendes und gesichertes Wissen lassen das Beste erwarten. Möchten wir bald durch weitere Früchte seiner emsigen Arbeit erfreut werden; sie kommt einem wirklichen Bedürfnisse entgegen. Albert Dresdner.

Aus einem phantastischen Leben. Erinnerungen von Richard Doß. Stuttgart 1920, J. Engelhorns Nachf.

In Pommern als Gutsbesitzerssohn geboren, wurde es Richard Doß zuteil, in den phantastischen, schönsten Umwelten Europas zu leben. Über ein Vierteljahrhundert lang bewohnte er eine der herrlichsten alten Villen Frascatis, oft weilte er längere Zeit auf der Wartburg, entweder im Kreise der Großherzoglichen Familie oder allein für sich, oft im Blütenrausch des Comersees in der Villa Carlotta als Gast des Herzogs von Meiningen, als dessen Gast auch in der Abgeschlossenheit des großartigsten, stimmungsvollsten aller Hochgebirgsseen. Als er in Wien zu einer Erstaufführung ein ruhiges Zimmer suchte, überraschte ihn eine Freundin mit einem festlich geschmückten, außerhalb der Stadt gelegenen Palais, das ihm allein zur Verfügung gestellt war, in dem der gedeckte Tisch des Herrn wartete. Als er in Capri einen Frühling verbrachte, lud er seine Freunde zu sich in ein blumenvergrabenes, abgelegen liegendes weißes Säulenhaus. Als Gast des Kardinals von Hohenlohe weilte er für sich in einem der berühmtesten Schlösser der Welt, der Villa d'Este. Und wie keinem zweiten Menschen war es ihm beschieden, in ekstatischer Inbrunst die Eigentöne solcher Umgebungen zu genießen. „Von meiner Phantastik und Träumerei legte ich manches in mein Leben hinein", sagte er, und dies Abschiedsbuch, das er zwei Wochen vor seinem Tode beendete, durchzieht der ihm bescherte seltene Umweltsreiz.

Menschen bedeuteten ihm jedoch eben so viel als Landschaftsstimmung und Erinnerungszauber, oder vielmehr nicht Menschen, sondern Freunde. Eine lange Reihe von Persönlichkeiten zieht vorüber, oft sind es bekannte und erlauchte Namen, oft sind es stille, wenig beachtete, längst vergessene Menschen, in denen er seelische Kostbarkeiten entdeckte, die er auf diesen Zeilen ins Leben zurückruft. So etwa jener Schloßhauptmann von Arnswald und dessen Angehörige. „Es waren nicht nur unbeschreiblich gute, sondern auch unbeschreiblich weltentrückte Menschen. Wenn man ihnen über andere etwas Ungünstiges, Unlauteres mitteilte, sahen sie den Berichterstatter ganz erschrocken an und fanden keine andere Erwiderung, als: Das kann doch wohl nicht möglich sein." Für diese Veranlagung hatte Richard Doß volles Verständnis, seine Hauptbegabung ersah er in seinem „Talent zu lesen, anzuerkennen, zu loben, zu bewundern. Es macht mich glücklich, bewundern zu können." Aber er unterschied; keineswegs verschwamm er in verallgemeinerndem Wohlwollen, über geistig Anmaßende, über Neiderfüllte, über national Rückgratlose urteilt er in diesen Seiten, auch wenn es sich um Lebende handelt, scharf und schroff. Herzlichst verehrte er den Dichter Björnson, „stand unter dem Bann seines machtvollen Wesens." Als Doß jedoch Ibsen leidenschaftlich verteidigte und selbsterlebte, edelste Züge seines Charakters berichtete, geriet Börnson in heftigste Erregung. „Ibsen log Ihnen etwas vor! Ibsen lügt immer! Überdies ist er ein Trinker." Sehr eigenartig eine Beleuchtung Ibsenscher Schöpfungsart: „Er ging mit einem Bekannten auf dem Korso, sein Begleiter merkte plötzlich, daß der sonst so Verschlossene in heftige Wallung geriet. Da blieb Ibsen wie angewurzelt stehen, blickte unverwandt auf eine ihm entgegenkommende junge Frau, sagte mit vor Erregung fast erstickter Stimme: Solche Hand hat meine Nora! So plastisch, so lebendig hat Ibsen seine Gestalten gesehen."

Diese Schilderungen des Buches werden künftigen Biographien als wertvolles Material erster Hand dienen. So das wahrheitsgetreue, fein empfundene Bild der Carmen Sylva, der er während ihrer einige Jahre währenden physisch-psychischen Erkrankung nahe stand. Aufrichtig und ansprechend beschreibt er den Großherzog Karl Alexander und die Großherzogin Sophie, deren echte Kunstverehrung, aber auch die fürstlich beschränkte Unfähigkeit, die Lebensbedingungen der von den Herrschaften so gern an Weimar gefesselten Großen einzusehen, daher das Mißlingen so vieler Pläne. Wie Gedichte klingen die Erinnerungen an jene auf der Wartburg verlebten Herbste. „Karl Alexander liebte die Pracht; sie mußte jedoch zugleich Schönheit, besonders aber der Umgebung angepaßt sein, voller Stimmung. . . . Neben der Kemenate der heiligen Elisabeth flammten in den riesigen Kaminen die gewaltigen Holzblöcke, vor dem Feuerherd war die Frühstückstafel aufgestellt. Das zweite Frühstück wurde im Burggarten eingenommen, dieser Burggarten bestand aus einer umrankten Laube und bunten Blütenbeeten, er hing wie ein Zaubergärtlein über einem tiefen Talgrund. In dem Gärtlein blühten nur solche Blumen, wie sie dort zur Zeit

der heiligen Elisabeth gediehen sein mochten, besonders Rosen und Edelraute, die Wappenpflanze. Bei der Heimkehr von den Ausfahrten wurde zum Tee bei der Prinzeß Elisabeth geladen. Wände und Decke hatten eine braune Täflung aus Zirbelholz, die von dem Großherzog auf einem alten Herrensitz entdeckt war. Bisweilen wurde ich aufgefordert, in diesem edlen Raume eigene Sachen vorzulesen. . . . Abends dann die feierliche Hauptmahlzeit. Keine Laternen erhellten die Höfe, sondern Pechfackeln, und in den Gemächern brannten Wachskerzen. . . . Bisweilen erschien auf der Tafel ein Gang nach Rezepten des Mittelalters, ein Pfau in seinem prunkvollen Federkleid angerichtet und mit einer Honigtunke „gereicht". Infolge einer von ihm gewonnenen Wette sollte eine Pfirsichbowle auf dem historischen hochgelegenen „Rennsteig" getrunken werden. Inmitten dunkler Waldungen fanden sich Teppiche ausgebreitet, Sitze errichtet, und in einer Silberschale, von Rosen und Rauten umwunden, die Bowle. Da trat die Großherzogin auf mich zu, ein volles Glas in der Hand, und sagte: Auf das Wohl des Bibliothekars der Wartburg. Auf solche Weise erhielt ich den Ehrentitel."

Sein Leben war oftmals schwer, hat ihm viel Bitteres gebracht, aber es war glückspendend, glückempfangend, farbig phantastisch. Marie von Bunsen.

Deutsche Selbstbekenntnisse. Zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus. Von Dr. Werner Mahrholz. Berlin 1919, Furche-Verlag.

Es ist im Rahmen einer kurzen Anzeige unmöglich, den Gehalt dieses reichen Buches auszuschöpfen. Nur einige kurze Andeutungen kann ich geben. Mahrholz geht auf nichts weniger aus, als eine Geschichte der deutschen Selbstbiographie. Dabei sucht er hinter dem schriftlichen Bekenntnis immer den Menschen, der sein Erlebnis derart fixierte, und will letzten Endes eine Entwicklungsgeschichte des deutschen Geistes an einer besonderen Manifestation seiner Existenz studieren. Ich will nicht verschweigen, daß ich dem Verfasser nicht darin beipflichte, wenn er die deutsche Seele überhaupt nur in dieser bürgerlichen Ausprägung erblickt und die Autobiographie als die Ausdrucksform der bürgerlich-individualistischen Lebensform in Anspruch nimmt. Zu diesem Zweck muß er den von ihm gewählten Ausdruck „bürgerlich" erweitern zu einem Begriff, der, genau besehen, mit „menschlich" verzweifelte Ähnlichkeit hat, und all die nicht minder zahlreichen Autobiographien von Fürsten und Adligen werden entweder zu „bürgerlichen" in des Verfassers Sinn umgedacht oder unter den Tisch geworfen. Auch die schematische Festlegung der bürgerlichen Entwicklung seit dem Mittelalter, „Großbürgertum", „Kleinbürgertum", „Mittelbürgertum" (besonders die letzte Bezeichnung sehr unglücklich gewählt), wobei natürlich das 19. Jahrhundert als eine mehr oder weniger geglückte Synthese dieser drei erscheint, wird manches Kopfschütteln erregen. Aber betrachtet man dieses Schema, wie alle solche Einteilungsprinzipien, nur als eine Arbeitshypothese, so kann man das innerhalb dieses Rahmens Geleistete nur mit hoher Achtung lesen. Mahrholz gibt zum ersten Male eine klare entwicklungsgeschichtliche Darstellung der vielfach verwurzelten und veräußerten Form der Selbstdarstellungen, unter starker Berücksichtigung ihres religiösen Gehalts und Anstoßes. Ja, mich dünkt, als habe Mahrholz energisch betonen wollen, wie tief Religion und Kunst auch in scheinbar unreligiösen Zeitalten und Persönlichkeiten verschwistert sind, wie beide letzten Endes aus dem Born des innerlichen Erlebnisses stammen. Alles in allem, ein tief in die deutsche Seele hineinleuchtendes Buch, aus dem die Literatur- und Geistesgeschichte fruchtbare Anregungen und Problemstellungen schöpfen wird.

Wolfgang Stammler.

Die Agrarfrage in Estland. Von Oskar Bernmann. Berlin 1920, Puttkammer & Mühlbrecht.

„Dem Staate steht es frei, über Grundbesitz zu verfügen, wie es die Gesamtinteressen der Allgemeinheit erfordern — aber nur unter der Voraussetzung, daß der volle Marktpreis des Landes dem Besitzer ersetzt wird, sonst bedeutet die Enteignung nichts anderes als Raub." Dieses zum Motto gewählte Zitat nach John Stuart Mill deutet bereits an, daß die vorliegende Schrift, die bei ihrem geringen Umfange natürlich keine systematische Darstellung der ganzen estländischen Agrarfrage geben kann, im wesentlichen eine scharfe Beleuchtung der in den letzten zwei Jahren in Estland auf agrarem Gebiet angestellten sozialistischen Experimente gröbsten Kalibers enthält, über die der berühmte englische Soziologe vorausschauend schon vor zwei Menschenaltern sein vernichtendes Urteil gefällt hat. Der italienische Geschäftsträger in Estland, Depretis, äußerte kürzlich, in Italien halte man in handelspolitischer Hinsicht gegenwärtig Reval für den wichtigsten Punkt in Europa. Wenn dies schon im weitabgelegenen Italien erkannt wird, so müssen wir in Deutschland allen Vorgängen in der nordischen Duodez-Republik um so mehr Beachtung schenken, denn die dort vorgenommene Vernichtungsarbeit am Großgrundbesitz

hat bei den jetzt in ganz Ost- und Mitteleuropa herrschenden Tendenzen eine weit mehr als lokale Bedeutung. — Der Verfasser gibt zunächst eine gedrängte Übersicht der estländischen Agrargeschichte vom 13. Jahrhundert bis zum Weltkriege, aus der hier vor allem hervorzuheben ist, daß die ausschließlich vom Adel im 19. Jahrhundert geschaffene bäuerliche Gesetzgebung ganz allgemein als mustergültig anerkannt worden ist. Der nächste Abschnitt behandelt die Agrarpolitik des im Herbst 1918 gebildeten Landesrats (Maanoukogu) und der zeitweiligen Regierung, die bereits am 27. November 1918 den Beschluß faßte, den Großgrundbesitz unter die Kontrolle der bäuerlichen Gemeindeverwaltungen zu stellen. Am 23. April 1919 begann die legislative Tätigkeit der konstituierenden Versammlung, in der die Sozialdemokraten und Agrarsozialisten (Arbeitspartei) eine bedeutende Majorität hatten. Die Regierung stürzte sich jetzt kopfüber in das uferlose Meer sozialistischer Experimente, bei denen aber — wie aus den sachlichen Ausführungen des Verfassers klar hervorgeht — nicht agrarpolitische Doktrinen, sondern die Befriedigung einer chauvinistischen Rachsucht an den deutschen Herren die Hauptrolle spielte. Daß die zu enteignenden Güter der Großgrundbesitzer mit mehr als 45 Millionen Goldrubel Hypothekenschulden belastet waren, genierte die kühnen „Sozialreformer" nicht im geringsten, denn den größten Teil dieser Schulden, mehr als 34 Millionen Rubel (= 3 Milliarden estnische Mark) erklärten sie einfach als persönliche Schulden der Gutsinhaber. Der vierte Abschnitt enthält das aus 28 Paragraphen bestehende, von größter politischer Unreife zeugende Agrargesetz vom 10. Oktober 1919, ein volkswirtschaftliches Kuriosum, vor dem die fachmännische Kritik völlig ratlos dasteht. Die praktische Durchführung dieses Agrargesetzes, die bis 1924 ihr Ende finden soll, hat bisher nur zu schwerer Schädigung der Staatsfinanzen sowie zu endlosen Durchstechereien und Unterschleifen der Beamten geführt. Die Enteignung des Inventars artete vielerorts in eine Plünderung aus, bei der man sich auch am persönlichen Eigentum, das nichts mit der Gutswirtschaft zu tun hatte, vergriff, während die gezahlten „Entschädigungen" oft noch nicht den zwanzigsten Teil des Wertes erreichten. Die in einem Anhange zusammengestellten Stimmen aus der bürgerlichen estnischen Presse werfen ein eigentümliches Licht auf die Tätigkeit der neuen Administratoren der Güter. — Im allgemeinen ersieht man aus dem hier gebotenen Material, daß die Enteignung in Estland von der in Rußland sich nur durch ihre geringere Ehrlichkeit und Sachlichkeit unterscheidet. Alles in allem — weil die Esten durch ihr Beispiel gezeigt haben, wie man es in einem wohlgeordneten Staate *unter keinen Umständen* machen darf, hat die Arbeit von Bernmann ein ganz allgemeines Interesse. *Hermann von Rosen.*

Der Weltkrieg im Lichte naturwissenschaftlicher Geschichtsauffassung. Laiengedanken eines Berufsoffiziers. Berlin 1920, Georg Bath.

In einem Artikel in Nr. 114 des „Tags", „Der Untergang des Abendlandes", sagt Professor von Below: „Ich bin in meinen wissenschaftlichen Arbeiten stets dem Versuch entgegengetreten, geschichtliche Vorgänge aus der Analogie mit Naturvorgängen zu erklären." Das ist auch mein Standpunkt. Der Versuch, den der ungenannte Verfasser hier anstellt, ist m. E. mißglückt, wie jeder derartige mißglücken muß. Niemand wird bezweifeln, daß Masseninstinkte bestehen und oft auf eine uns unerklärliche Weise zum Durchbruch gelangen. Es ist aber verfehlt, eine Geschichtschreibung, die den entscheidenden Einfluß der Persönlichkeit betont, einfach als die „dramatische" abzutun, die nur mit „Helden" und „Bösewichtern" rechne. Der Verfasser spricht von den „ehernen Gesetzen" nicht anders, als es Haeckel getan hat. Dieser hat, indem er Goethes bekannten Vers zitierte, den weiteren fortgelassen: „Nur der Mensch vermag das Unmögliche usw.", durch den Goethe das Recht der Persönlichkeit stark betont. Daß er, wie der Verfasser sagt, zugleich ein Anhänger der Entwicklungslehre war, tut nichts zur Sache. Er hat eben Dinge, die nicht zusammengehören, auseinanderzuhalten gewußt. Die Soziologie verdient in unserer Zeit gewiß Beachtung, aber darum ist doch nicht alles Masseninstinkten zuzuschreiben. Das Bestreben des Verfassers, durch die naturwissenschaftliche Beleuchtung des Weltkrieges den Zwiespalt der Auffassung über diesen in unserem Volke zu beseitigen, ist sehr anerkennenswert. Auf dem von ihm vorgeschlagenen Wege ist das aber nicht zu erreichen, sondern nur auf dem eines echten, streng gerechten Suchens nach Wahrheit. Dazu gehört im Gegensatz zu der in diesem Buche vertretenen Anschauung vielmehr eine Abwendung von der materialistischen Geschichtsauffassung und mechanistischen Weltanschauung. Es ist falsch, das wirkliche Leben des Menschen mit der vielfachen wechselseitigen Bedingtheit seiner Erscheinungsformen von einseitigen Gesichtspunkten erfassen zu wollen. Biologie und geschichtliche Betrachtung sind zweierlei Dinge. Es ist ein anderes, den Einfluß des Körpers auf die geistige Struktur des Menschen anerkennen und ihm die allein beherrschende Stellung einzuräumen. Die Anhänger naturwissenschaftlicher Geschichtsauffassung stellen zwar die Natur stets in die erste Linie, was sie uns aber als deren Einfluß ausgeben, ist zumeist das Ergebnis ihrer

selbsterdachten Theorie. So bietet denn auch das vorliegende Buch den Beweis, daß der Standpunkt des Verfassers gar nicht innezuhalten ist.

Gerade deshalb aber bleibt er vor der Gefahr geschützt, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise von dem Wesentlichen abzulenken. Sein Buch ist von hohem psychologischen Interesse und bietet jedem, auch wenn er nicht auf dem Standpunkt des Verfassers steht, reiche Anregung. Mit Hilfe großer Belesenheit und philosophischer Schulung wird der Versuch gemacht, die wesentlichsten Probleme, die uns der Weltkrieg gebracht hat, zu erklären. Die Ausführungen sind stets maßvoll und gerecht, durchzogen von warmer Liebe für das deutsche Volk. Die Schuld am Ausgang des Krieges wird ihm in seiner Gesamtheit zugemessen, da sein Charakter es nicht befähigt habe, einen Vorbeugungskrieg zu führen. Der Verfasser glaubt sich rechtfertigen zu müssen, daß er als Berufsoffizier ein Buch geschrieben habe, das überall von biologischen und psychologischen Gedankengängen durchsetzt ist. Verwunderlich ist es allerdings insofern, als gerade der Soldatenberuf das Recht der Persönlichkeit besonders betonen muß. Es ist nicht Zufall, daß alle bedeutenden Soldaten große Lebensphilosophen, aber keine Anhänger philosophischer Theorien gewesen sind. Zu bedauern ist, daß der Verfasser sich nicht nennt. Die Fälle, daß frühere Berufsoffiziere so handeln, mehren sich leider in der letzten Zeit. Ich kann solches Verfahren nicht für richtig halten. Es widerspricht unserer traditionellen Auffassung. Man soll mit seinem Namen für das einstehen, was man schreibt, ganz besonders, wenn man beansprucht, neue Wege zu weisen, wie der Verfasser dieses Buches. Außerdem bietet er dem Leser tatsächlich sehr viel und das in eigenartiger Beleuchtung. Dieser hat daher den Wunsch zu wissen, wer ihm das alles sagt. Frhr. v. Freytag-Loringhoven.

Der Weltkrieg und sein Problem. Rückschau und Ausblick von Wilhelm Groener, Generalleutnant z. D. Berlin 1920, Georg Stilke.

Der jetzige Reichsverkehrsminister bietet uns in dieser Schrift, die eine Sammlung seiner in den „Preußischen Jahrbüchern" erschienenen Aufsätze bildet, eine Reihe hochinteressanter Betrachtungen von vollendeter Klarheit. Die wechselnden Stellungen, die er während des Krieges an der Spitze des Feldeisenbahnwesens, des Kriegsamts, eines Armeekorps, als Chef der Heeresgruppe Kiew und zuletzt als erster Generalquartiermeister bei Hindenburg bekleidet hat, befähigen den Verfasser wie kaum einen anderen zu einem sachlichen Urteil. Er schildert das unentrinnbare Verhängnis, das uns dem Kriege zutrieb, unsere unzureichende militärische, vor allem aber unterlassene wirtschaftliche Vorbereitung. Daß Schlieffens Plan nicht innegehalten worden ist, bleibt ein schwerer Fehler. General Groener neigt indessen gar zu sehr dazu, alles Geschehen im Weltkriege vom Standpunkte Schlieffenscher Gedanken anzusehen, und doch hat jeder Gedanke sich den Verhältnissen anzupassen, er vermag sie nicht unbedingt in seinen Bann zu zwingen. Daß es 1918 empfehlenswert gewesen wäre, dem Bolschewismus zu Leibe zu gehen, im Westen aber in der Verteidigung zu bleiben, erscheint nicht recht einleuchtend. Wir hatten uns ohnehin schon viel zu weit nach Osten eingelassen. Den psychologischen Wendepunkt des Krieges für Deutschland sieht der Verfasser übrigens bereits im Spätsommer 1917. Damals hätte der Staatsmann dem Feldherrn sagen müssen, er habe nur noch um Zeitgewinn zu fechten, man müsse zum Frieden gelangen, wenn auch unter schweren Opfern. Man wird dem General Groener darin durchaus beipflichten müssen. Die bedeutsame Schrift hält sich bei aller Wahrheit im einzelnen sonst freilich nicht frei von einem sozusagen nachträglichen Pessimismus. Die zahlreichen Schwächemomente, die unsere Feinde während des Krieges zeigten, und die uns dem Enderfolge mehr als einmal nahebrachten, sind nicht genügend hervorgehoben. Der Ausblick in die deutsche Zukunft ist sehr ernst, wenn auch nicht hoffnungslos gehalten. Der General mahnt die Deutschen zur Einigkeit, zur Abkehr von der Parteidoktrin und von Partikularismus. Er sieht unser Verhängnis in dem uns fehlenden Wirklichkeitssinn. Den Weg, der das alte Europa aus dem Chaos herausführt, erblickt er in einer gemeinsamen Liquidation des Weltkrieges. Nur so könne die Wirtschaft wieder flottgemacht, die kulturelle Stellung Europas erhalten, der bolschewistische Irrsinn gebannt werden. Frhr. v. F.-L.

Die Ursachen unserer Niederlage. Erinnerungen und Urteile aus dem Weltkriege von General der Infanterie Alfred Krauß. München 1920. J. F. Lehmanns Verlag.

Der als militärischer Schriftsteller bekannte österreichisch-ungarische General spricht in diesem Buche offene Urteile über Politik und Kriegführung während des Weltkrieges aus. Sie sind häufig stark subjektiv gefärbt und nicht immer zutreffend, verdienen jedoch um so mehr Beachtung, als sie von einem geistig hochstehenden Manne herrühren, der in den verschiedensten Stellungen Einblick in den Zusammenhang der Dinge gewonnen hat. Die Kritik, die der Verfasser an den inneren Verhältnissen Österreich-Ungarns und an

seinem Heere übt, ergänzt unser Wissen in willkommener Weise. Die Überlegenheit der deutschen Truppen, deutscher Organisation und Führung erkennt er unumwunden an, wenn er auch das Auftreten der Deutschen mehrfach als anmaßend empfunden hat. Er vergißt hierbei freilich, daß durch das vielfache Versagen der k. u. k. Truppen und ihrer Führer das bundesbrüderliche Verhältnis für uns nur allzu häufig auf eine harte Probe gestellt worden ist, wenn auch zugegeben werden soll, daß verständnisvolles Einfühlen in fremde Verhältnisse bei uns immer nur wenigen eigen war. Die warmherzige deutsche Gesinnung, die das Buch durchzieht, wirkt sonst sehr wohltuend. General Krauß widmet es dem deutschen Volke als einer seiner Söhne mit dem Ausdruck zukunftsfroher Hoffnung dereinstiger Vereinigung aller Deutschen. An ihr wollen auch wir festhalten. Frhr. v. F.-L.

Meine Sendung in Finnland und im Baltikum. Von General Graf von der Goltz. Leipzig 1920, K. F. Koehler.

Der Wert dieser Aufzeichnungen liegt darin, daß wir hier zuerst Zusammenhängendes über die Expedition nach Finnland und die letzten Kämpfe deutscher Truppen im Baltikum erfahren. Unsere Truppen sind in Finnland als Befreier von der Schreckensherrschaft der Bolschewiken mit Jubel begrüßt worden. Hier ist vom Grafen Goltz und unseren Generalstabsoffizieren mit Geschick und viel Takt in kurzer Zeit dauernde organisatorische Arbeit geleistet worden. Im Baltikum hat der Graf überaus schwierige Verhältnisse vorgefunden. Er hat dort mit Energie und zugleich mit großer Besonnenheit durchgegriffen und durch Wiedereroberung Kurlands einen wirksamen Schutz Ostpreußens gegen den Bolschewismus geschaffen. Die Geschichte dieser baltischen Wirren ist überaus verwickelt. Dazu hat unsere Regierung durch ihre unklare Haltung dem Truppenführer seine ohnehin nicht leichte Aufgabe noch wesentlich erschwert. Graf Goltz hat jedenfalls die deutsche Würde besser gewahrt, als es an anderen Stellen der Fall war. Die temperamentvolle Darstellung seiner Erlebnisse, die er uns gibt, hat große Anschaulichkeit. Sie ist frei von jedem Selbstlob, kündet aber auf jeder Seite, daß wir hier eine kühne, hochherzige und frische soldatische Persönlichkeit vor uns haben. Wir lernen verstehen, was dieser Mann seinen Truppen sein mußte. Frhr. v. F.-L.

Das Heim und die Welt. Von Rabindranath Tagore. München 1920, Kurt Wolff.

Dieser Roman stellt für uns eine neue Kunstform dar, indem der berühmte Autor jede der drei Hauptpersonen ihre Gedanken und Erlebnisse selbst erzählen läßt. Das Buch ist von einer ungemeinen Zartheit und Innigkeit und läßt die Seele des Dichters in ihren schönsten Saiten erklingen. Wie eine Platonische Idee schwebt über allem die wunderbare Schönheit, Mystik und Weisheit Indiens. Der Roman spielt in der neueren Zeit, wo politische Unruhen und Loslösungsbestrebungen von fremdem Joch einsetzen. Vielleicht ist er eine dichterische Vorwegnahme kommender Ereignisse? — Der in der Mitte der Begebenheiten stehende Fürst Nikhil, ein herrlicher Mensch, ist zugleich Träger und Verkünder der erhabenen Weltanschauung Tagores. Hier einige Worte seiner Weisheit: „Nur die Schwachen wagen es, nicht gerecht zu sein. Sie weichen der Verantwortlichkeit aus und versuchen, auf unerlaubten Richtwegen schnell zum Ziel zu kommen." — „Was ich besonders betonen möchte, ist dies, daß die Leute in Europa alles vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ansehen. Aber der Mensch ist mehr als bloße Physiologie oder Biologie oder Psychologie oder Soziologie." — „Wenn Du auf Deine Weise Erfolg gewinnst," sagt Nikhil zu dem politischen Fanatiker Sandig, „so gewinnst Du ihn auf Kosten der Seele, aber die Seele ist mehr wert als der Erfolg." — „Mir ist es nur um die Wirkung zu tun, die sich auf das Heute erstreckt", sagte Sandig; „mir ist es um die Wirkung zu tun, die sich auf die Ewigkeit erstreckt", antwortete Nikhil.

Künstlerische Spannung gewinnt der Roman durch das psychologische Verhalten Bimalas, der Gattin des Fürsten. Lange Jahre hatten sie in glücklicher Abgeschiedenheit miteinander gelebt. Dann trat Sandig eines Tages in ihren Bannkreis. Bimala erzählt: „Ich hatte Sandig Babus Bild schon früher gesehen. Es war etwas in seinem Gesicht, was ich nicht mochte. Nicht, daß er häßlich war — im Gegenteil, er hatte ein auffallend schönes Gesicht. Doch, ich weiß nicht, es schien mir, daß trotz all der Schönheit zu viel gemeiner Stoff hineingearbeitet war. Das Licht seiner Augen schien mir nicht ganz echt zu sein, darum mochte ich nicht, daß mein Gatte unbedenklich allen seinen Forderungen nachgab." — Später geriet sie jedoch, durch die Werbungen Sandigs unsicher gemacht, so sehr unter dessen Einfluß, daß sie das Gold aus dem Schrank ihres Gatten nahm, um es Sandig zu geben. Die sich hieraus ergebenden Komplikationen sind mit psychologischer Meisterschaft geschildert. Über allem aber thront die Güte und metaphysische Einsicht des Fürsten: „Die Vorsehung formt unser Leben im großen, sie will, daß wir selbst die letzte Hand anlegen und ihm seine endgültige Gestalt nach unserem Sinn geben." — „Mir ist der Gedanke gekommen, daß ich doch immer etwas Neigung zur Tyrannei gehabt habe. Es war ein ge-

wisser Despotismus in meinem Verlangen, meine Beziehungen zu Bimala in eine feste, klar umrissene und vollkommene Form zu bringen. Aber des Menschen Leben ist nicht dazu bestimmt, in eine feste Form gepreßt zu werden. Und wenn wir versuchen, dem Guten auf solche Weise Gestalt zu geben, als wäre es bloßer Stoff, so rächt es sich furchtbar dadurch, daß es das Leben verliert."

Auf die Nachricht von einem Aufruhr galoppiert Nikhil ohne Waffe in der Hand davon. Bimala steht bangen Herzens am Fenster und wartet. Sie hört von ferne den Lärm des Kampfes und sieht die Flammen eines brennenden Dorfes. Als die Nacht hereinbricht, bringt man den Gatten mit einer Kopfwunde auf einer Bahre ins Haus.

Carl Kotthaus.

Rheinische Volkskunde. Von Prof. Dr. Adam Wrede, Privatdozent an der Universität Köln. Leipzig 1919, Quelle & Meyer.

Langsam erobert sich die Volkskunde auch die Universitäten, nachdem sie, mit durch Weinholds und Erich Schmidts Bemühungen, erst zu einer Wissenschaft erwachsen ist. Adam Wrede, besonders durch seine Arbeiten über die Altkölner Sprache und Kultur schon rühmlich bekannt, faßt eigene und andere Forschungen in einem auch äußerlich mit Photographien gut ausgestatteten Bande über rheinische Volkskunde zusammen. In einer Reihe von einzelnen Kapiteln handelt er über die älteste Siedlungsgeschichte und Stammeskunde des Rheinlandes, versucht im allgemeinen und besonderen rheinische Geistesart zu charakterisieren (mit für meinen Geschmack leichter Schönfärberei) und geht dann über zur Betrachtung der äußeren Lebensformen, der Dorf- und Hausanlagen und der Kleidertrachten. Es folgen schließlich die geistigen Lebenserscheinungen, Sprache und Volksdichtung, Volksglauben, Sitten und Bräuche bei den Familienereignissen, bei Alltag und Festen. Reiche Anmerkungen und Quellennachweise stehen am Schluß. Man könnte noch eine sinnvollere und straffere Gliederung wünschen, welche z. B. Sprache und Dichtung, Glauben und Brauch unmittelbar aus der rheinischen Grundstimmung herauswachsen ließ und dann erst die äußeren Formen anschloß. Man könnte vielleicht auch noch mehr Parallelen zu anderen Landesteilen Deutschlands ziehen; ich fürchte, daß der unbeschlagene Leser bei der Lektüre von Wredes Buch leicht auf den Gedanken kommen kann, daß der hier beschriebene Brauch und Glaube etwas ausgesprochen Rheinisches sei, während sich doch dieselben Erscheinungen auch anderswo feststellen lassen. Besonders das Kapitel über den Volksglauben hätte noch mehr in religionsgeschichtliche Zusammenhänge gestellt werden können. Aber solche Wünsche sollen doch den Wert des Gebotenen nicht mindern. Haben wir doch seit Andrees vorbildlicher „Braunschweiger Volkskunde" zum ersten Male wieder ein Werk vor uns, wo ein einziger, von Liebe zur Heimat und von wissenschaftlicher Kritik beseelt, das volkskundliche Gebiet einer ganzen deutschen Landschaft in seiner Einheit als ein organisches Ganze darstellen will. Und gern sei anerkannt, daß ihm dies Ideal in den Hauptumrissen schon auf den ersten Wurf geglückt ist. Wredes Buch eröffnet verheißungsvoll eine Reihe gleichgearteter Darstellungen: „Deutsche Stämme, deutsches Land", herausgegeben von F. v. der Leyen. Wenn die Nachfolger seinen Bahnen folgen, werden wir eine deutsche Volkskunde in stammesgeschichtlichen Einzeldarstellungen besitzen, um die uns die anderen Völker beneiden können!

Wolfgang Stammler.

Alte Denkmäler aus Syrien, Palästina und Westarabien. 100 Tafeln mit Text, auf Befehl von Ahmed Djemal Pascha veröffentlicht. Berlin 1918, E. Reimer.

Es ist ein wundervolles Bilderwerk, das uns unser türkisches Abenteuer noch im letzten Augenblick beschert hat. Im Bereich der 4. osmanischen Armee in Syrien ist unter Leitung des Archäologen Th. Wiegand während des Weltkrieges eine Aufnahme zahlreicher antiker Ruinenstätten erfolgt. Ein Teil der photographischen Bilder hat in diesem Album in prachtvollen Lichtdrucken und in sorgfältigen Erklärungen eine Wiedergabe gefunden. Stadtansichten wie Aleppo, Damaskus und Jerusalem, Ruinen wie Amman, Baalbek, Gerasa, Palmyra und Petra, unterbrochen von einzelnen Landschaften, wechseln miteinander ab. Welche Fülle alter Kultur erwächst hier vor unsern Augen aus dem marmorweißen Lande! Da sind die alten Terrassenanlagen zur Anhäufung von Gartenkrume, dort die Reste von Aquädukten und Kanälen, die Hunderte von Kilometern weit das Wasser herbeiführten. Zwischen riesigen Säulenresten steigen die zerbröckelnden Stufen alter Amphitheater, feinsinnig dem Gelände angepaßt, zur Arena herab. In weiter Ferne tauchen die immer noch trutzigen Türme und Zinnen einer alten Kreuzfahrerburg auf, von der einst irgendein fränkischer Graf mit Troß und Falk zur Gazellenjagd und zum Kampf gegen den Sarazen ausritt. Welche Fülle der Gesichte in diesem uralten Lande, diesem Lande, über dessen sonnhelle Grasgebirge und blaue Buchten noch der Schatten phönizischer Segelbarken fällt, wo Alexander, der ganz ganz große Alexander, ebenso winzige wie mächtige Seestädte berannte.

E. Banse.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Krause. — Mutter. Roman von Aug. Friedrich Krause. 181 Seiten. Leipzig, Oswald Thomas Verlag. 1920.

Lafaire. — Bücher-Verzeichnis Nr. 5. Von Heinz Lafaire, Antiquar, Hannover, Breite Str. Nr. 6. 24 Seiten.

Lange. — Erinnerungen an den Alten und seinen Sachsenwald. Von Hermann Lange. 86 Seiten. Halle a. S., Richard Mühlmann. 1920.

Larsen. — J Det Gamle Voldkvarter en Københavnsk Spidsborgerhistorie af Karl Larsen. 107 Seiten. Kjøbenhavn og Kristiania, Gyldendalske Boghandel. 1920.

Lautensack. — Leben, Taten und Meinungen des sehr berühmten russischen Detektivs Maximow, Beamter zu besonderen Aufträgen im Ministerium des Innern zu St. Petersburg. Von Baron G. de S. Heinr. Lautensack. 100 Seiten. Berlin, Ernst Rowohlt, Verlag. 1920.

Lilienfein. — Die Überlebenden. Ein Drama in 5 Akten von Heinrich Lilienfein. 122 Seiten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. 1920.

Lindner. — Der Primus. Eine Geschichte von dreifacher Liebe. Von Hugo Gabriel Lindner. 256 Seiten. Buchenbach-Baden, Felsen-Verlag. 1920.

Lindner. — Weltgeschichte in zehn Bänden von Theodor Lindner. I. Bd. 530 Seiten. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung. 1920.

Lissauer. — Der inwendige Weg. Neue Gedichte von Ernst Lissauer. 117 Seiten. Jena, Eugen Diederichs, Verlag. 1920.

Luible. — Die parlamentarische Vertretung Bayerns im Landtag und im Reichstag. Von Dr. Martin Luible. 69 Seiten. München, Verlag der Politischen Zeitfragen, Dr. F. A. Pfeiffer. 1920.

Lutherhefte 5/6. Von der Freiheit eines Christenmenschen. 32 Seiten. Zwickau i. Sa., Verlag Johannes Herrmann.

Mélot Du Dy. — Le Sot l'y laisse par Mélot Du Dy. 180 Seiten. Bruxelles, Editions littéraires de l'Expansion Belge 1920.

Mérimée. — Die Venus von Ille. Von Prosper Mérimée. Mit Zeichnungen von Bea Fock (Romantische Taschenbücherei). 100 Seiten, München, Hyperion-Verlag.

Meyer. — Wirklichkeitsblinde in Wissenschaft und Technik. Abwehr der unter diesem Titel erschienenen Streitschrift von A. Richter von Eugen Meyer. 55 Seiten. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1920.

Michel. — Weltanschauung und Naturdeutung. Vorlesungen über Goethes Naturanschauung von Ernst Michel. 92 Seiten. Jena, Eugen Diederichs Verlag. 1920.

Moreck. — Die Flucht ins Bürgerliche. Von Curt Moreck. Illustriert von Bruno Mewes. 34 Seiten. (Der kleine Roman. Nr. 35.) Berlin, H. S. Hermann & Co. 1920.

Müller-Guttenbrunn. — Die schöne Lotti und andere Damen. Ein Geschichtenbuch von Adam Müller-Guttenbrunn. 250 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1920.

Norris. — The Triumph of Sara. By W. E. Norris. 277 Seiten. (Tauchnitz Edition. Vol. 4540.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1920.

Palleske. — Die Kunst des Vortrags. Von Emil Palleske. 248 Seiten. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag. Erich Gußmann. 1920.

Perkonig. — Trio in Toscana. Ein Roman von Joseph Friedrich Perkonig. 208 Seiten. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1920.

Pichler. — Volk und Menschheit. Von Privatdozent Dr. Hans Pichler-Graz. Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus. Beiheft 4. 13 Seiten. Erfurt, Keyserische Buchhandlung. 1920.

Poesia. — Rassegna Internazionale Diretta da Mario Dessy. Anno I° No. 4. 48 Seiten u. Illustr. Milano. 1920.

Rasmussen. — Neue Menschen. Ein Jahr bei den Nachbarn des Nordpols. Von Knud Rasmussen. 144 Seiten. Leipzig und Wien, E. P. Tal & Co. 1920.

Rauthe. — Antiquariatsverzeichnis Nr. 85 des Buch- und Kunstantiquariats Oskar Rauthe. 120 Seiten. Berlin-Friedenau, Handjerystr. 72.

Roloff. — In zwei Welten. Lebenserinnerungen von Professor Ernst M. Roloff. 313 Seiten. Berlin und Bonn, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1920.

Roniger. — Drei behutsame Geschichten aus den Unterhaltungen der Maler von Emil Roniger. 289 Seiten. Basel, Rotapfel-Verlag. 1920.

Roniger. — Die lautere Quelle. Von Emil Roniger. 294 Seiten. Basel, Rotapfel-Verlag. 1920.

Roose. — Der Gezeichnete. Von Georg P. M. Roose. Aus dem Niederländischen von G. Gärtner. 211 Seiten. Leipzig, Bücherlese-Verlag. 1921.

Schäffer. — Hilferuf. Enthüllungen eines Zipser Deutschen von Johann Schäffer. 16 Seiten. Berlin, Verlag von Karl Curtius.

Schleich. — Das Problem des Todes. Von Carl Ludwig Schleich. 50 Seiten. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag. 1920.

Schlesinger. — Eine Kladde. Von Paul Schlesinger. Illustriert von G. von Finetti. 33 Seiten. (Der kleine Roman. N. 36.) Berlin, H. S. Hermann & Co. 1920.

v. Schlözer. — Jugendbriefe von Kurd v. Schlözer. Herausgeg. von Leopold von Schlözer. 221 Seiten. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1920.

Schlüter. — Deutsches Tat-Denken. Anregungen zu einer neuen Forschung und Denkweise. Von Willy Schlüter. 260 Seiten. Dresden, Oscar Laube. 1919.

Schrameier. — Das Zeugnis-Buch für Bodenreform und Kriegerheimstätten von Dr. W. Schrameier, Geh. Admir.-Rat. 83 Seiten. Frankfurt a. d. O., Verlag von Trowitzsch & Sohn.

Schröder. — Robert Guiskard. Ein Ergänzungsversuch zu dem Kleistschen Fragment von Paul Friedrich Schröder. 46 Seiten. Hofbuchdruckerei Eisenach H. Kahle.

Schröer. — Grundzüge und Haupttypen der Englischen Literaturgeschichte. Von Dr. M. M. Arnold Schröer. I. Von den ältesten Zeiten bis Spenser. (Sammlung Göschen.) 160 Seiten. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 1920.

Sievers. — Braunschweig. Bilder aus einer alten Stadt. Gezeichnet von Rud. Sievers. Wolfenbüttel, J. Zwißlers Verlag.

Sievers. — Schwarz-Spiele. Rudolf Sievers. Wolfenbüttel, Jul. Zwißlers Verlag.

Sommer. — Ernst Reiland. Roman in drei Büchern von Fedor Sommer. 421 Seiten. Halle a. S., Richard Mühlmann Verlag. 1920.

Spann. — Vom Wesen des Volkstums. Was ist deutsch? Ein Vortrag von Universitätsprofessor Dr. Othmar Spann-Wien. 22 Seiten. Eger, Böhmerland-Verlag. 1920.

Spitzer. — Henri Barbusse. Leo Spitzer. 96 Seiten. Bonn Friedrich Cohen. 1920.

Spitzmann. — Vor Arras und an der Somme. 12 Federzeichnungen von H. Spitzmann. Wolfenbüttel, Jul. Zwißlers Verlag.

Stählin. — Geschichte Elsaß-Lothringens. Von Karl Stählin. Mit 4 Tafeln und 295 Seiten. München und Berlin, Verlag von R. Oldenbourg. 1920.

Stammler. — Geschichte der niederdeutschen Literatur von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Von Prof. Dr. Wolfgang Stammler. 128 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner. 1920.

Storck. — Die deutsche Familie. Ein Führer zum neuen deutschen Leben von Karl Storck. 220 Seiten. Halle a. S., Richard Mühlmann, Verlag. 1920.

Stoeßl. — Das Haus Erath. Roman von Otto Stoeßl. 417 Seiten. Leipzig, Bücherlese-Verlag. 1920.

Strobl. — Verlorene Heimat. Jugenderinnerungen aus dem deutschen Ostland. Von Karl Hans Strobl. 400 Seiten. Stuttgart, Verlag Robert Lutz. 1920.

Tamm. — Im Lande der Jugend. Roman von Traugott Tamm. 387 Seiten. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Thummerer. — Krämer und Seelen. Ein deutscher Großstadtroman von Johannes Thummerer. 284 Seiten. Leipzig, Verlag Fr. Wilh. Grunow. 1920.

Tieck. — Der blonde Eckbert. Von Ludwig Tieck. Mit Zeichnungen von G. Königer. (Romantische Taschenbücherei.) 87 Seiten. München, Hyperion-Verlag.

Tschuppik. — Die tschechische Revolution. Von Walter Tschuppik. 163 Seiten. Wien, E. P. Tal Verlag. 1920.

Ulitz. — Ararat. Roman von Arnold Ulitz. 440 Seiten. München, Albert Langen Verlag.

Unger. — Jena. 10 Federzeichnungen von E. Unger-Jena. Wolfenbüttel, J. Zwißlers Verl.

Velten. — Hat Deutschland eine Zukunft? Von Dr. Rud. Velten. 79 Seiten. München, Verlag „Deutsche Eiche". 1920.

Weigand. — Frauenschuh. Drei Novellen von Wilhelm Weigand. 296 Seiten. München, Georg Müller Verlag. 1920.

Weigand. — Wunnihun. Eine Roman-Arabeske von Wilhelm Weigand. 412 Seiten. München, Georg Müller Verlag. 1920.

Weiler. — Mich ruft es zur Arbeit. Ein Lebensbuch für die Torfjugend über die Gebote von Jacob Weiler. (Bücher des Sämanns.) 395 Seiten. Freiburg i. Br., Herder & Co., G. m. b. H. 1920.

Wilser. — Attilas Glück und Ende. Von Dr. Ludwig Wilser. 66 Seiten. Berlin, Verlag Kraft & Schönheit.

Winder. — Kasai. Roman von Ludwig Winder. 295 Seiten. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag. 1920.

Windischgraetz. — Vom Roten zum Schwarzen Prinzen. Mein Kampf gegen das K. u. K. System. Von Prinz Ludwig Windischgraetz. 458 Seiten. Berlin und Wien, Ullstein & Co. 1920.

Witte. — 99 Sätze im Namen der Wissenschaft wider falschen Kirchenglauben. Hans Witte. Wolfenbüttel, Heckners Verlag. 1920.

Witte. — Christentum ohne Christus? Offener Brief an Herrn Konsistorialrat Hermann Wicke. Von Hans Witte. Wolffenbüttel, Heckners Verlag. 1920.

Witte. — Neue Reformation aller deutschen Kirchen im Geiste Martin Luthers. Rede im Altstadtrathaus zu Braunschweig von Hans Witte. 19 Seiten. Wolfenbüttel, Heckners Verlag. 1920.

Witte. — Die neue deutsche Kirche. Ziele der neuen Kirchenreformation. Von Hans Witte. Wolfenbüttel, Heckners Verlag. 1920.

Wolf. — Skizzen um Weimar. Ein naturfrohes Buch von Hermann Wolf. 39 Seiten. Weimar, Wolf von Kornatzki Verlag. 1920.

Wundt. — Die Weltkatastrophe und die deutsche Philosophie. Von Wilhelm Wundt. Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus. Beiheft 6. 16 Seiten. Erfurt, Keyserſche Buchhandlung. 1920.

Zahn. — Der sinkende Tag. Sechs Erzählungen von Ernst Zahn. 325 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Zehrfeld. — Kunst-Verlag-Katalog. Otto Gustav Zehrfeld, Leipzig. 79 Seiten.

Zitelmann. — Rußland im Friedensvertrag von Versailles. Kommentar nebst einschlägigen Noten bearbeitet von Dr. jur. F. C. Zitelmann. 124 Seiten. Berlin, Franz Vahlen. 1920.

Zobel v. Zabeltitz. — Der deutsche Geist und die Form. Gedanken und Betrachtungen. Von Dr. Max Zobel v. Zabeltitz. 64 Seiten. München, C. H. Beck. 1920.

Zschaetzsch. — Die Herkunft und Geschichte des arischen Stammes. Von Karl Georg Zschaetzsch. 527 Seiten. Nikolassee bei Berlin, Arier-Verlag, G. m. b. H. 1920.

Zweig. — Das ostjüdische Antlitz. Von Arnold Zweig. Zu fünfzig Steinzeichnungen von Hermann Struck. 110 Seiten. Berlin, Welt-Verlag. 1920.

Zweig. — Drei Meister: Balzac, Dickens, Dostojewski. Von Stefan Zweig. 220 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1920.

Zwiener. — Unser Oberschlesien. Das Erhelied deutscher Arbeit. Eine Sammlung von Heimatbildern nach Aufnahmen von Bruno Zwiener in feinstem Kupfertiefdruck. Mappe 2. Gleiwitz, Heimatverlag Oberschlesien G. m. b. H.

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Für Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Verlag Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Aus Immermanns Liebesleben

Mit ungedruckten Briefen und Gedichten

Von

Harry Mayne

Nicht nur in Immermanns Liebesleben, sondern in seiner ganzen Lebensgeschichte überhaupt sind die einschneidendsten Schicksale und Hauptprobleme der Immermann-Biographie seine Leidenschaft zu Elise von Ahlefeldt, die, ohne mit ihm vermählt zu sein, vierzehn Jahre lang sein Haus teilte, und seine Liebe zu Marianne Niemeyer, die für eine überaus glückliche, aber nur allzu kurz bemessene Zeit seine Gattin wurde. Nach Immermanns und Elisens Tode haben der letzteren Freundin Ludmilla Assing in ihrem Buche „Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Gattin Adolphs von Lützow, die Freundin Karl Immermanns" (Berlin 1857) und Marianne in dem unter dem Namen Gustavs zu Putlitz herausgegebenen Buche „Karl Immermann. Sein Leben und seine Werke, aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt" (Berlin 1870, 2 Bände) diese Verhältnisse erörtert. Beide Darstellungen, zumal die erste, sind parteiisch. Sie und alle übrigen gedruckten und ungedruckten Quellen kritisch untersuchend, habe ich eine eingehende objektive Behandlung des heiklen Sachverhalts zu geben versucht, zuerst 1916 in dem Aufsatze „Gräfin Elise von Ahlefeldt im Leben Lützows und Immermanns" (Internationale Monatsschrift, Jahrgang 11, Spalte 101—128 und 229—254), sodann in meinem kürzlich erschienenen Buche „Immermann. Der Mann und sein Werk im Rahmen der Zeit- und Literaturgeschichte" (München 1920, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung), besonders in den Kapiteln 3, 5, 10 und 12. Für meine Forschungen stand mir nicht nur die im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv fünfzehn Kasten füllende umfängliche Hauptmasse von Immermanns handschriftlichem Nachlaß zur Verfügung, sondern auch ein Schatz von Papieren intimen Inhalts, den die Familie seinerzeit zurückbehalten hatte. Des Dichters Enkel, der Universitätsprofessor Dr. Johannes Geffcken in Rostock, hat ihn mir zu unbeschränkter Benutzung anvertraut. Mit seiner gütigen Erlaubnis darf ich an dieser Stelle eine Reihe aufschlußreicher Zeugnisse zu dem bezeichneten Thema veröffentlichen, Briefe und Gedichte, deren wörtliche Wiedergabe den Rahmen meiner Biographie gesprengt hätte. Nur ganz knapp berichte ich zum Verständnis der neuen Urkunden über die einschlägigen Verhältnisse im allgemeinen.

* * *

Im Jahre 1821 traf Karl Immermann, damals fünfundzwanzigjährig, als vortragender Auditeur bei dem Generalkommando in Münster ein. Noch in demselben Jahre finden wir ihn als häufigen Gast im Hause des Brigadegenerals Freiherrn v. Lützow, des berühmten ehemaligen Freischarenführers. Die Seele dieses geselligen Mittelpunktes von Münster war die Generalin, eine geborene dänische Reichsgräfin von Ahlefeldt-Laurwig, eine feingebildete, begabte Dame von großer Anmut und Würde des Auftretens. Hier empfing der etwas schwerfällige und ungelenke Magdeburger Einblick in die höheren Kreise und gesellschaftlichen Schliff. Zumal seine gute Gabe, dramatische Werke vorzulesen, machte ihn beliebt. Ich gebe aus zahlreichen ungedruckten, mir abschriftlich vorliegenden Briefen an seine Mutter und an seine Schwester Lottchen einige seiner Äußerungen über das Lützowsche Haus wieder.

In einem Brief an Lottchen vom 2. Juli 1821 lesen wir:

„Du weißt wohl schon von Ferdinand [1]) von meinen abermaligen Progressen in der feinen Gesellschaft, ich meine den Thee bei Fr. v. Lützow? Du solltest Deinen Bruder dort mit gesitteter Würde reden hören, Du würdest voll Erstaunen rufen: Ist selbiger der alte Stockfisch Karl? Das Ganze ist unendlich fein, gebildet ppp., nur wie die jetzige Feinheit überhaupt, ohne begeisternden, erwärmenden, anregenden Inhalt, u. eisige Schauer wehen mir oft wie von Gletschern an die rauhe Brust. — Man macht denn so alle die Schnurrpfeifereien mit durch und übt sich in der Resignation."

In einem weiteren Brief an die Schwester vom 12. Dezember heißt es:

„Die feinen Thees bei der Fr. v. Lz. haben auch meinen Gesellschaftlichen wieder in Anspruch genommen. Das letztemal haben wir Romeo u. Julia zusammen gelesen. Es erregte allgemeine Bewundrung, dennoch wurde aber nach dem 3t. Acte abgebrochen. So kalt bleiben die Menschen bei einem entzückenden Dichterwerke."

Am 7. Februar des folgenden Jahres 1822 schreibt Immermann der Mutter:

„Ich habe eine gesellschaftliche Verbindung angeknüpft, die mich angenehm beschäftigt. Ich bin nämlich im Lützowschen Hause jetzt so eingeführt, daß ich wöchentlich in der Regel 2 Abende dort zubringe. Am Liebsten ist es mir, daß ich immer ganz allein mit ihnen bin, denn unter 4 Augen spricht sich's am Besten. Sie ist wirklich höchst anziehend, u. kann sehr liebenswürdig seyn. Eine Zugabe ist freilich der Herr Gemahl, die so mit verdaut werden muß. Soll mich nur wundern, ob die Leute, wenn sie mir das geistreiche Fett abgeschöpft haben, mich wieder links liegen lassen, oder ob sie ein wahrhaftes Interesse an mir finden. Ich lasse mich so leicht durch glatte Worte nicht mehr bestechen, u. da ich nirgends Ansprüche mache, u. mich nie aufdränge, so haben die, welche sich von mir zurückziehn, nachdem sie mich vorher angezogen, endlich doch das Erröthen."

Am 27. März berichtet der Dichter wieder seiner Schwester:

„Vorigen Donnerstag hatten wir einen schönen Abend bei Lützows. Wir lasen, nach sorgfältiger Vorbereitung den Tasso dramatisch. Ein schön verzierter Tisch, ein silberner Armleuchter in der Mitte, 6 kleinere Leuchter ringsherum,

[1]) Des Dichters Lieblingsbruder.

auf zwei silbernen Schalen die beiden Kränze, die Damen in Putz gaben der Sache heitre Feierlichkeit. Nach dem 3t. Aufzug wurde Champagner gebracht. Antonio (Lützow) u. Alphons (Ich) tranken zu rasch drei Gläser hintereinander, und geriethen dadurch in einen Zustand, der es ihnen einigermaßen schwierig machte, das Staatsschiff von Ferrara im 4t. u. 5. Act klug zu lenken. Indessen muß es doch noch gegangen seyn, denn ich erhielt zur Belohnung Ariostens vollen bunten Blumenkranz, u. setzte die um Mitternacht öffnende Hausjungfer in nicht geringes Erstaunen, als ich sehr fröhlich, und sehr röthlich im Antlitz, meinen Kranz über den Arm gehängt, heim kehrte. Für meinen Petrarka[2]) bin ich auch durch einen Myrtenzweig von seinem Grabe belohnt worden.

Kurz, liebe Schwester, ein Poet ist eine glückliche Creatur, besonders wenn er froh ist. Das ist so gewiß, wie die neueste Philosophie. Gott segne alle Eure Tage, Ihr Geliebten!"

Endlich ein Abschnitt aus einem Weihnachtsbrief an die Mutter (27. Dezember 1822):

„Dieses Jahr über war ich unter Menschen u. recht froh. Ich brachte den heiligen Abend bei Lützows zu. Die Generalin hatte ihr niedliches Zimmer mit vielen Lichtern u. Wachsstöckchen, Tannenzweigen u. Blumen in einen wahren Feenpalast verwandelt, u. auf dem reichgedeckten Tische lagen die freundlich dargebotnen Gaben. Ich fand denn auch das Meinige — eine sehr künstliche Kaffeemaschine, nebst Kaffeeservice u. vielem Confect. Nun koche ich mir alle Nachmittage meinen Kaffee selbst, und wenn ich gleich, bei meiner Dir wohlbekannten Ungeschicklichkeit in dergleichen Dingen 1½ Stunde arbeiten muß, bis der braune Saft läuft, so belohnt mich auch dann das delicateste Getränk, was ich je getrunken habe. Sobald mir einmal das Glück wird, Dich liebste M. bei mir bewirthen zu dürfen, sollst Du zuerst von diesem eigenfabricirten Kaffee genießen. Auch in diesem Augenblicke trinke ich ihn, u. zwar aus Deiner schönen Tasse, die indessen nur an hohen Festtagen künftig gebraucht werden soll."

Auch diese Zeugnisse lassen erkennen, daß sich der Dichter in den ungewohnt glänzenden Kreisen doch nur zur Hälfte wohl fühlte. Zwar ist er fröhlich mit den Fröhlichen und geschmeichelt durch die Aufmerksamkeiten, die man dem jungen Menschen und Dichter erweist, aber er vermißt doch den tieferen Gehalt. Was ihn mehr und mehr fesselt, ist auch nicht die Geselligkeit an sich, sondern die Wirtin. Die Generalin, die er anfänglich nur in ihren Vermögensangelegenheiten juristisch beriet, wird erst seine Gönnerin, dann seine Muse und endlich das Weib seiner Leidenschaft. Er hatte die jungen Leiden einer unerwiderten Liebe hinter sich, sie fand in ihrer kinderlosen Ehe mit dem wackeren, aber geistig unbedeutenden Lützow nicht die erhoffte Befriedigung und erwiderte die Neigung des feurigen jungen Poeten, obwohl dieser acht Jahre jünger war als sie. Ohne im gesetzlichen Sinne gebrochen zu sein, wurde die Lützowsche Ehe um Immermanns willen geschieden, und Elise folgte dem als Kriminalrichter nach Magdeburg Versetzten in seine Vaterstadt, ja sogar in sein Mutterhaus, und im Jahre 1827 dem Landgerichtsrat nach Düsseldorf. Fast ein halbes Menschenalter hindurch hat sie so neben ihm gelebt und sein immer wiederholtes Drängen, ihm die Hand zum Ehebunde zu reichen, hartnäckig abgewehrt. Aber auch die volle sinnliche Lebensgemeinschaft versagte sie ihm, wahrte

[2]) Immermanns 1822 gedrucktes Trauerspiel.

vielmehr dauernd einen unter solchen Verhältnissen sehr befremdlichen Abstand; selbst das Du wurde nicht getauscht! Es war die geistige Liebe der geistreichen, emanzipierten Frau. Volle Hingabe lag nicht in Elisens offenbar unsinnlichem Wesen. Sie lebte in einer eingebildeten Phantasiewelt und sah nach Romantikerart in der Ehe das Widerspiel der Poesie und den Tod der wahren Liebe, wie die Celinde in Immermanns aus tiefem eigenen Erleben erwachsenen Cardenio-Drama. Ihre Trennung von Lützow, erklärte sie, müsse der letzte Schritt sein, der sie „der Welt bloßstelle". Sie wollte es nicht darauf ankommen lassen, sich etwa später zum zweiten Male zu einer Scheidung gezwungen zu sehen. Aber freigeben wollte und konnte sie den Freund auch nicht. Ähnlich wie Sophie Löwenthal mit Lenau soll sie mit Immermann vereinbart haben, keines von ihnen dürfe je eine andere Ehe eingehen. Damit bewies sie nur, daß sie den geliebten Freund in seinem tiefsten und besten Wesen nicht verstand. Dessen kernhafte und saftvolle Natur war durchaus auf gesunde Diesseitigkeit, auf befriedigte Leidenschaft und Ehe, auf preußische Zucht und Ordnung gestellt. Sie hat das Zwiespältige und Problematische in sein Dasein hineingetragen, das auch der größeren Hälfte seines dichterischen Schaffens verhängnisvoll geworden ist, und er hat unter seiner Lebenslüge, trotz aller Liebe und Verehrung für Elise, schwer gelitten. In einem gleichen unnatürlichen Verhältnis, das ein unbefriedigendes Gemisch von Freundschaft, Liebschaft und Gewissensehe war, lebte Ludwig Tieck mit der Gräfin Finkenstein zusammen. Seine Tochter Dorothea urteilte darüber in einem Brief an Üchtritz, der in Heinrich v. Sybels „Erinnerungen an Friedrich v. Üchtritz" (Leipzig 1884, S. 218) abgedruckt ist, folgendermaßen: „Wie schrecklich sind die Folgen dieser unnatürlichen Verbindung für den armen Vater in seinem ganzen Leben gewesen! Seine schriftstellerische Laufbahn ist dadurch gehemmt, seine schönste Kraft gebrochen worden, sie hat ihn verhindert, sich eine sorgenfreie Existenz zu begründen, alles häusliche Glück und Familienleben für immer zerstört, und welche bittre Früchte trägt sie nun seinen Kindern und ihm selbst in seinem Alter!" Dasselbe Schicksal bedrohte Immermann durch die Gräfin von Ahlefeldt — sie hatte ihren Mädchennamen wieder angenommen —, doch war das Glück ihm günstiger. Als jene gerade das fünfzigste Lebensjahr zurücklegte, begegnete dem auch schon ergrauenden Zweiundvierziger das Mädchen, das bestimmt war, ihm für alles so lange Entbehrte reichlich zu lohnen: Marianne Niemeyer, die Enkelin des verstorbenen Kanzlers der Universität Halle, bei dessen Witwe die doppelt Verwaiste lebte. Immermann sah sie anläßlich einer Taufe in Bruder Ferdinands Hause zu Magdeburg im September 1838, und alsbald fühlten sich die beiden stark zueinander hingezogen.

* * *

Marianne, 1819 geboren, war den Jahren nach noch ein halbes Kind, aber eine rasch reifende Natur von eigener Prägung, klug, warm und lebensstark wie ihr dichterisches Abbild, die holde blonde Lisbeth des „Münchhausen". Was dort Oswald von dieser sagt, gilt auch für Immermann und Marianne: „Sein Dasein war ihm

voll, ganz, gerundet worden" (Bd. 2, S. 81 meiner kommentierten kritischen Immermann-Ausgabe). Beider leidenschaftliche Liebe strebte nach der Vereinigung durch das Band der Ehe, aber erst hieß es dunkle Wolken verscheuchen, die über ihrem Glück heraufzogen, und hartnäckige Widerstände brechen. Auch Elise machte mit Leidenschaft ihre Rechte geltend, die aber doch nun einmal keine sittlichen waren, und der Dichter wußte sich der alten Freundin, die ihm so viele Jahre hindurch ihr Leben geweiht hatte und die verständnisvolle Genossin seines Schaffens gewesen war, zu tief verpflichtet, um einfach über sie hinwegschreiten zu können. So sehr fühlte er sich geistig mit ihr verwachsen, daß er ernstlich ein Zusammenleben zu dreien von der jungen Braut forderte. Ja in den langen Monaten der häßlichen äußeren Auseinandersetzungen und der inneren Qualen und Zweifel kam ihm sogar der „entsetzliche Gedanke", er könne sich geirrt haben und seine einzige wahre Geliebte sei und bleibe die Gräfin! Er stand zwischen den beiden Frauen wie Tristan zwischen der blonden Isolde und Isolde Weißhand, wie Goethes Fernando zwischen Cäcilie und Stella. Doch das Geschick meinte es gnädig mit ihm, er rang sich zu voller Klarheit durch und, ohne daß es zum äußerlichen Bruch gekommen wäre, wich Elise schließlich freiwillig, wenngleich gebrochen von seiner Schwelle.

An der Hand der vielen bogenlangen Briefe an die Braut, von denen das Putlitzsche Buch umfängliche Auszüge bietet, schauen wir tief hinein in das Seelenleben des Dichters während seiner selig-unseligen Bräutigamszeit. In ihnen legt er vor der jungen Geliebten seine Ohrenbeichte ab, zieht er die Summe seiner Existenz. Der letzte und aufschlußreichste dieser von Düsseldorf nach Halle reisenden Briefe ist bis heute unbekannt geblieben; ich veröffentliche ihn hier zum ersten Male.

Der Brief umfaßt zwei ganze und zwei halbe eng beschriebene Bogen gelben Briefpapiers, also 12 Seiten. Zu seinem Verständnis schicke ich folgendes voraus. Am 17. August 1839 verließ die Gräfin Düsseldorf, um zusammen mit ihrer Freundin Johanna Dieffenbach eine Reise nach Oberitalien zu unternehmen. Immermann begleitete sie bis Köln und brach dann seinerseits am 20. August nach Halle auf, zur Hochzeit. Die Frau seines Düsseldorfer Kollegen v. Sybel, die Mutter des Historikers der Reichsgründung, war Immermanns treue Freundin und gerade in diesen Seelenkämpfen seine Vertraute; im Sybelschen Hause brachte das junge Paar auch die ersten Tage nach der Hochzeitsreise zu.

Sonnabend Nachmittag.

Dieß ist nun der letzte Brief wahrscheinlich, mein herzgeliebtes Kind, den ich Dir von Düsseldorf schreibe, am Montage schreibe ich noch einen an die Großmutter, sollte auch noch Einer an Dich ankommen, so erschrick nicht, denn er wird nur Gutes enthalten. Ich habe Dir heute Tiefschmerzliches zu sagen, aber zum Glück auch Gutes, und die Freude u. Zuversicht ist aus dem Schmerze geboren.

Ich will Dir zuvörderst den Abschied, den ich Dir nur in allgemeinen Zügen berichtete, näher schildern. Das schrieb ich Dir schon, daß sie mit heißen Thränen vom Hause fortgegangen sei, unter dem lauten Schluchzen der Leute, denn sie ist immer sehr gut mit den Menschen gewesen. Ein Sträußlein hatte sie im Garten abgebrochen von rothen Wicken, Ritterspern und Rosen, das steckte in ihrem Reisekorbe, als ich auf der Coelner Chaussee in den Wagen stieg. Ich war in

einer wunderbaren Kühnheit vom Hofe gegangen und murmelte immer vor mich hin die Worte des Oreſt in der Iphigenie:

Es löſet ſich der Fluch, mir ſagt's das Herz!

Sie weinte in einemfort hinter ihrem grünen Schleyer, die Freundin ſah tiefbewegt vor ſich hin und bis Benrath ſprachen wir kein Wort. Dort wurde einen Augenblick angehalten, ſie ſtieg aus, die D. ſagte: Geh mit Immermann etwas voran! Das that ſie. Ich bot ihr den Arm, den lehnte ſie ab, aber als ich ihr die Hand drückte, erwiederte ſie es. Liebevoll empfahl ſie mir das Loos der Leute. Den zweiten Theil des Weges ſprachen wir mehr. Um 8 Uhr waren wir in Coeln. Da ging die D. zu ihren Kindern und ich blieb mit Eliſen allein zum Abendeſſen. Es war gar kein Zwang zwiſchen uns, ſondern ein ſüßtrauriger Friede unter Cypreſſen. Es kam keine herbe Anſpielung aus ihrem Munde. Die Situation war zu groß, als daß wir von andern als den gleichgültigſten Dingen hätten ſprechen können. Am anderen Morgen war die Stimmung dieſelbe; ich kaufte ihr noch eine Flaſche Eau de Cologne, nach der ſie verlangte. Endlich klingelte es vom Dampfſchiff, da nahm ich ſie in meinen Arm und küßte ſie. Das war der erſte Kuß, den ich ihr nach 17 Jahren vor Zeugen gab. Dem erſten bot ſie nur harte, geſchloſſene Lippen, aber den zweiten erwiederte ſie. Ich ſagte ihr: Nehmen Sie es nur nicht übel, daß ich noch bis heute Morgen geblieben bin, ich wollte eigentlich in der Nacht abreiſen, aber ich dachte, es wäre Ihnen doch lieb, wenn ich Sie noch ins Dampfſchiff begleitete. O, ſagte ſie, das iſt ja ſehr ſchön. — Schön, verſetzte ich, iſt das weiter gar nicht, ich wollte Sie nur bis zuletzt begleiten. Sie dankte mir und ich lehnte den Dank ab, indem ich meine Bitte wiederholte, daß ſie mir nur den ſchmerzlichen Abſchied nicht übel nehmen möge. Der D. ſagte ich, daß ſie ihr meine Bitte ans Herz legen ſolle, an den Rhein zurückzukehren und nicht nach Berlin zu gehen, damit ich ſie ſehen und für ſie ſorgen könne. Als wir hinuntergingen, war ſie ſo matt, daß ſie nicht allein gehen konnte, ich führte ſie ins Dampfſchiff. Dort verweilte ich bis zum 3ten Klingeln, und dann ging ich mit ſtummem Handdruck von Beiden fort, nachdem ich Eliſen noch den Mantel gegen die kühle Morgenluft umgelegt. Sie hatte ſich gleich auf die Bank an Bord geſetzt, und ſich von der Geſellſchaft abgewendet und weinte, ſtill wie ein Lamm. Am Ufer blieb ich ſtehen, ſie aber winkte mich mit dem Tuche fort, mein Anblick mochte ſie zu gewaltſam peinigen. Das geſchah auch, als ich den Strom weiter hinauf gegangen war und noch einmal ſtill ſtand.

In den Wagen ſetzte ich mich nun ganz gefaßt und fuhr in dieſer Stimmung her. Deinen Brief fand ich hier vor, Deine Liebe, Deinen Muth, Deine gute Seele. Aber kaum war ich einige Stunden im Hauſe, ſo überfiel's mich mit einer Gewalt, die ich nicht vorher geſehen hatte. Alles, worüber ich mit ihr gerechtet, daß ſie meine Frau nicht hatte werden wollen, und daß ſie oft ſo curios gegen mich geweſen, war wie mit einem Schwamme aus meiner Seele gewiſcht, und nichts ſtand darin als ihre ewig theure, verklärte Geſtalt und meine geläuterte ewige und innige Liebe. Kein vergeſſen war Alles, was ich erduldet, und nur zwei Dinge wußte ich, das Mitleid mit ihrem ungeheuren Elend und daß ich ſie nie in meiner Seele werde entbehren können. Das Haus war mir wie ein Grab. Jede Ecke, jeder Winkel, jedes Stück Meuble erinnerte mich an ſie, ich dachte, wie ſie immer ſo ſtill und treu für mich geſorgt, und kein anderes Vergnügen gekannt hatte, als für mich ſorgen. Das war denn ein ganz entſetzliches Gefühl und ich erfuhr nun am 14ten Auguſt 1839, was es heißt, Scheiden und Meiden. Das iſt ein Furchtbares, mein herzgeliebtes Kind, und Gott der Herr ſchütze Dich vor dieſer Erfahrung! In einem Glaſe, das ich ihr einmal in Leipzig geſchenkt, wo zwei Hände

eingeschliffen[3]) sich halten mit dem Worte: Ewig drüber, worin aber ein Sprung ist, lag ein grünes Papier, dahinein hatte sie einen Ring gelegt, mein erstes Geschenk und dazu das Gedicht geschrieben: Die Verlassene[4]), aus meinen Gedichten.

Ich suchte alle ihre kleinen Andenken zusammen, Zettel, Schleifen, Blumen usw. und legte sie in einen polirten Kasten, der in den Schrank gestellt ist, dessen Inhalt Dir, wie Du weißt, unbeschränkt offen seyn soll. Also bestattete ich die Liebe vom 10. März 1822.

Weinen konnte ich nicht, der Krampf schnürte mir den Hals zu, so ging ich zu Bette und so wachte ich gestern vor Tage auf. Als ich mich angekleidet, nahm ich Deine letzten Briefe zur Hand, um mir Trost zu holen. Bei einer Stelle, wo Du von Deiner lieben Mitwirkung zu einer Versöhnung sprichst, löste sich die Natur und ich brach in heiße Thränen aus. Ich corrigirte einen Aufsatz, aber es wollte nicht flecken, denn immer dachte ich bei den einzelnen Stellen, „das schriebst Du dann und dann, als sie noch da war". — Ich horchte, ob ich ihren Gang nicht über mir hörte, ich sah aus nach dem Garten, ob sie nicht „zwischen den Palmen erschiene"[5]). Sie war aber fort. Ich weinte fast den ganzen Tag, gegen Abend erzeigte mir Fr. v. Sybel die Liebe, auf meine Einladung zu mir zu kommen, da erleichterte sich in gemeinsamem Weinen etwas die Seele, aber es blieb doch Nacht darin. So war's auch heute Morgen, Du warst mir verschwunden, ich dachte an Dich ohne Erhebung, so muß den Aposteln zu Muthe gewesen seyn, als Christus gestorben war und sie am Himmelreiche verzagten. Ich schrieb an Elisen einen langen Brief, worin ich mein ganzes Herz gegen sie ausströmte, ihr Alles abbat, was ich gegen sie gefehlt, ihr sagte, daß die Treue meines Gemüthes ihr unwandelbar bleibe und meine Bitte um Rückkehr an den Rhein wiederholte. Ich bat sie „das Kind, das ihr so verhängnißvoll geworden, nicht zu hassen, denn Du seiest ganz unschuldig, wenn eine Schuld begangen worden, so sei es die meinige". „Du sehnest Dich danach, ihr eine zärtlich pflegende Tochter zu werden."

Es war aber Alles noch vergebens. Immer noch stand ihr rührendes Leisten während 12 Jahren[6]) und das schlimme Geschick, das ihr dafür geworden, niederdrückend vor mir. Auf einmal aber heute Nachmittag drei Uhr geschah in mir eine himmlische Erleuchtung und mir ward Hülfe in der Seele, die wie ein Wurm sich krümmte. Denn ich fand ein nächstes Mittel, ihr in der ersten schlimmsten Zeit zu helfen. Weil sie nämlich mich noch immer so sehr liebt und das, was sie verlassen, so setzte ich mir vor, ihr immerfort Zettel zu senden, über Alles und Jedes, was sie interessiren kann, und wäre es das Unbedeutendste, und müßte es täglich geschehen, damit ihr in der Ferne in diesen Papieren ein Ersatz der Heimath werde. Alsobald, wie ich diesen Entschluß gefaßt, kehrte mir Ruhe und

[3]) Das Wort „eingeschliffen" über der Zeile nachgetragen.

[4]) Das Gedicht lautet:

Zwar werden keine Thränen fall'n,
Wenn ich gestorben bin.
Vergessen werd' ich sein von All'n;
Die Meinen sind dahin.

Doch netzt mit Thau das Gräschen sich
An meinem Leichenstein:
„Ob auch kein Mensch beweinet Dich,
Sollst doch beweinet sein."

[5]) Das erste Anführungszeichen fehlt im Brief.

[6]) Immermann berechnet nur das Düsseldorfer Zusammenleben.

Kraft zurück und Du wurdest mir wiedergeboren. Ich nahm nun Deinen letzten Brief zur Hand und las daraus Erquickung, ich nahm Dein Bild und die Augen waren mir wieder die alten Liebesaugen, ich hatte meine Sehnsucht und mein Verlangen nach Dir wieder, zugleich mit dem Ankergrunde in der Gräfin, die meine Geschichte ist und meine Vergangenheit, wie Du meine Hoffnung bist und meine Zukunft.

Abends.

Das Alles Dir haarklein zu berichten, war meine Pflicht, geliebte Marianne, denn Wahrheit, unser altes Wort, muß zwischen uns der Anfang und das Ende bleiben, und von so wichtigen Dingen darf Keines gegen das Andere schweigen, selbst auf die Gefahr, dem Andern eine üble Stunde zu machen, denn Verschweigen könnte zu noch übleren Dingen führen. Ich werde noch oft in Deinen Armen um die Gräfin weinen, das fühle ich, aber diese Thränen, hast Du ja gesagt, werden Dich nicht beleidigen. Und wenn Du so ruhig mich an Deinem Halse ausweinen lässest, dann drücke ich Dich nachher gewiß mit doppeltem Vertrauen an mein Herz. Die Liebe meiner Marianne ist ein großer Segen und hat eine himmlische Kraft in sich, dadurch wirst Du alles noch Getrübte überwinden.

Du hast eine schwere Aufgabe, armes Mädchen, stelle sie Dir nicht leicht vor! Geduld soll mir gewiß nicht fehlen, in Dir Licht und Klarheit zu erhalten. Höre aber einen Rath, den ich Dir in heiliger Sorge um unser Geschick gebe. Rühre nie die Gräfin an. Sie muß uns ein heiliges Haupt seyn und die von mir ersehnte Herstellung des Verhältnisses die frömmste Pflicht. Innere Kämpfe bei Ausübung dieser Pflicht können Dir fast nicht ausbleiben, trage sie aus Liebe zu dem Seelenfrieden Deines Freundes, der von der Lösung seines Gelübdes gegen die einst Geliebte abhängt.

Was sie versehen, das hat sie vollaus schwer gebüßt. Übrig bleibt also nur, was sie in rührendster Hingebung mir geleistet. Da könnte ich nun wieder dagegen rechnen, was ich ihr Alles geleistet. Aber wer so rechnet, der hat überhaupt nie geliebt. Ich rechne nicht mit ihr, sondern mein Herz fühlt sich zu ewiger Dankbarkeit für die Millionen rührendster Liebesdienste ihr geweiht.

Sonntag Morgen.

Ich habe gut geschlafen und bin gestärkt erwacht. Mein erster Gedanke war wieder an Dich, wie früher, ein sehnsüchtiger nach Vereinigung. Diese Frische in meiner Seele, diese Ordnung, die sich nun wieder herstellt, danke ich dem Vorsatze, wie ich der Gräfin helfen, in ihr erstarrtes armes, erfrorenes Herz einen Strahl von Frühlingswärme werfen kann. Denn meine Zettel werden sie sehr freuen, das weiß ich, als Zeichen, daß sie nicht von mir aufgegeben ist.

Es ist hierin wieder, wie es früher schon immer war. Ich war nur dann recht zärtlich gegen Dich, wenn ich wußte, daß ich der Gräfin alle Freundlichkeiten, die die traurige Lage gestattete aus gutem Herzen erwiesen hatte. Liebe — die ächte — führt nicht ab von den andern Liebespflichten, sie verstärkt vielmehr den Sinn der Menschen für diese. Du würdest mich auch nicht herzen können, wenn Du wüßtest, daß Du Dich gegen Deine Großmutter vergangen.

Sie ist mir wie eine geliebte ältere Schwester, und das muß sie mir bleiben, und dazu mußt Du mich selbst anhalten, wenn ich nachlassen sollte — und Du bist mein warmes, wallendes Mädchen und Mädchen und Weib. In Dir will ich belauschen alle Erstlinge der jungfräulichen Seele und einschlürfen in meine erkältete Brust den Morgenopferrauch Deines Gefühls und lernen von Dir alles

Junge, Frische, Grüne. Und sollst meine Lippen haben auf Deinen, und meinen Kopf an deiner Brust [7])

Wahrlich, von der Liebe heißt es, wie von dem Himmelreiche: In ihrem Hause sind viele Wohnungen, und Ihr könnt Euch Beide um mich vertragen. Dir wird nichts abgehen an Deinen Liebes- und Frauenrechten durch die Gräfin, im Gegentheil, Du wirst erst dann ein recht beruhigtes und seliges Weib seyn, wenn Du sagen kannst: Ich habe den besten Mann auf Erden, denn er verläßt Niemand, der sich ihm einmal ergeben — und dann wirst Du mit einem freudigen Stolze auch sagen: Ich bin aber auch die beste Frau, die er bekommen konnte, denn ich mache es nicht, wie es tausend Andere machen würden, ich erschwere ihm die Tugend nicht durch Eifersüchteleien.

O Du süße und geliebteste Marianne, nicht wahr, Du wirst so sprechen?

Die eigentliche, vollkommene und selige Einigung findet freilich erst dann statt, wenn Ihr Beide zu einander treten könnt, Du von ihr, sie von Dir Liebe empfängt. Geschieht das einmal, dann ist Alles göttlich-klar und gelassen und rein und ich werde die süßeste Thräne in meinem Leben weinen. Sie wird von Dir empfangen die anmuthigste Gabe holder Töchterlichkeit, und Deinem reinen Sinne traue ich zu, daß das Herrliche in der wunderbaren Frau Dich bald gefangen nehmen werde. Dieser himmlische Moment wird freilich mit großer Geduld erwartet werden müssen — denn o mein zärtlich Kind, wie würde Dir seyn, wenn Du mich einer Andern abtreten müßtest? — aber was an mir ist, soll geschehen, ihn sanft und leise herbeizuführen.

Du bist eine so kluge Tochter, daß ich Dir eigentlich nicht zu sagen brauche, daß dieses Briefes Inhalt zwischen uns das tiefste Geheimniß bleiben muß. Die klugen Leute draußen und selbst Deine Großmama würden schöne Augen machen, wenn sie witterten, daß ein Bräutigam seiner Braut solche Geständnisse ablegt, wie in diesem Briefe stehen. Diese Dinge gehören für uns in die Verschwiegenheit der Liebe und für Niemand sonst.

Es ist betrübt, wenn die Großmama sich darauf capricconirt, die Zuschauerin unseres ersten Kusses zu seyn. Höchst betrübt. Daß die zärtesten Menschen doch mitunter so unzart seyn können! Allein, ich habe es mir überlegt — schreiben darf ich ihr doch meine Bitte nicht, sie würde sie dem fremden Manne höchst übel nehmen. Kannst Du ihr nicht durch Deinen Onkel, der ja schon einigemale Rath gewußt hat, die Sache beibringen lassen? Eröffne ihm Deinen und meinen Wunsch freimüthig, sag ihm, wenn Du nun auch die Enkelin Deiner Großmutter seiest, wie mir in dem Momente zu Muthe seyn müsse, der mir doch ohne alle Beimischung zu gönnen sei, in Gegenwart einer mir noch fremden Frau? Wenn ich nur eine Viertelstunde mit Dir allein seyn darf!

Auf Gene bin ich gefaßt, das sage ich Dir zu Deiner Beruhigung. Ich erwarte überhaupt keine Freude in Halle als von Dir und Deiner Liebe. Ich weiß aber auch, daß Du süße Blicke in Deiner Macht hast, die mich, wenn Du mir ansiehst, daß mir wunderlich wird, stärken und halten werden.

Daß Du mich nicht idealisirst vor den Leuten, ist mir sehr lieb, ich bin auch nicht dazu geschaffen. Die Leute mögen mich nehmen, wie ich bin, ich will mir die Leute gefallen lassen, wie sie sind. Komme übrigens schmuck zu Dir, ein neuer

[7]) Hier folgen 4 Zeilen, die — nicht sofort, sondern als die Tinte trocken war — durch zahllose Striche unleserlich gemacht sind; vielleicht schon vom Schreiber selbst, wahrscheinlicher von der Empfängerin und möglicherweise erst nach Jahren. Vermutlich erschien der Inhalt zu sinnlich-intim für einen Dritten; das Wort „Schooß" läßt sich gerade noch entziffern.

Überrock u. der Hochzeitsfrack sind gestern angelangt nebst zwei neuen Westen [8]). Andere als weiße Halstücher habe ich aber nicht, wenn Du mich darin nicht sehen willst, mußt Du mir einen schwarzen schenken.

Diese Nacht habe ich in dem zweiten Bette geschlafen, welches auch gestern anlangte. Wir haben also beide nun wenigstens, wohin unsere Häupter legen; wenn auch nicht, wohin die Betten stellen. Denn miethen habe ich natürlich nicht können, da ich nicht weiß, ob nicht vielleicht in Halle der Appellationsrath [9]) ankommt. Geschieht dieses nicht, so kriechen wir hier zuerst bei Sybels unter und suchen uns von denen aus eine Wohnung.

Den Münchhausen will ich Dir nicht theilweise, sondern ganz vorlesen. Die dunkeln Stellen will ich Dir schon erklären.

Nun mein Mädchen, so schlösse sich denn also dieser Briefwechsel. In Schmerzen habe ich Dich empfangen, in Schmerzen Dich noch zuletzt mir wieder ausgeboren. Halte mich in einem feinen, treuen Herzen, ich bedarf viel von Deiner Liebe, und Deine Liebe darf, bei so seltsamen Vorhergängen, nicht gewöhnlicher Art seyn. Aber der Glaube und die Hoffnung stehen dieser Liebe bei, denn die ächte Liebe überwindet Alles. Halte auch jene Schmerzen recht hoch und heilig!

Heute erwarte ich noch einen Brief von Dir. Er wird fröhlicher seyn, als dieser, aber auch dieser wird Dich nicht betrüben. — Wenn der Himmel nicht einfällt, bin ich am Freitag Vormittag bei Dir. Kommt mir Felix entgegen, so fahre ich gleich bei Dir vor und bitte ihn, meine Sachen in meine Wohnung zu besorgen.

Also, Marianne, Deine Hand auf Leben und Sterben

Deinem Carl.

Dieser Brief zeigt den starken, oft schroffen Mann in der ganzen Weichheit, deren er fähig war. Er beweist sein Pflichtgefühl, seinen Wahrheitstrieb, seine Gewissenhaftigkeit der Braut gegenüber, der er nichts verbirgt; er beweist auch das beiderseitige große Vertrauen zu einander. Die grenzenlose Offenheit der Beichte spricht auch nachdrücklich für das starke Herz und das sichere Gefühl der jungen Braut. Wahrlich, es gehörte viel Mut dazu für sie, es mit dem Schatten der Geschiedenen aufzunehmen, die auch der Ehemann nicht aus seinem Leben verbannen wollte. Wir denken wohl an Schiller, der sich seine Ehe mit der sanften Charlotte von Lengefeldt zunächst nicht ohne deren ältere geistreiche und leidenschaftliche Schwester Karoline denken konnte. Immermann malt sich die Zukunft zu dreien aus: Elise soll mehr und mehr ihm Schwester werden, Marianne durch ihn zur Mutter. Zum Glück blieb der Gattin ein so bedenkliches dreieckiges Verhältnis erspart. Die Gräfin kehrte nicht nach Düsseldorf zurück, sondern nahm 1840 ihren festen Wohnsitz in Berlin. Sie hat den Freund, den ja schon im August desselben Jahres ein jäher, tragischer Tod hinwegnahm, nie wieder gesehen. Wie sie Immermanns Magdeburger Angehörigen treu verbunden blieb, so reichte sie über seiner Bahre auch dessen zwanzigjähriger Witwe aus der Ferne die Hand und erwies seinem hinter-

[8]) In einem sehr zierlichen Taschenbuche (rotes goldgepreßtes Leder mit Goldschnitt), dessen feine Kanevas-Stickerei (zwei Tauben, bunte Blumen) sicherlich eine Arbeit der Braut ist, findet sich auch eine Schneiderrechnung, die unter anderem 2 Westen à 3 Taler 20 Silbergroschen, 1 grünen Rock (3½ Ellen zu 4 Taler) und 1 Frack (2½ Ellen zu 4 Taler 15 Silbergroschen) verzeichnet.

[9]) Eine Berufung nach Köln stand in Aussicht. Der Dichter hat sie nicht mehr erlebt.

lassenen Töchterchen Karoline ihre Fürsorge. Erst am 20. März 1855 starb auch sie aus einem Kreise verehrender Freundschaft hinweg.

Über die Eindrücke, die den Bräutigam in dem ihm bis dahin fremden Niemeyerschen Hause zu Halle empfing, unterrichtet uns ein Brief von ihm an Amalie von Sybel, der bei Putlitz (Bd. 2, S. 297 ff.) abgedruckt ist. Diese Eindrücke waren im allgemeinen die angenehmsten, und wenn auch manche gefürchtete „Gene" nicht ausblieb, der erste Kuß vor Zeugen blieb ihm doch erspart. Am 2. Oktober 1839 fand die Trauung statt.

* * *

Es war eine begreifliche, aber ungerechte Aufwallung, als Marianne, gereizt durch die tendenziöse Darstellung ihres Liebesverhältnisses zu Immermann in dem die Gräfin verhimmelnden Buche der klatschhaften Asing, Elisen als den bösen Genius ihres Mannes hinstellte. Auch Elise hat an des Dichters Emporläuterung ihren Anteil, und er selbst hat das oft genug dankbar bekannt. Aber sein guter Genius ward doch erst Marianne. Erst durch sie wird er ganz, was er war; erst durch sie empfängt seine Dichtung ihre Erneuerung und Verjüngung, ihre eigentliche Richtung und ihre Seele. Erst mit ihrem Eintreten in sein Dasein beginnt die vita nuova, die auch den Künstler auf seine Höhe führte. Ohne sie wäre der „Münchhausen" nicht das geworden, was er ist, sondern wahrscheinlich in der Satire und Verneinung stecken geblieben, und ohne sie wäre „Tristan und Isolde", des Dichters schöner Schwanengesang, nicht geschaffen.

Immermann selbst fühlte sogleich nach der ersten kurzen Bekanntschaft, welche hohe Sendung der jungen Geliebten für sein Sein und Wirken vorgezeichnet war. Hellauf sprudelte der Born der Lyrik in ihm, und er überschüttete von Düsseldorf aus die ferne Braut mit Gedichten. Was mir von ihnen im Geffckenschen Teil des Nachlasses bekannt geworden ist — Vollständigkeit ist damit natürlich nicht verbürgt — sei hier zum ersten Male veröffentlicht.

Da liegt vor mir ein Päckchen zierlicher kleiner Briefbogen, die im Stil der minnig-sinnigen Düsseldorfer Romantik mit Vögeln, Blumen und Arabesken in bunten Farben und Gold bedruckt und mit Versen in des Dichters gleichmäßig feiner Handschrift bedeckt sind: poetische Botschaften, wie sie Goethe-Hatem seiner Marianne-Suleika sandte.

In der zweiten Hälfte des Septembers 1838 lernte Immermann das Mädchen im Hause seines Bruders kennen, sechzehn Tage lang war er dauernd im vertraulichen Kreise mit ihr zusammen, am 2. Oktober hielt er gemeinsam mit ihr den kleinen Neffen über die Taufe, und am 7. Oktober verließ er Magdeburg wieder, um mit dem Dampfschiff die Elbe hinab nach Hamburg zu fahren. In diesen Tagen entstanden die folgenden beiden Gedichte, die bereits Putlitz (Bd. 2, S. 227 f.) in leicht abweichenden Fassungen oder in flüchtiger Wiedergabe abgedruckt hat. Das erste ist wohl das dem Bruder als Abschiedsgruß an Marianne hinterlassene, auf Grund dessen diese sich geliebt fühlen durfte.

Sieghaftes Morgenleuchten.

(7ten [1ten?] October.)

Die Sterne schimmern,
Es glänzet der Mond;
Aber herauf schon dringet
Die junge Königin in Purpur,
Die Morgensonne.

Unter Deinem Fenster stehet
Der Wandrer im Mantel;
Noch schimmern ihm erbleichende Sterne,
Noch glänzt ihm der abnehmende Mond;
Aber schon gingest Du auf
Junge Sonne
Seines kommenden Tages!

Auf dem Dampfschiffe.

(7. October.)

Zwischen dem Klappern der Räder, der Wogen Rauschen
Zwischen dem Rennen und Plaudern,
Zwischen der ehernen Arme Gekrach,
Im Lärmen und Schwirren und Summen
Klaget es leise,
Seufzet es still, doch vernehmlich.
Mein Herze klaget,
Mein Herze seufzet
Wie ein suchendes Kind,
Das im Getümmel die Mutter verlor. —

Am 14. Oktober traf Immermann wieder in Düsseldorf ein, am 16. erging sein Werbebrief an die Kanzlerin Niemeyer. Gleichzeitig setzten die Widerstände von hüben und drüben ein, und des Dichters Seele sieht sich zwischen Bangen und Hoffen hin- und hergeworfen. In diesen Tagen entstanden die auf einem Doppelblatte vereinigten Gedichte, deren zweites alsbald auch in den „Münchhausen" Eingang fand.

Der erste Schmerz.

(In meiner trübsten
Stunde am 18. October gedichtet.)

Wenn in der Jugend Morgenstunde
Dir Dein Geschick den ersten Wunsch versagt,
Wenn von dem scharfen Pfeil die frühste Wunde
An deinem nie berührten Herzen nagt,
So klagst Du: Das ist Schmerz —
O nein, Du junges Herz!
Das Schicksal treibt mit Dir nur Scherz.

Doch wenn in Deiner Tage Mitte
Noch einmal sich Dir naht das schöne Glück,
Der Mund spricht zitternd seine letzte Bitte —
Ein Flammenengel aber ruft: Zurück!
Dann klage: Das ist Schmerz!
Denn Du verarmend Herz
Dann fühlest Du den ersten Schmerz! —

Als meine Seele sich fest entschieden hatte [10]).

Meine Liebe, meine Lieb' ist ein Segelschiff
Auf hohem Meer zwischen Bank und Riff.
Der Kiel ist so stark und der Wind so gut,
Und das Schiff fährt weiter und weiter voll Muth.

Meine Liebe, meine Lieb', o Du Segelschiff,
Und fürchtest Dich nicht vor Bank und Riff?
„Ich fürchte mich nicht vor Riff und Bank,
Mich treibet hindurch guten Windes Drang."

Meine Liebe, meine Liebe, und weißt Du denn,
Wohin die kühnliche Fahrt soll gehn?
„Weiß nicht, wohin mich führet der Wind,
Weiß nur, daß die Segel blähet der Wind."

„Der Pilot der schlief am Steuer ein,
Träumt von Wundergestaden, vom Palmenhain;
Statt seiner faßte das Steuer ein Gott,
Nach Wundern und Palmen der beste Pilot!

In die gleiche Zeit fällt folgende Niederschrift:

In den ersten Tagen meines Hierseyns begann ich ein mir lange vorgesetztes romantisches Liebesgedicht: Tristan und Isolde. Darin will ich, wenn meine Kräfte so weit reichen, Marianne ein dauerndes Denkmal der Poesie aufrichten. Unwillkührlich entstanden folgende Zueignungsverse:

Marianne.

Gestorben war das Herz und lag im Grabe —
Dein Zauber weckt es wieder auf, der holde;
Es klopft und fühlt des neuen Lebens Gabe,
Sein erster Laut ist Tristan und Isolde.

Das folgende Gedicht beweist, daß man der Geliebten seine Zuschriften vorenthielt.

Die Geliebte spricht:

Nahmet seine Blätter meinen Händen,
Werdet doch mein Loos nicht wenden!
Glaubt Ihr, wenn ein Mädchen fühlet,
Daß so leicht sie sei gekühlet?

Eure Meinung ist, ich soll nicht lesen,
Wie ich ihm so lieb gewesen.
Brauch's auch nicht. — Nehmt nur die Blätter fort!
Denn ich weiß den Inhalt Wort für Wort.

Doch endlich glätten sich die Wogen, und zwei Gedichte des Jahresendes atmen friedliches Glück.

Am Weihnachtsabend.

Ich weiß ein Stübchen,
So hell, mein Liebchen,
Ich weiß ein Kämmerlein,
Strahlend von Weihnachtsschein.

Rund umher ein wüstes Wetter
Rührt und reget welke Blätter,
Die der Herbstwind abgestreift,
Und im Garten aufgehäuft.

[10]) In der Fassung des „Münchhausen" (Bd. 2, 74 meiner Ausgabe) beginnen die Strophen 1 und 2: „Meine Liebe, mein Lieb'." Ferner fehlt in V. 3 das „ist". Dazu kommen Abweichungen in der Zeichensetzung.

Doch je wüster Wetter und Wind,
Um so heller strahlt's im Kämmerlein,
Und ein altes, großes Kind
Jubelt über den Weihnachtsschein.

Sie legt auf meine Brust die Hand;
Das Kämmerlein ist ihr bekannt,
Sie lächelt, flüstert: Ich, Dein Liebchen,
Steckt' an den Christbaum Dir in diesem Stübchen!

Mondnacht.

(30. December.)

Schauerst mir zum Busen ein
Süßer Mondenschein!
Deine sanften Strahlen gehn,
Deine lieben Blicke sehn
Mir in's sehnsuchtsvolle Herz herein! —

Ach gewiß, so eben schaut
Zu Dir auf mein Mädchen traut,
Und die Strahlen senden nieder,
Und des Mondes Blicke geben wieder
Mir die Blicke meiner Braut! —

Immermann scheint diese Gedichte zunächst für sich geschrieben und gesammelt zu haben. Erst später faßt er sie als eine innerlich zusammenhängende Folge und spannt sie in einen gemeinsamen Rahmen. Das bezeugen wohl die folgenden Gedichte, deren erstes auf einem größeren Doppelbogen anderer Art steht, der die anderen Böglein umschlossen haben mag.

Gieb mir die Hand, tritt zu dem Gärtchen ein,
Erquicke Dich an seiner Blumen Schein!
Sieh, wie's da unter allem Laube brütet,
Von Gott behütet!
Dein Fuß ist leis' und Deine Hand ist weich,
Du störest nichts in diesem stillen Reich;
Du hältst in Deiner Brust den Athem fest,
Auf daß die Vöglein meiden nicht ihr Nest.
Das, das ist Deiner Freunde seliges Leben!
Konnt' ich Dir etwas Beßres geben?

Täglich, Theure, sollst Du trinken
Aus dem Becher, den ich sende;
Jeden Tropfen segnend weihet
Meiner Liebe Liederspende!

* * *

Sind die bisher mitgeteilten Verse aus dem Stegreif entstandene Gelegenheitsgedichte, die sich mehr von selbst zu einer lockeren Einheit zusammenfanden, so bilden die folgenden Sonette einen mit bewußter Kunst gewundenen Kranz. Sie liegen mir aus Mariannens Nachlaß in nicht weniger als drei Niederschriften vor, von denen zwei von Immermann selbst stammen. Als Mappe dient einerseits ein weißer Zierbogen mit eingestanzter durchbrochener Papierspitze, auf dessen erste einzig beschriebene Seite der Dichter den Titel „Frühlingskranz für meine Marianne“ gesetzt hat, anderseits ein vom Buchbinder hergestellter feiner grau-

grüner Pappumschlag mit dem Aufdruck „Sonette“ und zierlicher Umrahmung in Gold. Der „Frühlingskranz“ setzt sich aus zwanzig Sonetten zusammen. Die eine Niederschrift (A), in der das zweite Sonett fehlt, bedient sich bis Nr. 6 reich mit Golddruck umrahmter Halbbogen in Briefoktav, die in zeitstilgemäßem Rankenwerk Amoretten, ein Liebespaar, nistende Vögel, eine idyllische Feldlandschaft, Blumen und allerlei landwirtschaftliche Sinnbilder aufweisen. Die anderen 14 Sonette stehen auf andersartigen, aber in sich gleichförmigen Halbbriefbogen von rosaroter, himmelblauer, hellgelber und blaßgrauer Farbe, die sämtlich den gleichen blindgepreßten Stempel BATH mit einer Krone darüber tragen. Nur für Nr. 20 ist ein ganzer Bogen benützt. Jedes Sonett ist auf der ersten Seite je eines besonderen Blattes untergebracht, dessen Rückseite leer ist. Die andere Immermannsche Niederschrift (B) steht auf 5 Seite für Seite beschriebenen rosaroten BATH-Ganzbogen von derselben Art, die von einem sechsten mit dem Titel „Frühlingskranz“ umschlossen sind; diese Fassung ist lückenlos. In beiden sind die Sonette fortlaufend beziffert. Die von Mariannens Hand stammende Abschrift (C) endlich bietet auf 6 weißen BATH-Ganzbogen, deren erste und dritte Seiten den Text enthalten, die Sonette 3, 4, 7, 8, 9, 10, 12, 13, 14, 18, 19 und 20 unbeziffert und in ganz willkürlicher Folge. Bis auf Nr. 2 drucke ich die Sonette in der ursprünglicheren und unmittelbareren Fassung A ab. Die nicht sehr bedeutenden Verbesserungen in B gebe ich in Fußnoten an, verzeichne dagegen nicht die leichten Abweichungen in Zeichensetzung und Rechtschreibung. Die abschriftliche dritte Fassung C entspricht A.

Frühlingskranz für meine Marianne.

Sonette.

I.

„Wie magst Du den, der Treue bricht, erwählen?“
Brach er die Treue, war's nicht rechte Treue.
„Er wechselt stäts und liebt sich nur das Neue!“
Weil ihm noch stäts das Ächte mochte fehlen.

„Pflicht ist es, zur Entsagung Dich zu stählen!“
Wo keine Stimm' im Busen rufet: Scheue!? [11])
„Wie wenn ich Dich mit ew'gem Tod bedräue?“
Das Leben, das Du bietest, ist ein Quälen.

Mein Bild, das ihre reine Brust erfüllte,
Mein Bild, das sich ihr Herze schuf, das warme,
Verzerr'n sie Alle in die schlimmsten Züge.

Da tret' ich aus der Wolke, die mich hüllte,
Sie sieht mich rein sie fliegt in meine Arme:
„Wahr liebt' ich Dich; wie konntest Du sein Lüge?“

II.

So hat sie sich, das Heldenmädchen, herzlich
Den Freund erobert aus des Zweifels Kampf,
Den Freund, den sie gesehen durch den Dampf,
Den Andr' um ihn gewoben dunkelschwärzlich.

[11]) B hat in V. 6 Scheue!

Einst hatt' er keine Schmerzen, aber schmerzlich
Verstrickten Andre ihn in Qual und Krampf,
Und woben um sein Loos den tollen Dampf,
Als er um reine Luft gebeten herzlich.

Die Andern weinen nun, die Heldin lacht;
Sie hat auf steilem Pfad durch dunkle Nacht
Sich ihren Freund in Sicherheit gebracht.

Ich will die armen Andern nicht beschelten,
Doch müssen wohl des Busens Rechte gelten,
Die Solche ließen und die Heldin wählten.

III.

Ich sehe, wenn der Abend sinkt, ersteigen[12])
Ein Sternelein in Osten; alsobald
In Westen auch die funkelnde Gestalt
Von einem zweiten Sternelein sich zeigen.

Es trennen sie die Räume sonder Gleichen,
Vom Monden-Erden-Sonnenheer durchwallt;
Doch zwingt sie eine ewige Gewalt,
Zugleich emporzuglühn im Himmelsreigen.

Uns trennten auch die weitsten Länderräume,
Uns trennten Stromeswellen, Bergessäume,
Wir konnten nicht einander grüßend winken.

Und dennoch sah e i n Augenblick zusammen
In West die Liebe sich, in Ost entflammen,
Und gleich den Sternelein, den Beiden, blinken.

IIII.

„O könnt' ich sagen Dir, wie ich Dich liebe!
Ich kann es nicht". — Du sollst auch nicht, mein Herz,
Und Deine Seel' empfinde keinen Schmerz,
Daß jedes Wort nur matt und nüchtern bliebe[13]).

Lautlos versink' in Dich und Deine Liebe!
Denn trauter, als die erste Veil im März,
Und frömmer, als der Duft, den himmelwärts
Vom Altar senden fromme Opfertriebe;

Und süßer als der Duft der Schiras-Rose,
Und als der Klang von Memnons Säule reiner,
Und frischer als im Mai die Birkentriebe;

Balsamischer als Balsam in dem Schooße
Der Myrrh' und als der Vließ des Lammes feiner
Ist einer Jungfrau jungfräuliche Liebe!

V.

Ewig wird diese Liebe seyn! — Wir fanden
Uns nicht in eines Festes leeren Lüsten,
Nicht wo sich Herrn und Damen schwatzend brüsten
Im Dienst der Mod' und jämmerlich versanden.

Wir fanden uns in hohen, heil'gen Stunden!
Mitsammen saugend an der Schönheit Brüsten,
In hoher Meister Meisterwerken küßten
Sich unsre Seelen, die sich rasch verstanden.

[12]) B hat in D. 1: a u f s t e i g e n.
[13]) B hat in D. 4 h i e r statt n u r.

Ich las Dir vor und war entzückt beim Lesen,
Entzückung zitterte durch all Dein Wesen,
Und so entzückt hat uns der Gott erkoren.

Wir fanden nicht uns auf der Erde. Nimmer
Kann diese Liebe welken, denn ihr Schimmer
Ist aus des Geistes Himmelreich geboren.

VI.

Die Lampe brennt, Du sitzest gegenüber,
Mein Mund tönt Dichtergötterworte trunken,
Shakespear verstreuet seine Weltbrandsfunken,
Hinüber fliegen Blicke und herüber.

Sonst ward mir oft bei'm Lesen trüb und trüber,
Sah ich nur heuchlerischen Antheil prunken,
Du aber lächelst, in den Gott versunken,
Und zuckst dann wieder wie von heil'gem Fieber.

Die Seele voll der süßesten Bedrängniß,
All Deine Sinn' im holdesten Gefängniß,
Dein ganzes Wesen Schauer der Empfängniß!

Plötzlich steht zwischen uns ein Flügelkind! Wir kennen
Der Schwingen Glanz, der tiefen Augen Brennen;
Uns aber möcht' er seine Eltern nennen.

VII.

Das Flügelkind heißt Poesie! — Im Schein
Des ew'gen Lichtes unsrer Seelen, spielend
Die Dein' in meine, mein' in Deine zielend
Ward ich sein Vater, Du sein Mütterlein.

Nicht wenn der Dichter dichtet stumm, allein,
Wird Poesie geboren! Nein, wenn fühlend
Laut wird der Laut und tiefstes Leben wühlend
Erweckt in eines zweiten Busens Schrein.

Was da entstand, als meinem Laut Du lauschtest,
Und um den Laut mir Deine Seele tauschtest,
Hatt' ich noch nie gesehn, geahnet nie! [14])

Und kannte Goethe doch, Homer und Dante,
Doch was ich auch von Reimen wußt' und kannte,
Durch Dich erfuhr ich erst, was Poesie.

VIII.

Ein Mährchen sagt uns von dem Zauberworte,
Auf dessen Ruf sich Trümmer und Gestein
Zum Pallast fügten mit den Säulen fein
Und schlank, mit goldnem Dach und Marmorpforte.

In mir versammelten sich manche Horte
Des Wissens; Sprachen, vieler Kunden Reihe,
Natur, Geschichte, und der Weisheit Seyn,
Der Sagen Schatz, der Künste Fries und Borte.

Doch Alles lag zerstreut und ungefüget
Wie taub Gestein umher und Trümmerlast —
Da tönt ein Zauberwort! Sein Bann besieget

Das Todte, regt' und fügt's! Mit seinem Banne
Baut es mich auf zum herrlichsten Pallast,
Das süße Zauberwörtlein: Marianne!

[14]) B hat in D. 11 Hat statt Hatt'.

IX.

Ja, dieses Zauberwort hat all mein Leben
Mit seiner göttlich reinen Kraft durchdrungen,
Der Himmel hat mit süßer Kindeszungen
Ein einfach ewig Wahres mir gegeben.

Und wie im Lenz die Zähre sagt den Reben,
Daß folgen wird das Naß der Kelterungen,
So wein' ich wie ein Weinstock, der verschlungen
In sich den Lenz und goldnen Wein wird geben.

Von Schuld befleckt, bin ich in Dir entsühnet,
An Muth verarmt, bin ich an Dir erkühnet,
Verwelkt, aus Deiner Blüthe aufgegrünet.

Drum, preis' ich meinen Engel Dich, so glaube,
Daß ich kein kahles Gleichniß borg' und raube,
Mein Engel b i s t Du mit der Friedenstaube!

X.

Mein Märchen nenn ich Dich, weil Du zum Sprechen
Die stumme Welt mir brachtest; Erde spricht,
Die Lüfte sprechen und es spricht das Licht,
Die Wellen sprechen in den Wiesenbächen.

Mein Märchen nenn' ich Dich, weil aufzubrechen
Du mir im Winter zwangst das Angesicht
Der holdsten Blumen, und die Kühnheit nicht
Von diesen Blumen durften Fröste rächen.

Die Räthsel all' im großen Weltensaal,
In Grotten, Klüften, auf den Höhn, im Thal,
Hast Du enträthselt mir mit Deinem Scherze.

Weil Du ein scherzend muntergaukelnd Kind[15]),
Und doch in Dir die tiefsten Dinge sind,
Nennt Dich mein Märchen mein beglücktes Herze.

XI.

Ich kannte Dich noch kaum und wußte doch
Daß Du mir Hälfte seiest, Glück, Geschicke,
Daß Du in's Eden mir gebaut die Brücke,
Um das mich immerdar das Leben trog.

Nicht hundert flücht'ge Worte waren noch
Gewechselt zwischen uns und rasche Blicke,
Doch wußt' ich schon, daß mich in Dir entzücke
Schalkheit und Ernst, Gemüth, das nimmer log;

Sinn, der das Höchste faßt, ein Herz, so rein,
Daß schon beim Nahen von Gedankensünden
Es in sich schauert vor des Engels Mahnung.

Nun blühst Du auf in Deinen Briefen! Dein
S i n d alle Schätze, so in Dir zu finden
Ein Blitz gewußt, der Blitz der Liebesahnung.

XII.

Von diesem Blitz sey Wahrheit kund geleget!
Der heil'ge Blitz der Liebesahnung bricht
Hervor aus jenem dreimal heil'gen Licht,
Darin die ew'ge Liebe sich beweget:

[15]) B hat in V. 12: e i n s c h e r z e n d e s, e i n g a u k e l n d K i n d.

Die Liebe, welche Sonn' und Sterne reget[16]),
Die Liebe, so in jeglichem Gesicht
Sein Ewiges und Alles sieht und nicht
Den Augenblick, der just die Flügel schläget.

Wir sehn an Menschen nur die Augenblicke.
Wem aber Gott aus seines Lichtes Fülle
Den Blitzstrahl sendet in die Nacht der Erden,

Der sieht mit Gottes scharfem Liebesblicke
Die zweite Seele sonder Schlei'r und Hülle,
Und all ihr Seyn und all ihr ew'ges Werden.

XIII.

Ich bin so stolz, seitdem Du mich erkoren,
Daß ich mich oft selbst Helden jetzt vergleiche!
Wie Hercules bedünk' ich mich, erreiche
Ihn, mein' ich, in den schlimmen, günst'gen Horen.

Zu seiner Mühe ward auch ich geboren,
Und manche Hydra fühlte meine Streiche,
Und leiten mußt' ich Fluthen mancher Teiche
Zu säubern manchen Stall von manchem Thoren.

Oeta und das Gewand der Dejanire
Sie fehlten auch mir beide nicht; es brannten
Mich Schmerzen, die nur meine Sehnen kannten.

Mein Schwaches ist's, was ich darin verliere;
Aus Flammen steig' ich auf. Du nahst. Zum Mahle
Der Götter beutst Du, Hebe, mir die Schale.

XIIII.

Anmuth und Schönheit wallen in der Schaale.
O laß mich thun den tiefen, durst'gen Zug!
Denn nimmer kann ich trinken mir genug
Aus Deinem goldnen, heilenden Pocale.

Gedanken hatt' ich wohl von Erz und Stahle,
Zu Alpenhöh'n erschwang mein Geist den Flug,
Der mich dann auch durch Meerestiefen trug
Und durch des Lebens laute Bachanale.

Doch immer war der Hader beigemischt,
Der Schaum des herben Zorns, ein trüber Gischt,
Bis Du mich, meine Hebe, hast erfrischt.

Nun will ich ruhn gefällig meine Glieder,
Anmuth'ge Lieder singen, schöne Lieder,
Derweil du küssest meine Augenlider[17]).

[16]) Dieser Vers entspricht wohl nicht zufällig genau demjenigen, mit dem der im 7. Sonett erwähnte Dante seine „Göttliche Komödie" beschließt.

[17]) In B lauten V. 9—14:

Doch immer war der Hader beigemischet
Und lag wie Rost mir auf des Geistes Erzen,
Bis Du mich, Hebe, göttlich hast erfrischet.

Nun will ich ruhn gefällig meine Glieder,
Anmuth und Schönheit denken, freundlich scherzen,
Derweil Du küssest meine Augenlider.

Ferner steht in V. 5 über eingeklammertem Erz verbessert: Stein.

XV.

Und glaube nicht, Marianne, daß der Traum
Des Dichters nur Dich schmückt! Trau meinem Sagen,
Daß ich Dich lieb' in Deines Lebens Tagen,
Wie Gott Dich wahrhaft schuf in Zeit und Raum.

Ein junger Bergquell stürzt vom Felsensaum
Begeistert froh voll üppigem Behagen,
Die klaren Wellen süße Labung tragen
Dem durst'gen Trinker zu, gelehnt am Baum.

Doch weiß es denn die unschuldsvolle Welle,
Wie sie erquickt, und wie der Sonne Bild
In ihrem Spiegel farbenstrahlend spielt?

Wie Du der höchsten Sonne Bild mir zeigst,
Und meinem Durste holdste Labung reichst[18]),
Du weißt es freilich nicht, o meine Quelle!

XVI.

An deinen Busen zärtlich mich zu schmiegen[19]),
Zu trinken Deinen Othem, bis in's Herz
Zu horchen Deinem Schmerz und Deinem Scherz,
In Dir zu ruhn, zu kämpfen und zu siegen!

Dir zu entsaugen seliges Genügen,
Mit Dir emporzuwirbeln himmelwärts,
Mit Dir zu sinken lieblich niederwärts,
Dein Herzschlag seyn in Deiner Pulse Fliegen;

Ganz Dir zu seyn im Rollen Deines Blutes,
Dein Lächeln seyn, Sprung Deines Jugendmuthes —
Wenn ich das Alles einst von Dir ernippe —

Wenn ich das Alles nun von Dir einst habe —
Wird's seyn, als gabst Du mir noch keine Gabe:
So unersättlich ist der Liebe Lippe!

XVII.

Mit vielen Feinden waren wir in Streit,
Seltsame Waffen zielten mit den Spitzen,
Dem frömmsten Bunde droht mit Höllenblitzen,
Unfrommes schirmen wollend, Frömmigkeit.

Den Münd'gen meistern will Unmündigkeit,
Wie Fledermäuse fahren aus den Ritzen,
So fahren auf von ihren dunkeln Sitzen
Verläumdung und, ich mein', ein wenig Neid!

Ein wüster Kampf und schlechte Waffen traun!
Nur wenn das Schwert in geraden Schlägen blitzt,
Winkt nach dem heißen Kampf ein guter Friede.

Doch fehlt' auch uns in dieser Wirren Graun
Der Beistand nicht! Wir drangen durch, beschützt
Von heitrer Weisheit schirmender Aegide.

XVIII.

Du giebst mir viele einzig-schöne Stunden!
Sie schenkten mir mein Herz in seinen Tiefen,
Das nun die Wünsch' erkennt, so in ihm schliefen,
Und sich an seinen Wünschen fühlt gesunden.

[18]) B hat in V. 13 über eingeklammertem Nahrung verbessert: Labung und in V. 14 statt o meine: beschei dne.

[19]) In B lautet V. 1: Zärtlich an Deinen Busen mich zu schmiegen.

Sie schlossen zu die alten bösen Wunden,
Zur Ruhe sie die Eumeniden riefen,
Doch hab' ich in so reichen Segens Tiefen
Die Königin von Allen ausgefunden.

Rühr' ich an meiner Schläfen graue Locken
Und denk' ich, daß Dein liebes, jüngstes Leben
Du in so grauer Locken Hut gegeben:

So schau'r ich vor des Gottes Näh' erschrocken,
Der dieses Zeichen setzte heil'ger Führung,
Anbetend schweig' ich in gewalt'ger Rührung.

XIX.

Ein hoch Geschick nahm Dir den Boden fort
Der ältsten Liebe und der frühsten Gleise,
Dich schickt' es einsam auf des Lebens Reise,
Die Eltern schickt' es an den stillen Ort,

Wo um zwei Gräber in der Blumen Bord
Vom Kreuzgang her der Nachtwind wehet leise.
Verwaiset wardst Du ganz, geliebte Waise,
Auf daß an Dir sich löse Schicksals Wort;

Das einst gelobt, Dich herrlichst zu entfalten [20])!
Denn wie am schönsten pflegt zu blühn die Blume,
Die Gärtners Hand in neues Erdreich setzte,

So sollst Du, die Beraubte, die Verletzte,
Gepflanzt auf mich, im schönen Heiligthume
Der neuen Lieb' all Deine Pracht entfalten.

XX.

Nun schwebe hin, Du Frühlingskranz, und schlinge
Dich meiner Holden in das Rabenhaar!
Nicht pflückt' ich Deine Blumen draußen zwar,
Doch ist mein Herze fröhlich, guter Dinge.

Mein Herz ist fröhlich und voll guter Dinge!
Obgleich die Knospen noch die bunte Schaar
Sich vor dem Winde birgt; der Februar
Fast noch zu stürmen scheint im Jahresringe,

So ist mein Herz voll guter Ding' und fröhlich.
Es lebt ein Mädchen, die Marianne heißt,
Der Frühlingskranz zu diesem Mädchen reist;

Das Mädchen nimmt den Wandrer auf; den Ost
Küßt sie dem Wandrer ab, den Reifefrost,
Und ich? Ich wär' im schlechtsten Lenz nicht selig?

Im März begonnen, am 10ten April vollendet.
Die Sonette XII bis XX habe ich in meiner Krankheit geschrieben.
Das Sonett XVII ist für die Großmutter [21]).

Der Persönlichkeitswert dieser Sonette ist erheblicher als ihr Kunstwert. Sie sind ein fortlaufender Kommentar zu Immermanns tiefem, reinem, segensreichem

[20]) B hat in V. 9 über eingeklammertem entfalten: gestalten.
[21]) In B lautet V. 13: Küßt sie ihm ab, den Frühlings-Reifefrost —, und die erklärenden Zusätze fehlen.

Liebeserlebnis, und rührend ist das Glücksgefühl, das hier in den Versen des starken Mannes jubelt, ergreifend mancher echte Herzenston, der sich ihm entringt. Manche Versfolge von hohem Schwunge bezeugt wohl auch, daß er über seine früheren Gedichte hinausgewachsen ist, doch wie in diesen, so verletzt uns auch noch in ihnen manche Härte, manche Verrenkung in Satz und Wort und Reim. Ein großer Lyriker ist dieser zur realistischen Prosaerzählung berufene Dichter nun einmal nicht, und er hat recht, wenn er seine Gedichte an Marianne nur einen schwachen Nachklang von dem Gedichte seines Inneren nennt. Auf diesem Gebiete stehen bei ihm Wollen und Können nicht im Einklang. „Die Sonette", schreibt er in einem Brief an Marianne vom 30. April 1839, „sind keine Gedichte, es sind Interjektionen des tiefsten, wahrsten Gefühls! Ich habe schon einen Sommerkranz, einen Herbstkranz und einen Winterkranz in Gedanken." Von diesen geplanten weiteren Folgen scheint nichts ausgeführt zu sein. Nur ein einzelnes Sonett habe ich in Mariannens Nachlaß noch gefunden. Es steht auf einem blauen Doppelbriefbogen (BATH), der mit einer roten Papieroblate (die ein J mit der Bürgerkrone darüber zeigt) zum Brieflein zusammengefaltet ist und die Aufschrift „An Marianne" trägt:

Du siehst mich an wie erster Jugend Blick,
Du siehst mich an mit den Gazellen-Augen,
Aus denen meine Seele brennt, zu saugen
Entschwundner Lenze rothes Rosenglück!

Ich sah nicht vorwärts mehr, nur noch zurück!
Gewohnt, im Mancherlei mich abzubrauchen,
Durchfrostet von des nah'nden Herbstes Hauchen,
War schon Vergangenheit mein ganz Geschick.

Auf einmal glänzt um mich jedwede Stelle!
Auf einmal wird die Gegenwart so helle!
Auf einmal steh' ich an der Zukunft Schwelle!

O dieser Brand, von dem mein Herz erglühte!
Die neuen frischen Rosen im Gemüthe!
Wie dank' ich Dir das Alles, süße Blüthe? —

Endlich befindet sich in Mariannens Brautarchiv noch ein Päckchen mit trockenen Blumen, auf das der Dichter, wohl gleichzeitig auf eine briefliche Bemerkung der Geliebten Bezug nehmend, geschrieben hat:

Mittwoch Nachmittag
(17. April)
für mein Märchen
gepflückt.

Es muß himmlisch seyn, wenn die Großmutter vom Kalbfleisch, das gekocht werden soll, reden will, und Du auf mich zusteuerst in der Conversation.

* * *

Von Immermanns Ehe mit Marianne ist wenig zu berichten. Sie war ebenso glücklich wie kurz an Dauer. Dem Dichter war alles erfüllt, was er so lange bitter entbehrt und heiß ersehnt hatte. Die junge Gattin schuf ihm ein echt deutsches Heim

und beseelte es mit ihrer Liebe. Aber auch an seinem Schaffen nahm sie freudigen und ernsten Anteil, zumal am „Tristan", in dem Immermanns Liebe zu ihr so schönen Ausdruck fand. Sein ganzes Dasein schien auf einer höheren Stufe neu und doppelt kräftig aufzublühen. „Ich danke Gott und der Natur," schrieb er im März 1840 an seinen verehrten Freund Ludwig Tieck, „daß ich endlich einfache, solide Verhältnisse habe. Man fühlt sich dadurch erst als Mensch und Bürger, und auch mit den Studien und der Poesie soll es nun, denk' ich, erst recht angehen." Mit den Studien sind vorzugsweise seine so gehaltvollen „Memorabilien" gemeint, deren bedeutendste Teile, „Die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren" und die „Düsseldorfer Anfänge", der Ehemann zum Druck beförderte. Der „Tristan" aber blieb leider, wie der Gottfrieds von Straßburg, ein Bruchstück: „Die großen Sänger starben dran", klagt Hermann Kurz in seiner eigenen Nachdichtung von dem wundervollen Stoff. Mitten aus frohem, gesegnetem Schaffen ward Immermann rasch und unvermutet abberufen, erst 44 Jahre alt. Vor mir liegt der „Schreib- und Terminkalender auf das Jahr 1840", den der Jurist stets in der Tasche bei sich führte. Außer mit amtlichen Eintragungen ist er mit literarischen und rein persönlichen Bemerkungen gefüllt. Unter dem 9. August steht die letzte Arbeit am „Tristan" verzeichnet und die Notiz „Viele neue Bücher im Hause". Der 10. August vermerkt „Druckfehlerverzeichnis" und bezieht sich auf die „Jugend vor fünfundzwanzig Jahren". Der 11. August verzeichnet unter anderem eine Spazierfahrt mit Sybels („Drei Gewitter"), der 12.: „Geburt unsrer Tochter." Damit ist der Höhepunkt in Immermanns Leben erreicht, und nun folgt der jähe Sturz. Die folgenden Kalenderblätter sind leer geblieben: ein hitziges Fieber warf den kräftigen Mann auf das Krankenlager. Die nächsten Eintragungen stammen von Mariannes Hand. Unter dem 25. August steht: „Starb mein Carl", unter dem 28.: „Wurde mein Carl begraben" — es war an Goethes Geburtstage.

Entscheidende Faktoren aus dem ersten Abschnitt des Weltkrieges

Von

von Zwehl, General der Inf. a. D.

Wir Deutschen haben eine ausgesprochene Neigung zum Philosophieren, was nur zu oft zum Spintisieren ausartet. Je tiefer die allgemeine Bildung, um so verbreiteter die Neigung, die harte Wirklichkeit der Tatsachen unter allgemeine theoretische, wenn auch nicht wertlose, so doch nicht entscheidende Richtlinien zu bringen. Während des Krieges ist viel darüber gesprochen und geschrieben worden, daß es sich um den Kampf verschiedener Weltanschauungen handele, die zu

einer gewaltsamen Entladung hätten führen müssen. Dabei hätte die gesündere die Oberhand behalten. Wir glaubten lange, das wäre die germanische im Gegensatz zur angelsächsischen, von der romanischen und slawischen zu schweigen. — Nun ist die germanische gründlich unterlegen, und man spricht weniger von den Weltanschauungen. Unverbesserliche Schwärmer glauben, daß mit den Theorien der Völkerverbrüderung dem unerbittlich rollenden Rade der Zeit eine neue Richtung gegeben werden könnte: pazifistische Weltanschauung. Angeblich sind wir an dem Gegenteil, uns mit der Gewalt durchzusetzen, zugrunde gegangen. Wenn man aber in Kürze rückschauend die Ursachen unseres Unglücks zusammenfaßt, so wird augenfällig, daß die Weltanschauung dabei eine gar geringe Rolle gespielt hat, daß es ganz bestimmte harte Wirklichkeiten waren, die uns den Sieg entrissen haben; manchmal fehlerhafte große Entschlüsse, bisweilen aber auch scheinbar nebensächliche Dinge, die zu unseren Ungunsten ausgeschlagen sind, z. B. unglückliche Wahl einer untergeordneten Persönlichkeit bei Entsendung mit einem Auftrage. Selbst die sozialistische Lehre oder Irrlehre, die uns schließlich wehrlos machte, hat an sich nur einen bedingten Einfluß auf den Ausgang des Krieges gehabt. Sie konnte bestehen und würde uns nicht ins Verderben gebracht haben, wenn im entscheidenden Moment bei der ersten Gewaltäußerung ihr kraftvoll entgegengetreten wäre. —

Eine ähnliche eingeschränkte Bedeutung haben diejenigen nicht wägbaren Werte gehabt, die wir als die moralischen Faktoren in der Kriegführung zu bezeichnen pflegen. Auch sie spielten beim Kampfe der Federn eine erheblichere Rolle, als in der harten Wirklichkeit. Die Begeisterung, mit der sich unsere jungen Armeekorps dem Gegner in der Ypernschlacht entgegenwarfen, war bewundernswert, auch sie konnte aber nicht die oberflächliche Ausbildung, die weniger geübten Unterführer ersetzen. Mit dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles", so erhebend er war, ließ sich doch der Sieg nicht erzwingen, systematische Durchbildung nicht ausgleichen. —

Vielfach ist auch die moralische Bedeutung einzelner Erfolge erheblich überschätzt worden. Das mißglückte Unternehmen der Entente gegen Gallipoli, die Schlappe der Engländer bei Kut-el-Amara, die Bedrohung des Suez-Kanals sollten dem englischen Ansehen im nahen und fernen Osten einen tödlichen Schlag versetzt haben. In diesem Kriege der härtesten Wirklichkeit war wenig davon zu merken.

Selbst der niederdrückende, lähmende Schrecken, den unser glänzender Vormarsch durch Belgien, unser Einmarsch in Nordfrankreich hervorbrachten, verflüchtigte sich rasch bei den Franzosen, als wir das Gewonnene aufgaben und wieder zurückgingen. Auch die angeblich starke Entartung unseres Volkes, die Neigung unserer höheren Stände zum Wohlleben, zur Genußsucht wird als Quelle unserer Vernichtung vielfach übertrieben. Gewiß sind wir nicht mehr das harte Volk der Befreiungskriege, aber doch nicht weichlicher als unsere westlichen Gegner, die Engländer nicht ausgeschlossen. Unsere Infanterie hat im Grabenkrieg wie in der Bewegungsschlacht unendlich viel mehr geleistet als die Gegner, schon deshalb, weil wir zahlenmäßig viel schwächer, schlechter ausgerüstet, schlechter verpflegt waren und weniger

Munition hatten. Wir konnten niemals in gleichem Umfange wie unsere Gegner ablösen und Ruhe gewähren.

Wir sind militärisch der Zahl nach ungenügend gerüstet in den Weltkrieg eingetreten. Im Jahre 1912 sind noch 210 000 Wehrpflichtige als minder Taugliche und künftig Taugliche dem Landsturm überwiesen, von denen schätzungsweise mindestens zwei Drittel zum Dienst mit der Waffe geeignet gewesen wären. — Frankreich hat demgegenüber den letzten brauchbaren Mann zum Dienst mit der Waffe eingestellt.

Wenn hierfür auch der Reichskanzler und trotz mancher Entschuldigungsgründe die Heeresverwaltung [1]) die Verantwortung nicht von sich weisen können, so trifft doch die Hauptschuld den zur entscheidenden Zeit am Ruder befindlichen Leiter der Reichsfinanzverwaltung. Der Staatssekretär Wermuth hat zwar im Reichstage das Lob des besten Reichssäckelmeisters erhalten, weil er den Grundsatz: „Keine Ausgabe ohne Deckung" mit dem Fanatismus eines einseitigen Ressortchefs vertrat, ein Staatsmann war er nicht. Den 1912 und 1913 durchgesetzten Heeresvorlagen hat er vom finanziellen Standpunkte aus eine ganz unnötige, für Deutschlands Geschick verderbliche Opposition gemacht. Wenn man nach Schuldigen für unser Unglück sucht, muß man seine Politik und damit ihn als den Hauptschuldigen bezeichnen. Diese Ansicht kann man wohl um so unbedenklicher äußern, als sie ihm bei seinen jetzigen Freunden zur Empfehlung gereichen wird. Wir konnten ohne Schwierigkeit drei bis vier Armeekorps mehr, auch einen stärkeren Beurlaubtenstand und höhere, kampfkräftigere Friedensetats haben. Es war aber nötig, den Einfluß des Reichssäckelmeisters zu beschneiden, noch besser, ihn frühzeitiger zu beseitigen. — Welche Bedeutung etwa drei Armeekorps mehr im entscheidenden Augenblicke hatten, wird noch zu erwähnen sein.

Von Sachkennern wird die deutsche Armee des Jahres 1914 als die beste, schlagfertigste der alten und neuen Geschichte bezeichnet. Ich halte dies Urteil für unbedingt zutreffend, allen unflätigen Beschimpfungen zum Trotz, die man auf die Offiziere gehäuft hat. Wenn diese nichts getaugt hätten, wäre die Armee als solche schlecht gewesen; das sollten sich die Verleumder und urteilslosen Narren sagen. — Natürlich hatte die Armee Mängel, wie alles Menschenwerk, auch unter den Offizieren gab es räudige Schafe. Nachdem das Berufsoffizierkorps riesige Verluste erlitten hatte, wie sie die Geschichte keiner Zeit nachweist, und in der Auswahl des jungen Ersatzes, namentlich der Offiziere des Beurlaubtenstandes, weniger streng verfahren werden mußte, sank die Leistungsfähigkeit des Heeres. — Der wesentlichste Mangel bestand in einem minderwertigen, dem französischen ballistisch unterlegenen Feldgeschütz. Dagegen waren wir in der Organisation und Verwendung der schweren Artillerie den Gegnern erheblich voraus, was sich namentlich im Sommer und Herbst 1914 in Frankreich und im Osten dauernd

[1]) Der Generaloberst v. Heeringen hat sich in der „Kreuzzeitung" Nr. 552 und 524 für 1919 über die Gründe für die ungenügenden Heeresvorlagen von 1912 und 1913 eingehend geäußert.

geltend machte. Munitionsmangel hat uns viel Schwierigkeiten bereitet. In den ersten Kriegsmonaten litten unsere Gegner darunter ähnlich, für die Russen gestaltete er sich 1915 zu einer Katastrophe, im weiteren Verlaufe des Krieges waren wir auf dem westlichen Kriegsschauplatze hierin dauernd und stark unterlegen. Vielfach wurde die Munitionsversorgung auch durch Transportschwierigkeiten, zu schwache Kraftwagenparks behindert. Unsere Rüstungsindustrie konnte nicht auf allen Gebieten mit den unbegrenzten Mitteln unserer Gegner gleichen Schritt halten. — In den Tanks schufen sie sich eine Waffe, der gegenüber wir wehrlos waren, und die uns schließlich den Gnadenstoß gab, da wir ihnen nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen imstande waren. Unsere Industrie war durch andere Aufgaben so stark in Anspruch genommen, daß sie in der Tankkonstruktion zurückbleiben mußte. — Bei Kriegsbeginn machte sich eine französische Überlegenheit in der Luft noch nicht geltend, sie wuchs im Laufe der Zeit immer mehr, und als die Amerikaner im Spätsommer 1918 im ganzen 9987 Flugapparate mit 2000 geschulten Fliegern an der Front hatten, war die Luftüberlegenheit der Gegner erdrückend.

* * *

Die Fama hat von dem Kaiser eine Bemerkung verbreitet, daß er für den Kriegsfall als Chef des Generalstabes des Feldheeres nur einen Gehilfen brauche, die Operationen selbst leiten würde. Was daran wahr ist, bleibe dahingestellt. Tatsache ist, daß er jedenfalls, sofern die Absicht in jungen Jahren bei ihm bestanden haben sollte, sie während des Krieges nicht allein keineswegs durchgeführt, sondern im Gegenteil dem Generalstabschef die weitestgehende Selbständigkeit gelassen hat. — Der Generaloberst v. Moltke, dem der erste Operationsentwurf, der Aufmarsch und die Leitung des Krieges bis zum 14. September 1914 obgelegen hat, wird von allen Kennern als ein edler Mensch, ein klar sehender, arbeitsfähiger General geschildert. Trotzdem hat es wohl in der ganzen Armee keinen in Personalfragen unterrichteten Offizier gegeben, der seine Wahl zum Chef des Generalstabes als eine glückliche angesehen hat, auch nicht lange vor dem Kriege, und der ihn, im Gegensatz zum Grafen Schlieffen, für geeignet gehalten hätte, das Erbe seines großen Oheims anzutreten. Der Graf Schlieffen hatte einen erfolgversprechenden Aufmarschentwurf hinterlassen, der für einen Zweifrontenkrieg Entfaltung der Masse des deutschen Heeres an der Westfront, Durchmarsch durch Belgien und Umfassung der französisch-englischen Armee mit starkem rechten Flügel vorsah. — Dieser Plan ist von einzelnen Beurteilern als in der Anlage verfehlt bezeichnet worden, z. B. hat Herr Georg Gothein gleich nach unserem Zusammenbruch die Offensive an der Ost- und eine Verteidigung an der Westfront empfohlen [2]). Er beruft sich dabei auch auf keinen Geringeren als den Feldmarschall Moltke, übersieht aber, daß sich seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Verhältnisse

[2]) Georg Gothein, Warum verloren wir den Krieg? Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1919.

wesentlich geändert hatten. — Frankreich und England waren die stärksten Gegner. Schon deshalb war es geboten, diese zuerst anzugreifen und damit nicht allein Deutschland vor dem Eindringen in die reichsten Gebiete unseres Landes zu bewahren, sondern unsere wichtigsten Industriegebiete zu schützen. Außerdem konnten wir dort bei Vermeidung schwerer Fehler einen entscheidenden Schlag tun, der den Krieg zu unseren Gunsten vielleicht entschied, was im Osten allemal ausgeschlossen war. Daß wir einer schweren Krisis entgegengingen, wenn sich der Krieg in die Länge zog, hat Schlieffen ganz richtig vorausgesehen. Wie abwegig Gotheins Ansichten sind (nicht alle, z. B. erkennt er ganz recht, daß uns die in der militärischen Literatur mit mehr Aplomb als politischem Instinkt in die Welt posaunte Notwendigkeit des Durchmarsches durch Belgien enorm geschadet hat), geht auch daraus hervor, daß er glaubt, es hätte eine Möglichkeit gegeben, Belgien würde sich uns anschließen.

Also nicht der Grundgedanke des Operationsentwurfs hat uns einen entscheidenden Erfolg entrissen, sondern die Schwächung des rechten Flügels zugunsten der im südlichen Lothringen und im Elsaß aufmarschierenden 6. und 7. Armee. Schlieffen wollte dort nur schwache Landwehr- und Ersatzformationen lassen.

Die Offensive der 7. Armee, die unter der Bezeichnung der Schlacht von Mülhausen zunächst als ein annehmbarer Erfolg gefeiert wurde, verbrauchte Kräfte und fiel aus dem großen Rahmen heraus. — Der General von Moltke, nach zwei Karlsbader Kuren krank, hatte den Schlieffenschen Plan stark verkümmert. Ein wichtiger Faktor für die ersten Erfolge war aus der Hand gegeben.

Den schnellen Fall von Lüttich und Namur verdanken wir unserer überlegenen schweren Artillerie und der minderwertigen belgischen Infanterie, die dem Feuer der 42-Zentimeter und 30,5-Zentimeter nicht standhielt. — Beide Festungen wurden lediglich durch Beschießung bezwungen. — Die Bahn für den Einmarsch nach Frankreich war freigemacht. — Die Absichten der französischen Heeresleitung waren durchaus geeignet, den Operationsplan Schlieffens besonders günstig zu gestalten. Nachdem die ersten Grenzschlachten im Elsaß und in Lothringen den Franzosen keine Erfolge gebracht hatten, beschloß der Marschall Joffre, am 21. August mit der 3. und 4. Armee einen Angriff durch Luxemburg und Belgisch-Luxemburg zu führen, um, von Südwest gegen Nordost vorgehend, die Verbindungen der deutschen 1. und 2. Armee von Köln auf Aachen zu durchschneiden. Die rechte Flanke dieser als vermessen zu bezeichnenden Operation sollte durch die 2. französische Armee, die linke durch die 5. und das englische Expeditionskorps hinter der Maas, der Sambre und dem Kanal du Nord gedeckt werden. Der französische Oberbefehlshaber kann es als eine gnädige Fügung des Himmels ansehen, daß erstens seine auf die 3. und 4. deutsche Armee stoßende Offensive ganz fruchtlos verpuffte, nicht einmal richtig in Gang kam, und daß zweitens die deutsche 1., 2., 3. Armee ohne straffe gemeinsame Leitung zwar die französische 5. Armee und die Engländer zurückdrängten, aber eine große, durch Umfassung mögliche Entscheidung nicht erzielten. Der deutsche Operationsplan war durch Fehler in der Ausführung gescheitert. — Der linke fran-

zösische Flügel entging mangels einer einheitlichen Führung auf deutscher Seite einer Niederlage.

Der Schwung, mit dem die deutschen Armeen den noch immerhin annehmbaren Erfolg ausnutzten, war bewundernswert. Kein Führer wollte sich den so oft gehörten Vorwurf der mangelhaften Ausnutzung des Sieges machen lassen. Aber die Täuschung über dessen Umfang, über den Grad der Auflösung unserer Gegner war leider weit verbreitet. Verhängnisvoll wirkte das Anhalten zweier Armeekorps aus den Heeren des rechten Flügels und deren Abtransport nach der Ostfront, um Ostpreußen zu schützen. Wollte die Oberste Heeresleitung dies schon jetzt tun — wofür vieles sprach — so mußten sie vom linken Heeresflügel genommen und dadurch wenigstens in geringem Maße der Schlieffensche Operationsentwurf wieder hergestellt werden. Gefahren für Süddeutschland entstanden dadurch nicht, da sich selbst eine starke französische Offensive an Metz, Straßburg, der Breuschstellung und am Rhein festgelaufen hätte. — Die Schwächung des rechten Flügels wirkte um so verhängnisvoller, als diesem zahlreiche Nebenaufgaben zufielen: die Bekämpfung der nach Antwerpen zurückgegangenen belgischen Armee von 120 000 Mann, die Besetzung von Lüttich, Namur, Brüssel und die Einnahme von Maubeuge, wo sich allein 43 000 Mann befanden. Wenn die deutsche Heeresleitung die Lösung dieser Nebenaufgaben sofort in Angriff nahm, so folgte sie der harten Not, ließ sich aber keine vermeidbare Zersplitterung der Kräfte zuschulden kommen. Die Stärke der durch Belgien vorgegangenen Heere forderten gebieterisch die Schaffung gesicherter Verbindungen mit der Heimat. Nur das unbedingt Nötige blieb an Kräften dazu hinter der Hauptkampffront. Wären die Truppen nicht in hohem Grade leistungsfähig gewesen, hätten die Führer vor Maubeuge und Antwerpen Fehler begangen, so mußten sich schwere Unzuträglichkeiten für die Armeen des rechten Flügels daraus ergeben. Maubeuge kapitulierte schon am 7. September, 42 000 Mann wurden kriegsgefangen, Antwerpen am 9. Oktober, der Besatzung gelang es zum größten Teil, den Anschluß an die verbündeten Heere zu gewinnen.

* * *

Um die durch Belgien nach Nordfrankreich sich ergießende mächtige Welle der deutschen Heere aufzufangen, faßte der französische Generalissimus Joffre den sachgemäßen Entschluß, dem äußersten rechten deutschen Flügel in die Flanke zu fallen. Er ordnete am 23. August die Zusammenziehung einer Armee bei und westlich Amiens an. Die Kräfte entnahm er dem nahen Paris und hinter der Front vorhandenen Truppen, er zog auch von seinem durch die französischen Grenzbefestigungen gesicherten rechten Flügel ansehnliche Verstärkungen dazu heran. Joffre täuschte sich aber hinsichtlich der zur Zusammenziehung dieser Armee nötigen Zeit. Das Aufmarschgebiet um Amiens wurde von der deutschen ersten Armee zu früh bedroht, die Truppenausladungen und die Anmärsche mußten bis nördlich Paris zurückverlegt, der Rückzug unter größtenteils für die Franzosen ungünstigen Nachhutgefechten bis hinter die Marne fortgesetzt werden. Es war eine Tatsache von großer Trag-

weite, daß der General Joffre dem Verlangen des auf seinem äußersten linken Flügel kommandierenden General Maunoury, mit den zunächst verfügbaren Kräften vorzeitig von Amiens aus anzugreifen, nicht nachgab, sondern an dem Rückzug hinter die Marne festhielt. — Deutscherseits sollte es sich als schwere Unterlassung rächen, daß der wichtige Eisenbahnknotenpunkt Amiens nicht systematisch zerstört worden ist. Es hätte den Einsatz einer ganzen Kavalleriedivision und starker Pionierkommandos auf Kraftwagen gelohnt, die dortigen Sommebrücken, womöglich auch diejenige bei Abbéville, nachhaltig zu zerstören. Alle Gefahren für den rechten deutschen Heeresflügel wären dadurch erheblich vermindert worden. Eisenbahnknotenpunkte mit leistungsfähigen Bahnen hinter sich sind für die Flanken gefährlich, wenn sie der Gegner zu Massentransporten benutzen kann.

Das lebhafte Nachdringen des deutschen rechten Flügels wirkte auf die Engländer und Franzosen derart erschütternd, daß sie die starken Abschnitte der Somme, Oise, Aisne und Marne ohne die Annahme nachhaltigen Kampfes räumten. Sie fühlten sich den Deutschen nicht gewachsen. Joffre hielt vorerst an dem Gedanken fest, den gegnerischen Vormarsch durch einen Vorstoß in die rechte Flanke zum Halten zu bringen.

Am 1. September wurde die französische Heeresleitung aber auch an diesem Gedanken irre. Joffre ordnete den Rückzug hinter die Seine bei Nogent sur Seine und östlich hinter die Aube sowie auf Bar le duc an. Diese Bewegung kam aber nicht zum Abschluß, denn am 5. September wurde Wiederaufnahme der Offensive befohlen. Wie wenig Vertrauen der französische Oberbefehlshaber aber zu dem Erfolge seiner Offensive hatte, beweist, daß er sich nicht in die Gegend, wo er die Entscheidung erhoffte, nach seinem linken Flügel an den Ourcq, begab, auch nicht hinter der Mitte seiner Front blieb, sondern nach Châtillon sur Seine in der Côte-d'Or, 200 Kilometer hinter der Front, und sich dort vom 5. September ab aufhielt. Gleichzeitig wurde aber schon der weitere Rückzug in die Linie Briare— (80 Kilometer Loire aufwärts von Orléans) Dijon—Besancon erwogen [3]). Das hätte fast die Hälfte von Frankreich in deutsche Gewalt gebracht. Einen besseren Beweis für das Gesunde im Schlieffenschen Operationsplan kann ich nicht erbringen.

Nach französischen Quellen ist der Gedanke, die Offensive am 5. September aufzunehmen, den wiederholten energischen Vorstellungen des Gouverneurs von Paris, General Gallieni, zuzuschreiben, der damit einen ganz entscheidenden Einfluß auf den Gang des Krieges ausgeübt hat. Der Entschluß wagte viel. War ihm der Erfolg versagt, hätte Frankreich den Krieg wahrscheinlich verloren. Die Regierung war schon nach Bordeaux geflohen. Alle Anzeichen sprachen dafür, daß das Land den Frieden gefordert hätte, wenn es den Deutschen gelang, Paris zu beobachten und bis an die Seine vorzudringen.

Die deutsche Verfolgung hätte nach den ersten Erfolgen durch eine einheitliche Leitung wirksamer ausgestaltet werden müssen. Die Oberste Heeresleitung zunächst

[3]) Mermeix. La genèse de la Bataille à la Marne Septembre 1914. Payot et Cie. Paris 1919.

in Koblenz, später in Luxemburg, stand mit den weit entfernten Armeeoberkommandos in mangelhafter Verbindung, namentlich nach dem rechten Flügel, wo die Entscheidung lag. Auch über die Art, wie man sich mit dem großen Waffenplatz Paris, der zunächst nordwestlich, aber bei dem weiteren Vormarsch nach Süden in der rechten Flanke lag, abfinden wollte, bestand kein ganz klarer Plan. Der entscheidende Faktor aber für das, was sich zuspitzte, lag in der numerischen Schwäche der beiden rechten Flügelarmeen; nicht allein bezüglich der Zahl der Korps, sondern weil auf dem schnellen Vormarsch und bei den Nachhutgefechten die Etats der Infanterie schnell zusammenschmolzen. Als der General Maunoury seinen Stoß in die rechte Flanke der ersten Armee westlich der Ourcq bei Dammartin und Meaux am 6. September einleitete, mußte diese sich nach rechtem Flügel zusammenschließen. Konnte dadurch auch der Gegner mit bestem Erfolge abgewehrt werden, so entstand doch eine gefährliche Lücke zwischen der 1. und 2. Armee, gefährlich, wenn der Gegner sie erkannte und diese Schwäche entschlossen ausnutzte. Daß diese Erkenntnis bestand, ist nach den bis jetzt vorliegenden Nachrichten zweifelhaft, ebenso fehlen noch bestimmte Angaben, ob es unmöglich war, durch einige Kräfteverschiebungen den rechten Flügel der 2. Armee zu stützen. Leider sah aber die 2. Armee weniger die eigene Lage, als diejenige der ersten Armee so bedenklich an, daß sie die günstig laufenden eigenen Angriffe nicht nur anhielt, sondern den Rückzug befahl.

Die 1. Armee mußte auf Befehl der Obersten Heeresleitung ebenfalls ihren gut im Zuge befindlichen Angriff trotz entschiedener Gegenvorstellungen anhalten und den Rückzug antreten. Es war ein entscheidender Faktor für den ganzen Kriegsverlauf, daß einem verhältnismäßig jungen Offizier, dem K. S. Oberstleutnant Hentsch, vom Generalstabe der Obersten Heeresleitung eine Vollmacht erteilt war, die seine Urteilsfähigkeit überstieg. Im allgemeinen neigt die Jugend zu kühnen Entschlüssen. Hier traf das nicht zu. Zur Entlastung ist nur anzuführen, daß Hentsch im Einverständnis mit dem Oberkommando der 2. Armee seine Befehlsbefugnis ausgeübt hat. Während auf französisch-englischer Seite ein kühner Entschluß mit Wagemut durchgeführt wurde, trat auf deutscher Seite Kleinmut ein. Dadurch retteten unsere Gegner eine an sich verzweifelte Lage.

Die vox populi hat nicht unrecht mit der Ansicht, daß kein Führer am 9. September an einen deutschen Rückzug gedacht hätte, wenn die vom Generalstabe für die Heeresverstärkung vom Jahre 1913 geforderten drei Armeekorps auf dem rechten Flügel Ende August und Anfang September zur Stelle gewesen, auch nicht, wenn die beiden am 25. August vor Namur zum Abtransport nach dem Osten angehaltenen Armeekorps nicht aus der 2. und 3. Armee ausgelöst worden wären. Wir waren zahlenmäßig zu schwach, und es fehlte uns der große zusammenfassende Geist in der Führung, der allein imstande gewesen wäre, diese Schwäche wettzumachen. — Mitte Oktober standen an Kampftruppen auf dem westlichen Kriegsschauplatz 1 700 000 Deutsche gegen 2 300 000 Verbündete [4]).

[4]) Die Oberste Heeresleitung 1914—16 in ihren wichtigsten Entschließungen, von Erich v. Falkenhayn, General d. Inf. z. D. Berlin 1920. E. S. Mittler & Sohn.

Mit dem Rückzuge des rechten deutschen Heeresflügels hinter die Aisne und Oise auf der Front nordwestlich Soissons—Reims und östlich begann der Grabenkrieg. Bis zu unserem Zusammenbruch hat er uns in manchmal weniger ausgeprägter Form, aber doch dauernd in Fesseln geschlagen. Der Krieg zog sich in die Länge; was Schlieffen schon vorausgesehen, es mußte bei unseren im Vergleich zu den Gegnern eng begrenzten Mitteln die Gefahr des Unterliegens für uns näherrücken. Die englische Wehrkraft fand Zeit zur Entwicklung, die völkerrechtswidrige Hungerblockade wirkte. — Im Spätsommer 1914 haben wohl noch wenige die ganze Stärke der Verteidigung mit den modernen Waffen richtig eingeschätzt. — Die Gegner an der Westfront versuchten zwar andauernd durch Umfassen des deutschen rechten Flügels uns zu schlagen. Das mißlang. Es war entscheidend, daß zum Teil unter Benutzung des gut entwickelten belgischen Eisenbahnnetzes immer der rechte Flügel weiter verlängert werden konnte, daß aber niemals die Zeit blieb, gegen die Flanke der gegnerischen Verstärkungen mit vollaufmarschierten starken Verbänden umfassend anzugreifen. Auch nicht mit den neugebildeten vier frischen Armeekorps. Für einen frontalen Durchbruch in der wasserreichen, bebuschten, von zahlreichen Dörfern und Gehöften durchsetzten flandrischen Ebene fehlte ihnen die nötige Stoßkraft. Es waren Neuformationen mit allen ihren Mängeln. War deshalb ihr *Einsatz bei Ypern* ein entscheidendes Moment zu unseren Ungunsten? Möglich ist, daß zwischen Arras und Noyon ein Vorstoß auf Amiens erfolgreicher gewesen, Gewinnung der unteren Somme doch noch gelungen wäre, namentlich wenn auch das fünfte der neugebildeten Korps nicht nach Ostpreußen gesandt, sondern an der Westfront angesetzt worden wäre. Der General v. Falkenhayn hat in seinem Buche die entgegenstehenden Gründe und alles, was für den Angriff bei Ypern sprach, erörtert [5]). Er stand unter einer Zwangslage. Er glaubte, nur durch einen Gegenstoß gegen den linken feindlichen Flügel die im Norden drohende Gefahr abwenden und den Gegner in Flandern schlagen zu können.

* * *

Im Osten haben von Kriegsbeginn an verschiedene Faktoren unsere Erfolge stark beeinträchtigt. Erstens die innere Gesundung, die bessere Ausbildung, die fortgeschrittene Organisation, dann der schon Monate vor Kriegsbeginn eingeleitete Aufmarsch des russischen Heeres, alles Dinge, die es zu einem erheblich anderen Kriegsinstrument gemacht hatten, als zur Zeit des Russisch-Japanischen Krieges. Auch der Feldmarschall Moltke konnte dies nicht voraussehen, als er noch in den achtziger Jahren die starke Offensive im Osten und die Abwehr mit schwachen Kräften im Westen plante. Beachtete man außerdem die weiten Entfernungen des Zarenreiches, den fast unbegrenzten Menschenreichtum, so ist deutlich, daß einer schnellen, durchschlagenden Entscheidung im Osten alle Vorbedingungen fehlten. Der deutsche Generalstab sah diese Dinge klar, auch die frühe Einleitung des russischen Aufmarsches. Entgegenstehende Ansichten, wie sie z. B. der Oberst Immanuel äußert,

[5]) Nach Falkenhayn a. a. O.

sind irrig[6]). — Bedauerlich ist nur, daß unsere verantwortliche Staatsleitung mit ihrer chronischen Unentschlossenheit aus der Kenntnis der Verhältnisse nicht frühzeitig und rücksichtslos die unerläßlichen Folgerungen gezogen hat. — Wer lange im Generalstabe mit Grenzschutz und Aufmarschaufgaben zu tun gehabt hat, weiß außerdem, daß mit einem frühzeitigen russischen Einfall in deutsches Gebiet immer gerechnet, über ihn vielleicht eher zu viel als zu wenig nachgedacht worden ist. —

Die Nachteile, die sich aus der den Russen zugefallenen operativen Vorhand ergaben, haben Hindenburg—Ludendorff durch die Schlacht bei Tannenberg wettgemacht. Es wird ihr unsterbliches und geschichtlich ewig denkwürdiges Verdienst bleiben, daß sie Preußen vor Ausbreitung der russischen Brutalität bewahrt haben. Die russischen Generale hatten es in der Schwerfälligkeit ihrer Führung nicht verstanden, aus der günstigen operativen Lage den richtigen Nutzen zu ziehen. Ihnen gegenüber gelang es Hindenburg—Ludendorff, fast alle im Osten verfügbaren deutschen Kräfte auf dem Schlachtfelde zu vereinigen. Mit Truppen, die trotz schwerer Kämpfe und harter Strapazen ihre Stoßkraft musterhaft bewahrten, konnte der Russe in doppelter strategischer Umfassung und gleichzeitigem Durchbruch vernichtend geschlagen, einer der glänzendsten Siege der Weltgeschichte errungen werden. Überlegener Feldherrnkunst mit Truppen vom Siegeswillen durchdrungen war der Erfolg zu danken. — Leider gelingen selbst in langen Kriegen solche Schläge in der Regel nur e i n m a l. So auch hier. — Die Njemen-Armee entzog sich dem deutschen Angriff. Auch später hatte der Russe aus dem Manöver von Tannenberg gelernt. —

Der Feldzug der Österreicher in Galizien und Polen während des Sommers 1914 endete mit einem völligen Fehlschlage. Selbst österreichische Beurteiler hatten das k. u. k. Heer vor dem Kriege als innerlich verdorrt bezeichnet. Es war nach keiner Richtung zu großen Leistungen befähigt. Das Offizierkorps war kein einheitliches, in seinem Pflichtbewußtsein von zweifelhafter Festigkeit, die Truppe vom Nationalitätengegensatz zerfressen. Schon die geringen Friedensetats schlossen eine gründliche kriegsgemäße Ausbildung aus. Ob wir diese Mangelhaftigkeit in vollem Umfange vor dem Kriege erkannt haben, läßt sich bezweifeln; aber auch wenn wir sie genau wußten, wie sollten wir sie ändern? Konnten wir einen ähnlichen Druck ausüben, wie sich Rußland und Frankreich gegenseitig bedrängten, zur Steigerung der Rüstungen beiderseits zwangen?

Das kümmerliche k. u. k. Kriegsinstrument wurde zu einer Doppeloffensive nach Süden gegen Serbien und nach Osten gegen Rußland angesetzt. Es stieß im Süden auf ein kriegerisches, hartes Bergvolk, im Osten auf die nach Kampfkraft wie Zahl überlegenen Russen: die Niederlage war auf beiden Fronten eine vollständige.

Die von Hindenburg nach Polen herangeführten Kräfte konnten von den Bundesgenossen zwar das schlimmste noch eben abwenden, mußten aber ohne Sieg zurückgehen. Schlesien und Posen schienen von der russischen Dampfwalze bedroht, als ein genial angelegter deutscher Flankenstoß aus Westpreußen die Weichsel aufwärts ihr

[6]) Siege und Niederlagen im Weltkriege. Kritische Betrachtungen von Oberst Immanuel. Berlin 1919. E. S. Mittler & Sohn.

Halt gebot. Aber auch hier fehlte zu einem die ganze Kriegslage wendendem Erfolge die zahlenmäßige Stärke. Mitte September standen an Kampftruppen auf dem östlichen Kriegsschauplatze 562 000 Verbündete gegen 950 000 Russen, Ende Dezember 1,17 Millionen gegen 1,58 Millionen [7]). Unter den Verbündeten befanden sich aber mehr als die Hälfte, fast zwei Drittel österreichischer Truppen, über deren mindere Leistungsfähigkeit es keinen Zweifel gab. — Auch die Ostfront verknorpelte sich in den Stellungskrieg. — Dieses alles hätte sich nur dann zu unseren Gunsten wenden können, wenn es gelungen wäre, in Frankreich einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen und erst dann von West nach Ost stärkere Kräfte zu verschieben.

* * *

Nach dem Gesagten kann man wohl kaum als erwiesen ansehen, daß eine widerstandsfähigere, gesündere Weltanschauung den Sieg über uns davongetragen, frühzeitige Aufhebung unserer Erfolge im Westen, mangelnde Ausnutzung der Siege im Osten erzielt hat. Zuzugeben ist, daß das deutsche Volk politisch unreifer ist, als das englische, daß uns viel an der inneren Kraft des englischen Volkes fehlt, und daß vor allem der Grundsatz: „Recht oder Unrecht, es ist mein Vaterland" durch Eigenbrödelei und parlamentarisches Parteigezänk in Deutschland unentwickelt geblieben ist. —

Einem Volke, in dessen parlamentarisch stärkster Partei ein Mann von den moralischen und intellektuellen Eigenschaften des Herrn Erzberger die tatsächliche Führung an sich reißen konnte, stellten sich unter den Verhältnissen des Weltkrieges außerordentliche Schwierigkeiten auf dem Wege zum Siege entgegen.

Trotzdem errangen wir bei Beginn des Feldzuges so große Vorteile, daß ein großer Erfolg ohne die erörterten Mißgriffe gegeben, mindestens durchaus möglich war. Danach erscheint mir das Urteil, der Krieg sei überhaupt nicht zu gewinnen gewesen, ebenso falsch wie die Ansicht, unsere Weltanschauung sei der des britischen Herrenvolkes unterlegen.

Neuerdings ist in der Tagespresse die Angabe verbreitet, daß unmittelbar vor der ersten Marneschlacht Frankreich schon die Möglichkeit des Friedens mit Deutschland erwogen, daß aber England sich scharf dagegen erklärt hätte. England soll dabei die Drohung eingefügt haben, die französischen Küsten würden blockiert werden, wenn Frankreich abspringe. Das kann wahr sein, würde auch in den englischen gegen Deutschland gerichteten Vernichtungswillen ebenso passen wie in die übrigen Abmachungen der Entente. — Ob aber diese Drohung *zur Tat geworden*, ob sie imstande gewesen wäre, die nach Frieden schreienden mutlosen französischen Parteien niederzuhalten, kann man billig bezweifeln. Wie aber England ohne Frankreich hätte den Krieg allein fortsetzen sollen, wenn sich Deutschland mit ganzer Kraft auf den Osten warf, ist vollends ebensowenig abzusehen, wie die Herbeiführung einer *Entscheidung* zur See.

[7]) Nach Falkenhayn a. a. O.

So bilden die Septembertage an der Marne recht eigentlich einen entscheidenden Faktor im Weltkriege. Wollte man diese Untersuchung auf die beim U-Boot-Krieg und seinen Folgen durch Mangel an Scharfsinn begangenen Rechenfehler ausdehnen, wollte man die Gefahren aus der im Sommer 1918 entstandenen Zickzackfront, die Bedeutung der amerikanischen Hilfe für die Entente erörtern, das Verhalten den unzuverlässigen meuternden Matrosen gegenüber und anderes mehr untersuchen, so müßte deutlich werden, daß überall höchst reale Faktoren die Quelle unseres Unglücks gewesen sind.

Aus diesem Gedanken kann der Deutsche die Hoffnung auf einen Wiederaufstieg des Vaterlandes schöpfen. Es gilt aber, das Ohr des Volkes gegen hetzerische Aufrührer zu verstopfen, der Überzeugung freie Bahn zu schaffen, daß nicht Müßiggang, sondern die Arbeit als solche wahre innere Befriedigung bringt. Es muß wieder mehr von P f l i c h t e n als von R e c h t e n gesprochen und darnach gehandelt werden.

Die Nebenfigur

Novelle

von

Karl Federn

„Sagen Sie, kleiner Krousa, was ist mit Ihnen?"

Diese Frage, die der lange junge Mann, der ihm gegenüber saß, an ihn richtete, gab ihm zu denken, obwohl er „Nichts! — Was sollte denn mit mir sein?" antwortete. Es war ihm peinlich, daß man die Unruhe merkte, die ihn seit zwei Tagen sich wie entwurzelt fühlen ließ.

Vor zwei Tagen hatte er seinen gewöhnlichen Spaziergang durch die Stadt gemacht, war aus dem Kaffeehause, in dem er jetzt wieder saß, durch den warmen Herbstabend und das strömende Leben der Straßen ins Theater gegangen und hatte dann mit Bekannten zu Nacht gespeist. An einem andern Tische hatte er Melanie mit ihrem Mann und einem ihm unbekannten Herrn, einem Offizier, gesehen, hatte erst von ferne gegrüßt und sich später an ihren Tisch gesetzt. Durch die Vorstellung erfuhr er, daß der Offizier der Hauptmann Krämer war, der berühmte Reisen durch Arabien und Turkestan gemacht hatte, und der sich sehr erfreut zeigte, den Sohn des großen Geographen kennen zu lernen. Und wenn Krousa sich durch den Ruhm seines Vaters oft bedrückt fühlte, so freute er sich doch, ihn vor den Verwandten rühmen zu hören. Aus Höflichkeit für ihn wiederholte der Hauptmann den Anfang einer Geschichte, die er eben erzählte; er sprach unaufdringlich, wie zufällig, und doch so, daß die Wüste und die Zelte, das nächtliche Geheul der Schakale, die fremdartigen Männer, die verborgene Hoheit wie die launigen Spitzbübereien des Orients vor den Hörenden wie Bilder vorüberglitten. Melanie, die gleichfalls aus

dem Theater kam, war sehr angeregt, und ihre Augen strahlten, ihr Mann war vergnügt, und die Begegnung wäre für alle eine angenehme gewesen, wenn nicht zuletzt eine Beobachtung, eine winzige Zufälligkeit ihn in völlige Verwirrung gebracht hätte. Als man aufstand, hatte der Hauptmann den orangefarbenen, mit weißer Seide gefütterten Theatermantel Melanies vom Haken genommen und ihn dann wieder für einen Augenblick hingelegt, weil sie sich erst vor dem Spiegel mit schönen Bewegungen ihrer weiß behandschuhten Arme den Schal um Kopf und Hals legte und dann, vom Spiegel zurücktretend, eine Unterjacke aus zartem weißen Gewebe anzog. Inzwischen hatte der Hauptmann den Säbel umgeschnallt, den eigenen Mantel angezogen und dessen Falten gerichtet, während Artur, den Augenblick ersehend, den Mantel Melanies aufgenommen und ihr um die Schultern gelegt hatte; durch die weiten Ärmel greifend, hatte sie seine Hand gestreift und einen Augenblick innig festgehalten.

Er hatte sogleich gewußt, daß die Liebkosung nicht ihm gegolten, daß sie nicht ahnte, daß er den Platz des Hauptmanns eingenommen, und mit schmerzlichem Zartgefühl war er noch rasch genug hinter den Offizier zurückgetreten, so daß sie ihren Irrtum nicht gewahr werden konnte. Er ging an Tischen und Menschen vorbei, folgte den andern auf die Straße hinaus unter dem Druck schwerer und bitterer Empfindungen und eines unklaren Wissens um ein Schicksal, das ein fremdes war, das ihn nichts und doch so viel anging.

In der schlaflosen Nacht, die für ihn folgte, empfand er es sonderbar, daß seine eigene Neigung zu ihr quälend aufflammte. In den nächsten Tagen auf dem Amt erledigte er seine Akten wie sonst und schien noch vertiefter in seine Arbeit. Aber zu Hause ließ ihn die Aufregung nicht am Schreibtisch bleiben; er ging in seinen Zimmern auf und ab und floh zuletzt ins Freie.

Die klingelnde Pferdebahn trug ihn an dem dreistöckigen alten Hause vorüber, das die Erinnerungen seiner Kindheit beherrschte, und diese Erinnerungen stiegen sogleich wie eine Traumwelt empor. Er sah nicht nur die Fenster mit den weißen Polstern und Spitzenvorhängen, er sah die Zimmer und Stuben dahinter, die er so gut kannte. Er ging als Kind über den gepflasterten Hof, wo er den Kutscher den Wagen putzen oder die Pferde aus dem Stall führen und anschirren sah. Nie war er die Treppe ohne Angst und Herzklopfen hinaufgegangen; er hörte die Vettern höhnisch: „Der Herr Baron kommt! Ah, der Herr Baron!“ rufen; er sah das große Kinderzimmer mit den reichen Spielsachen, die ihn ewig lockten; heute waren die Vettern gleichgültige junge Leute, und doch empfand er noch immer leise die Furcht vor ihrer derben Überlegenheit von damals; die scheinbar freundliche Stimme der Tante, die stets gegen ihn entschied, klang ihm im Ohr; die geringschätzige Gutmütigkeit des Onkels ärgerte ihn wieder — aber Melanie war immer gut gegen ihn gewesen.

Sobald der Wagen anhielt, stieg er ab und ging die Straße zurück, bis er vor dem Tor stand; im zweiten Stockwerk hatten sie bereits Licht angezündet. Er schritt über die Breite des Fahrdamms zurück; da fuhr ein offener einspänniger

Wagen vor, und er sah die Tante aussteigen, stattlich, mit ihrem roten, gesunden Gesicht unter den grauen Haaren. Mit dem geheimen Wissen, daß nun alles zusammenzubrechen drohte, was sie, immer den Vorteil berechnend, mit ihrem starken, groben Willen Schicksale vor sich hinschiebend, aufgebaut hatte, mit diesem Wissen hätte er ihr jetzt die Treppe hinauf folgen und sich in den stillen beleuchteten Zimmern, von all dem satten Reichtum umgeben, an dem Unheil weiden können, das über dieser bürgerlichen Herrlichkeit schwebte, wenn es ihn nicht selber so tief berührt hätte.

Er fühlte keine Lust zu einem Besuch und kehrte um. Die Dämmerung nahm zu, die Laternen waren angezündet worden, die Menschen gingen dichter und eiliger der inneren Stadt zu; die überfüllten Pferdebahnwagen fuhren klingelnd an ihm vorbei durch die Straße. Die Stätten seiner Jugend lagen in diesem Stadtteil zusammengedrängt, und immer tiefer sank er in den Traum zurück.

Da war das kleine Kaffeehaus, in dem er gesessen und hinübergesehen, wenn er keinen Vorwand zu einem Besuche hatte. Wie oft hatte er, heranwachsend, da die Leiden schärfer wurden, sich geschworen, nicht wieder hinaufzugehen oder doch längere Zeit fortzubleiben, aber die süße Qual zog unwiderstehlich: er hatte es nie zu halten vermocht. Nur wenige Minuten entfernt, in einer der stillen Straßen am Militärgeographischen Institut, hatten seine Eltern gewohnt. Ganz deutlich sah er die runden, farbigen Fensterscheiben über dem Tor, die bescheidene Steintreppe, den gelben kleinen Gang vor sich, sah die Mutter, zart und unscheinbar, in der Türe stehen und auf ihn warten, als er von den ersten Schulwegen nach Hause kam. „Die Person!", so hatte die Tante von ihr gesprochen, und er hatte mit der geschärften Ahnung des verschüchterten Kindes erraten, daß sie von seiner Mutter sprach, und haßte sie darum noch mehr. Aber wenn er sich genau prüfte, war die Mutter auch für ihn nie eine gleichwertige Persönlichkeit gewesen. Um so besser las er heute in der Seele der Tante, die es ihrem Bruder, seinem Vater nie verzieh, daß er diese Ehe geschlossen, daß seine frühere „Hausdame" den Titel trug, den der Vater in späten Jahren erhalten. Er verstand heute, daß dieser Titel für Melanies Eltern ein steter Grund des Verdrusses gegen ihn gewesen, wenn sie auch sicherlich nur um dieses Titels willen ihm den Verkehr im Hause überhaupt gestattet hatten. Er tauchte nicht gerne in diese Erinnerungen, weil er so viel Peinliches und Unzulängliches sah, das er in sich wiederfand; aber jetzt klangen die längst verhallten Stimmen in seinem Ohr.

Fast ohne es zu wollen, war er in das kleine Kaffeehaus eingetreten und hatte sich am Fenster in dem grünen Sofa vor dem weißen Marmortisch niedergelassen. Auch das „Guten Abend, Herr Baron!" des alten Kellners klang wie aus vergangenen Jahren herüber. Gegenüber waren jetzt viele Fenster erleuchtet; es mußten also wohl Gäste erwartet werden. So hatte er hier gesessen an dem Abend, an dem Melanie verlobt worden war; er hatte es nicht ertragen, zu sehen, wie sie am Arm ihres verbindlich lächelnden Verlobten umherging und gleichgültig kühl die Glückwünsche entgegennahm. Auch dies tauchte jetzt aus der Vergangenheit

auf. Auch das Trio; der schweigsame junge Zeichner; wer war denn nicht in das schöne Mädchen verliebt gewesen? Acht Tage vor ihrer Hochzeit hatte der letzte Musikabend stattgefunden; merkwürdig, hatte sie seit ihrer Verheiratung je wieder Geige gespielt? Nie, sonst hätte er darum gewußt. War das Trio an jenem Abend das letzte Mal gewesen? Er sah das kleine Zimmer, die Hängelampe und die Kerzen; Melanie stand, die Geige unter dem schönen Kinn, vor dem Pult; Haßler saß am Klavier, Retzki mit dem Violoncell weiter rückwärts in der Nähe des Ofens; auf dem Sofa saß die Tante, und er selbst in einem Stuhl, so daß er Melanie sehen konnte; ihr Verlobter hatte telephoniert, er werde erst spät kommen können, man möge ohne ihn anfangen. War es die Sonate, die unendliche Erwartungen vorjubelnde und mit jäher Enttäuschung schluchzend abbrechende Musik, die alle erregte? Hatte nur er gesehen, wie Melanie sich nachher im dunkeln Zimmer nebenan weinend über das Bett warf? Mit Haßler mußte etwas vorgegangen sein; so bleich hatte er den Menschen noch nie gesehen.

War es vorher oder nachher gewesen, daß er ihn in einem Gespräch mit der Tante getroffen, die das freundlichste Gesicht machte? Vermutlich hatte sie mit ihrer falschen Herzlichkeit wieder etwas zurechtgeschoben, was nicht recht war; als Artur eintrat, hatte Haßler ihr die Hand geküßt.

Es mußte aber vorher gewesen sein, denn am nächsten Tag . . . er schloß die Augen — das war die höchste und die vernichtendste aller Erinnerungen, die ihn immer noch aus den Fugen warf — am nächsten Tag war Melanie bei ihm gewesen. Er war allein, hatte die Klingel gehört und die Türe geöffnet und mit maßlosem Erstaunen in der tief verschleierten Dame Melanie erkannt — hatte die furchtbar Aufgeregte mit Bestürzung zugleich und mit seliger Freude in sein Zimmer zum Sofa geführt, und sie hatte ihm erklärt, daß sie ihren Verlobten nicht heiraten könne, nicht könne! Und er hatte dem schönen und so geliebten Mädchen, das in Tränen vor ihm saß, nur Mitleid und unzureichende Trostworte und Ratschläge gewußt und nicht die entschlossene Tat, die ihm doch schon eine Stunde nachher als das einzig Nötige und Mögliche erschien; bis diese Qual in eine andere umschlug, in die bittere Frage, ob, wenn er sich damals erklärt hätte, sie nicht scheu und enttäuscht zurückgewichen wäre, denn sie suchte einen Helfer, nicht einen Liebhaber. Aber sie war doch jedenfalls zu ihm gekommen und nicht zu Hans Haßler!

Weiter unten, auf der andern Seite der Straße — von hier konnte er nicht soweit sehen, aber auf dem Heimweg mußte er dort vorüber — lag die Dreifaltigkeitskirche, in der acht Tage später die Trauung stattfand. Vor der Kirche hatten die vielen dunkelglänzenden Wagen gehalten, die Kutscher mit weißen Blumen im Knopfloch zügelten die schön geschirrten Pferde; die Leute standen in Reihen und folgten der langsamen Auffahrt und der kurzen raschen Fahrt zum Hause zurück. Auch vor dem Tor gegenüber standen sie dichtgedrängt, die aussteigenden Paare, die hellen Kleider zu sehen; dort oben, wo jetzt die Lichter brannten, standen damals alle Fenster offen, dort war die blumengeschmückte Festtafel bereitet . . . das Fest-

essen, das, bei hellem Tageslicht begonnen, um Mitternacht noch nicht zu Ende war; und er hatte mitgetafelt und mitgefeiert bis zu Ende, tiefe Verachtung im Herzen für das Brautpaar, für die Festgeber und für sich selber.

Draußen war es völlig dunkel geworden. Oben waren die Vorhänge zugezogen; hie und da bewegte sich ein Schatten an ihnen vorüber; dahinter mochte das Wichtigste, oder was wahrscheinlicher war, das Alltäglichste vorgehen . . . jetzt noch, nur jetzt noch; denn er hatte durch den Spalt eines andern Vorhanges blicken und das brütende Schicksal erkennen können, das unausweichlich seinen Gang nahm, ob die da oben tafelten oder bei Klavierspiel tanzten, was die schneller vorüberschießenden Schatten andeuteten. Darüber fiel ihm ein, daß Haßler Melanie mit der Geige im Arm gezeichnet hatte; das Blatt mußte vorhanden sein; wer mochte es haben? Haßler war vor zwei Jahren wieder aufgetaucht; wenn er ihn traf, wollte er ihn fragen.

Nein, das Leben war nicht schön. Damit stand er auf und ging durch die großen, lärmenden Straßen und dann durch stillere und immer stillere nach Hause. Und mit dem nächsten Morgen brach wieder ein öder Tag an.

Er besuchte seine Cousine nicht oft. Zwar ihre Kinder sahen ihn gerne, aber als er das nächste Mal hinkam und mit ihnen scherzte, verließen sie ihn und eilten freudig auf einen neu eintretenden Gast zu: Hauptmann Krämer stand in der Türe. „Mein Neffe, Baron Krousa", sagte die Tante, und irgend etwas im Ton der Vorstellung machte ihn innerlich lachen, obwohl das Fortlaufen der Kinder eine neue Eifersucht in ihm erweckt hatte. Der Hauptmann streckte ihm über die Locken des kleinen Mädchens die Hand hin, und jetzt trat Melanie, schön und unbefangen, ein. Und so sah er sie an diesem Nachmittag und an vielen, die folgten, als wohlgekleidete, angenehm sich bewegende Hausfrau unter ihren Gästen, hörte den wohlklingenden wie porzellanenen Ton ihrer Stimme, den harmlosen Humor ihres Gesprächs. Er folgte ihr auf Bälle und Feste nach, wie einst, sah sie tanzen und tanzte selber oder saß an ihrem Tische und litt.

Einmal saß er allein in einem leeren kleinen Salon in einem der großen Ballhäuser, in dem ein Tanzfest stattfand, und blickte dem Rauch seiner Zigarre nach. Da hörte er Stimmen und sah die zwei Menschen, mit denen er sich in seinen Gedanken beschäftigte, eintreten, an ihm vorüber und durch den kleinen Raum zur anderen Türe wieder hinausgehen, so in ihr Gespräch vertieft, daß sie ihn nicht bemerkten. Was sie sprachen, hörte er nicht, weil die Musik vom Tanzsaal herüberscholl, oder weil die beiden so füreinander redeten, daß sie nicht weiter gehört werden konnten, als sie es beabsichtigten. Aber er sah, wie gut sie als Paar zueinander paßten. Nach einer Weile stand er auf und kehrte in den Saal zurück. Dort sah er ihren Mann, steif und wohlgekleidet, mit starrem, hochmütigem, vom Bart umrandeten Gesicht; eben trat Melanie auf ihn zu und sagte ihm etwas, offenbar, daß sie nach Hause wollte, denn beide verließen gleich darauf den Saal, und er sah sie nicht mehr.

Einige Tage darauf erhielt er eine Einladung zu einem Vortrag, den der

Hauptmann in der Geographischen Gesellschaft hielt. Der kleine Saal der Akademie war dicht gefüllt, und Artur Krousa, der im Seitengang an der Wand stand, sah unter den zahlreichen Damen seine Cousine in einer der vordersten Reihen sitzen: er konnte ihr Gesicht nur von der Seite sehen, denn nicht ein einziges Mal wich ihr Blick von dem Vortragenden. Im Gedränge nachher vermochte er nicht, sie zu sprechen, und als er ihr über die breite Treppe und durch die hallende, trüb erleuchtete Aula nachging, eilte sie so, daß er sie nicht erreichen konnte. Es regnete; dennoch sah er sie draußen auf dem alten Platz vor der Jesuitenkirche über das kotige Pflaster eilen, ohne daß sie auch nur den Schirm geöffnet hätte, sah sie in einen Wagen steigen und fortfahren.

Doch zeigte sich Melanie in diesem Winter auch gegen ihn viel freundlicher als seit Jahren; sie gab ihm kleine Aufträge und ließ sich von ihm auf ihren Gängen begleiten. Eines Tages holte er sie, einer Verabredung gemäß, in den Geschäftsräumen ihres Mannes ab, und er sah dort zum ersten Male, wie dieser vor großen Kunden höflich dienerte und unter den scheinbar ergebenen unpersönlichen Redensarten und Verbeugungen seinen grenzenlosen Geldstolz barg. Aber was ihn betroffen machte, das war der Blick, mit dem Melanie ihrem Gatten folgte. In diesem Blick lag der gleiche Abscheu, wie einst in dem Ton, in dem sie in seinem Zimmer von ihrem Verlobten gesprochen hatte. Das hatte er nie zuvor wahrgenommen; sie schien sich in ihre Ehe gefügt zu haben, in ihren Kindern und in ihrem Reichtum das Glück zu finden.

Fiel niemandem etwas auf außer ihm? Waren alle blind, ihr Mann, ihre Mutter, die Menge? Merkte keiner, daß ein Ton in Melanies Stimme war, den er nie gehört hatte, daß oft ein Leuchten in ihren Augen war und oft eine verborgene Angst? Oder täuschte er sich? Denn nichts brach herein, kein Unheil geschah, kein schlimmes Gerücht kroch hinter dem üppigen glänzenden Leben seiner Verwandten her.

„Unglückseliger," sagte er zu Hause zu sich selber, „bist du ihr Spion? Was geht es dich an?" Und mußte über die pathetischen Worte lachen, die so gar nicht zu seiner korrekten, kleinen, ein wenig beleibten Figur in der weißen Weste und dem schwarzen Jackett paßten, wie er sich im Spiegel gegenübersah. Im Geist sah er neben seinem Spiegelbilde den hochgewachsenen Offizier mit dem rötlichen Schnurrbart, der von fernen Sonnen gebräunten Haut, den unter den stark vorspringenden dunkeln Brauen tief eingesetzten entschlossenen Augen. Und er verzog bitter die Lippen.

Über alledem war der Winter vergangen; im Frühling verreiste Melanie mit ihrem Mann und ging nachher mit den Kindern aufs Land. Lange, einsame Sommermonate kamen, mit heißen Tagen und dunstigen Abenden, öden Stunden in der staubigen Amtsstube, eine graue Häusermauer gegenüber und ein Stück weißlichblauen, wolkenlosen Himmels über dem Hofe, unerquicklichen Abenden in den menschengefüllten Alleen und den musiktingelnden Gasthäusern des Praters, einer kurzen Urlaubsreise in die Berge und lästiger Rückkehr in den Staub der

Stadt. Eines Tages las er in der Zeitung, daß der Hauptmann Krämer eine neue Reise ins Innere Hochasiens vorbereitete, Plan, Weg und Ausrüstung waren genau beschrieben, die Zahl der Kamele angegeben, der Turkmenenstamm genannt, den er in Dienst nehmen wollte. Er begann sich zu sagen, daß er auf einer Beobachtung, die ihm jetzt zweifelhaft erschien, ein Gebäude phantastischer Vorstellungen errichtet hatte, die ihn durch den Winter gehetzt hatten, ein Gebäude, das jetzt in sich zusammensank. Es war eine Erleichterung, aber das Leben wurde noch öder.

Melanie kam im Herbst sehr spät zurück, und als er sie besuchen wollte, ward er nicht vorgelassen, denn erst waren die Kinder und dann bei ihrer Pflege sie selbst schwerer als die Kinder erkrankt. Er ging von Zeit zu Zeit hin, sich zu erkundigen; die eigentümlich gezwungene Stille einer Wohnung, in der ein Kranker liegt, ward beim Öffnen der Türe fühlbar; flüsternd sagte ihm die Pflegerin, daß es schlecht stehe; unten hielt der Wagen des Arztes, Professoren wurden gerufen; hie und da traf er ihren Mann, der steif Auskunft gab, und er sah die Tante die Augen zum Himmel richten, wenn sie mit jemandem sprach.

Eines Abends saß er in einem der großen Kaffeehäuser, das um diese Zeit fast leer war; da grüßte ihn jemand von einem andern Tisch, und er erkannte den Hauptmann. Er hatte ihn lange nicht gesehen; wie ihm erinnerlich schien, war die angegebene Zeit der Abreise längst vorüber, und nun sah er ihn hier. Sie gingen aufeinander zu und setzten sich zusammen und sprachen; auf seine Frage nach der Reise antwortete der Hauptmann, und wie es ihm deuchte, unangenehm berührt und ausweichend: er hätte sie verschieben müssen. Er sah schlecht aus, und ein gespannter müder Zug war in seinem Gesicht. Sie redeten von anderen Dingen, und erst als sie sich getrennt hatten, fiel es Krousa seltsam auf, daß keiner von ihnen den Namen Melanies ausgesprochen, daß der Hauptmann nicht nach der Kranken gefragt, er sie nicht erwähnt hatte, und doch war ihm bewußt, daß er wenigstens die ganze Zeit hindurch ihr Bild im Sinn und ihren Namen auf den Lippen gehabt.

Eine Woche später sah er sie selber: er war fragen gekommen, hatte Blumen abgegeben, und da hatte die Pflegerin ihn hineingeführt, weil die Kranke es gewünscht hatte; man konnte sie schon besuchen. Sie saß aufgerichtet in den Kissen, und mit tiefer Erregung sah er, wie blaß und eingefallen ihr Gesicht war. Große Blumensträuße standen in Vasen auf den Tischen; seine Blumen hielt sie in der Hand und lächelte. Mit matter Stimme stellte sie Fragen nach dem und jenem, und wie nebenbei erzählte er ihr, daß er den Hauptmann getroffen. Die beinahe farblosen Wangen der Frau wurden rot, sie fragte lebhaft, brach aber sogleich ab und erzählte von den Kindern, die aus dem Hause zur Großmutter geschickt worden waren; dabei wurde sie sehr erregt und begann zu weinen, so daß die eintretende Pflegerin, erneutes Fieber befürchtend, den Besucher zu gehen bat. Der aber ging selbst wie fiebernd durch die Straßen und verzieh sich nicht, was er getan.

Als Melanie gesund war, schickten die Ärzte sie nach dem Süden, und sie schwand ihm aus dem Gesicht. Er hörte wohl, daß sie in Abbazia, daß sie an der französi-

schen Riviera war, denn er machte korrekt und regelmäßig seine Besuche, und wunderte sich, wie alles seinen Gang ging, während Melanie fehlte und beide Wohnungen so öde geworden schienen. Eines Abends, da er durch den Gang eines eleganten Speisehauses schritt, wurde neben ihm die Türe zu einem Zimmer geöffnet, in das der Kellner auf einem Tablett Erdbeereis und Champagner trug, und unwillkürlich den Kopf hinwendend, sah er Melanies Gatten mit einer Dame am Tisch. Der Zufall wollte, daß er gerade an diesem Tage in ihrer Wohnung gewesen war und die Tante sich mit den Enkelkindern beschäftigen, ihnen Geschichten erzählen, sie zurechtweisen und sie zu Bette bringen gesehen hatte. Und er dachte der Bettchen der Kinder, der alten Frau, die in seinem Leben eine so unholde Erscheinung, mit den Kindern so verlassen zärtlich gewesen war, dachte der üppigen Dame mit dem Federhut und des selbst in dieser Lage steif und gönnerhaft lächelnden Gesichts des Mannes, das er eben gesehen, und der fernen Frau, die all diese Bilder für ihn und mit ihm verband, und die doch nicht zu ihm gehörte. Und der Zufall wollte, daß ihm wenige Tage später auf der Straße ein Gesicht auffiel, das ihm bekannt erschien, bis er wußte, daß es Hans Haßler war; auch der ging mit einem Mädchen. „Was das Leben für eine Hanswurstkomödie ist!“ dachte Krousa, und am Abend schrieb er, und staunte selbst über seinen Entschluß, an den Maler eine Karte: „Lieber Haßler, Sie haben vor Jahren meine Cousine, Fräulein Koch, beim Geigenspiel gezeichnet. Wenn das Blatt noch vorhanden sein sollte, würde es mich interessieren.“ Er erhielt keine Antwort, und die Zeit ging hin, bis er eines Tages Melanie blühend im Wagen durch die Straße fahren sah. Er grüßte, der Wagen hielt, und er eilte an den Schlag; er war mit ein paar jungen Leuten, die wie mit Neid nach dem so Begünstigten sahen.

Sie wohnte jetzt in einer Villa, wo die Stadt ihre weißen Häuserstreifen durch die Talzungen in das grüne Hügelland streckte. Eine dunkelschattende Allee führte zum Gittertor, und er blieb wie erstarrt stehen, als er in dem großen Garten, wo zwischen Beeten und Rasenplätzen ein runder kleiner Teich mit einem Springbrunnen lag, neben seiner Cousine den Hauptmann stehen sah, den er, weil man es ihm als sicher erzählt hatte, im phantastischen Ferghana oder im Tarimbecken Tausende von Meilen entfernt geglaubt. Er sah stattlicher, gebräunter aus als je und redete lebhaft. Melanie hörte, mit der Spitze ihres Sonnenschirmes auf dem weißen Steinrand des Goldfischteiches spielend, zu. Als sie ihn bemerkten, kamen beide lächelnd ihm entgegen und begrüßten ihn. Er aber wäre am liebsten umgekehrt und schweigend wieder fortgegangen.

Es war ein warmer, aber noch wie zaghafter Frühling. Sie saßen im Freien, der Tisch war freundlich gedeckt, ein angenehmes Dienstmädchen in weißer Schürze und Haube trug die Kaffeekannen aus feinem bunten Porzellan auf und füllte die Tassen. Der Hauptmann zündete eine Zigarette an. Melanie saß Artur gegenüber auf der Gartenbank, die Arme zu beiden Seiten des Körpers hinabgestreckt; sie schien ihm verändert, wie in ein Gefühl verloren, das lau an ihr niederzurieseln schien; und als sie endlich ihre Stellung änderte, und, das Kinn in beide Hände ge-

stützt, sich über den Tisch lehnte, sah sie ihn strahlend an. Ihn aber erschreckte das tief, denn es war ihm, als hätte er bis heute noch nie etwas gesehen. Und als er des Abends wegging — der Hauptmann war schon früher gegangen und hatte sich so rasch verabschiedet, daß er sich unmöglich ihm hatte anschließen können — da blieb er in den dämmernden Gartenwegen plötzlich betroffen stehen: oben im Hause spielte jemand Violine!

Alles war wieder wie es vor einem Jahr gewesen, nur daß jetzt Steine in das Glashaus splitterten, das früher für ihn allein durchsichtig gewesen war. Er sah es zum ersten Male in einer Gesellschaft: da führte der Hauptmann Melanie zu Tisch, und im Augenblick war es, als kehrten alle, plaudernd dastehende Gruppen zu zweien und dreien, dort ein paar Herren in dunkelm Frack und steifem Weiß, hier ein paar jettschillernde alte Damen, alle ihre Blicke den beiden zu, die allein nichts sahen und unbefangen, ganz mit sich beschäftigt, hindurchschritten. Eine Dame, die in Krousas Nähe mit einem großen, bärtigen Herrn sprach, legte den Fächer an den Mund und zog die Augenbrauen hoch, so daß sie den Herrn, der jenen den Rücken zukehrte, sich umzusehen bewog. Unwillkürlich suchte Krousas Blick Melanies Gatten, ohne ihn zu finden. Bei der Tafel schien man sie zu vergessen, aber als man wieder aufstand und der Hauptmann Melanie durch die Räume nach einem kleinen Salon führte, da gab man ihnen an den Türen auffällig Raum.

Er sah Melanie in ihrer Loge im Theater. Es war so deutlich, daß ihr unruhig seitwärts und abwärts bewegtes, eine Weile vor den Augen festgehaltenes und wieder ungeduldig gesenktes Glas jemanden suchte, und Krousa folgte der Richtung des Glases, bis er im Parkett den hochgewachsenen Offizier sah, der sich jetzt hinaufgrüßend verbeugte. Im Zwischenakt erschien er im Hintergrund der Loge; vorne neben ihr saß ihr Mann, und da war es, als ob wie in einer militärischen Übung alle Gläser gegenüber und unten sich nach der Loge richteten. Später sah er ihren Mann im Foyer: er hatte eine Zigarre zwischen den Lippen, die ihm plötzlich brutal erschienen; er ging, die Hände auf dem Rücken, und stieß den Rauch aus; es sah aus, als spuckte er. Jetzt wendete er das rote Gesicht zurück; in der Nähe des Büfetts, um das die Leute drängten, stand Melanie, einen Glasteller mit Eis in der Hand, von dem sie nicht aß. Ein Klirren, und ein ganz kleiner Auflauf entstand: Melanie hatte den Teller fallen lassen, der auf dem Steinboden in Stücke brach. Das rote Gesicht mit der Zigarre im Mund sah düster höhnisch auf sie, kam langsam näher und sprach etwas, ohne die Zigarre aus dem Munde zu nehmen. Melanie, mit ihrem Taschentüchlein über den Fleck auf der Seide ihres Kleides reibend, verschwand; der kleine Baron half ihr die Logenschließerin suchen. Es war ein Nichts; warum hatte er das Gefühl, daß es etwas Verhängnisvolles bedeutete?

Am andern Tag sah er Krämer über die Ringstraße reiten, auf einem wundervollen, ungewöhnlich aussehenden Pferd mit langem Schweif, das er aus dem Orient mitgebracht haben mußte, und das er scheinbar lässig lenkte. Kinder warfen einen Ball, der vor die Füße des Pferdes rollte. Es machte im Sand der Allee einen eigentümlich weichen Sprung zur Seite; dann war's, als wollte es sich strecken,

dann hob es sich einmal auf den Hinterbeinen und stand doch schon zusammengedrängt still und zitterte. Der Reiter, dessen Gesicht sich nicht verändert hatte, streichelte mit leichten Bewegungen seinen Hals, und mit zierlich widerstrebenden, tanzenden Schritten ging es weiter. Viele Leute sahen ihm nach, auch Artur Krousa.

Es war nur drei Wochen später, da kam er wieder an einem Nachmittag nach der Villa, und sah beim Eintreten die beiden am Goldfischteich stehen, genau wie das erste Mal. Das Gesicht des Hauptmanns aber war verändert; er war nicht in Uniform, sondern trug einen grauen Anzug, und er mußte irgend etwas gesagt haben, wovon Melanie, die mit der Spitze ihres Sonnenschirms auf dem Steinrand des Beckens spielte, so benommen war, daß sie ihrem Vetter, der, den Strohhut in der Hand, innerlich zögernd, näher kam, nur die Hand entgegenstreckte und ihn schweigend begrüßte. So genau hatte das Bild sich ihm eingeprägt, daß ihm auffiel, daß Melanie heute ihren geöffneten Schirm auf dem Stein hatte kreisen lassen, während sie damals die Spitze des geschlossenen nachdenklich hin- und hergeschoben hatte. Die Sonne war heißer, das Grün war dichter geworden, und Büsche und Bäume standen blütenbedeckt. Alles schien wie damals; der Tisch war im Freien gedeckt; das Mädchen mit der weißen Haube und Schürze trug den Kaffee in den Garten. Kinderstimmen ertönten, und Artur sah Melanies Mutter mit den beiden kleinen Mädchen aus dem Hause kommen. Er sah sie auf dem Gartenweg stehen bleiben und wieder umkehren. „Mama!" rief Melanie. Die alte Frau kam; als Krousa ihr die Hand küßte, fühlte er, daß sie zitterte. Bei dem feinen Klingen der Porzellantassen und des Silbers plauderten nur die Kinder, oder er und die Großmutter mit ihnen; die beiden andern schwiegen zumeist; aber Melanie saß diesmal nicht in glückbefangener Stille da, sondern blickte mit halbgeöffneten Lippen, mit einem dunkeln, starren Ausdruck vor sich hin. Krämers Blick streifte sie manchmal, während er rauchend dasaß. Zwischen ihm und der alten Frau wurde kein Wort gewechselt.

Das Mädchen räumte den Tisch wieder ab, und die Kinder liefen an den Goldfischteich. Jetzt stand Melanie auf mit einer Gebärde, als wollte sie etwas von sich abschütteln; der Hauptmann erhob sich gleichfalls, und beide gingen, als wäre das selbstverständlich, durch den Garten. Es entging Artur nicht, mit welchem Ausdruck die starkgebaute, weißhaarige Frau ihnen nachblickte: Angst und Zorn waren in ihren Augen. Die beiden kamen indessen sogleich zurück, und der Hauptmann empfahl sich. Er ging rasch, ohne sich umzusehen, aber alle am Tisch sahen ihm schweigend nach, bis er die Gittertüre leise ins Schloß gelegt und das Dunkel der Allee ihn aufgenommen hatte. Wie jemand, der sich mit Mühe zurückhält, sah die Mutter auf die Tochter. Artur wollte gleichfalls gehen. „Bitte, bleibe doch noch!" sagte Melanie rasch. „Wir haben ja noch kaum miteinander gesprochen." Aber sie sprachen auch jetzt nicht; die alte Frau stand auf und ging ins Haus; die Kinder waren nicht mehr zu sehen; Artur blieb schweigend sitzen, und als er endlich nach langem Suchen etwas völlig Gleichgültiges gefunden hatte und „Wird es nicht kühl?" sagte, fuhr Melanie zusammen.

„Was sagst du? Ja, es wird kühl", erwiderte sie. Darauf saßen sie noch eine Weile, dann stand Melanie auf und ging gleichfalls ins Haus zurück, und Artur, der sich nicht zu gehen noch zu bleiben entschließen konnte, folgte ihr. An einem Fenster stand die alte Frau und sah in die vielgeteilten, im Licht schwimmenden, grauen Wolken hinaus, die wie ein weiter Vorhang über die Berge gespannt waren. Er wußte: sie wurde nicht durch das natürliche Schauspiel angezogen: was sie sorgend an einer Stelle festhielt, war, was sie in sich sah. Er hatte das gleiche schon vor langer Zeit gesehen, als er an jenem Herbstabend in der Straße, ihrem Hause gegenüber beobachtend und erinnernd gesessen hatte, aber was ihn damals beinahe schadenfroh erfreut hatte, das erschreckte ihn jetzt.

Endlich ging auch er. Ein starker Wind hatte sich erhoben, und ein Rauschen war in den Baumkronen der Allee. Er sah einen Wagen kommen: ein Kopf im hohen Seidenhut beugte sich aus dem Fenster und sah zurück; als er dicht an ihm vorüberkam, erkannte er Melanies Gatten. Der Wagen hielt am Gartentor; jener stieg aus, blieb stehen und sah sich wieder um und ging dann durch den Garten ins Haus. Unschlüssig war auch Krousa stehen geblieben und ging erst weiter, als der andere im Hause verschwunden war. Der Staub wirbelte durch die Allee, und er mußte seinen Strohhut festhalten. Halb geblendet, lief er fast gegen einen Mann, der, das Haupt unbedeckt, an einen Baum gelehnt, im Winde stand. Bestürzt erkannte er Krämer. Aber der Hauptmann achtete nicht auf ihn, sondern blickte nach dem Hause hinüber, in dem sich eben ein paar Fenster erleuchteten, während im Garten noch eine dämmernde Tageshelle war. Der Wagen vor dem Hause fuhr wieder fort. In einiger Entfernung schlug eine Turmuhr. Krämer zog seine Uhr aus der Tasche und verglich sie; dann schritt er gelassen nach dem Gartentor. Ohne sich zu bedenken, schritt Krousa ihm nach. Was folgte, sah er ganz deutlich. Er sah, daß Melanies Mann vor der Villa stand und mit dem Pförtner sprach, hörte ihn laut rufen, worauf der Gärtner und andere, weibliche Dienstpersonen herauskamen; alle mitführend, machte er ein paar Schritte aufs Gartentor zu, wies mit erhobenem Arm auf den draußen stehenden Mann, sagte etwas zu der verlegen zuhörenden Dienerschaft und schritt wieder ins Haus zurück.

Irgendetwas würgte Krousa die Kehle zusammen. Er stand jetzt dicht vor Krämer, und sah, daß dieser lächelte, obwohl er sehr bleich geworden war.

„Was ist geschehen?" brachte Krousa endlich hervor.

Der andere schien schneller zu atmen. Er lächelte jetzt nicht mehr. „Wenn Sie wüßten, junger Mann," sagte er, „was hier ertragen worden ist! . . . Nun aber nicht mehr lange!" fügte er, wie zu sich selbst sprechend, hinzu.

Aus dem Hause oben tönte lautes, zorniges Sprechen; dann wurde ein Fenster geschlossen.

Da faßte der kleine Baron einen Entschluß. „Ich gehe hinein!" rief er. Der Hauptmann nickte. „Er ist früher zurückgekommen", sagte er. Als Krousa sich im Garten umwendete, sah er ihn abermals nach der Uhr sehen, und dann, die Arme verschränkt, warten.

Niemand begegnete ihm. In dem im Erdgeschoß gelegenen Speisesaal deckte ein Dienstmädchen den Abendtisch. Die ganze Wohnung schien in vollster Ruhe zu liegen. „Die Herrschaften sind oben", sagte das Mädchen, als sie ihn eintreten sah.

Er stieg die teppichbelegte Treppe empor und blieb stehen; durch eine Reihe dunkler Zimmer sah er in der Kinderstube Licht, sah in der Ferne einen weißen Schrank, ein Stück eines Gitterbettes und Schatten, die sich darüber bewegten. Dann erschien Melanie einen Augenblick im Licht der Türe und verschwand im Dunkel eines Ganges. Gleichzeitig hörte er die Kinder laut „Mama!" rufen. Und jetzt riß ihn durch offene Türen der Lärm. Erst die laute befehlende Männerstimme, dann heftige Worte Melanies, dann ein beschwörendes Schreien der alten Dame und dazwischen immer wieder entfernter das verzweifelte „Mama!" der Kinder.

Einen Augenblick blieb er in einem dunkeln Salon stehen. In dem Zimmer vor ihm standen nur drei Menschen, ihr Mann, die Hände in den Taschen, an einen Schrank gelehnt, mit gerötetem Gesicht; Melanie ihm gegenüber, die Hände auf den Tisch gestützt; die Tante, in der Mitte, sah aufgeregt von einem zum andern. Sie sprachen jetzt nicht, und er sah, wie Melanie eine Perlenkette an ihrem Halse öffnete und auf den Tisch warf, Ringe von der Hand streifte, eine Goldbrosche von der Brust löste und das gleiche tat; einen mit Diamanten besetzten Kamm zog sie aus ihrem Haar, unbekümmert, daß dieses sich halb löste; Artur glaubte zitternd, sie würde ihr Kleid herunterreißen. „Da!" rief sie; „da, da!"

Ihr Mann stieß ein herbes Lachen aus. Melanie aber nahm einen Mantel von einem Stuhle auf.

„Geh' nicht von uns fort!" schrie die alte Frau.

Aber Melanie erwiderte kein Wort und legte den Mantel um.

Ihr Mann sagte etwas Häßliches und machte eine Bewegung. Da trat Krousa ins Licht.

„Macht keinen Skandal!" sagte er. „Das ist besser. Wohin willst du, Melanie? Wenn du so spät fortgehst, so ist es besser, wenn jemand von der Familie dich begleitet!"

„Ich danke, Artur," sagte sie sehr freundlich, „aber ich gehe allein." Und während die andern, noch verblüfft durch sein plötzliches Eintreten, ihn und einander ansahen, war sie fort. Nie vergaß er, wie vollkommen weiß ihr Gesicht gewesen war.

Unbehaglich stand er allein unter den zornigen Verwandten. Ihr Mann stieß einen Fluch aus, schritt nach der andern Seite hinaus und schlug die Türe hinter sich zu. Die alte Frau stand ganz still. Krousa eilte Melanie nach. Als er unten im Hause war, hörte er sie die Gartentüre ins Schloß werfen. Er erreichte sie nicht, aber er wußte, daß sie geborgen war.

Schmerzlich erregt ging er nach Hause: ihr Schicksal hatte sich erfüllt, und er war nur eine Nebenfigur.

Die Casseler Drohbriefaffäre von 1823

Von

Joachim Kühn

Während unsere Tage im Zeichen verworrener Entwicklung stehen, ist der Zeiger der Jahrhunderterinnerungen allmählich in die Biedermeierzeit hineingerückt. Scheinbar ein gewaltiger Kontrast, und doch nur ein Kontrast für den, der nach der Oberfläche urteilt. Denn tatsächlich ist die sogenannte Biedermeierzeit weit davon entfernt gewesen, ihre Begrenztheit als Vorzug zu empfinden. Sie litt an einer Zerrissenheit, die jede aufbauende Tätigkeit unterband. Ihre besten Kräfte verpufften ins Abenteuerliche, weil sie keinen Platz fanden, an dem sie sich einsetzen konnten, und währenddessen entwickelte sich der Staat zurück, weil er aus rein mechanischem Historizismus übersah, daß sich die Gedanken des neuen Jahrhunderts nicht mehr aus der Welt schaffen ließen.

Daß diese Schilderung nicht übertrieben ist, lehrt ein Blick auf die Tagesgeschichte der Biedermeierzeit und vor allem auf eine Angelegenheit, die zu den bezeichnendsten Ereignissen der Epoche gehört, ohne daß sie bisher eine ihrem symptomatischen Wert entsprechende Bearbeitung gefunden hätte, die sogenannte Casseler Drohbriefaffäre von 1823. Sie soll an dieser Stelle nach einer bisher überhaupt noch nicht beachteten Quelle behandelt werden, den Berichten des Chevalier de Cabre, der den französischen Hof von 1822 bis 1840 in Cassel vertreten und in dieser Eigenschaft eine Chronik des Casseler Hofes zusammengeschrieben hat, die sich den berühmten Bulletins des Grafen Reinhard über den Hof des Königs Jérôme würdig zur Seite stellt. Daß zu ihrer Ergänzung die Presse und Buchliteratur von damals im weitesten Umfange herangezogen wurde, versteht sich von selbst.

I

Wie zunächst zum Verständnis der Drohbriefaffäre vorausgeschickt werden muß, bot der Casseler Hof in den Jahren, in denen sich die folgenden Ereignisse abspielten, ein recht unerquickliches Bild. Kurfürst Wilhelm der Zweite, ein weicher, neuropathischer Herr, der sich seit Jahren mit seiner launischen und eigenwilligen Gemahlin, einer Schwester Friedrich Wilhelms des Dritten, der Prinzessin Auguste von Preußen, überworfen hatte, lebte mit einer gewissen Emilie Ortlöpp zusammen, der bildschönen, klugen und resoluten Tochter eines Berliner Juweliers, die er während der westfälischen Zeit in Berlin kennengelernt und nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1821 zur Gräfin von Reichenbach erhoben hatte. Die Reichenbach galt in Cassel beinahe ebensoviel wie der Kurfürst, sie übte einen be-

deutenden Einfluß auf die Regierungsgeschäfte aus, und da sich die Kurfürstin nach einer finanziellen Aufbesserung zu allen möglichen Zugeständnissen bereit fand, so nahm sie selbst in der kurfürstlichen Familie allmählich eine ziemlich unumschränkte Stellung ein. Nur einer leistete ihr Widerstand: der Kurprinz Friedrich Wilhelm, der spätere letzte Kurfürst. Seinen Bemühungen gelang es, eine Reihe hervorragender Offiziere um sich zu sammeln, Leute wie seinen Instrukteur, den Hauptmann Joseph von Radowitz, Leute ferner wie den Major von Altenbockum, den Major von Eschwege und den Flügeladjutanten Rittmeister von Derschuer, die dem Einfluß der Favoritin entschlossen entgegenwirkten. Um ihren Widerstand zu brechen, blieben dem Kurfürsten zu guter Letzt nur außerordentliche Maßregeln übrig. Er verbannte also seinen Sohn am 9. Juni 1823 nach Marburg, vier Tage später wurden Derschuer, Altenbockum und Eschwege aus der Hauptstadt in kleinere Garnisonen versetzt, und Radowitz mußte schließlich nach Berlin übersiedeln, wo er bekanntlich im Laufe der Jahre zum Vertrauten und Außenminister Friedrich Wilhelms des Vierten aufgestiegen ist.

Ende Juli 1823 speiste nun der Chevalier de Labre an der kurfürstlichen Tafel in Bad Nenndorf, wohin sich Wilhelm der Zweite, die Gräfin Reichenbach und ihre Umgebung Mitte Juni begeben hatten. Er fand, daß der Kurfürst ausgezeichneter Stimmung war, bemerkte aber andererseits, daß der Geheime Kabinettsrat Rivalier, Malwida von Meysenbugs Vater, der Wilhelm bis 1831 als vertrauter Ratgeber zur Seite stand, durch ein Kompliment darüber in Verlegenheit gesetzt schien. Er beugte sich daher mit diplomatischer Geschmeidigkeit zu ihm hinüber und forschte nach dem Grunde des merkwürdigen Widerspruchs. Rivalier wollte daraufhin zunächst nicht recht heraus mit der Sprache; endlich gestand er, daß der Kurfürst vor etwa einem Monat einen anonymen Brief erhalten habe, der ihn und die Favoritin mit dem Tode bedrohe. Seine Aufgeräumtheit solle nur dazu dienen, seine innere Unruhe zu verbergen.

In der Tat hatte Wilhelm der Zweite am 24. Juni durch den Geheimen Kabinettsekretärs Müller auf der Rückreise von einem Ausfluge nach Rinteln ein Schreiben erhalten, das, am 20. Juni in Cassel aufgegeben, unter seiner Adresse eingetroffen und von dem folgenden Billett begleitet war:

Lieber Müller!

Das einliegende Schreiben enthält die allerwichtigsten Entdeckungen. Sorgen Sie dafür, daß es sogleich in die Hände Seiner Königlichen Hoheit kommt, Sie werden sich dadurch um Seine Königliche Hoheit ein großes Verdienst erwerben. Bald erfahren Sie mehr von Ihrem ganz ergebensten

18. Juni 1823. U. U.

Der Brief selbst war augenscheinlich mit verstellter Handschrift geschrieben und lautete folgendermaßen:

Kurfürst!

Das Maß Deiner Greuel ist voll bis zum Rande! Hundert Jünglinge eines Sinnes und eines Herzens haben sich auf Leben und Tod vereinigt zu Deinem Untergange, zur Befreiung ihrer leidenden Brüder von Deiner Tyrannei. Von

heute binnen Jahresfrist wirst Du unfehlbar das Opfer unserer gerechten Rache, wenn Du nicht folgende Bedingungen — nur Dir zur Warnung mitgeteilt — schleunig und pünktlich erfüllst:

1. Du gibst Deinem Volke, dessen Fürst Du durch die Macht verjährter Gewohnheit, nicht durch seinen Willen bist, durch die klügsten und besten Deiner Räte eine rechtmäßige, vollgültige Verfassung, so wie es, ihrem Worte in der Deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815 gemäß, schon mehrere deutsche Fürsten taten, damit wir, die wir vor zehn Jahren Deines Vaters, Deine und unsere Freiheit zu erkaufen willig waren, nicht länger Spielwerke Deiner zügellosen Launen sind.

2. Du erlaubst von nun an Deiner H... nicht mehr den allermindesten Einfluß auf die Regierungsgeschäfte. Folgst Du dieser Bedingung nicht, so ist auch ihr Leben unfehlbar verwirkt.

3. Du zorniger Unhold, unnatürlicher, versoffener Menschenfeind, prügelst niemals mehr mit eigener Hand einen Deiner Untergebenen.

Handelst Du nach diesen Bedingungen und besserst Dich, dann wirst Du glücklich sein mit Deinem treuen Volke. Aber hoffe nicht, uns durch Ausflüchte zu entgehen, die Folge steht jetzt noch in Deiner Hand. Sie wird schrecklich sein, wenn Du der bleibst, der Du bisher gewesen.

Geschrieben am Jahrestage der Befreiungsschlacht bei Bel-Alliance.

Freimut,
im Namen des Rächerbundes.

Jeder andere hätte diesen Wisch in den Papierkorb geworfen, um so mehr, als derartige Schreibereien damals an der Tagesordnung waren und zum Beispiel bei Metternich fast täglich einliefen; den Kurfürsten versetzte er indessen in die fürchterlichste Aufregung, hatte er doch kurz vorher „von einem hochstehenden Offizier", wahrscheinlich vom General v. Ochs, die Mitteilung erhalten, daß in Cassel eine Partei bestehe, die, von Preußen unterstützt, beabsichtige, seiner Regierung zugunsten des Kurprinzen ein Ende zu machen. Er beauftragte daher den gleichfalls in Nenndorf anwesenden Oberpolizeidirektor v. Manger, unter der Hand sofort nach Cassel abzureisen und die nötigen Schritte zu veranlassen. Er sandte ihm einige Tage später den Justizminister v. Schmerfeld nach und befahl den wenigen, die um den Drohbrief wußten, die Innehaltung der strengsten Verschwiegenheit. Erst als Mangers Nachforschungen fruchtlos blieben, erließ das gesamte Staatsministerium am 27. Juli eine „besondere Bekanntmachung", in der die braven Hessen von dem Anschlag gegen das Leben „des geliebtesten Landesherrn und eines Teiles Höchstdessen Umgebung", das heißt der Reichenbach, in Kenntnis gesetzt und zu zweckdienlichen Anzeigen an die Oberpolizeidirektion aufgefordert wurden. Die Prämie von zehntausend Talern für jeden, der sichere, zum Ziel führende Angaben über die „Konzipienten" des Drohbriefes machen würde, die Zusicherung vollständiger Straflosigkeit für etwaige Mitwisser des Geheimnisses, die es den Behörden enthüllten, das alles mußte auch den größten Skeptikern zeigen, welch ungewöhnlichen Wert die Regierung einer Aufklärung der unheimlichen Angelegenheit beimaß. Gleichzeitig hörte man, daß Serenissimus zu seinem persönlichen Schutz die Errichtung einer besonderen Gendarmerieabteilung verfügt und deren Organisation seinem Adjutanten Oberstleutnant Müldner übertragen habe.

Natürlich genügten diese Maßnahmen, um die braven Casselaner aufs äußerste zu beunruhigen. Auch sie glaubten den Landesherrn, mit dem sie sich doch nun einmal trotz allem verwachsen fühlten, in wirklicher Gefahr, und so bereiteten sie ihm, als er am 29. Juli unter einer starken Eskorte von Landdragonern und Polizeiagenten wieder eintraf, devote Huldigungen. Einzelne Gruppen waren ihm bis nach Sandershausen entgegengezogen und winkten ihm zu, obwohl ihm die Reichenbach im nächsten Wagen unter ebenso imposanter Bedeckung folgte. Der Magistrat erwartete ihn mit dem Bürgermeister Schomburg an der Spitze an der Grenze der städtischen Gemarkung und begrüßte ihn mit einer ehrerbietigen Ansprache. Vor dem kurfürstlichen Palais am Friedrichsplatz hatten sich die Offiziere der Garnison in Paradeuniform aufgestellt. Auf Wilhelmshöhe empfingen ihn die Minister, die Direktoren der Landeskollegien, der Hofstaat; nach Tisch versicherten ihm sämtliche Behörden der Residenz ihrer Ergebenheit.

Aber Wilhelm traute ihnen nicht; er dachte an die jüngste Erhebung in Lissabon, in Rio de Janeiro, sah nur noch gezückte Dolche, gespannte Pistolen und erhobene Totschläger, und befahl am Nachmittag, die Cassseler Garnison auf dem Kasernenplatz antreten zu lassen, um sich ihrer Treue zu versichern. Um fünf Uhr erschien er unter starker Eskorte in Cassel, redete die einzelnen Regimenter an, erinnerte sie an ihre Pflichten, ließ sich bei Anbruch der Dunkelheit in rasender Eile durch ein paar zur Feier des Tages festlich illuminierte Straßen fahren und kehrte dann nach Wilhelmshöhe zurück. Schon vor seiner Ankunft hatte dort der Oberhofbaumeister Bromeis seine Zimmer im Erdgeschoß, die ohnehin durch feste Läden geschützt waren, mit starken Riegeln und neuen Jalousien versehen lassen; alle Nebeneingänge, alle Durchgangsbögen der nach den Seitenflügeln führenden Galerien waren gesperrt, alle Schornsteine und Kamine vergittert worden, um ein Einsteigen vom Dach aus zu verhindern; zehn Mann der Gardegendarmerie hatten die an sich schon bedeutende Schloßwache in Wahlershausen verstärkt. Nun trat eine Art Belagerungszustand ein. Im Park machten Tag und Nacht Patrouillen der Gendarmerie und der Schweizergarde aus der Löwenburg mit scharf geladenem Gewehr die Runde; eine Postenkette schützte das Schloß in einem Umkreise, den niemand überschreiten durfte; in den Gebüschen hielten sich Gendarmen verborgen, die von Zeit zu Zeit von den Adjutanten des Kurfürsten inspiziert wurden. Die Oberpolizeidirektion machte vorsorglich bekannt, daß jeder Fremde, der den Park von Wilhelmshöhe zu besichtigen wünsche, sich Legitimationen zu besorgen habe, wenn er nicht vom Fleck weg verhaftet werden wolle. Um das Schloß betreten zu können, mußte sich jeder — Offiziere nicht ausgenommen — vom Hofmarschallamt zwei Sorten von Passierscheinen, für die Nacht auf weißem, für den Tag auf rotem Karton, ausfertigen lassen, die zum Schutz gegen Nachahmungen auch in den Schilderhäusern angenagelt wurden. Ging der Kurfürst oder die Reichenbach spazieren, so mußten ihnen Leibjäger und Gendarmen folgen. In Cassel erschien Wilhelm überhaupt nicht mehr, obwohl er der Kurfürstin einen Besuch schuldete. Die Favoritin war weniger ängstlich, ließ sich aber

trotzdem, wenn sie in der Stadt Einkäufe zu machen hatte, von zwei mächtigen Gardegendarmen begleiten. Beide waren übrigens fest davon überzeugt, daß ein Damoklesschwert über ihnen hänge: der Kurfürst zeigte seinem Kastellan mit Tränen in den Augen, daß über den Sorgen der letzten Wochen sein Haar ergraut sei. „Habe ich das um mein Volk verdient?" rief er aus. Um dieselbe Zeit erklärte er dem preußischen Gesandten v. Hänlein mit einem trüben Blick auf die Reichenbach, daß es eine besondere Roheit des Drohbriefschreibers sei, eine unglückliche Frau mit dem Tode zu bedrohen, die der Regierung ganz fern stehe; eine Erläuterung, die den Diplomaten einigermaßen in Staunen versetzt haben mag.

Unterdessen hatte die Oberpolizeidirektion ihre Tätigkeit begonnen und die ersten Verhaftungen vorgenommen, obwohl der Minister v. Schmerfeld von vornherein einen vollständigen Mißerfolg prophezeite. Wilhelm suchte den Täter unter den Anhängern seines Sohnes und wünschte namentlich eine Verfolgung der am 13. Juni gemaßregelten Offiziere; Rittmeister v. Verschuer wurde auf Grund dessen in Fritzlar aufs strengste überwacht und seine Korrespondenz mit dem Thronfolger geöffnet. Radowitz, der am selben Tage, wo der Drohbrief auf die Post gegeben worden war, heimlich in Cassel gewesen sein sollte, um von seiner Mutter Abschied zu nehmen, wurde ein Polizeispitzel, der berüchtigte Leutnant Kelch, nachgeschickt. Manger schien aber diesen Schritten gar keine Bedeutung beizumessen. Er zog es vor, infolge Anzeigen aus dem Publikum einen Unteroffizier namens Eichenberg und dann einen Lakaien zu verhaften, die sich beide durch vorlaute Äußerungen verdächtig gemacht hatten. Gleichzeitig ließ er auf die geringsten Anzeichen hin Haussuchungen anstellen, Verschlüsse aufbrechen, verhören, festnehmen, die Zeitungen auf etwaige Andeutungen überwachen, die Landdragoner den ganzen Kurstaat durchstreifen und die Zentraluntersuchungskommission gegen demagogische Umtriebe in Mainz über den Gang der Untersuchung beständig auf dem laufenden erhalten. Dabei tat er natürlich auch Fehlgriffe: als Oberpolizeidirektor nur dem Landesherrn verantwortlich, von keinem Ministerium, keiner Behörde abhängig, trotzdem aber berechtigt, unter Übergehung ihrer Chefs in ihr Räderwerk einzugreifen, unumschränkter Gebieter der gesamten Sicherheits- und Ordnungspolizei und gleichzeitig Präsident der Residenzpolizeikommission, vereinigte sich in seinen Händen eine Machtvollkommenheit, die nur zu sehr geeignet war, durch häufige Denunziationen irregeführt, das öffentliche und private Leben Cassels einer Art Schreckensherrschaft zu unterwerfen. Selbstverständlich förderten Mangers Bemühungen ein gewaltiges Material zutage, um so mehr, als das Staatsministerium am 15. August verfügte, der Residenzpolizeiausschuß dürfe in Zukunft auch Militärpersonen verhaften und habe nur die Vollziehung der durch ihn verhängten Strafen der Militärbehörde zu überlassen. Zum Überfluß berief Wilhelm Mitte August nach dem Muster des Mainzer Demagogenausschusses eine „Kurfürstliche, zur Untersuchung der gegen Seine Königliche Hoheit ausgestoßenen Drohungen verordnete Kommission", der die Befugnis erteilt wurde, unter Hinzuziehung von zwei Offizieren oder zwei Obergerichtsräten Militär- beziehungsweise Zivilpersonen

vorzuladen und vorbehaltlich einer Berufung an das Oberappellationsgericht ein Urteil über sie zu fällen. Sie setzte sich aus dem Oberappellationsgerichtsrat Generalauditeur Dr. Bode und dem Fuldaer Obergerichtsrat Schwencken mit dem Polizeikommissar Bernhardi als Sekretär zusammen und tagte im ersten Stock des Wachthauses links vom Wilhelmshöher Tor. Von ihrer Tätigkeit war zunächst wenig zu spüren; doch war nicht zu verkennen, daß zwischen ihr und der Oberpolizeidirektion von vornherein eine gewisse Eifersucht bestand, da Manger ihre Einsetzung mit Recht als eine Kritik an seiner eigenen Tätigkeit auffaßte.

II

Während so die braven Casselaner von zwei Seiten aus durchforscht und tyrannisiert wurden und Serenissimus sich auf Wilhelmshöhe allmählich von seiner Aufregung zu erholen begann, erfolgte etwas ganz Ungeheuerliches: vor den Zimmern des Kurfürsten wurde am 24. August gegen 5 Uhr morgens ein zweiter Drohbrief aufgefunden, der alle Bemühungen der Staatsinquisitoren und Polizeikommissare verspottete. Er war diesmal für die Reichenbach bestimmt und lautete:

> Frau Gräfin! Der Verfasser des bewußten Briefes wird nicht entdeckt werden. Sagen Sie dem Kurfürsten, daß er fortfährt, rechtlich, menschlich und fürstlich zu handeln, so wird er nichts zu befürchten haben. Durch die Gendarmerie macht er sich lächerlich, diese können ihn gegen eine Windbüchse nicht schützen. — Raten Sie ihm, daß er auf eine schonende Art drei wichtige Personen versetzt, und zwar den Oberpolizeidirektor v. Manger, den Finanzrat Deines und den Kastellan Hahn. Dieser letztere ist insofern wichtig, indem seine nächsten Verwandten bei Sr. Königlichen Hoheit, dem Kronprinzen, angestellt sind. Das Nähere hierüber sollen Sie später erfahren. Raten Sie auch dem Kurfürsten, daß er seiner Livreedienerschaft streng verbietet, daß sie nichts wieder reden, was bei der Abendtafel gesprochen wird. Wohlmeinend den 23. August 1823.

. . . . . .

Der Untersuchungskommission standen die Haare zu Berge. Einer solchen Unverschämtheit gegenüber war sie ratlos. Immerhin durfte sie nicht eingestehen, daß sie mit ihrem Latein zu Ende war, und so erließ sie am 5. September, während der Polizeikommissar Windemuth nach Göttingen reiste, um dort in Studentenkreisen Erhebungen anzustellen, eine neue Bekanntmachung, in der sie den Ministerialerlaß vom 27. Juli bestätigte, und in prachtvollem Kurialstil verkündete, daß „nach einer allerhöchsten Entschließung der bloße Mitwisser, welcher seine Mitwisserschaft freiwillig anzeigt und beziehungsweise darüber ein Geständnis ablegt, bei Verschweigung seines Namens nicht allein völlig straflos bleiben, sondern auch noch eine Belohnung von 5000 Talern, und derjenige, welcher eine Anzeige macht, die geeignet ist, dem Täter auf die Spur zu kommen, ebenfalls eine angemessene Belohnung erhalten" solle. Wilhelm geriet darüber außer sich: er wollte endlich „Taten sehen". Und so ließen die Herren von der Untersuchungskommission am Mittag des 10. September — — des Kurfürsten Geheimen Kabinettssekretär Franz Karl Müller, der bisher dessen vollkommenes Vertrauen besessen und noch kurz vor-

her zum Kabinettsarchivar ernannt worden war, in einem Weinhaus verhaften. Seine Papiere wurden beschlagnahmt.

Müller schien im höchsten Grade verdächtig. Er hatte beide Drohbriefe überreicht, er hatte geäußert, man werde ihren Verfasser nie entdecken, er schien ein gewisses Interesse daran zu haben, eine Versetzung des Finanzrats Deines, seines Vorgesetzten, herbeizuführen; endlich entsprach das Papier des zweiten Drohbriefs den in der kurfürstlichen Kabinettskanzlei verwendeten Bogen und wies wie diese einen etwas fehlerhaften Goldschnitt auf. Das alles genügte, um ihn festzunehmen und in das sogenannte Kastell abzuführen, wo er einem hochnotpeinlichen Verhör unterworfen wurde. Die Ergebnisse dieses Verhörs waren für Müller in den Augen der Kommission sehr belastend: er konnte für den 20. Juni und den 23. August nicht ohne weiteres sein Alibi nachweisen; er hatte sich vor Jahren als Fähnrich in Fulda während der Christnacht an einem Unfug beteiligt, der ihm die Litzen gekostet; aus seinen Papieren ließ sich mit einigem guten Willen der Vorwurf herauslesen, daß er es mit seinen Amtspflichten nicht sehr genau genommen habe. Gegen diese Vorwürfe wandte Müller freilich ein, daß der Streich in Fulda seiner damaligen Jugend zugute zu halten sei, daß man das in der Kabinettskanzlei verwandte Papier nicht zu deren alleinigem Gebrauch herstelle und schlecht geschnittene Bogen noch lange nicht zu ein und demselben Buch zu gehören brauchten, daß er ferner seine Amtspflichten etwas vernachlässigt habe, weil er verlobt sei, und daß er endlich keinerlei Ursache gehabt habe, mit seiner Stellung bei Serenissimus unzufrieden zu sein. In der Tat mußte der Unbefangene aus der Sachlage den Eindruck gewinnen, als habe der Schreiber des anonymen Briefes Müller in ziemlich ungeschickter Weise verdächtigen und aus seiner angenehmen Stellung entfernen wollen. Die weisen Richter schüttelten aber die Köpfe: sie glaubten am Ziel zu stehen. Der Kurfürst war von Müllers Schuld überzeugt, wenn sie ihn auch tief erschütterte. „Das hätte ich von diesem Menschen, den ich emporgehoben habe, nie erwartet", äußerte er am Nachmittag des 10. zu dem jungen Hofbaukondukteur Leonhard Müller. „Wem soll ich nun noch trauen?" Und mißtrauisch setzte er hinzu: „Sie heißen auch Müller . . .!" Die Gräfin Reichenbach hing am Arm des Kurfürsten; sie merkte, daß dem jungen Architekten eine Erwiderung auf der Zunge schwebe; lächelnd zog sie daher ihren Gebieter mit sich fort. „Ach, Wilhelm, laß den Müller gehen", flüsterte sie begütigend. Persönlich war der Kurfürst durch diese Verhaftung in seiner nächsten Umgebung so mitgenommen worden, daß er sich in seine Gemächer zurückzog und am 11. und 12. nicht einmal an der Tafel zu erscheinen wagte.

Trotzdem war die Reihe der Überraschungen noch lange nicht erschöpft. Der oder die „Verschworenen" gingen jetzt weiter; sie ängstigten nicht nur Serenissimus und die Reichenbach, sie suchten auch deren Umgebung einzuschüchtern. Eine Familie, die mit der Favoritin verkehrte, wurde durch einen anonymen Brief aufgefordert, den schmachvollen Verkehr abzubrechen; als sie die Gräfin zur Antwort in ihren Garten lud, wurde dieser in der folgenden Nacht verwüstet. Nicht genug

damit, erschien Ende September der Postmeister von Wabern auf Wilhelmshöhe und überreichte einen aus Sarnen in der Schweiz an Serenissimus gesandten, eingeschriebenen Brief, der neuerdings die Gewährung einer Verfassung bis zum Januar 1824 forderte oder von neuem den Tod in Aussicht stellte.

Dem Kurfürsten schien es, als wanke der Boden unter seinen Füßen. Bei ruhigerer Überlegung hätte ihn vielleicht der neue Brief, dem offenbar ebenfalls schon von fremder Seite herrührenden anonymen Brief an die Bekannten der Gräfin Reichenbach genähert, skeptisch gestimmt. Er wiederholte nämlich den Inhalt des ersten, soweit dieser dem Publikum bekannt geworden war, widersprach ihm aber in dem wichtigsten Punkt der Rache binnen Jahresfrist; er kam ferner aus der Schweiz und schien daher auf eine ganz unwahrscheinliche Verzweigung einer doch nur lokale Zwecke verfolgenden Verbindung hinzudeuten; er war endlich durch die Post befördert worden, obwohl der Absender des zweiten Drohbriefs die Macht gehabt hatte, sein Machwerk in das kurfürstliche Schloß selbst einzuschmuggeln. Er schien also sein Dasein einem höchst unangemessenen Scherz zu verdanken. Trotzdem wirkte er auf den Kurfürsten mit derselben Gewalt wie der erste Drohbrief. Er beauftragte den Oberpolizeidirektor von Manger, persönlich nach Sarnen zu gehen, um an Ort und Stelle Nachforschungen anzustellen, und so trat Manger am 12. November seine Reise an.

Neun Tage vorher war Wilhelm nach Cassel zurückgekehrt. Wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätte er auf Wilhelmshöhe überwintert: aber die Heizvorrichtungen genügten nicht, und so hatte sich eine Übersiedlung nach der Stadt nicht umgehen lassen. Doch war das dortige Palais annähernd in derselben Weise gesichert worden wie Wilhelmshöhe. Militärposten und Polizisten patrouillierten beständig vor Serenissimi Fenstern auf und ab und sorgten dafür, daß die Passanten nicht stehen blieben. Von 6 Uhr abends an durfte sich überhaupt niemand dem Schloß nähern; jeder Posten hatte die Vorübergehenden anzurufen, und jeder Vorübergehende mußte antworten: das „Werda!" der Schildwache tönte daher bis in den Morgen hinein. Den Bewohnern der gegenüberliegenden Häuser in der Königsstraße und am Friedrichsplatz wurde untersagt, länger als unbedingt nötig herauszusehen; die Fenster im Innenhof des benachbarten Reichenbachschen Palais mußten auf Allerhöchsten Befehl zugemauert werden. Wagen durften nur noch im Schritt fahren und mußten nachts Laternen führen; die Polizeistunde wurde für alle Lokale auf zehn Uhr festgesetzt. Dabei regnete es Polizeistrafen: von der Gendarmerie wurden bis Schluß des Jahres 1823 allein in Niederhessen 2544 Verhaftungen vorgenommen und 5255 Strafen verhängt, eine für damals ganz unerhörte Zahl. Die Fremden blieben unter diesen Umständen fast gänzlich aus; es bedurfte kaum der kleinlichen Paßvorschriften und Verfügungen für Gasthäuser, um ihnen Cassel vollends zu verleiden. — Da der Kurfürst befürchtete, durch die hundert Verschworenen eventuell auch vergiftet zu werden, wurde ein neues Gesetz über Aufbewahrung und Verkauf von Giften erlassen. — Der Zutritt zu ihm und der Favoritin war auch jetzt nur gegen Passierscheine gestattet; sie mußten im Vor-

raum den dort aufgestellten Gendarmen vorgezeigt werden; die Vorschriften wurden so streng gehandhabt, daß ein fremder Diplomat, der seine Karte vergessen hatte, obwohl stadtbekannt, bei der Reichenbach festgenommen wurde, bis ein Lakai meldete, Exzellenz dürfe eintreten. Begreiflich, daß selbst die braven Casselaner unter diesen Umständen in eine dumpfe Verzweiflung gerieten und sich in auswärtigen Zeitungen Luft zu machen suchten. Wenigstens wurde dem „Schwäbischen Merkur" am 7. Dezember von der Fulda berichtet, daß Mißtrauen und Vorsicht fast allen geselligen Verkehr in der „sonst so lebensfrohen" Stadt hemmten. Der Kurfürst ließ aber keine Milderung der bestehenden Verfügungen eintreten. Im Gegenteil. Je mehr man sich dem Jahresschluß näherte, desto mehr wuchs seine Furcht. Er ließ sämtliche Schlösser im Palais umändern; zu ganz unerwarteten Zeiten befahl er, die — Abtritte zu durchsuchen. Fuhr er aus, so begleitete ihn nach wie vor eine starke Bedeckung. Die entsetzliche Spannung brachte seine Nerven vollends herunter. Als der alte Minister v. Schmerfeld am 21. Dezember plötzlich starb, vermochte er sich kaum zu fassen. Am Christabend hörten ihn Lakaien entsetzte Schreie ausstoßen und fanden ihn mit fliegendem Puls; seiner Lieblingstochter, der Prinzessin Marie, die ihn am nächsten Morgen besuchte, gestand er, daß Schmerfeld ihm erschienen sei und ihm gewinkt habe.

Obwohl die offiziöse „Casseler Zeitung" um dieselbe Zeit verkündete, das Herz des Regenten sei darum der Treue und Rechtschaffenheit seines braven Volkes ebenso getrost und sicher, als sein Sinn unzugänglich sei den Ausstoßungen einer wahnwitzigen Vermessenheit, so unterzeichnete der Kurfürst nichtsdestoweniger am 29. Dezember eine noch mit Schmerfeld ausgearbeitete Verordnung, die allen an politischen Geheimverbindungen beteiligten oder beteiligt gewesenen Personen vollständige Straflosigkeit verhieß, wenn sie längstens binnen sechs Wochen freiwillig oder aufgefordert vor der Polizeidirektion oder dem Kreisamt umfassende und genaue Geständnisse ablegten und sich verpflichteten, unter Vermeidung weiterer Übertretungen auch in Zukunft regelmäßig derartige Bestrebungen anzuzeigen. Die Verfolgung aller dabei aufgedeckten Verbrechen wurde der „Kurfürstlichen zur Untersuchung der gegen Se. Kgl. Hoheit ausgestoßenen Drohungen verordneten Kommission" übertragen. Aber auch dieser Erlaß blieb fruchtlos; der ganze zur Entdeckung des oder der Verfasser der Drohbriefe aufgebotene Apparat begann vielmehr zu stocken. Die neue Frist von sechs Wochen verlief, ohne eine Aufklärung zu bringen. Der Polizeikommissar Windemuth, der im Januar 1824 nach Kopenhagen gereist war — wahrscheinlich um die Oheime des Kurfürsten, den alten Landgrafen Carl und dessen Bruder Friedrich auszuspionieren, deren freimaurerische Verbindungen verdächtig schienen — kehrte im März mit leeren Händen nach Cassel zurück. Kluge Leute traten bereits für eine Niederschlagung der ganzen Angelegenheit ein, so der Geheime Kabinettsrat Rivalier, der in Geschäften seines Herrn in Wien gewesen und vom Kaiser Franz in Audienz empfangen worden war; er erzählte, daß der Kaiser ihm gesagt habe, wenn er den Kurfürsten nachahmen wolle, würde er keinen Augenblick Ruhe haben, denn er er-

halte fast täglich anonyme Briefe, er traue aber der Liebe seiner Untertanen mindestens ebensosehr wie der Wachsamkeit seiner Polizei. Indes vermochten diese philosophischen Worte den Kurfürsten nicht zu beruhigen; er hielt sich weiter für bedroht und siedelte so bald wie möglich — Mitte April — wieder nach Wilhelmshöhe über, wo er sich hinter seinen Postenketten, seinen stählernen Jalousien und verriegelten Türen geborgener fühlte. Die Spannung am Cassseler Hof, in der Bürgerschaft war aufs höchste gestiegen.

III

In diesem psychologischen Moment erschien im Doigtschen Verlage zu Ilmenau unter dem Titel: „Die Verschwörung gegen den Kurfürsten Wilhelm den Zweiten von Hessen-Kassel, nach ihrer Strafwürdigkeit dargestellt", ein starkes Duodezbändchen, das, von dem russischen Hofrat und Professor Johann von Horn aus Hannoversch-Münden verfaßt, das noch immer über dem Ursprung der Drohbriefe lastende Dunkel zu lösen versprach. Mit welchem Recht, ist heutzutage unverständlich. Horn brachte nichts Neues vor, er stellte nur alles zusammen, was über die bisherige Tätigkeit der Cassseler Oberpolizeidirektion und der Untersuchungskommission in öffentlichen Blättern bekanntgeworden war; er verbrämte das Ganze mit unerträglich langweiligen juristischen und historischen Exkursen über Hochverrat und Hochverräter, über Majestätsbeleidigungen und Verbrechen der verletzten Ehrfurcht, huldigte der „erlauchten Dame, welche ihrem Leben die Bestimmung gegeben, die Regierungssorgen des Kurfürsten zu erleichtern, seinen Lebenspfad mit Blumen zu bestreuen und ihn aufmerksam zu machen, wo seine Gerechtigkeit zur Aufrichtung der Unterdrückten erfordert werde", überschüttete den Kurfürsten, Manger, die Untersuchungskommission, die braven Cassselaner mit Lobhudeleien und orakelte endlich über die mutmaßlichen Urheber der Drohbriefe, daß sie kurhessische Staatsangehörige von bedeutendem Rang, von Macht und Bildung, Einfluß und vielen Mitteln seien, die allein in der Ausspinnung, der Fortführung und Geheimhaltung von Intrigen die erforderliche Übung besäßen. Die Broschüre mußte dem Unbefangenen als eine wertlose Buchhändlerspekulation erscheinen. Wer Horn kannte, wußte vollends, daß er damit nur eine Gelegenheit suchte, sich wichtig zu machen. Vor Jahren als Professor der Theologie an der Universität Dorpat, als Oberstleutnant beim Kriegsministerium in Petersburg, dann als Militärintendant des russischen ersten Armeekorps und 1815 als Administrator des Maasdepartements tätig, hatte er 1818 in Berlin das Mißfallen des dortigen russischen Gesandten von Alopeus auf sich gezogen; er hatte seinen russischen Orden und infolgedessen auch seine hessischen und hannöverschen Dekorationen verloren und war mit schmerzendem Knopfloch nach Münden gegangen, von wo er die benachbarten Höfe, besonders den Cassseler, mit Denkschriften und geschmacklosen Aufsätzen zum Lobe der Herrscher, ihrer Familien und Regierungen überschüttete. Das Aufsehen, das die Drohbriefe in Kurhessen und den angrenzenden Ländern erregten, hatte ihn zu einem Studium der Angelegen-

heit und schließlich zur Abfassung einer darauf bezüglichen Schrift geführt, die um so mehr Staub aufwirbelte, als geschickte Voranzeigen in der „Bremer Zeitung" und in der „Speyrer Zeitung" dem Publikum den Mund wässerig gemacht hatten, während eine aus dem „Mündenschen Wochenblatt" besonders gedruckte und als Brief verschickte Ankündigung geradezu behauptete, sie weise nach, daß der Verfasser der Drohbriefe dem Throne nahestehe.

Der Kurfürst, der Horn bereits am 23. November durch seine Geheime Kabinettskanzlei in Aussicht gestellt hatte, „daß, wenn dero fortgesetzte Bemühungen . . . zu einem erwünschten Resultat führen, Se. Kgl. Hoheit solche auf eine tätige Weise anerkennen würde", erhielt das Hornsche Buch am 17. April und durchblätterte es mit fieberhafter Spannung. Er war von der Vollständigkeit der Darstellung überrascht und fragte den kurz darauf zum Vortrag erscheinenden Oberpolizeidirektor v. Manger, ob er sie schon gelesen habe. Manger verneinte; er kenne nur die Ankündigung, halte aber die ganze Veröffentlichung für höchst unpassend, da sie dazu bestimmt sei, an den Maßnahmen der kurfürstlichen Behörden Kritik zu üben und die von ihm befürwortete Geheimhaltung zu gefährden. Die ganze Auflage des Buches müsse unter der Hand aufgekauft werden. In Übereinstimmung mit diesem Votum sandte er noch am selben Tage einen Kurier nach Ilmenau, um den Verleger zu ersuchen, den Verkauf des Buches einzustellen und die bereits versandten Exemplare zurückzuziehen, widrigenfalls er zur öffentlichen Kenntnis bringen werde, daß Horn keinerlei offizielle Materialien benutzt habe. Der Verleger antwortete am 19. April, daß der Versand bereits erfolgt und daher eine Unterdrückung des Buches nicht mehr möglich sei. Darauf veröffentlichte die „Casseler Zeitung" die angedrohte offizielle Erklärung. Sie machte natürlich nur Reklame und sorgte für einen reißenden Absatz der Hornschen Schrift. Nun wurde die Untersuchungskommission aufmerksam. Sie witterte verbotene Quellen und wandte sich an die hannöverschen Behörden, um eine Vernehmung des Hofrats in Münden herbeizuführen. Dieser gab zu Protokoll, daß seiner Schrift außer den einschlägigen Bekanntmachungen, Gesetzsammlungen und Zeitungen, Briefen und Auskünften von Privaten — Mitteilungen der Cassseler Oberpolizeidirektion zugrunde lägen. Näher über die Natur dieser Mitteilungen befragt, erklärte er, daß Manger ihm am 24. Januar 1824 brieflich die Auskunft erteilt habe, er habe nur den Unteroffizier Eichenberg festnehmen lassen, alle übrigen Verhaftungen seien von der Untersuchungskommission ausgegangen. Manger habe ferner den Oberpolizeikommissar Windemuth, als dieser nach Göttingen reiste, angewiesen, auch ihn aufzusuchen und ihm weitere Aufschlüsse zu geben. Das stand mit der Erklärung der Oberpolizeidirektion in striktem und überraschendem Widerspruch. Da inzwischen beim Staatsministerium überdies eine Beschwerde Horns gegen den von Manger veranlaßten Artikel in der „Cassseler Zeitung" eingelaufen war, da Manger ferner seine Angaben wiederholte und Windemuth leugnete, Horn irgendwelche richtigen oder falschen Aufschlüsse über den Gang der Untersuchung gegeben zu haben, so schöpfte die Untersuchungskommission Verdacht und ließ am

15. Mai — Windemuth verhaften. Er wurde sofort in das Kastell abgeführt und einem strengen Verhör unterworfen. Kurz darauf folgten ihm der Polizeirat Wende und sein als Akzessist in der Oberpolizeidirektion angestellter Sohn.

Manger erkannte nun, daß die Eifersucht, die von vornherein zwischen ihm und der Untersuchungskommission bestanden, zum offenen Kampf geführt hatte; er suchte daher Serenissimus zu bewegen, von Wilhelmshöhe nach Hanau überzusiedeln, vielleicht, um nach Abreise des Kurfürsten den Angriff zu erwidern und seinerseits die Herren Bode und Schwencken hinter Schloß und Riegel zu setzen. Der Kurfürst mochte sich aber nicht zu einer Luftveränderung entschließen. Er war des öfteren mit seinem Oberpolizeidirektor aneinander geraten, man behauptete später, er habe vorzeiten in einer Manger unterstehenden Armenkasse ein Defizit von 25 000 Talern entdeckt und diesen darauf entrüstet mit dem flachen Säbel bearbeitet; nur die Bitten seines Kabinettsekretärs hätten ihn dazu bestimmt, ihn nach einiger Zeit wieder in Gnaden aufzunehmen. Dazu kam, daß er aus Horns Buch entnommen, der König Friedrich der Erste von Württemberg sei seinerzeit durch ein von fremder Hand zur Anzeige gebrachtes und dadurch vereiteltes Attentat in Schrecken gesetzt worden, als dessen Urheber sich gerade der Warner entpuppte. Überdies wußte er, daß Windemuth inzwischen gestanden hatte, im Auftrage seines Vorgesetzten in Münden gewesen zu sein, während Müller beteuerte, Manger habe ihn an der Unterbreitung eingehender Gesuche gehindert, weil er, der Oberpolizeidirektor, der einzige sein wollte, der etwaige Gnadenbeweise vermittelte. Aus allen diesen Gründen begann er, Manger zu mißtrauen; jedenfalls ging er nicht nach Hanau. Nun hatte die Untersuchungskommission gewonnenes Spiel. Am 20. oder 21. Mai begaben sich Bode und Schwencken nach Wilhelmshöhe, um dem Kurfürsten anzuzeigen, daß Manger ihre Bemühungen fortgesetzt durchkreuzt habe. In einer stürmischen Sitzung beantragten sie, über die Gründe seines Vorgehens seit Juni 1823 eine Untersuchung einleiten zu dürfen; zu diesem Behuf verlangten sie seine vorherige Entfernung. Serenissimus weigerte sich zunächst. Endlich beauftragte er den mit der Leitung der inneren Angelegenheiten betrauten Ministerialrat Krafft und den Oberappellationsgerichtspräsidenten von Porbeck mit der Prüfung der Dringlichkeitsfrage. Als diese bejaht wurde, entschloß er sich in der Nacht vom 21. zum 22. Mai, Manger nach Fulda zu schicken, wo unbedeutende Krawalle stattgefunden hatten. In der Frühe des 22. reiste der Oberpolizeidirektor ab. Wenige Stunden später wurden seine Papiere versiegelt und zwei Gendarmerieoffiziere auf seine Fersen gesetzt. Sie holten ihn beim Pferdewechsel in Melsungen ein und meldeten ihm, daß sie schriftliche Aufträge mitbrächten, die sie in seiner Gegenwart zu öffnen hätten. Als sie dann mit ihm in Fulda angelangt waren, verhafteten sie ihn und setzten ihn vorläufig im dortigen Gasthaus „Zum Stern" fest. Am selben Abend wurde in Cassel der Registrator Urban im Theater aufgegriffen und ins Kastell abgeführt. Damit nicht genug, wurde die Stadtpolizei unter die Kontrolle der Gendarmerie gestellt. Die Gendarmerieoffiziere erhielten einen handschriftlichen Befehl des Kurfürsten, jeden Verdächtigen zu

sistieren. Diese Wendung erregte in Cassel unbeschreibliches Aufsehen. „Der Bestürzung über die seit August verfügten außerordentlichen Maßregeln ist die Furcht gefolgt, ihnen zum Opfer zu fallen," schilderte der französische Gesandte am 25. Mai die Stimmung, „jeder wünscht von ganzem Herzen die Entdeckung eines Schuldigen, eines Sündenbocks, der den Groll, das Mißtrauen der Regierung auf sich ziehen könnte. Der Polizeidirektor ist nicht beliebt, die Verworrenheit seiner Schritte, die Foltern, mit denen er mutwillig Verdächtigte peinigte, werden ihm allgemein zum Vorwurf gemacht. Man würde sich freuen, gerade ihn zum Opfer werden zu sehen, das Publikum hält es gern für möglich, daß er die ganze Verschwörung nur erfunden hat, um zunächst den Kabinettssekretär des Kurfürsten zugrunde zu richten und sich dann Sr. Königlichen Hoheit unentbehrlich zu machen. Zu diesem Zweck habe er die verschiedenen Briefe schreiben lassen, geschickte Angriffe gegen sich selbst hineingemischt und, obschon von der Nichtigkeit der Verschwörung überzeugt, für eine Verdoppelung der Überwachung gestimmt, die seine Rolle noch wichtiger gestaltete. Eine solche Haltung wäre niederträchtig, hat aber an sich nichts Unmögliches, und jeder wünscht, sie wahrscheinlich zu finden." Der Kurfürst war so sehr von Mangers Schuld überzeugt, daß er die Absperrungsmaßregeln in Wilhelmshöhe milderte und sogar wagte, nur von einem Leibjäger begleitet sich in den Straßen Cassels zu zeigen. Trotzdem war er der Meinung, daß Manger nur ein Glied bilde in einer großen, über ganz Europa verzweigten Konspiration, die mit den Freimaurern in Zusammenhang stehe und auch die jüngste Revolution in Lissabon auf dem Gewissen habe; aufatmen zu können glaubte er erst nach der Ankunft des weisen Herrn v. Horn, dessen Überführung nach Cassel bei der hannöverschen Regierung beantragt worden war. Solange dieser nicht gesprochen hatte, fuhr er fort, vor den Dolchen der hundert Jünglinge zu zittern.

IV

Am 6. Juni traf Herr v. Horn, von Gendarmen begleitet, in Cassel ein, um von der Untersuchungskommission vernommen zu werden. Er enttäuschte sie, hatte sie doch interessante Enthüllungen über die Teilnahme „fürstlicher, dem kurhessischen Hof nah' verwandten Personen" — also der Kurfürstin, des Kurprinzen, des Königs von Preußen — erwartet, die Horn keineswegs zu liefern vermochte. Immerhin setzte sie unter Beistand von Krafft und Porbeck, denen sich später noch der Oberappellationsrat Müller zugesellte, ihre Arbeit ununterbrochen fort. Sie pflegte also im Lauf des Morgens Horn und Windemuth zu vernehmen und abends die Aussagen beider Häftlinge durchzusprechen. Darüber hinaus wurde Horn veranlaßt, seine Ansichten schriftlich auseinanderzusetzen, und dieser lieferte nun zwei Denkschriften, die, wie er später versicherte, „in der Geschichte der Untersuchung über den Ursprung der Drohbriefe eine neue Epoche begründeten". Er trug nämlich mit vieler Würde vor, daß schon die Anrede „Mein lieber Müller" gegen Manger spreche; da der Polizeidirektor den Kabinettssekretär „mein lieber Müller" zu nennen pflegte, sei es höchst wahrscheinlich, daß ihm diese Anrede beim Schreiben

des ominösen Briefes „unwillkürlich“ aus der Feder geflossen sei. Daß sich beide nach seiner Ansicht nebenbei auch tödlich haßten, war eine Kleinigkeit, mit der er sich nicht weiter beschäftigte. — Den Drohbriefen wie Mangers Korrespondenzen sei ferner ein gebildeter, zuweilen mit „französischer Konstruktion“ durchsetzter Stil eigen. In dem ersten Drohbrief sollte ein „Familienstaatsgeheimnis“ erwähnt sein, das nur Rivalier, Manger und Müller bekannt gewesen wäre. Meinte er damit die Existenz der Reichenbach oder die Verprügelung eines Lakaien, die ohnehin stadtkundig waren? Sich darüber klar zu werden, überließ Herr v. Horn den Mitgliedern des Ausschusses. Statt dessen orakelte er weiter, daß der Verfasser der Drohbriefe weder unter den Gelehrten, noch unter den Studenten oder dem Volk zu suchen sei, da aus dem bisherigen Ergebnis der Untersuchungen erhelle, daß „der Konzipient“ „solche spezielle Kenntnisse des Kurhessischen Hofes und Staates zeige, wie sie nur ein Mann haben könne, welcher lange in einem angesehenen Amte und in der Nähe des Kurfürsten gedient habe“. Er sei ferner unverdächtig, einflußreich, gegen den Finanzrat Deines und die Gräfin Reichenbach aufgebracht: unfehlbar weise das alle auf Manger hin. Weshalb dieser bei seiner fast allmächtigen, gesicherten Stellung überhaupt auf das Mittel verfallen sein sollte, den Kurfürsten mit Drohbriefen zu ängstigen, weshalb er von ihm gefordert haben sollte, ihn abzusetzen, wo er doch gewärtigen mußte, daß Serenissimus sich unter Umständen zum Nachgeben verstand, weshalb er die Gewährung einer Verfassung angestrebt haben sollte, wo doch eine Verfassung seine eigene Stellung unmöglich gemacht hätte — das waren Widersprüche, über die ein so großer Kriminalist wie v. Horn die Achseln zuckte.

So fadenscheinig jedoch seine Deduktionen wirken mußten, so sehr beeilte sich die Untersuchungskommission, sich von ihnen überzeugen zu lassen. Sie setzte also ihre Arbeit mit fieberhaftem Eifer fort und entriß Windemuth in der Nacht vom 19. zum 20. Juli im Kreuzverhör das Geständnis, daß Manger geplant und ihm davon gesprochen habe, Serenissimus durch einen anonymen Brief einzuschüchtern und auf diesem Wege seine eigene Macht zu steigern. Übrigens habe sich Manger noch zwei anderen anvertraut und ihnen den Schwur abgenommen, ewige Verschwiegenheit zu wahren.

Auf dieses Geständnis hin begab sich ein Gendarmerieoffizier in der folgenden Nacht nach Fulda; er eröffnete Manger, daß er des Hochverrats angeklagt sei, riß ihm das Kommandeurkreuz des Goldenen Löwenordens von der Brust und befahl ihm, obwohl es erst vier Uhr morgens war, in einem inzwischen vorgefahrenen Wagen Platz zu nehmen. Manger erbleichte, blieb aber ruhig und ersuchte nur, die Fenster während der Fahrt herunterlassen zu dürfen, was ihm gestattet wurde. In Hersfeld, wo die Pferde gewechselt wurden, bildete sich um seine von berittenen Gendarmen geleitete Kalesche ein Auflauf; er maß die Menge mit stummer Gelassenheit. Gegen sieben Uhr abends traf er auf der Festung Spangenberg ein, der kurhessischen Bastille, wo schon seit einigen Tagen vierzig Mann zu seiner Bewachung angelangt waren; er wurde hier in einen Verschlag eingeschlossen, den er kurz

darauf mit einem spärlich beleuchteten Turmzimmer vertauschte. Ein Gendarm überwachte ihn dort Tag und Nacht. Zu seinem Unterhalt waren täglich anderthalb Taler ausgeworfen worden; ein Messer beim Essen zu gebrauchen war ihm nicht gestattet. In dieser Lage verhörte ihn Schwencken am 23. über Windemuths Aussagen. Da Manger sie bestritt, wurde Windemuth nach Spangenberg gebracht und ihm gegenübergestellt. Der Polizeikommissar schwankte nun wieder und nahm seine Äußerungen zurück.

Nichtsdestoweniger beharrte die Untersuchungskommission auf ihrer Überzeugung, den Tätern gegenüberzustehen. Der Kurfürst teilte ihre Ansicht und erklärte am 27. Juli während der Tafel auf Wilhelmshöhe, Manger sei schuldig, sein Verbrechen liege auf der Hand, es freue ihn nur, daß er kein geborener Hesse sei. Daß Windemuth zwei Wochen später seine Enthüllungen auch formell zurückzog und sie auf die lange Gefangenschaft schob, die er durchgemacht hatte, daß er seinen Richtern erklärte, Manger sei nur verhaftet worden, weil die Polizei überhaupt verhaßt sei, alles das änderte nichts an seinem von vornherein feststehenden Urteil. Denn der kluge Herr v. Horn hatte inzwischen eine Entdeckung gemacht, die Manger in der Tat zu belasten schien. Der Brief nämlich, den der Oberpolizeidirektor seinerzeit an Horn gerichtet hatte, und der sich nun bei den Akten befand, war in Münden eingelaufen, e h e Windemuth in der ersten Hälfte des Januar dort erschienen war. Mangers Brief trug aber das Datum des 24. Januar, eines Tages, an dem weder eine reitende, noch eine fahrende Post von Cassel nach Münden abging. Überdies war der Stempel des Briefes ungewöhnlich groß, der Empfangsstempel des Mündener Postamtes fehlte, Bestellgeld und Porto waren nicht darauf notiert, obwohl er unfrankiert war; nicht genug damit, war er in Horns Abwesenheit von einem Fremden bei ihm abgegeben worden. Alles wies darauf hin, daß der Herkunftsstempel des Briefes unecht war. Natürlich ergab sich daraus der Verdacht, daß auch die Drohbriefe gefälschte Herkunftsstempel trugen — in der Hand der voreingenommenen Untersuchungskommission eine furchtbare Waffe!

Trotzdem war Manger zu keinem Geständnis zu bewegen. Ende August, Anfang September wurde er wochenlang auf Spangenberg verhört und mit seinen angeblichen Mitschuldigen konfrontiert; er beschwor nur immer wieder seine Unschuld, und Windemuth wiederholte, daß sein erstes Geständnis der Wahrheit nicht entspreche, daß es ihm abgepreßt worden sei. Endlich schien der Angeklagte mürbe zu werden: er gab zu, daß er zwei Vernehmungen Eichenbergs unrichtig wiedergegeben habe, um den Kurfürsten nicht durch die darin zur Sprache gekommenen Äußerungen zu verletzen. Ende Oktober durfte Horn aus Cassel abreisen. Die Voruntersuchung wurde Anfang September 1825 abgeschlossen. Kurz darauf begann der Prozeß. Die bisherige Kommission wurde zu diesem Behuf auf Verfügung des Justizministers durch zwei Oberappellationsgerichtsräte verstärkt und Manger ein Verteidiger bestellt; zwangsweise, da die Casseler Anwälte aus Furcht vor Serenissimi Ungnade streikten. Die Verhandlungen selber waren geheim und zogen sich endlos in die Länge. Zwei Jahre später — am 20. November

1827 — erfolgte endlich der Urteilsspruch. Er lautete, daß Manger der Urheberschaft der Drohbriefe nicht schuldig sei, dafür aber vier Verbrechen begangen habe: das der Majestätsbeleidigung, weil er Serenissimus unehrerbietige und dem Inhalte der Drohbriefe ähnelnde Agentenberichte vorgelegt habe; das der Fälschung und der Täuschung, weil er dem Kurfürsten ein Pasquill vorenthalten, die Auslöschung eines Spottreims ohne vorherige Abschrift befohlen und unrichtige Mitteilungen über die Untersuchung und seine Tätigkeit gemacht habe; das der versuchten Nötigung, weil er hierdurch Serenissimus zu beeinflussen versucht habe; das des Mißbrauchs der Amtsgewalt, weil er eine Verhaftung ohne genügenden Verdacht habe vornehmen lassen: eine unerhörte Entscheidung, wurden doch Manger sub 1 Dinge zur Last gelegt, die seines Amtes waren und deren Unterlassung sub 2 verurteilt wurde, während 3 und 4 ebensogut auf die gestrenge Kommission angewandt werden konnte. Die kurfürstlichen Juristen leisteten ihr Äußerstes, wenn sie unter Vorschützung dieser „Gründe" auf Entziehung sämtlicher Ämter und Würden und eine fünfjährige Festungshaft erkannten. Wilhelm war damit indessen nicht zufrieden: er ordnete die Einsetzung eines zweiten Ausschusses an, der die Arbeit seines Vorgängers nachzuprüfen und wenn möglich umzustoßen hatte. Dieser war ehrlich genug, dem Wunsch des Landesherrn nicht nachzugeben; im Herbst 1828 bestätigte er das Urteil. Als am 9. August 1829 sein Beschluß öffentlich bekanntgegeben wurde, ließ ihn der Kurfürst durch eine Kabinettsorder auf lebenslängliche Haft verschärfen. Gleichzeitig setzte er Manger ein Gehalt von zweihundert und dessen Familie eine Pension von fünfhundert Talern aus; das Einkommen des ehemaligen Oberpolizeidirektors wurde, als dieser, von der Nutzlosigkeit eines solchen Schrittes überzeugt, nicht appellierte, 1830 auf vierhundert Taler erhöht.

V

War Manger schuldig? Die Untersuchung hatte nur gezeigt, daß er die Veröffentlichung einer Schrift zu hintertreiben bestrebt gewesen war, die „eine dem Thron nahestehende Person" der Täterschaft der Drohbriefe bezichtigte. Abgesehen von dieser, allerdings über seine Amtsbefugnisse hinausgehenden Handlung war ihm nichts Strafbares nachgewiesen worden. Statt dessen hatten ihm die Inquisitoren das Geständnis abgepreßt, daß er die ihm obliegenden Nachforschungen vernachlässigt habe, weil sie sich „in unnahbaren Regionen" verloren. Wer sich erinnerte, wie Manger gezögert hatte, Radowitz und Verschuer zu überwachen, wer die persönlichen Verhältnisse am Cassseler Hof kannte, wußte, was solche Andeutungen heißen sollten. Sie verdächtigten niemand anders als den Kurprinzen. In der Tat paßte das „Signalement", das Horn vom Urheber der unheimlichen Briefe aufgestellt hatte: ein Kurhesse von bedeutendem Range, von Einfluß und Mitteln, der mächtig genug sei, um eine derartige Intrige anzuspinnen und sie trotz verschiedener Mitschuldigen geheimzuhalten, in noch viel höherem Maße auf Friedrich Wilhelm als auf den Polizeidirektor. Daß der Thronfolger die Reichenbach tödlich haßte, war bekannt. Daß er Anhänger hatte, die ihm angenehm zu sein glaubten, wenn sie die Favoritin

mit allen Mitteln bekämpften, war ebensowenig ein Geheimnis. Schon im Interesse des Thronfolgers wäre es also die Pflicht der Untersuchungskommission gewesen, ihre Arbeiten auch in dieser Richtung hin auszudehnen. Aber die gestrengen Inquisitoren scheuten vor einem derartigen Entschluß zurück. Sie waren eben froh, einen Sündenbock vor sich zu haben.

So hat sich das Verfahren gegen Manger als Komödie erwiesen, während das über den geheimnisvollen Drohbriefen lastende Dunkel bestehen blieb. Ihren Zweck, Wilhelm den Zweiten zur Abdankung zu veranlassen, haben sie nicht erreicht. Dafür haben sie sein Mißtrauen krankhaft gesteigert und seinen Widerstand gegen den Despotismus der Gräfin Reichenbach vollends gebrochen. Kurhessen bildete fortan eine fette Privatdomäne der Favoritin, die sich aus den Staatskassen in schamlosester Weise bereicherte. „Es war, als ob sich ein zerstörender Nachtfrost über die Gesellschaft ausbreitete," schrieb zwei Menschenalter später ein alter Casselaner, der Galerie- und Akademiedirektor Ludwig Ruhl, „nur die völlig Unabhängigen blieben von Unannehmlichkeiten, die den minder Sichergestellten bereitet wurden, unberührt, aber sie standen auch, wie alle, die sich nicht beugen wollten, isoliert. Ich habe Männer, die heranwachsende Söhne zu versorgen hatten und weniger eigenes Vermögen besaßen, bei dem Namen der Gräfin Reichenbach blaß werden sehen und es ihnen nicht verdenken können. . . . Ein kleinliches, gehässiges Zutragen über Tun und Lassen der Familien kam auf und drang wie ein schneidender Ostwind in das Innere der Häuser." Um die Reichenbach zu stürzen, bedurfte es eben kräftigerer Waffen als anonymer Briefe: die Septemberrevolte von 1830, die Januarrevolution von 1831 hat das bewiesen.

Zum hundertsten Geburtstag Rochus v. Liliencrons

Eine Anregung

von

Anton Bettelheim

Am Säkulartag Rochus v. Liliencrons, 8. Dezember 1920, gedenken die Landsleute vor allem seiner Säkularschöpfung, der Allgemeinen Deutschen Biographie, zu deren Werkmeister ihr Anreger und Urheber, der erste Präsident der Historischen Kommission bei der bayrischen Akademie der Wissenschaften, sein Lehrer und Freund Leopold v. Ranke, mit untrüglichem Kennerblick ihn als den allein Berufenen auserwählt hatte. Liliencron stand am Ende der Vierzig, als Rankes Ruf an ihn erging, und am Ende der Achtzig, als er 1907 zum Schmerz aller Sachverständigen wegen seiner Augenschwäche von seinem Amt sich entheben lassen mußte. Fünfzehn Bände sollte nach der ersten entscheidenden Braunschweiger Unterredung zwischen

Ranke und Liliencron die Allgemeine Deutsche Biographie umfassen, als Zeitgrenze für die von den Anfängen der deutschen Geschichte Einzureihenden das Todesjahr 1870 gelten; im Lauf der Arbeit wuchs indessen die Zahl der Bände nur für das erste Alphabet auf 45 und, da sich die Notwendigkeit der Ausdehnung der Zeitgrenze auf das Todesjahr 1899 und der Erweiterung auf ein zweites Alphabet herausstellte, auf 55 Bände. 53 hat er selbst herausgegeben und für die Schlußbände so gründlich vorgesorgt, daß seine Nachfolger, von denen kein einziger sich als Ersatzmann des Unersetzlichen ansah, sich bequem an seine Anordnungen halten und vielfach noch von ihm druckreif bereitgelegte Manuskripte veröffentlichen konnten. Mehr als 1400 Mitarbeiter haben sich Liliencron als dem Generalissimus der Allgemeinen Deutschen Biographie zu Gebote gestellt. Über 26 000 Lebensbeschreibungen hat er planmäßig kundigen Fachmännern anvertraut, die Würdigung aller, für die Entwicklung deutscher Art in Staat, Kirche, Heer, Kunst, Wissenschaft, Technik, Handel, Volksleben bemerkenswerten Persönlichkeiten von Arminius bis auf Bismarck zuwege gebracht.

Zum Gelingen eines solchen Riesenunternehmens mußten sich seltene Gaben in Einem Wesen zusammenfinden: wie sein Meister Ranke blieb er bis in das allerhöchste Greisenalter ausnehmend rüstig, geistesfrisch, arbeitsfroh, wohlgelaunt. Und für die Gesinnung, mit der er seine Heeresfolge zu gewinnen, zu behandeln und zu bedanken wußte, mag aus ungezählten Zeugnissen das anmutige Rundschreiben herausgehoben sein, mit dem er eine ihm zum achtzigsten Geburtstag und zugleich zum Abschluß des ersten Alphabets der Allgemeinen Deutschen Biographie dargebrachte Huldigung erwiderte: „Aus einer Vorlesung, die ich im Anfang der vierziger Jahre bei Heinrich Steffens hörte, erinnere ich mich seiner Äußerung: Die Blüte sei eine Entsagung der Pflanze, denn die Pflanze müsse das frische Blättertreiben drangeben, um die fruchtzeitigende Blüte zu schaffen. Gewiß mehr romantisch als botanisch; aber es kann doch als Symbol für Ihre biographische Arbeit gelten. Denn bei jeder der Biographien, die ich Ihnen auf den bestimmten Tag abzufordern kam, mußten Sie das rastlos frische Blättertreiben der wissenschaftlichen Tagesarbeit beiseite schieben, um an irgendeinem Punkt die geschichtliche Erkenntnis zu der sich abschließenden Blüte eines Menschenbildes zusammenzufassen. So war in der Tat jedes dieser Bilder und Bildchen für Sie eine Entsagung in jenem Steffensschen Sinn. Sie haben aber die gesamte Fülle solcher Opfer dem vaterländischen Zweck freudig gebracht, und wenn dann auch die zerpflückte Blüte mir mitunter etwas spät in mein Herbarium eingelegt wurde, so zeigte mir das nur um so mehr, wie groß für Sie die Mühe gewesen war. Mit solch hingebender Arbeit haben ja Sie selbst mit den anderen allen der 1418 die Allgemeine Deutsche Biographie eben zu dem gemacht, wofür Ihre mich wahrlich im tiefsten Herzen beschämende schöne Adresse und so manches gütige Wort im Gedenkbuch in Ernst und Scherz, in Vers und Prosa nun mir dankt und mich belobt.“ Er werde danken, so oft sein Auge auf die ihm so wohlbekannten Züge der Schriften und Bilder fällt. „Bewahren Sie mir für immer die gütige kameradschaftliche Gesinnung, mit der Sie am Fuße des Z den froh herabsteigenden Bergführer begrüßt haben.“

Es war noch lange nicht die letzte Bergfahrt, von der der Achtzigjährige heimkehrte. Zunächst suchte und fand er den Weg in das Paradies der Kindheit zurück; er beschenkte seine Nächsten und später die ganze deutsche Leserwelt mit dem köstlichen Idyll „Frohe Jugendtage“ (1902), das besser als jedes fremde Wort die sonnigen Eindrücke der Frühzeit, die Knabenjahre in Holstein, die Gymnasialzeit in Plön und Lübeck, die Kieler und Berliner Universitätssemester, die Beziehungen zu seinen großen Lehrern Ranke, Savigny, Müllenhoff, Droysen, seinen Verkehr mit Otto Jahn, den Gebrüdern Grimm, Bettina, Felix Mendelssohn, Liszt, der Crelinger-Stich und ihren künstlerisch begabten Töchtern; die dänischen Erlebnisse bis zu seiner Verlobung mit der Kopenhagener Patriziertochter Luise Tutein, Eltern und Brüder, Musikfreuden und Theatergänge, überlegene Naturen und drollige Käuze in seinem ureigenen Tone vor Augen stellt. Und er fuhr nach dem, den Bescheidenen überraschenden, Widerhall, den die „Frohen Jugendtage“ bei den Besten weckten, mit dem Diktat weiterer „Lebenserinnerungen“ fort, die er selbst nicht herausgab, um die Empfindungen seiner Frau während des dänisch-deutschen Zwiespaltes zu schonen, so daß mir erst nach seinem Tode beschieden war, in der „Deutschen Rundschau“ (März, April, Mai 1913) diese drei stoff- und schicksalsreichen Kapitel zu veröffentlichen, die über seine Bonner Dozentur, die Märztage 1848, Dahlmann und seinen Kreis, seine kriegerischen und diplomatischen Waffengänge im Unabhängigkeitskampf der Herzogtümer 1848—1850, seine guten und trüben Erfahrungen als Professor in Kiel und Jena mit ungesuchter Kunst, schlicht und wahr, in Ernst und Humor gleich selbstsicher Aufschluß geben.

Diese Wanderungen des Selbstbiographen lenkten ihn niemals ab von den Wegen der Allgemeinen Deutschen Biographie, deren 46. bis 53. Band er 1902 bis 1906 herausgab; nach seinem Rücktritt hieß er Band 54 wohlwollend willkommen, und mit tiefer Bewegung empfing der Neunzigjährige den Schlußband 55 mit den letzten Nachträgen zum zweiten Alphabet. Die Veröffentlichung des (56.) Registerbandes, den er länger als ein Jahrzehnt zuvor nach seinem Entwurf von seinem treuen Schleswiger Hilfsarbeiter Graap hatte ausarbeiten lassen, erfolgte erst einige Monate nach seinem Tode; dieses alphabetische Namensverzeichnis zu allen vorangehenden 55 Bänden wich in einigen Punkten von Liliencrons Plänen ab. Sonst wies die Vorrede des Registerbandes, ein aus Alfred Doves Feder stammendes Meisterstück deutscher Prosa, Licht und Schatten weise verteilend, überzeugt und überzeugend nach, daß Rochus v. Liliencron und die Allgemeine Deutsche Biographie für alle Zeiten untrennbar zueinander gehören. Und über das Grab hinaus wirken seine Anregungen weiter für den unerläßlichen Ausbau seines Monumentum Germaniae.

Fünf Jahre nach Liliencrons Tod, zugleich fünf Jahre nach der Veröffentlichung des 25 Bogen starken, lediglich die 26 300 Biographien in alphabetischer Übersicht ordnenden Generalregisters beschloß die Historische Kommission 1917 die seinerzeit schon von Liliencron vorbedacht ins Auge gefaßte „Anfertigung eines Autoren-

registers" zu allen 55 Bänden der Allgemeinen Deutschen Biographie, „das einem oft geäußerten Bedürfnisse der Gelehrtengeschichte abhelfen wird".

Ungelöst bleibt einstweilen dagegen die gleichfalls schon von Liliencron vielerwogene Frage, was einmal geschehen soll, wenn das Grenzjahr 1899 mit allen Abschlüssen erreicht sein würde? Die nächstliegende, vorläufige Lösung, den von mir auf Friedrich Ratzels Rat begründeten, mit Jahr und Tag gehenden Deutschen Nekrolog, hieß Liliencron 1897 nicht nur als vollkommen mit seinen Gedanken und Wünschen übereinstimmend willkommen; er schrieb nicht bloß für den ersten Band meines Jahrbuches den ersten Artikel. Er setzte sich, weder vom Herausgeber noch vom Verleger um Beistand gebeten, als das Unternehmen 1901 stockte, der Sache wegen aus freiem Antrieb für dessen Fortdauer mit seinem ganzen Einfluß und Ansehen dergestalt ein, daß die reichsdeutsche Unterrichtsverwaltung für fünf Bände Zuschuß zuwendete; vom zehnten bis zum achtzehnten Band nahm dann der Verlag Georg Reimer selbstlos allein die Sorge für das Biographische Jahrbuch und den Deutschen Nekrolog auf sich, der für die Jahre 1898—1899 und zumal für die Jahre 1900—1913 in Texten und Totenlisten ansehnliche Vorarbeit leisten könnte für die früher oder später unaufschiebbare Weiterführung der Allgemeinen Deutschen Biographie über die Zeitgrenze von 1899 hinaus.

Daß eine Allgemeine Deutsche Biographie auf die Dauer mit Bismarck so wenig schließen darf, wie sie zuvor mit Arminius, Luther, Friedrich dem Großen, Schiller oder Goethe hätte schließen dürfen, ist augenscheinlich. Das einzige Monumentalwerk, das an Größe des Entwurfes und Gediegenheit der Ausführung mit der Allgemeinen Deutschen Biographie sich vergleichen darf, die National Biography, führte von den Anfängen der englischen Geschichte bis zum Tode der Königin Viktoria 1901 zunächst in 63 Bänden 30 378 Personen vor Augen, die für Groß- und Größer-Britannien bedeutsam erschienen. Die Leitung dieser National Biography sah jedoch alsbald nach Vollendung dieser in 15 Jahren 1885—1900 abgeschlossenen Riesenarbeit nicht nur die Notwendigkeit ein, die National Biography über das zuerst festgesetzte Grenzjahr 1901 weiterzuführen. Sie hatte außer der Tatkraft, die bei deutschen Gelehrten zweifellos in gleichem Maße vorhanden wäre, die Geldmittel, an denen es vor und noch mehr nach dem Weltkrieg in Deutschland fehlt, in drei Ergänzungsbänden die im Jahrzehnt 1901—1910 in Betracht kommenden Persönlichkeiten in derselben Art zu würdigen, wie das für die vom Beginn der christlichen Zeitrechnung bis zum Tod der Königin Viktoria eingereihten Persönlichkeiten in den vorhergehenden 63 Bänden geschehen war. Das Bedenken, kürzlich Verstorbenen gegenüber fiele unparteiisches Urteil nicht leicht, focht die Redaktion nicht an. Der Vorteil, unmittelbare Lebenszeugen aufrufen zu können, wiege jeden Nachteil auf: es sei kein Schaden gewesen, daß vormals Boswell über Johnson, Lockhart über Walter Scott, Morley über Gladstone geschrieben hätte; welch unermeßlicher Gewinn wär' es gewesen, eine Biographie Shakespeares von Ben Johnson oder einem anderen Zeitgenossen zu bekommen: die Weisheit der Welt — so sagte Sidney Lee, einer der

Leiter der National Biography 1912 in seinem Rückblick At a journeys end im Nineteenth Century — würde daraus bis an das Ende aller Tage Nutzen gezogen haben. Stolz berühmt sich dieser und mancher andere Stimmführer der National Biography, daß einzig und allein in Großbritannien — im Gegensatz zu allen von Fürsten und Akademien des Festlandes ermunterten biographisch-enzyklopädischen Sammelwerken — ausschließlich durch den Unternehmergeist und den Reichtum eines einzelnen Privatmannes solche Ziele, die Schöpfung eines so gewaltigen Monumentum Britanniae und sein steter, durch die Kostenfrage ungehemmter Ausbau, erreichbar wären. Vermutlich könnte die mir nicht zugängliche Absatz-Statistik der National Biography in England, Amerika, Australien und den Kolonien Anlaß zu lehrreichen Vergleichen für die Kauflust und Kaufkraft deutscher und britischer Leserkreise bieten. Materielle Bedrängnisse, Gefährdungen der für die Allgemeine Deutsche Biographie erforderlichen, verhältnismäßig sehr bescheidenen Suventionen aus den der Historischen Kommission vom bayrischen Fürstenhof gewährten Jahresgaben, wie sie nach dem jähen Heimgang König Max II. und vor dem Zuwachs durch die Widmung des Wittelsbach-Fonds drohend aufstiegen, waren bei der National Biography ausgeschlossen. Ihr Bürge und Zahler war Mister Smith, zuerst Teilhaber eines mit Indien in Verbindung stehenden Exporthauses, hernach der Verleger und bald der Freund von Thackeray und Browning, der Begründer des Cornhill Magazine und der Pall Mall Gazette, der eine Weltbiographie in der Art von Michauds Biographie générale sich zur Aufgabe setzte, als er sich — von den Geschäften zurückzog und sich nur mehr eine, an seinen bisherigen Unternehmungen gemessen, bescheidenere Tätigkeit vorbehalten wollte. Der Vertrauensmann, mit dem er sein Vorhaben besprach, war Stephan Leslie (1837—1904), ursprünglich Theolog, dann als weitgereister Vorkämpfer der Sklavenbefreiung und Wortführer des Agnostizismus einer der namhaftesten Publizisten; Mitarbeiter der Saturday Review, Redakteur der Zeitschriften von Smith; im übrigen einer der berühmtesten Pfleger des Schweizer Bergsportes, der Erfinder des geflügelten Wortes vom Spielplatz Europas. Stephan Leslie redete Smith den Gedanken einer Weltbiographie aus und bestimmte ihn zur Begründung der National Biography, deren erster Baumeister und Bauführer er wurde.

Fünfzehn Jahre hindurch, 1885—1900, erschien mit der Regelmäßigkeit einer Naturerscheinung am Ersten jedes Quartals ein Band der National Biography. Und noch erstaunlicher als diese Pünktlichkeit der musterhaft arbeitenden Drucker, Buchbinder, Verlagskräfte und Verkehrsbeamten bleibt die — zumal deutschen Beiträgern und Redaktoren unserer Allgemeinen Biographie — unfaßbare Strenge und Straffheit der Oberleitung, die es wirklich durchsetzte, 29 120 Artikel auf 29 108 Seiten unterzubringen. Nach dem unerbittlich eingehaltenen Raumansatz wurde durchschnittlich höchstens eine Seite für einen Artikel verstattet. Da jedoch der Umfang vieler Artikel unter diesem Durchschnittsmaß von einer Seite blieb, hinderte die Urnorm nicht, daß der längste Artikel (Sidney Lees berühmter, später in Buchform wiederholter Shakespeare) 49 Seiten, Wellington 34, Bacon 32, Cromwell 31,

Königin Elisabeth 28, Walpole 28, Byron 24, Newton 23, Swift 22, Sterne 22, Wycliffe 21 Seiten in Anspruch nehmen durfte.

Der durchgreifende äußere Erfolg der National Biography kam nicht auf einen Schlag. Der Thronfolger, nachmals König Edward, erschien wohl bei einem zu Ehren der Ausgabe des Schlußbandes Mister Smith gegebenen Bankett; bei Lebzeiten sei Smith sonst, so meint Lee, nicht nach Gebühr für seinen Gemeinsinn belohnt worden. But he has taken his rank among national benefactors. Eine Votivtafel in der Kathedrale von Sankt Paul gedenke seiner Verdienste um die nationale Sache, und sein Bild hängt in der Nationalgalerie.

Den Beinamen eines Wohltäters seines Volkes hätte Rochus v. Liliencron einzig und allein der Allgemeinen Deutschen Biographie willen, von seinen übrigen Leistungen ganz abgesehen, gewiß mindestens mit demselben Recht, wie der Urheber der National Biography von seinem und jedem kommenden Jahrhundert zu gewärtigen. So töricht und unbillig es wäre, die Tüchtigkeit der National Biography zu bestreiten, ihren unschätzbaren Wert zu verdunkeln: die Allgemeine Deutsche Biographie hat Vorzüge, die der Eigenart deutschen Wesens, der Milde und Einsicht, mit der Liliencron, jeder Zuchtmeisterei fern, die Mannigfaltigkeit der Mitarbeiter als Präsident einer Gelehrtenrepublik zu Worte kommen ließ, gerecht wird. Das spricht nach dem Abschluß des ersten Alphabetes ein Brief aus Boston schlicht und herzbewegend aus: „Mein Herr," — so schrieb am 5. Mai 1900 „der Sekretär der Bürgermeisterei dieser schönen Puritanerstadt" E. W. Ernst an Liliencron — „vor einem Vierteljahrhundert dankte ich Ihnen für das gewaltige Unternehmen der Allgemeinen Deutschen Biographie. Das Werk schien dem Deutschen im Auslande besonders wichtig, zumal als Band an die Heimat. Zu dem Jubel, der Ihnen von Kennern kommt, zu der Anerkennung der Wissenschaft nehmen Sie nun auch den stillen Dank aus der Ferne und Fremde, zumal für die treue, deutsche Art, die durch alles weht, für die Redlichkeit des großen Ganzen. Mehrmals hätte ich Wünsche gehabt, die ich für mich behielt, da ich sah, wie selbst das Dictionary of national biography kaum an die Allgemeine Deutsche Biographie reicht. Das deutsche Werk gibt deutsche Art; das englische ist fast zu kühl und referierend und könnte von Fremden geschrieben sein. Sei dem, wie ihm wolle, Sie gaben uns ein Jahrtausend deutschen Wesens in handlicher Form. Sie ahnen wohl nicht, was das für uns Ausgewanderte bedeutet."

So rein empfundener Dank wiegt und wog wohl für Liliencron selbst schwerer, als reiche äußere Ehren, als Komthurkreuz und Exzellenz-Titel, deren er, zumal am Ende seiner Tage, allerdings nicht nur seiner wissenschaftlichen Leistungen willen, teilhaftig wurde. Minder vornehme, weniger anspruchslose und friedfertige Naturen, als der „erblich belustigte" Liliencron, hätten angesichts dieser späten Zeichen hoher Gnaden Klage führen dürfen über schwere Versäumnisse in der Vergangenheit, unverdiente Zurücksetzungen, bitteres Unrecht, über die Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist. Als er 1850 wegen seiner Treue für seine schleswig-holsteinische Heimat von den dänischen Machthabern seiner Kieler Professur entsetzt

wurde, fand sich für den von Grimm, Wackernagel, Simrock, Haupt warm empfohlenen ersten Meisterschüler Müllenhoffs weder in Preußen, noch in Bayern eine germanistische Lehrkanzel. Als er aus der Enge der damaligen Jenenser akademischen Zustände in meiningensche Hofdienst berufen, dem Herzog Bernhard Erich Freund in guten und bösen Tagen als Berater treu zur Seite stand, bis er 1866 in die Katastrophe seines Fürsten hineingezogen, ohne Pension sein Amt aufgab, folgte ihm der völlig unverschuldete Haß des Nachfolgers Herzog Georg von Meiningen, der acht Jahre hernach das Liliencron angebotene, von Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Altenburg zugedachte Kuratorium der Universität Jena durch seinen Einspruch zunichte machte. Die Hoftheater-Intendanzen von Meiningen, Dresden, München, Berlin, für die — zur rechten Stunde berufen — Liliencron der rechte Mann gewesen wäre, blieben ihm unzugänglich. Die Absichten wohlgesinnter Freunde, Liliencron als Oberbibliothekar nach Wolfenbüttel oder Berlin zu ziehen, als Hofmarschall bei Kronprinz Friedrich, als Generaldirektor der Museen oder, wie Gustav Freytag das gern gesehen hätte, als Unterrichtsminister walten zu lassen, blieben fromme Wünsche. Und in der Anzeige, die Moriz Ritter meinem Buch „Leben und Wirken des Freiherrn Rochus v. Liliencron. Mit neuen Beiträgen zur Geschichte der Allgemeinen Deutschen Biographie (Berlin, 1917)“ in Sybels Historischer Zeitschrift gewidmet hat, erzählt er: „Noch einmal wurde Liliencrons Name nach W. Beselers Tod (1884), da es sich um die Neubesetzung des Bonner Kuratoriums handelte, von Althoff in einer Besprechung mit H. Nissen genannt, von diesem aber mit einer unwirschen Bemerkung über kleinstaatliche Diplomaten abgelehnt. Ich verhehlte meinem Kollegen, der mir die Sache gleich nachher mitteilte, nicht, daß er damit unserer Universität einen schlechten Dienst geleistet habe.“

Liliencron trug diese Fehlschläge, Kränkungen, Enttäuschungen mit Ruhe und Größe. Seine reine Seele blieb unberührt durch das häßliche Treiben anderer. So klug und tief er in die Welthändel schaute, den Wettkampf mit Stellenjägern wies er jederzeit von sich. Die größten Aufgaben, die er zu lösen hatte, wurden ihm, ohne daß er sie gesucht, ins Haus getragen: die berufensten Meister seiner Fachwissenschaften, die Germanisten und Geschichtsschreiber der Historischen Kommission warben ihn zur Sammlung der historischen Volkslieder der Deutschen und zur Leitung der Allgemeinen Biographie. Die Vertrauensmänner des Hauses Augustenburg wählten den vielerfahrenen, mit höfischem Brauch wohlvertrauten, altadeligen Klosterpropst von St. Johann in Schleswig zum Vollmachtträger, um die Ehepakten zwischen Prinzessin Augusta und Prinz (nachmals Kaiser) Wilhelm ins Reine und, das Heikelste!, Bismarck zu deren Genehmigung zu bringen. Eine besondere Genugtuung war es ihm, die von Philipp Spitta begonnenen, nach dessen Tod ins Stocken geratenen Denkmäler der Tonkunst zu retten und, als hoher Siebziger unvermutet zur Oberleitung des Monumentalwerkes berufen, auch an dieser Stelle mit den ersten deutschen Musikhistorikern als primus inter pares katholische und evangelische Kirchenmusik, Oratorium, das Lied in seinen Spielarten und Instrumentalmusik in Musterausgaben auferstehen zu lassen: „Mir macht diese Aufgabe große Freude, da sie sich

meinen alten musikgeschichtlichen Arbeiten anschließt. War doch die Musik im Leben meine erste Liebe, so wird sie nun meine letzte Arbeit sein."

Sie verklärte selige, sie erhellte düstere Stunden; sie wurde in allen seinen Stimmungen zum Sinnbild. Als er am Sterbebett seiner Frau saß, mit der er kurz vorher wie ein Patriarch die goldene Hochzeit im Kreise von Kindern und Enkeln gefeiert hatte, und als Luise zum Abschied seine Hände ergriff mit den Worten: „Es war ein herrliches Leben mit dir", horchte er ihren immer leiser werdenden Atemzügen: „Ganz deutlich hab' ich den letzten Atemzug gehört, und er war mir der Schlußakkord einer herrlichen Symphonie." Drei Jahre später, als in Koblenz Weihnachten gefeiert wurde, die letzten, die dem Einundneunzigjährigen vergönnt waren, und die Seinigen zauderten, das Weihnachtslied anzustimmen, sagte der Urgreis: „Na, da muß ich wohl helfen", setzte sich an den Flügel und spielte den alten Choral „Vom Himmel hoch, da komm' ich her" so machtvoll, daß die Seinigen nur mühsam sich bezwangen, um in ihrer Ergriffenheit zu Ende zu singen. Echte Glaubensfreudigkeit und unversiegbare Musikfreudigkeit, zwei Grundelemente deutscher Volksart, erquickten ihn vom Anfang bis zum Ausgang seiner Tage.

Selten wurde ein reiches Leben reicher in des Wortes edelster Bedeutung ausgelebt. Pflicht der Nachlebenden bleibt es, wie meine Biographie schon 1917 mahnte, „vor und nach seinem Säkulartag sein Vermächtnis zu vollstrecken. Eine Erneuerung und Ergänzung, zum mindesten eine Epitome der Allgemeinen Deutschen Biographie" — nach dem bewundernswerten, im Maßstab von 1 : 14 gehaltenen Index et Epitome-Musterband und den drei das Jahrzehnt 1901—1910 behandelnden Supplement-Bänden der National Biography — „und Volksausgaben der Denkmäler der Tonkunst sollten diese Schätze weiter in die Massen tragen. Eine Sammlung seiner kleinen Schriften würde für die Feinheit und Vielseitigkeit des Prosaikers vor der ganzen deutschen Leserwelt Zeugnis geben, die Aufnahme seiner Novellette „Wie man in Amwald Musik macht" in eine Universalbibliothek in seinem Sinne Propaganda machen für rechte und wider unrechte Musik; seine Ideen über „Chorordnung" sollten geistliche Musik in altem edlen Stil wieder aufleben lassen und neuen schöpferischen Meistern die Wege bereiten; seine „Frohen Jugendtage" wären durch die Bruchstücke seiner späteren Lebenserinnerungen und eine Auswahl seiner Briefe zu einem Ganzen abzurunden, das sein Wesen im Naturselbstdruck zeigen würde." Je mehr von diesen Anregungen erfüllt würde, desto heilsamer für Geist und Gemüt der nachwachsenden Geschlechter.

Als Liliencron am 5. März 1912 starb, schlossen die Seinigen die Todesanzeige mit dem Wahrwort: „Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein" war der köstliche Inhalt seines Lebens." Der Bibelspruch gilt auch für sein Fortleben, wenn die Nachwelt ihm die rechte Nachfolge leistet. Dann wird er ein dauernder Segen bleiben. Und sicherlich waren Segen stiftende Schutzgeister vom Schlage Rochus v. Liliencrons Deutschland niemals nötiger, als in unserer fluchbeladenen Gegenwart, die zu schauen — ein letztes Glück! — ihm erspart blieb.

Zur Vorgeschichte des Krieges von 1870

Nach neuen Quellen

Von

Eduard von Wertheimer

(Fortsetzung)

Bismarck befaßte sich sehr ernstlich mit den umlaufenden Gerüchten über die Existenz einer französisch-österreichisch-ungarisch-italienischen Allianz. Ungemein erboste es ihn, als vom italienischen Minister Menabrea keine offizielle Widerlegung derselben erschien [63]). Die Italiener wollten die Allianz, aber nur unter für sie vorteilhaftesten Bedingungen. Sie hatten allerlei Bedenken wegen der Unterschrift des leitenden Ministers und zeigten überhaupt keine Lust, vor Räumung Roms ein Bündnis einzugehen. Es gab auch Anstöße wegen Welschtirol, welchen Ausdruck Beust nicht zulassen wollte [64]); ebenso widersetzte sich Italien der vom Reichskanzler geforderten Änderung von „alliance défensive et offensive" in eine weniger fanfarenartige Bezeichnung. Trotz alledem bekundete Viktor Emanuel eine ganz unbegreifliche Ungeduld, die Allianz, besonders mit Österreich-Ungarn, abgeschlossen zu sehen. Wie schon früher, legte er auch jetzt wieder eine geradezu schwärmerische Verehrung für Franz Josef I. an den Tag. Gegenüber dem österreichisch-ungarischen General Möring äußerte er: „Sagen Sie dem Kaiser, daß ich mich mit meinen Soldaten, sobald er es will, zur Verfügung stelle." In derselben Audienz sprach er über Preußen und Bismarck in einer Weise, „welche" — wie General Möring aus Florenz berichtet — „österreichischen Herzen nur Befriedigung zu gewähren vermag" [65]). Viktor Emanuel beabsichtigte auch, den Grafen Vimercati in besonderer Mission nach Wien zu senden. Dieser Graf Vimercati, ehemaliger Ordonnanzoffizier des Königs, gehörte als Vertrauter Viktor Emanuels zu den Wenigen, die mit in das sorgfältig gehütete Geheimnis der Verhandlungen eingeweiht waren. Ohne Ehrgeiz, mit Vorliebe dem Vergnügen ergeben, voll praktischen Sinnes, schlau, ohne den Anschein zu haben, es zu sein, war er wie geschaffen zur Rolle eines Vermittlers. Seit dem Staatsstreich Napoleon III. in Paris lebend, verging seit dieser Zeit kaum ein Tag, daß er nicht mit dem Staatsminister Rouher, dem Vertrauensmann Napoleons und Viktor Emanuels, zusammengekommen wäre. Vimercati machte kein Hehl daraus, daß er den Krieg wünsche. Mit seinem Monarchen stimmte er darin überein, daß die

[63]) Wimpffen an Beust, Berlin, 10. April 1869. W. St. A.

[64]) Beust an Metternich, l. p., 18. März 1869. Konzept, verfaßt von Vitzthum. W. St. A. Nous repoussons la dénomination incorrecte „Tyrol italien". Metternich selbst aber hatte sich im März-Projekt dieses Ausdrucks bedient.

[65]) Bericht des Generals Möring, Florenz, 4. April 1869, beiliegend dem Berichte Baron Walterskirchens, 5. April 1869. W. St. A.

italienische Armee die erste Gelegenheit ergreifen müsse, die Scharte auszuwetzen, die sie sich im letzten Kriege zugezogen. Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser italienische Offizier voll Eifer an dem Zustandekommen der Allianz zwischen den drei Höfen von Wien, Paris und Florenz arbeitete. Er sagte auch zu Fürst Metternich, mit dem ihn gleiche Gesinnung verband, er sehe keine Hindernisse, die dem Abschlusse im Wege stünden, die Stellung des Ministeriums Menabrea habe sich gefestigt, und der starke Kopf des italienischen Kabinetts, Minghetti, sei sehr gut für die Allianz gestimmt[66]). Dimercati und Vitzthum hatten sich jedoch zu früh in eine rosige Stimmung hineingelebt. Aus Florenz langten am 20. Mai in Paris Nachrichten ein, die nicht so günstig lauteten, als man erwartet hatte. Menabrea fand Schwierigkeiten von seiten des Ferraris, des Ministers des Innern, der früher Advokat gewesen. Vor seinem Eintritt ins Ministerium soll er, nach einer Mitteilung Dimercatis, gefragt haben, ob Italien Frankreich gegenüber Verbindlichkeiten eingegangen sei. Menabrea hatte dies verneint, sich damit die Hände gebunden und vermochte nunmehr, ohne sich selbst Lügen zu strafen, dem Kabinette nicht die Wahrheit einzugestehen. Wie sollte ihm nun aus der Grube, die er sich selbst durch seine Unaufrichtigkeit gegraben, herausgeholfen werden? Da ohne die Zustimmung des Ministeriums die Allianz nicht abgeschlossen werden konnte, ersann Vitzthum folgenden Ausweg: Er suchte Dimercati zu überreden, beim König darauf zu dringen, daß Nigra, der mittlerweile gleichfalls ins Geheimnis eingeweihte italienische Gesandte in Paris, sofort mit der nötigen Vollmacht zur Unterzeichnung des Vertrages versehen werde, was allerdings gegen die Forderung Beusts verstieß, daß der leitende Minister des Staates unterfertigen müsse. Das verursachte Vitzthum für den Moment nicht viel Kopfzerbrechen. Ihm lag hauptsächlich daran, Menabrea aus seiner heiklen Situation zu befreien. Und dies hätte eben dadurch zu geschehen, daß Nigra und nicht Menabrea unterzeichnete; infolgedessen wäre er imstande gewesen, seinen Kollegen gegenüber sich auch weiter so zu stellen, als wüßte er nichts von einem italienischen Engagement. Menabrea sollte auch so lange Stillschweigen beobachten, bis Viktor Emanuel den Vertrag ratifiziert haben werde, was in einigen Monaten der Fall sein werde[67]). Dimercati, dem diese Lösung als die einfachste einleuchtete, versprach Vitzthum, sein Möglichstes dafür tun zu wollen. Als er nach einigen Tagen aus Florenz zurückkam, wohin er sich begeben hatte, mußte er bekennen, daß die Hemmungen, die sich Menabrea selbst geschaffen, noch nicht beseitigt seien. Er versicherte jedoch, daß sie bald überwunden sein werden. Graf Dimercati erzählte dem Grafen Vitzthum, sein König habe ihn betraut, Napoleon zu erklären, er gebe ihm sein Ehrenwort, binnen kurzem seine Minister zum Abschluß der Allianz zu bringen. Man müsse ihm, dem König, nur etwas Zeit lassen, die Wege vorzubereiten und die eben noch tagende Session der Kammer zu schließen. Nigra habe den Befehl, einige ostensible Briefe an Menabrea zu richten, die ihn in die Lage versetzen würden, vor den Minister-

[66]) Vitzthum an Beust, eigenhändig, secrète, 20. Mai 1869. W. St. A.
[67]) Nachschrift zum eigenhändigen Schreiben des Grafen Vitzthum vom 20. Mai 1869 W. St. A.

rat mit einem ganz neuen Vorschlage zum Abschluß einer Allianz zu treten, gleichsam als wenn nie vorher von einer solchen die Rede gewesen wäre. „Das ist" — bemerkte hierzu Graf Dietzthum gegenüber Beust — „eine durch Ihre Forderung der ministeriellen Gegenzeichnung unerläßlich gewordene Komödie." In zwei bis drei Wochen werde alles geregelt sein. Minghetti, der im italienischen Parlament über 150 Stimmen verfüge, sei gewonnen. Ferraris und ein anderer Minister sollten erst in dem Moment eingeweiht werden, wenn die Frage der Allianz vor das Konseil gelange. Da alle anderen Minister für den Vertrag seien, war beabsichtigt, Ferraris und seinen Kollegen zum Austritt aus dem Kabinette zu veranlassen, falls sie nicht Vernunft annehmen sollten. Zur vollen Erleichterung der Lage aber ließ Minghetti Beust bitten, in den Vertrag eine Bestimmung über die Berichtigung der Isonzolinie aufzunehmen, da die jetzige Grenze geradezu unmöglich sei. Dimercati hatte wohl Minghetti und dessen Freunden erwähnt, daß die Grenzregulierung durch eine besondere, mit dem Vertrag in keiner Verbindung stehende Unterhandlung geregelt werden solle. Es wurde ihm jedoch geantwortet: man halte sich weniger an die Sache selbst, als an den äußeren Anschein eines Zugeständnisses. Mit dessen Hilfe wollte man eines Tages Italien die schwere Tatsache annehmbar machen, daß mit Frankreich eine Allianz abgeschlossen wurde, ohne den Abmarsch der französischen Truppen aus Rom erreicht zu haben. Graf Dimercati schien dieser Gegenstand von solcher Bedeutung, daß er Dietzthum bat, den Grafen Beust in Wien oder Gastein aufzusuchen, um in dieser Angelegenheit mit ihm zu sprechen[68]). Er dürfte hierbei im Einverständnis mit seinem Könige vorgegangen sein. Denn auch Viktor Emanuel erklärte, es wäre sehr bedauerlich, wenn wegen einer solchen Bagatelle im letzten Moment alles zum Stillstand gebracht werden sollte. Man muß, wie er sagte, diese großen Kinder — die Italiener — befriedigen, weshalb Fürst Metternich ermächtigt werden solle, in den Trient betreffenden Artikel noch die Worte: „Ebenso die Rektifikation der gegenwärtigen Grenze des Isonzo" einzuschalten. Vergeblich bemühte sich Graf Dietzthum, den König durch Graf Dimercati anderen Sinnes und ihn von dieser Klausel abstehen zu machen[69]).

Diese Zwischenfälle vermochten die Fortsetzung der Verhandlungen mit den Vertretern Italiens nicht zu stören. Fast in letzter Stunde, als man einer Verständigung schon ganz nahe war, verlangten sie neuerdings von den Franzosen als Preis ihrer Zustimmung die Räumung Roms. Wie La Valette sich hernach rühmte, habe er es verstanden, ihnen Vernunft beizubringen. In dem Augenblick, als er Metternich und Dietzthum Mitteilung davon machte, wie er die Italiener kirre gemacht, trat der Staatsminister in das Arbeitszimmer des Ministers des Äußern mit dem Ausrufe ein: „Die Angelegenheit ist geordnet." Er war soeben von einer Beratung mit Nigra und Dimercati gekommen. Rouher erzählte, die einzige Schwierigkeit bestehe noch in der Notwendigkeit, das letzthin gebildete neue italienische Ministerium dahin zu bringen, daß es die allianzfreundliche Politik des Königs billige. Viktor Emanuel

[68]) Graf Dietzthum an Beust, secrète, Paris, 30. Mai 1869. W. St. A.
[69]) Graf Dietzthum an Beust, secrète, Paris, 3. Juni 1869. W. St. A.

habe jedoch versichert, alles werde ins Reine kommen, wenn Napoleon einen Brief an ihn richte, dann benötige er auch nicht der ostensiblen Depeschen Nigras. La Valette war zur Erklärung ermächtigt, Napoleon werde an Viktor Emanuel schreiben, außerdem Nigra zu sich berufen, mit diesem sprechen, der dann genötigt sein werde, seinem Herrscher Bericht über die Audienz beim Kaiser zu erstatten. Der König werde seinerseits die Kammer am 22. Juni auflösen und nach Abreise der Deputierten den Ministern den Brief Napoleons vorlesen, womit alles gesagt sein werde. Mittlerweile sollten die Vollmachten für Nigra vorbereitet werden, so daß vor Ende des Monats der Vertrag unterzeichnet und genehmigt sein könne.

Für 4 Uhr nachmittags war eine neue Konferenz mit den Italienern angesagt. Bitzthum säumte nicht, sich nachher zu Vimercati zu begeben, um Näheres über das Ergebnis dieser Beratung zu hören. Graf Vimercati empfing ihn mit den Worten: „Umarmen wir uns. Soeben habe ich eine ausgezeichnete Depesche vom König erhalten, der alles billigt, was gestern beschlossen worden. Wir sind also gebunden. Es ist nicht ohne Mühe gegangen. Vergessen Sie nicht, ich beschwöre Sie, an den Isonzo." Vimercati bedauerte nur, daß Bitzthum abreisen müsse, ehe die Unterzeichnung erfolge [70]).

Bitzthum erfüllte diese Wendung mit großer Freude. Das „fast gelungene Werk" erschien ihm berufen, die heilige Allianz zu ersetzen. Und doch — ruft er aus — welche Unterschiede zwischen ihnen! Die Heilige Allianz, führte er unter anderem aus, hatte für ihre Existenz keine andere Grundlage als die Ermüdung der Regierungen und die durch blutige Kriege dezimierten Bevölkerungen, von nichts anderem als vom unfruchtbaren status quo der Ruhe träumend. Der Kitt der neuen Tripelallianz hingegen bilde die Gleichheit des Glaubens, die Gleichheit der inneren Gefahren und die Gleichheit der Interessen im Osten und Westen. Diese politische und geographische Dreieinigkeit verbürge ihre Dauer. „Wir können uns auch rühmen," — schließt er [71]) — „das erste Projekt, das uns Frankreich vorschlug, durch Erweiterung von dessen Basis wesentlich umgestaltet zu haben. Das Präludium, dessen Einfachheit nicht der Größe entbehrt [72]), der erste [73]) und letzte [74]) Artikel des Vertrages

[70]) Bitzthum an Beust, secrète, nicht eigenhändig. Brüssel, 7. Juni 1869. W. St. A.

[71]) Bitzthum an Beust, Brüssel, 8. Juni 1869. Secrète. W. St. A.

[72]) Es lautet nach dem Projekt vom 10. Mai: „Pénétrés de l'identité de leurs intérêts, animés du même désir de maintenir et de consolider par tous les moyens en leur pouvoir la paix en Europe et décidés à unir leurs efforts pour empêcher que cette paix ne soit troublée [illegible] l'empereur d'Autriche roi de Hongrie et sa majesté l'empereur des Français sont convenus de suivre dorénavant une politique commune tant en vue de l'Orient qu'en Occident et de conclure à cet effet une alliance offensive et défensive. W. St. A. Im französischen Projekt, des genau denselben Wortlaut hat, steht nur anstatt: pénétrés convaincus. Im österreichisch-ungarischen Projekt folgt nach troublée in Klammern die bezeichnende Stelle: tout au moins dans le courant de la présente année? und nach défensive gleichfalls in Klammern: traitant de souverain à souverain?

[73]) Art. I. Les trois souverains s'engagent à suivre dorénavant une politique commune dans les questions diplomatiques qui pourront se soulever en Europe.

[74]) Art. IV. Les trois souverains ne pourront traiter avec d'autres puissances et règler toutes les questions de compensations et de remaniemens territoriaux éventuels que d'un commun accord.

und die drei ersten des Protokolls[75]), sind ganz unser Werk. Beim Studium der Redaktion dieser Bestimmungen wird man nicht fehlen, an ihr das Gepräge der besten Traditionen der österreichischen Politik zu erkennen, so wie sie der große Minister Maria Theresias (Fürst Kaunitz) begriff und ausübte“[76]).

Graf Dietzthum hatte jedoch zu früh frohlockt und bereits alles in strahlendstem Lichte gesehen. So nahe, wie er sich das vorgestellt, war man dem Abschluß der von ihm so sehr gerühmten „Kombination“ doch noch nicht. Trotz aller Beschwörungen wollte Beust von der Isonzolinie noch gar nicht reden hören. Erst wenn alles vollständig in Ordnung sei und der Schluß nur allein noch von diesem einen Punkt abhängen könnte, sollte er in Erwägung gezogen werden[77]). Damit war auch Kaiser Franz Josef I. einverstanden. „Sehr richtig“ — schrieb er auf den Vortrag Beusts —. „Es handelt sich da um eine Bevölkerung, die besonders gut österreichisch gesinnt ist, und die man nicht so leicht gegen ihren Willen preisgeben kann“[78]). Nichtsdestoweniger glaubte der Reichskanzler immer wieder betonen zu müssen, daß man Italiens nicht entbehren könne. Eben deswegen wollte er nicht zugeben, daß Viktor Emanuel die ganze Unterhandlung der Gefahr einer Bloßstellung aussetze. Das sei zu befürchten, wenn der italienische König fortfahre, die Stimmen seiner Minister nach und nach für den Vertrag einzusammeln. Zweimal, äußerte Beust, würde er es sich überlegt haben, auf die Unterhandlung einzugehen, hätte er das vorher ahnen können. „Wenn ich“ — schrieb er an Metternich — „von allen Ministern ihre Ansicht zu hören verlangte, so wäre ich sicher, nie zu einer Entente zu gelangen. Ich kenne die individuellen Neigungen derselben, und meine Aufgabe wird darin bestehen, sie, wenn der Moment hierfür gekommen sein wird, für mich zu gewinnen. Diese Aufgabe kann nicht leicht sein, ich halte sie nicht für meine Kräfte übersteigend. Doch nie werde ich daran denken, sie mir dadurch zu erleichtern, daß ich eine vorhergehende Zustimmung verlange, die, infolge der Bedenken der Verantwortlichkeit und der dadurch bewirkten Indiskretionen, nicht verfehlen kann, die Unterhandlung zu gefährden“[79]).

* * *

Während die Beratungen durch die Haltung der Italiener ins Stocken gerieten, war auch Napoleon durch die inneren Angelegenheiten Frankreichs derart in Anspruch genommen, daß, vorläufig wenigstens, die Sorge um die Allianz in zweite Reihe rückte. Seit dem 19. Januar 1867 hatte der Kaiser einen scheinbaren Liberalismus eingeführt. Die Hoffnungen, die er daran geknüpft, waren nicht in Er-

[75]) Der erste Artikel des Protokolls besagt, daß die drei Mächte im Falle eines Krieges sich untereinander über die Verteidigungsmittel verständigen werden. Im zweiten Artikel heißt es, daß Italien je 200 000 Mann stellt. Der dritte Artikel bestimmt, wenn es zum Kriege zwischen Österreich und Preußen kommt, so haben Frankreich und Italien d'entrer immédiatement en campagne et d'appuyer l'Autriche de tout le concours de leurs armes dans le but d'assurer son intégrité.

[76]) Dietzthum an Beust, Brüssel, 8. Juni 1869. Eigenhändig, secrète. W. St. A.

[77]) Beust an den Kaiser, eigenhändig, Gastein, 8. Juni 1869. W. St. A.

[78]) Resolution des Kaisers zum Vortrag vom 8. Juni 1869.

[79]) Beust an Metternich, Gastein, 1. p. 9. Juni 1869. Eigenhändiges Konzept. W. St. A.

füllung gegangen, da er die Alleinherrschaft doch weiter aufrecht zu erhalten trachtete. Die Opposition strebte nach einem wirklich liberalen Regime. Die große Frage, die auf aller Lippen schwebte, war: wird Napoleon aus diesem Kampfe als Sieger hervorgehen? Die allgemeinen Wahlen für den gesetzgebenden Körper entschieden zu ungunsten des Absolutismus von 1852. Merkwürdigerweise verstand der Staatsminister Rouher nicht die Zeichen der Zeit. Mit einem triumphierenden Lächeln und voll Stolz sagte er zu Graf Bitzthum: Napoleon ist wieder Herr in seinem Hause und kann die Ereignisse festen Fußes erwarten. An dem Tage, an dem er den Krieg will, wird Frankreich, ja selbst Paris mit ihm sein. Wir sind jedoch stark genug, um die Dinge nicht überstürzen zu müssen [80]).

Aber auch für Beust bestand ein dringender Grund, jetzt den Abschluß der Allianz, den er früher so eifrig betrieben, zu verzögern. Der Zusammentritt der Delegationen, denen Beust als Minister des Äußern für die Leitung der auswärtigen Politik verantwortlich war, stand unmittelbar bevor. Um diesen nicht sagen zu müssen, er habe mit Frankreich und Italien eine Allianz geschlossen, hatte er mit Metternich, der nach Wien gekommen war, die Verabredung getroffen, daß dieser bis zum Schluß der Delegationen absolute Enthaltung im Verkehr mit den französischen Ministern beobachten sollte [81]). Die Delegierten richteten in der Tat wiederholt Anfragen an den Reichskanzler über die Richtung seiner Politik. Seine Antwort lautete, daß allerdings das Ministerium freundliche Beziehungen zur französischen Regierung unterhalte. Mit keinem Worte gedachte er jedoch seiner Bestrebungen zur Anknüpfung einer Allianz mit ihr [82]). Wenn er aber auch eine gewisse Zurückhaltung gegenüber Frankreich für angezeigt hielt, so teilte er doch nicht die Ansicht Bitzthums, der jetzt, nach erfolgter Schwächung der Macht Napoleons im Innern, die Aussichten für ein französisch-österreichisch-ungarisches Bündnis sehr pessimistisch beurteilte. Vielmehr war Beust der Meinung, daß es höchst unpolitisch wäre, Napoleon gegenüber Mißtrauen durchblicken oder Unruhe merken zu lassen. Der Kaiser könnte noch alles zum Guten wenden, wenn er energisch aufträte und dem corps législatif ernstlich drohen würde. Der Reichskanzler befürchtete auch keine Störung in der Befolgung seiner bisherigen Politik. Verlegenheiten und eine Bedrohung der Entente zum Nutzen Preußens besorgte er nur von solchen Schritten Napoleons, die als Kriegszeichen gedeutet werden könnten. Deshalb suchte er ihm den Rat zu erteilen, während der Dauer der Delegationen, inmitten deren friedlichster Kundgebungen, nichts Feindseliges zu unternehmen. „Wird der Krieg" — schrieb Beust an Metternich — „unvermeidlich, so ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß er nicht als das unmittelbare Ergebnis der inneren Krise erscheine. Ohne diese Vorsicht würde Kaiser Napoleon Österreich und Italien in eine übermäßig schwierige Lage versetzen und ganz Deutschland in die Arme Preußens treiben" [83]).

[80]) Graf Bitzthum an Beust, eigenhändig, Paris, 26. Juni 1869. W. St. A.
[81]) Beust an Metternich, eigenhändig, l. p. 13. Juli 1869. W. St. A.
[82]) Beust a. a. O. II. 251.
[83]) Beust an Metternich, eigenhändig, l. p. 13. Juli 1869. W. St. A.

Einen Tag, nachdem Beust in diesem Sinne an Fürst Metternich geschrieben hatte, war dieser selbst aus Wien in Paris eingetroffen, wo er eine von der früheren vollkommen verschiedene Situation vorfand. Hundertsechzehn Mitglieder der Mittelpartei der Kammer hatten eine Interpellation unterzeichnet, in der sie die Notwendigkeit verantwortlicher Minister zum Ausdruck brachten — eine Interpellation, die, sehr gegen den Willen Napoleons, den Sturz des bisherigen allmächtigen Rouher bewirkte, der unmittelbar nach den Wahlen seine Stellung für so sicher gehalten. Zu all den Sorgen, die dem Kaiser der Rücktritt des Staatsministers bereitete, in dessen Hand bisher alle Fäden der Allianzunterhandlungen zusammenliefen, gesellten sich neuerdings bedeutende Schwierigkeiten mit Italien. Vom italienischen Ministerpräsidenten Menabrea war in den ersten Tagen des Monats Juli eine Depesche eingetroffen, in der dieser die Bedingungen bekannt gab, unter denen Italien der Allianz beitreten könnte. Er forderte unmittelbare und bedingungslose Zurückziehung der Truppen aus Rom; Anerkennung des Grundsatzes der Nicht-Intervention in der römischen Frage; genaue Bezeichnung des Zieles der Allianz und als letzten Punkt — das Versprechen, nichts gegen die deutsche Einheit zu unternehmen. Kaum befand sich diese Depesche Menabreas in den Händen Napoleons, als er die Unterhandlungen mit Italien für abgebrochen bezeichnen ließ. Vernichtete doch gerade die letzte Forderung Italiens die eigentliche Tendenz der vom Kaiser betriebenen Allianz. Hierauf beeilten sich Viktor Emanuel und dessen Premier, alle von ihnen formulierten Bedingungen zu widerrufen, mit Ausnahme eines sofort zu unterzeichnenden allgemeinen Versprechens der Räumung Roms. Metternich war überzeugt, daß der ganze Coup ein Werk des Prinzen Napoleon, des Schwiegersohnes Viktor Emanuels, sei. Der Vorfall erschien ihm insbesondere wegen des letzten und vierten Punktes, der keine Verletzung der deutschen Einheit duldete, sehr verhängnisvoll. Obgleich wieder zurückgezogen, war doch zu besorgen, daß er durch den Prinzen Napoleon kein Geheimnis vor Bismarck bleiben würde [84]). Die Nachgiebigkeit Viktor Emanuels und Menabreas vermochte jedoch Napoleon nicht zu bewegen, sich auf einen bestimmten Zeitpunkt zur Räumung Roms einzulassen. Er war entschlossen, lieber auf Italien als Alliierten zu verzichten. Doch nicht auf das Bündnis mit Österreich-Ungarn. „Sagen Sie Herrn von Beust," — sprach er zu Metternich — „daß ich den Vertrag als unterzeichnet betrachte, daß ich aber genötigt bin, die Wendung abzuwarten, welche die Ereignisse nehmen werden, bevor ich Ihnen die Genehmigung des Vertrages vorschlage." Als der österreichisch-ungarische Botschafter dem zustimmte und auf die Möglichkeit von unstatthaften vorzeitigen Verlautbarungen durch die Italiener hinwies, bemerkte noch der Kaiser der Franzosen: „Es ist ja zwischen uns gar nicht nötig, uns mit der Unterzeichnung des Vertrages zu beeilen, der uns schon durch die Gewalt der Dinge bindet" [85]). Sich die Sache überlegend, meinte Napoleon noch, die Unterfertigung wäre nur dringend, um die Italiener festzuhalten. Er

[84]) Metternich an Beust, eigenhändig, l. p. Paris, 14. Juli 1869. W. St. A.
[85]) Metternich an Beust, eigenhändig, l. p. 16. Juli 1869. W. St. A.

hoffte, daß dies keine Schwierigkeiten nach Herstellung der inneren Ruhe bieten werde, wo es ihm dann möglich sein werde, mit dem Gewicht seines ganzen Ansehens einen Druck auf Viktor Emanuel auszuüben.

Vorläufig war Napoleon weit entfernt, Italien in seinem Sinne beeinflussen zu können. Frankreich bot von Tag zu Tag ein mehr schwankendes und sich verändernde Bild, wenig geeignet, die Macht des Kaisers nach innen oder nach außen zu befestigen. Kaiserin Eugenie, die sehr klar sah, erging sich in heftigen Ausdrücken gegen diese „undankbaren" Franzosen [86]), und sie verglich Frankreich mit einer hysterischen Frau, die eben einen Anfall zu überstehen hatte, der zur Geduld mit ihr mahne. Auch Kaiser Napoleon wechselte von Moment zu Moment seine Entschlüsse. Hatte er die Ratifikation des Vertrages für den Augenblick als nicht unbedingt nötig bezeichnet, so kam er später wieder auf seine frühere Idee zurück, daß die drei Souveräne *ohne die Minister* ihre Unterschrift unter den Vertrag setzen sollten [87]). Ein andermal wieder hätte er, nach Graf Vimercati, dem Vertrauensmann König Viktor Emanuels, geäußert, der Wiener Hof möge die Anregung zur Räumung Roms geben, um dadurch die Unabhängigkeit des ökumenischen Konzils zu ermöglichen, das sich damals in der Ewigen Stadt versammeln sollte [88]). Nach Nigra, dem italienischen Gesandten in Paris, würde Napoleon es sogar sehr gerne gesehen haben, wenn diese Forderung von den katholischen Mächten, mit Österreich-Ungarn an der Spitze, erhoben worden wäre [89]). Denn darüber hegte der Kaiser der Franzosen nicht den geringsten Zweifel, daß ohne die Räumung Roms von seinen Truppen der Beitritt Italiens, wie dies eben Viktor Emanuel in Wien durch Graf Vimercati zu erkennen gegeben [90]), nie zu erreichen sein werde. Graf Vitzthum war denn auch beauftragt, Napoleon zu sagen, Kaiser Franz Josef I. wünsche nichts mehr, als diese leidige Angelegenheit aus der Welt geschafft zu sehen. Für diesen Fall hätte sich Fürst Metternich, der auf seinem Schloß von Johannisberg weilte, sofort nach Paris begeben sollen, um endlich den italienischen Ansprüchen gerecht zu werden [91]). Aber davon wollte Napoleon nichts wissen. Zu diesem entscheidenden Entschlusse, der unter allen Umständen nötig gewesen wäre, um die Allianz zu ermöglichen, vermochte er sich nicht aufzuraffen. Sollte die schwere Krankheit, an der er wieder, wie im Jahre 1866, litt, ihn daran gehindert haben? Metternich, der ihn nach der Rückkehr aus Wien sah, begriff bei seinem Anblick, warum er durch Wochen, außer den Vertrautesten seiner Umgebung, niemand vor sich gelassen hatte. Der Botschafter fand ihn ungemein abgemagert, sehr blaß und sehr geschwächt. Die Erfüllung der italienischen Wünsche erforderte mehr Willenskraft, als der Kaiser aufbrachte. Er war jetzt stärker in der Negative, als in der Bejahung. Zu Metternich äußerte er, Vimercati müsse ihn mißverstanden haben. Nie hätte er diesem gegen-

[86]) Ibidem.
[87]) Metternich an Beust, eigenhändig, 1. p. Paris, 22. August 1869. W. St. A.
[88]) Beust an Vitzthum, secrète, Konzept, Wien, 26. August 1869. W. St. A.
[89]) Vitzthum an Beust, eigenhändig, Paris, 11. September 1869. Ibidem.
[90]) Beust an Vitzthum, secrète, Konzept, Wien, 26. August 1869. W. St. A.
[91]) Ibidem.

über das Verlangen ausgesprochen, der Wiener Hof solle die Initiative zur Räumung Roms ergreifen. Er habe nur erwähnt, die Truppen sollten so bald wie möglich zurückgezogen werden, niemals jedoch versprochen, dies vor dem Zusammentritt des Konzils zu befehlen. Vielmehr ließ er, wie der Kaiser Metternich erzählte, Viktor Emanuel durch Graf Vimercati einen Brief zukommen, in dem der König aufgefordert wurde, im Prinzip und schriftlich den Vertrag anzunehmen. Als man Schwierigkeiten machte, dies zu tun, um das Versprechen der Räumung zu erhalten, forderte Napoleon die Zurückstellung seines Briefes. Viktor Emanuel lehnte das ab. Der italienische König erklärte, lieber zu antworten, als den Anschein zu haben, daß er seine Worte zu verleugnen gedenke. Napoleon erwartet nun die Erfüllung dieses Versprechens; er meinte, die Antwort würde dem Entwurfe des von Metternich ihm, dem Kaiser, gezeigten Briefes entsprechen. Dieser Entwurf bezeichnete eine neue Phase in dem Gange der Allianzverhandlungen. Mit Rücksicht darauf, daß die inneren Zustände Frankreichs Kaiser Napoleon hindern könnten, sich formell zu binden, war, wie es scheint, von Wien aus, der Plan angeregt worden [92]), überhaupt keinen mit ministerieller Gegenzeichnung versehenen Vertrag zu unterfertigen. Die drei Souveräne, Napoleon III., Franz Josef I. und Viktor Emanuel II., sollten miteinander eigenhändig geschriebene, nur mit ihrer alleinigen Unterschrift versehene Briefe austauschen, die an die Stelle des formellen Vertrages zu treten hätten. Als Metternich den Kaiser fragte, ob er die Antwort Viktor Emanuels abwarten solle oder wieder abreisen könne, erwiderte Napoleon, es wäre ganz unnütz, deswegen zu bleiben. Der König würde noch drei- bis viermal seine Meinung ändern, bevor er sich entscheide, und dann erst wäre der Moment gekommen, an die Auswechslung der Briefe zu schreiten [93]).

Zu dieser Zeit hatte Metternich ein Handschreiben Franz Josefs I. an Napoleon und der Kaiserin Elisabeth an die Kaiserin Eugenie überbracht [94]). Der Brief des Monarchen von Österreich-Ungarn, in dem die Gegenseitigkeit der Interessen betont wurde, und der Napoleon sehr erfreute [95]), gab diesem den Anlaß zu folgenden eigenhändigen gewichtigen Erklärungen gegenüber Franz Josef I.: „Wenn das Reich Ew. Majestät sich durch irgendeinen schwer vorauszusehenden Angriff bedroht finden sollte, würde ich keinen Augenblick zögern, alle Kräfte Frankreichs an dessen Seite zu stellen. Ew. Majestät kann auch sicher sein, daß ich nie eine Unterhandlung mit einer auswärtigen Macht eröffnen werde, ohne mich vorher mit Ihnen zu verständigen [96]). Was aber die Befestigung der zwischen uns und dem König von Italien

[92]) Vimercati schreibt eigenhändig aus Monza am 10. September 1869 in diesem Sinne an Beust. W. St. A. Das Projekt der Briefe von Beust wird auch erwähnt im Privatbrief Metternichs an Beust vom 20. September 1869. Ibidem. Und Ditzthum schreibt am 5. Oktober 1869 an Beust: „lettre autographie concerté à Vienne." Ibidem.

[93]) Metternich an Beust, eigenhändig, l. p. 20. September 1869. W. St. A.

[94]) Diese Briefe liegen nicht vor.

[95]) Eigenhändiges Schreiben Napoleons an Kaiser Franz Josef I. St. Cloud, 24. September 1869. W. St. A.

[96]) Ollivier a. a. O. 564, Anmerkung sagt, daß ihm Napoleon die zwischen den Souveränen gewechselten Briefe vorgelesen habe, daß aber in diesen ein Versprechen, ohne vorherige Verständigung mit keiner andern Macht eine Unterhandlung zu eröffnen, nicht vorkam. Die

bestehenden Entente [97]) durch ein schriftliches Zeugnis betrifft, so gestehe ich Ew. Majestät, daß ich hierin wegen der unmöglich zu vermeidenden Indiskretionen eine gewisse Gefahr erblicke. Ich konnte schon bemerken, daß das einfache Gerücht von diesem Vertrag die Bande zwischen England, Preußen und Rußland enger geknüpft hat. Nichtsdestoweniger bin ich immer bereit, wenn Ew. Majestät hierzu einladet, auch schriftlich zu sagen, was in meinen Intentionen wie in meinem Herzen liegt" [98]).

Napoleons Schreiben vom 24. September an Kaiser Franz Josef I. ist einer der von Beust erwähnten „kaiserlichen Briefe" [99]). Es hatte auf den Monarchen von Österreich-Ungarn einen ausgezeichneten Eindruck gemacht, wie sich denn dieser auch beeilte, dem Kaiser der Franzosen hierfür seine Erkenntlichkeit auszusprechen und ihn der Gegenseitigkeit seiner Gefühle zu versichern [100]). Graf Hoyos war beauftragt, der Überbringer des eigenhändigen Briefes seines Gebieters zu sein [101]). Beust selbst äußerte seine persönliche Befriedigung darüber, daß es ihm gelungen war, seine Bemühungen von einem so glücklichen Ergebnis gekrönt zu sehen, das so ganz den von ihm immer gehegten Wünschen entspreche [102]). Und sein Vertrauter Dietthum meinte, die Erklärungen Napoleons vom 24. September erfüllten alles, was man erwarten konnte [103]). Der französische Minister des Äußern, Fürst La Tour d'Auvergne, verdolmetschte nur die Ansicht Napoleons, wenn er aus Anlaß des Briefes Franz Josefs I. und der gegenüber Dietthum geäußerten Zufriedenheit Beusts dem Stellvertreter Metternichs sagte: In den Worten des Reichskanzlers erblicke er den Beweis, daß dieser seine Auffassung über die wahre Bedeutung der zwischen Napoleon und Franz Josef I. gewechselten Briefe teile, die für den Moment genügen müssen, in bündigster Weise die beiden Kronen eine bestimmte Richtung nehmen zu lassen und den beiden Regierungen von Österreich-Ungarn und Frankreich die beruhigendsten Garantien zu gewähren [104]). Kaiser Napoleon selbst faßte sein politisches System für jetzt in den Ausspruch zusammen: „Die österreichische Allianz bildet also die Hauptstütze meiner Politik" [105]).

obige Stelle beweist das Gegenteil, beweist aber auch, daß Napoleon ihm einen solchen Brief nicht vorgelesen haben konnte. Wenn ihm schon Napoleon Kenntnis von einem Brief gab, so konnte es nur der Diktor Emanuels sein, den Bourgeois und Clermont a. a. O. S. 229 abdrucken, der jedoch mit den Austauschbriefen nichts zu tun hat. Daß aber der oben mitgeteilte Brief Napoleons vom 24. September 1869 einer der wirklichen Austauschbriefe war, bestätigt folgende Stelle aus dem geheimen Privatbriefe Beusts an Metternich vom 14. Juni 1870. W. St. A.: „Je suis charmé qu'il (Herzog von Gramont) tienne lui-même à avoir sous les yeux le texte exact des engagemens contractés par son souverain envers le nôtre."

[97]) Bei dem Worte l'entente findet sich in margine von Beusts Hand: ?!

[98]) Napoleon an Kaiser Franz Josef I. St. Cloud, 24. September 1869. Néanmoins je suis toujours prêt si Votre Majesté invite à dire par écrit ce qui est dans mes intentions comme dans mon coeur.

[99]) Beust a. a. O., 2. Band, 342.

[100]) Idem an Dietthum, Wien, 7. Oktober 1869. W. St. A. Konzept, l. p., secrète. W St. A. Ursprünglich stand in dieser Weisung noch: „ainsi que de son (Franz Josefs) intention de considérer en ce qui le concerne, l'alliance comme déjà conclue." Diese Stelle wurde aber wieder gestrichen.

[101]) Der Austauschbrief Franz Josefs I. liegt nicht vor.

[102]) Beust an Dietthum, Wien, 7. Oktober 1869. Konzept, l. p., secrète. W. St. A.

[103]) Dietthum an Beust, eigenhändig, Paris, 1. Oktober 1869. Secrète. Ibidem.

[104]) Dietthum an Beust, 11. Oktober 1869, eigenhändig. Secrète. W. St. A.

[105]) Dietthum an Beust, eigenhändig, Paris, 7. Oktober 1869. W. St. A. Secrète.

Hat aber auch Viktor Emanuel das Beispiel Franz Josefs I. befolgt? Wurden auch vom Kaiser der Franzosen und dem Monarchen von Österreich-Ungarn mit dem König von Italien gleichfalls schriftliche Versicherungen ausgetauscht, die die Stelle eines förmlichen Vertrages ersetzen sollten? Ursprünglich war geplant, daß alle drei Souveräne gleichlautende Erklärungen in dieser Hinsicht abgeben sollten[106]). Es fehlt an Nachrichten, warum von dieser Absicht wieder abgegangen wurde und Napoleon seinen Verbindlichkeiten gegenüber Österreich-Ungarn in dem Schreiben vom 24. September Ausdruck verlieh. Es scheint, daß Viktor Emanuel sich nicht an dem Schritte der beiden Souveräne von Frankreich und Österreich-Ungarn beteiligte. Das bereits veröffentlichte Schreiben desselben an Napoleon, das als Austauschbrief angenommen wurde[107]), kann nicht als solches gelten. Viktor Emanuel beantwortete damit nur den Brief, den ihm der Kaiser durch Vermittelung Vimercatis übersandte, und durch den er ihn zum Beitritte zur Allianz aufgefordert hatte[108]). Beust spricht auch nur von „kaiserlichen Briefen", erwähnt mit keinem Worte Viktor Emanuels und läßt nur die beiden Kaiser Napoleon III. und Franz Josef I. einander schreiben[109]). Der König von Italien hatte auch gar nicht die Absicht, irgendeine Verpflichtung einzugehen, solange nicht die Räumung Roms zugesagt war — das Zugeständnis, womit Viktor Emanuel allein die Allianz mit Frankreich und Österreich-Ungarn vor der Nation rechtfertigen konnte. Man weiß ja, daß anfangs der italienische Ministerpräsident Menabrea den Entwurf des Vertrages dem Ministerrat gar nicht vorlegte, und wie auch dieser, als er endlich Kenntnis davon erhielt, die Bedingung stellte, Frankreich müsse seine Truppen aus Rom abberufen[110]). Der durch seine Krankheit in seiner Willenskraft doch sehr geschwächte Kaiser wollte es nicht auf einen Kampf mit dem corps législatif ankommen lassen, dessen klerikale Majorität gegen die Räumung Roms war. Napoleon meinte, man müßte den gesetzgebenden Körper erst dafür gewinnen, zu welchem Zwecke er Ollivier, den Führer der Linken, ins Ministerium zu nehmen beabsichtigte. Als er den Grafen Vimercati mit der Mission betrauen wollte, den einflußreichen Deputierten zu sondieren, ob er auch dazu Lust hätte, fragte der Italiener sehr erstaunt: „Wie, Herrn Ollivier, der ist uns wohlgeneigt in der römischen Sache, aber niemals könnten Ew. Majestät auf ihn zählen, wenn Sie den Krieg wollten, er gehört ja zu jenen, die Preußen freie Hand lassen möchten." „Ich weiß das sehr wohl," — entgegnete hierauf der Kaiser — „daher werde ich auch nie daran denken, ihn zum Minister des Äußern zu erwählen, aber für die römische

[106]) Lettre autographe que chacun des trois souverains adresserait aux deux autres. Monsieur mon frère! Je suis heureux d'apprendre que Votre Majesté adopte comme moi les stipulations secrètes telles qu'elles se trouvent formuleés dans l'annexe pour servir de base à la politique de l'Autriche, de la France et de l'Italie et que nous nous réservons de convertir en un traité formel. Vienne. Paris. Florence même date. Abschrift, ohne Datum. Liegt bei dem Briefe Metternichs vom 16. Juli 1869. W. St. A.

[107]) Emile Bourgeois et E. Clermont a. a. O. S. 230.

[108]) Siehe oben, Seite 350

[109]) Im Briefe Beusts vom 20. Juli 1870 an Metternich heißt es: — — dans les lettres échangées l'année dernière (1869) entre les deux souverains.

[110]) Alessandro Guiccioli, „Quintino Sella", I. Band, 242.

Frage könnte ich mich seiner bedienen“ [111]). Das war mehr Zukunftsmusik, die keinesfalls der Gegenwart angemessen war und die Italiener nicht befriedigen konnte. Aus diesem Grunde ließ sich, wie es scheint, Viktor Emanuel auch auf keinen Austauschbrief ein, sondern machte durch das Organ des Grafen Vimercati einen neuen Vorschlag. Im Sinne desselben sollte ein ganz unverfänglicher, friedlicher, nur die Gemeinschaft der materiellen Interessen der drei Reiche betreffender Vertrag, eine Art ostensiblen Handelsabkommens, vereinbart werden. Für gewisse Möglichkeiten wäre jedoch in einem geheimen Protokolle Vorsorge zu treffen. Außerdem sollte es Österreich nicht verwehrt werden, seine Neutralität zu betonen [112]). Obgleich Napoleon versprach, den neuen Antrag Italiens einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen [113]), sprachen sich doch sowohl der Minister des Äußern, Fürst La Tour d'Auvergne, als auch der frühere Staatsminister Rouher, der hinter den Kulissen noch immer die Rolle einer sehr einflußreichen Persönlichkeit spielte, aufs entschiedenste gegen einen solchen Vertrag aus [114]).

Während Viktor Emanuel wenig Aussicht hatte, in Paris mit seinem Verlangen durchzudringen, suchte er sich auf den besten Fuß mit dem Wiener Hof zu stellen. Als Kaiser Franz Josef von seiner Reise aus dem Orient heimkehrte und er mit ihm November 1869 in Brindisi zusammentreffen sollte, war er ganz unglücklich, durch eine sich auf der Jagd geholte plötzliche Erkrankung an der geplanten Entrevue gehindert zu sein. Noch auf dem Krankenlager rief er immer wieder: „Alles, was ich verlange, ist, den Kaiser in Brindisi nicht zu verfehlen“ [115]). Da sein Wunsch nicht in Erfüllung ging, war er sehr erfreut, daß wenigstens Beust nach Florenz kam, mit dem er alles besprechen konnte, was ihm auf dem Herzen lag [116]). Aus dem Gespräche des Königs mit dem österreichisch-ungarischen Gesandten, den Beust während seiner Anwesenheit in Florenz in das Geheimnis eingeweiht hatte, kann man ersehen, was Viktor Emanuel beschäftigte, und worüber er sich so gerne mit Franz Josef I. unterhalten hätte. Von Ollivier, dessen demnächstiger Eintritt ins Ministerium erwartet wurde, benachrichtigt, daß die momentan unmögliche Räumung in einigen Monaten vor sich gehen werde, sagte der König zu Freiherrn von Kübeck: „Sobald dies geschehen, werde ich mich beeilen, den geheimen Vertrag zu unterzeichnen. Wenn die Herren Preußen mir auch einige Dienste geleistet haben, werde ich doch nie vergessen, wie sie mich 1866 behandelt haben, indem sie mich nach dem Waffenstillstand und den Friedenspräliminarien von Nikolsburg in grausamer Verlegenheit ließen.“ „Kaiser Napoleon“ — fuhr er fort — „forderte mich auf, nicht weiter vorwärts zu gehen, und von dieser Seite wußte ich wenigstens, woran mich zu halten. Aber mein Alliierter von damals, der König von Preußen, würdigte mich, ungeachtet aller meiner telegraphischen inständigen

[111]) Vitzthum an Beust, eigenhändig, Paris, 5. Oktober 1869. Secrète. W. St. A.
[112]) Ibidem.
[113]) Idem ad eundem, Paris, 7. und 8. Oktober 1869, eigenhändig. Secrète. Ibidem.
[114]) Vitzthum an Beust, 7. Oktober 1869. W. St. A.
[115]) Baron Kübeck an Beust, 2., 4., 9., 11. November 1869. Ibidem.
[116]) Kübeck an Beust, Florenz, 18. Dezember 1869. Réservé. W. St. A. Siehe auch Beust a. a. O. II. 318.

Bitten, keiner Antwort [117]). Unter den gegenwärtigen Verhältnissen würden weder Sie noch wir den Krieg wünschen; wenn sich aber die Gelegenheit dazu bietet, werde ich zur Stelle sein und Beweise meiner Loyalität und meiner Ergebenheit für Ihren Kaiser geben." Auch hierbei verfehlte er nicht, seinem tiefen Bedauern darüber Ausdruck zu verleihen, daß er sich mit Franz Josef I. nicht direkt in Brindisi verständigen konnte. Gerne hätte er dies über eine Sache getan, über die keine Vorkehrung im eventuellen geheimen Vertrag getroffen worden. Seine Sorge bezog sich auf den Fall, was zu geschehen habe, wenn es einer neuen französischen Revolution gelänge, die gegenwärtige Dynastie zu stürzen. „Hätte ich" — lauteten seine Worte, die er an den Gesandten richtete — „Ihren Kaiser sehen können, würde ich ihm die engste Allianz zwischen uns beiden vorgeschlagen haben, damit, meiner Treu, unsere Armeen ehestens im gemeinsamen Einverständnis gegen Paris marschieren, um eine Revolution zu zermalmen, noch bevor sie zu uns vordringt" [118]).

König Viktor Emanuel, den seine rege Einbildungskraft leicht zu Übertreibungen hinriß, hatte auch diesmal schwärzer gesehen, als nötig war. Noch saß Napoleon III. im Sattel, und er hoffte sogar, alle Zugeständnisse, die er dem Liberalismus gemacht, zu gelegener Zeit widerrufen und seine Allmacht wieder herstellen zu können. Zwei Dinge, sagte Rouher zu Vitzthum, wird der Kaiser nie aus Händen geben: immer wird er sein eigener Kriegsminister und sein eigener Minister des Äußern bleiben [119]). Aber das herrschende Chaos war doch sehr groß, und wenn nicht bald Ordnung geschafft wurde, konnte es geschehen, daß Napoleon die Zügel entglitten und seine Krone in Gefahr geriet. Für ihn schien es nur ein Mittel zu geben, aus dieser Sackgasse, in die er geraten war, herauszukommen, und dieses Heilmittel war — der Krieg. Noch hatte er die Armee zur Verfügung, die treu zu ihm hielt. „Es ist zu befürchten," — schrieb Vitzthum an Beust — „wenn eine mutige Initiative ihm nicht Zwang auferlegt, daß der Kaiser infolge seiner greisenhaften Schwankungen der kostbaren Augenblicke verlustig geht, die ihm noch bleiben, zu handeln und sich des unvergleichlichen Werkzeuges (der Armee) zu bedienen, das ihm Marschall Niel hinterlassen hat" [120]). Allein Napoleon zaudert, obgleich er die Gefahr, die von Preußen droht, deutlich kommen sieht. Er zögert, Rom zu räumen und den Weg freizumachen für den Vertrag, der ihm für diesen Fall Verbündete schaffen soll. Beust muß sich Ende September gegen die von Frankreich ausgehende Verdächtigung verteidigen, als drängte er voll Ungeduld auf den definitiven Abschluß der sich schon so lange hinschleppenden Unterhandlungen. Wohl hatte der Reichskanzler, um hier die Worte Metternichs zu wiederholen, zuerst an die Türe Napoleons klopfen lassen, um für gewisse Möglichkeiten eine Verständigung herbeizuführen. Aufs entschiedenste verwahrt sich jedoch Beust dagegen, daß er einen

[117]) Nach Brandenburg, „Untersuchungen und Aktenstücke zur Geschichte der Reichsgründung", S. 670, beobachtete man Stillschweigen, weil im preußischen Hauptquartier noch keine bestimmteren Entschlüsse gefaßt waren.
[118]) Freiherr von Kübeck an Beust, Florenz, 18. Dezember 1869, très-secrète. W. St. A.
[119]) Vitzthum an Beust, eigenhändig, Paris, 10. Dezember 1869, secrète. W. St. A.
[120]) Vitzthum an Beust, Paris, 9. Dezember 1869. Eigenhändig. W. St. A.

Allianzvertrag und dessen Bedingungen vorgeschlagen habe. Die Anregung hierzu sei vom Kaiser der Franzosen ausgegangen [121]). Wenn er, betonte der österreichisch-ungarische Minister des Äußern, auch ein solches Resultat erstrebte, habe er doch in der Erreichung desselben niemals Ungeduld an den Tag gelegt. Bei der momentanen politischen Lage der Welt hege er wohl das Verlangen, den letzten Schritt zur Verwirklichung der Allianz zu machen. Trotzdem sei kein ungebührlicher Druck von ihm zu besorgen, und er trage der neuen Situation, in der sich Frankreich befinde, vollkommen Rechnung. Graf Vitzthum war denn auch beauftragt, die französische Regierung zu beruhigen und ihr klar zu machen, daß sie einen natürlichen Wunsch, zum Ziele zu gelangen, nicht mit Zudringlichkeit verwechsle, die auf Kosten Frankreichs den Triumph der Absichten des Wiener Hofes herbeiführen möchte [122]).

Dieses geheime Privatschreiben des Lenkers der auswärtigen Politik Österreich-Ungarns zeigte Graf Vitzthum, der in Abwesenheit Metternichs den Wiener Hof vertrat, dem Fürsten La Tour d'Auvergne, dem damaligen Minister des französischen Ministerium des Äußern. Der französische Staatsmann wiederholte dem Grafen Vitzthum, was er bereits auch dem Kaiser gesagt, daß er ihm, Napoleon, niemals raten werde, seine Österreich-Ungarn gegenüber eingegangenen Verpflichtungen zu brechen, und daß keine Minute geschwankt werden dürfe, der Monarchie mit aller Kraft beizustehen, wenn sie von Preußen angegriffen werden sollte. „Aber ich denke auch," — hatte er hinzugefügt — „daß der gegenwärtige Moment schlecht gewählt wäre, um in aller Form einen geheimen Vertrag abzuschließen." La Tour d'Auvergne schreckte davor zurück, nach Einführung des parlamentarischen Regimes in Frankreich in einer Stunde, wo die Kammer nicht tagte, ohne das Gesamtministerium einzuweihen, seinen Namen unter einen Geheimvertrag zu setzen. Er wagte das nicht, da er seinen Ministerkollegen, so oft sie ihn infolge der umlaufenden Gerüchte um Auskunft bedrängten, stets geantwortet hatte: Der Kaiser habe ihm bei seinem Eintritt ins Ministerium wiederholt beteuert, es beständen keine Verbindlichkeiten [123]). Beust war gleichfalls der Ansicht, daß die Austauschbriefe zwischen den beiden Souveränen — auch hier ist nur die Rede von diesen und nicht von Viktor Emanuel als Drittem im Bunde — für den Moment zur Feststellung der Beziehungen Österreich-Ungarns zu Frankreich genügten. Um so mehr, als er es für gehalten hatte, am Vorabend der Orientreise Kaiser Franz Josefs sich auf Besprechungen etwaiger Änderungen im Vertrage einzulassen [124]). Nur Vitzthum, der noch vor wenigen Monaten, wenn auch schweren Herzens, seinem Lieblingswunsche, den geheimen Vertrag unterzeichnet zu sehen, entsagt hatte, faßte neuen Mut. Napoleon, der wieder einmal seine Meinung änderte, hatte, hinter dem Rücken des Ministers des Äußern, Rouher beauftragt, mit Vitzthum die abgebrochenen Verhandlungen aufzunehmen [125]). Hierauf warf Vitzthum die Frage auf, ob es, ungeachtet der Austausch-

[121]) Dies geschah, wie im ersten Teil dieser Arbeit dargelegt wurde, durch die von Napoleon veranlaßte Depesche Metternichs an Beust vom 20. Juli 1868.
[122]) Beust an Vitzthum, l. p., secrète, Konzept, Wien, 29. September 1869. W. St. A.
[123]) Graf Vitzthum an Beust, Paris, 1. Oktober 1869. W. St. A.
[124]) Beust an Vitzthum, l. p., secrète, Paris, 19. Oktober, 1869. W. St. A.
[125]) Vitzthum an Beust, secrète, Paris, 7. Oktober 1869. Ibidem.

briefe, nicht doch wünschenswert wäre, ohne sich den Anschein hierzu zu geben, die Besprechungen zu einem raschen Abschluß zu bringen? Am liebsten würde er die Fanfare des Kriegsgetümmels erschallen hören. „Wenn Sie" — apostrophierte er Rouher, auf den er all seine Hoffnungen setzte — „schon wieder Präsident des Konseils und Minister des Äußern wären, würde ich sagen: Preußen soll uns nur angreifen — es werde schon finden, mit wem es zu tun habe" [126]). So sprach er, nachdem er vorher an Beust geschrieben, er wüßte ein Mittel, wenn Napoleon einmal entschlossen wäre, den Degen zu ziehen, um die Völker Österreich-Ungarns in kriegerische Stimmung zu versetzen: man müßte Preußen zum Angriff auf die Monarchie verleiten [127]).

Da jedoch weder in Paris noch in Wien die Neigung zum Abschluß einer Allianz vorhanden war, hörte man nicht auf den Kriegsruf Ditzthums. So endete auch das Jahr 1869, ohne daß es zwischen den beiden Kaiserhöfen im Einvernehmen mit Italien zu einer Verständigung gegenüber künftigen Gefahren gekommen wäre. Man glaubte, die Zügel fest in Händen zu haben, um jeden Augenblick nach eigenem Gutdünken den Vertrag formell abschließen zu können. War die französische Regierung trotzdem im Rechte, als sie später doch bei Ausbruch des Krieges mit Preußen die Hilfe Österreich-Ungarns forderte, oder aber Beust, als er die militärische Unterstützung verweigerte mit Berufung darauf, daß es keinen Vertrag mit Frankreich gebe?

In einem Schlußartikel soll diese Frage, wie überhaupt die Beziehungen der drei Höfe von Wien, Paris und Florenz zueinander im Jahre 1870 erörtert werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das wahre Gesicht

Eine internationalistische Tragikomödie

Im Herbste 1919 luden die Franzosen zu einer internationalen Studentenversammlung nach Straßburg ein. Die Absicht dieser von der üblichen französischen Ritterlichkeit diktierten Einladung war nicht mißzuverstehen: ein internationales Vorhaben sollte dazu gemißbraucht werden, um den Festlichkeiten anläßlich der „Wiedervereinigung" Straßburgs mit Frankreich größeres Relief zu verleihen, oder um die Sache noch etwas deutlicher auszusprechen: die Studenten aller Länder — die der Mittelmächte natürlich ausgenommen — sollten unter listigem Vorwande dazu gebraucht werden, die nationalistischen Feierlichkeiten in Straßburg zu verherrlichen und ihnen durch ihre Anwesenheit gewissermaßen eine internationale Sanktion zu geben. Die französische Taktlosigkeit erregte jedoch in den neutralen Ländern Widerspruch und Widerwillen. Die schwedische wie die norwegische Studentenschaft lehnte es ab, sich als internationale Statisterie bei einem französischen Siegesfeste verwenden zu lassen und damit zugleich auf deutscher Seite ein sehr erklärliches Mißtrauen gegen die Redlichkeit ihrer neutralen und internationalen

[126]) Ibidem.
[127]) Idem ad eundem, Paris, 11. Oktober 1869. Ibidem.

Gesinnung zu erwecken. Im Schoße der norwegischen Studentenschaft wurde dieser Beschluß erst nach längeren, bis zur Leidenschaftlichkeit erhitzten Kämpfen gefaßt, und es fand sich eine Minderheit norwegischer Akademiker zusammen, die sich auf eigene Hand und Verantwortung durch eine Abordnung in Straßburg vertreten ließ.

In Straßburg wurde nun ein internationaler Studentenbund — selbstverständlich immer „international" unter Ausschluß der deutschen und der deutsch-österreichischen Studenten — begründet, und für den September d. J. hatte diese „Confédération Internationale des Etudiants" eine neue Versammlung nach Brüssel einberufen. Da gegen diese die Bedenken nicht vorlagen, wie gegen die Straßburger Veranstaltung im Vorjahre, so beschloß die schwedische und die norwegische Studentenschaft, die Brüsseler Tagung zu beschicken. Schweden ließ sich durch Professor Karlgren in Gotenburg vertreten; zum Vertreter Norwegens wurde Dr. Wilhelm Keilhau gewählt. Dr. Keilhau hatte — was man für das Folgende wohl im Auge halten möge — im Vorjahre zur Minderheit gehört, also für die Vertretung in Straßburg gestimmt und war sogar, wenn ich mich recht erinnere, dann selbst Mitglied der Minderheitsabordnung gewesen. Der ging also nun nach Brüssel, diesmal jedoch als einziger amtlicher Vertreter der norwegischen Akademiker. Was er dort gesehen und erlebt hat, das hat er in einem Aufsatze in der zu Christiania erscheinenden Zeitung „Verdens Gang" mitgeteilt. Und das ist so interessant, so bezeichnend, so lehrreich, daß der Inhalt seines Berichtes doch auch zur Kenntnis des deutschen Publikums gebracht werden soll.

Dr. Keilhau entwirft zunächst eine amüsante und witzige Schilderung der Empfangsfeierlichkeiten. Der Vorsitzende der Tagung, ein Belgier, hieß die Vertreter der verschiedenen Nationen willkommen und sparte dabei nicht mit Komplimenten, die nun freilich alle mehr oder weniger aus den Beziehungen der Gastvölker zu Belgien geschöpft waren. So wurde den Holländern, gewiß zu ihrer nicht geringen Überraschung, mitgeteilt, daß einer ihrer größten Helden, Wilhelm der Schweiger, ein Belgier gewesen sei, und die Tschechoslowaken wurden durch die Hervorhebung alter künstlerischer Verbindungen Prags mit Belgien geehrt. Wäre der Herr Vorsitzende ein wenig besser unterrichtet gewesen, so hätte er auch daran erinnern können, daß Belgien etwa seit 1500 auch den nordischen Ländern eine stattliche Anzahl von Künstlern und Kunstwerken geliefert hat; allein das hatte er wohl „noch nicht gehabt", und so hatte er für die Skandinavier nur ein Kompliment für ihre schöne Natur übrig. Die Wendung ist darum recht lehrreich, weil sie bezeugt, wie wenig Interesse, Kenntnis und Verständnis für die Völker des germanischen Nordens auf jener Seite in Wirklichkeit zu finden ist. Ein Kompliment ist des andern wert, und so flossen auch die Antworten der Begrüßten von Sympathie- und Freundschaftsbezeugungen für das edle Belgien über. „Keiner sagte ein Wort über die Studenten." Der Vertreter des naturschönen Norwegens wollte diese Komödie nicht mitmachen und hielt, als die Reihe an ihn kam, eine ganz kurze Ansprache, in der es wörtlich hieß: „Wir aus dem Norden sind mit großen Erwartungen zu dieser Tagung gekommen. Alle kennen die grenzenlosen Leiden, die die Welt in den nun verflossenen Jahren durchgemacht hat, und alle verstehen, daß, wenn die Zukunft lichter und besser werden soll, ein neuer Geist, ein Geist des Friedens und der Völkergemeinschaft unter die Menschen kommen muß. Diesem Geiste hoffen wir hier in Brüssel zu begegnen; er wird hoffentlich unseren Versammlungen den Stempel aufdrücken. Ich bitte Sie, mit mir auf den wahren Internationalismus zu trinken."

Die Wirkung dieser schlichten Worte war verblüffend. Sie erweckten „ein erbittertes Gemurmel auf der romanischen Seite", und der Vorsitzende hob sogleich die Tafel auf. Von diesem Augenblicke an wurde Dr. Keilhau von den Belgiern

und Franzosen vollkommen „geschnitten", und weder er noch Professor Karlgren wurden mit einer Einladung zu dem am folgenden Tage veranstalteten Ausfluge nach Lüttich beehrt. Doch war das nur ein liebenswürdiges Vorspiel, die Komödie selbst ging erst am nächsten Verhandlungstage in Szene.

Auf deren Tagesordnung stand an erster Stelle der Vorschlag, daß die „Confédération" sich unter die Stifter einer „Internationalen Universität" eintragen solle, die eine „Union des associations internationales" soeben in Brüssel begründet hatte. Die Pläne und Berichte über diese Gründung waren so verschwommen, daß sie selbst bei den Franzosen Bedenken erregten. Aber die Vertreter der Neutralen zeigten sich entschlossen, sich mit den vielen schönen Worten des Berichtes nicht zufrieden zu geben. Der Holländer, Dozent Duyvendak, forschte nach einem wirklichen Organisationsplane. Professor Karlgren wünschte die Namen von internationaler wissenschaftlicher Bedeutung zu wissen, die hinter der Gründung ständen. Keine befriedigende Auskunft war zu erlangen. Nun erbat sich Dr. Keilhau die Mitteilung der Stifter und der Anstalten, die dem Plane ihre Unterstützung zugesagt hätten. Darauf gab der Vorsitzende „eine lange Liste aller möglicher wissenschaftlicher, halbwissenschaftlicher und unwissenschaftlicher Anstalten bekannt vom Internationalen Institut für Völkerrecht bis zur Internationalen Spiritistengesellschaft und dem Roten Kreuz, ferner die Namen einer Reihe von unbekannten und halbbekannten Universitäten, und teilte schließlich mit, daß vier Regierungen der internationalen Universität ihre Unterstützung zugesagt hätten: nämlich Frankreich, Belgien, England und Kostarika".

Nun, Frankreich und Belgien verstanden sich ja bei diesem Handel von selber, mit Kostarika war nicht eben großer Staat zu machen — aber England! Englands Anschluß fiel ja ins Gewicht; „ein imponiertes Gemurmel ging durch die romanischen Reihen", und die Sache der internationalen Universität schien gewonnen. Wenn nur nicht dieser Halb-Boche aus dem naturschönen Norwegen zur Stelle gewesen wäre! Selbiger erhob sich nämlich, sprach seine Verwunderung über die wunderliche Mischung von wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Anstalten aus, die der Vorsitzende der Versammlung serviert hatte, und war schließlich so ungalant, eine amtliche Äußerung der englischen Regierung über ihren Anschluß an das Unternehmen zu verlangen, da es ihn befremdet habe, daß die Universitäten Oxford und Cambridge auf jener Liste fehlten. Zur Antwort verlas der Herr Vorsitzende „mit der nonchalantesten Miene" ein aus dem englischen Unterrichtsministerium stammendes Schreiben vom 30. August 1920, worin der Minister Fisher unter dem Ausdruck seiner Sympathie für den Plan erklären ließ, daß die britische Regierung keine Veranlassung sehe, dieser Institution ihre amtliche Unterstützung zu leihen.

Hierauf erfolgte eine groteske Szene. Professor Karlgren sprang auf und rief: „Aber das ist eine offene Ablehnung!", und Dr. Keilhau fügte hinzu: „Und nicht einmal eine höfliche." Ein Holländer rief zum Präsidentenstuhle das englische Wort „Liar" hinauf, aber, so sagt unser Gewährsmann, „er rief es nicht besonders laut, und ich habe den Verdacht, daß die Franzosen dies englische Wort nicht kannten".

Damit schließt Dr. Keilhau seinen Bericht, durch dessen schlichte Sachlichkeit überall die bittere Empörung eines enttäuschten ehrlichen Mannes fühlbar wird. Er ist in verschiedenen Hinsichten ungewöhnlich lehrreich.

Den Schwärmern bei uns, die noch immer an den aufrichtigen Willen zur Völkerverständigung auf jener Seite glauben, kann das Studium der Vorgänge auf der Brüsseler Tagung nicht dringend genug empfohlen werden. Sie zeigen mit grausamer Klarheit, daß der westliche Internationalismus nichts anderes ist als

ein Werkzeug im Dienste eines geradezu frivolen und durchaus skrupellosen Nationalismus. In diesem Falle wollten die Herren Belgier mit seiner Hilfe offenbar ein Geschäftchen für sich herausschlagen und — les affaires sont les affaires — auf ein bißchen Lüge kam es ihnen dabei nicht weiter an. Für uns Deutsche folgt auch aus dieser Erfahrung, daß nicht allein unsere Interessen und unsere nationale Würde, sondern auch der Wunsch nach einer wirklichen Völkerverständigung uns davon abhalten müssen, uns zu irgendwelchen Veranstaltungen und Unternehmungen dieses westlichen „Internationalismus" zu drängen. Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto.

Daß der redliche Norweger und seine Gesinnungsgenossen diese Brüsseler Enttäuschungen erleben mußten, ist bitter, kann aber vielleicht von Nutzen sein. Unter den nordischen Völkern sind die Norweger dasjenige, das am naivsten an die französisch-belgischen Phrasen glaubt. Selbst ehrlich, glauben sie auch an die Ehrlichkeit der anderen. Erst kürzlich hat eine angesehene — und des Ansehens nicht unwürdige — norwegische Verfasserin gerühmt, eine französische „Geste" sei immer nobel, während eine Geste der Deutschen plump auszufallen pflege. Ihr Denken reichte nicht so weit, sich klarzumachen, daß eine Geste — eben eine Geste, nicht aber eine Leistung ist, und daß für die Romanen eine Geste nichts anderes ist als ein Mittel im Dienste des altbekannten Rezeptes „Mundus vult decipi". Darüber könnte sie nun wohl Dr. Keilhau belehren. Frankreich und Belgien sind in Norwegen zurzeit „la grande mode", und das zwar in dem Maße, daß ein unbefangener Beobachter der Verhältnisse unter dem peinlichen Eindruck steht, daß die Norweger dieser Mode zuliebe nicht selten ihr Selbstgefühl als germanische Nation preisgeben. Da ist es denn bezeichnend, daß Dr. Keilhau, wie sein Bericht deutlich erkennen läßt, sich in Brüssel von vornherein instinktiv als Germane gegenüber der romanischen Phrasenphalanx fühlte, und er wird wohl auch inne geworden sein, daß den Romanen jede germanische Nation von Hause aus verdächtig ist, möge sie sich den Ententevölkern gegenüber auch noch so freundwillig und ergeben zeigen. Soll der ungeheure Schwindel, den das Romanentum mit der internationalen Phrase betreiben will, verhindert werden, so ist eine Verstärkung des germanischen Gegengewichtes auf Grund eines gemeinsamen germanischen Lebens- und Kulturgefühls dringend geboten. D. R.

Litteraturarchive

Von Fritz Behrend

Als Deutschland noch in Blüte stand, gingen, wir können es nicht leugnen, durch Gleichgültigkeit und Fahrlässigkeit manche geistigen Werte verloren. Wenn wir auf Trümmern mit zusammengebissenen Zähnen wieder an den Aufbau gehen, darf wissentlich nichts mehr vergeudet werden. Ein besonders trauriges Kapitel solcher Verschwendung hat Graf Klinckowström aufgeschlagen, wenn er neulich („Tägliche Rundschau", 5. Oktober, Abendblatt) die Frage nach Sammlung und Verwaltung literarischer Nachlässe zur öffentlichen Erörterung stellte. Der Lösung dieser nationalen Frage mögen die Erfahrungen zugute kommen, die im kleineren Kreise seit vielen Jahren gemacht worden sind. Bereits vor einem Menschenalter beschäftigte Wilhelm Dilthey diese Frage; in der Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin hielt er 1889 einen Vortrag, in dem er die Wichtigkeit der Begründung deutscher Litteraturarchive erörterte (abgedruckt „Deutsche Rundschau", Jahrgang 15, März 89). In den Staatsarchiven sammle man wohl politische und

historische Akten, aber die Nachlässe unserer Dichter und Denker, wichtigste Quellen unserer geistigen Geschichte blieben in den meisten Fällen unbetreut oder doch wissenschaftlicher Arbeit schwer zugänglich. Ein Versuch, den preußischen Staat für diese Sammeltätigkeit zu gewinnen, scheiterte damals. So trat ein kleiner Kreis, dem außer Dilthey Männer wie Mommsen, Weinhold, Erich Schmidt, Jonas, Meisner angehörten, an diese Aufgabe heran. Der wichtigste Paragraph der Statuten, denen Mommsen seine eindringliche Sorgfalt widmete, lautete: „Die Literatur-Archiv-Gesellschaft hat den Zweck, Handschriften und Briefe deutscher Schriftsteller entweder als Eigentum zu erwerben oder als Depositе der Eigentümer in Verwahrung zu nehmen, um sie der allgemeinen Benutzung zugänglich zu machen. Es soll damit eine Sammelstelle in ihrem weitesten Umfange eröffnet werden." Diese Anregung hat reiche Früchte getragen. Mit Hilfe der Mitgliedsbeiträge, einzelner Zuwendungen, kleinerer jährlicher Beihilfen der Stadt und jüngst auch des preußischen Staates sind wertvolle Schätze zusammengebracht worden: erwähnt seien nur die Nachlässe von B. G. Niebuhr, Ehrenberg, Franz Hermann Troschel, Wattenbach, Weinhold (mit vielen Handschriften aus der schönen Literatur), Virchow. Von dem literarischen Nachlaß v. Wildenbruchs wird ein besonders wertvoller Teil laut Testament unserem Archiv noch zufallen. Diese Schätze wurden auch erschlossen: jährlich wurden zwei Hefte mit Veröffentlichungen besonders wertvoller Materialien den Mitgliedern geboten. In der Hauptsache ist diese selbstlose Arbeit Professor Heinrich Meisner, der heute noch in seltener Rüstigkeit den Verein leitet, zu danken.

Die langjährige Arbeit hat eine Reihe von grundsätzlichen Erkenntnissen gezeitigt. Es ist nicht zweckmäßig, für Deutschland ein einziges großes Zentralarchiv mit dieser Aufgabe zu betrauen. Das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar, das seinen ursprünglichen Sammelplan zweckmäßig erweitert hatte, ist ebenso wie das Berliner Archiv längst zu der Überzeugung gelangt, daß nur das Zusammenarbeiten mehrerer Archive zum Ziel führen kann. Eine weitere Beobachtung ist die, daß die Erben solcher literarischen Nachlässe weit lieber ihren Besitz einer Privatgesellschaft, deren Leiter für pietätvolle Aufbewahrung und Verwertung die Gewähr bieten, anvertrauen, als den großen staatlichen Bibliotheken, die jetzt gern ihre Sammlungen noch bereichern, bei denen das einzelne aber in der Masse fast verschwindet. Mit Freude war es daher zu begrüßen, daß die Literarhistorische Gesellschaft in Kiel für Schleswig-Holstein die Sammlung des ihr erreichbaren Materials ihrerseits sich zur Pflicht machte. Um zu guten Ergebnissen zu gelangen, muß unseres Erachtens auf diesem Wege weiter fortgeschritten werden: in München, Leipzig, Stuttgart, Breslau, Königsberg usw. müßten solche Privatarchive, die von Stadt und Staat zu unterstützen wären, entstehen. Die Leiter der Einzelarchive werden im engeren Kreise am besten wissen, wo ihre Werbetätigkeit einzusetzen hat, und sie werden auch durch persönliches Vertrauen der Stifter stärkere Wirkungen erzielen. Sie allein werden imstande sein, die Inhaber solcher Schätze davon zu überzeugen, daß die Überweisung an ein Archiv sie selbst der oft gescheuten Belästigung durch mehr oder weniger angenehme Benutzer überhebt.

Neben diesen Privatarchiven müßte freilich eine amtliche Stelle dafür Sorge tragen, daß zuverlässige Auskünfte über das Vorhandensein und den Aufbewahrungsort erteilt werden. v. Klinckowström verweist auf die Deutsche Kommission der Preußischen Akademie der Wissenschaften, die bereits vor Jahren den engeren Kreis ihrer Inventarisation durchbrochen hat und außer den genauen Beschreibungen aller noch vorhandenen Handschriften des deutschen Mittelalters Hinweise auf die handschriftlichen Nachlässe deutscher Dichter späterer Zeit sammelt. Der Krieg hat dem Handschriftenarchiv zwar viele Mitarbeiter entzogen, wesentliche Einschränkungen sind notwendig geworden, fortgeführt aber wird das große, nationale

Werk trotz aller Hemmungen. Es würde genügen, wenn die Einzelarchive dem Akademischen Handschriftenarchiv ihre Inventare überwiesen: über den Gesamtbestand würden dann von dieser Zentralstelle für Handschriften Auskünfte erteilt, wie ich sie an der Hand der wissenschaftlich verarbeiteten Sammlungen seit zwölf Jahren jedem Wissenschaftler auf seine Anfragen habe zuteil werden lassen. Über die Art der Benutzung der Urmaterialien hätten dann allein die Einzelarchive zu bestimmen. Denn auch darauf sei aus den Erfahrungen des Berliner Literaturarchivs, das bereits mit der Deutschen Kommission durch persönliche Bande verknüpft ist, hingewiesen: nicht selten finden sich geschäftstüchtige Leute, die durch ungeeignete Veröffentlichungen nicht für die Wissenschaft, sondern für sich Nutzen ziehen wollen; den Leitern der Archive muß, wie das in Berlin der Fall ist, genügende Vollmacht bleiben, Gesuche nach ihrer Einsicht abzulehnen oder zu gewähren.

Freilich, auch bei dieser Verteilung der Arbeit wird es schwer sein, die Gleichgültigkeit gebildeter Kreise ererbtem Geistesgut gegenüber zu überwinden. Man könnte daran denken, ob nicht durch Gesetze das Recht der Allgemeinheit dem säumigen Erben gegenüber gewahrt werden könne: solche Gesetze bilden aber unter Umständen eine Gefahr, da gewissenlose Hände sogar eher zur Vernichtung als zur unbequemen Auslieferung bereit sein werden. Durch Geldentschädigungen könnte man ja diese Gefahr verringern. Mehr aber als Gesetze fruchten auch hier gute Sitten. Mögen recht viele Besitzer solcher Schätze sich entschließen, der Gesamtheit zu geben, worauf sie auch ein Recht hat. An Nachfolge wird es dann nicht fehlen.

Was ist Leben?

Wenn wir die Frage nach dem Wesen des Lebens stellen, so wollen wir wissen, worin sich die lebendigen von den leblosen Dingen grundsätzlich unterscheiden. Wir wollen wissen, worin sich ein jedes Lebewesen nicht bloß von unseren jetzigen Maschinen, sondern von jeder möglichen Maschine unterscheidet — mit einem Wort, worin die übermaschinellen Eigenschaften der Lebewesen bestehen. Darauf gibt es eine eindeutige Antwort: Eine jede Maschine ist von ihrem eigenen Gefüge abhängig. Keine Maschine vermag ihr eigenes Gefüge zu erbauen, wiederherzustellen oder umzugestalten. Eine jede Maschine bedarf daher eines außerhalb stehenden Erbauers und Betriebsleiters, der ihr Gefüge herstellt und ihre Tätigkeit überwacht. Alle Lebewesen vermögen von sich aus die drei Leistungen: 1. der Erbauung, 2. der Wiederherstellung, 3. der Umgestaltung auszuüben. Infolgedessen unterscheiden sich diese drei Leistungen in ihrer Wirkungsweise bei den Maschinen grundsätzlich von ihrer Wirkungsweise bei den Lebewesen. Erbauung, Wiederherstellung und Umgestaltung einer jeden Maschine geschieht von außen her — zentripetal, bei jedem Lebewesen von innen heraus — zentrifugal.

Wir zweifeln nicht, daß bei der Bildung von Kristallen echte Naturgesetze wirksam sind. Warum sollen wir nicht die Bildungsgesetze der Lebewesen gleichfalls als Naturgesetze anerkennen? Zwar besitzen die Kristalle nur eine räumlich festgelegte Struktur — die Lebewesen dagegen ein zu einer einheitlichen Leistung fähiges Gefüge, das den Körper zu einem Ganzen verbindet, dem alle Teile untergeordnet und nicht bloß zugeordnet sind. Aber die Unterordnung der Teile im Gefüge der Lebewesen entsteht mit der gleichen Naturnotwendigkeit, ohne jedes äußere Eingreifen, wie die Zuordnung der Teile in der Struktur der Kristalle.

Das organische Gefüge der Lebewesen entsteht, wie die anorganische Struktur der Kristalle, direkt durch Naturgesetze — das tote Gefüge der Maschinen indirekt durch Vermittelung lebender Wesen.

Damit haben wir die gewünschte Antwort auf unsere Frage erhalten: Lebendig ist jedes Wesen, dessen Körper unter der Herrschaft von gefügebildenden Naturgesetzen steht.

Da ein jedes Gefüge der Ausdruck physikalischer, chemischer und mechanischer Gesetze ist, die einer höheren Ordnung dienen, so bedeutet Leben die Einordnung der anorganischen Gesetze unter die organischen Gesetze — der strukturbildenden Gesetze unter die gefügebildenden Gesetze.

Wenn man die Unzerstörbarkeit der anorganischen Gesetze anerkennt, so muß man auch die Unsterblichkeit der Lebensgesetze anerkennen.

J. von Uexküll.

Berliner Theater

Vor dem Schicksal, vom Film verschlungen zu werden, scheinen die Berliner Bühnen für eine Weile wieder gerettet zu sein. Aber es handelt sich wohl nur um einen Aufschub, nicht um eine Beseitigung der Gefahr. Denn von einem entschlossenen Willen, die Quelle des Unheils zu verstopfen oder vielmehr ihr Wasser so zu lenken, daß es die eigene Mühle dreht, ist bei den Hauptbeteiligten, den Bühnenleitern, vorerst noch nichts zu spüren.

Die ungünstige wirtschaftliche Lage läßt die Schauspieler, auch die besten, noch bereitwilliger als sonst nach den großen, fast unbegrenzten Erwerbsmöglichkeiten durch die Filmtätigkeit greifen. Die Theaterdirektoren können ihnen unter den gegenwärtigen Verhältnissen, erhöhte Löhne, größere Betriebskosten, Lustbarkeitssteuer, keinen gleichwertigen Entgelt bieten. Infolgedessen verfügen sie immer weniger über die Zeit ihrer Schauspieler. Da diese durch die Arbeit für den Film, der ein sehr anspruchsvoller Herr ist, von der für eine vollendete Aufführung erforderlichen Anzahl von Proben ferngehalten werden, sind künstlerisch nicht ganz ausgeglichene Darbietungen neben anderen Unzulänglichkeiten die auch dem Publikum fühlbar werdenden Folgen.

Die zusammengeballte Geldmacht großer Filmgesellschaften steht seit langem sprungbereit, die wankenden Theater in großer Anzahl zu erwerben, um dadurch die Mehrzahl der in Frage kommenden Schauspieler frei zu ihrer Verfügung zu haben, mit denen man dann wahrscheinlich Aufführungen irgendwelcher Zugstücke im Nebenamt als halb widerwillig und nachlässig geübte Pflicht zusammenstoppeln würde, um die nun einmal vorhandenen Theater auszunutzen.

Ob eine Entwicklung in dieser Richtung tatsächlich das Ende des künstlerischen Repertoiretheaters bedeuten m ü ß t e, bleibe bis zu einer Untersuchung über die Richtung, die der Film genommen hat, dahingestellt.

Die Berliner Theaterdirektoren haben das vielleicht rettende Gegenmittel bislang verschmäht, nun ihrerseits durch Zusammenschluß auch unter schmerzlichen Opfern an persönlichem Ehrgeiz und an Selbständigkeit ein großes Filmunternehmen zu gründen, um aus ihm als Nebenzweck der Hauptsache, der dramatischen Kunstanstalt, das nun einmal leider erforderliche Lebensblut, das Geld, zuzuführen, dadurch sich unabhängig zu machen und so die Schauspieler fest bei sich halten zu können, indem dann sie ihnen die Gesetze des Filmens vorzuschreiben in der Lage wären.

Trotzdem gegenwärtig in absonderlichem Gegensatz zu den immer enger werdenden Verhältnissen der Besuch der Theater wieder ein guter ist, haben doch die meisten Bühnenleiter das Skelett im Hause. Die Zahlen der einzelnen Bühnenhaushalte, soweit sie bekannt geworden sind, haben eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem des sterbenden Reiches und reden eine unüberhörbare Sprache.

Daß es sich hierbei nicht um eine persönliche Sache der einzelnen Theaterleiter, sondern um eine Angelegenheit der Allgemeinheit handelt, ist selbstverständlich. Zu allem andern, das in der widerlichsten aller Städte das Leben zur Qual macht, wollen wir nicht noch den Verlust des künstlerischen Theaters buchen müssen, das uns auf kurze Stunden den Ekel vergessen half. Darüber hinaus ist es eine Sorge, die ganz Deutschland angeht. Deshalb ist es für den Kritiker wie für das anständige Publikum vornehmste Pflicht, die ernsten Bühnen — wie viele sind es noch? — zu unterstützen und den Unternehmungen der bedenkenlosen Geschäftsleute, die durch minderwertige Stücke gröbsten Kalibers ihre Kassen füllen, scharfen Kampf anzusagen.

* * *

Die Verantwortlichkeit, die den Bühnen zufällt, die entweder auf gemeinwirtschaftlicher Grundlage oder mit festen Zuschüssen arbeiten können, ist unter sotanen Umständen sehr stark gewachsen. Die „Volksbühne", von der im letzten Winter so viel Gutes zu sagen war, hat ihren Spielplan in demselben Geist begonnen, der sie ihrer großen Aufgabe bisher immer hat gerecht werden lassen. Die Aufführung von Schillers „Kabale und Liebe" war von großer Einheitlichkeit des Stils und lehrte neben der unzerstörbaren Lebenskraft dieses Werkes, das immer noch echteren revolutionären Geist atmet, als die Stücke unserer Revolutionäre, daß wir das Schillersche Pathos mit stärkerer innerer Bereitschaft annehmen, als in allen Jahren vor dem Kriege. Daß die Regie, die in den Händen von Johannes Klaudius lag, den Mut hatte, das Pathetische und Rhetorische nirgends abzuschwächen, spricht für ihr künstlerisches Zeit- und Feingefühl.

Das „Staatstheater", das vor dem Kriege sich selbst aus dem Kreise der Bühnen ausgeschaltet hatte, die neue Wege wiesen, und fast schon historisch geworden war, wurde im vergangenen Jahr in den Vordergrund gerückt durch einen der leidigen antisemitischen Skandale, der sich durchaus nicht gegen die künstlerischen Leistungen, sondern lediglich gegen die Person des neuen Intendanten, Leopold Jeßner, richtete. Anstatt ruhig abzuwarten, in welche Richtung er das Steuer lenken würde, strebte man, durch Radau und Pöbeleien ihn außer Gefecht zu setzen. Überschaut man abwägend das bisher Geleistete, so muß man solchen Versuchen jedes Recht absprechen. Denn ohne die verschiedenen Aufführungen in Bausch und Bogen loben zu wollen, muß freimütig anerkannt werden, daß hier ein ehrlicher Wille am Werke ist, neue Wege zu suchen, in einem oft eigenartigen Kampf mit einer Überlieferung, die — seelenlos geworden — doch immer noch eine starke Macht ist und den ihre Luft Einatmenden unbewußt in ihren Bannkreis zieht. Aber wie dem auch sei, Jeßner ist sich der dem Staatstheater zugewachsenen, neuen Pflichten durchaus bewußt und willens, sie einzulösen. Daß sein diesjähriger Versuch, einem wenig Gespielten die Pforten zu öffnen, nicht geglückt ist; fällt zu Lasten des Dichters. Die Leistung der Regie war sorgfältig genug. Aber Hans Francks Drama in fünf Akten „Godiva" mußte der Erfolg versagt bleiben[1]). Das Problem ist ihm sicherlich irgendwie im Herzen gewachsen und von seinem Gefühl genährt worden, aber durch Pumpen- und Hebelwerk hat er es in das Reich eines grübelnden und zergrübelnden Verstandes gehoben, der dem ursprünglichen Gefühl so lange zergliedernd und immer neue Züge anschminkend nachging, daß ein merkwürdiges Gebilde ohne Einheitlichkeit und der leibhaften Gestalt entbehrend nachblieb. Es ist etwas von Hebbels Art in Franck, ohne damit einen Grad angeben zu wollen, sondern nur im

[1]) Buchausgabe München, Delphin-Verlag.

Sinne der gegensätzlichen Schaffensart von Hebbel und Goethe. Hier ist wohl selbstgewachsener Boden, aber das meiste ist gemauert, und über der Freude oder dem Zwang, zu mauern, wurde das Stilgesetz der inneren Einheitlichkeit vergessen. Unglücklicherweise wählte Franck die von Tennyson so wundervoll gestaltete Godiva-Sage, die der Grundidee seines ganz modernen Nervenproblems, da sie mit ihr innerlich eigentlich gar nichts gemein hat, nur Gewalt antat und gezwungene Künstlichkeit hervorrief. Es ist bekannt, wie in der alten Sage der Graf sich verpflichtet, den Bürgern die harte Fron zu erlassen, wenn seine Gemahlin Godiva nackt zur Mittagszeit durch die Straßen der Stadt reitet. Bei Hans Franck ringt der Graf, ein rauher Ritter und Jäger, der im Grunde weich ist und daher brutal wird, wenn er stark sein möchte, um das letzte Aufgeschlossensein seiner keuschen und frommen Gattin Godiva, daß sie ihm in der Liebesvereinigung alles, auch ihrer Seele feinste Tiefen, gewähre. Um sein Ziel zu erreichen, wählt er die entlegensten Umwege. Er behandelt die Scheue mit Roheit, will die aus religiösen Gründen Widerstrebende zwingen, von ihm erjagtes Wildpret zu essen und will endlich das Herrenrecht der Grafen von Mercia erneuern, das sie von der Stadt Coventry gegen Steuern und Zölle eintauschten: daß nämlich jede Sonnwendnacht eine Jungfrau aus der Stadt nackt zum Burgtor geritten komme, um das Lager des Grafen zu teilen. Als Godiva durch das Flehen der Bürger um Ablösung dieses alten Brauchs, dessen letztes armes Opfer den freiwilligen Tod der Schande vorgezogen hatte, die Absicht ihres Gatten erfährt, da bricht sie aus: ehe das geschehe, wolle sie nackt durch Coventrys Straßen reiten. Der Graf bestätigt ihr Gelübde, ehe sie selber die Wirklichkeit ganz erfaßt hat, und will auf sein Recht immerdar verzichten, wenn sie den Ritt vollbringt. Nach verwirrten und verwirrenden Reden zwischen dem Grafen und seinem deutschen Neffen, einer recht verzeichneten Figur, diesem und Godiva, die sich auf ihn stützen will und dann vor dem aus dem halben Heiligen herauslodernden Begehren entsetzt zurückweicht, um ihm ebenso überraschend gleich wieder zu verzeihen, zwischen Godiva und ihrem Beichtvater und von Godiva mit der Mutter des Grafen, die — literarisch belastet — die Worte von Ibsens Frau Alving aufnimmt, daß das Weib den Mann durch Eingehen auf ihn und Freudeschenken bewahren könne, endlich zwischen dem Grafen und Godiva, reitet sie, nachdem der Graf alles Volk außer dem Neffen und der Mutter von der Burg entfernt hat, durch die ausgestorbene Stadt, da alle, die Heilige zu schonen, sich und ihre Augen hinter den verschlossenen Türen und Fenstern verbergen. Godiva, bis zuletzt schwankend, ob sie heimkehren soll, wird durch Wunder über Wunder dem Gatten, den sie zu verlieren meinte, durch ihren Ritt ganz erschlossen zugeführt: Tauben vom Himmel sitzen auf ihrer Schulter während der Qual ihres Reitens, im Gekreuzigten erkennt sie in einer Vision den Gatten, der deutsche Neffe, der sein Auge zu ihrer nackten Herrlichkeit erhob, erblindet, blendet sich durch ein Willenswunder, wie Kleists Penthesilea sich mit dem Dolch ihres Willens tötet. Der Graf, der inzwischen schriftlich festgelegt hatte, durch eigene Hand zu sterben, wenn Godiva nicht zurückkehrt, wohlgemerkt vor dem Ritt — und Godiva weiß darum — tritt voll Demut vor die Gattin — und die beiden, deren jedes das andere von Herzen liebt und begehrt, gehen der erwünschten, völligen Vereinigung entgegen. Das Ziel war einfacher zu erreichen, nachdem der Graf und Godiva beide in der Mitte des Stückes innerlich ihre Schranken durchbrochen und dadurch an ihrem Teil das ewige Problem menschlich gelöst hätten. Aber der Zwang der gewählten Einkleidung verlangte den Ritt und der Verstand die gründliche Beseitigung der immer neu ergrübelten Hemmungen. So blieb trotz mancher dichterischen Schönheit, so wenn der bloße Name „Godiva" in seiner Klangfülle beherrschend über die Akte zittert, der Eindruck ein sehr unbefriedigender.

Mann und Weib stehen sich auch, freilich ganz anders, in Heinrich Lautensacks Schauspiel „Das Gelübde“ [2]) im Kampfe gegenüber (Lessingtheater), in einer Aufführung, der Barnowskys Sorgfalt nichts schuldig blieb. — Graf Horst von Hilgartsberg, ein bayerischer Offizier, hat auf seiner Hochzeitsreise bei dem Schiffbruch des ihn und seine junge Gattin tragenden Dampfers im Golf von Aden die Lebensgefährtin verloren und durch Eintritt ins Kloster als Bruder Felix den inneren Frieden und die Buße für eine Schuld der Gedanken gesucht, die ihn im Banne bekannter Zwangsvorstellungen die eigene Rettung auf Kosten seiner Frau wünschen ließ. Die Totgeglaubte ist aber nicht umgekommen, sondern von Arabern gefunden und von einem Scheich dem anderen weitergeschenkt unter voller Heranziehung zu den Haremspflichten durch jeden glücklichen Besitzer, bis es ihr endlich geglückt ist, die Freiheit zu erlangen und nach Deutschland zu kommen. Sie erreicht ohne Mühe die Lösung ihres Mannes von dem unter falscher Voraussetzung abgegebenen Gelübde. Aber ein böser Knoten bleibt zu lösen: das Kanonische Recht gibt zwar unter diesen Umständen den Ehemann frei, er darf auch seine eheliche Pflicht erfüllen — sie aber nicht fordern. Hierum dreht sich äußerlich die weitere Entwicklung, bis nach einer qualvollen Marterung beider Gatten, bei der die arme Gräfin endlich, alle weibliche Würde fortwerfend, ihr Recht fordert, es erhalten soll, aber nicht die Kraft findet, es zu nehmen, die Lösung dadurch herbeigeführt wird, daß beide ins Kloster gehen. In einem vierten, sicherlich sehr bühnenwirksamen Akt, der aber leider fortgelassen wurde, bricht die Reue des Gatten durch, der die heilige Handlung bei der Einsegnung der Gräfin zur Nonne zu stören sucht und dann völlig zusammenbricht, während — echt Lautensack — der untragische Gegenspieler des armen Grafen, der Bezirksgeometer Alois Pfaffinger, der in seinen alten Tagen die Kutte nahm, durch seine resolute Frau dem Kloster wieder entführt wird. — Das Stück ist außerordentlich kennzeichend für Lautensack. Er ist über das recht eigentlich Katholische nie hinausgekommen, es ist für ihn immer das Problem geblieben. Mit einer rührenden Liebe versenkt er sich in kirchenrechtliche Fragen und spinnt sie breit aus, und selbst sein Poltern gegen Pfäfferei, Unduldsamkeit und Heuchelei läßt eine tiefe Zuneigung zu dem ganzen Pfarrerwesen durchblicken. — Unausgeglichen und von tiefstem Zwiespalt zerrissen wie der Dichter selbst, dem kein abgerundeter Wurf glückte, ist auch dies Werk. In die kanonischen Erörterungen bricht im dritten Akt, die Einheit zerreißend, der menschliche Konflikt. Denn Graf Horst versagt sich der Gattin nicht, weil sein Gelübde ihn in der letzten Seelentiefe nicht frei ließe, sondern weil er, wie jeder rechte Mann, nicht darüber hinwegkommt, daß die Gräfin, ohne sich die Schande durch selbstgegebenen Tod zu kürzen, von einem Arm in den anderen gewandert ist. Aber trotz dieser Uneinheitlichkeit und den gegeneinander laufenden Strömungen haben seine Gestalten festen Umriß und echtes Lebensblut. Dieser Münchener Scharfrichter hatte das Zeug in sich, ein erdfester, katholischer Volksdichter zu werden.

Mann und Weib im Verhältnis der Geschlechter tragen auch Hans Müllers Schauspiel „Flamme“ [3]) (Lessingtheater), hier zum weitesten Gegensatz getrieben, dem musikalischen Träumer und der Dirne. Betritt eine Dirne die Bretter, überschleicht einen gleich die Furcht, daß nach bewährtem Klischee gearbeitet wird mit der schiefen, verlogenen Bordellsentimentalität und all ihren falschen Tönen, ihren schlagwortkräftigen Anklagen gegen die Gesellschaft, mit der Rettung Verlorener, „Kolossaldrama in sechs Verzeihungen mit Jesus Christus in der Titelrolle“ usw.,

[2]) Buchausgabe Berlin 1919, Fritz Gurlitt.
[3]) Buchausgabe Stuttgart 1920, J. G. Cotta.

usw. Die Besorgnis verstärkt sich, wenn auch die bekannten Nebenpersonen nicht fehlen, die in reifer Menschlichkeit alles verstehende Mutter, der zynische Freund als Chorus und bequemer Entwirrer verfahrener Situationen, sowie die Dirne sans phrase und die Kuppelwirtin. Aber die Furcht wird hier nicht voll bestätigt. Dazu ist Hans Müller zu gewandt und der menschliche Unterton zu stark. Er streift alle diese fatalen Möglichkeiten, und gelegentlich wird die Grenze überschritten. Aber das Ganze bleibt ein Ausschnitt echten Lebens, und die dunklen Saiten werden von einer feinen Hand angeschlagen, die ein gütiges Herz leitet. Es wird etwas zu sehr mit Spannungen gearbeitet, die eine banale Lösung in bedrohliche Nähe rücken, aber die Treue gegen das Leben behält den Sieg. Der junge Musiker, der sich an das Mädel hängt und nach anfänglicher schwerster Erschütterung, als er ihren Beruf erfährt, sie aus der wüsten Umgebung herausreißt, zu sich in seine einfache Wohnung nimmt, sie seiner Mutter zuführt und sich zu einem anderen Mahadöh — eine bekannte Art letzter Kinderkrankheit — berufen fühlt, trotzdem sein Handeln im Grund von reinster Selbstsucht bestimmt wird, ist nicht so rund geraten wie sein Gegenspiel. Er wird nicht zugrunde gehen, als sein Mädel, trotzdem sie ein Kind unter dem Herzen trägt, im Zwang ihres Blutes den alten Weg geht. Denn er ist ein Schaffender — eigentlich neben der Dirnengestaltung ein ausgesprochen jugendliches Problem. Aber die Anna, das Wiener Freimadl, ist ein erschütterndes Stück menschlichen Seins mit allem Wahnsinn, Traum, Hoffnung, Verwirrung, Freiheit und unseligster Verstrickung, die unseres Fleisches Erbteil sind. Im Grunde trägt sie keinen einzigen, echten weiblichen Wert in sich, aber als ein armes, unerlöstes Triebwesen, dem die Flamme des Blutes verwirrend Denken und Gefühl versengt, ist sie in der Fülle der Widersprüche doch einheitlich und trotz Flitterglanz echt wie das Leben selbst. Und in dieser Gebundenheit durch ihre Sinne taumelt sie schicksalhaft, da der Mann, der sie zu „retten" sich vermaß, mehr für ihre Seele sorgte, als den Bann durch Inbesitznahme ihres ganzen Menschen in übermächtig schenkender Kraft zu brechen, trotz verzweifelter Auflehnung auf den gewohnten Weg und dann nach greller Ernüchterung in den Tod, da sie ins alte Leben nicht mehr zurück kann und im neuen Wurzeln zu schlagen nicht vermochte. Wäre die Nähe des Schemas stärker gemieden und auf einige Billigkeiten verzichtet worden, so könnte man dieses Schauspiel auf der Gewinnseite buchen.

* * *

Mann und Weib — das ist auch das Thema von Gerhart Hauptmanns „Griselda", die uns nach langen Jahren nun als „Lustspiel" bezeichnet auferstand (Kleines Theater), ohne mit dem unorganisch angeklebten, etwas unfrei und ein wenig kindlich anmutenden Schluß stärkere Teilnahme erwecken zu können. Denn den Konflikt zwischen dem bis zur Raserei eifersüchtigen Mann, der sogar das ungeborene Kind haßt und das neugeborene gleich von der Mutter entfernen läßt, um nichts von den Gedanken der Gattin zu verlieren, und dem in tiefster Liebeskraft bis zur demütigen Selbstaufgabe dienenden Weibe, für den die ersten Akte keine innere Lösung fanden, führt dieser Schluß in eine dumme Alltäglichkeit. Wie bei Hans Franck ward auch Hauptmann der gewählte Sagenstoff zu einem Zwangskleid. Wenn Hauptmann ihn ergriff, um seiner nicht eben freigebigen Erfindungsgabe Krücken zu leihen, so erwiesen sich diese Krücken als verzauberte Werkzeuge, von denen die Gestalten von Hauptmanns Gnaden Wege geführt werden, auf denen sie gelegentlich eine etwas wunderliche Figur machen. Mit dem eigentlichen Gehalt der Sage von der Markgräfin Griseldis hat Hauptmanns Werk nichts zu tun, wenn er sie parodierend umbiegend nicht sagen wollte: so hätten diese

Menschen handeln müssen, wenn sie Blut in den Adern hatten, und nicht wie die Puppen der Sage, die uns jede Erklärung für das sinnlose Wüten des Markgrafen schuldig bleibt. In Hauptmanns Menschen spricht nun das Blut besonders vernehmlich, und es ist prachtvoll, wie im ersten Akt die beiden Menschen, der Markgraf Ulrich und die Magd Griselda aufeinanderplatzen und die Widerspenstige sich zwingen läßt, weil Leib zu Leib will, da die Leiber für einander bestimmt sind. Sonst tragen beide sondergeartete Züge. Der Markgraf ist gedacht als eine Art Kraftmensch, den die eigene höfische Umgebung widert, und der sich deshalb in einem einfachen Leben als Landmann und Jäger mit Erdgeruch und so nur wohl fühlt, der sich dann aber in der Ehe mit Griselda zu einem nervenbelasteten Eifersüchtling auswächst und etwas unglaubhaft wirkt. Das Kindliche in seiner Natur käme überzeugender heraus, wenn er sich von innen heraus so darstellte und nicht in starker Absichtlichkeit Hauptmanns Darstellung oft etwas kindlich unbeholfen wäre. Stärker ist Griselda, und in ihrem Verhältnis zu dem Gatten werden tiefe, ewige Probleme im Geschlechterkampf berührt. Und wundervoll ist ihr Wort nach der Wiedervereinigung mit dem nun so weichen Gatten: „Du mußt mich weniger lieben, Geliebter."

Mit Hauptmann geht es uns jetzt eigen. Die Zeit hat ihn nicht in allem bestätigt. Den „Einsamen Menschen" (Deutsches Theater), die einst einer Generation als Kampfruf erschienen, stehen wir so verändert gegenüber, daß wir sogar zu einem Frontwechsel kommen. Johannes Vockerath und seine Seelenfreundin finden uns nicht mehr auf ihrer Seite, weil wir, was früher als berechtigte und sittliche Selbstbehauptung erschien, jetzt als Herzensroheit empfinden. In viele Wandlungen hat uns die Zeit hineingestoßen, aber seelisch sind wir empfindlicher und unterscheidender geworden. Es offenbart sich eine im Stillen vorgegangene Wandlung, an der der echte Expressionismus sein starkes Teil hat — und dieses Werk von Hauptmann trägt nicht soviel unbedingte Selbstbehauptung in sich, als daß wir den Grund zu der Ablehnung in unserm verwandelten Innern allein suchen müßten.

Grade bei der zu überprüfenden Einstellung zu Gerhart Hauptmanns Schaffen wird unser Problem deutlich: es geht jetzt nicht um irgendein Bühnenwerk, es geht um uns. In dem Erleben und Erleiden der Verwandlungen des Geistes, deren Dreizahl noch nicht der Abschluß zu sein scheint, ist wohl eine vorläufige Stufe erklommen. Der Vorgang im Unterbewußtsein drängt ins Licht der Bewußtheit. Vorstellungen, die uns mehr deuchten als Konventionen und Moden, haben Klang und Bedeutung verloren, Seelen- und Ewigkeitswerte, von jedem Staub befreit, behaupten den beherrschenden Platz. Was den so gewandelten Zuschauer nicht mit der gleichen Kraft des ersten Eindrucks hinreißt, hat die Probe der Zeit nicht bestanden.

* * *

Einen außerordentlich interessanten Versuch, das grobe, handelnde Schicksal in den Trägern der Handlung außerhalb des eigentlichen Bühnenspiels zu lassen und das innere Schicksal sich in den Seelen der mittelbar Betroffenen vollenden und darstellen zu lassen, bedeutet Karl Schönherrs „Kindertragödie" (Kleines Schauspielhaus). Schönherr läßt uns den Ehebruch einer Försterfrau in der Wirkung auf ihre Kinder mit erleben, denen mehr als der Himmel durch das Tun der Mutter einstürzt. Alle lebten froh, stolz und offen in der Sicherheit der elterlichen Liebe und dem Stolz gerade auf ihre schöne Mutter. Verschieden geht den Kindern ihre Welt zugrunde. Der Älteste, der das Entsetzliche zuerst begreift, findet in völliger Zerrissenheit nicht den Mut zu der befreienden Tat, den Störer ihres Lebens zu töten, zu der sich der Jüngste, der verhätschelte Liebling der Mutter, in Fieberkraft auf-

rafft, um daran zu sterben. Das mittlere der Kinder, die halbwüchsige Tochter, aber wird an dem Gegensatz zwischen den frommen Ermahnungen der Mutter und ihrem ehebrecherischen Tun so irre an den Werten des Lebens, daß sie sich einem rohen Burschen ergibt, den sie, solange ihr Glaube fest war, abwehrte. Manches, so der Schluß, ist zu grell, und nicht durchweg reicht das künstlerische Können aus, aber die innere Erschütterung, das Problem ganz aus der Verpflichtung gegen die Seelen der Kinder zu sehen, ist stark und nachhaltig.

* * *

Im „Deutschen Theater" wurde der „Urfaust" gegeben, in der Fassung, wie Erich Schmidt 1887 sie in der Handschrift der Göchhausen auffand, die im großen das umfaßt, was Goethe im Jahre 1775 vom „Faust" vollendet hatte. So dankenswert eine solche Aufführung für ein theatergeschichtliches Seminar oder die engere Goethe-Gemeinde sein mag, so ist der Gedanke, den „Urfaust" in den Spielplan aufzunehmen, rundweg abzulehnen. In der Fassung, wie die Göchhausen sie abgeschrieben hat, ist nur die Gretchentragödie abgerundet, alles andere ist Fragment. So schließt sich an den ersten Monolog mit dem Abschluß durch die Unterredung mit Wagner unmittelbar die Szene zwischen Mephisto und dem Schüler! Es ist sehr fesselnd, bei der Aufführung festzustellen, daß auch von der Bühne her manches im „Urfaust" stärker noch wirkt als in der letzten Fassung und unser in letzte Tiefen aufgewühltes Gefühl gegen den kalten Verstand — „sie ist die erste nicht" — stürmischer verlangt, daß in Gretchens Schicksal allen ihren Schwestern für immer Erlösung werde. Aber im Grunde heißt es doch, einen Ersatz zu geben, ohne jeden Zwang, während die letzte und höchste Vollendung immer bereit vorhanden ist. Goethe kennzeichnete die Anfänge seines Faust selbst, wie immer, am schönsten:

„In goldnen Frühlingssonnenstunden
Lag ich gebunden
An dies Gesicht.
In holder Dunkelheit der Sinnen
Konnt' ich wohl diesen Traum beginnen,
Vollenden nicht."

* * *

Die Inszenierung des Goetheschen Werkes war Max Reinhardts erste Tat als Regisseur, nachdem er als Theaterdirektor abgedankt hat — abgedankt hat nach endlosem Hin und Her, bei dem es immer wieder noch schien, als ob er die Leitung seiner drei Bühnen behalten würde. Es ist müßig, hier die Gründe zu untersuchen, die seinen Entschluß unwiderruflich machten. Im Augenblick seines Scheidens empfinden wir doch nur mit einem gewissen Schmerz, daß ein Band gelöst wird, das uns einst unendlich viel galt, wenn wir auch dem Ruf, der an uns von ihm erging, in jüngster Zeit nur zögernd folgen konnten. Gewiß, er hat, besonders in dem kaum mehr zu leugnenden Fehlschlag mit dem „Großen Schauspielhaus", ein Pfund, wie es so reich selten einem Manne gegeben war, verwuchert. Aber die Schuld der Dankbarkeit, die wir den unvergeßlichen Leistungen seiner früheren Jahre, die sich der Seele mit Erlebniskraft eingebrannt haben, zollen, kann nur dadurch abgetragen werden, daß wir auf der Haben-Seite ein gewaltiges Plus buchen trotz allem und allem, mit dem er uns erschreckt hat. Neben dem „Hamlet" und „Julius Cäsar" steht auch in jüngster Zeit die „Stella" — unlösbare Gegensätze zwischen größter Meisterschaft und völliger künstlerischer Unsicherheit!

Seinem Schaffen ist ein bitterer Epilog geschrieben: Zirkus Reinhardt[4]) von Franz Ferdinand Baumgarten in bewußter Titelanlehnung an Hans von Bülows „Zirkus Hülsen". Dem Buch fehlen Liebe und Ehrfurcht, sonst aber hat es alle Vorzüge einer glänzenden Abrechnung ohne Barmherzigkeit. Die Unmöglichkeit, dem Zirkus-Theater mit den Scheinbeweisen seinen Platz zu erkämpfen, wie sie Unbildung und Snobismus mit einem reichen Vorrat an Vokabeln beibrachten, ist hier mit wachsender Deutlichkeit betont worden, so kann von einer Erörterung dessen, was Reinhardt im besonderen anlangt, abgesehen werden. Zu der Frage des Riesentheaters sagt auch Baumgarten noch nicht das letzte, vielleicht nicht einmal das erste Wort, das die Erörterung auf die richtige Ebene stellt. Aber das grundgescheite Buch, mit funkelnder Bosheit und einem achtunggebietenden Wissen geschrieben, geht in seiner Bedeutung über den Einzelfall weit hinaus. Baumgarten zieht der lauten Bühnenkunst der letzten Zeit die Summe ihrer Existenz. Meisterhaft ist die Vernichtung — denn nichts anderes ist es — der Mitläufer des Expressionismus. Es ist dringend zu wünschen, daß dieses Buch von allen gelesen wird, die dazu neigen, sich von Schlagworten blenden zu lassen, wenn sie nur laut genug herausposaunt werden. Die geistige Befangenheit und abgründige Unbildung der größten Schreier in ihrer mißverstandenen geistigen Freiheit wird in glänzender Satire gegeißelt. „Es ist unterhaltend, wenn eine solche Gehirnschale aufgeht und die Leichtfertigkeit und Ahnungslosigkeit auch den intimidierten Mitläufern aufzuweisen ist, die gewohnt sind, mit offenem Mund den Tiefschwätzern zu lauschen. Expressionistische und aktivistische Literaten sind Pfaffen mit negativem Vorzeichen. Es sind die lieben alten Oberlehrer. Der Vollbart, den sie sich abgenommen, wächst ihnen jetzt im Kopf. Sie haben nichts zugelernt, nur die alte Bravheit vergessen." Und begreifen werden sie's trotz diesem nicht!

Sie wollen oder können nicht einsehen, daß sie um ihr Ziel, den schöpferischen Menschen frei von allen Fesseln, wie auch Bildung und Überlieferung sie bedeuten können, sich entfalten zu lassen, mit den verkehrtesten Mitteln kämpfen. Denn zu diesem Ende müßten sie den vorgeblichen Gegner erst einmal kennen. Unwissenheit allein und ein Mund voll Schlagworte genügen als Ersatz nicht. Statt Raum zu schaffen, ziehen sie über einem eingeebneten Boden die Decke so niedrig, daß höherer Wuchs in der Gemeinschaft jedes gleichberechtigten Nichtskönners verkümmern muß. Das gerade Gegenteil ihres Wollens wird so erreicht werden. Sie kämpfen um einen Ewigkeitswert in jämmerlicher Zeitgebundenheit mit der Geste innerer Unbedingtheit. Ihre Verwandlung ist ein Mummenschanz, kein seelischer Vorgang. So dürfen sie nicht greinen, wenn einer kommt und ihnen die Maske abreißt.

1. November 1920. R. P.

Politische Rundschau

Berlin, den 13. November 1920.

Die letzten Wochen, die erfüllt waren von diplomatischen und kriegerischen Aktionen, haben Europa nicht um einen Schritt dem wahren Frieden näher gebracht. Noch immer lebt Deutschland in formalem Kriegszustand mit Nordamerika. Noch immer droht ihm von Mächten, die ihre Unterschrift unter den Friedensvertrag gesetzt haben, ein kriegerisches Eingreifen mitten im Frieden. Diese Bedrohung kommt vom Osten, und sie kommt vom Westen. Wir dürfen uns keinen Illusionen

[4]) Potsdam 1920, Hans Heinrich Tillgner.

darüber hingeben, daß wir, wenn es uns auch im Innern gelungen ist, die Ruhe aufrechtzuerhalten, nach außen hin jederzeit vor die schwersten politischen Verwicklungen gestellt werden können. Wir müssen immer wieder davon reden und die Aufmerksamkeit der Welt auf diesen furchtbaren Zustand lenken, der Deutschland nicht zur Ruhe kommen läßt und ihm ein Arbeiten weder für seinen inneren Wiederaufbau, noch für die Wiedergutmachung der Kriegsschäden ermöglicht.

Lloyd George hat in seiner Guild-Hall-Rede davon gesprochen, daß Deutschlands Wille, seine Verpflichtungen auf dem Gebiete der Entwaffnung und der Kohlenlieferungen durchzuführen, anerkannt werden müsse. Er hat die Konsequenz daraus gezogen, daß eine militärische Bedrohung seiner Nachbarn durch Deutschland nicht mehr in Frage kommen kann, und daß sich danach die Politik gegenüber Deutschland zu richten habe. Wir hören die Botschaft, allein uns fehlt der Glaube. Solange immer noch in der französischen öffentlichen Meinung eine große Strömung dafür eintritt, daß sich Frankreich auf jeden Fall durch Besetzung neuen deutschen Gebietes Pfänder verschaffen müsse, und daß es diese Pfänder eventuell mit Gewalt in seinen Besitz nehmen soll, kann von einer Ruhe für uns und für Europa nicht die Rede sein.

Das Zeitungsduell zwischen Foch und Tardieu ist ja in mehr als einer Hinsicht bezeichnend. Die Clemenceausche Partei muß sich jetzt gegen den Vorwurf wehren, daß der Friede von Versailles dem französischen Volke nicht genug gebracht hätte, daß der Sieg seitens Frankreichs nicht richtig von seinen Politikern ausgenutzt worden wäre. Wie furchtbar klingt eine solche Auseinandersetzung für die Ohren des deutschen Volkes, das unter dem Versailler Friedensvertrag, dessen Unerfüllbarkeit und dessen Widersinnigkeit täglich jedem Deutschen klarer werden, so unendlich leidet.

Der Schrei nach einer Revision des Vertrages wird bei uns von Tag zu Tag lauter. Eine rednerisch vollendete Zusammenfassung der Gefühle des deutschen Volkes ist durch den Abgeordneten Dernburg im Deutschen Reichstag gegeben worden. Wie die alten Römer in ihren großen Reden immer wieder zusammenfassend ihre politischen Ziele, in einfachen Worten ausprägend, dem Volke klar machten, so hat Dernburg jede Gedankenreihe seiner Rede mit den lapidaren Worten geschlossen: Der Versailler Vertrag muß revidiert werden. Wir haben ein Recht darauf. Und wir lassen uns dieses Recht nicht nehmen.

Noch viel zu wenig ist in unserer Öffentlichkeit auf den Zynismus der französischen Annektionspolitiker hingewiesen worden. Das Gewissen der Welt muß wachgerufen werden, angesichts der Ruhrbesetzungspläne. Es ist ein unerhörter Vorgang, daß man es ruhig und in aller Öffentlichkeit wagt, von solchen Plänen zu sprechen und Vorwände dafür sucht, sie in die Wirklichkeit umzusetzen. Das alles in einem Augenblick, wo Deutschland auf die Gefahr des Ruins seiner eigenen Wirtschaft hin die größten Anstrengungen macht, und mit Erfolg macht, die schweren Verpflichtungen, die ihm durch das Kohlenabkommen von Spa auferlegt sind, zu erfüllen. Wir müssen es immer wieder mit aller gebotenen Deutlichkeit sagen, daß wir ein Recht Frankreichs zur Besetzung weiteren deutschen Gebietes, selbst wenn wir durch unvorhergesehene Ereignisse an der Erfüllung des Kohlenabkommens verhindert wären, niemals anerkennen werden. Auch in Spa ist eine solche Anerkennung nicht erfolgt, und es wäre eine schamlose Vergewaltigung des deutschen Volkes und jedes Völkerrechts, wenn solche Pläne ausgeführt werden würden. Es ist klar, daß ebensowenig eine teilweise Nichterfüllung oder eine Verzögerung der in Spa bezüglich unserer Entwaffnung übernommenen Pflichten der Entente einen Rechtsgrund zur weiteren Besetzung deutschen Gebietes geben könnte. Tatsächlich hat Deutschland bisher diese Verpflichtungen in loyalster Weise erfüllt. Die vorläufigen

Ergebnisse der Entwaffnungsaktion, 12 000 Maschinengewehre und über 1 Million achtmalhunderttausend Gewehre neben einer unendlichen Menge von anderem Waffenmaterial und Munition sollten geeignet sein, auch den anspruchsvollsten und mißtrauischsten Gegner zu befriedigen. Um so entmutigender ist es zu sehen, daß auch heute noch in der gegnerischen Presse die alte lächerliche Verdächtigung ausgesprochen wird, daß Deutschland zum Revanchekrieg rüste, daß man den deutschen Widerstand brechen müsse, indem man immer weiter hinein in das deutsche Gebiet den Keil der militärischen Besetzung treibt. Dieser Unersättlichkeit der fremden Militaristen und Machtpolitiker müssen wir immer wieder die für uns sprechenden Tatsachen entgegenhalten:

Wir sind entwaffnet. Wir haben keine Machtmittel mehr. Aber wir sollten wenigstens von denjenigen Machtmitteln Gebrauch machen, die wir noch haben. Vor allen Dingen von dem einen, die Übergriffe unserer früheren Gegner immer wieder an den Pranger zu stellen.

Die französisch-englische Auseinandersetzung über die Konferenz in Genf, die sich ohne unsere Mitwirkung und in Form eines lebhaften Notenwechsels vollzog, deren Niederschlag wir in der Presse verfolgen durften, ist zu einem gewissen Abschluß gekommen. Die beiden Mächte haben ein Kompromiß geschlossen. Frankreich wünschte der Reparationskommission das endgültige Recht auf Festsetzung der deutschen Entschädigung zu reservieren. England hielt daran fest, das Deutschland in Spa feierlich gegebene Wort einzulösen und bestand auf der Konferenz von Genf. Jetzt soll also die Konferenz stattfinden, doch wird ihr eine vorbereitende Konferenz in Brüssel vorangehen. Deutschland soll mit beratender Stimme an den Konferenzen teilnehmen, das letzte Wort aber soll dann später die Wiedergutmachungskommission sprechen.

Der deutschen Regierung muß es vor allen Dingen darauf ankommen, daß Deutschland die Möglichkeit erhält, in Genf vor einem internationalen Forum seinen Standpunkt zu vertreten, die Grenzen seines Könnens klar darzulegen und seine Anerbietungen mit gutem Willen und ehrlicher Erfüllungsabsicht zu machen. Gelingt das, so kommt es schließlich auf den modus procedendi weniger an, als darauf, in welchem Geiste die Verhandlungen geführt werden. Gelingt es dem französischen Imperialismus vorher, seine kriegerischen Ideen in die Tat umzusetzen, so brauchen wir keine Konferenzen mehr. Dann würde doch alles durch die Macht des Schwertes entschieden und Deutschland abermals um sein Recht ebenso betrogen werden, wie es schon durch den Versailler Vertrag um sein ihm von den Alliierten zugesichertes Recht betrogen worden ist.

Im Osten hat der polnisch-russische Vertrag von Riga die für uns ungünstige Wirkung gehabt, daß die polnische Bewegungsfreiheit außerordentlich verstärkt worden ist. Die Sowjetmacht, die sich in einer außerordentlich schlechten Lage befand, war gezwungen, diesen Vertrag mit seinen weitgehenden Bedingungen abzuschließen. Die Folge ist gewesen, daß Polen freie Hand gegenüber Litauen, freie Hand gegenüber Danzig, freie Hand gegenüber Oberschlesien und freie Hand uns gegenüber erhielt.

Mit der Einnahme von Wilna durch den polnischen General Zeligowski, der als Litauer verkleidet wurde, haben die Litauer ihre größte Stadt verloren. Die Idee der Volksabstimmung in Wilna unter dem Drucke der polnischen Bajonette, die die Vermittlungsaktion des Völkerbundes als Kompromiß vorgeschlagen hat, wird nur eine Farce sein. Schon gehen aber die polnischen Heere weiter auf Kowno vor, und man spricht davon, daß Geheimverträge zwischen Polen und Lettland bestehen, die auf eine endgültige Vernichtung und Aufteilung des litauischen Staates abzielen. Litauen wird also vor die Wahl gestellt, ob es als Bestandteil des polni-

schen Staates ein Scheindasein führen oder gänzlich auf sein staatliches Leben verzichten und von seinen Nachbarn aufgesaugt werden soll. Es ist verständlich, daß in diesem Verzweiflungskampf die Litauer den Versuch gemacht haben, aus Ostpreußen Freiwillige anzuwerben, die ihnen in ihrem Kampf gegen Polen helfen sollen. Die deutsche Regierung hat von vornherein, da sie in diesem Konflikt neutral zu bleiben gedenkt, alles getan, um den Übertritt solcher Freiwilligen nach Litauen, ebenso wie Waffenschiebungen zu verhüten. Im ganzen sind kaum mehr als 1000 Mann über die litauische Grenze gegangen, und die ganze Angelegenheit ist von einem Teil der französischen, polnischen und deutschen Presse sehr stark übertrieben worden.

Polen hat sich Deutschland gegenüber mit maßloser Intransigenz Übergriffe zuschulden kommen lassen, die auf die deutsch-polnischen Beziehungen schädlich zurückwirken mußten. Ein Teil der Netze-Schiffe, die mit Ladungen nach Polen gingen, ist von Polen beschlagnahmt worden. Deutsche sind widerrechtlich in Polen verhaftet worden. Gegen diese und eine ganze Reihe anderer polnischer Willkürakte und Rechtsverletzungen konnte deutscherseits nur dadurch wirksam vorgegangen werden, daß man Repressivmaßregeln gegen die polnische Durchfuhr von Stettin nach Polen ergriff. Die Wirtschaftsverhandlungen zwischen Deutschland und Polen mußten so bedauerlicherweise durch eine Wirtschaftssperre vorbereitet werden. Ein anomaler Zustand, denn beide Länder sind wirtschaftlich aufeinander angewiesen; dabei ist die polnische Industrie und Landwirtschaft in weitergehendem Maße von der deutschen abhängig als umgekehrt, um so mehr, als Polen in der schwersten Industriekrise und landwirtschaftlich vor einem außerordentlich trüben Winter steht. Der in Polen herrschende nationale Chauvinismus ist keine gute Basis für die endliche Herbeiführung guter nachbarlicher Verhältnisse. Es regen sich allerdings, wie es scheint, auch in Polen einige vereinzelte Stimmen, die für eine Verständigung mit Deutschland eintreten. Eine solche dürfte in Polens eigenstem Interesse liegen, denn was helfen den Polen alle französischen Bajonette und alle französischen Luxuswaren, wenn sie die wirtschaftlichen Bedürfnisse ihres Landes nicht befriedigen können?

Von der oberschlesischen Grenze kommt neuerdings beunruhigende Nachricht über militärische Vorbereitungen der Polen zu gewaltsamen Schritten gegenüber Oberschlesien, das der polnischen Propaganda aus der Hand zu geraten droht. Wir müssen die Polen vor der Weiterverfolgung solcher Ideen warnen, die nur zum Ruin für Polen selbst führen kann. Für die Erträglichkeit von solchen Gewaltmaßnahmen gibt es schließlich auch für das machtlose Deutschland Grenzen. Man sieht in Polen offenbar ein, daß durch den Ernst, mit dem deutscherseits den oberschlesischen Wünschen, namentlich in der Autonomiefrage, entgegengekommen wird, die polnische Propaganda keine Aussicht auf Erfolg hat. Man fängt aber auch in Europa, vor allem in England, an zu erkennen, daß die oberschlesische Frage keine deutsch-polnische, sondern eine europäische Frage ist, daß die Zugehörigkeit Oberschlesiens zu Deutschland eine Bedingung dafür ist, daß Deutschland überhaupt als selbständiger und für Erfüllung des Friedensvertrages leistungsfähiger Wirtschaftskörper bestehen bleibt. Die Oberschlesier selbst wissen, daß ihnen als Bestandteil des polnischen Staates nur die Rolle zufallen würde, die am Boden liegende polnische Wirtschaft mit ihrer Arbeitskraft und mit ihrem Reichtum zu sanieren und damit selbst schließlich dem Ruin zu verfallen.

Die Verhältnisse im Osten sind trotz der gegenwärtigen gestärkten Stellung Polens, das den Danziger Vertrag nicht unterzeichnet, weil es seine militärischen Garnisonen bis an die Ostsee erstrecken will, keineswegs stabilisiert. Lenin treibt eine Politik auf lange Sicht. Die Balachowitsch und Petljura, die, von polnischen

Waffen und Munition gespeist, trotz des Friedensvertrages auf Sowjetrußland losgelassen wurden, haben keine ernstlichen Erfolge zu erzielen vermocht. Die Russen konnten eine große Anzahl ihrer Divisionen von der Westfront abziehen und eine vier- bis fünffache Übermacht Wrangel gegenüberstellen, der sich in einer außerordentlich schwierigen Lage befindet. Die bolschewikischen Heeresberichte sprechen bereits davon, daß die Sowjetarmee ins Innere der Krim vordringe. So wird schließlich der polnisch-russische Friede, trotz des bevorstehenden furchtbaren Winters mit Hungersnöten und Kälte, doch wieder zu einer Stärkung des Bolschewistenregimes beitragen. Europa wird so lange im Osten nicht zur Ruhe kommen, bis das russische Problem gelöst ist.

In Deutschland scheint trotz des Machtzuwachses der Kommunisten eine Ernüchterung der radikalen Kreise, die sich von dem extremen Flügel abgespalten haben, eingetreten zu sein. Ob diese Ernüchterung allerdings anhalten wird, hängt davon ab, wie die innere Wirtschafts- und Ernährungslage Deutschlands sich in diesem Winter gestalten wird. Die bisherige Gewaltpolitik der Entente gegenüber Deutschland und die Nichtversorgung Deutschlands mit Nahrungsmitteln entgegen den Bestimmungen des Versailler Vertrages sind daran schuld, daß wir noch immer in dieser Beziehung ohne begründete Hoffnung auf Besserung sind.

Mit Aufmerksamkeit hat man in Deutschland die diplomatischen Verhandlungen zwischen Italien und Südslawien über die Regelung der Adria-Frage verfolgt. Anscheinend sind sie zu einem für beide Teile befriedigenden Ergebnis gekommen. Für die deutsche Diplomatie liegt Anlaß vor, über diese Verständigung zufrieden zu sein. Uns kann es nur recht sein, wenn Italien durch Konsolidierung nach außen seine Hände frei bekommt, um mitzuarbeiten an den großen europäischen Problemen, wenn es nicht mehr auf Schachergeschäfte zur Regelung seiner Lebensfragen angewiesen ist. Mit Südslawien bemühen wir uns ebenso wie mit der Tschecho-Slowakei in korrekte und wirtschaftlich gute Verhältnisse zu kommen. Die deutsche Diplomatie arbeitet mit Erfolg an diesem Problem. Zeugnis davon legen die Wirtschaftsverträge ab, die mit der Tschecho-Slowakei und mit Jugoslawien geschlossen worden sind.

Unsere Aufmerksamkeit ist auch in weiterem Sinne auf alles das gerichtet, was in Deutschösterreich und an dessen Ostgrenze vor sich geht. Der Anschlußgedanke lebt weiter im deutschösterreichischen Volke. Er ist trotz aller politischen Umgruppierungen und auch durch die opportunistische Politik derjenigen Männer, die jetzt in Deutschösterreich ans Ruder zu kommen scheinen, nicht zu töten. Daß der Gedanke im gegenwärtgen Moment nicht realisiert werden kann, ist den politisch Einsichtigen in Deutschösterreich und in Deutschland selbst klar. Solche Gedanken brauchen Zeit für ihre politische Verwirklichung. Sie verlangen Geduld und Zähigkeit. Die Rede des Ministers Simons im Reichstag legt Zeugnis davon ab, wie sehr man sich in Deutschland mit dem völkischen Problem beschäftigt. In Italien haben seine Worte über Tirol leider teilweise eine falsche Auslegung gefunden. Der Minister hat keinerlei politisches, sondern lediglich moralisches Interesse an der Behandlung der Südtiroler durch Italien gezeigt.

Der Angelpunkt der politischen Lage für die Welt ist auf absehbare Zeit noch das deutsch-französische Verhältnis. Der deutsche Außenminister hat sich bemüht, den französischen Forderungen, die der Sieger gegenüber den Besiegten erhebt, soweit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wie dies in Deutschlands Kräften steht. Aus seinen Worten muß jedenfalls der Wille der deutschen Staatsmänner gefolgert werden, nach Möglichkeit die übernommenen Verpflichtungen mit gutem Willen zu erfüllen. Das Echo der Rede in Frankreich ist nicht unfreundlich gewesen, und der französische Ministerpräsident hat Wert darauf gelegt, zu betonen, daß er die

Regelung der deutsch-französischen Frage im Sinne des Friedens herbeizuführen gedenke. Allerdings weiß niemand, wie stark Herr Leygues ist, und wie lange er an der Macht bleiben wird.

Daß England so stark mit den inneren Problemen des eigenen Imperiums beschäftigt ist, namentlich mit der irischen Frage, ist ein Unsegen für Deutschland. So sehr wir mit dem irischen Volke als einem unterdrückten Volke mitfühlen, so sehr bedauern wir, daß England auf dem europäischen Kontinente die Hände nicht frei hat, so daß Frankreich in Europa als hegemonische Macht nach Belieben und ungehindert schalten und walten kann. Auch daß Amerika immer noch und eigentlich immer mehr sich von den europäischen Problemen abwendet, ist für uns ein politischer Nachteil.

Wilson hatte die ungeheure Verantwortung übernommen, der Welt eine neue Charta mit neuen politischen Idealen zu geben. Er ist gescheitert und schließlich als ein sich selbst betrügender Ideologe besiegt aus dem Kampf hervorgegangen. Sein eigenes Volk wie die Welt hat jedes Vertrauen in ihn verloren; die Wahl von Harding ist die Verurteilung seines politischen Werkes. Die Wahl Hardings ist deswegen noch nicht ein Gewinn für uns. Amerika scheint sich jetzt ganz vom Völkerbunde zurückzuziehen, und wir haben keinerlei Garantien, daß es den Amerikanern gelingen wird, eine bessere Organisation der Welt als diese jämmerlichste aller politischen Phantastereien in die Wirklichkeit überzuleiten. Die französische Diplomatie macht alle Anstrengungen, um auf Harding Einfluß zu gewinnen, schon deshalb, weil Frankreich sich immer noch in den Träumen wiegt, Amerika als Finanzier für die französische Wirtschaft zu gewinnen. Das deutsche Bestreben wird es sein müssen, zunächst mit Amerika zu einem friedlichen Verhältnis zu gelangen, das eine Wiederaufnahme der wirtschaftlichen Beziehungen gestattet. Illusionen und Hoffnungen dürfen wir uns auch in dieser Beziehung nicht hingeben. Wir werden bei der jetzigen Haltung der amerikanischen Öffentlichkeit auch dort einen schweren und zähen Kampf zu führen haben.

Die bisherigen Erleichterungen des Versailler Vertrages, wie sie von England ausgehen (Aufhebung der wirtschaftlichen Repressalien-Rechte) und wie sie von einigen Staaten, Italien, Japan, hinsichtlich der Freigabe des kleinen deutschen Eigentums vorgenommen worden sind, endlich auch die vorläufige Freigabe der Dieselmotoren, sind doch nur ganz geringe Anfänge des großen Werkes der Vorbereitung unserer wirtschaftlichen Wiederaufrichtung. Allein können wir dieses Werk nicht vollbringen. Unser eigener Wiederaufbau, wie die Erfüllung des Friedensvertrages sind nur dann möglich, wenn wir aufhören, die Parias der Welt zu sein. Man muß uns unser Privateigentum in den fremden Ländern wieder zurückgeben und uns gestatten, Schiffahrt und Handel zu treiben, zu exportieren und Geld zu verdienen. Sonst werden wir nicht fähig sein, weder für uns, noch für die Welt etwas zu leisten.

Käthe Kollwitz

Einseitig und einzig, groß und doch begrenzt ist das Werk dieser erstaunlichen Frau. Vor etwa drei Jahrzehnten wurden die Weberaufstand-Radierungen der noch ganz jungen Künstlerin ausgestellt; zu einem ungewöhnlichen Können kam Herbheit, verbissene Kraft, die Verzweiflung der Empörung, ein ungewöhnliches Aufsehen haben diese Blätter erregt. Damals war jedoch gegenständliches Interesse, persönliches Bekenntnis in der Kunst verpönt, jetzt wird all dieses von vielen gebieterisch gefordert, beherrscht als Expressionismus (bis zu seinem vielleicht

nahe bevorstehenden Eingehen) die Welt. Ästhetische Probleme und Schlagworte haben sich geändert, nicht Käthe Kollwitz, wenn auch eine gewisse technische Vereinfachung, Zusammenfassung sich in ihrer letzten Epoche zeigt. Sie ist, was sie war, sie kann nichts anderes sein. Diese rückhaltlose Überzeugung verleiht ihrem Werk die Stoßkraft, den erschütternden Klang.

Ihre Sendung ist es, den Jammer der zu Boden gedrückten Massen zu schildern, die stumme Klage der verhärmten Mutter, den rührenden, wenn auch schon siechen Reiz der nur zu bald durch den Druck harter Lebensbedingungen sich verrohenden, verbitternden Kindergesichter. In schonungslos schroffer Zeichnung bringt sie die eigenen Züge, die Züge einer stark wollenden, stark empfindenden, unerbittlich ihr Ziel verfolgenden Frau. Sie kennt nicht Glück, noch Schönheit, nur einmal blühen in ihren Werken Blumen, sie umwachsen jedoch eine halbnackte, am Boden sich krampfende, gefesselte Gestalt, „Vergewaltigung" heißt das Blatt. Nur einmal bringt sie tanzende Frauen — es sind stumm und doch stolz ekstatisch um das Fallbeil den Reigen stampfende Weiber.

Als Künstlerin steht Käthe Kollwitz an bevorzugter, beneideter Stelle, ihr ist der Professortitel verliehen worden, in den ausschließendsten Künstlervereinigungen steht ihr Name als einziger Frauenname, in allen staatlichen Kupferstichkabinetten befindet sich ihr Werk. Sie lebt jedoch unter den Massen im fernsten Osten von Berlin, hat in jener Arbeitergegend, in den bescheidenen Räumen eines anarchistischen Jugendvereins (Petersburger Str. 39) in diesem Herbst ausgestellt. Ihr Mann ist Armenarzt, rings umher haust das Elend, jenes Elend der darbenden Mütter und Kinder, das sie im brennenden Herzen mitempfindet und in nicht zu vergessender Kraft darzustellen vermag. Marie von Bunsen.

Weihnachtsrundschau

Der Querschnitt durch den schier ins Unendliche gestiegenen Büchereinlauf, wie ihn die weihnachtliche Übersicht zu legen versucht, ergibt durchweg ein erfreuliches Bild. Es ist viel Wagemut, ein großes Können vielfach, ein behutsames Auswählen in dem Bewußtsein ernster Verpflichtung und ein Bestreben im deutschen Buchhandel zu spüren, trotz aller Erschwerung auch äußerlich die stillen Freunde, die Bücher — getreuer und zuverlässiger als die Menschen, da ohne die Gebrechen der Veränderlichkeit — in gutem Gewande auftreten zu lassen. Auch die Preisgebarung überschreitet fast nirgends die durch die Not der Zeit immerhin weitgesteckten Grenzen. Die Fülle der Gesichte gestattet kein Verweilen im einzelnen. Drum ist von vornherein Minderwertiges ausgelassen, und die Erwähnung an diesem Platze soll, auch ohne näheres Eingehen, eine Empfehlung bedeuten.

Jugendschriften

Für die Kleinen und Kleinsten ist recht gut vorgesorgt. Es ist besonders hübsch, daß man den jungen Herzen und Augen, die mit abgrundtiefem Vertrauen alles von den Großen zu empfangen bereit sind, mit dem Besten dienen kann. — An erster Stelle verdienen die neuen „Nürnberger Bilderbücher" genannt zu werden (Gerhard Stalling, Oldenburg), von denen 14 Bände vorliegen. Hier ist etwas ganz Entzückendes geschaffen worden, das bei den Kindern und ihren Eltern helle Freude auslösen muß. Eigenartig, ohne dem Verständnis der Kleinen entrückt zu sein, lustig in überquellender Laune, belehrend ohne jede Aufdringlichkeit in

einprägsamen, spielenden Reimen bilden die farbenprächtigen Bände, die durch Verwendung des farbigen Offsetdruckes ausgezeichneten Bildergaben, die auch den Verwöhnten befriedigen können, etwas schlechthin Neues, das kaum genug gelobt werden kann. Es ist so unendlich viel Verständnis für die kindliche Psyche und so warme Liebe darin, daß man hoffen kann, durch diese sehr persönlichen Bücher, die auf das glücklichste die Phantasie der Kleinen anregen, Dutzendware zu verdrängen und Wege gehen zu können, die zu warmem, buntem Leben führen. Die Künstler, die mitgearbeitet haben, sind von der lohnenden Aufgabe so mitgerissen worden, daß alle Quellen ihres Könnens erschlossen sind. Karl Großmann, Asta Drucker, Inge Taucher, Wanda Zeigner-Ebel, Aenne Müller-Knatz, Ernst Kutzer, Else Birkenstock, Hanns Land, Horst Brütting haben in schönem Wetteifer kleine Wunderwerke an Farbenpracht und Laune zu den lustigen Versen von Will Vesper, Adolf Holst, Martin Dentzky geschaffen und zum Teil auch selber den lustigen Text zu ihren Farbenphantasien geschrieben. Da ist das „Buch vom lieben Weihnachtsmann", die „Reise ins Schlaraffenland", „Wichtelmannshausen", der „lustige Jahrmarkt", „Was Fritz und Suse auf dem Jahrmarkt erlebten", „Wir zwei Beide", „So geht's auf unsere Weise, So ist es Kinderbrauch", „Wir sind allein zu Haus", „Tandaradei", neue Kinderlieder, „Sneewittchen", „Däumelinchen" und des „Wiesemännchens Brautfahrt", und man möchte keins vor dem andern bevorzugen. Eine besondere Note haben die bunten Bücher „Woraus wird alles gemacht, was wir zum täglichen Leben gebrauchen" und „Handwerksleut' der Kinder Freud'", die ganz zwanglos den Kindern Wissen vermitteln, das sie unbewußt mit Lachen und Frohsinn sich einprägen werden. Der Preis der Bücher in ihrer sehr guten Ausstattung mit einem lustigen Vorsatzpapier ist für die heutige Zeit ein verhältnismäßig niedriger, er hält sich zwischen 15 und 22 Mark. Dafür kann man aber den Kindern zwischen drei und zehn Jahren die schönste Weihnachtsfreude bescheren. — Auf gleicher Höhe wie diese Bücher hält sich eine feine und hübsche Gabe, betitelt „Ein Starenheim in Bild und Reim" mit Versen von Emmy Landmann, denen man anmerkt, daß die Verfasserin selber eine glückliche Mutter ist, und mit wirklich guten, künstlerisch starken Bildern von Kurt Böttcher in ausgezeichneter Reproduktion (Offenstadt und Fellheimer, Nürnberg).

Von Märchen liegt eine gute Auswahl vor: „Es war einmal", veranstaltet von Friedrich Albert Meyer mit Zeichnungen von Otto Ubbelohde, dessen Befähigung gerade für diese Gattung schon von den Bildern zu den Grimmschen Märchen bekannt ist (Verlag Deutsche Jugend, Leipzig). Von diesen und den Märchen von Andersen, von Goethe, Ludwig Bechstein, Storm, Hauff u. a. ist ein schöner Strauß zusammengebunden, in einer geschickten Bearbeitung, die Längen beseitigte, ohne den Kern anzutasten. Die Ausstattung ist sehr sorgfältig. — In der schönsten Märchensammlung, die wir kennen, „Das Märchenbuch" (Bruno Cassirer, Berlin), ist als 9. Band „Frau Holle und anderes" mit sehr frischen Zeichnungen von Bernhard Hasler erschienen. Diese feinen Büchlein geben dem Erwachsenen vielleicht noch mehr als den Kindern. — „Die schönsten Märchen aus Tausend und einer Nacht" in der Bearbeitung für die Jugend durch Paul Moritz bilden mit den wirkungsvollen Bildern von K. Mühlmeister (K. Thienemann, Stuttgart) in glänzender Ausstattung eine in jeder Hinsicht anregende und gediegene Gabe. — Ansprechend und nett sind auch die beiden Himmelsmärchen von Hero Max. „Legende vom Christkind und vom Sternlein", mit freundlich-humorvollen Bildern von Jos. Mauder, die in einem hübschen Bande vereinigt sind (Franz Schneider, Berlin-Schöneberg), ebenso wie die aus dem Schwedischen übertragenen Erzählungen „Unter Gnomen und Trollen im nordischen Märchenwald" von Lotte Haedicke mit Buchschmuck von Hans Joachim Lau

(ebenda). Derselbe Verlag, der für Kinderbücher Opfermut und eine glückliche Hand zeigt, gibt einen lustigen, bunten Kinderkalender für das Jahr 1921 heraus mit fröhlichen Versen von Adolf Holst, einem gereimten Kalendarium von Margarete Bruch und 25 farbigen Lithographien und 12 Schwarz-Weiß-Tafeln von Ernst Kutzer, die sehr hübsch geraten sind. — Eine besonders feine Gabe ist das Märchen von Eva Schröter „Annelis Traum" (F. P. Datterer & Cie., Freising-München) mit reizenden Bildern von H. Stockmann, das in einer allerliebsten Einkleidung das Kindergemüt zur Nachdenklichkeit über seine tägliche Umgebung und zur Ehrfurcht gegen die Seele der Dinge anregt. — Ernst Stemmann hat in dem Buch „Der König ohne Schlaf" durch Verarbeitung alten deutschen Sagengutes Geschichten zusammengestellt, die durch ihre nahe Verwandtschaft mit unsern Volksmärchen auf starken Anklang rechnen können (K. Thienemann, Stuttgart). Seine Art zu erzählen, bei der sich in seiner bildhaften, eigenen Sprache die Geschichten von Königen, Rittern, Spielleuten, Feen, Luft- und Wassergeistern zu etwas Neuem formen, wird durch die Bilder von August Dölker wirksam unterstützt. Im gleichen Verlag, dessen Wirken für gute Jugendschriften schon im vorigen Jahr hier hervorgehoben wurde, sind in guter Ausstattung mit Bildern von Rudolf Münger (Bern) Jeremias Gotthelfs Schweizer Geschichten erschienen. Das bedeutet einen glücklichen Griff, denn in dieser Poesie des Alltags mit ihrer Bodenständigkeit und Echtheit liegt ein starker Schatz von Anregung und Freude für die Jugend, die der schlechten geistigen Kost der Marlitt u. a. mit der inneren Unwahrhaftigkeit der Charakterschilderung himmelhoch überlegen ist. — Zwei weitere Bücher des gleichen Verlages: „Asgard", die Götterwelt unserer Ahnen, in flüssiger Darstellung durch Leopold Weber, und C. Ferdinands „Die Pfahlburg" führen die Jugend in lebendiger Form zu den Quellen deutschen Geistes und in das Verständnis der ältesten Zeiten unseres Volkes. — Margarete Lenk zeigt in ihrer Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege „Des Pfarrers Kinder" (Johannes Herrmann, Zwickau), mit Bildern von H. Barenführ, daß ihre Erzählergabe auch auf historischem Gebiet sich bewährt. Eine tiefe, innige Empfindung, getragen von Herzensfrömmigkeit, geben dem Buch einen guten Rang in der Jugendliteratur. Erwähnt seien auch die bunten Hefte des gleichen Verlages, die anziehende, kindliche Erzählungen von Margarete Lenk „Man bittet stark zu klingeln!" und „Die kleinen Meistersänger", sowie von Bertha Mercator „Das stille Kind" und „Dummerchen" enthalten. — Empfehlenswert sind auch die Bücher von Frieda Jung „In der Morgensonne", „Maienregen und Gottessegen" und „Freud und Leid" (Burkhardthaus-Verlag, Berlin-Dahlem), die Ernst und Frohsinn, Echtheit und Können in wirksamer Verbindung bringen. — Auch nichtkatholischen Kreisen werden zwei Jugendbücher des Verlages Herder, Freiburg, Freude bereiten: „Großmutters Mädchentage" von Helene Pagès und „Der Schleuderer" von M. Homscheid, beide illustriert von Rolf Winkler. In beiden ist die im Unterton mitschwingende moralische Absicht durch eine reife Kunst der Erzählung, eine scharfe Auffassung und Beobachtung, einen poetischen Hintergrund mit so viel natürlichem Takt gemildert, daß den Heranwachsenden hier eine feine Gabe geboten wird. — Ein Buch desselben Verlages „Max Butziwackel, der Ameisenkaiser", nach Luigi Bertelli von Luise von Koch, leitet zu einer besonderen Gattung von Jugendschriften über, die ganz besonders empfohlen sei. Die Versuche, der Jugend in geeigneter Einkleidung Kenntnisse der Natur zu vermitteln, sind sehr zu begrüßen. Hier wird ein fauler Knabe in eine Ameise verwandelt, und in seiner Entwicklung zum Herrn dieses merkwürdigen Völkchens rollt das ganze Leben der Ameisen, mit genauem Wissen um ihre Bräuche geschrieben, ab. — Wenn Heinrich Sohnrey Dorfjugendgeschichten

zu einem Bande vereint, „Fürs Herzbluten“ (Deutsche Landbuchhandlung, Berlin), so weiß man, daß hier für die Jugend vom Guten das Beste geboten wird. Den Titel wählte er von dem Zustand der kindlichen Seele, wenn ihr Herz blutet, weil sie nach etwas verlangt, das sie besonders innig begehrt. Für das geistige Herzbluten nun gibt Sohnrey den Kindern das Schönste, das sie nur wünschen können: Echtheit, Liebe, Wärme. Drum wünschen wir gerade diesem Buch besonders weite Verbreitung. — Um eine höchst notwendige Kenntnis der Technik und ihrer Gesetze handelt es sich in dem schon vorjährig hier erwähnten Buch von T. Lerche, Arbeiter unter Tarnkappen (K. Thienemann, Stuttgart), das wirklich einem Bedürfnis entgegenkommt. — Außerordentlich wertvoll und einleuchtend ist das optische Experimentierbuch für die Jugend von Karl Horn „Licht und Finsternis“ (Bruno Kuehn, München), das mühelos den Weg zu den schwierigen Problemen der Optik durch die einzig richtige Verbindung vom Lernen und Experimentieren weist. — Kindern wie Erwachsenen in gleicher Weise willkommen wird Carl W. Neumanns „Märchenbuch der Natur“ sein (Quelle & Meyer, Leipzig). In einer Wilhelm Bölsches Art verwandten Form wird ein Einblick in die unendlichen Wunder der Natur eröffnet, die in ihrer Rätselhaftigkeit und ihrem Reichtum die Wunder der Märchen in den Schatten stellen. Hier wird ein Doppeltes erreicht: eine Einführung in die Natur, die uns stündlich in ihrer unerschöpflichen Fülle umgibt, und zugleich die Erziehung zur Andacht und Ehrfurcht vor dem großen Geheimnis der lebendigen Schöpfung. — Wie dieses prächtige Buch leitet auch das Sammelwerk „Zu neuen Ufern“, ein Jungmädchen- und Frauenbuch unserer Zeit, herausgegeben von Adelheid Jastrow und Paul Gärtner (Franz Schneider, Berlin-Schöneberg) zu den Bedürfnissen der Erwachsenen über. Die Pflichten der heranwachsenden Generation sind andere und schwerere, als die uns einst erwarteten, und darum ist es ein Gebot leidiger Notwendigkeit, rechtzeitig auch die jungen Mädchen in die Zusammenhänge unseres staatlichen Lebens einzuführen. Die Auswahl der hier vereinigten Beiträge ist sorgfältig und geschickt, Parteitaktik kommt so weit zum Durchbruch, wie es nun einmal von Parteibefangenen nicht anders zu erwarten ist, aber es werden die Grenzen gewahrt. Es wäre aber doch zu wünschen, daß gerade den Jungen stärker die Notwendigkeit einer leibhaften Volksgemeinschaft als die einer Gliederung in Parteien gezeigt würde.

Klassische Literatur

Gesamtausgaben — Einzeldrucke — Briefe.

Auf die „Goldene Klassiker-Bibliothek“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin) konnte an dieser Stelle schon wiederholt mit wärmster Empfehlung hingewiesen werden, so daß wir mit besonderer Freude mitteilen, daß die Ausstattung und die Einbände auf der alten Höhe sich halten, ohne daß die Preise mehr als notwendig gestiegen sind. Das ist um so mehr zu begrüßen, als sich entschieden in weiten Kreisen ein starkes Bedürfnis nach den Schätzen unseres Besitzes an Klassikern bemerkbar macht. Die großen Vorzüge dieser Sammlung, die in ihrer Gesamtheit unser bestes Gut fast lückenlos vermittelt: zuverlässiger Text, gediegene Einleitungen und Lebensbilder, reichhaltige Beigaben von Porträts und Handschriftenproben, die wirksame Erleichterung des Verständnisses durch Anmerkungen und sichere Register, zeigen auch die uns vorliegenden Ausgaben. Eine gute Auswahl von Gellerts Werken in einem Band hat Fritz Behrend besorgt, Herders Werke, die uns jetzt erstaunlich nahe kommen, gibt in 3 Bänden Ernst Naumann, Novalis' Schriften in 1 Band Hermann Friedemann, Hauffs Werke in

2 Bänden Max Drescher, die Werke von Anastasius Grün in 3 Bänden Eduard Castle, Halms Werke in 2 Bänden Rudolf Fürst, Rückerts Werke in 3 Bänden Elsa Hertzer heraus, zu denen Edgar Groß ein Lebensbild Rückerts beigab. Eine besondere Erwähnung verdient die einbändige Auswahl von Geibels Werken, die Friedrich Düsel getroffen und mit einem Lebensbild eingeleitet hat, das dem eine Zeitlang über Gebühr mißachteten Lübecker den rechten Platz in der Literaturgeschichte zuweist. — Eine kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe von Arnims Werken in 3 Bänden besorgte Alfred Schier in Meyers Klassiker-Ausgaben (Bibliographisches Institut, Leipzig), die diese rühmlichst bekannte Sammlung durch die aufgewandte Sorgfalt durchaus auf der alten Höhe zeigt. — Durch die Bände 6 bis 8, die eben erschienen sind, ist die ausgezeichnete Gesamtausgabe von Storms Werken (Insel-Verlag, Leipzig), der der Leipziger Literarhistoriker Albert Köster sein Wissen und seine Sorgfalt lieh, vollendet. In ihrer Anlage und musterhaften Ausstattung bedeutet diese Ausgabe eine Arbeit, auf die wir mit vollem Recht stolz sein können. Das ist überhaupt das Gefühl, das uns überkommt, wenn wir überschauen, was deutsche Verlegertüchtigkeit und -mut in Verbindung mit deutscher Wissenschaft und deutschem Kunstgewerbe gerade für die Werke unserer klassischen Literatur geleistet haben. Im deutschen Buchhandel ist es eine Selbstverständlichkeit, daß auch die Meisterwerke der Weltliteratur mit der gleichen Sorgfalt behandelt und verbreitet werden. Diese Leistungen sprechen für sich selbst und werden die beste Propaganda für den deutschen Geist bilden, den keine Schranken von der Welt absperren können. Nachstehend sei eine kurze Übersicht über die Tätigkeit einiger Verlagsunternehmungen gegeben, die dem unausschöpfbaren Inhalt ein besonders würdiges Kleid zu geben verstanden. — Eine Sammlung der sämtlichen Novellen von Goethe veranstaltet Heinz Amelung (W. Girardet, Essen). Die Zusammenstellung bietet auch dem Goethe-Kenner in ihrer Gesamtheit einen neuen Eindruck und wird bei dem Laien ein überzeugendes Bild von Goethes Kunst als reiner Erzähler hervorrufen.

Propyläen-Verlag.

Das große Unternehmen, dem wir wahre Prachtwerke der Buchkunst verdanken, ist nach langer, schmerzlich empfundener Pause durch Übergang in den Verlag Ullstein & Co. zu neuer Blüte gediehen. In der Reihe der „Klassiker des Altertums", ausgewählt und herausgegeben von Hanns Floerke, ist als 15. Band der zweiten Reihe „Der Kranz des Meleagros von Gadara" erschienen. Die Übersetzung, der der Urtext gegenübergestellt ist, besorgte der jüngst verstorbene August Mayer, der seine Dichtwerke unter dem Namen August Gehler herausgab, ein Mann, der seiner Veranlagung und seinen Gaben nach zu den deutschen Humanisten gehörte. Diese Auswahl griechischer Epigramme ist um so mehr zu begrüßen, als sie auch dem Kenner der antiken Literatur eine Gattung näher bringt, die hinter den allgemein bekannten Meisterwerken lange hat zurückstehen müssen. Die Übersetzung ist außerordentlich lebendig und von feinstem sprachlichen Takt unterstützt. Von gleicher Meisterschaft ist die Nachdichtung der Elegien des Tibull durch Hermann Sternbach, die als der zweiten Reihe 13. Band erschienen ist. Auch dem zweiten „Triumvirn der Liebe", Properz, wurde die selbe Sorgfalt zuteil (2. Reihe, Band 14), und für Sternbach war es wahrlich kein „Verbrechen, daß Properz ihn begeistert". Die Elegien beider führen uns in eine wundervolle Welt, in der wir unter dem Schatten des Ewig-Menschlichen die gequälte Brust entladen und uns dem Zauber der „Liebe, nichts als Liebe" hingeben können. — In der Sammlung „Werke der Weltliteratur" sind als erste Bände erschienen der saftstrotzende, burleske „Goldene Esel des Apulejus von Madaura", aus dem Lateinischen

übersetzt von August Bode, E. T. A. Hoffmanns „Elixiere des Teufels“ und die ewige, rührende Geschichte der „Manon Lescaut und des Chevaliers des Grieux“ von Abbé Prévost, ins Deutsche übertragen von Franz Leppmann, mit vielen Illustrationen nach den Holzschnitten von Tony Johannot. Die vollendete Ausstattung der Bände leitete Hugo Steiner (Prag), der Druck auf bestem Papier erfolgte in der Offizin von Poeschel & Trepte in Leipzig. Gleichfalls dort gedruckt ist auch das „Buch der Epigramme“, in dem Ludwig Fulda mit einer klugen Einleitung eine lebendige Auswahl deutscher Sinngedichte aus vier Jahrhunderten von Weckherlin bis Christian Morgenstern gibt; den Einband zeichnete ebenfalls Hugo Steiner. — Die Bände des Propyläen-Verlages werden eine Zierde jeder Bibliothek bilden.

Insel-Verlag.

Die alte Vorliebe für diesen Verlag wird immer aufs neue mit jeder Sendung bestätigt, und man läßt sich so gern überraschen in der Gewißheit, daß die hochgespannte Erwartung sicherlich nicht untertroffen wird, da die Initiative und das feine Gefühl der Leitung stets neue wertvolle Anregungen bringen. Eine Quelle steter Freude ist die künstlerische Ausstattung, die sich durchaus auf der alten Höhe hält. — Von der Storm-Ausgabe war schon die Rede. Eine wertvolle Bereicherung bedeutet der Insel-Shakespeare, Shakespeares Gesammelte Werke in Einzelausgaben, von denen Hamlet, Othello und Macbeth bisher erschienen sind. An der Schlegel-Tieckschen Übersetzung ist festgehalten, aber sie ist bearbeitet und nach der Handschrift, die in Dresden aufbewahrt wird, ergänzt. In einigen Teilen liegt eine völlige Erneuerung vor, die durchaus zu begrüßen ist, ebenso wie der Umstand, daß außerordentlich charakteristische Stellen mitgedruckt werden, die aus einer uns schwer verständlichen Rücksicht von Schlegel im Buch fortgelassen sind. Die beigegebenen Erläuterungen treffen überall das Wesentliche. Die große Arbeit wird geleistet von Hermann Conrad, Max Förster, Ludwig Fraenkel, Marie Luise Gothein, Rudolf Imelmann, Fritz Jung, Max J. Wolff. — In der Sammlung „Der Dom“ erscheinen die schönsten Bücher deutscher Mystik, die gerade unserer Zeit besonders nötig sind und von vielen in noch unklarem Sehnen gesucht werden. Eine Auswahl aus Jakob Böhmes Schriften, die alles Wesentliche umfaßt, hat Hans Kayser getroffen. Sehr dankenswerterweise sind Böhmes Lebensbeschreibung von Abraham von Franckenberg und der „Inbegriff der Grundweisheit oder kurzer Auszug aus den Schriften des deutschen Philosophen in einem verständlichen Zusammenhang“ von Friedrich Christoph Oetinger vorangesetzt worden. — In der gleichen Sammlung ist G. Th. Fechners Zend-Avesta erschienen, bearbeitet und gekürzt von Max Fischer. Diese „Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung“ werden für die meisten etwas schlechthin Neues sein. Denn von dem Forscher und Seher Gustav Theodor Fechner (1801—1887) wußten wohl nur wenige. Aber seine Lehre, die ganz auf das Innerliche, Ewige geht, wird jetzt vertieftes Verständnis finden, da die Zeit für sie reifer geworden ist. Nach ihm ist die Erde ein nach Menschenart, aber im höheren Grade beseeltes Wesen, nach dem Leibe sind wir Glieder ihres Körpers, nach der Seele Teile der Erdseele. — Auch die Übersetzung Theodor Brauns von Thukydides' Geschichte des Peloponnesischen Krieges in zwei Bänden, die aus einem feinen Gefühl für den Geist der griechischen Sprache eine flüssige Eindeutschung darstellt, kommt just zur rechten Zeit. Denn durch die Katastrophe, in die wir hineingerissen sind, ist unser Gefühl für die großen Zusammenhänge der Geschichte wesentlich geschärft, und wir lesen die Darstellung vom Untergang Athens mit größerem Nutzen als früher. — Ein sehr starkes Buch ist Ernst Bertrams Liederkranz „Straßburg“, ein Kreis,

der uns unmittelbar ans Herz rührt. Wir verzeichnen mit ganz besonderer Freude, daß hier in künstlerisch vollendeter Form bei einem geistigen Menschen ein echtes, aus dem Noterlebnis geborenes Nationalgefühl in Schmerzen zuckt, aber den Glauben bewahrt. Diese Lieder gehen uns alle an. — Als den Gruß eines unbekannten Freundes empfinden wir die aus dem Holländischen übertragenen „Europäischen Aufsätze" von Albert Verwey. Sie sind besonders wohltuend, weil er seinen Ruf an uns ergehen läßt, da wir in Not sind. Für ihn ist das Leben der Kerngedanke, von dem aus neue Inhalte und wirkliche Gefühlswerte in die Sprache dringen können, die in jahrhundertelanger Abnützung zum Begrifflichen erstarrt ist. Und er hat das „tiefe Bewußtsein einer geistigen Gemeinschaft, die keine Grenzen kennt". In dem tiefen Sinn des esprit de l'au-dela, der uns den Glauben an die Gemeinschaft aller Menschen zurückgeben könnte, wenn nicht nur ganz vereinzelt Kunde von ihm zu uns käme, wollen wir die bedeutenden Arbeiten des holländischen Dichters und Denkers annehmen. — Auf die ebenfalls aus dem Holländischen übertragene Novellensammlung „Die schöne Jagd" von Arthur van Schendel wird sich ein Eingehen an anderer Stelle hoffentlich ermöglichen lassen. — Stefan Zweig widmet seinen feinsinnigen und tiefschürfenden Essai-Band „Drei Meister" den größten Romanschriftstellern, die wir kennen, Balzac, Dickens, Dostojewski, die seiner — von bewußter Einseitigkeit nicht ganz freien — Auffassung nach den Typus des großen epischen Weltbildners im neunzehnten Jahrhundert geschaffen haben. Hier spricht ein Dichter von Dichtern, so wird auch innerer Widerspruch zu lebendiger Anregung. — Die Insel-Bücherei, die längst ihren unbestrittenen Rang und Platz hat, bringt in ihrer neuen Folge in glücklichster Mischung altes Gut aus allen Reichen mit kräftigen und feinen Schößlingen unserer Tage. Die gleiche Freude wie die früheren Bändchen werden erregen die „Zwei Reden Gotaemo Buddhos" in der ausgezeichneten Übertragung von Karl Eugen Neumann, das indische Hohelied „Gitagovinda", Plutarchs Leben des Themistokles, die Übertragungen aus der altmönchischen Literatur „Was sich Wüstenväter und Mönche erzählen", die „Berichte von der Entdeckung Perus", aus Schilderungen von Mitkämpfern und Augenzeugen, Cervantes' „eifersüchtiger Extremadurer", Puschkins „Pique-Dame", die Sammlung „kymrischer Dichtungen", Felix Timmermanns „Die sehr schönen Stunden von Jungfer Symforosa, dem Beginchen" — ihm verdanken wir das wunderfeine „Jesuskind in Flandern" — die Übertragung aus dem Mittelhochdeutschen von Meier Helmbrecht, die erste deutsche Selbstbiographie, „Das Leben des Burkard Zink", und der entzückende Band, von Marcus Behmer gesetzt und mit sieben Bildern versehen, „Von dem Fischer un syner Fru", Justus Mösers „Patriotische Phantasien", Ludwig Tiecks „Die Gesellschaft auf dem Lande", Platens Gedichte, seines Widersachers Heine „Elementargeister", Hegels „Einführung in die Phänomenologie des Geistes" und die prächtige Sammlung „deutscher Wanderlieder". Mit den Werken moderner Autoren: Rudolf G. Bindings feiner „Legende von der Keuschheit", Wilhelm Weigands Erzählung „Die Hexe" und Albrecht Schaeffers attischer Mythe „Der Raub der Persefone" rundet sich die Bücherei in bester Form wieder zu einer prachtvollen Einheit in ihrer bunten Mannigfaltigkeit der Beiträge nicht nur zur Belustigung des Verstandes und Witzes, sondern auch zur Bereicherung und Vertiefung des Gefühls. — Der „Insel-Almanach auf das Jahr 1921" bringt neben vielem Wertvollen die gewohnte Übersicht über die Tätigkeit des Verlages, die nicht nur seine Leiter, sondern uns alle mit freudigem Stolz erfüllen kann darüber, daß wir einen solchen Verlag in Deutschland haben. — Bei dieser Gelegenheit sei mit Nachdruck auf die neue Zweimonatsschrift für die Freunde des Insel-Verlags „Das Inselschiff" hingewiesen, das in seinem ersten Jahrgang sich als ein glückhaft Schiff bewährt hat.

Deutsch-Meister-Verlag.

Der Verlag mit dem verpflichtenden Namen, dessen Idee auf diesen Blättern mit warmer Zustimmung begrüßt ist, hat nun seine ersten Bände herausgebracht. Sie erscheinen in klarem Druck mit guten, dauerhaften und originellen Einbänden und werden sicherlich in ihrer Gesamtheit eine auch äußerlich sehr reizvolle Bibliothek ergeben. Bisher liegen vor: Der Sternsteinhof von Anzengruber, Märchen von Brentano, die Märchen vom Schulmeister Klopfstock, vom Rosenblättchen, vom Baron von Hüpfenstich, vom Dilldapp, vom Schneider Siebentot, vom Witzenspitzel und vom Myrtenfräulein enthaltend, ferner „Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau" und „Philander" von Achim von Arnim und endlich Dantons Tod von Georg Büchner. — Die bisher erschienenen sechs Hefte der Zeitschrift „Die Meister" beweisen, daß die Leitung des Deutsch-Meister-Bundes und -Verlages mit Umsicht und Geschick daran geht, ihr hochgestecktes Ziel zu erreichen. Die ausgewählten Proben, unter denen ganz prächtige, auch halb verschollene Stücke sind, werden ohne Zweifel manchen anregen, zu den Werken unserer Klassiker zu greifen, da sein Vorurteil, das durch die Schule meist nicht entkräftet ist, die Lektüre sei mehr oder minder langweilig, gegenüber diesen hübschen Proben nicht standhält. Wir empfehlen mit größtem Nachdruck den Beitritt zum Deutsch-Meister-Bund, der bei dem mäßigen Jahresbeitrag von 6 Mark allen Mitgliedern die Zeitschrift gratis liefert und ihnen die Möglichkeit gibt, die Deutsch-Meister-Bücher zu bedeutend ermäßigten Preisen zu beziehen und sich so eine nie versagende Quelle von feinstem Genuß und innerer Stärkung zu verschaffen. Wer diese Bewegung unterstützt, trägt außer zur eigenen Freude auch zur inneren Gesundung des deutschen Volkes bei.

Hyperion-Verlag.

Eine ganz entzückende Gabe, die sich dem Besten, was wir in guten Zeiten gewohnt waren, würdig zur Seite stellen läßt, bildet die „Romantische Taschenbücherei" des Münchener Verlages. Die einzelnen Bändchen, in ansprechendem Karton, sind auf bestem Papier bei Knorr & Hirth gedruckt und mit kolorierten Zeichnungen versehen, die den Geist der Romantik erfühlt haben. Wer anderen eine Freude machen oder sich selbst einen hohen Genuß verschaffen will, der wähle diese Büchlein, die im Boudoir der Dame von Geschmack wie in der Bibliothek des verwöhnten Sammlers ihren Platz ausfüllen werden. Der Preis ist mäßig; fünfzig Exemplare jeder Auflage sind auf echtes Bütten abgezogen und handkoloriert. Die Bändchen enthalten: Ludwig Tieck, Der blonde Eckbert, mit Zeichnungen von E. Königer; Joseph von Eichendorff, Das Marmorbild, illustriert von Flora Palyi; Clemens Brentano, Die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl, mit Bildern von Juliette Fischer; Ludwig Tieck, Der Runenberg, mit Zeichnungen von Hanna Kiel; Arthur Graf von Gobineau, Das rote Tuch, illustriert von Hans Scheller; Prosper Mérimée, Die Venus von Ille, mit Zeichnungen von Rosa Fock. Es ist sehr zu wünschen, daß diese zierliche Bücherei die Unterstützung der Bücherliebhaber findet, damit sie fortgesetzt werden kann, denn in ihr liegt etwas von dem persönlichen, intimen Reiz der alten Bibelots. — Auch der Münchhausen ist in glänzender Ausstattung mit einem lustigen Vorsatzpapier und 27 Holzschnitten mit viel Laune von Karl Rössings Hand, in der gleichen Druckerei gesetzt, erschienen, und wird bei allen Menschen von Geschmack besondere Freude auslösen.

Hesse & Becker.

Der durch seine Klassiker-Ausgaben bekannte Verlag gibt auch eine Sammlung von „Romanen der Welt-Literatur" heraus, die in guter, sicherer Auswahl das Beste und Bleibende aus der erzählenden Literatur aller Zeiten und Völker vereinigt. Die bunten, sehr lauten Umschläge sind wohl auf das große Publikum berechnet. Unter ihnen sitzt ein anspruchsloses, schlichtes Kleid, das dem gediegenen Inhalt besser entspricht. Die Übersetzungen aus fremden Sprachen sind gut, die Sammlung verdient jede Berücksichtigung. Von ihr sind eingegangen: Wilhelm Meinhold, Die Bernsteinhexe; Dostojewski, Raskolnikoff, übersetzt von Michael Feofanoff; Turgenjew, Väter und Söhne, bearbeitet von Angelo Pankow; J. P. Jacobsen, Niels Lyhne und Frau Marie Grubbe; Selma Lagerlöf, Gösta Berling und Jerusalem, übertragen von Pauline Klaiber, Christus-Legenden und die Erzählung „Unsichtbare Bande" in der Übersetzung von Marie Franzos. Und endlich der köstliche humoristische Roman von Claude Tillier, Mein Onkel Benjamin, deutsch von Ludwig Pfau, der jedem, der von Herzen lachen will, besonders empfohlen sei.

Einzelausgaben. Neudrucke.

Auf die meisterhafte Sammlung altnordischer Dichtung und Prosa „Thule" (Eugen Diederichs, Jena), herausgegeben von Felix Niedner, ist hier so oft und rühmend hingewiesen, daß es genügen kann, mitzuteilen, daß als 7. Band die „Geschichte vom Goden Snorri" in der Übertragung von Felix Niedner erschienen ist. — Von mittelalterlicher Literatur ist das köstliche „Philosophische Ehzuchtbüchlein" des Johannes Fischart, von Ulrich Steindorff ins Neudeutsche übertragen (Musarion-Verlag, München), und Friedrich Dedekinds „Grobianus" in Kaspar Scheidts Übersetzung aus dem Latein des Originals, neu herausgegeben von Hans Ernst Müller (A. Bartz, Ulm), mit Freude zu verzeichnen, ebenso wie das „Seelenbuch der Gottesfreunde", in dem Alfons Heilmann mit Feinsinn Perlen deutscher Mystik aus Meister Eckehart, Tauler, Suso, David von Augsburg, Nicolaus von Straßburg, Heinrich von Nördlingen, Hildegard von Bingen, Mechtild von Magdeburg, Margareta Ebner ausgewählt und in der Sprache unserer Zeit wiedergegeben hat (Herder, Freiburg). — Von der „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781" des bekannten Berliner Buchhändlers und Aufklärers Friedrich Nicolai liegt eine Auswahl durch Paul Wertheimer vor unter dem Titel: Des Berliner Freidenkers Friedrich Nicolai bedeutsame Aufzeichnungen über das katholische Deutschland 1781 (Leonhardt-Verlag, Leipzig-Wien). Es ist äußerst unterhaltsam, zu sehen, wie sich in diesem Kopfe die von ihm bereiste Welt malt. Kulturhistorisch haben seine Bemerkungen trotz oder vielleicht wegen ihrer Einseitigkeit großen Wert. — Alexander von Gleichen-Rußwurm gibt Frau von Steins Abrechnung mit Goethe, das Trauerspiel „Dido", neu heraus (Arthur Collignon, Berlin). Das Stück pflegt von Goethe-Philologen mit Überlegenheit und Achselzucken abgetan zu werden. Dabei ist es zum Verständnis der besonderen Frau und ihres Verhältnisses zu Goethe schlechterdings nicht zu entbehren. Darum ist der Neudruck sehr dankenswert. Schiller schrieb an Charlotte über dies Dokument ihrer Selbsterlösung — und in seinem Sinne sollten wir an dies Werk herantreten: „Ich habe weniges, ja vielleicht noch nie etwas in meinem Leben gelesen, was mir die Seele, aus der es floß, so rein und klar, und so wahr und prunklos überliefert hätte, und darum rührte es mich mehr, als ich sagen kann." — Von lebendigstem Tagesinteresse ist Wilhelm von Humboldts Schrift

„Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" (Gustav Kiepenheuer, Potsdam), die im Geschmack jener Zeit in reizvoller Ausstattung zu uns kommt. Denn dieses Buch enthält den unmittelbaren Niederschlag der Eindrücke, die der junge Humboldt an Ort und Stelle von der französischen Revolution empfangen hat. Aus tiefster Achtung vor der inneren Würde des Menschen und der Freiheit kommt er zur Ablehnung der Revolution wegen der Art, in der sie sich entwickelt hatte. — Sehr wertvoll ist die Herausgabe von Adam Müllers „Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland", die, in Wien 1812 gehalten, als Buch 1816 erstmalig erschienen sind (Drei-Masken-Verlag, München), eingeleitet von Arthur Salz. Die Beschäftigung mit Adam Müller ist sehr zu empfehlen, da von ihm entwickelte Ideen heute in Deutschland wieder lebendig geworden sind, ohne daß ihre Träger sich immer des Ursprungs bewußt sind. — Arthur Schurig gibt die altnürnbergischen Geschichten „Norika" von August Hagen neu heraus in hübscher Ausstattung (Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden). Hagen (1797 bis 1880) stand vielen bedeutenden Menschen seiner Zeit nahe, wenn auch sein öffentliches Wirken nachhaltige Spuren nicht hinterlassen hat. Seinem Buch, das die Zeiten Dürers lebendig auferstehen läßt und ein im besten Sinne deutsches Buch ist, sind 26 Kunstblätter nach alten Stichen, ausgewählt von W. H. Singer, beigegeben. — Johann Georg Zimmermanns Erinnerungen „Friedrich des Großen letzte Tage" mit der glänzenden Biographie Ricarda Huchs, die die Tragik im Leben des Schweizers Zimmermann aufdeckt, der Neudruck von Rankes Schrift „Die Reformation in der deutschen Schweiz" und die „Geschichten und Schwänke vom Landvogt von Greifensee" — der durch Gottfried Keller allen vertraut ist —, nach dem Leben aufgezeichnet von David Heß, 1820 geschrieben, in der Neuausgabe eingeleitet von Hermann Weilenmann (Rhein-Verlag, Basel), sind sehr willkommene Arbeiten, die in ihrer geschickten Auswahl und ruhigen Sachlichkeit für die Tätigkeit des Verlages einnehmen. — Als ein Denkmal der echten geschichtlichen Auffassung vom deutschen Volkstum und seiner Sendung verdient die Schrift R. von Raumers „Das goldene Buch vom deutschen Geist", herausgegeben von E. Abigt (Emil Abigt, Wiesbaden) besondere Beachtung. Seine Worte sind stärkend und erziehend im Sinne echt vaterländischer Gesinnung. — Der hier regelmäßig besprochene „Goethe-Kalender", herausgegeben von Karl Heinemann (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig) bringt mit acht beigegebenen Tafeln und einem Essai von F. A. Hünich über den Bildhauer Klauer in seiner Ausgabe auf das Jahr 1921 eine Zusammenstellung von Goethes Äußerungen über seinen Charakter aus seinen Werken, Briefen und Gesprächen. Einen besonderen Reiz erhält der liebgewordene Jahresbegleiter durch die Wiedergabe von zwei unveröffentlichten Goethe-Bildern von Klauer aus der Sammlung Kippenbergs.

Briefe.

Für diesen Abschnitt ist viel Wertvolles zu buchen. Die Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805 (Bong & Co.) ist in ihrer Sorgfalt und guten Ausstattung mit 20 Bildbeigaben und zwei Handschriftenproben, eingeleitet von Hans Heinrich Borchert, sehr zu empfehlen, ebenso wie die Briefe Heines, ausgewählt und eingeleitet von Hugo Bieber, mit 17 Bildbeigaben und einer Handschriftenprobe, und Hebbels Briefe, ausgewählt und eingeleitet durch Theodor Poppe, mit zwei Bildern und einem Faksimile, die im gleichen Verlag erschienen sind und durchaus auf der Höhe der Klassiker-

ausgaben stehen. — Von einem der schönsten Briefwerke aller Zeiten „Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen 1781—1835" ist eine gekürzte Ausgabe in einem Bande, besorgt von Anna von Sydow, erschienen (E. S. Mittler & Sohn, Berlin). Die ursprüngliche, sieben Bände umfassende Ausgabe der unvergleichlichen menschlichen Dokumente erschwerte durch ihren Umfang den Zugang zu weiteren Kreisen. Darum ist diese Auswahl durch Humboldts Urenkelin, die durch verbindenden Text das Verständnis erleichtert, besonders zu begrüßen. Denn es gibt wenig anderes, das so wie diese Briefe Trost und Erhebung in schwersten Tagen geben kann. — Von dem Briefwechsel zwischen Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Berlin) ist die zweite, vermehrte Auflage erschienen. Sie ist veranstaltet von Anton Bettelheim, dessen wissenschaftliche Sorgfalt, feine Hand und warmes Herz den Lesern der „Deutschen Rundschau" ebenso bekannt sind, wie die beiden, deren Briefe er herausgibt. So ist ein weiteres Wort nicht erforderlich. — Richard Wagner an Mathilde und Otto Wesendonck, Tagebuchblätter und Briefe, leitet Julius Kapp ein (Hesse & Becker) und macht dadurch diese seltene Gabe, deren erstes Bekanntwerden tiefe Bewegung hervorrief, breiteren Schichten zugänglich. — Von einem feinen und intimen Reiz ist der Briefwechsel zwischen dem Jenenser Theologen Karl von Hase und Jenny von der Osten, der unter dem Titel „Dein Alter sei wie deine Jugend" von Oskar von Hase herausgegeben wird (K. F. Koehler, Leipzig). „Romantische Briefe eines Kirchenvaters an ein Heidenmädchen" nannte von Hases jüngster Sohn diese Briefe, die sein Vater im neunten Jahrzehnt seines Lebens an die blutjunge Freundin richtete. Auch alle, denen die Bedeutung des berühmten Theologen nicht bekannt ist, werden mit Ergriffenheit vor dem menschlichen Reichtum, der in diesem Austausch sich offenbart, die Seelenfreundschaft des innerlich jungen Greises mit dem anziehenden, geistig reif erschlossenem jungen Mädchen lesen. — Am Schluß sei auf die Ausgabe der Briefe der großen Liebenden Julie de Lespinasse an den Oberst Hippolyte Grafen Guibert (Die Liebesbriefe der Julie de Lespinasse 1773—1776, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden) hingewiesen. Übertragen und eingeleitet sind diese Briefe von Arthur Schurig, die Übersetzung ist gut, und die beigegebenen Dokumente vermitteln mit der Einleitung ein lebendiges Bild der berühmten Frau.

Englische Literatur.

Von Gundolfs Shakespeare in deutscher Sprache (Georg Bondi, Berlin), dessen wunderschöne, von Melchior Lechter ausgestattete Ausgabe in zehn Bänden bei ihrem Erscheinen mit verdienter Begeisterung begrüßt wurde, soll jetzt eine buchtechnisch einfachere Ausgabe — eine Art Volksausgabe — in sechs Bänden erscheinen. Der erste Band dieses großen Werkes liegt nun vor. Er enthält Coriolan, Julius Caesar, Antonius und Kleopatra, Romeo und Julia, Othello, Kaufmann von Venedig. — Von Thomas Carlyles „Das Diamantenhalsband", das in klassischer Form, dabei wie eine packende Novelle anmutend, die berüchtigte Halsbandgeschichte, über die der große Hochstapler Cagliostro stolperte, und die ihre Schatten auch auf Marie Antoinette warf, nach historischen Quellen darlegt, ist eine gute deutsche Übertragung von A. Kretzschmar mit fünf Federzeichnungen von Josef F. Huber erschienen (Musarion-Verlag, München), die sehr gut ausgestattet ist. — Die Tauchnitz Edition (Bernhard Tauchnitz, Leipzig) setzt ihre anerkennenswerte Arbeit im Sinne deutscher geistiger Freiheit fort. Die neuen Bände bringen: The Excelsior by H. B. Marriott Watson; The Lion's Mouse by G. N. & A. M. Williamson; The Triumphs of Sara by W. E. Norris;

Hugo, The City of Pleasure, The Truth about an Author, Paris Nights by Arnold Bennett.

Denkwürdigkeiten, Erinnerungen

In der auf diesen Blättern oft erwähnten „Memoiren-Bibliothek" (Robert Lutz, Stuttgart) ist die 2. Auflage des sonderbaren, von Heinrich Conrad herausgegebenen Buches, „Ein Opfer der Pompadour. Fünfunddreißig Jahre in Staatsgefangenschaft" von Masers de Latude, erschienen. Auf eine nicht gerade anziehende Persönlichkeit, dessen Herkunft und wahrer Name nicht feststehen, fällt ein Schicksal, wie es grausamer und härter kaum auszudenken ist, und erhebt sein Leben dadurch zu einer Bedeutung, zu der keine seiner Eigenschaften ihn sonst befähigt hätte. Es ist bekannt, wie er Geld und Karriere zu machen versucht, indem er die Pompadour vor einer angeblichen Giftsendung, in Wahrheit ein harmloses Pulver enthaltend, die er selbst abschickte, warnt, um sich ihren ewigen Dank zu verdienen, wie er nach der Entdeckung in die Bastille geworfen und für sein „Verbrechen" fünfunddreißig Jahre in den verschiedenen Gefängnissen Frankreichs zubrachte, von der Gnade und dem Recht vergessen, endlich durch die Bemühungen einer tapferen Frau seine Freiheit zurückerhält. Das menschlich Anziehende in diesem Leben liegt in dem Verhalten der Madame Legros, der Titelheldin von Heinrich Manns Drama, die aus einem einfachen, starken Rechtsgefühl heraus durch ihre nicht erlahmenden Versuche den ihr ganz Unbekannten rettet, die höhere Bedeutung in der furchtbaren Verurteilung, die von diesem Schicksal über das absolutistische System gefällt wird. — Auf eine solche Herrschaft mußte die Revolution folgen. Ihr gelten die folgenden Veröffentlichungen. In einer buchtechnisch vollendeten Ausstattung, mit einem Einband von Emil Preetorius und beigegebenen Bildern, nach zeitgenössischen Stichen von Max von Boehn ausgewählt, sind Rétif de la Bretonnes „Revolutionsnächte" (Nuits de Paris) erschienen (Hyperion-Verlag, München), ins Deutsche übertragen von Else von Hollander. Die Wiedergabe umfaßt in einer Auswahl die Zeit von 1789 bis 1793. Die Aufzeichnungen dieses außergewöhnlichen, problematischen Menschen und echten Revolutionärs sind gerade jetzt besonders lesenswert. Das Nachwort von Kurt Kersten würde wirksamer sein, wenn er nicht, wohl um eine eigene Unbedingtheit zu beweisen, die kämpferische Einstellung gegen einen nicht vorhandenen Feind zeigen zu müssen meint, die einer leisen Komik nicht entbehrt. — Ein ganz bizarres, außerordentlich fesselndes Buch ist das „Landstreicherleben", Denkwürdigkeiten Didocqs, des Mannes mit hundert Namen (Thespis-Verlag, München), das Ludwig Rubiner einleitete. Didocq (1775—1857), der in seinem Leben Bagnosträfling und Polizeichef war, ist ein schauerliches Beispiel der traurigsten menschlichen Möglichkeiten: er war zu gleicher Zeit Verbrecher und Büttel, Kamerad und Verräter, dankbar und gemein, ein Anwalt der niedrigsten Schicht und ihr gewissenlosester Unterdrücker. Daß er alles ohne jede Hemmung war, stempelt seinen Lebensroman zu einem aufschlußreichen document humain. — Mitten in die Greuel der Revolution führt das Buch „Aus den Schreckenstagen der französischen Revolution", in dem Rudolf Maloch Berichte von Augenzeugen über die auf Marat zurückgehenden, viehischen Septembermorde im Jahre 1792 zusammenstellt (R. Voigtländer, Leipzig), ein Dokument, an dem kein Feind oder Freund von gewaltsamen Umwälzungen vorübergehen sollte. — Mit Schmerz und zorniger Trauer nehmen wir Karl Hans Strobls Jugenderinnerungen aus deutschem Ostland, „Verlorene Heimat" (Robert Lutz, Stuttgart), zur Hand. Das lebendige Bild seiner schönen Vaterstadt Iglau, die Schilderung des deutschen Lebens in Böhmen und besonders in Prag sind von einer so starken Liebe und Herzenswärme getragen, daß die schriftstellerischen Gaben

Strobls durch diese mächtigen Helfer beflügelt erscheinen. Der Bericht über die eigene Entwicklung gibt dem Buche einen feinen Reiz mehr, aber seine Bedeutung liegt darin, daß durch diese Erinnerungen die Kraft, Tüchtigkeit und Schönheit des dortigen Deutschtums allen klar werden muß, und daß auch die erkennen, was wir verloren haben, die von der entscheidenden Rolle nichts wissen, die dem Grenzdeutschtum zugefallen ist, einer Rolle, der sich die abgesplitterten Volksteile in vorbildlicher Weise gewachsen zeigen. Wir wehren uns nur mit aller Kraft dagegen, daß diese Schilderung des böhmisch-mährischen Deutschtums trotz Gewaltfrieden und blindwütigem tschechischen Druck zu Erinnerungen für Deutschland gehören sollen im Sinne von etwas unwiederbringlich Vergangenem. — Das ältere Wien läßt Raoul Auernheimer in Bildern und Schatten durch eine Sammlung von Essais sehr lebendig erstehen (E. P. Tal & Co., Wien), und wir folgen gern dem kundigen Führer in eine Welt, mit der ein unendlich feiner Reiz zugrunde gegangen ist.

Naturwissenschaft

In den immer willkommenen Veröffentlichungen der Kosmos-Bändchen (Franckhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart) ist das höchst reizvolle Buch von A. H. Francé, „Die Pflanze als Erfinder", in 14. Auflage erschienen und erfüllt in vorbildlicher Weise die Aufgabe, Freude an und Verständnis für die Wunder der Natur in weiten Kreisen zu verbreiten. — Von der sehr guten Sammlung „Biographien und Tierzeichnungen aus dem Tierleben der Alpenwelt" von Friedrich von Tschudi liegt der 2. Kreis, Die Alpenregion, des I. Teiles vor, die „freilebende Tierwelt" (Rascher & Cie., Zürich). — Den Versuchen, die Tierseele zu erforschen, begegnet schon lange nicht mehr das spöttische Lächeln der Gedankenlosen und Seelenblinden als einziges Echo. Denn seit dem Auftreten des „klugen Hans" und der Pferde von Elberfeld ist das Interesse der ernsten Kreise in ungeahntem Maße für diese Fragen gewachsen. Einen wesentlichen Beitrag hierzu liefert Paula Moekkels Buch „Mein Hund Rolf" (Robert Lutz, Stuttgart), in dem sie ihre Experimente mit dem rechnenden und buchstabierenden Airedale-Terrier in Verbindung mit den Protokollen über die Prüfungen durch Männer der Wissenschaft niedergelegt hat. Das dunkle Reich des Wunderbaren, von dem eine neue Provinz erschlossen ist, ist näher zu uns gekommen, und unsere Seelen sind bereiter denn je, einzutreten. Wer sich über den Stand der Frage unterrichten will, der sei nachdrücklich auf dieses Buch und Maeterlincks Werk „Der fremde Gast" verwiesen (Eugen Diederichs, Jena), das tiefste Aufschlüsse gibt.

Carl Ludwig Schleich.

Die ganz einzigartige Verbindung des Fachgelehrten, des Philosophen und des Künstlers in der reichen Persönlichkeit Carl Ludwig Schleichs ruft den starken Zauber hervor, der über seinen Schriften liegt. Mag auch der medizinisch und naturwissenschaftlich Durchgebildete ihm gelegentlich die Gefolgschaft auf seinen kühnen Wegen verweigern, dem Laien werden auch seine vielleicht vorhandenen Willkürlichkeiten oder Irrtümer wertvoller sein als trockene Richtigkeiten der andern. Entscheidend ist der große Wurf und der Mut zu dem Unendlichen. „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt." Ihm wird das Mikroskop nicht zum Entgötterer, sondern zum Lehrer der Demut gegenüber den großen Geheimnissen. Hier ist der Weg zur neuen Religion, die durch die Naturwissenschaft demjenigen vermittelt wird, dessen Herz und Geist von dem Wasser des Lebens gespeist werden. Der gelehrte Forscher liefert dem abstrahierenden Philosophen die mit scharfem Tat-

sachensinn gewonnenen Grundlagen, und der Künstler verleiht dem Philosophen die Gabe, seinem tiefen Erfassen der großen Zusammenhänge in Bildern von großer Plastik und Schönheit Ausdruck zu geben. Denn im Mittelpunkt seines Schaffens steht die menschlich reiche Persönlichkeit, die das auszeichnende Stigma der Phantasie und Gläubigkeit im Goetheschen Sinne trägt. In seinem Buch „Bewußtsein und Unsterblichkeit" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) kommt Schleich zur unbedingten Bejahung der persönlichen Unsterblichkeit. Für ihn ist das Leben die schmale Durchgangspforte vom Unbewußten vor der Geburt zu dem Überbewußtsein nach dem Tode. Mit dem Sterben setzt er sich in seinem Buche „Das Problem des Todes" (Ernst Rowohlt, Berlin) weiter auseinander und kommt zu dem Ergebnis, daß nur die Wissenschaft und unsere groben Sinne noch nicht weit genug vorgeschritten sind, um die Unvergänglichkeit des Ich, die gerade von der naturwissenschaftlichen Seite aus ein unbedingtes Postulat ist, ganz deutlich machen zu können. In seiner Schrift „Gedankenmacht und Hysterie" (Ernst Rowohlt, Berlin) zieht er aus dem Syptomenkomplex der Hysterie den Beweis für Platos Behauptung, daß die Idee der Erscheinung vorausgegangen sein müsse, da hier die allerdings krankhaft eingestellte Phantasie Formveränderungen und Neuschaffung von Substanz hervorruft. — Seine Lebenserinnerungen, die auch bei Rowohlt erscheinen sollen, werden von allen Freunden und Verehrern des seltenen Mannes mit großer Spannung erwartet.

Kunst, Musik

Eine der schönsten Gaben, die man nur erdenken kann, bietet uns die „Gesellschaft für Christliche Kunst", München. In der äußersten Vollendung einer künstlerischen Ausstattung, wie auch die Zeiten vor dem Kriege sie nicht sorgfältiger und schöner kannten, bringt das Buch „Als Herre Christ geboren ward, Christnachtsröselein, gebrochen dem ewigen Lieb", von Paschalis Schmid, das Schönste, was deutsches Gemüt und tiefe Frömmigkeit zum Preise der Geburt des Gottessohnes von der Jungfrau Maria mit Hand und Mund gedichtet haben. Die Wiedergabe der über 100 Abbildungen, unter denen die innigsten Tafeln von Cranach, Grünewald, Lochner, Altdorfer, van Eyk, van der Goes und vieler anderer sind, ist umgeben von dem Druck der alten Geschichten und Lieder, der, in feinstem Aufbau gesetzt, mit köstlichen Initialen in Altrot versehen ist. Prachtstücke sind die Wiedergabe der Weihnachtstexte von 1588 und der Dürerschen Randzeichnungen zum Gebetbuch des Kaisers Max. Erfüllt die Ausstattung das Herz jedes Bibliophilen mit Entzücken, so bieten die wundervollen alten Texte und frommen Lieder — unter beiden sind unbekannte von großer Schönheit — der Seele und dem Herzen Nahrung, wie wir sie gerade in den Zeiten der Zerrissenheit nicht tröstender haben können. Möge dieses Buch, auf dessen Herstellung wir stolz sein können, etwas von dem Frieden in die schweren Herzen tragen, der höher ist als alle Vernunft, und in dem Sinn das Christkind empfangen lassen, wie Heinrich von Nördlingen an Margareta Ebner schrieb: „Ich wünsche Dir in der Gunst der ausströmenden Barmherzigkeit des kleinen, neugeborenen Kindes, in ihm zu sein klein und groß, arm und reich, elend und vertraut, niedrig und hoch, verborgen und ihm erkannt, krank und stark, verloren und gefunden, bleich und schön, finster und leuchtend, blind und sehend, hungrig und gesättigt, traurig und der Freuden voll täglich mit zu sterben und darin das ewig' Leben vorauszuschmecken. Dieses und was der andern Dinge viel mehr sind, zeiget dieses junge, alte Kind Deiner Seele und spielet vor Dir mit den Seinen."

Die sehr schöne, in der edlen Ehmcke-Schwabacher-Fraktur gedruckte Veröffentlichung „Joseph von Führichs religiöse Kunst" (Furche-Verlag, Berlin)

dient gleichfalls der Verinnerlichung und gewährt hohen Genuß. Eine feinsinnige Einführung von Paul Ferdinand Schmidt leitet zum Verständnis der ausgewählten 20 Bildtafeln und des Meisters, dessen Schaffen ein künstlerisches und religiöses Bekenntnis von hoher Reinheit und Kraft war. — Im gleichen Verlag erschien Otto Speckter, eine Auswahl der schönsten Illustrationen des Künstlers, zusammengestellt und herausgegeben von F. H. Ehmcke, die einen erschöpfenden Querschnitt durch das Lebenswerk des Hamburger Künstlers legen, über den demnächst ausführlicher in der „Deutschen Rundschau" gehandelt werden wird. Hier sind die charakteristischen Proben aus den Illustrationen zum „Gestiefelten Kater", Andersens Märchen, zu den Fabeln, dem „Quickborn" und „Hanne Nüte" vereinigt. — Ein gewichtiger Beitrag zur Kunstgeschichte ist der zweite Band von „Die Kunst des Ostens", Indische Plastik von William Cohn (Bruno Cassirer, Berlin). Das mit größter Sorgfalt ausgestattete Werk mit seinen 161 Tafeln und drei Textabbildungen führt durch die tiefgründige Kenntnis und die feine Einfühlung des bekannten Gelehrten unmittelbar zum Begreifen dieser nicht leicht zugänglichen Kunst, die wir rein als Kunst ohne völkerkundliche und religionsgeschichtliche Einstellung sehen lernen müssen. Denn das Verständnis des Ostens ist in jeder Hinsicht eine Notwendigkeit für uns. Daher müssen wir uns von der Hand des kundigen Führers leiten lassen mit befreiten Augen, in der Überzeugung, daß ebenso wie jedem Kulturvolk eine eigene Sendung zugeteilt ist, die Welt durch die Ausbildung seiner Eigenart bis in letzte Möglichkeiten zu bereichern, so auch jeder große Kunstkreis die gleiche Aufgabe zu leisten hat. Treten wir so vorbereitet an die Kunst Indiens heran, so wird uns nicht nur eine Quelle hohen Genusses, sondern auch tiefster Erkenntnis, ja der Offenbarung erschlossen. — Erkenntnis vermittelt auch das Buch „Das ostjüdische Antlitz" in 50 Steinzeichnungen von Hermann Struck (Welt-Verlag, Berlin). Wie kein anderer ist Struck als Deuter dieser sonderbaren Menschenart berufen. Denn neben seiner graphischen Meisterschaft befähigt ihn das Geheimnis uralten Blutzusammenhangs, die Züge des Leidens und des Wissens um altes Menschheitsgut zu lesen. Auf einzelnen Blättern wird in einem Zug um den Mund oder im Hintergrund des Auges das Schicksal des ganzen Stammes erschütterndes Erlebnis. Der Text von Stefan Zweig vermag in gelegentlicher Verstiegenheit und einem oft leeren Wortreichtum die Höhe der Struckschen Zeichnungen nicht zu halten. — In der gleichen vollendeten Ausstattung durch Ehmcke, wie das Führich- und Speckter-Buch, ist im Furche-Verlag, dessen Tätigkeit für das deutsche Kunstbuch hohe Anerkennung verdient, ein äußerst reizvolles Büchlein erschienen: „Im Friderizianischen Potsdam" mit sechzehn lebendigen Steinzeichnungen von Konrad Elert, zu denen Otto Ernst Hesse eine glänzende Einführung schrieb. Ihm wie Elert ist Potsdam Erlebnis geworden, und er findet für den Reichtum und das Glück, die das Nacherleben bedeutet, den treffendsten Ausdruck, wie ein starkes Lebenszentrum, seinen Möglichkeiten fest und eigenwillig die notwendige Form fand und einen Stil prägte, gleicherweise deutsch und europäisch, bewußt geschaffen und aus den Tiefen unbewußt gewachsen, und immer frisch. — Eine hübsche und eigenartige Überraschung bedeutet das Buch von Hans Thimotheus Kroeber „Silhouetten aus Lichtenbergs Nachlaß von Daniel Chodowiecki" (Heinrich Staadt, Wiesbaden). Das Buch bringt 39 bisher unbekannte Scherenschnitte aus Lichtenbergs Nachlaß, und es gelingt Kroeber, aus den Beziehungen zwischen Chodowiecki und Lichtenberg glaubhaft zu machen, daß sie von der Hand des Berliner Meisters stammen. Lichtenberg, von dessen Geist noch Generationen werden zehren können, ließ gegen Lavater eine Antiphysiognomik erscheinen, in der er den Wert der Pathognomik betont. Wohl das Witzigste, was man sich ersinnen kann, ist Lichtenbergs Physiognomik von Tierschwänzen, die er

auch gegen Lavater in „Baldingers Neuem Magazin für Ärzte“ 1783 erscheinen ließ. Die glänzende Parodie ist von Kroeber dankenswerterweise abgedruckt worden. Kroebers Arbeit, die sich zu einem Abriß der Geschichte der Silhouette ausgeweitet hat, verdient gerade jetzt besonderes Interesse, wo besonders durch die Forschungen von Carl Kotthaus zu hoffen steht, daß die Physiognomik auch in der großen Öffentlichkeit nachhaltigen Einfluß gewinnen wird. — Die Tätigkeit des Verlages Julius Zwißler (Wolfenbüttel) für die Belebung der Lautenmusik ist hier jüngst eingehend gewürdigt worden. Jetzt liegen von dem gleichen Verlag verschiedene Künstlermappen vor, die ihn auch hier auf der Suche nach Jungem, Lebendigem von gewachsener Eigenart zeigen. Die ist zu spüren in der Mappe „Braunschweig“, die zehn Bilder aus der alten Stadt von Rudolf Sievers bringt, ebenso wie seine feinen „Schwarz-Spiele“, die den Kriegertod des jungen Künstlers mit verstärktem Schmerz empfinden lassen. Auf gleicher Höhe halten sich die 10 Federzeichnungen von E. Unger „Jena“, Elisabeth Kellermanns poetische Federzeichnungen und die 12 Federzeichnungen von Hans Spitzmann „Der Arras“. Von guter Besonderheit ist „Der Tageskreis“, enthaltend vier farbige Steinzeichnungen von Georg Kötschau mit Worten von Max Otto Sidow. Den Veröffentlichungen, alle in sehr guten, sorgfältigen Wiedergaben, eignet, bei der selbstverständlichen Verschiedenheit der Temperamente, ein Gemeinsames: sie sind jung im besten Sinne des Wortes. Sie gehören der neudeutschen Künstlergilde an und sind Träger der kräftigen Gemeinschaftsbewegung, deren musikalischen Flügel wir hier schon begrüßen konnten. Wir empfehlen diese jungen Künstler allen, denen wie uns die Notwendigkeit solcher Bewegungen und ihre Förderung ein Gebot der Pflicht ist. — Aus vaterländischen Rücksichten bitten wir, die kunstvollen Postkarten, die der Heimatverlag Oberschlesien in Gleiwitz herausgibt, weitestgehend berücksichtigen zu wollen. In feinstem Kupfertiefdruck werden in verschiedenen Reihen sechs bis acht Karten nach Künstleraufnahmen herausgegeben, die den Charakter und die Bedeutung des bedrohten Gebietes in das hellste Licht setzen. Die Mappen enthalten: „Aus Eichendorffs Heimat“, „Unser Oberschlesien“, „Das Hohelied deutscher Arbeit“, „Das schöne Oberschlesien“, „Freut euch der Heimat“ und „Unser liebes Oberschlesien“. Der Preis ist gering, und es sollte jeder durch Versendung dieser Karten dazu helfen, die Deutschen aufzurütteln, die vielfach noch immer nicht wissen, was in Gefahr steht. Dieses Unternehmen zu unterstützen, ist Pflicht eines jeden Deutschen! — Den vielfachen Fragen nach einer guten Kunstzeitschrift entsprechen wir durch den nachdrücklichen Hinweis auf die im 24. Jahrgang stehende erstklassige Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“, die in vornehmer Ausstattung auch in ihren jüngsten Heften eine sehr gute Übersicht über die moderne Malerei, Plastik, Architektur und angewandte Kunst gibt (Alexander Koch, Darmstadt). Sie verfügt über tüchtige Mitarbeiter, die allem Lebendigen der neuen Entwicklung mit Verständnis gerecht werden. Die Bildbeigaben erscheinen in ausgezeichneten Reproduktionen.

* * *

Mit Freude verzeichnen wir die Bekanntschaft mit den Arbeiten einer vielseitig begabten Künstlerin, Ellen Auler, die „Sieben Lieder zur Laute“ herausgibt (Franz Suppan, Düsseldorf). Die Melodien verraten ein feines Verständnis für den Geist der vertonten Lieder, der Satz ein sicheres Gefühl für die Möglichkeiten des Instruments. Hier sind Lieder von Heine, Stieler, Greif, Mörike, Dierordt, Ritterhaus und eins von der Künstlerin selber zu einem hübschen Strauß vereinigt. — Auch die uns vorliegenden Scherenschnitte verraten eine glück-

liche Anlage, die sich schon jetzt in einer freien Anmut, einer ansprechenden Naivität, einer besonnten Laune und einer stellenweise überraschend guten Lösung des Technischen und der Komposition äußert. Im Figürlichen ist noch ausdauernde Selbstkontrolle zu empfehlen, aber der Urgrund des gesamten Schaffens ist von einer erquickenden Frische und Blondheit.

Romane

Zuerst seien die Erzählungen genannt, deren literarische Bedeutung so groß ist, daß sie nicht in eine Sammelbesprechung sich einfügen lassen und daher demnächst besonders gewürdigt werden sollen. Es sind: Demian, die Geschichte einer Jugend, von Emil Sinclair (Hermann Hesse); Der neunte November von Bernhard Kellermann (beide S. Fischer, Berlin); Der Roßtäuscher von Emil Scholl (Georg Müller, München); Aus einer verklingenden Welt und Im Hause des alten Freiherrn von Theophile v. Bodisco (Gebrüder Paetel, Berlin); Heimliche Briefe von Bernd Isemann (Sibyllen-Verlag, Dresden); Mutterseele von Brigitte Lossen (Felsen-Verlag, Buchenbach) und James C. W. Plum Kabeuschen oder Der große Meister, ein unerhörter Detektivroman von Wilhelm Matthießen (Erich Matthes, Leipzig). Die Aufmerksamkeit aller Literaturfreunde möchten wir aber heute schon mit allem Nachdruck auf diese Bücher lenken.

Aus der Überfülle der anderen Neuerscheinungen seien im Fluge die wichtigsten gestreift. Eine eingehende Charakterisierung ist schon wegen ihrer Zahl, ein Zeichnen der Entwicklungslinien wegen ihrer Mannigfaltigkeit nicht möglich. Denn sie sind in ihrer Gesamtheit bunt und widerspruchsvoll wie das Leben selbst und im Wert und Grad so unterschieden wie alle seine Erscheinungsformen. — Als besonders feine Weihnachtsgabe stellt sich die prächtige Neuauflage von „Carlos und Nicolás“ dar von Rudolf Johannes Schmied (Erich Reiß, Berlin). Die beiden früher erschienenen Bücher des unvergessenen Verfassers „Carlos und Nicolás Kinderjahre“ und „Carlos und Nicolás auf dem Meere“ sind hier in einem Band glänzendster Ausstattung auf schönem Papier in wundervoll klarem Druck vereinigt mit vielen künstlerisch sehr eindrucksvollen, ganzseitigen Original-Steindrucken von Georg Walter Rößner. Diese Schilderung der eigenen Jugend, über der ein feiner Zauber besonnter Erinnerung liegt, wird in ihrer Einfachheit und Unmittelbarkeit, wie sie nur reifes Können formen kann, stets zu dem Besten zählen, was die deutsche Literatur in dieser Art aufzuzeigen hat. — Die Geschichte einer Jugend erzählt auch Johannes Jegerlehner mit seiner innerlichen Schlichtheit in dem Buch „Die Schloßberger“ (G. Grote, Berlin), einer Jugend, der das Glück ward, daß treffliche Eltern sie hüteten, und daß daher der so Begnadete immer zwei Schutzengel zur Seite hat. — Ernst und tief ist Hans Brandenburgs Roman „Das Zimmer der Jugend“ (Walter Seifert, Heilbronn), in dem die sonderbar verschlungenen Schicksale von Jugendgespielen in Irrungen und Wirrungen durch den Glauben an die inneren Gesetze ihre Lösung zu Tod und Glück finden, erzählt mit einer Kunst, die ihren eigenen Ton hat. — Um Jugendkämpfe und Entwicklungen der Menschen und ihrer Seelen sind auch die folgenden Bücher geschichtet. Die in Nürnberg spielende Erzählung „Der Primus“ von Hugo Gabriel Lindner (Felsen-Verlag, Buchenbach) schildert in einer Geschichte von dreifacher unerfüllter Liebe das dumpfe Gären und Brodeln einer jungen Seele, die ihrer bewußt werden will, in einer Sprache voll starker Lebendigkeit und feinem Stilgefühl unter Betonung des Wesentlichen, das in dem Abseitigen, Dunkeln der sonderbaren Jahre liegt, dessen Echtheit erst das reife Bewußtsein zurückschauend

erkennt. — Ludwig Finckh, dessen Vorzüge vertieft erscheinen, führt in seinem Buch „Die Jakobsleiter" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) Kindheits- und Jugendschicksale von Kindern seiner schwäbischen Heimat zu einem harmonischen Ende, während Wilhelm Meyer-Förster, der Verfasser von „Alt-Heidelberg", in seiner ansprechenden, schlichten Erzählung „Die Liebe der Jugend" (ebenda) das Glück und die Enttäuschungen einer ersten Knabenliebe darstellt. — Ein ernstes Ringen durch die Qualen am Weibe bis zum freiwilligen Verzicht, der mit dem hohen Preis der abgeklärten Heiterkeit lohnt, bringt Zdenko von Kraft in seinem Roman „Missa Solemnis" unter Anlehnung an die Gliederung des hohen Werkes überzeugend zum Ausdruck (Bong & Co., Berlin). — Auf dem plastisch geschauten und poetisch dargestellten Hintergrund einer kleinen Schweizer Stadt läßt Georg Speck in „Eynars Töchter" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) sich die Lebensläufe dreier Schwestern abwickeln in einer Auffassung, die einen harmonischen, guten Nachhall auslöst. — Blutvolles Leben durchpulst Hans Reisers Werk „Cherpens Binscham, der Landstreicher" (Walter Seifert, Heilbronn), in dem das wilde Lied von der Freiheit der Landstraße und dem ewigen Vaganten mit seinem Drang zu Abenteuern und seinem Glück bei den Frauen in starker Sonderart gesungen wird. In seiner Novelle „Die Nacht" gestaltet Reiser das Leben im Schützengraben mit seinem Entsetzen in einer visionären Kraft, die an Henri Barbusses „Das Feuer" denken läßt. — In die Nöte unserer Tage führt Sophie Hoechstetters Roman „Brot und Wein" (Bücherlese-Verlag, Leipzig). Sie zeigt mit allen Vorzügen ihrer Kunst, wie deutsche Menschen aus der seelischen Verstörtheit, in die sie die Geschehnisse des Krieges und der Revolution gestürzt haben, einen neuen Weg sich erkämpfen. — Außerordentlich stark ist Arnold Ulitz in seinem Roman „Ararat" (Albert Langen, München), in dem er die russische Revolution in ihren menschheitsgeschichtlichen Grundlagen faßt und zum Mythos steigert. Aus irren Zuckungen und wüsten Bildern und Schrecken steigt endlich die Versöhnung durch die Liebe in einfachem, gläubigem Menschentum. — Alle Schranken von Gesetz und Ordnung sind durchbrochen, alle Hemmungen des Geistes und der Seele beseitigt. Geistige Epidemien finden reichen Nährboden, und der Magie sind alle Tore geöffnet. Auf solchen Voraussetzungen wachsen die in die Zukunft greifenden Romane Ewald Gerhard Seeligers „Die Zerstörung der Liebe" (Georg Müller, München) und Paul Bussons deutscher Roman „F. A. E." (Wiener Literarische Anstalt). (Von ihm sind bildhafte Erinnerungen an seine Anfangsjahre unter dem Titel „Aus der Jugendzeit" bei Albert Langen, München, erschienen.) Unter der phantastischen Verkleidung aber klingen ewige und uns jetzt mehr denn je verständliche Wahrheiten und Mahnungen an uns Deutsche und die Herren der Welt mit. — Aus gleichen Quellen des Unheimlichen und Magischen werden auch die Bücher gespeist, die in der Sammlung „Der Abenteurer-Roman" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) erschienen. Mit den Wirkungen und Möglichkeiten des Films rollen Handlungen in buntesten Bildern mit atemraubender Spannung ab, die eine aufregende und aufreizende Wirkung ausüben und auch jemand, der dieser Gattung kühl gegenübersteht, fast wider Willen zwingen, die Bücher vor dem Verschlingen ihres Inhalts nicht aus der Hand zu legen. Bisher sind erschienen: F. R. Nord, Ker-Ali und Sfiranuschy, Harry Scheff, Die Eselreiterin, und Herbert Sellke, Maria am Gestade. Die Welt ist aus den Fugen, aber ein halb Dutzend entschlossener Männer, die aus einem großen Streben heraus vor nichts zurückscheuen, können — das ist die Lehre, die sich aus den sonderbaren Gebilden löst — sie nach ihrem Sinn wieder einrenken. — Nach den starken Erregungen solcher Bücher greift man gerne nach stilleren Werken. Wilhelm Scharrelmann, dessen Vorzüge hier

schon öfter gewürdigt sind, verherrlicht in „Selige Armut“ (Quelle & Meyer, Leipzig) die Kraft der Armut, die bewußt und mutig getragen den Menschen den Weg zu ihrem wahren, echten Ich weisen kann. — Von Menschen im Schatten, die ohne die Möglichkeit, Zusammenhänge zu fassen, in trostlose Dumpfheit verfallen, und denen ein Augenblick gesteigerten Lebens Erfüllung ihres dumpfen Sehnens bringt, erzählt K. F. Kurz mit großer Reife in seinem Schweizer Kleinstadtroman „Schön Elsbeth“ (Albert Langen, München). — Ein ganz innerliches Buch für stille Menschen ist Mathilde Stubenbergs „Licht“ (Ulrich Moser, Graz). — Otto Stoeßls breitschulteriger Roman „Das Haus Erath“ (Bücherlese-Verlag, Leipzig) zeigt das Erzählertalent des bekannten Deutschösterreichers von seiner besten Seite. — Rudolf Haas' 1910 zuerst erschienenes Buch „Der Volksbeglücker“ (E. Staackmann, Leipzig) behandelt die Neuordnung der sozialen Verhältnisse und wirft, vorausschauend, Licht auf Fragen, die heute im Brennpunkt des Interesses stehen. — „Der Rosenhag“, eine vertrackte Historie auf der Lebensbühne, erschaut und festgehalten von Andreas Igel Richter, nach seinen Erfahrungen auf der Kunstbühne bildhaft geformt von Hans Nikolaus Wang (Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden) verspottet lustig genug die Bürger jeder kleinen Stadt, ja darüber hinaus die Torheiten und Verstrickungen, die sich aus jeder menschlichen Gemeinschaft ergeben müssen. — Das wertvolle Buch „Hin und Zurück“, aus den Papieren eines Arztes, liegt bereits in 19. Auflage vor (Richard Mühlmann, Halle). — Zwei neue Studentenromane sind erschienen, deren einer von Hans Bongardt, Schwarz-Rot-Gold in spannender Handlung die Jenenser Burschenschaft im Kampf für die großdeutsche Einheit zeigt, während Ernst Wieprechts „Burschen in Not“ (August Scherl, Berlin) Probleme der heutigen Couleurstudenten mit Vertiefung bis in die Einzelheiten der Mensurprotokolle und doch den Rahmen schicksalhaft menschlich erweiternd behandelt. — Einen fesselnden Schauspielerinnenroman veröffentlicht L. Andro, „Die Komödiantin Dora X“ (E. P. Tal & Co., Wien), Julius R. Haarhaus einen Verlegerroman, der viel Beachtung finden wird, „Die da zween Herren dienen“ (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig). — Ganz von Prag, einer der sonderbarsten und geheimnisvollsten Städte, erfüllt sind Oskar Wieners beide sehr gut geschriebene Bücher „Im Dunstkreis von Prag“, ein Roman, und die Novellen „Das Haupt der Medusa“ (Ed. Strache, Wien). — Psychologisch fein ist der in historisches Gewand gekleidete Roman von Georg Terramare „Matthias Grandeggers Erlebnis“ (Wiener Literarische Anstalt), der im fürsterzbischöflichen Salzburg spielt. — Hedwig von Behr schildert in reizvoller Form das Sichverlieren und endliche Sichfinden zweier für einander bestimmter Menschen in ihrem Roman „Toinette“ (Wolf von Kornatzki, Weimar). — Eine ganz köstliche Gabe bedeutet wieder das neue Werk von Alice Berend, „Jungfer Binchen und die Junggesellen“ (Albert Langen, München), in dem sie wieder ihre Menschen sich auf ihre ganz eigene Weise mit dem Leben auseinandersetzen läßt. Es ist eine prächtige Naturgeschichte des Junggesellen, an zwei besonders gut geratenen Exemplaren der Gattung erläutert. Wir haben in Deutschland nichts, was der Art Alice Berends, die hier oft gepriesen ist, gleichwertig an die Seite gestellt werden kann. — Bodenständig und echt mit dem starken Zauber seiner niederdeutschen Herkunft ist August Hinrichs Roman „Das Licht der Heimat“ (Quelle & Meyer, Leipzig), den wir in seiner gesunden Kraft besonders empfehlen. — Otto von Gottberg führt mit seinem gewandt geschriebenen Roman „Kaiserglanz“ (Buchverlag der „Täglichen Rundschau“, Berlin) in

die Tage des „alten Herrn", und Kaiser Wilhelm I. erscheint so greifbar in seiner schlichten Tüchtigkeit und einfachen Größe, daß wir wiederum nicht fassen können, daß diese Zeiten einer für immer verlorenen Vergangenheit angehören.

Katholische Erzähler.

Mit allem Nachdruck weisen wir auf die katholische Literatur hin, in der eine bedeutsame Wandlung vorgegangen ist. Was früher als spezifisch katholisch im Sinne von Enge, Unduldsamkeit, Abwehr und einer gelegentlich fehlenden letzten Aufrichtigkeit anders Gearteten die Bücher verleidete, ist geschwunden. Statt dessen tritt ein neues, frisches, wahres Leben zutage, das durch die Sicherheit der Verwurzelung in ewigen Werten die Bücher jedem, der nach Echtem greift, willkommen machen muß. Im Spiegel der Literatur sehen wir zuerst die Bilder von Möglichkeiten eines Zusammenschlusses, der für ganz Deutschland von entscheidender Bedeutung werden kann. — Heinrich Federer, der schon lange über jede konfessionelle Grenze hinaus verehrt wird, hat zwei ganz entzückende, kernhafte Bändchen neu beschert: „Der Fürchtemacher" und „Das Wunder in Holzschuhen", in denen seine wundervoll tiefe, feine und echte Kunst besonders glücklich zum Ausdruck kommt. — Von Peter Dörfler, einem der gebildetsten und zartsinnigsten Geister, konnte die „Deutsche Rundschau" eine Probe seines Schaffens im letzten Jahrgang bringen. Sie hat in seine Erzählungen und Legenden „Der Rätsellöser" Aufnahme gefunden. — Ein Buch lebendiger Kindheitserinnerungen voll starkem Glücksempfinden, das sich dem Leser mitteilt, ist Johann Haindls „Der Bahnwärterbub". — Unverfälschte, gute Kost bieten die Schwarzwalderzählungen August Ganthers „Heinerle mit dem Korb". — Ein Erziehungsroman von großem Wert und feiner Kultur ist Ludwig Maria von Hertlings „Weißkirchen", während es Klara Gräfin Preysing in ihrer Novelle „Don Antonio" gelang, ein Priesterschicksal in seinem tiefen menschlichen Gehalt zu gestalten. — Gesunde Volkserzählungen im guten Sinne sind Konr. Kümmels Büchlein „Um seine Herzblut", „Sankt Peters Obelisk" und „Des Herrn letzte Worte". — Alle bisher genannten Werke erschienen bei Herder, Freiburg. — Auch Hans Roseliebs Name ist weit über die katholischen Kreise hinaus bekannt und geachtet. Sein Roman „Der Erbe" (Jos. Köselsche Buchhandlung, Kempten) ist ein Entwicklungsroman von Kraft und großer Eindringlichkeit, in dem ein Grafensohn den Weg durch Irrtum und Eigensucht zur werktätigen Gläubigkeit findet. — Sehr lesenswert sind auch die Erzählung „Tragödie der Macht" von Max Herbert, die in Napoleons letzten Tagen spielt, und die Geschichte eines Emslandjungen „Jan Bernd Hoeftmann" von Theodora Korte (J. P. Bachem, Köln).

Fremde Literatur.

Die ausländische Literatur ist durch Übersetzungen älterer und neuerer Werke sehr gut vertreten. Daß das Interesse für die Russen im Steigen ist, darf als ein Zeichen wachsender Einsicht für Notwendigkeiten gedeutet werden. Von Nikolaus Gogols Roman „Die toten Seelen" ist, eingeführt und übersetzt von Otto Buek, eine stattliche Ausgabe erschienen (Propyläen-Verlag, Berlin). Seine Novelle „Das Bildnis", übertragen von Alexander Eliasberg, kommt in einer sehr schönen Liebhaberausgabe auf bestem Papier mit 22 Federzeichnungen von F. Masjutin heraus, die das Unheimliche, Mystische, Lastende, leidenschaftlich Dämonische des Russen in bizarrer Verbindung mit einem freundlichen Humor in kongenialer Form unterstützen. (Julius Hoffmann, Stuttgart.) Der Preis dieses Prachtstückes

ist mit 12 M. für das ungebundene Exemplar erstaunlich gering gehalten. — Der 1. Band der geplanten Gesamtausgabe von Anton Tschechows Romanen und Novellen enthält die beiden kleinen Romane „Schatten des Todes“ und „Ein Zweikampf“, deutsch von Korfiz Holm, in guter Ausstattung (Musarion-Verlag, München). — Eine höchst interessante Überraschung bedeutet die deutsche Buchausgabe des einzigen Gedichtes, das von Dostojewski erhalten ist: „Das politische Gedicht auf die europäischen Ereignisse von 1854“, in dem er im Mai 1854 unmittelbar nach Verbüßung seiner Gefängnisstrafe seine leidenschaftliche Teilnahme an den Begebenheiten in Europa zum Ausdruck brachte. In dem vortrefflich ausgestatteten Bändchen (Drei-Masken-Verlag, München) sind im Anhang Auszüge aus seinem „Tagebuch eines Schriftstellers“ beigegeben. — Zwei dänische Bücher legen wieder Zeugnis von der starken literarischen Begabung unserer nördlichen Nachbarn ab: „Die Familie Franke“, Roman von Martin Andersen Nexö und „Eine Todesnacht“, Erzählung von Marie Bregendahl (Albert Langen, München). Ist Nexö uns längst vertraut, so machen wir in Marie Bregendahl eine höchst erfreuliche neue literarische Bekanntschaft, die viel verspricht. — Von Knud Rasmussens „Neue Menschen“, dem bedeutsamen Dicht- und Kulturwerk aus dem Leben der Eskimos, das an die Eddha denken läßt, ist eine neue Bearbeitung durch Carl Seelig erschienen (E. P. Tal & Co., Wien). — Ein Roman mit starkem kulturhistorischen Einschlag ist des bekannten Holländers Couperus neues Werk „Aphrodite in Ägypten“, übersetzt von Else Otten, dessen Lektüre einen wirklichen Genuß bedeutet durch die selbstverständliche, kunstvolle Gelassenheit der Erzählung (Ernst Rowohlt, Berlin). — Im Reich des Übernatürlichen und Unheimlichen spielt Georg P. Rooses Buch „Der Gezeichnete“, aus dem Niederländischen übertragen von G. Gärtner (Bücherlese-Verlag, Leipzig), das in fast dramatisch-dialogisierter Form gespenstisch-erregenden Zwang ausübt. — Spanische Novellen, in denen südliche Sonne und heißes Blut lebendig werden, von Alvara de la Iglesia, Adrian del Valle, Manuel Ugarte sind in der Übersetzung von Martin Brussot unter dem Titel „Der Brand der Leidenschaften“ vereinigt (Carl Flemming & C. T. Wiskott, Berlin). — Eine Auswahl von Matteo Bandellos Novellen mit ihrem scharfen, launigen Witz, ihrem dramatischen Aufbau und ihren glänzenden Pointen gibt Otto M. Mittler heraus (Musarion-Verlag, München). — Auch aus dem Ungarischen liegt eine charakteristische Probe vor in Béla Révész Roman „Ringende Dörfer“ (Ernst Rowohlt, Berlin). — Von Claude Tilliers köstlichem Werk „Belle-Plante et Cornelius“ ist unter dem Titel „Aus Onkel Benjamins Welt“ eine Übersetzung erschienen, die großen Anklang finden wird (Thespis-Verlag, München). — Von Henri Barbusses Roman, der der Clarté-Bewegung den Namen gab, ist als „Klarheit“ eine deutsche Übersetzung erschienen, die in jeder Hinsicht zu begrüßen ist (Max Rascher, Zürich). Männer wie Barbusse können in allen Lagern Deutschlands auf Gehör und Anteilnahme rechnen.

Novellen

Eine Fülle von Können ist in den zahlreichen Novellenbänden vereinigt, die sowohl dem ursprünglichen Charakter der Gattung wie auch der Verfeinerung des intimen Seelengemäldes genügen. Es wird in Deutschland immer noch sehr gut geschrieben. Den überzeugenden Beweis liefern hierfür Bruno Franks „Gesichter“, gesammelte Novellen, die wahre Kabinettstücke erzählender und psychologischer Kunst sind, Paul Zechs „Das Ereignis“, neue Novellen, Franz

Kaibels Novellen „Plus und Minus“ (Musarion-Verlag, München) und Paul Ernsts bunte Bände „Komödianten-Geschichten“ und „Spitzbuben-Geschichten“ (Georg Müller, München). — Kennzeichnend für die Richtung auf wachsende Verinnerlichung ist das stärkere Hervortreten von Legenden. Von großer Feinheit und reiner Schönheit sind Isolde Kurz' „Legenden“, die eine Ähnlichkeit und doch durch die starke dichterische Persönlichkeit der Dichterin grundsätzliche Verschiedenheit mit Meister Gottfrieds „Sieben Legenden“ zeigen (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Eigenton haben Karl Brögers Dichtungen „Die vierzehn Nothelfer“, ein Buch Legenden, die der seelischen Not der Zeit Trost und Licht bringen wollen, mit innigen, frommen Bildern von Rudolf Schiestl (Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf). Die Sammlung „Der Wunderkelch“, herausgegeben von Theodor Etzel und Karl Lerbs, vereinigt neue deutsche Legenden von Desper, Ewers, Knoop, Binding, Lucka, Döblin, Schmidtbonn, Jsemann, Hesse, Etzel und vielen anderen mehr, ein deutlicher Beweis, wie stark es die Dichter zu dieser Art der Gestaltung zieht. — Gute Sammelbände sind auch die Meister-Novellen neuerer Erzähler mit einer Einleitung von Richard Wenz (Hesse & Becker, Leipzig) mit Beiträgen von Paul Ernst, Clara Viebig, Wilhelm von Polenz, Wilhelm Schäfer, Stefan Zweig, Maria Janitschek, Klaus Rittland und Kurt Martens, sowie „Schönes Rheinland“ und andere Novellen (W. Girardet, Essen), zu der Bulcke, Sohnrey, Goetz, Harms, Desper, Cabanis, Helene Hirsch, Adelt, Rüttenauer beigesteuert haben. — Gust. Andr. Ressels Geschichten in der Wiener Mundart „Aus unsern alt'n Wien“ (Waldheim-Eberle, Wien) sind mit Vollbildern und Kopfleisten von F. Careis geziert. — Erwähnung verdienen auch Richard Euringers „Tummelpack“ (Walter Seifert, Stuttgart), Hans Reyhings „Brachland“ (Strecker & Schröder, Stuttgart), Adam Müller-Guttenbrunns „Die schöne Lotti“, Erwin H. Rainalters „Die Menagerie“ (Wiener Literarische Anstalt), Ferdinand Madlingers Kleinstadtgeschichten „Steinacher Leut“ (Reuß & Itta, Konstanz) mit Bildern von Bert Joho, Anna Croissant-Rusts „Kaleidoskop“ (Thespis-Verlag, München), Anton Fendrichs „Menschen und Menschlein“ (Francksche Verlagshandlung. Stuttgart) und Elisabeth Thommens drei Frauenbilder „Das Tannenbäumchen“ (Orell Füßli, Zürich).

Konversationslexika

Es ist dem Verlag als hohes Verdienst anzurechnen, daß er es bei fast unüberwindlichen Schwierigkeiten durchgesetzt hat, eine Neu-Auflage von Meyers Handlexikon (Bibliographisches Institut, Leipzig) herauszubringen. Es ist der Versuch gemacht worden, in diesem ersten Friedenslexikon der völligen Um- und Neugestaltung durch Krieg und Revolution gerecht zu werden. In den Grenzen des Möglichen ist dieses Ziel erreicht, und die neu hinzugewachsenen Begriffe sind in der gleichen knappen Form behandelt worden, die alles Wesentliche erschöpfend bei den früher behandelten zusammenfaßt. Der „Kleine Meyer“ wird bis zu einer Neuauflage seines großen Bruders wieder als der zuverlässige Führer gelten können, als der er früher seinen Ruf begründete. Die 7. Auflage enthält ungefähr 75 000 Stichwörter und Verweise und auf 797 Seiten Text 1700 sehr gut erläuternde Abbildungen, außerdem 2 bunte, 28 schwarze Tafeln, 45 Karten sowie Text- und statistische Übersichten. Der Preis beträgt 50 M.

Kalender

Von den eingesandten Kalendern heben wir drei hervor: **Kalender für Deutsche** (Sponholtz, Hannover), **Kunst und Leben** (Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf) und **Herders Wochenkalender** (Herder & Co., Freiburg). Der „Kalender für Deutsche" zeigt die gleichen Vorzüge, auf die hier bei seinem ersten Erscheinen hingewiesen ist. Die gut ausgestatteten Blätter bringen wieder eine kluge und geschickte Auswahl aus dem unerschöpflichen Schatz deutschen Geistesgutes, und der treue Begleiter unserer Tage ist wohl gerüstet, in grauen Stunden uns ein Wort der Stärkung und einen Strahl der Hoffnung zu vermitteln. — „Kunst und Leben" bringt wie alljährlich eine Fülle von Originalholzschnitten und -zeichnungen in guter Wiedergabe, und mit den Versen und Sprüchen deutscher Dichter stellt er sich recht stattlich dar. Einige Namen von Künstlern, die mitgearbeitet haben, sollen für die Reichhaltigkeit des Inhalts zeugen: Büttner, Diez, Kallmorgen, Fidus, Käthe Kollwitz, Kubin, Pottner, Schiestl, Ubbelohde und Bonsels, Eulenberg, Flaischlen, Hesse, Hauptmann, Huch, Klabund, Kolbenheyer, Mann und Münchhausen. — „Herders Wochenkalender", in gediegener Aufmachung, mit gutem Bildschmuck bringt neben Versen und Sprüchen unterhaltenden und belehrenden Text und nimmt auch auf die praktischen Bedürfnisse des Tages ausgiebig Rücksicht, so daß er in jeder Hinsicht willkommen sein wird

(Schluß folgt.)

Handbuch der Politik. III. Auflage. 1. Band. **Die Grundlagen der Politik.** Berlin und Leipzig, Verlag Dr. Walther Rothschild, 1920. 415 Seiten.

Der Verlag Dr. Walther Rothschild bringt in buchhändlerisch so schweren Zeiten, wie den unsrigen, eine neue Auflage des bekannten Sammelwerkes: „Handbuch der Politik" heraus. Eine ebenso opfervolle, wie äußerst dankenswerte Leistung. Deutschland hat den furchtbarsten politischen Zusammenbruch seiner gesamten Geschichte erlebt: wir beginnen politisch aufzuwachen, freilich erst ganz allmählich und wohl durch alle Stufen des Irrtums und der Maßlosigkeiten hindurch. Eine große Reihe verantwortlich denkender Kreise verlangen aus diesem Grunde für unsere Generation und alle kommenden Geschlechter politische Schulung und Bildung, auch wenn sie zumeist in der Bestimmung von Anlage, Weg und Ziel der neuen Wirklichkeitsbildung auseinandergehen. Überdies hat es den Anschein, als ob der Bau unserer neuen Verfassung und seine innere politische Gliederung noch keineswegs überall stabilisiert sei: man denke etwa an die „vorläufige" Eingliederung des Reichswirtschaftsrates. Endlich hat das parlamentarische Parteiensystem eine ganz andere Lebhaftigkeit grundsätzlichen Meinungsaustausches im Gefolge, wie jede Verfassung, in der Gestalt und Auswirkungsweite des Staates als ein undiskutierbares heiliges Lebensgesetz des Volkes empfunden wird. Die „Grundlagen der Politik", der erste Band, zeigt denn auch in unbeschönigter Klarheit die verschiedensten Anschauungsweisen. Ängstliche Parteileute und doktrinäre Trotzköpfe werden hier von verhängnisvoller Uneinheitlichkeit sprechen. Aber es ist doch gut so. Der lernbegierige Leser ist dank der ausgebreiteten Buntheit höchlichst angeregt und nicht selten arg verwirrt. So wird er darauf angewiesen sein, immer von sich aus weiter zu denken und weiter zu forschen. Ein Beispiel: wer Menzels Ausführungen über Begriff und Wesen des Staates und Oppenheimers Darstellung des Verhältnisses von Staat und Gesellschaft miteinander vergleicht, wird entweder unter dem Eindruck der Autoritäten auf gut Glauben und gut Glück sich dem einen oder anderen mehr oder weniger unbedingt anschließen oder zu eigner selbständiger Neudurchdenkung vorstoßen. Selbst im ersten Falle wird ihn das Bewußtsein nicht verlassen, daß der von ihm angenommene Standpunkt nur einer unter zahllosen ist. Und eine solche Problematisierung ist als vorwärtstreibender Übergang nur zu wünschen. Das etwas über 400 Seiten starke Handbuch umfaßt aus der Feder namhafter Sachkundiger 34 Einzelanalysen, Querschnitte und historische Durchblicke durch das politische Gesamtgebiet. Hierüber im einzelnen zu referieren, wäre vollkommener Dilettantismus, da Enzyklopädien selber dem referierenden Niveau angehören. Die Gruppierung ist sehr übersichtlich. Literaturnachweise sind in angemessener Vollständigkeit zur Hand. Ein in mancher Hinsicht (der Name: Lorenz von Stein fehlt, auf . ellen wird unvollständig verwiesen) zu vervollständigendes Gesamtregister tut gute Dienste. A. D.

Theodor Fontanes engere Welt. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Dr. Mario Krammer. Berlin 1920, Arthur Collignon.

Für die vertraute Gemeinde Theodor Fontanes gibt Dr. Mario Krammer als dritten Band der Lilien-Drucke eine Reihe bisher unveröffentlichter Gedichte und Briefe heraus, die von einer größeren Zahl Faksimiles, unbekannter Bilder und Stammbucheintragungen begleitet sind. Das vornehm ausgestattete Werk bringt kaum einen neuen Zug zum geistigen Bilde Fontanes — was auch nicht zu erwarten war — aber den Abglanz seiner liebenswerten und charakteristischen Persönlichkeit in Zeugnissen seines nächsten Freundeskreises, seiner Familie und Häuslichkeit. Wir bewundern von neuem die hohe Klassizität des Briefschreibers Fontane, diese eigenartige Mischung von Güte und Ernst, von ironischem Pessimismus und tapferer Weltfreudigkeit; wir lesen mit Interesse im Faksimile die berühmte Ballade vom alten Ziethen in einer reifen Niederschrift mit letzten Feilungen von Fontanes Hand, lächeln über die Karikaturen eines Maler-Freundes, die den Dichter im berühmten dicken Schal von gestrickter Wolle zeigen, und weilen des längeren nachdenklich und ergriffen vor der wertvollsten Beigabe des Werkes: einem vorzüglichen Kupferdruck nach einem Pastellbild der Frau Emilie, espritvoll und nüchtern in einem, jener Frau, die dem Dichter so nötig war und doch mit ihrer übertriebenen Hausfrauentugend so oft zu schaffen machte. — Wer mit Fontane vertraut, für ein paar Stunden in seiner „engeren Welt" weilen will, wird diese Veröffentlichung dankbar begrüßen und den intimen Büchern seiner Bibliothek beireihen. Conrad Wandrey.

Chile als Land der Verheißung und Erfüllung für deutsche Auswanderer. Eine Landes- und Wirtschaftskunde von Prof. Dr. Otto Bürger. Mit einer Karte von Chile. Leipzig, 1920., Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

Dies Buch kommt gerade zur rechten Zeit, um manchem, der nach Chile auswandern will, mit gutem Rat und Aufklärung zu dienen. Der stofflichen Anordnung nach steht das Buch zwischen dem bisher unübertroffenen Buche von Dr. Martin „Landeskunde von Chile" und der Fülle kleinerer Bücher oder Spezialarbeiten über Chile. Bürger teilt das Buch in drei Abschnitte ein, von denen der letzte der Auswanderung im besonderen gewidmet ist, während die beiden ersten sich mit Chile als Land und Staat, sowie als Glied der Weltwirtschaft befassen. Das statistische Material ist soweit wie möglich den letzten zuverlässigen Veröffentlichungen entnommen worden. Die Sprache des Buches entbehrt bei der Fülle des Stoffes, der auf 260 Seiten zusammengefaßt ist, im allgemeinen der Schönheit des Ausdruckes, wie sie die Arbeiten von Darapsky, Martin, Semper, Michels und anderen Schriftstellern mit Spezialgebieten oder großen Nachschlagewerken, aufweisen. Sätze wie „In ihren Wäldern tummeln sich ebenfalls Indianer, die bekanntlich ihren stärkemehlhaltigen Samen nachgehen" sind nicht gerade sehr gelungen zu nennen! Nicht sehr glücklich ist auch die Schilderung der Löhne und Lohnverhältnisse in Chile, deren Höhe bald in Pesos, bald in Reichsmark angegeben wird, wodurch die Übersicht etwas leidet. Dieser Nachteil ist aber schon um dessentwillen nicht erheblich, als ja auch in Chile alles im Flusse ist und die Lohngestaltung nach dem Friedensschlusse durch die weltwirtschaftlichen Veränderungen doch noch ganz wesentliche Veränderungen erfahren dürfte.

Einige kleine sachliche und sprachliche Ungenauigkeiten sind untergeordneter Art und vermögen den Wert des Buches nicht zu beeinträchtigen.

Bürger kommt zu dem Schlusse, daß er Chile als Einwanderungsland und neue Heimat dem Deutschen aller Stände — außer gewissen rein theoretischen Berufen, wie Jurist, Geistlicher usw. — nur wärmstens empfehlen kann. Alfredo Hartwig.

Damaskus. Altes und Neues aus Syrien. Von Hans v. Kiesling. Leipzig 1919, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 126 S.

Dies ist das Buch eines Generalstabsoffiziers, der im Kriege weitere Teile des Orients, insbesondere die alte Kalifenstadt Damaskus kennen gelernt hat. Er verarbeitet darin ältere literarische Ergebnisse mit eigenen Erfahrungen, was gemeinsam ein anschauliches Bild dieser Hochburg arabischer Kultur gibt. Wir freuen uns an seiner Liebe zu der orientalischen Welt und vergessen darüber gern eine Anzahl kleiner Versehen wie seltsamer Unbedachtheiten. Einen Satz, wie: „Trotz ihrer Größe machen diese drei Damaszener Basarstraßen keinen ausgesprochen orientalischen Eindruck" hätte sich Flaubert für sein Werk „Bouvard und Pécuchet" sicher nicht entgehen lassen. E. Banse.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Andrássy. — Diplomatie und Weltkrieg. Von Graf Julius Andrássy. 349 Seiten. Berlin, Ullstein & Co. 1920.

Andreä. — Der geistige Mensch und seine Freiheit. Von Dr. Ernst Andreä. Ein Führer durch die Irrgänge der Gegenwart. 220 Seiten. Stuttgart, Julius Hoffmann, Verlag.

Angell. — Der Friedensvertrag und das wirtschaftliche Chaos in Europa. Von Norman Angell. 116 Seiten. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. 1920.

Annunzio. — Italien und Leben von Gabriele d'Annunzio. (Deutsche Übersetzung.) 22 Seiten. Fiume, Buchdruckerei P. Battara.

Arnim. — Der tolle Invalide. Von Achim von Arnim. Illustriert von Erich M. Simon. (Der kleine Roman, Nr. 43.) 23 Seiten. Berlin, H. S. Hermann & Co., Verlag.

Aster. — Geschichte der antiken Philosophie von E. von Aster, Prof. an der Universität München. 272 Seiten. Berlin, Vereinigung Wissenschaftlicher Verleger. 1920.

Balch. — Kunst und Mensch. Vergleichende Kunststudien. Deutsche Ausgabe von Erwin Volckmann. 27 Abbild. u. 188 Seiten. Würzburg, Gebr. Memminger, Verlag. 1921.

Banse. — Expressionismus und Geographie. Von Ewald Banse. 27 Seiten. Braunschweig, Georg Westermann. 1920.

Bartmann. — Heimatpflege (Denkmalspflege und Heimatschutz). Ihre Aufgaben, Organisation und Gesetzgebung von Dr. Hermann Bartmann. Aus Natur und Geisteswelt Nr. 756.) 128 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner. 1920.

Bäzner. — Wo sind die Toten und sehen wir sie wieder? Auf Grund eigner Beobachtungen mitgeteilt von Erhard Bäzner. 96 Seiten. Leipzig, Theosophischer Kulturverlag. 1920.

Bäzner. — Wo sind die Toten und sehen wir sie wieder? Mit Berücksichtigung der Gefahren der Hypnose, Suggestion und des Spiritismus auf Grund eigener Beobachtungen mitgeteilt von Erhard Bäzner. 196 Seiten. Leipzig, Theosophischer Kulturverlag. 1920.

Behr. — Toinette. Roman von Hedwig von Behr. 78 Seiten. Weimar, Wolf von Kornatzki, Verlag. 1920.

Bernhard. — Die Polenfrage. Der Nationalitätenkampf der Polen in Preußen von Univ.-Prof. Ludwig Bernhard. 572 Seiten. München, Duncker & Humblot, Verlag. 1920.

Bernhardi. — Eine Weltreise 1911/12 und der Zusammenbruch Deutschlands von Friedr. von Bernhardi, General d. K. z. D. 781 Seiten. Leipzig, S. Hirzel. 1920.

Böhm. — Die Zionistische Bewegung. I. Teil: Die Bewegung bis zum Tode Th. Herzls von Adolf Böhm. 190 Seiten. Berlin, Welt-Verlag. 1920.

Boehm. — Körperschaft und Gemeinwesen von Max Hildebert Boehm. 168 Seiten. Leipzig, K. F. Koehler. 1920.

Brockes. — Cajus von Derbe, der Gefährte des Paulus. Ein Bild vom Kämpfen und Werden in der ältesten Christenheit von F. Brockes. 1 Karte u. 392 Seiten. Halle, C. Ed. Müllers Verlag (Paul Seiler). 1920.

Bröger. — Die vierzehn Nothelfer. Ein Buch Legenden von Karl Bröger. Mit Bildern von Rudolf Schiestl. Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder, Verlag.

Bruns. — Die Arche. Von den Nächten der Flut, der Vernichtung und des Traumes von Max Bruns. 173 Seiten. Minden i. Westf., Verlag J. C. C. Bruns.

Bulson. — Aus der Jugendzeit. Erinnerungen und Träume aus alten Tagen von Paul Bulson. 196 Seiten. München, Albert Langen. 1920.

Cassirer. — Idee und Gestalt. Goethe — Schiller — Hölderlin — Kleist. 5 Aufsätze von Ernst Cassirer. 200 Seiten. Berlin, Bruno Cassirer. 1921.

Christoterpe, Neue, 1921. 42 Jahrg. Ein Jahrbuch, herausgegeb. von Ad. Bartels und Jul. Kögel. Mit Bildern. 211 Seiten. Halle a. S., C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung (Paul Seiler).

Croissant. — Kaleidoskop von Anna Croissant-Rust. 289 Seiten. München, Thespis-Verlag. 1921.

Deklamatorium. Eine Mustersammlung ernster und heiterer Vortragsdichtungen aus der Weltliteratur. Herausgegeben von Maximilian Bern. 636 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun., Univ.-Bibl. Nr. 2291—95a, b.

Delbrück. — Lorenzo von Medici und Savonarola. Roman von Kurt Delbrück. 482 Seiten. Halle a. S., Richard Mühlmann Verlag. 1920.

Delitzsch. — Die große Täuschung. Kritische Betrachtung zu den alttestamentlichen Berichten von Friedrich Delitzsch. 149 Seiten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Dennert. — Die Wahrheit über Ernst Haeckel und seine „Welträtsel". Nach dem Urteil seiner Fachgenossen beleuchtet von Prof. Dr. E. Dennert. 180 Seiten. Halle a. S., C. Ed. Müllers Verlag (Paul Seiler). 1920.

Deutscher Volkshausbund E. V. — Liste der Volkshochschulen und Volkshochschulkurse im deutschen Sprachgebiet. Nach dem Stand vom 1. Mai 1920. 43 Seiten. Herausgegeben vom Arbeitsamt für Volkshochschulen, Berlin-Wilmersdorf, Sigmaringer Straße 15.

Dietz. — Eine Todesnacht. Erzählung von Marie Bregendahl. Aus dem Dänischen übersetzt von Marie Dietz. 175 Seiten. München, Albert Langen. 1920.

Dill. — Rose Ferron. II. Teil. Roman von Liesbet Dill. 258 Seiten. Dresden, Max Seyfert Verlagsbuchhandlung. 1920.

Dunin-Borkowski S. J. — Führende Jugend. Aufgaben und Gestalten junger Führer. Von Stanislaus von Dunin-Borkowski S. J. 205 Seiten. Berlin, Ferd. Dümmler Verlag. 1920.

Eckardt. — Aus den Tagen von Bismarcks Kampf gegen Caprivi. Erinnerungen von Julius von Eckardt. 86 Seiten. Leipzig, S. Hirzel Verlag. 1920.

Engel. — Herr Adam und Frau Eva. Von Alexander Engel. 86 Seiten. Wila. 1920.

Erzberger. — Erlebnisse im Weltkrieg von Reichsfinanzminister a. D. M. Erzberger. 396 Seiten. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Euringer. — Tummelplatz. Ein ganzes Buch Geschichten von Richard Euringer. 295 Seiten. Stuttgart-Heilbronn, Walter Seifert Verlag. 1920.

Ewert. — Danziger Glossen von Ernst Ewert. Heft 1. 32 Seiten. Danzig-Langfuhr, Verlag der „Danziger Glossen". 1920.

Ewert. — Der Atheist. Zweites Heft der „Danziger Glossen". 60 Seiten. Danzig-Langfuhr, Verlag der „Danziger Glossen". 1920.

Farbige Franzosen am Rhein. Ein Notschrei deutscher Frauen. 64 Seiten. Berlin, Hans Robert Engelmann. 1920.

Faustmann. — Aus tiefem Brunnen. Das deutsche Sprichwort von Karl Faustmann, Professor in Mainz. Mit einem Beitrag von Dr. J. B. Seidenberger. (XVIII und 316 Seiten.) Freiburg i. Br., Herder Verlag. 1920.

Fischer. — Vogel Sehnsucht. Gedichte von Ernst Fischer. 108 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1920.

Fleischer. — Der eiserne Tisch. Von Viktor Fleischer. Illustr. von Walther Buhe. 18 Seiten. („Der kleine Roman.") Berlin, H. S. Hermann & Co.

Foß. — Enthüllungen über den Zusammenbruch. Von Konteradmiral a. D. Foß. 103 Seiten. Nachtrag I. 74 Seiten. Halle, Richard Mühlmann. 1919.

Freytag-Loringhoven. — Generalfeldmarschall Graf von Schlieffen. Sein Leben und die Verwertung seines geistigen Erbes im Weltkriege von Freiherrn von Freytag-Loringhoven, General d. Inf. a. D. 160 Seiten. Leipzig, Historia-Verlag Paul Schraepler. 1920.

Fricke. — Der Fehler in Einsteins Relativitätstheorie. Von Dr. phil. H. Fricke. 28 Seiten. Wolfenbüttel, Heckners Verlag. 1920.

Fricke. — Die neue Erklärung der Schwerkraft. Kurzgefaßte und gemeinverständliche Darstellung von Dr. phil. H. Fricke. 24 Seiten. Wolfenbüttel, Heckners Verlag. 1920.

Galsworthy. — A Bit o' Love. And other Plays by John Galsworthy. 279 Seiten. (Tauchnitz Edition. Vol. 4539.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1920.

Gegenrechnung, Die. Motto: Wir vergessen nicht. Vierteljährlich 6 Lieferungen 5 Mark. Herausgegeben von H. Fröhlich. München, Verlag Deutsche Eiche.

Geist-Lányi. — Das Nationalitätenproblem auf dem Reichstag zu Kremsier 1848/49. Von Dr. Paula Geist-Lányi. 210 Seiten. München, Drei-Masken-Verlag. 1920.

Germanus Agricola. — Geldwahn und Rettung. Sammlung der in der Zeit vom 7. 9. 19 bis 31. 1. 20 im „Münchner Beobachter" erschienenen Aufsätze des Germanus Agricola. Herausgeb. Dr. med. Joh. Dinkelacker. 95 Seiten. München, Verlag „Deutsche Eiche". 1920.

Günther. — Lebenshaltung des Mittelstandes. Statistische und theoretische Untersuchungen zur Konsumtionslehre von Adolf Günther. Mit einem Beitrag von H. Neumann. 177 Seiten. München, Duncker & Humblot Verlag. 1920.

Heimsoeth. — Hegel. Ein Wort der Erinnerung. Von Privatdozent Dr. Heinz Heimsoeth (Marburg). Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus. Beiheft 5. 20 Seiten. Erfurt, Kayserische Buchhandlung. 1920.

Herbert. — Tragödie der Macht. Erzählung aus den letzten Tagen Napoleons von M. Herbert. 151 Seiten. Köln, J. P. Bachem.

Hertling. — Weißkirchen. Roman von Ludwig Maria von Hertling. 142 Seiten. Freiburg i. Br., Herder & Co., G. m. b. H., Verlag. 1920.

Hildebrandt. — Norm und Verfall des Staates. Von Kurt Hildebrandt. 245 Seiten. Dresden, Sibyllen-Verlag. 1920.

Hildebrandt. — Norm und Entartung des Menschen. Von Kurt Hildebrandt. 293 Seiten. Dresden, Sibyllen-Verlag. 1920.

Hin und Zurück. — Aus den Papieren eines Arztes. 19. Aufl. 323 Seiten. Halle a. S., Richard Mühlmann, Verlag. 1921.

Hock. — Die methodische Entwicklung der Talente und des Genies. Von Dr. Alfred Hock. 204 Seiten. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. 1920.

Höfer. — Fanny Elßler, Friedrich von Gentzens letzter Liebestraum. Roman von Irma Höfer. 335 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1921.

Huebner. — Europas Neue Kunst und Dichtung. Von Friedr. Markus Huebner in Verbindung mit Tirk Coster, Paul Colin, Douglas Goldring, Romano Guarnieri. 95 Seiten. Berlin, Ernst Rowohlt, Verlag. 1920.

Jacob. — Die Physiker von Syrakus. Ein Dialog von Heinrich Eduard Jacob. 107 Seiten. Berlin, Ernst Rowohlt, Verlag. 1920.

Jacobs. — Ibsens Bühnentechnik. Von Monty Jacobs. 208 S. Dresden, Sibyllen-Verlag. 1920.

Japan. — Die Isolierung Japans. Eine Darstellung der politischen Lage Japans nach dem Kriege. Von einem früheren Legationsrat im fernen Osten. Aus dem Englischen übertragen von Prof. Sauter. 158 Seiten. Charlottenburg, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. 1920.

Jegerlehner. — Die Schloßberger. Geschichte einer Jugend von Johannes Jegerlehner. 313 Seiten. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1920.

Kahler. — Der Beruf der Wissenschaft. Von Erich v Kahler. 101 S. Berlin, Georg Bondi. 1920.

Kaibel. — Plus und Minus. Novellen von Franz Kaibel. 215 Seiten, München, Musarion-Verlag.

Kaindl. — 1848/49—1866—1918/19. Des deutschen Volkes Weg zur Katastrophe und seine Rettung. Von Professor Dr. R. F. Kaindl. 70 Seiten. München, Drei-Masken-Verlag. 1920.

Kappstein. — Die Fackelträgerin. Von Anna Kappstein. 360 Seiten. Dresden, Max Sehfert, Verlagsbuchhandlung. 1920.

Kirchbach. — Sein Gärtchen. Von Wolfgang Kirchbach. Illustriert von Erich M. Simon. 34 Seiten. Berlin, H. S. Hermann & Co., Verlag. 1920.

Kjellén. — Die Großmächte und die Weltkrise. Von Dr. Rudolf Kjellén. 249 Seiten. Leipzig, Verlag und Druck von W. G. Teubner. 1921.

Kjellén. — Grundriß zu einem System der Politik. Von Rudolf Kjellén. 105 Seiten. Leipzig, S. Hirzel, Verlag. 1920.

Klamfoth. — Von Büchern und Menschen. Allen Bücherfreunden dargeboten von Hermann Klamfoth. Mit einer Einleitung von Dr. phil. Pfeiffer. 47 Seiten. Leipzig, Kurt Viewegs Verlag. 1920.

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg
In Deutsch-Österr. ich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I. Domgasse 4. — Verlag Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.184-85

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY